







# Hochland

Monatschrift für alle Gebiete  
des Wissens/der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Elfter Jahrgang

April 1914-September 1914

Band

2

Memmen und München  
Verlag Jos. Kösel'sche Buchhandlung







# Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XI. Jahrgang\*.

AP 20  
H6  
v. II: 2

## I. Romane, Novellen und Gedichte

Seite

Dörfler, Peter: La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna . . . . .	257, 404, 559, 668
Herwig, Franz: Das Schlachtfeld . . . . .	44, 152, 317
. . . . .	
Knodt, R. E.: An die deutsche Jugend . . . . .	721
Zeß, Paul: Aufgang . . . . .	198

## II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

Cramer-Klett, Theodor Freiherr von: Kardinal Rampolla del Tindaro . . . . .	1
Brauweiler, Dr. Heinz: Der Kern und die Bedeutung des 'Zentrumsstreits' . . . . .	75
Brauer, Th.: Ein Wort zur Gewerkschaftsfrage . . . . .	91
Schnippenböcker, Joseph: Poincarés 'Letzte Gedanken' . . . . .	106
Kesselring, Dr. Max: Charakterfehler im Lichte medizinischer Forschung und christlicher Ueberlieferung . . . . .	129
Sorge, Reinhard Johannes: Werden der Seele. Abriß einer Konversion . . . . .	199
Baumhauer, Univ.-Prof. Dr. Heinrich: Jacobus Henricus van't Hoff . . . . .	215
Bernhart, Dr. Joseph: Einige Bücher zur Mystik . . . . .	226
Rüches, P. Hubert: Charles Stewart Parnell und die irische Home Rulebewegung . . . . .	279, 452
Hasse, Else: Kleine Blumenpredigten . . . . .	297, 442, 606
Schulz-Hamburg, Dr. E.: Der erste Fürst von Albanien und seine Aufgabe . . . . .	385
Kaufschberger, Dr. Walther: Friedrich Nießches Lehre von der ewigen Wiedertunft . . . . .	465
Zimmer, Franz: Maeterlinds Gedanken über den Tod . . . . .	468
Joerster, Karl: Sankt Alltag. Impressionen und Meditationen . . . . .	518
Mertle, Univ.-Prof. Dr. Sebastian: Der Jeßerprozeß und seine Revision . . . . .	526
Rost, Dr. Hans: Der Zerfall des deutschen Judentums . . . . .	545
Schulz, Stabsarzt Dr. E.: Die militärische Spionage . . . . .	641
Graßl, Medizinalrat Dr. J.: Völkische Lebensfähigkeit und Religion . . . . .	655
Poertner, Militäroberpfarrer Dr.: Briefe eines Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz . . . . .	722
Riß, Oberamtsrichter F. K.: Arakau . . . . .	725
Lutoslawski, Univ.-Prof. Dr. W.: Können wir noch Christen sein? . . . . .	733
* E.: Halbbildung . . . . .	111
* Mayer, Anton: Julianus Apostata . . . . .	114

\* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken 'Hochland-Echo' und 'Rundschau'.

	Seite
* Marešch, Dr. Otto: Adam Trabert . . . . .	116
* M. E.: Ein katholisches Forschungsinstitut in Salzburg . . . . .	119
* **: Georg Kardinal Ropp † . . . . .	237
* Lutoslawski, Univ.-Prof. Dr. W.: Der Kampf um die 'Innere Freiheit' . . . . .	251
* —r.: Naturerkenntnis und Weltanschauung . . . . .	371
* Wehberg, Dr. Hans: Die 3. Haager Friedenskonferenz . . . . .	373
* Marešch-Jezewicz, Dr. Maria: Der 2. österr. kath. Frauentag . . . . .	375
* Ettlinger, Dr. Max: Die Signalabhängigkeit der 'denkenden Pferde' . . . . .	377
* E.: Sammlung und Scheidung der Geister . . . . .	489
* Bötsch, J.: Lehrertagungen . . . . .	492
* Donders, Dr. Ad.: Pater Bonaventura . . . . .	493
* Pfleger, Dr. Luzian: Eine Gobieneubiographie . . . . .	501
* Der Gottesglaube und die Kinder . . . . .	629
* Schneidewin, Prof. Dr. Max: Baronin Berta von Suttner . . . . .	631
* E.: Krisis der Zeit . . . . .	738
* Clasen, Dr. P. A.: Die Heilsarmee . . . . .	741
* Illert, Friedrich M.: Die publizistische Arbeit . . . . .	743
* Mayer, Anton: Kirchenväter und Klassizismus . . . . .	746
* Ettlinger, Privatdoz. Dr. Max: Die Begründung einer Gesellschaft für Religionspsychologie . . . . .	750
* Froberger, Dr. Jos.: Die deutsche Auslandshochschule . . . . .	752
* Bötsch, Rektor J.: Die nationale Einheitschule . . . . .	754

### III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

Ritter, Emil: Proletarische Literatur. Eine kulturpsychologische Studie	20
Schmiz, Privatdozent Dr. Eugen: Zum Verständnis von Bachs Matthäuspasion . . . . .	101
Weiß, Konrad: Der katholische Kulturwille und die neue Kunst. Offener Brief an P. Desiderius Lenz . . . . .	191
Budde, Fritz: Moderne Theaterkunst . . . . .	201
Schmiz, Dr. Eugen: Zur Neuausgabe von Wagners 'Pariser Lannhäuser' . . . . .	219
Serwig, Franz: Neue Romane . . . . .	232, 481, 625
Behr, Max: Paul Henje . . . . .	307
Schmiz, Dr. E.: Der Klavierauszug . . . . .	364
Marešch-Jezewicz, Dr. Maria: Literarischer Satanismus. Ein Beitrag zur Psychologie der Moderne . . . . .	435
Zimmer, Franz: Maeterlinds Gedanken über den Tod . . . . .	468
Schmiz, Dr. Eugen: Zu Chr. W. Glucks 200. Geburtstag . . . . .	476
Prillipp, Beda: Neue englische Romane . . . . .	485
Lill, Dr. Georg: Sammlung Baron Albert Oppenheim . . . . .	612
Schmiz, Dr. Eugen: Die 'Josephslegende' von Richard Strauß . . . . .	617
* Literatur und Theater.	
* Welter, Dr. Nikolaus: Frederi Mistral, der Feliber † . . . . .	241
* Klein-Diebold, Rudolf: Berliner Theater . . . . .	247



	Seite
* Herwig, Franz: Die Erschließung der Goetheschen Sammlungen	379
* Wachler, Dr. Ernst: Paul Ernsts 'Ariadne auf Naxos' . . . . .	380
* Schlechtriem, Dr. Wilhelm: Filmbetrieb . . . . .	381
* Behr, Max: Christian Morgenstern † . . . . .	498
* Pfleger, Dr. Luzian: Eine Gobineaubiographie . . . . .	501
* **: Der Kampf um die Jugendschrift . . . . .	504
* Klein-Diebold, Rudolf: Das 'Mirakel' in Berlin . . . . .	506
* Behr, Max: Karl Frenzel † . . . . .	633
* Schermann, Dr. Max: Ein schwäbischer Forscher und Dichter .	759
* Kunst.	
* Hartmann, Dr. J.: Zur englischen und deutschen Kirchenbaukunst	247
* Wadernagel, Privatdozent Dr. W.: Die Leipziger Bugra; zur Kulturgeschichte der Schrift, des Buches und der Graphik . .	636
* Kieffel, Amtsgerichtsrat Franz: Die Jahrhundertausstellung deut- scher Kunst in Darmstadt . . . . .	761
* Dörfler, Dr. Peter: Die Maler der römischen Campagna . .	763
* Musik.	
* Schmitz, Dr. Eugen: Eine futuristische Oper . . . . .	124
" " " : Zur Entstehungsgeschichte des 'Deutschen Re- quiems' von Brahms . . . . .	250
" " " : Richard Wagner und Gerhart Hauptmann . . . .	509
" " " : Hector Berlioz' 'Lebenserinnerungen'. . . . .	765

## IV. Biographisches

* Berlioz', Hector, 'Lebenserinnerungen'. Von Dr. E. Schmitz .	765
* Bonaventura, Vater. Von Dr. Wd. Donders . . . . .	493
* Bud, M. R., ein schwäbischer Forscher und Dichter. Von Dr. Max Schermann . . . . .	759
Ehrlich, Paul. Von Direktor Ing. Friedrich Dessauer . . . .	728
* Frenzel, Karl. Von Max Behr . . . . .	633
Glück, Zu Chr. W. —s 200. Geburtstag. Von Dr. Eugen Schmitz	476
Heise, Paul. Von Max Behr . . . . .	307
Hoff, Jakobus Henricus van't —. Von Univ.-Prof. Dr. H. Baum- hauer . . . . .	215
* Julianus Apostata. Von Anton Mayer . . . . .	114
* Kopp, Georg Kardinal. Von ** . . . . .	237
* Mistral, Frederi, der Feliber †. Von Dr. Nikolaus Welter .	241
* Morgenstern, Christian. Von Max Behr . . . . .	498
Barnell, Charles Stewart — und die irische Homerulebewegung. Von P. Hubert Rüchtes . . . . .	279, 452
Rampolla del Tindaro, Kardinal. Von Theodor Freiherr von Cramer-Klett . . . . .	1
* Suttner, Baronin Berta von. Von Prof. Dr. Max Schneidewin	631
* Trabert, Adam. Von Dr. Otto Marešch . . . . .	116

	Seite
<b>V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde</b>	
Schnippenkötter, Joseph: Poincarés ‚Letzte Gedanken‘ . . . . .	106
Kesselring, Dr. Max: Charakterfehler im Lichte medizinischer Forschung und christlicher Überlieferung . . . . .	129
Siemens, Dipl.-Ing. Georg: Die Energie in der Weltwirtschaft . . . . .	140
Baumhauer, Univ.-Prof. Dr. Heinrich: Jacobus Henricus van't Hoff . . . . .	215
Schulz-Hamburg, Dr. E.: Der erste Fürst von Albanien und seine Aufgabe . . . . .	385
Grahl, Medizinalrat Dr. J.: Völkische Lebensfähigkeit und Religion . . . . .	655
Riß, Oberamtsrichter F. K.: Arafau . . . . .	725
Dessauer, Direktor Ing. Friedrich: Paul Ehrlich . . . . .	728
* Hennig, Albert: Die Landwirtschaft in Deutsch-Süd-West-Afrika . . . . .	121
* —r.: Naturerkenntnis und Weltanschauung . . . . .	371
* Ettlinger, Dr. Max: Die Signalabhängigkeit der ‚denkenden‘ Pferde . . . . .	377
* Plahmann, Univ.-Prof. Dr. J.: Das Entstehungsgebiet der Sonnenflecken . . . . .	757

## VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwesen und Technik

Ritter, Emil: Proletarische Literatur. Eine kulturpsychologische Studie . . . . .	20
Brauer, Th.: Ein Wort zur Gewerkschaftsfrage . . . . .	91
Siemens, Dipl.-Ing. Georg: Die Energie in der Weltwirtschaft . . . . .	140
Rost, Dr. Hans: Der Zerfall des deutschen Judentums . . . . .	545
Schulz, Stabsarzt Dr. E.: Die militärische Spionage . . . . .	641
Grahl, Medizinalrat Dr. J.: Völkische Lebensfähigkeit und Religion . . . . .	655
Reventlow, Graf Ernst zu: Das Luftfahrzeug als Seekriegswaffe . . . . .	716
—h.: Deutschland zur See . . . . .	736
* Hennig, Albert: Die Landwirtschaft in Deutsch-Süd-West-Afrika . . . . .	121
* Wehberg, Dr. Hans: Die 3. Haager Friedenskonferenz . . . . .	373
* Marešch-Jezewicz, Dr. Maria: Der 2. österreichische katholische Frauentag . . . . .	375
* Nell, Bernarda von: Hausfrauenorganisation . . . . .	495
* Otto, Generalmajor Friedrich: Oberster Kriegsherr . . . . .	739
* Froberger, Dr. Joh.: Die deutsche Auslandshochschule . . . . .	752

## VII. Neues vom Büchermarkt

127, 255, 383

## VIII. Unsere Kunstbeilagen

128, 255, 384, 512, 640, 768

## IX. Kunstbeilagen

Cézanne, Paul: Landschaft . . . . .	129
„ „ : Männliches Bildnis . . . . .	144
„ „ : Stilleben mit Tulpen . . . . .	432
Christus, Petrus: Aus der Legende des hl. Eligius . . . . .	544
David, Gerard: Die hl. Jungfrau mit dem Kinde . . . . .	560

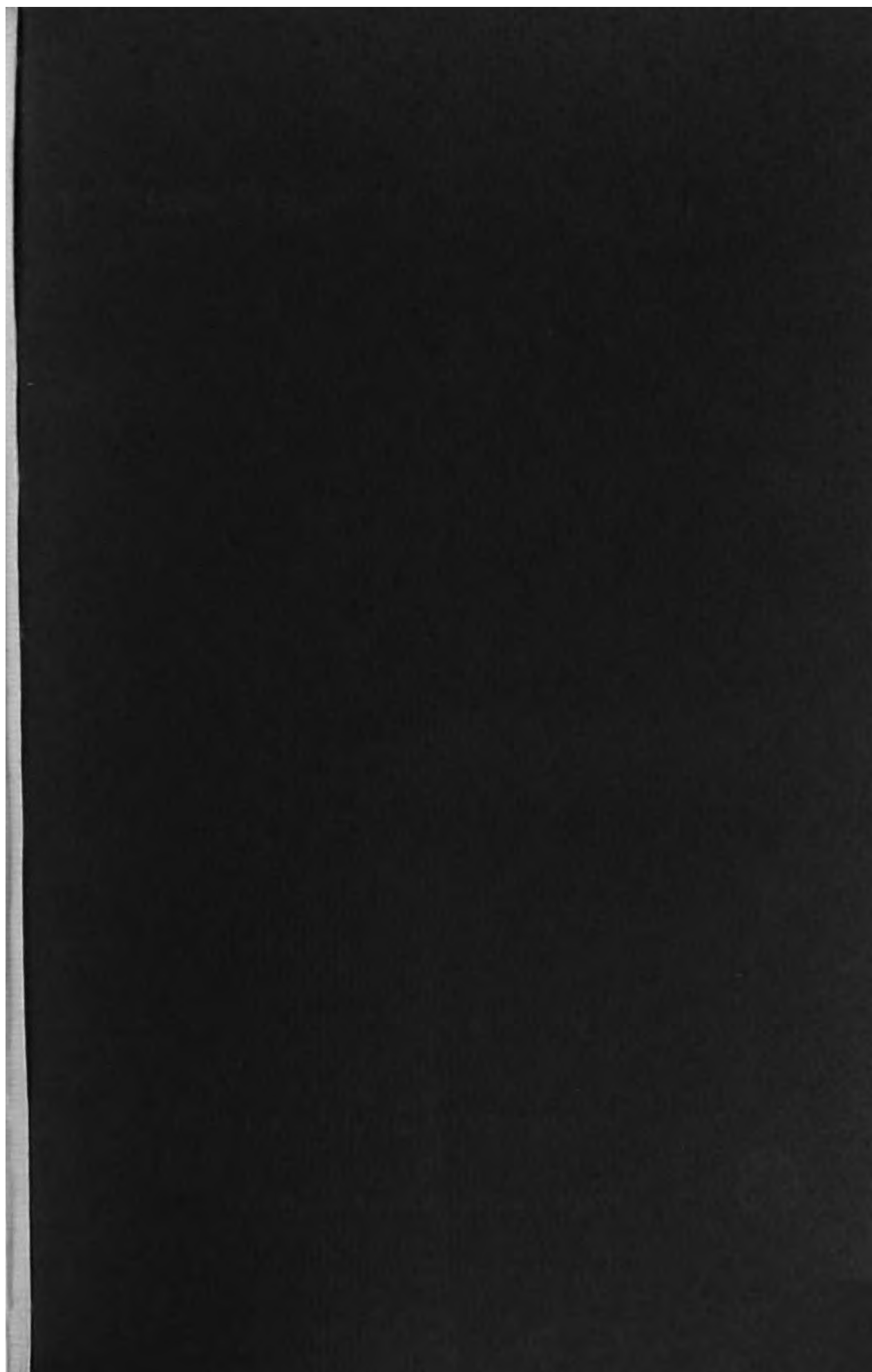
	Seite
Denis, Maurice: P. Desiderius Lenz mit seinen Schülern P. Adalbert und P. Gabriel . . . . .	208
Dürer, Albrecht: Schöllkraut . . . . .	272
"    "    : Das große Rasenstück . . . . .	352
Dyck, Antonius van: Der Maler . . . . .	513
Fugel, Gebhard: Martal . . . . .	32
"    "    : Hafen von Langenargen . . . . .	48
"    "    : Röhne . . . . .	64
"    "    : Birkenwald . . . . .	80
"    "    : Waldbach . . . . .	96
Gauguin, Paul: Die Flötenspielerin . . . . .	192
Gogh, Vincent van: Bildnis des Dr. Gachet . . . . .	160
"    "    "    : Die Schlucht . . . . .	176
Huijsum, Jan van: Blumenkorb . . . . .	257
Kurred, M.: Luffelsen bei Cervetri . . . . .	672
László, Philipp: Kardinal Rampolla . . . . .	1
Mignon, Abraham: Blumen und Tiere . . . . .	320
Poussin, N.: Campagnalandschaft (Matthäus und der Engel) . . . . .	688
Preller, Friedrich: Ponte Salaro . . . . .	736
Quellinus, E. und D. Seghers: Christus in einem Blumenkranz . . . . .	288
Roman, Max: Römische Campagna . . . . .	641
Rottmann, Carl: Campagna . . . . .	736
Rubens, P. P., und Jan Brueghel: Madonna im Blumenkranz . . . . .	304
Rubens, Peter Paul: Landschaft . . . . .	576
Ruisdael, Jakob J. van: Die Buchenallee . . . . .	592
Rupf, Rachel: Blumen und Früchte . . . . .	336
Schirmer, J. W.: Campagnalandschaft im Sturm . . . . .	704
Schuch, Karl: Blumenstrauß . . . . .	400
Thoma, Hans: Feldblumen . . . . .	385
"    "    : Ponte Romentano . . . . .	720
Trübner, Wilhelm: Edelweiß . . . . .	416

## X. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

	Seite		Seite
Abelt, L.: Der Flieger . . . . .	255	Bromme, M. W.: Lebensgeschichte	
Adolph, Karl: Töchter . . . . .	484	eines modernen Fabrikarbeiters . . . . .	33
Archiv für publizistische Arbeit . . . . .	745	Buchner, E.: Das Neueste von	
Bachem, J.: Das Zentrum, wie es		Gestern . . . . .	744
war, ist und bleibt . . . . .	78	Büttner, H.: Edhart . . . . .	230
Bachem, R.: Zentrum, katholische		Cohen, E.: J. H. van't Hoff . . . . .	215
Weltanschauung und praktische		Deutsches Zeitungs-Archiv . . . . .	745
Politik . . . . .	78	Döring, G.: Vom Erkennen zum	
Bazin, R.: Das Hemmnis . . . . .	255	Schauen . . . . .	26
Bertsch, H.: Die Geschwister . . . . .	25	Ernst, Paul: Ariadne auf Naxos . . . . .	380
Blentenstein, R.: Im Schiffmeister-		Engelbrecht, R.: Wege und Um-	
haus . . . . .	483	wege . . . . .	233
Bihlmeyer, R.: Heinrich Geuse . . . . .	230	Escherich, M.: Das fließende Licht	
Bittmann, R.: Deutsche Arbeiter . . . . .	36	der Gottheit . . . . .	227
Boy, Ed. J.: Eine Frau wie du . . . . .	127	Eucken, R.: Zur Sammlung der	
Bram, F.: Der Jörn Gottes . . . . .	127	Geister . . . . .	490



	Seite		Seite
Fischer, A.: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters; Aus einem Arbeiterleben . . . . .	30	Máday, Stephan von: Gibt es den- kende Tiere? . . . . .	377
Fischer, F. L.: Arbeiterschicksale . . . . .	35	Maeterlinck: Vom Tode . . . . .	468
Fraenkel, F.: Verse und Prosa . . . . .	28	Matthey, M.: Die Stadt am See . . . . .	384
Freimark, H.: Der Meister . . . . .	127	Mausbach, J.: Die katholische Mo- ral und ihre Gegner . . . . .	78
Frenzel, A.: Werke . . . . .	633	Merkl, A. L.: Der Gutsbesitzer von Holderau . . . . .	384
Fresenius, W.: Mystik und geschicht- liche Religion . . . . .	227	Molo, W. von: Die Freiheit . . . . .	481
Fürth, H.: Die Volkskultur . . . . .	28	Morgenstern, Chr.: Werke . . . . .	498
Galsworthy, J.: The dark flower . . . . .	487	Muthesius, G.: Die neuere kirchl. Baukunst in England . . . . .	247
Geffken, J.: Kaiser Julianus . . . . .	115	Oehl, W.: Deutsche Mystiker . . . . .	228
Grimm, H.: Südafrikanische No- velles . . . . .	127	Palme, A.: Die deutsche Auslands- hochschule . . . . .	753
Grunows Bücher . . . . .	255	Rehold, A.: Trotz alledem; Seit- same Musik . . . . .	22
Gustow: Der Zauberer von Rom . . . . .	634	Poincaré, H.: Letzte Gedanken . . . . .	107
Hamsun, K.: Vom Teufel geholt . . . . .	246	Raff, H.: Paul Heyse . . . . .	311
Handel-Mazzetti, E. v.: Stephana Schwertner . . . . .	625	Renouvier, Ch.: Uchronie . . . . .	734
Hardy, Th.: A changed man; the romantic adventures of a milkmaid . . . . .	488	Reventlow, E. v.: Deutschland zur See . . . . .	736
Havemann, J.: Schönheit . . . . .	482	Roeren, H.: Zentrum und Kölner Richtung . . . . .	78
Hein, G.: Werner Stauf der Monist . . . . .	234	Roloff, Lexikon der Pädagogik . . . . .	111
Herbert, M.: Die Kinder des Ri- llans . . . . .	233	Schemann, L.: Gobineau . . . . .	502
Hessel, F.: Der Kramladen des Glücks . . . . .	255	Schmitz, D. A. H.: Die Weltanschau- ung der Halbgebildeten . . . . .	371
Hesse, Hermann: Krokodile . . . . .	485	Schreier, F.: Der ferne Klang . . . . .	125
Heuß, A.: Bachs Matthäuspassion . . . . .	101	Schüding, W.: Der Staatenver- band der Haager Konferenzen . . . . .	374
Heyse, Paul: Werke . . . . .	307	Schuhmann, Gg.: Die Berner Jägertragödie . . . . .	535
Hewlett, M.: Bendish . . . . .	487	Söhngen, E.: Moderne Arbeiter; Nach Jena; Kasernenlust; Der letzte Tag . . . . .	23
Hofel, W.: Lebensgang eines deutsch- schweizerischen Handarbeiters . . . . .	34	Sorge, A. J.: Der Bettler; Guntwar . . . . .	200
Holzamer, H.: Turm und Blut . . . . .	78	Sternheim, K.: Der Snob; Der Bürger Schippel . . . . .	243
Holzappel-Schmoll: Können wir noch Christen sein? . . . . .	733	Stiglmayr, J.: Kirchenväter und Klassizismus . . . . .	747
Hörle, G. H.: Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung . . . . .	748	Strauß, Richard: Josephslegende . . . . .	617
Illert, F. W.: Die Geschichte der Wormser Presse . . . . .	743	Trabert, A.: Historisch-literarische Erinnerungen . . . . .	117
Joël, R.: Die philos. Krisis der Gegenwart . . . . .	738	Viettinghoff: Liberté intérieure . . . . .	251
Jugendchrift, Der Kampf um die —; gegen den Mißbrauch des Va- terländischen in —en . . . . .	504	Vollmöller: Mirakel . . . . .	506
Krille, D.: Aus engen Gassen . . . . .	21	Wells, H. G.: The passionate Friends . . . . .	486
Kromer, H. E.: Arnold Lohrs Zi- geunerfahrt . . . . .	383	Wiesebach, W.: Theo; Gestalten . . . . .	235
Lahnstein, E.: Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung . . . . .	231	Wunderle, G.: Aufgaben und Me- thoden der Religionspsychologie . . . . .	751
Landauer, G.: Eicharts mystische Schriften . . . . .	229	Zaib, Wilhelm: Bald! bald . . . . .	105
Lehmann, W.: Geuse . . . . .	231	Zerkowen, H.: Hans Heiners Fahrt ins Leben . . . . .	236
Levenstein, A.: Arbeiterphilosophen und -Dichter; Aus der Tiefe . . . . .	29	Zoff, D.: Das Haus am Wege . . . . .	384
Lilien, A. Freim v.: Duell und Ehre . . . . .	383		





Philipp Kasper/Kardinal Bamberg



Nach einem Bildnis von Braun & Co., Darmstadt i. H.





## Kardinal Rampolla del Tindaro von Freiherrn von Cramer-Klett

Ich muß es lebhaft beklagen, daß die Gelegenheit der Pariser Konferenz, an der der Kardinal Rampolla del Tindaro teilgenommen hat, eine wertvolle Zeit verstreut ist. Ich protestiere hiegegen mit altem Mitleid. Was meine armseliche Person betrifft, so erkläre ich, daß nichts Überraschendes, nichts Erfreuliches mir geschehen konnte. (Nihil mihi evenisse potest.) Dieses, so berichtet uns ein Augenzeuge des letzten Jahres, Kardinal Mathieu\*, waren die Worte, mit welchen der große Mann, an dessen Grabe in den letzten Tagen des Jahres 1913 trauert wurde, stand, das Veto, welches Österreich gegen ihn geschleudert, beantwortete. Hochaufgerichtet, vom Purpur umflossen, stand der große Mann in der Sixtinischen Kapelle, bleich, aber doch auch in diesem Augenblicke die göttliche Ruhe nicht verlierend, die ihm eigen war, mit halbgeschlossenen Augen, als er diese Worte aussprach. Ein erhabener Anblick, und in diesem historischen Moments, dieses Moments, in dem ein Mann, in dessen Hand die Zügel eines Reiches zusammenliefen, in dem die Sonne wieder unterging, das alle fünf Weltteile umfaßte, sein Schwert niederlegte, ein Moment, der uns belehrte, daß das Geschlecht der Könige und Legionen doch noch nicht ausgestorben ist. Wahrhaft antike Größe atmet

\* Les derniers jours de Léon XIII et le Conclave par un Témoin. Paris 1904 chez Victor Lecoffre.





Elfter Jahrgang

April 1914

## Kardinal Rampolla del Tindaro Von Freiherrn von Cramer-Klett

**S**ch muß es lebhaft bedauern, daß ein schwerer Eingriff in Angelegenheit der Papstwahl auf die Freiheit der Kirche und die Würde des Kardinalskollegiums durch eine weltliche Macht erfolgt ist. Ich protestiere hiegegen mit allem Nachdruck. Was meine armselige Person betrifft, so erkläre ich, daß nichts Ehrevolleres, nichts Erfreulicheres mir geschehen konnte. (Nihil honorabilius, nihil iucundius mihi contingere poterat.)' Dieses, so berichtet uns ein Augenzeuge des letzten Konklaves, Kardinal Mathieu\*, waren die Worte, mit welchen der große Kirchenfürst, an dessen Grabe in den letzten Tagen des Jahres 1913 trauernd die Kirche stand, das Veto, welches Österreich gegen ihn geschleudert, beantwortete. Hochaufgerichtet, vom Purpur umflossen, stand der große Kardinal in der Sixtinischen Kapelle, bleich, aber doch auch in diesem Augenblick die göttliche Ruhe nicht verlierend, die ihm eigen war, mit halbgeschlossenen Augen, als er diese Worte aussprach. Ein erhabener Anblick, würdig dieses historischen Moments, dieses Moments, in dem ein Mann, in dessen Hand die Zügel eines Reiches zusammenliefen, in dem die Sonne weder auf noch unterging, das alle fünf Weltteile umfaßte, sein Szepter niederlegte, dieses Moments, der uns belehrte, daß das Geschlecht der Katonen und Scipionen doch noch nicht ausgestorben ist. Wahrhaft antike Größe atmet

\* Les derniers jours de Léon XIII et le Conclave par un Témoin. Paris 1904 chez Victor Lecoffre.

diese Antwort auf das Beto, jenen letzten Hieb, den der Doppeladler in seiner Rachsucht gegen den großen Mann ausgeführt! Und dieser Hieb, in dem sich all die ohnmächtige Wut, die sich am Ballplatz und im Palazzo di Venezia während der verfloffenen sechzehn Jahre gegen den allmächtigen Minister Leos XIII. angesammelt hatte, konzentrierte, saß; — saß wenigstens in den Augen der Welt. Schon an den Stufen des Throns angelangt, war Mariano Rampolla del Tindaro in das Nichts zurückgeschleudert worden, denn mit ihm war auch sein System gefallen und keiner seiner Gesinnungsgegnen hatte mehr Anwartschaft auf eine Wahl. Wie alle Mächtigen der Erde, hatte er viele Feinde und dessen konnte man sicher sein, daß nunmehr alles geschehen würde, den einst so Mächtigen von der Macht auszuschließen. Der Macheplan war gelungen, der Gegner besiegt — vor den Augen der Welt. Aber in Wirklichkeit? Nein! Der Staatssekretär Leos XIII. lag im Staube, Mariano Rampolla del Tindaro mit seiner großen, allein Gott zugewandten Seele, stand aufrecht und sein Sturz, so tief er auch scheinen mochte, hat ihn nur erhöht, erhöht in der Kirche, erhöht vor der ganzen Welt. Größer steht er nach seinem Sturz vor uns, größer wie die größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Den großen Napoleon sehen wir sich in Verzweiflung winden, einen Vergiftungsversuch unternehmen, wie Corvisart uns berichtet, bevor er Fontainebleau verläßt; Szenen heftigster Art begleiten, wenn man den Historiographen jener Tage Glauben beimessen darf, den Abgang des eisernen Kanzlers, der nach seinem Sturze die Lande des Deutschen Reiches, seiner Schöpfung, durchreiste, um einen tendenziösen Enthusiasmus allenthalben zu erwecken; und wir, die damals dem Fürsten Bismarck zujubelten, wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir nicht sagen, daß wir gerade jene Tage am liebsten aus der Geschichte des größten Deutschen, der je gelebt, streichen würden?! Denn der große Mann war in eine begreifliche, aber doch allzu menschliche Kleinlichkeit herabgestiegen. Nicht so Kardinal Rampolla. Sein Sturz war der Beginn seiner wahren Größe. War es zur Zeit seiner Macht seinen vielen Gegnern gelungen, manchen seiner Handlungen menschliche Schwächen und Leidenschaften zu unterstreichen, so strafte die strahlende Größe seiner Seele, die sich nach dem Konklave zeigte, alle derartigen Unterstellungen Lügen. Wo blieb die Herrschsucht, wo blieb der brennende Ehrgeiz, den seine Gegner ihm andichteten? Wie ein Mönch in seiner Zelle lebte er in der Bibliothek seines ärmlichen Hauses, das er gegen die glänzenden Appartements des Vatikans vertauscht hatte, nur der Wissenschaft, den ernstesten Studien, fern von allem Weltgetriebe, fern von der Politik, fern von der Leitung der Kirche. Niemals haben seine Freunde ein Wort von ihm gehört, oder eine Miene an ihm gesehen, die verraten hätte, daß er den Wechsel der Dinge empfunden.

In Wahrheit: *„nihil jucundius ei contingere poterat“*; aber auch *„nihil honorabilius“*. Wenn Kardinal Mathieu in seinem Schriftchen von jenem großen Augenblicke sagt: *„Pendant cette minute là le cardinal Rampolla ne compta point un seul adversaire dans le Conclave“*, so zeigte



sich in der nächsten Sitzung bereits am Sonntag, den 2. August abends, daß das Kardinalskollegium nicht gewillt war, das Veto zu beachten. Die Stimmen des Staatssekretärs stiegen auf 30; 42 waren zur Wahl notwendig. Diese Stunde vielleicht war die Geburtsstunde der allgemeinen und ausnahmslosen Verehrung, die in den kommenden Jahren aus allen Herzen, auch aus denen seiner Feinde, dem Kardinal entgegenwuchs. Ich glaube, man übertreibt nicht, wenn man die Ansicht ausspricht, daß ein Konklave im Jahre 1908 oder 1910 nur aus einem einzigen Wahlgang mit einer einstimmigen Wahl Rampollas bestanden hätte. Man war so überzeugt von dieser Tatsache, die italienisch-nationalen Kreise waren so beängstigt in der Aussicht auf das Pontifikat Rampollas, daß im Jahre 1912 ein ausführliches Werk erschien, betitelt 'La politica di Leone XIII da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla del Tindaro'. Dieses geschickt geschriebene und gut ausgestattete Buch läßt auf den ersten Blick die Tendenz erkennen, eine Papstwahl Rampollas als eine der größten Gefahren für Italien darzustellen. Trotzdem die Benützung eines hochinteressanten Quellenmaterials — größtenteils aus dem Nachlaß des Kardinals Galimberti — sehr geschickt gehandhabt wird, so ist doch der Hauptpunkt der ganzen Schrift, daß mit dem Auftreten Rampollas die anti-italienische Politik der Kurie begonnen habe, auf den ersten Blick unhaltbar, ja, wer die Lage der Dinge einigermaßen durchschaut, wird sofort erkennen, daß viele derjenigen Trümpfe, die gegen den großen Staatssekretär ausgespielt werden, genau betrachtet nur zur Verherrlichung des großen Staatsmannes und seiner großen, edlen Seele dienen.

Der Umschwung, den der 3. und 4. August im Konklave brachte, ist sicher nicht dem Respekt des Heiligen Kollegs vor der ränkesüchtigen und jämmerlichen Handlungsweise der österreichischen Diplomatie zuzuschreiben. Zwei Dinge waren es, die wohl in diesen schwerwiegenden Momenten, anstatt zum Troß die Wahl Rampollas zu beschleunigen, die Stimmen sich auf Kardinal Sarto, den Patriarchen von Venedig, vereinigen ließen. Schon vor Beginn des Konklaves war eine starke Tendenz zu beobachten gewesen, daß ein großer Teil der maßgeblichen Persönlichkeiten einen Nachfolger für Leo XIII. wünschten, der weniger Gewicht auf die Diplomatie der Kurie, als auf innerkirchliche Fragen der Seelsorge legen würde. Ihr Kandidat war eigentlich Kardinal Gotti gewesen, welcher in den beiden Samstagswahlen 17 und 16 Stimmen auf sich vereinigt hatte. Wohl dem Einfluß der nächsten Nachbarn und Freunde des Patriarchen von Venedig, der jungen und tatkräftigen Metropolen und Bischöfe Oberitaliens, war das rasche Anwachsen der Stimmen für letzteren zu danken. Des Kardinals Rampolla heiligmäßiges Leben, die unergründlichen Tiefen seiner großen Seele und seine außerordentliche Frömmigkeit waren damals noch weniger zutage getreten, da man in ihm nur den weltbeherrschenden Staatsmann zu sehen gewohnt war; und so hatten außer den deutschen und österreichischen Kardinälen, die ihm wohl kaum ihre Stimme gegeben hätten,

auch viele Italiener die Angst, es möchte mit ihm die große Weltpolitik Leos XIII. wieder die Haupt Sorge des Vatikans werden.

Der zweite Grund des Umschwungs im Konklave war aber wohl eine Frage der Klugheit. Stand Osterreich mit seinem Veto allein oder war es ein Veto des Dreibunds? In letzterem Fall wäre es doch ein Wagemuth gewesen, eine Wahl vorzunehmen, welche drei Länder, in denen so hervorragend wichtige Interessen der Kirche zu hüten waren, vor den Kopf gestoßen hätte. Ob das Veto ein Werk des Dreibunds war, ist mehr als zweifelhaft; zwar wird mit Bestimmtheit behauptet, daß das Ministerium Zanarbelli in Wien direkt oder auf dem Umweg über Berlin Wünsche in dieser Richtung ausgesprochen habe, doch werden dieselben wohl kaum entscheidend gewesen sein. Die persönliche Antipathie der österreichischen Staatsmänner gegen den Kardinal Rampolla spielte hier eine große Rolle, und außerdem blieb man sich in Osterreich mit dieser Aktion nur selbst getreu. War es doch seit mehr als einem Jahrhundert dem Kaiserstaat an der Donau vorbehalten, fast in jedem Konklave meist aus wenig haltbaren Motiven die Freiheit der Kirche gröblich und rücksichtslos zu verletzen, mit jenem Recht, das zurückging auf Zeiten, in denen die Kirche für dieses Recht wenigstens Schutz, Hilfe und tatkräftige Unterstützung erhoffen durfte, mit jenem Recht, das für die habsburgische Monarchie schon durch Josef II. verspielt worden war. Das klassische Beispiel dieser höchst schädlichen Ingerenz ist das Konklave von Venedig (1800). Pius VI. war als Gefangener unerwartet in Valence gestorben, Italien von fremden Kriegsheeren besetzt, das Kardinalskollegium zum größten Teil aus Rom geflohen, — was blieb in dieser Lage anderes übrig, als die Gastfreundschaft einer befreundeten Macht in Anspruch zu nehmen. Venedig, damals in den Händen Osterreichs, schien der geeignetste Platz. In dem Benediktinerkloster von S. Giorgio versammelten sich, wie Kardinal Consalvi uns berichtet, die Kardinäle am 30. November 1799, um am 1. Dezember ihre erste Sitzung zu beginnen. Wenige Tage danach erschien mit einem Sack voll kaiserlicher Vollmachten Kardinal Herzan, Erzbischof von Prag. Von den 35 Anwesenden, 11 Kardinäle waren durch Alter oder durch Umstände verhindert zu kommen, gaben sogleich 22 am Anfang ihre Stimme für den edlen, frommen Kardinal Bellisomi, Bischof von Cesena, ab, der wohl der Kandidat des Hauses Braschi gewesen wäre. Anstatt 3½ Monate zu dauern, hätte wohl die Wahl in wenigen Tagen vor sich gehen, und die Kirche wieder ein Haupt bekommen können, allein dies stimmte nicht mit den Plänen überein, deren Ausführung Kardinal Herzan anvertraut war. Die Diplomatie des frommen, aber ländergierigen Doppeladlers wollte ein gefügiges Werkzeug auf Petri Stuhl, um damit zu erreichen, daß die Romagna und die Marken in seine Klauen kämen, oder sogar die kaiserliche Grenze auf der Apenninenhalbinsel sich bis zum Garigliano vorschieben sollte. Man wünschte daher in Wien den schwachen und ängstlichen Kardinal Mattei. Augenzeuge des schrecklichen Wüthens der französischen Truppen hatte er sich vor deren Oberbefehlshaber Cacault

auf die Knie geworfen, den Frieden erfleht, den für den Kirchenstaat schmachvollen Vertrag von Tolentino unterzeichnet. Das war der Mann, den man in Wien brauchte, um die Pläne Thuguts zu verwirklichen. Der österreichisch gesinnte Dekan, Kardinal Albani, suspendierte auf Herzans Wunsch die Wahl, bis ein Kurier Nachrichten und Instruktionen aus Wien bringen konnte! Es bildete sich dann eine Mittelpartei, welche, wie die Partei Bellisomis, die Machtgelüste Österreichs durchschaute und ihre Stimmen auf einen 82jährigen Greis, den Piemontesen Gerbil, einen ausnehmend frommen Mann, den Napoleon I. einst 'den Kandidaten der Bigotten und Beguinen' nannte, vereinigte. Sofort ließ der kaiserliche Bevollmächtigte die große Kanone des Vetos auffahren und wieder mußte die Arbeit von vorne angefangen werden. Wochen und Wochen vergingen unter den fortwährenden Intrigen der Politik Thuguts und schon hatte das Frühjahr begonnen und laue Lüfte kräuselten die Wässer der Lagunen, als ganz im stillen hinter den Mauern S. Giorgios eine Arbeit vor sich ging, das Werk eines jungen talentvollen Prälaten, welcher zum Sekretär des Konklaves berufen worden war, Herkules Consalvis. Negroni, der Sekretär des Sacro Collegio, dem dieser Platz zugekommen wäre, hatte wegen der Wirren in Rom bleiben müssen, und so hatte Consalvi die Möglichkeit gehabt, auf diesem Platz seine überragenden Fähigkeiten leuchten zu lassen. Er erkannte die drohende Gefahr und arbeitete ganz im stillen, um die Wahl einer ganz neutralen Persönlichkeit durchzusetzen. Seine Augen richteten sich auf einen Benediktiner, Kardinal Chiaramonti. Von armer cenesenatischer Familie, war er früh in den Orden eingetreten und war als Bischof von Tivoli, später von Imola stets der einfache, stille, heiligmäßige Mönch geblieben, der er in St. Paul gewesen war. Auch der Kardinalspurpur hatte an seinem Leben keine Änderung hervorgebracht und so schien dieser Mann sogar den argwöhnischen Augen Herzans als ungefährlich, so daß am 14. März das Heilige Kolleg dem demütigen, ängstlichen Mönch huldigend den Ring küssen konnte. Die erste Tat des frommen Österreichs dem neuen Heiligen Vater gegenüber war die Schließung der Markuskirche und das Verbot, daselbst die feierliche Inthronisation und Krönung vorzunehmen, aus Angst, es möchte die weltliche Macht des Papstes in einem kaiserlichen Staate allzusehr in die Augen springen, besonders da der Kaiser, wie oben erwähnt, starke Gelüste nach Teilen eben dieser weltlichen Macht in seinem Busen hegte. Nachdem die Kardinäle durch Intrigen über ein Vierteljahr in dem Kloster zurückgehalten worden waren, mußten sie diese Gefangenschaft noch verlängern, um in denkbar bescheidenster und ärmlichster Weise Pius VII. in der Abteikirche zu krönen.

Viele schwere Tage, Monate, Jahre harrten auf den ehemaligen Bischof von Imola und auf den Urheber seiner Wahl, der als sein erster Minister den Purpur erhielt und ihm treulich durch 23 Jahre zur Seite stand. Nach den furchtbaren Jahren, welche dem ersten Kaiserreiche vorangegangen, nach den harten Prüfungen, die dasselbe trotz des scheinbaren

Friedens über die Kirche brachten, folgten während des Wiener Kongresses neue Zeiten der schwersten Bedrängnis, da Kaiser Franz Ancona und Ferrara für seine Tochter, die Kaiserin Maria Luise, haben und diesen Besitz dem Heiligen Stuhle streitig machen wollte. Ein hochinteressanter Briefwechsel\* des Kardinals Consalvi, welcher als Botschafter bei dem Kongreß in Wien unter tausend Schwierigkeiten den Intrigen und der Ländergier Franz I. und Metternichs die Spitze bieten mußte, mit Kardinal Pacca, der damals das Staatssekretariat für die Dauer der Abwesenheit des ersteren inne hatte, zeigt uns, mit welchem Wohlwollen das katholische Österreich den Heiligen Stuhl behandelte. Dieser Briefwechsel von Pater Ilario Rinieri herausgegeben, von Kardinal Rampolla veranlaßt und diesem gewidmet, ist wohl eine der interessantesten Publikationen über den vielbeschriebenen Wiener Kongreß. Auch die weiterfolgende Geschichte des Verhältnisses zwischen der Habsburger Monarchie und dem Heiligen Stuhle während des 19. Jahrhunderts zeigt fortwährend das Eingreifen dieses Staates mit schwerer und plumper Hand in die Bewegungsfreiheit der Kirche, oft zu ihrem größten Schaden.

Schon das nächste Konklave erlebte ein neues Veto vonseiten Österreichs. Diesmal traf es Kardinal Severoli, weil dieser ehrliche und gerade Mann als Nuntius in Wien gegen die Heirat Maria-Luise's mit Napoleon I. gearbeitet und dieselbe für unmöglich erklärt und sich so den Haß des 'guten Kaisers Franz' zugezogen hatte. Eine persönliche Meinungsverschiedenheit zwischen einem Kirchenfürsten und dem Oberhaupt des Hauses Habsburg war also der Grund, der Kirche, die über fünf Weltteile herrscht, in die Wahl ihres Pontifer hineinzureden! Die zwei langen Konklaven Leo XII. und Pius VIII. zeigen auch auf allen Seiten ihrer Geschichte, daß die kaiserlichen Vertreter eingriffen, wo sie konnten\*\*. Unter Gregor XVI. endlich wurde die Beeinflussung vonseiten Österreichs stark verhängnisvoll. Der weitblickende und fluge Kardinal Bernetti bereitete alles vor, um in jenen gewitterschwülen Tagen, in denen der revolutionäre Brand die Apenninen-Halbinsel täglich zu ergreifen drohte und kaum ein Monat ohne kleine Revolte verging, die päpstlichen Staaten dadurch zu sichern, daß er den Plan faßte, ein nationales Heer aus Eingeborenen zu schaffen und die allenthalben verhaßten Soldtruppen durch ein solches zu ersetzen. Der Gedanke, daß inmitten Italiens ein italienisches Heer stünde, das vielleicht einmal an der Hand eines nationalgesinnten Papstes agieren könnte, der Gedanke ferner, daß durch eine angemessene bewaffnete Macht der Heilige Stuhl fortan nicht mehr auf die uneigennützigte Hilfe Österreichs angewiesen sein würde, erfüllte die

---

\* P. Ilario Rinieri, *Corrispondenza inedite dei Cardinali Consalvi e Pacca nel tempo del Congresso di Vienna*. Torino 1903.

\*\* Über diese beiden Konklaven besitzen wir hochinteressante Aufzeichnungen in dem Werkchen: *Diari dei Conclavi di Monsignor Pietro Dardano*. Firenze 1879. Monsignore Dardano war als Sekretär des gelehrten Kardinals Morozzo di Bianzè, der von 1817–1842 den bischöflichen Stuhl von Novara innehatte, zweimal dessen Konklavist.

Wiener Reichskanzlei mit Schrecken, und nicht eher ruhte man, bis Kardinal Bernetti, trotz des Widerstrebens Gregors XVI., aus der römischen Staatskanzlei entfernt war. Die Stellung, die Oesterreich in den ersten Regierungsjahren Pius IX. einnahm, ist sattem bekannt. Auch der Umstand, daß nur der Tod des Kardinals Gayfruct, des greisen Erzbischofs von Mailand, das Veto gegen Pius IX., den damaligen Kardinal Mastai, verhindert habe.

Kardinal Rampolla war ein feiner Kenner der Geschichte, und selten besprach er irgend einen Fall, ohne weitausgreifend die Politik der Kurie in früheren Zeiten, und insbesondere im 19. Jahrhundert in die Besprechung hereinzuziehen. Was Wunder, daß dieser Mann kein großes Vertrauen auf Oesterreich haben konnte. Viele Schwierigkeiten, wesentlicher und unwesentlicher Natur, welche sich während seines Staatssekretariats zwischen ihm und dem Ballplatz ergaben, — man denke nur daran, wie einst der Wiener Nuntius und jetzige Kardinal Agliardi nach Ungarn entsandt wurde, oder an die prekäre Lage, in der sich Nuntius Belmonte schon in den letzten Zeiten Leos XII. befand, an die Frage der Slavischen Liturgie usw. — Kleine Reibereien zwischen dem Palazzo di Venezia und den Beamten des päpstlichen Hofes waren ebenfalls nicht dazu angetan, diese Stimmung zu verbessern. Was er aber Oesterreich nie verziehen hat, war das Bündnis mit dem Königreich Italien.

Seine Stellung zu letzterem war natürlich schon durch seinen ganzen Werdegang vorgezeichnet. Aus vornehmer sizilianischer Familie in Polizzi geboren, fiel seine Jugendzeit in die bewegtesten Tage des Risorgimento; die Landung der Tausend auf der trinacrischen Insel fand den Jüngling gerade in dem Alter, in dem sich politische Anschauungen und Gedanken in einem jugendlichen Hirn zu bilden anfangen. Den Traditionen seiner Familie getreu und seiner Absicht gemäß, sich dem geistlichen Stand zu widmen, wäre es wohl ein Wunder gewesen, wenn er sich nicht als Legitimist gefühlt hätte. Dazu kam, daß auf der heimatlichen Insel, auf deren Boden ja seit den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen der Zustand der Revolution und des Bürgerkrieges, man möchte fast sagen, endemisch geworden war, auch die Ideen des geeinigten Italiens nur in einigen bevorzugten Köpfen den idealen und hohen Schwung besaßen, dem wir im ganzen Norden der Apenninen-Halbinsel seit dem Wiener Kongreß bei der Allgemeinheit begegnen. Die nationalen Gedanken waren dort stark verquickt mit der heißen Begier, jegliche Autorität abzuschütteln. So konnte in dem jungen Sproß edlen Geschlechtes kaum ein Seelenzustand entstehen, wie wir ihm zum Beispiel bei einem Rosmini begegnen. Der junge Priester erlebte dann den 20. September mit, und Kanonendonner der Porta Pia wird wohl in seinem Herzen jegliche Sympathie für das neuere Italien ausgelöscht haben, wie er wohl mit den Herzen von Millionen treuer italienischer Katholiken auch stets jenen schmerzlichen, nie heilbaren Riß empfand, der so schmerzlich ist, wie eben nur ein Zwiespalt zwischen den beiden höchsten Gefühlen, der Liebe zu Gott und der Liebe zu dem Vaterlande sein kann.



Man muß, um die Anschauungen des leitenden Staatsmanns Leo XIII. zu verstehen, sich nicht das Italien von heute vor Augen führen, sondern das Italien von 1870. Das junge Königreich, aufgebaut auf die furchtbaren inneren und äußeren Kämpfe von 1820—1860, natürlicherweise verschwägert und befreundet mit einer Menge von revolutionären Elementen und Richtungen, um die Erhaltung seiner Monarchie besorgt, mußte mit eben jenen radikalen Richtungen liebäugelnd, sich in schroffen Gegensatz zu allem Konservativen und Reaktionären stellen, zu allem insbesondere, was nur von weitem an die Lage vor 1859 erinnerte. Der Gegensatz zwischen diesem neuen Reiche und der Kurie war unüberbrückbar. Trotzdem hatten sich am Anfang der achtziger Jahre starke Strömungen gezeigt, welche auf beiden Seiten die Tendenz erkennen ließen, daß man den Frieden wünsche. In Deutschland hatte der eiserne Kanzler den Irrtum, welchen er durch den Kulturkampf begangen hatte, eingesehen und bereits Willigkeit zum Einlenken gezeigt. Sein allbekannter kluger Schachzug in der Karolinenfrage auf der einen Seite, das Entgegenkommen des Heiligen Stuhls in bezug auf die Septennatsfrage auf der anderen Seite, hatten den Frieden zwischen letzterem und dem Reiche angebahnt, ja man kann sagen, im Prinzip geschlossen. Schöller in Rom, Galimberti in Berlin, hatten sich mit Lorbeeren bedeckt, und so konnte in dem Herzen des staatsklugen Papstes der Wunsch und die Hoffnung keimen, vielleicht nach diesem Präzedenzfall auch mit Italien, soweit einen *modus vivendi* herbeizuführen, daß die Religion in dem Lande des Papsttums wenigstens nicht weiter Schaden litte. In dem Konsistorium des 23. Mai 1887 konnte Leo XIII. den Frieden, den seine Klugheit in Deutschland geschlossen, verkünden und feiern; der Kulturkampf war beendet und die Kirche Siegerin geblieben. Hoffnungsfreudig fügte der Papst an jene auf Deutschland bezugnehmenden Worte den Passus, der sich auf Italien bezog: „Möge es dem Himmel gefallen, daß der Friedenseifer, von dem wir allen Völkern, allen Nationen gegenüber beseelt sind, auf diejenige Weise, die wir wünschen müssen, Italien zum Nutzen gereiche, jener Nation, die Gott durch so enge Bande mit dem römischen Pontifikat verbunden, und die die Natur selbst ganz besonders der Liebe unseres Herzens empfiehlt. Seit langem schon ist es unser innigster Herzenswunsch, wie wir es auch schon oft ausgesprochen, daß alle Italiener es erreichen möchten, innere Sicherheit und Ruhe zu finden, und daß endlich vom Grunde aus der unglückliche Streit mit dem römischen Stuhle endgültig aus der Welt geschafft würde; — aber wohlverstanden, nur unter Wahrung der Gerechtigkeit und der Würde des Apostolischen Stuhles, welche weniger verletzt wurden durch Gewaltakte des Volkes, als durch geheime Verschwörung. Wir wollen damit sagen, daß das einzige Mittel, den Frieden zu erreichen, darin liegt, daß der Heilige Vater in eine Lage gebracht werde, in welcher er keinerlei Macht unterworfen ist und wahre Freiheit genießt, wie es Vernunft und Gerechtigkeit verlangen. Von der Erfüllung dieser Bedingung würde

nicht nur, wie jeder gerecht Urteilende erkennen wird, kein Schaden für Italien ausgehen, nein im Gegenteil, reiche Hilfsmittel für inneres und äußeres Gedeihen würden ihm dadurch zukommen.' Gewiß eine Rede, aus der man die Friedensschalmeien heraus hören konnte, eine Sprache, die den offenen und ehrlichen Willen des Pontifikats zeigte, soweit als wie irgend möglich dem neuen Italien die Hand entgegenzustrecken; und wirklich schienen die Wünsche, die in den Herzen aller Gutgesinnten zu blühen begannen, in Erfüllung zu gehen. Wohl bemerkt, zwei Monate vorher hatte Kardinal Rampolla das Staatssekretariat bezogen, war Don Luigi Galimberti, Erzbischof von Nicäa, als Nuntius nach Wien gegangen und, wie die Gegner des ersteren behaupteten, die antiitalienische Politik triumphierend im Vatikan eingezogen. Diese Allokution zeigt wohl zur Genüge den guten Willen auch des neuen Mannes gegenüber dem jungen Königreich.

Zu gleicher Zeit spielte eine kleine, aber bezeichnende Episode. Zu den Lieblingen Leos XIII. gehörte der gelehrte und edle Kassinenfermönch Don Luigi Lotti, Vizearchivar des Heiligen Stuhls. Luigi Lotti war in seiner Jugend ein eifriger Anhänger eines geeinigten, konföderierten, „guelfischen“ Italiens, eines italienischen Staatenbundes, unter dem Vorherrschaft des Papstes, gewesen. Mit Gioberti, Rosmini und anderen hatte er diesen Idealen nachgestrebt und sich seit 1870 nach Monte Cassino zurückgezogen. Bekannt mit Crispi, hatte er schon mehrere glückliche Verhandlungen mit dem italienischen Staatsmanne geführt und insbesondere gerade in der Mitte der achtziger Jahre in Sachen der Rückgabe der Güter von S. Paul vor den Mauern schöne Erfolge erzielt. In diesen Verhandlungen ist es wohl möglich, daß zwischen ihm und Crispi über die allgemeine Lage gesprochen wurde, und daß die edle kindliche Seele Lottis dem leitenden Staatsmann, der ja schon manche Phasen durchgemacht hatte, und von dem zu glauben, er könnte auch einmal eine freundliche Handlung der Kirche gegenüber einnehmen, durchaus keine Utopie gewesen wäre, alle ihre Schmerzen über die unglückliche Lage seines Vaterlandes ausgeschüttet habe. Alle späteren Zusätze, daß Lotti als Vertreter Leos XIII. mehr oder minder offizieller Weise mit Crispi verhandelt habe, sind falsch\*. Leider ließ sich der edle und schwärmerische Benediktiner dazu

---

\* Im Sommer 1911 war es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt, einige Tage mit dem Kardinal Rampolla in Einsiedeln zuzubringen. Die längeren Unterhaltungen, die er ihm gewährte, konnten sich natürlich in der ländlichen Umgebung des Klosters freier gestalten als in Rom und werden ihm stets unvergeßlich bleiben. Unter anderem kam die Sprache auch auf jene Episode, welche kurz vorher der Vergessenheit entrissen worden war und die Kunde durch die meisten europäischen Blätter gemacht hatte. „Abt Lotti“, sagte der Kardinal, „war eine kindliche Seele, aber in der Reinheit seiner Gefühle und seinem warmen Herzen der Crispischen Politik nicht gewachsen.“ Der ganzen Angelegenheit sei in tendenziöser Weise von der italienischen Regierung ein offizieller Charakter gegeben worden, den diese private Demarche des impulsiven Benediktiners nie gehabt, ja der Kardinal habe die Leute persönlich gekannt, die für Crispi gerade in der Affäre Lotti falsche

verleiten, ein tendenziöses Büchlein über den Frieden zwischen dem Papsttum und der Italia unita in Gestalt einer Erzählung herauszugeben, welches in ganz Italien ungeheures Aufsehen erregte. Man glaubte schon, ohne jede Garantie für Freiheit und Selbständigkeit des Heiligen Stuhles den Frieden in den Händen zu haben. Die Verständigung kam nicht zustande, und es folgten, wie zum Beweise, daß Leo XIII. und sein neuer Minister klug und weise gehandelt hatten, die Jahre furchtbarer Kränkungen und Ausfälle gegen den Heiligen Stuhl, die die enttäuschten Hoffnungen derjenigen Italiener widerspiegelten, welche gehofft hatten, kurzen Prozeß machen zu können. Es folgten Akte der größten Verletzungen des Vatikans. Der Herzog Leopoldo Torlonia, Bürgermeister von Rom, der dem Kardinalvikar zum Priesterjubiläum des Papstes gratuliert hatte, wurde aus diesem Grunde abgesetzt, und auf dem Campo di fiori erhob sich, dem Vatikan ein Schlag ins Gesicht, das Monument des Giordano Bruno. Auf beiden Seiten hatte man den Gedanken an Ausöhnung aufgegeben. Am 10. Juni beantwortete Zanardelli eine auf das Verhältnis zum Vatikan bezügliche Interpellation mit den Worten: „Friede? gewiß, ich wünsche keinen Streit, ich wünsche nicht den Kampf und die Trennung zwischen Religion und Vaterland. Ich versichere, daß, wenn in bezug auf dieses Thema, die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, mir diskutablen Fragen vorgelegt werden, ich ein Freund jeder gerechten, freundlichen und liberalen Lösung, wenn man sie so nennen will, bin“ (unter nichtdiskutablen Fragen ist natürlich die römische gemeint). Der Ministerpräsident fügte hinzu: „Wir verlangen keine Annäherung, wir brauchen sie auch nicht, weil der Staat mit niemand auf dem Kriegsfuß steht. (!) Wir wissen nicht und wollen auch nicht wissen, was man darüber im Vatikan denkt. Leo XIII. ist ein außergewöhnlicher Mann, die Zeiten ändern sich, und diejenigen, welche Öl auf die Bogen gießen und die scharfen Gegensätze mildern, werden es vielleicht dahin bringen, Staat und Kirche einander zu nähern.“ Diese Worte zeigen zur Genüge, daß auch damals die Lösung der römischen Frage unmöglich war. Am 15. Juni erschien ein Brief des Papstes an den Kardinalstaatssekretär, in klaren, unverrückbaren Worten das Prinzip der territorialen Souveränität bekräftigend und auf diesem Standpunkt blieb der Papst und sein Staatssekretär stehen\*.

Dokumente, welche den Auftrag des heiligen Vaters an den gelehrten Benediktiner enthielten, hergestellt hatten. Leo XIII. habe ihn nie als Vermittler in politischen Dingen benützt, wiewohl er ihn als Menschen sehr geschätzt und geliebt habe. Er habe nur über die Angelegenheit der zeitlichen Güter der Abtei St. Paul mit Crispi verhandelt und das mit Wissen, aber ohne Auftrag des Papstes.

\* Daß Kardinal Rampolla das gleiche Prinzip bis zu seinem Lebensende befolgte, möge folgendes beweisen: In der gleichen Unterredung, von der ich weiter oben in einer Anmerkung gesprochen (Seite 9), stellte ich im Laufe des Gespräches an den Kardinal die Frage: „Wenn heute der Kirchenstaat dem Heiligen Vater wieder gegeben würde, glauben Euer Eminenz nicht, daß man hiedurch im Vatikan in größte Verlegenheit gesetzt würde.“ Der Kardinal, der niemals, auch

Leo XIII. hoffte immer noch, da es auf derartigen Wegen nicht ging, durch eine auswärtige Macht die römische Frage zu lösen. Das Jahr 1888 brachte den Tod Kaiser Wilhelms. Trotzdem durch den Abschluß des Dreisbundes die Hoffnungen, daß durch einen Druck von Berlin aus die römische Frage geregelt werden könnte, geschwunden waren, hatte der Staatssekretär die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den eisernen Kanzler für seine Zwecke mobil zu machen. Galimberti wurde zum zweitenmal nach Berlin gesandt und dort mit den höchsten Ehren empfangen. Ein diplomatisches Meisterstück ist der Brief des Staatssekretärs, in welchem er dem Wiener Nuntius die nötigen geheimen Winke für seinen Besuch in Berlin und die Behandlung so vieler skabröser innerer und äußerer Fragen gibt. Einen rührenden Blick in die feine Seele des Kardinals gestatten die Worte, mit denen er des kranken Kaisers Friedrich gedenkt und des begonnenen Friedenswerkes Wilhelms I. „Vor allem bringen Sie dem Kaiser Friedrich in den wärmsten Ausdrücken die heißen Wünsche Sr. Heiligkeit für seine Gesundheit und eine lange glückliche Regierung. Auch in meinem Namen ersuche ich Sie, Se. Majestät meiner besonderen Verehrung zu versichern und des lebhaften Dankgefühls, das ich ihm für seine außerordentliche Güte während seines kurzen Madrider Aufenthaltes bewahre.“ Der Ton dieses ganzen Briefstückes zeigt, daß dies nicht diplomatische Floskeln sind, sondern daß jedes Wort aus der Feder des großen Kardinals seinen inneren Gefühlen entspringt und der hohen Wichtigkeit dieser zweiten Mission Galimbertis entspricht. Im weiteren bindet er dem Botschafter des Vatikans ganz besondere Rücksichtnahme auf die Krankheit des Kaisers aufs Herz. Einer Begegnung und Vorstellung mit dem Principe di Napoli, dem jetzigen Viktor Emanuel III. möge er aus dem Wege gehen. Größte Wichtigkeit legt der Kardinal der Besprechung mit dem Fürsten Bismarck bei. Offiziell als Vertreter des Heiligen Stuhles solle Monsignore Galimberti mit dem Kanzler über die religiösen Verhältnisse Deutschlands sprechen. „Sie werden besonders dem Fürsten ans Herz legen: die Freiheit der Geistlichen vom Militärdienst, die religiöse Erziehung der Jugend, die Rückkehr der geist-

---

wenn ihm Fragen ungelegen waren, unfreundlicherweise das Gespräch abbrach, schwieg hier einige Zeit, und ohne auf meine Frage zu antworten, sagte er plötzlich: „Es ist doch eine absolut undenkbare Sache, daß der Papst der Untertan irgend eines weltlichen Fürsten oder Bürger irgend eines Staates würde. Der Heilige Vater muß absolute Freiheit haben, und die città leonina nebst einem neutralen Streifen bis zum Meer wäre denn doch das Geringste, was man zur Lösung der römischen Frage fordern müßte.“ Hieraus erhellt auch klar und deutlich, daß die „Memoiren“ des Kardinals, von denen einige Blätter vor kurzem gesprochen haben, apokryph sind, ganz abgesehen davon, daß der Ton, in denen sie geschrieben sind, diametral verschieden ist von dem des Kardinals, ja nicht nur das, sondern einfach unchristlich ist, und ferner der anonyme Benediktiner, der zu ihrer Herausgabe ermächtigt gewesen sein soll, sicher keinen Ordensobern gefunden hätte, der ihm eine solche Publikation gestattet haben würde.

lichen Orden. Letztere Punkte wären dem Heiligen Vater wichtig, um die deutschen Katholiken zu beruhigen und das Friedenswerk fortzusetzen. Hochinteressant ist der nun folgende Passus des Briefes über die römische Frage: „Con tutta lealtà e franchezza“ wolle der Botschafter den Reichskanzler darauf aufmerksam machen, daß Crispis Besuch in Friedrichsruhe, der Inhalt der gewechselten Telegramme, die in der Öffentlichkeit ein starkes Interesse hervorgerufen, im Vatikan einen peinlichen Eindruck erweckt habe. Scharf sind die Worte, die er über Crispis Persönlichkeit äußert. Er ersucht ferner den Botschafter, auf die gefährliche Lage hinzuweisen, in der sich der Heilige Stuhl befinde, wenn Italien in einen Krieg verwickelt würde und wie sehr eine Klärung der römischen Frage vonnöten sei. Am Schlusse, und das ist das Interessanteste, spricht der Kardinal von seiner Annäherung an Frankreich und vielleicht auch an Rußland. — „Dem Heiligen Vater ist es zu sehr gegenwärtig, daß ein Hauptelement seiner hohen, unversellen Mission auf dieser Welt die Notwendigkeit ist, alle Völker, ohne Unterschied der Rasse oder der Nation, in sein Herz zu schließen, und daß doch sein geheiligter Charakter ihm verböte, einer politischen Allianz beizutreten. Die Anwesenheit Galimbertis in Berlin sei der deutlichste äußerliche Beweis für die freundschaftlichen Gefühle des Heiligen Vaters für Deutschland.“

Die Mission Galimbertis auf diesen Grundlagen zeigt deutlich, daß die Ära der wohlwollenden Politik Deutschland gegenüber, welche Leo XIII. durch sein Entgegenkommen nach Beendigung des Kulturkampfes begonnen hatte, ihre Fortsetzung finden sollte. Der Reichskanzler empfing den Botschafter in einer 1½stündigen Audienz, in der alles besprochen wurde, was der Kardinal ihm aufgetragen. Auf die wichtige letzte Frage antwortete Bismarck nur: „Il faut savoir attendre.“ Die Hoffnungen, die man auf die Hilfe Deutschlands und Oesterreichs gesetzt hatte, und von denen es wohl sehr zweifelhaft gewesen war, ob sie jemals irgend eine Berechtigung hatten, waren somit stark reduziert und erhielten einen weiteren entschiedenen Stoß schon im Herbst des Jahres, als Kaiser Wilhelm II. seinen Besuch in Rom machte und als erster Souverän den Quirinal betrat. In langen Besprechungen zwischen Schöller und Galimberti, in Wien, in zwei Audienzen, die Kaiser Wilhelm dem Wiener Nuntius gewährte, waren alle die skabrosen Fragen dieses Besuches erörtert und geregelt worden. Der zweite Tag seiner Anwesenheit in Rom, der 12. Oktober, sollte allein dem Besuche beim Papste gewidmet sein. Von seiner Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl aus, in preußischen Hofwagen, begab sich der Kaiser in den Vatikan, um dortselbst mit allem Prunk empfangen zu werden, dessen der römische Hof fähig ist, — war doch die Regelung dieser Fragen ein diplomatischer Triumph Leos XIII. und seines Staatssekretärs; denn, nachdem es ihnen nicht gelungen war, den Besuch des Kaisers selbst in der ewigen Stadt zu hintertreiben, so war doch wenigstens alles erreicht, was möglich war, um die Würde des Heiligen Stuhles nach außen hin zu wahren. Allein, zwischen Lipp und Bechersrand — — —.

Wenngleich in den dem Besuch vorhergehenden Pourparlers die Ausschaltung der Besprechung der römischen Frage ausgemacht worden war, so schien es doch fast undenkbar, daß zwei so große und lebhafte Geister, wie Leo XIII. und der junge Träger der mächtigsten Krone Europas, lange zusammen sein könnten, ohne die prekäre Lage des Heiligen Stuhls zu besprechen. Crispi und Herbert Bismarck hatten daher ausgemacht, um jeden Preis der privaten Besprechung der beiden Souveräne ein rasches Ende zu bereiten.

In tiefster Erregung, so berichten die Augenzeugen, begrüßten sich die beiden Herrscher und zogen sich in das Privatkabinett des Heiligen Vaters zurück. Doch kaum 10 Minuten hatte diese Besprechung gedauert, als Prinz Heinrich von Preußen, viel früher, als man gedacht, im Vatikan anlangte und forderte, zum Papste geführt zu werden. Monsignore della Volpe, über dieses unerwartete Erscheinen und Verlangen erstaunt, antwortete, er könne vor Beendigung des Gespräches der beiden Monarchen den Prinzen nicht einlassen. Der Prinz beharrte auf seinem Wunsche, worauf Herbert Bismarck mit erhöhter Stimme dem Maggiordomo zurief: 'Ein preußischer Prinz antichambriert nicht.' Monsignore della Volpe öffnete die Türe, und als man die Stimme des Papstes hörte, welcher befahl, dieselbe zu schließen, einen Befehl, dem der Maggiordomo sofort nachkam, öffnete Graf Herbert mit Gewalt die Türe, und Prinz Heinrich trat ein. Der Zweck war erreicht, die Unterredung abgebrochen, der feierliche Besuch hatte einen unfeierlichen Abschluß gefunden. Kühl verließen die Gäste den Vatikan, in dem geknickt und tief enttäuscht der Pontifer zurückblieb. Die königlich preussischen Kassen fuhren nicht, wie ausgemacht, nach der Preussischen Gesandtschaft zurück, sondern direkt in den Quirinal. Ein Reif war auf diese sorgsam gehegte Blüte einer Verständigung gefallen; aber trotzdem wird man im Verfolge der weiteren Jahre nicht finden können, daß sich die Haltung des Vatikans unter dem Staatssekretariate Rampollas Deutschland gegenüber nun unfreundlich gestaltet hätte. Die weiteren Besuche Kaiser Wilhelms in Rom und insbesondere der Aufenthalt dieses großen Monarchen im Jahre 1902, der feierliche Besuch im Vatikan, der Besuch in Monte Cassino lösten in den Herzen des Papstes wie seines Ministers nicht nur Gefühle warmer Verehrung, sondern einen wahren Enthusiasmus aus. Die Aufahrt des Kaisers nach dem Vatikan übertraf damals alles bisher in Rom Gesehene an Pracht. Der Heilige Vater war so entzückt von dem kaiserlichen Besuche, daß er den Wunsch aussprach, auch den ganzen kaiserlichen Kortege, Wagen, Stallmeister, Spitzenreiter usw. im Cortile di San Damaso zu sehen. Genau musterte er jede Einzelheit und hatte für jeden der Hofbeamten und Bediensteten ein freundliches Wort. Lange Kontroversen entspannen sich in Rom, ob Wilhelm II. die Hand des greisen Papstes geküßt habe. Soviel alle Augenzeugen versichern, habe er sich tief, sehr tief vor dem Papst verneigt und sei sehr ergriffen gewesen. Unter allen Umständen war der ganze Besuch von Verehrung und warmen Gefühlen getragen,



die von beiden Seiten in gleicher Weise ausströmten. Für den großen Enthusiasmus, der in den vatikanischen Kreisen herrschte, für die aufrichtige Freude, die der greise Papst empfand, darf als Gegenprobe die sichtliche Mißstimmung in den offiziellen italienischen Kreisen gelten, die über jenen mit einem außerordentlichen Prunk und großem Glanze ausgestatteten Besuch Kaiser Wilhelms im Vatikan und über die Fahrt nach Monte Cassino herrschte. Immer noch lebte im greisen Papste die Hoffnung, durch den strenggläubigen Träger der deutschen Krone die römische Frage wieder aufgerollt zu sehen, und Kardinal Rampolla, wenn er vielleicht auch diese sanguinischen Hoffnungen nicht teilte, war von warmer Verehrung für den Kaiser erfüllt bis in seine letzten Tage.

\* \* \*

Die Legende, die sich durch den Umschwung der päpstlichen Politik am Ende der 80er Jahre gebildet hatte, Rampolla sei deutschfeindlich, kann also durch die Tatsachen widerlegt werden. Daß er dem Dreibunde unfreundlich gegenüberstand, war, wie wir oben gesehen haben, mehr als natürlich, da er Österreich nicht liebte und von Italien schwere Beeinträchtigungen der Freiheit der Kirche fürchtete und auch erlebte. Das aber, was ihm besonders den Ruf eines Deutschenhassers eingetragen hat, war die frankophile Politik, welche gleich nach seiner Berufung zum Staatssekretär in Rom einsetzte. Seine französische Politik ist derjenige Teil seiner staatsmännischen Tätigkeit, der ihm am meisten vorgeworfen wird. Nicht nur in Deutschland und den Ländern der Tripelallianz, sondern auch in vielen vatikanischen Kreisen... Es ist nicht zu leugnen, daß der Ausgang dieser Politik, freilich unter seinem Nachfolger, nicht zu seinen Gunsten spricht, und dennoch ist es falsch, den großen Kardinal hier für alles verantwortlich zu machen, ebensowenig wie Leo XIII., der zweifellos die Richtung der vatikanischen Politik selbst angab. Man begeht bei Beurteilung dieser Frage gewöhnlich den Fehler, daß man das heutige Frankreich als Basis der Beurteilung nimmt; das Frankreich am Ende der 80er Jahre war sicher noch ein ganz anderes als das Frankreich Combes'. Noch nicht allzulange war es her, daß der Graf von Chambord nur nötig gehabt hätte, die weiße Fahne mit der Tricolore zu vertauschen, um als Heinrich V. den Thron seiner Väter zu besteigen.

Die Enttäuschungen des Jahres 1888 ließen den Heiligen Stuhl seine Blicke nach Frankreich hinwenden, nach Frankreich und dem, wenngleich schismatischen, so doch hochkonservativen Rußland, das sich der dritten Republik zu nähern begonnen hatte.

Der Wunsch und die Hoffnung Leos XIII. und seines Staatssekretärs, welche beide viel zu klug waren, um nicht einzusehen, daß die Monarchie, schon aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, in Frankreich für Jahre und Jahre unmöglich sein würde, gingen dahin, alle staatserbaltenden, der katholischen Kirche zugewendeten Parteien Frankreichs zu einigen und damit

dem immer stärker auftretenden Radikalismus und Antiklerikalismus einen kräftigen Widerpart zu bieten. Es ist nun etwas ganz anderes, wenn der Staatsmann eines Landes in demselben eine derartige innerpolitische Idee verfolgt und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zur Durchführung zu bringen sucht, wie wenn ein Auswärtsstehender, der den direkten Kontakt mit den Parteien und den leitenden Männern nie so besitzen kann, eine solche Idee verfolgt und ihre Geltung zu verschaffen versucht. Trotz aller Machtmittel der Kirche stieß auch in Frankreich, wie in manch anderen Ländern, der Heilige Stuhl in rein innerpolitischen Fragen auf starken Widerstand. Die Ratschläge und Befehle des Papstes wurden nicht befolgt, und, es ist lächerlich, zu sagen, es gab Kreise in Frankreich, welche in dem großen Staatssekretär einen Freimaurer sahen. Der Widerstand und die Verblendung in den konservativen Kreisen Frankreichs, insbesondere in denen der Royalisten und Bonapartisten, rächte sich bitter, und der Sieg des Radikalismus in allen Punkten war die natürliche Folge davon, daß man die weitstehenden Pläne des Vatikans abgelehnt. Die Siegesorgien dieses schrecklichen 'tertius gaudens', die der ältesten Tochter der Kirche so tiefe Wunden geschlagen, sind somit gewiß der Politik des großen Kardinals nicht in die Schuhe zu schieben.

Aber noch ein anderes Element zwang geradezu den Heiligen Stuhl, es mit Frankreich nicht zu verderben, was bei dem Charakter des ganzen Volkes nur durch ganz besondere Bevorzugung zu erreichen war. Auch hier müssen wir die Weltlage bedenken, wie sie vor einem Vierteljahrhundert war. Der große Gambetta hatte einmal den klassischen Ausspruch getan: 'Der Antiklerikalismus ist keine Ausfuhrware.' Er hatte wohl gewußt, was er sagte, denn unschätzbar war von je für Frankreich, in bezug auf seine kolonialen, politischen und handelspolitischen Interessen das Protektorat über die katholischen Christen im Orient, über welches es auch mit Eifersucht wachte. Wer hätte am Ende der 80er Jahre an Frankreichs Stelle dieses Protektorat übernehmen können? Zwar waren Versuche gemacht worden, in direkte Verbindung mit China zu treten. Man sprach schon von der Errichtung einer Nuntiatur in Peking, einer chinesischen Gesandtschaft in Rom. Auch mit Griechenland hatte man Vorbereitungen zu direkten Beziehungen gemacht. Beide Versuche scheiterten an dem hartnäckigen Widerstande Frankreichs, welches durch den geschickten Grafen Lesèbvre de Béhaine am Heiligen Stuhle vertreten war. Und hätten auch diese Versuche zu einem Resultat geführt, so wäre es doch unverantwortlich gewesen, durch eine Entfremdung oder einen gänzlichen Bruch mit Frankreich alle die Millionen katholischer Christen, die den Orient bevölkern, dieses mächtigen Protektorates zu berauben. Außer England war damals Frankreich die einzige Seemacht, die in Betracht gekommen wäre. Deutschlands Flotte lag in den Windeln und von Österreich war überhaupt nicht zu reden. Italien war der erklärte Feind des Heiligen Stuhls, das protestantische, parlamentarische England doch ein zu unsicherer Kantontist, um

ihm so hohe Güter anzuvertrauen. Von diesem Standpunkt aus war Kardinal Rampolla direkt g e z w u n g e n , die denkbar freundlichsten Beziehungen zu Frankreich aufrechtzuerhalten und last not least waren auch die Summen, welche damals für katholische Missionen von Frankreich ausgingen, im Vergleich zu denen, die aus anderen Ländern flossen, so enorm, daß eine Mißstimmung in Frankreich die Arbeiten der Propaganda empfindlich getroffen hätte, Arbeiten, die zweifellos zu den wichtigsten Aufgaben gehören, die die heutige Kirche hat.

So war denn die Politik des Vatikans unter dem großen Weltpolitiker Leo XIII. gezwungen, stets zwischen den Lagern zu labieren, und wenn auch die Klugheit, besonders in den 90er Jahren, ein direktes Gravitieren nach Frankreich dem Staatssekretär aufzuerlegen schien, so sehen wir doch, von den Instruktionen für die zweite Reise Galimbertis an, bis zum letzten Besuch Kaiser Wilhelms II., der das letzte Lebensjahr des greisen Leo verklärte, durchweg ein großes Wohlwollen für das Deutsche Reich, getragen von tiefster Achtung für die deutschen Katholiken. Es war weder die Schuld des Souveräns noch des Ministers, daß diese Politik des Lavierens dieser Epoche ihren Stempel aufdrückte.

Es ist zu bedauern, daß kein großer Konflikt, keine Möglichkeit zu erhebender, befreiender Tat die stupenden staatsmännischen Talente des Kardinals Rampolla ganz zur Entfaltung bringen konnte. Allein ich glaube, es ist falsch, wenn man in der Beurteilung eines Staatsmannes nur danach fragt, was er nicht erreicht hat und was er hätte erreichen können. Bei uns in Deutschland, wo man ihm seine Hinneigung zu Frankreich nie verzeihen, ist man geneigt, die ganze Entwicklung des Verhältnisses zwischen der ältesten Tochter der Kirche und ihrer Mutter ihm in die Schuhe zu schieben. Wir haben gesehen, daß andere Faktoren, die er nicht in der Hand hatte, Schuld daran tragen, und wenn es den Diplomaten der Kurie nicht gelungen ist, durch eine Intervention des Deutschen Reiches bei seinem italienischen Freund die Souveränität des Papstes wiederherzustellen, so wäre das, wenn es überhaupt zu erreichen gewesen wäre, was sicher sehr zweifelhaft erscheint, Sache der Vorgänger Rampollas gewesen, die damals der innerdeutschen Politik einen so außerordentlichen Dienst erwiesen hatten. Daß er trotz aller Mißerfolge sowohl von Berlin als auch von Paris auf Hilfe in der römischen Frage hoffte, ist natürlich und war seine Pflicht, wie es die Pflicht eines jeden leitenden Staatsmannes der Kurie ist, die römische Frage, wenn sie auch nicht im Vordergrund der Interessen steht, niemals aus den Augen zu lassen. Gewiß, das gegenwärtige Italien ist sehr vernünftig, und der Heilige Stuhl, trotzdem offizielle Verbindung seit einem halben Jahrhundert nicht mehr besteht, fährt nicht schlecht mit seinem Nachbarn. Aber können nicht Änderungen eintreten? Können nicht Lagen kommen, in denen die Verhältnisse unerträglich werden, unerträglich nicht nur für den Träger der dreifachen Krone, unerträglich für die ganze katholische Welt, für deren Interesse Rom verantwortlich ist. Ein zweites Avignon wäre wohl von Katastrophen für die ganze Kirche begleitet.

Sein Traum und der seines Souveräns blieben dem großen Kardinal unerfüllt.

Aber fragen wir uns, um ihn beurteilen zu können, was er erreicht hat, so finden wir zwei Dinge, die wohl genügen, um es nicht als Übertreibung erscheinen zu lassen, wenn wir Mariano Rampolla del Tindaro zu den größten Staatsmännern seines Jahrhunderts rechnen. Trotz der schwierigen Lage, trotz der Fesseln, die seiner Politik durch die Umstände angelegt waren, hatte er es erreicht, daß seit Jahrhunderten das Papsttum nie so mächtig war als unter Leo XIII. Weit mächtiger als zu den Zeiten, da päpstliche Soldaten in den päpstlichen Festungen garnisonierten, Prälaten und Kardinäle als Delegaten die Provinzen verwalteten. Die Zeiten Innocenz' III. stiegen unter Leo XIII. wieder empor, und die Welt, die katholische wie die akatholische, lag zu den Füßen des ehrwürdigen Greises im Vatikan, der nicht mit Armeen und Staatsverträgen seine Macht errang, sondern mit dem gewaltigen Einfluß, den er in allen sozialen Fragen, seine Zeit richtig erkennend, zu gewinnen verstand. Wenn man ihn und seinen Staatssekretär bezieht, über der Diplomatie anderes vernachlässigt zu haben, so möge man doch die Enzykliken in die Hand nehmen, mit denen er den katholischen Erdbreis beglückt. Gewiß, die Macht, zu der der Träger der dreifachen Krone, trotz seiner Gefangenschaft, emporgestiegen war, ist der außerordentlichen Persönlichkeit Leos XIII., diesem wahren ‚Lux de coelo‘, zuzuschreiben, allein Kardinal Rampolla war sein treuer Helfer, und es ist schwer zu sagen, wo die Arbeit des Papstes aufhörte und wo die seines Staatssekretärs begann, wenn man bedenkt, welches innige Band die beiden großen Geister miteinander verknüpfte. Und hier kommen wir auf den zweiten Erfolg, den Rampolla errungen hat. Er war nicht nur ein großer Staatssekretär, er war auch der große Staatssekretär eines großen Papstes. Wenn wir an seinen berühmten Vorgänger Consalvi denken, der so viele Vergleichspunkte mit ihm aufweist, so müssen wir uns sagen, daß darin das Übergewicht Kardinal Rampollas besteht, daß, im Gegensatz zu jenem, dem Alleinherrscher, neben dem edlen, frommen, mönchischen und durch das viele Unglück in seiner Energie früh gebrochenen Pius VII., sein Licht auch neben dem des bedeutendsten und energischsten Souveräns seiner Zeit noch hell und klar erstrahlt. Das Veto sollte dies Licht auslöschen! Die Ränke der Habsburgischen Monarchie erhob es aber auf ein Phanal, das so hoch über alles Irdische hinausragt, daß alle Ränke und aller Haß seinen Glanz nicht verbunkeln konnten. Die zehn Jahre, die er seinen großen und heißgeliebten Souverän überlebte, hat er allen, die ihn kannten, den Eindruck hinterlassen, daß in der einfachen Gelehrtenzelle an der Piazza della Sagrestia einer der größten Menschen gelebt, der die Tugenden eines Augustins mit denen eines Hieronymus verband. Als das Bahrtuch den großen Erzpriester von St. Peter deckte, da sprachen viele Zeitungen von dem tragischen Geschehe, das den großen Kardinal verfolgt, das ihn zweimal von den

Stufen des Throns zurückgeschleudert. Wie wenig ihn doch die Menschen kannten! Ein Mann von seiner Größe kannte keinen Ehrgeiz, und wenn in ihm vielleicht im Jahre 1903 der Wunsch gelebt, daß die Politik und die Auffassung Leos XIII. fortgesetzt würde, er sich vielleicht auch dazu berufen fühlte, empfand er, der ein Vorbild an Demut und allen priesterlichen Tugenden war, es als ein Glück, daß der Herr ihn zu einem solchen Opfer berufen hatte. Wenn man aber seinen Tod als einen tragischen empfindet, so irrt man auch hier, denn wer ihn gesehen und gekannt, der wußte, daß nur mehr sein Körper auf der Erde weilte, seine Seele aber schon höheren Regionen zueilte.


Es gab nichts Edleres als das Antlitz des großen Purpurträgers bei einer Funktion in St. Peter. Die Welt, seine Umgebung schien um ihn versunken, Größe und Heiligkeit strahlten von diesen hehren Zügen, die einem höheren Wesen anzugehören schienen. Und dabei welch einfaches, liebenswürdiges und rein menschliches Interesse für alles, was ihn sonst umgab! Kindliche Freude, wenn er auf seinen Spaziergängen in Einsiedeln, das er zweimal zu seiner Erholung besuchte, eine schöne Alpenblume, einen bunten Schmetterling, eine schöne Aussicht erblickte. In allem erkannte er die Herrlichkeit des Schöpfers; er, der Große, Erhabene, freute sich wie ein Kind über die Gaben, die uns allen in den Herrlichkeiten der Natur gegeben sind. Wie viel Segen, wie viel Wohlwollen ist von seinem einfachen Hause ausgegangen. Welch großartiges Mäcenatentum zierte den großen Politiker, der die Krypta seiner Titularkirche Santa Cäcilia zu einem Juwel gestaltete, der in den letzten Jahren seines Lebens die gigantische Aufgabe übernahm, die Riesenpfeiler des Petersdomes in echtem Marmor ausführen zu lassen, ein würdiger Nachfolger auch auf diesem Gebiete der großen römischen Kirchenfürsten der alten Schule. Und erst die Wissenschaft, in der er ganz aufging! Für Geist und Herz war der Anblick dieses Mannes ein hohes Labfal, ein Helfer für alle, die in Gefahr waren, an der Menschheit zu verzweifeln. So glänzte der Stern Mariano Rampollas immer heller und strahlender, der Erde immer weiter entrückt stieg er empor und wird jetzt wohl, wir dürfen es hoffen, in noch hellerem Glanze erstahlen. Ob er wohl je so hell gestrahlt hätte auf dem Stuhle Petri? Es ist ein müßiges Beginnen, in der Geschichte von Dingen zu reden, die hätten eintreten können. Es ist müßig und in diesem Falle glaube ich sogar unerlaubt, ebenso unerlaubt, wie es wäre, ein Urteil zu fällen, welcher von den beiden großen Päpsten unserer Zeit der größere war, Leo XIII. oder Pius X., weil, ganz abgesehen davon, daß diese beiden großen Gestalten sich überhaupt nicht vergleichen lassen, das Urteilen über den Heiligen Stuhl für den Katholiken immer und in allen Lagen sehr zu mißbilligen ist. Das möge man der Kirchengeschichte überlassen; aber wenn wir nicht urteilen dürfen, eines dürfen wir, eines müssen wir, eines wollen wir: Wir wollen danken, und zwar aus ganzem Herzen danken, daß es uns vergönnt war und ist, in einer Zeit zu leben, die wohl die beiden größten Pontifikate

des letzten halben Jahrtausends gesehen, wir wollen danken, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, aus einer so verwerflichen Handlung, wie es das Veto des Jahres 1903 war, eine solche Fülle von Segen über den ganzen katholischen Erdbreis ersprießen zu lassen; wir wollen danken für die Unsumme von Gaben, die wir aus der Hand unseres glorreich regierenden Heiligen Vaters bekommen haben; wir wollen danken, daß er uns die höchsten Gnadenmittel der Kirche zu einer täglichen Speise gemacht, wir wollen danken dafür, daß in diesen Zeiten der drohenden Gefahren unseren Kindern schon im zartesten Alter die Möglichkeit gegeben ist, sich durch diese übernatürlichen Kräfte zu schützen; wir wollen danken, daß sein Mut und seine Energie das schleichende Übel des Modernismus an seiner Wurzel gefaßt und mit Feuer und Schwert bekämpft; wir wollen danken, daß er in der Kirche wieder Sinn für die Liturgie erweckt und so wie in allen anderen Dingen den Geist der ältesten Zeiten der Kirche wieder heraufbeschworen ‚omne instaurando in Christo‘, wir wollen dafür danken bis zu unserem letzten Atemzug, aber wir dürfen auch dafür danken, daß es uns vergönnt war, Zeitgenossen eines Mannes gewesen zu sein, den gekannt zu haben ein Trost und eine Stärkung des Glaubens an die Menschheit ist, Zeitgenossen gewesen zu sein eines Mariano Rampolla del Tindaro.



# Proletarische Literatur / Eine kulturpsychologische Studie Von Emil Ritter

---

 In den letzten Jahren ist in die materiell und geistig bevorzugten Schichten unseres Volkes langsam die Selbsterkenntnis eingedrungen, die Werner Sombart mit der bitteren Anklage ausspricht: „Wir, die wir in satter Selbstgefälligkeit auf der Sonnenseite des Lebens dahinwandeln, wissen ja so blutwenig von den großen Leiden und kleinen Freuden derer, die im Dunkeln schreiten, wir kennen die Lebensgewohnheiten der großen wimmelnden Masse unserer Mitbürger viel schlechter als die der Wahehe oder der Singalesen, die uns von geschäftigen Reisenden beschrieben und von reisenden Geschäftsleuten in den zoologischen Gärten sogar gezeigt werden!“ („Das Proletariat“ S. 36.) Unter denen, die nicht aus schuldhafter Eigensucht, sondern infolge der äußeren Zeitumstände unwissend sind, regt sich ernstes Bemühen, den Mangel zu beseitigen. Ein vielsagendes Anzeichen dafür ist die Herausgabe und die Aufnahme der Schriftwerke moderner „Proletarier“, wie sie in jüngster Zeit in verschiedenartiger Weise aufgetaucht sind. Da regen praktische Sozialreformer Arbeiter zu selbstbiographischen Aufzeichnungen an und veröffentlichen sie, da sammeln spürende Volkspsychologen Gedichte und Briefe und bieten sie als Seelendokumente dar, da bahnen vorurteilsfreie Literaten Romanen und Dramen aus proletarischer Feder den Weg und werben für die Zukunft solcher Naturtalente. Und alle diese Erscheinungen finden wohlwollende, teilweise sogar freudige Aufnahme in der Kritik und in einem ansehnlichen Leserkreis. Der Erfolg der ersten Versuche war neuer Anreiz, und heute haben wir schon eine stattliche Gruppe von proletarischen „Schriftstellern“. Meine Übersicht, die nicht einmal erschöpfend sein dürfte, umfaßt 23 Buch- und Bühnenveröffentlichungen, in denen rund 130 Verfasser zu Worte kommen. Wahrlich eine Fülle von Wirklichkeitslicht, das unsere Unwissenheit von den Lebensgewohnheiten der „großen wimmelnden Masse“ aufzuhellen vermag! Ich weiß aus Erfahrung, daß schon einzelne dieser Bücher gleich Offenbarungen überwältigend wirken. Bei der wiederholten und vergleichenden Beschäftigung mit den proletarischen Erzeugnissen ist für mich nun die stoffliche Belehrung zurückgetreten, eine neue Betrachtungsweise hat sich mir aufgedrängt. Ihr entspringt mein Unternehmen, die Abungen proletarischer Federn als eine Literaturgruppe zusammenzufassen, während sie doch seither im wesentlichen als Tatsachenbelege angesehen worden sind. Das soll aber trotzdem keine literarkritische Untersuchung werden, etwa um festzustellen, inwieweit die proletarische Literatur das deutsche Schrifttum bereichert. Nicht von der Literatur zu proletarischen Schriftstellern soll der Blick gehen, sondern umgekehrt von proletarischer Geistesbetätigung zu deren mehr oder weniger literaturfähigen Früchten. Darum nicht literarische, sondern kulturpsychologische Studie. Die proletarischen Schriftwerke, als Persönlichkeitsausdruck in literarischer Form betrachtet, scheinen mir bedeutsame Aufschlüsse

über die geistige Lage des vierten Standes und damit über starke Wellen des modernen Kulturstromes im ganzen zu enthalten. Daß die Abgrenzung einer Literatur des vierten Standes nicht rein äußerlich, sondern im Wesen begründet ist, werden die folgenden Darlegungen zeigen. Es leuchtet aber auch von vornherein die Eigenart schriftstellerischer Betätigung eines Handarbeiters ein, den Vorbildung und Umwelt des modernen Proletariats geistig bestimmen. Das ist etwas ganz anderes, als wenn sich ein Arzt oder Kaufmann im Nebenberuf der Literatur befleißt. Um die richtigen Grenzen nicht zu verwischen, beschränke ich mich in meiner Übersicht auf Verfasser, die zur Zeit des Schreibens wirklich Handarbeiter waren; Berufsliteraten, Organisationsbeamte und Politiker von proletarischer Herkunft schließe ich aus. Zur Erleichterung des Überblicks will ich im voraus die Ordnung angeben, nach der ich die Verfasser und Werke aneinanderreihe. Ich beginne mit den Schriftstellern, die bewußt Literatur geschaffen haben, in einem innerlich verknüpften Kreis von Gedichten, in Roman und Drama, und sogar in einem philosophischen Systemversuch. Danach die von zweiter Hand gesammelten Gelegenheitsarbeiten, die durchweg Federübungen der Erholungszeit sind. Ferner die Selbstbiographien, von brieflichen Bekenntnissen bis zu umfassenden Lebensdarstellungen, und schließlich eine Anzahl Äußerungen über dingliche Eindrücke und sachliche Begriffe.

Unter dem Titel ‚Aus engen Gassen‘ ist im Jahre 1904 (bei Johann Cassenbach, Berlin) ein dünnes Heft Gedichte von Otto Krille erschienen. Klara Zetkin, die Führerin der sozialdemokratischen Frauen, macht uns in einem geistvoll-schwülstigen Vorwort mit dem jungen Dichter bekannt. Krille ist 1878 in einem sächsischen Dorfe geboren, in sehr ärmlichen Verhältnissen. Er besuchte die Dorf- und eine kleine Bürgerschule; mit fünfzehn Jahre wurde er in eine Unteroffizierschule aufgenommen. Doch nur ein paar Monate blieb er da, noch als Fünfzehnjähriger trat er in die Fabrik ein. Damals, in den Jahren 1893 bis 1900, sind nach Zetkins Angaben die Gedichte entstanden. 1900 bis 1902 war Krille Soldat, dann wurde es ihm ermöglicht, eine Zeitlang seiner geistigen Bildung zu leben. Heute ist er sozialdemokratischer Parteiredakteur. Daraus dürfte es sich zum großen Teil erklären, daß der Lyriker Krille nicht zur vollen Entfaltung gelangt ist. Die Gedichte ‚Aus engen Gassen‘ sind aus ursprünglichem Gestaltungstrieb gewachsen. Zwei tiefpersönliche Motive ziehen sich durch die Sammlung hin: Hingabe an den proletarischen Kampf und jugendheiße Liebe. Der Sozialismus hat der Persönlichkeit Krilles frühzeitig das Gepräge gegeben, aber er hat sie nicht zerstört; er hat den zukunftsmutigen Jüngling nicht zum müden Elendsdichter gemacht, eine Wirkung, die bei den Proletarierlyrikern gewöhnlich ist. ‚Ich hab‘ gelebt ein Leben hart und schwer‘ sagt er zwar von sich, und Not und Bedrängnis fühlt er mit seinen Kampfgenossen, aber immer hebt er aus dem Dunkel der Gegenwart den lebenbejahenden Blick zur Morgenröte, die seinem sozialistischen Glauben in der Ferne leuchtet. Er jauchzt dem ‚Frühlingssturm‘, dem ‚weltenerlösenden Wetter‘ entgegen. Auch seine Liebe ist jugendstarke Lebensbejahung:

„Wir wollen ohne Zukunftsangen  
 Nach Freud und Leid der Liebe langen  
 Und, Richter unsrer hellen Tage,  
 Die schweren schleppen ohne Klage.“

Ubrigens ist diese Liebe nie zügellos und unedel in ihrem Ausdruck, wohl aber weiß sie von seelenfeinem Schuldgefühl. Daß für bewußte religiöse Beziehungen kein Raum ist, begreift sich bei einem jungen Herzen, das sich für ein diesseitiges Ideal rückhaltlos hinopfern möchte.

„Doch sei auch bald mein Name ungenannt,  
 Ob rasch die Zeit auch meine Spur verzehre:  
 Ich war doch Flamme in dem großen Brand  
 Und Tropfen im gewalt'gen Kämpfermeere.“

Verlorene Seufzer überzeitlicher Sehnsucht zittern auch durch diese Seele. Manchmal klingen sie wie Weltschmerz, der so urgesunder Kraft fremd sein müßte. Die Jugend des Dichters legt die Frage nahe, ob die Gedichte wirklich vielfarbige Strahlungen eignen Lebensfeuers oder nur Widerschein fremder Flammen sind. Es ist unverkennbar, daß sich Krille mit Fleiß an der deutschen Meisterlyrik gebildet hat. Diese und jene Fassung erinnert an Heine, an Mörike, an Dehmel und andere. Der lyrische Gestaltungstrieb des Proletariers hat sich keine neuen, eigenartigen Ausdrucksmittel schaffen können, er ist an überlieferte Formen gebunden. Aber doch nur an Formen. Die Gebilde Krilles haben ein sicheres Kennzeichen des Wachstums aus eigener Wurzel: klaren, einheitlichen, abgerundeten Bau. Grammatikalische Verstöße kommen hier und da vor, aber keine Gedankenverschommenheit und Gefühlsverzerrung, wie sie in der jüngsten deutschen Lyrik nicht selten sind. Diese durchsichtige Klarheit, ohngeachtet des Verszwanges, setzt natürlich eine ziemliche Sprachbeherrschung voraus. Sie ist bei Krille so groß, daß man an seine Herkunft aus der proletarischen Kulturschicht nicht dächte, wenn es einem nicht durch den Stoff gegenwärtig gehalten würde. Um es noch auszusprechen, was schon diese ganze Einschätzung einschließt: Krille ist den Weg von der schriftstellerischen Betätigung des Proletariers zur Literatur bis ans Ziel gegangen.

Daselbe ist von einem zweiten Lyriker, Alfons Pegold, zu sagen, den seine letzten Gaben — „Trotz alledem!“ (Wiener Volksbuchhandlung) und „Seltsame Musik“ (Theodor Daberkow, Wien) — als eine große Hoffnung erweisen, während Krilles Aufstieg gehemmt worden ist. Pegold ist 1882 in Wien geboren. Nach leidvoller Kindheit hat er sich als Laufbursche, Fabrikarbeiter, Fensterputzer, Gelegenheitsarbeiter, Packer um sein Brot gemüht. Eine schwere Erkrankung im Jahre 1908 hat ihm milde Herzen eröffnet, die ihm zum Druck seiner Gedichte verholfen haben. Pegold hängt dem Sozialismus an, seine Gedichte tragen jedoch davon keine merklichen Spuren. Mit Krille verglichen ist Pegold der ausschließliche Lyriker; in jenem drängt mehr ethisches Wollen. Zwar kann auch Pegold nicht ohne das proletarische Mitleiden

gedacht werden, und es drückt sich in einigen Gedichten von schmerzvoller Tiefe, einmal sogar in einer wuchtigen Revolutionsballade aus. Die steht aber vereinzelt da, im allgemeinen mildert bei Pegold eine sanfte Melancholie die tragischen Gefühlsäußerungen. Er hat einen verstehenden Blick für das verborgene Licht im proletarischen Düster.

„Sie hatte arme Sehnsuchtsaugen,  
Einen verwelkten, schmalen Mund;  
Sie wollte für diese Welt nicht taugen,  
Sie war geboren zu schwarzer Stund.

Sie war geboren nur zum Leiden,  
Denn niemals sie beim Glücke stand,  
Gingen die Schwestern in rosa Seiden,  
War sie gehüllt in graues Gewand.

Und in Nächten, traumschwer und selig,  
Sah sie vor sich eine glänzende Hand,  
Diese zog sie so licht und allmählich  
Wohl hinüber ins heilige Land.“

So schlicht Pegolds Sprachmittel sind, eine wunderbare Musik klingt doch in den Zeilen, Musik, die im Dichter selber so stark tönt, daß sie jeden schrillen Nottschrei in einen weichen Mollakkord umwandelt. Ganz mpisch ist das ‚Adagio‘, zugleich eine Probe der Formreife Pegolds:

„Seid ruhig, ruhig, ganz still,  
Vertönet sanft, ihr Lieder,  
Denn eine Seele, die sterben will,  
Legt sich zum Schlummer nieder.

Seid stille und verklinget sacht  
In ferne Himmelsweiten,  
Denn in die tiefste Wehmutsnacht  
Muß eine Liebe schreiten.“

Aber die technische Schulung Pegolds wüßte ich nichts anderes zu sagen als bei Krille.

Einer, der ganz bewußt der Literatur zustrebt, ist der Romanschriftsteller und Dramatiker Ernst Söhnngen. Von seinen äußeren Verhältnissen weiß ich nur zu sagen, daß er sich noch vor kurzem sein Brot als Wuppertaler Bandwirker verdiente; er ist ein schlichter, zurückhaltender Mann von annähernd 40 Jahren. ‚Moderne Arbeiter‘ nennt sich sein Romanversuch, dem der entschuldigende Untertitel ‚Soziales Zeitgemälde aus der Gegenwart‘ nottut (Richard Sattlers Verlag, Leipzig). Ferner hat Söhnngen drei Bühnenstücke geschaffen: ‚Nach Jena‘ (die Episode der elf Schillschen Offiziere in Wesel), ‚Kasernenluft‘ (mit dem Theater-

direktor Stein zusammen) und ‚Der letzte Tag‘ (ebenfalls ein Kasernenstück, die Fortsetzung des vorigen). ‚Kasernenluft‘ ist vielerorts aufgeführt worden und hat als drastisches Milieustück den üblichen Erfolg gehabt. Schon aus der Wahl mannigfaltiger Stoffe und aus der Durchführung mehrerer umfangreicher Aufgaben in wenigen Jahren läßt sich auf einen starken literarischen Naturdrang in Söhngen schließen. Den bestätigen uns auch selbstbiographische Züge in dem schriftstellenden Arbeiter Fritz Herber des Buches ‚Moderne Arbeiter‘. Fritz Herber ist Sozialist, lehrt aber gern seine geistige Unabhängigkeit gegenüber dem Parteidurchschnitt hervor. Er wird ins Parteiz- und Gewerkschaftsgetriebe gerissen, macht jedoch in der praktischen Mithilfe nur bittere Erfahrungen. Besonders seine Artikelschreiberei über Weltanschauungsfragen verübeln ihm die Gesinnungsgenossen, die aus Taktik hergebrachte religiöse Gefühle schonen wollen. So kämpft in Herber der Drang nach freier Gedankenäußerung mit dem Zwang der Parteirücksichten, bis jener siegt. Wie er es an Fritz Herber schildert, hat Söhngen selbst seine Persönlichkeit nicht der Parteischemata ausgeliefert, davon geben die schonungslosen Lichter des Romans auf Personen und Zustände in der Partei Zeugnis. Der Sozialismus ist ihm kein freudiger, bergewerkender Glaube wie Krille; er spricht sogar gelegentlich von einer fernen Zukunft, in der auch der Sozialismus Vergangenheit sein wird. Trotzdem haben sozialdemokratische Einflüsse unverwischbare Züge in Söhngen eingegraben. Einmal hat er das materialistische Dogma übernommen, und das hat alles religiöse Fühlen in ihm vereist. Er ist durchaus ‚aufgeklärt‘, im parteisozialistischen Verstande. Solch ober, starrer Lebensauffassung ist der Pessimismus natürlich. Die Not seiner Klasse sieht Söhngen im verdüsternden Schatten der ‚Verelendungstheorie‘. Kein Sonnenstrahl fällt in die Nacht, die schließlich die Vertierung der Kampfmüden entschuldbar erscheinen läßt. Wohl zeichnet Söhngen auch starke, heldenhaft ringende Charaktere, aber ihr Leben ist ein hoffnungsloses Untergehen. In den Bühnenstücken sucht derselbe Pessimismus nach blutigen Effekten, die sich besonders im ‚Letzten Tag‘ bis zum Grausen anhäufen. ‚Nach Jena‘ ist nur das klägliche Erliegen braver Männer; kein stolzes Wollen ist der rohen Übermacht moralisch siegend entgegengestellt. Daß all’ diese düsteren Schicksale nicht tragisch erschüttern, sondern beklemmen und entmutigen, hat übrigens seinen Grund nicht nur in Söhngens Weltanschauung, sondern auch in der Art seiner literarischen Veranlagung. Wäre Söhngen nicht auf der Schattenseite des Lebens, sondern in sonniger Behaglichkeit geworden, dann würde er wohl, fern von den tragischen Rätseln des Daseins, fröhliche Unterhaltungsschriftstellerei treiben. Er hat viel schriftstellerisches Talent, aber wenig dichterische Gestaltungskraft. ‚Moderne Arbeiter‘ setzt sich aus scharf beobachteten Proletariertypen, aus dramatisch bewegten Szenen, aus ergriffenen Stimmungen zusammen. Aber kein schöpferisches Mitleben mit einem einzelnen Schicksal hat den Verfasser gedrängt, solch einem großen Mittelpunkt alles andere unterzuordnen. Auch

in keinem der Theaterstücke ein tragender, bewegender ‚Held‘, sondern ein Zusammen- und Aufeinanderwirken von vielen. Nicht das künstlerische Streben, eine Idee, ein Schicksal zu gestalten, sondern nur das schriftstellerische: ein Kapitel, einen Akt gut zu ‚machen‘. Dabei entwickelt Söhngen nun überraschend viel Geschick; vor allem in den Bühnenwerken beweist er einen sicheren ‚Theaterinstinkt‘. ‚Kasernenluft‘ wird sich neben ‚Zapfenstreich‘ und ähnlichen Milieustücken jederzeit sehen lassen können. ‚Der letzte Tag‘, der ohne Mithilfe zustande gekommen ist, läßt vielfach die Lücken der Vorbildung erkennen, weit mehr noch ‚Moderne Arbeiter‘. Da spürt man Seite um Seite, daß dem Verfasser die sichere Beherrschung der empfangenen Eindrücke und der erlernten Ausdrucksmittel fehlt. Papieren ist häufig die Sprache, angelesen scheint oft die Auffassung der Dinge, un- verarbeitet treten fremde geistige Einflüsse zutage.

Ein ganz anderer als Söhngen ist der deutsch-amerikanische Arbeiter Hugo Bertsch, dessen Erstlingsgabe, der Briefroman ‚Die Geschwister‘ (Verlag von Cotta, Stuttgart) ihn als Vollblutdichter erweist. Im Jahre 1900 hat sich an Adolf Wilbrandt ein deutscher Fabrikarbeiter in Brooklyn gewandt, ihm dichterische Versuche vorgelegt und um sein Urteil gebeten. ‚Ich habe leider, leider‘, schrieb der Hilfesuchende, ‚außer meiner Schwarzwälder Dorfschule, unterbrochen noch mit schwerer Feldarbeit, keine Bildung genossen. Gelesen habe ich viel, in Büchern, mehr noch in Gottes großem Buch: die Welt, die ich seit dem Verlassen meiner Heimat kreuz und quer durchwandert bin. Als Farmer, Bergmann, Holzhacker, Ziegelbrenner, Matrose, Fabrikarbeiter, in grobem Kittel, mit rauhen, schweren Händen, aber (ohne zu erröten) reiner, unsäglich empfindlicher Seele, habe ich so für mich gelesen, gelebt, geduldet, — geweint. Ein Sonderling. Daß ich schreiben kann, schier wie ich denke, das erfuhr ich, als ich in ziemlich langen Briefen meine Reisen schilderte.‘ Mit gütiger Hingabe hat Wilbrandt den Ringenden geführt und ihm schließlich mit seinem berühmten Namen den Weg in die deutsche Literatur gebahnt. Da Wilbrandt dem Buche Bertschs die letzte Form gegeben hat, schließe ich diese von der Betrachtung aus. Trotz des ungebändigten Überschwangs, der architektonischen Unfertigkeit und anderer Mängel würde sie Bertsch den ersten Platz unter den proletarischen Dichtern sichern; aber, wie gesagt, sie ist nicht ganz sein eigen. An Kraft des dichterischen Erlebens steht er sowieso keinem nach. Ein Glutstrom der Empfindung braust durch diese Briefe des Bruders und der Schwester, der selbst die kühle Kritik mit fortreißt und zum Mitbeben, zum Mitleiden, zum Mitweinen bringt. Und keine leichtflammende Wertherleidenschaft, sondern Lebenskampf um Notdurft an Leib und Seele, um Verzweiflung und gläubiges Vertrauen. Das gotteslästerliche Aufbäumen entsetzensvoll echt gestaltet, wie das endlich siegende Gottvertrauen überwältigend ausgedrückt. Die Spannweite des gestaltenden Mitfühlens, die künstlerische Objektivität ist bei Bertsch so groß, daß es kaum möglich ist, Züge der persönlichen Überzeugung deut-



lich zu erkennen. Ein innerer Zwiespalt scheint sich aber doch zu enthüllen. In der Einleitung „Das verschollene Grab“ stehen folgende Stellen nebeneinander: „Oder hoffst du, armer Tor, ein Gott, der sich um Lebende nicht kümmert, werd sich um Tote scheren? Der keinen kleinen Finger rührt, wenn Millionen sich in Qualen drehen, Millionen untergehen; der sich nicht finden lassen will, der sich versteckt vor dir, — der werd' suchen — dich? — — — Gottes Acker, welch ein Wort! Gibt es ein zweites, das majestätischer klingt, magischer, ehrfurchtsvoller, hoffnungsvoller? Ist es nicht ein Gefühl, als erwache man aus schwerem Fiebertraum in Mutters Armen, an Mutters warmer Brust, ein Kind — und all' die Schreckensbilder der vergangnen Nacht (Tod, Grab, Verwesung) weggeschauert von ihrem Lächeln, Trösten, Küssen, Lieben? . . . Denn jede Träne, die wir unsern Toten weinen, jede Blume, die wir streuen, jedes Lächeln im Gefühl des Wiedersehens, jeder Blick, der tief und langgezogen teure Bilder der Vergangenheit aus ihren Gräbern saugt — ach! Brüder, Menschenbrüder! — jeder Gang und Schrei und Krampf der Seele: — mit Schmerzen nur erwärmen wir den kalten Puls der Körperwelt, — auch die Allmacht spürt Grenzen ihrer Mittel, das einzige, womit sie Tote auferwecken kann, ist (viele nennen's Liebe, Sympathie), ist: der Menschen himmelsstürmend Sehnen.“ Das ist Zwiespältigkeit, nicht mehr Vielgestaltigkeit. Der erste „Gott“ ist für Bertsch wohl die erbarmungslose Natur, die „Allmacht“, die seinem Verstand die Wissenschaft gepredigt haben mag. Der zweite Gott ist der Vater, der trotz Verstand und Wissenschaft im tiefsten Herzen lebt. An einer Stelle blüht der Gedanke auf: der gute Gott bedarf des Menschen, um der Mächte der Finsternis Herr zu werden, und ich will Gott helfen in diesem Kampf! Das Verstandesmühen Bertschs ist offenbar der Probleme nicht Herr geworden, die grausame Wirklichkeit und wahllose Lektüre über ihn gebracht haben, während sein lebensdurstiges Herz vor einer gottleeren Welt zurückschaudert. So bleibt ein Dualismus in ihm, den er dann auf das All überträgt.

Der zeitweiligen Beschäftigung mit den höchsten Geistesproblemen begegnet man mehrfach in der proletarischen Literatur. Sie hat aber auch ihren Schriftsteller, der es sich zur einzigen Aufgabe gesetzt hat, seine philosophischen Anschauungen in einem System darzustellen. „Vom Erkennen zum Schauen, spekulative Gedanken eines deutschen Zimmergesellen“ (Verlag von Edwin Runge, Großlichterfelde) nennt sich der überaus merkwürdige Versuch. Im Vorwort stellt sich G. Döring in Frankfurt am Main als Verfasser vor. Von seinen Lebensschicksalen sagt er, daß er als „Kind der Sünde“ im unteren Bodetale geboren und von den Großeltern gut erzogen worden sei. „Nach fünfjährigem Aufenthalt in Berlin und Leipzig lehrte der einstige tölpelhafte Träumer, durch die wirtschaftliche Krisis zurückgeworfen, mit einem Kopf voll gärender Ideen, sowie dem Ballast philosophischer, ästhetischer und geschichtlicher Literatur im Gehirn, in den engen Kreis des Heimatdorfes zurück. Und hier begann der Kampf

zweier Geister wie Werthemisphären eigner Art . . . Es war den biedern Dorfbewohnern unbegreiflich und ein Greuel, daß es auch noch eine andere Wert- und Weltauffassung, ein von anderen Instanzen diktiertes Privilegium der Tätigkeit geben sollte, als es von ihnen in regelmäßiger Arbeit usw. ausgeübt wurde. Das hier so extrem auftretende Problem der Individualität gehörte ihnen nicht dazu. Vor allem waren es die durch gewisse Protektionstendenzen künstlich gezüchteten Hüter einer vom geistigen Schlandrian sanktionierten Kastenordnung, die den Störenfried moralisch zu vernichten bestrebt waren. Aufgereizt von den Dissonanzen des äußeren Lebens, wie denen der eignen Brust drang der Verstand durch Jahre hindurch mit beispielloser Zähigkeit in die Tiefen der menschlichen Natur, um, koste es, was es wolle, diesen nagenden Konflikt zur Lösung zu bringen. Denn tief im geheimsten Grunde der Seele nagte immerfort der Zweifel an der ethischen Berechtigung der eignen Individualität, sowie an der Erkenntnisstruktur überhaupt. Dies war die Ursache jenes sich durch das ganze Werk hindurchziehenden Gedankens von intuitiver und abstrakter Erkenntnis. Diese selbstbiographischen Bemerkungen sind zugleich eine treffliche Kennzeichnung der ganzen Arbeit des ‚Natur- und Instinktphilosophen‘, wie sich Döring nennt. Das ist er keineswegs; sein ‚System‘ ist nichts weniger als eine unbefangene Weltbetrachtung des gesunden Menschenverstandes. Der Zimmergeselle hat allerdings eine ungewöhnlich starke Anlage zur Spekulation. Er hängt aus ‚Instinkt‘ philosophischen Grübeleien nach. So naiv selbstbewußt die Wendung von der ‚beispiellosen Zähigkeit‘ klingt, man kann ihm die ernstesten Beweggründe des geistigen Ringens glauben. Bemüht er sich doch, seine offenbar tiefeingewurzelten christlich-sittlichen Empfindungen zur letzten Lösung auch der intellektuellen Fragen zu machen. Obwohl er im Banne aller möglichen Philosophen steht, erliegt er schließlich der Persönlichkeitsgewalt Christi; er versucht sogar, der Gottessohnschaft und der Geburt aus der Jungfrau eine ‚philosophische‘ Erklärung zu geben. Wäre Döring nicht über den geistigen Horizont der biedermeierzeitlichen Kleinstadt hinausgekommen, hätte sich sein grüblerischer Kopf lebenslang über die Nähnadel gebeugt, oder wären seine suchenden Augen für immer ins Leuchten der Schusterorgel versunken, dann hätte ein volkstümlich-ursprünglicher Mystiker aus ihm werden müssen. Nun hat sich leider der ‚Ballast philosophischer, ästhetischer und geschichtlicher Literatur‘ auf die freien Regungen der mystischen Spekulation gelegt. Der proletarische Bildungshunger unserer Zeit ist dem ‚Instinktphilosophen‘ zum Verhängnis geworden: er hat ihn mit einer Überfülle von Teilfragen und Lösungsversuchen bedrängt, zu deren Verarbeitung und Bewältigung er der methodischen Gewandtheit bedurft hätte. Ein Philosoph des gesunden Menschenverstandes, der sich mit den Anschauungsweisen und den Ausdrucksmitteln der Fachphilosophie abmüht, das ist das Bild des spekulativen Zimmergesellen — ein Bild, dessen man trotz aller Geneigtheit nicht froh werden kann. Man kann nur ungefähr fühlen,

was Döring ausdrücken möchte, wie er die gesamte Welterkenntnis unter den Gegensatz zwischen 'intuitiver und abstrakter Erkenntnis' zu ordnen gedenkt. Seine verbildete Sprache, von der das Zitat einen Begriff gibt, seine unter dem Kettengewicht der Formeln leuchtende Logik können seine Gedanken nicht klar vermitteln. Man vermag nicht einmal zu unterscheiden, was wirklich gedacht und was nur halbverstandene Wiederholung des Gelesenen ist. Die Hoffnung, daß Döring in Zukunft die Übermacht der fremden Eindrücke besiegen und auf eigne Füße kommen werde, hat keine rechten Stützpunkte.

Naturgemäß kann sich literarische und selbst ansehnliche dichterische Befähigung im vierten Stande nur selten zu einem umfangreicheren, Ausdauer verlangenden Werke sammeln. Meist bleibt es bei kleinen Gelegenheitsarbeiten, die dann in der Kommode schlummern oder auch in einer Parteizeitung, einem Sonntagsblatt ans Tageslicht treten. Wie groß die Menge dieser verzettelten Veröffentlichungen aus proletarischer Feder ist, läßt sich natürlich nicht abschätzen. Ein Bild von Art und Wert dieser Kleinschriftstellerei schaffen uns die nachermähnten drei Sammlungen.

Im Dezember 1910 haben in Frankfurt am Main einige Volksbildungsorganisationen eine Ausstellung für 'Freistundenkunst und Freistundenarbeit' veranstaltet. Neben Versuchen in Malerei, Schnitzerei und dergleichen mehr fanden sich auch literarische Beiträge. Proben davon haben Fritz Fraenkel in dem Hefte 'Verse und Prosa' (Verlag von E. Grieser, Frankfurt am Main) und Henriette Fürth in Nr. 13 der Broschürensammlung 'Die Volkskultur' (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig) veröffentlicht. (Fürth bringt übrigens nur einige wenige Beiträge, die nicht bei Fraenkel zu finden sind, darum halte ich die beiden Hefte nicht auseinander.) Von vier der Beitragenden abgesehen, die ich übrigens ausscheide, sind alle noch Handarbeiter — Schlosser, Modellschreiner, Schneider, Goldarbeiter, Schuhmacher usw. Es sind im ganzen achtzehn; zehn davon zeigen mir keine eigene dichterische Note, die andern acht eine mehr oder weniger merkbare. Übrigens sind die Gedichte und Skizzen der ersten zehn nicht schlechter als ähnliche Gelegenheitszeugnisse eines schillerbegeisterten Primaners oder einer mit moderner Lyrik aufgezogenen Haustochter. Zu einer eingehenderen Bewertung, wie bei Krille und Pegold, geben selbst die besten Beiträge keinen Anlaß; die Auswahl ist auch jeweils zu klein, als daß sie eine Persönlichkeit vollkommen spiegeln könnte. In der Gesamtbetrachtung treten an Zahl und Formvorzügen zunächst die Naturstimmungen hervor. Sehr oft sind auch Eindrücke und Erlebnisse des proletarischen Arbeits- und Gemeinschaftslebens gestaltet, durchweg mit großer Anschaulichkeit, aber mit ganz unzulänglichen sprachlichen Mitteln. Wo eben den proletarischen Lyrikern andere noch nicht vorgedichtet haben, tasten sie unsicher an ihren Stoffen herum. Nur bei vier der Beitragenden finden sich religiöse Anflänge, die hie und da zu berrußtem Gebet werden. Die übergroße Mehrzahl dürfte ja irgendetwie

sozialistisch beeinflusst sein, ganz selten sind aber Äußerungen des Parteigeistes; nicht einmal die parteiliche Verbitterung angesichts der Standesnot herrscht vor.

Ganz anders die Sammlung ‚Arbeiter=Philosophen und =Dichter‘ von Adolf Levenstein (Verlag von Eberhard Frome, Berlin). Man muß bei dem Vergleich in Anschlag bringen, daß Levenstein bei seinen sozialpsychologischen Studien einseitig, parteibefangen vorgeht. Er beschränkt sich auf sozialdemokratische Arbeiter, und er gibt seine Anregungen und Anfragen dergestalt, daß die Klasseneigenart hervorgehoben, das Allgemeinmenschliche jedoch zurückgedrängt wird. Bei der Auswahl aus den Manuskripten, die ihm vorgelegen haben, scheint ihn mehr der intellektuelle als der dichterische Wert interessiert zu haben. Er spürt nach proletarischen ‚Philosophen‘, die Beiträge dieser Art sind aber gerade die unwichtigsten der Sammlung. Als Ganzes steht sie nach Stoff und Formgewandtheit weit hinter der Frankfurter Sammlung zurück. Unter den 23 Beitragenden sind höchstens 6, die eine merkbare dichterische Gabe haben, und bei diesen offenbart sie sich nur in Ansätzen.

‚Du Lob, nimm hin dies Erdenleben  
Mit seinem ganzen bitteren Leid;  
Ich kann es keinem Gott vergeben  
In langer, langer Ewigkeit.‘

Ein so starker Ton, wie in diesen Zeilen eines 23jährigen Bauern- tagelöhners, ist Ausnahme. Um so häufiger ist aber die verzweifelte Bitterkeit, die aus ihnen spricht. In dem Buche weht die beklemmende Luft der sozialdemokratischen Parteistube. Die Schilderungen proletarischer Not sind auf troziges Aufbegehren und höhnische Klage gestimmt. Natur- und Familiengefühle sind nicht selten, aber herbes Zornen verbüstert sie immer wieder. Religiöser Glaube klingt nur einmal, und da kaum hörbar, durch; der sozialistische Zukunftsglaube ist nirgends freudig und sieghaft wie bei Krille. Materialistische und atheistische Dogmen hallen laut wieder.

Dies Urteil über den geistigen Gehalt der Levensteinschen Sammlung ist auch auf die Arbeiterbriefe anzuwenden, die Levenstein unter dem Titel ‚Aus der Tiefe‘ herausgegeben hat (Morgen=Verlag, Berlin). Einige der Brieffschreiber flechten poetische Versuche ein, so der Kohlenhauer Max Lohse, dessen Briefe mehr als die Hälfte der Schrift ausmachen. In ihm lebt eine wild drängende geistige, vielleicht auch schöpferische Kraft, zugleich ist er die unglücklichste, zerrissenste Persönlichkeit, die mir in der proletarischen Literatur überhaupt begegnet ist. Abstoßend offen, fast zynisch, erzählt er das Elend seiner vaterlosen Jugend (im Ruhrkohlengebiet), die moralische Haltlosigkeit seiner Mutter, die eignen sittlichen Verfehlungen, das rasche Versinken in der Lierheit. Dennoch ist er kein gefühlloses, seelenloses Triebwesen. Er liebt eine unglückliche Frau, macht sie vom andern frei und lebt mit ihr in harmonischer Ehe. Auch eine achtungswerte

Energie gehört dazu, sich aus der Tiefe, in die er geraten war, wieder in ein geistig strebendes Dasein zu retten. Ein Kämpfer ist Løge wahrlich, wenn ihn auch die Niederlagen zu sehr geschwächt haben, als daß er die innere Einheit und Klarheit ersiegen könnte. Der Mangel an jeglicher Erziehung, der Zwiespalt zwischen häuslichen Gewohnheiten und religiösem Unterricht haben den katholisch Getauften gegenüber dem widerchristlichen Ansturm der Sozialdemokratie hilflos gelassen. Für kirchengläubige Religion hat er nur noch hassende Verachtung, desgleichen für die christlich-gesellschaftliche Sitte. Aber die materialistische Verneinung kann nie und nimmer diese durstglühende Seele ausfüllen. So stürzt sie sich gierig in das Chaos der verschiedenartigsten Lösungsversuche des Lebensrätsels. Die Flut steigt über sie hinaus, und nun wird ihr das Dasein ein Ringen mit dem Untergang im Unbegriffenen und Unbegreiflichen. Einmal wird sich Løge seiner Seelenzerklüftung quälend bewußt, dann stammelt er prometheisches Begehren in wilden Versen und rhythmischer Prosa. Ein andermal macht ihn sein Streben nach oben stolz, dann spricht er mitleidig-überlegen vom Stumpfsinn seiner Arbeitsgenossen und reiht in peinlichem Dünkel Phrasen der ‚Wissenschaft‘ und der Parteiagitation aneinander. Wieder und wieder kommen aber Gedanken und Sprachbildungen an sprühende Funken einer unzerstörbaren Fackel erinnernd, die in hoffnungsloser Nacht brennt. In weitem geistigen Abstand von Løge reiht sich der Lebensbericht eines Webers an. Ein regsamer, geordneter Geist, aber keine Spur von Selbständigkeit. Er findet in der sozialistischen ‚Aufklärung‘ sein Genügen. Die Lektüre Dobels löst ihm alle Probleme. Sein religiöses Bedürfnis wird durch monistisches Allgefühl befriedigt. Religion ist ihm ‚die große Sehnsucht jener, die Anschluß suchen an das ganz Großwirkende der Allnatur und hinauf wollen, in höhere Harmonien hinein‘. Bemerkenswert ist das gute Verhältnis des Mannes zu seiner täglichen Arbeit, das den geistig strebenden Proletariern durchweg abgeht. Er fühlt sich nicht als Sklave der Maschine, er kennt sie, sieht sie als Werkzeug, als sein ‚Brotpferd‘ an. ‚Meine Werktagsarbeit macht mir auch wirklich noch Freude, weil ich sie nicht slavisch tue, sondern wie alle meine Arbeiten mit Liebe und Gewissenhaftigkeit.‘ Den übrigen Berichten der Sammlung läßt sich unter dem Gesichtswinkel des Persönlichkeitsausdrucks nichts abgewinnen. Die hervortretenden geistigen Merkmale sind die gleichen wie bei tausend anderen sozialistischen Arbeitern, in deren Geist Lektüre und Vorträge Spuren zurückgelassen haben. An Darstellungsgewandtheit zeigen sie nicht mehr, als ein mittelmäßiger Schüler von der Volksschule mitbringen kann.

Am ganzen proletarischen Schrifttum hat nichts so stark die Aufmerksamkeit der zünftigen Literaturkritik gereizt, wie das selbstbiographische Werk vom Karl Fischer: ‚Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters‘, dasselbe ‚Neue Folge‘ und ‚Aus einem Arbeiterleben‘ (sämtlich bei Eugen Diederichs, Jena). Daß der zur Sozialdemokratie übergegangene Pastor Paul Göhre der Herausgeber gewesen ist, erklärt

teilweise die weitgehende Beachtung dieser Arbeiterbücher, zum größten Teil rechtfertigt aber deren Eigenart die literarische ‚Sensation‘. Fischer ist unter den proletarischen Schriftstellern eine ganz einzige Erscheinung. Er stellt einen Typus des Lohnarbeiters dar, der im Aussterben begriffen ist, den man in den Großstädten und Industriemittelpunkten kaum mehr antrifft. Fischer ist nicht Sozialist, ist überhaupt kein organisierter und parteitreuer Arbeiter. Er ist gläubig, er ist patriotisch. Alles in allem: er ist eine Verkörperung des überlieferten Lebenskreises, der von der ‚proletarischen Bewegung‘ für den vierten Stand zertrümmert oder mindestens erschüttert worden ist.

Fischer ist 1841 zu Rothenburg a. D. als Sohn eines Handwerksmeisters geboren. Er hat noch das Handwerk des Vaters, die Bäckerei, erlernt, konnte aber, wie der Vater selber, dem Ansturm der Zeit auf die hergebrachten Erwerbsformen nicht widerstehen. Um Brot zu finden, mußte er als Erdarbeiter ganz Deutschland durchwandern. Dann befestigte sich seine Lage, indem er Fabrikarbeiter und schließlich Eisenbahnwerkstättenarbeiter wurde. Mit ungefähr 60 Jahren machte er Feierabend. Seitdem lebt er im Anhaltischen bei Verwandten in dürftigen Verhältnissen. In seiner Altersmuse kam er auf den Gedanken, seine Lebensschicksale niederzuschreiben. Der Entschluß ist bei ihm anders zu bewerten als bei den übrigen proletarischen Schriftstellern. Von der Berührung des modernen Proletariats mit der fernen Welt der Wissenschaften, der Literatur und Kunst weiß er noch nichts. Er hat gelesen, beobachtet, gedacht, aber dies innere Leben hat ihn nicht in schmerzlichen Gegensatz zu seinem geistleeren Beruf gebracht. So bescheiden und eintönig auch seine Wirksamkeit ist, er nimmt sie durchaus ernst, sie ist ihm eine Aufgabe, sie füllt ihn zu einem guten Teil aus und hat darum auch in der Biographie den breitesten Raum. Er sieht um sich her und fühlt am eigenen Leibe die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Nöte des Lohnarbeiters, aber sie werden ihm nicht zu dem parteiumkämpften Problem, zu dem er bestimmte Stellung gewinnen mußte. Infolge gewisser Jugendeindrücke steht er dem kirchlichen Christentum (er ist Protestant) kühl gegenüber, aber er ist keiner freidenkerischen Propaganda erlegen, er ist gar nicht ‚aufgeklärt‘, sondern auf seine Art fromm. So ist sein Schreiben viel unabhängiger als das der anderen, ohne den Antrieb und — die Hemmungen der äußeren Bildungseinflüsse. Seine Schilderungen sind die unverfälschtesten Spiegelbilder der Denk- und Fühlweise eines erfahrungsreichen Mannes aus der proletarischen Schicht. Sein Horizont ist eng, aber unzerstückelt. Sein Dasein ist hart, zeitweise düster, aber nicht verzweifelt und lichtlos. Werner Sombart (im ‚Proletariat‘) hat die Erzählung Fischers als trostlos öde empfunden; er vergleicht sie mit dem eintönigen Getröpfel des Regens. Das ist vom Standpunkt, von den seelischen Bedürfnissen des Bildungsreifen aus geurteilt. An diesem Maßstab gemessen erscheint auch der Tageslauf eines durchschnittlichen Bureaumenschen grauenhaft einförmig. Innerhalb eines engen Arbeiterhorizonts ist doch geistige Bewegung möglich, das offenbart gerade Fischer dem richtig eingestellten Blick. So wenig wie an der beschränkten Zahl und

der geringen Bedeutung der Vorstellungen, die im Geiste Fischers Raum haben, darf man an gewissen Unbeholfenheiten des Ausdrucks haften bleiben. Es ermüdet anfangs, daß fast jeder zweite Satz mit einem ungelenkigen ‚da‘ anhebt: ‚da ging ich weiter — da kam der Werkführer — da war mein Geld alle‘. Stilgewandtheit ist aber leicht zu entbehren, wo sie einer plastischen, bildkräftigen Darstellung nur als letzter Schliff fehlt. Durchaus unmittelbar ausgedrückt findet sich bei Fischer eine Fülle von innerlich verarbeitetem Leben. Freilich nur Arbeiterleben, kein Philosophen- oder Künstlertum. Mir scheint aber die durchdachte Beziehung zu alltäglichen Vorkommnissen, zu einem Zusammenstoß mit dem Werkmeister, zur Begegnung mit einem hilfreichen Schuhmann, zur Offenbarung eines schönen Charakterzuges am Nebenmenschen, viel wertvoller als der passive Widerhall des Gelesenen und Gehörten. Ich kann es mir nicht versagen, eine kleine Probe aus dem Kapitel ‚Levi und Ahlwardt‘ des Skizzenbuches ‚Aus einem Arbeiterleben‘ einzufügen, da sie besser als jede Beschreibung die Art und Weise Fischers kennzeichnet.

Fischer erzählt mit sanfter Selbstironie, wie ihn der Althändler Levi beim Kauf eines Rockes übervorteilt und wie er den Kollegen einen weit billigeren Preis vorgeschwindelt hat, um sich nicht zu blamieren. Kurz darauf kam Ahlwardt nach Osnabrück, und Fischer hörte ihn, wiewohl er nicht Antisemit war. Er mußte 50 Pfennige Eintritt bezahlen. ‚Ja, der Mann sah ganz gut aus, gar nicht wie notleidend, und daß ihm Bier und Zigarren gut schmeckten und daß er sie gewohnt war, das konnte man sehen. Und schön sprechen konnte er auch, und man hörte ihm gern zu, solange wie er ruhig und natürlich sprach. Er sagte, daß wir ja alle wüßten, warum wir hergekommen wären, und fing alsbald an, sich über alle Juden zu beschweren und natürlich auch über die zu Osnabrück. Da wohnte ein Jude in der Stadt, der machte öfters in der Zeitung bekannt, wie billig er verkaufte und hatte gerade in diesen Tagen Erstlingshemdchen angezeigt, das Stück zu einem Groschen. Da hatte sich Ahlwardt nachmittags für einen Groschen ein solches Hemdchen holen lassen, und hielt es nun mit beiden Händen hoch in die Höhe, damit es jeder sehen konnte, und als viele Leute darüber lachten, da schalt er den Juden gehörig aus. Aber ich weiß nicht mehr, ob ihm das Hemdchen zu schlecht oder zu gut, zu teuer oder zu billig war, aber ich glaubte nicht, daß der Jude vielmehr als den Zehnten daran verdient hätte . . . Auch beschwerte er sich über diejenigen Zeitungen, die alle Fehler der Juden verschwiegen, aber neulich, als ihm auf der Straße vorn an der Hose eine Naht geplatzt wäre, da hätten sie Geschrei genug gemacht. Aber es war schade, daß Ahlwardt nicht sagte, wo er die Hose gekauft hatte, ob bei einem Juden oder einem Antisemiten, und fragen mochte ich nicht. Denn bei der Arbeit ist mir manche Naht geplatzt, aber beim Gehen auf der Straße darf doch keine Naht plagen. . . . Aber wenn er diesen oder ähnliche Schlusssätze sprach, dann verstellte der Mann seine schöne Stimme so schreiend niederträchtig und unnatürlich und widerlich, daß mich davor ekelte; und war einem ja zu Mute, wie einem armen Schiffbrüchigen, der hilflos an einen Strand





Glacier House, Glacier





geworfen wird, wo Kannibalen haufen. Denn gerade die verstellte Stimme kam mir komödienhaft vor, wie von einem Schauspieler, der wenig Talent hat. Da war man seine 50 Pfennige los und konnte wieder nach Hause gehen. . . . Aber mit der Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens. Was? Sagt Ihr das zu mir? Ja freilich: wenn der Jude das Erstlingshemdchen für einen Groschen verkauft und man geht nach der Antisemitenversammlung, wo einem das Hemdchen als einziger Witz für fünf Groschen bloß gezeigt wird, da kann man sich nicht mit der Klugheit prahlen; denn das konnte man bei dem Juden im Schaufenster umsonst sehen.' Ein Arbeiter, der eine politische Versammlung so ansieht, nachdem er kurz vorher einen sehr praktischen Anlaß zum Antisemitismus gehabt hat, der so die Partei-brille erkennt, die dem Redner auf der Nase sitzt, der ist von einer nicht gewöhnlichen Selbstständigkeit des Urteils. Wie scharf und lebendig ist auch Ahlwardt charakterisiert, und wie reif-überlegen ist das ironische Urteil über die eigene Dummheit! Eine Reihe so linienklarer Charaktere marschiert in den Büchern Fischers auf; die etwas ungelente, aber unverbildete, urwüchsige Sprache ist immer die gleiche; die ruhige Behaglichkeit der Schilderung, die überlegene Objektivität wird nie verlassen; gemüthlicher Humor, reife Selbstironie ziehen sich durch das umfangreiche Werk von mehr als tausend Seiten. Dem Leser steigt freilich nicht selten der Elendsgeruch quälend zu Kopfe. Fischer bleibt aber auch bei den dunkelsten Erinnerungen in der Gelassenheit des Überwinders.

Der Vergleich mit den übrigen Selbstbiographen des Proletariats beleuchtet noch schärfer die Eigenart Fischers. Von Moriz William Bromme hat Göhre die „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters“ (Verlag von Diederichs, Jena) veröffentlicht. Bromme ist 1873 im Altenburgischen geboren und hat die Mittelschule bis zur Quinta besucht. Um für die Familie zu verdienen, mußte er dann in eine Knopffabrik eintreten. Später war er einige Zeit Kellner, Ziegeleiarbeiter, Holzschuhmacher, Metallarbeiter. Schon mit 22 Jahren heiratete er, wurde Vater von sechs Kindern. Lungenkrank, mußte er mehrmals monatelang in einer Heilstätte sein. Nach der Wiederherstellung ist er sozialdemokratischer Parteiredakteur geworden. Das ist der natürliche Endpunkt seiner geistigen Entwicklung; denn Bromme ist der Typus des intellektuell „gut befähigten“ deutschen Sozialdemokraten in Reinkultur. Der Sozialismus ist ihm von früh an beigebracht worden. Der Vater schenkte den Kindern schon Parteibilderbücher. Der junge Bursche ging in die Versammlungen, half Flugblätter verteilen und dergleichen mehr. Als Gehilfe eines Fabrikkolporteurs bekam er viel zu lesen, zunächst die Parteipresse und sonstige Parteischriften, „Wissenschaftliches“ dann in der Richtung der sozialdemokratischen „Aufklärung“, höhere Literatur auf Grund der proletarischen Bildungsbeflissenheit und unter der Beleuchtung des Parteiglaubens. Religiöse Probleme gibt es für Bromme anscheinend nicht; er hält es nicht für der Mühe wert, davon zu sprechen. Dagegen hat er ein starkes sittliches Empfinden, das oft genug

durch die Umgebungseinflüsse herausgefordert wird. Die sittlichen Verirrungen um sich her schilbert er schonungslos. Die Familiengefühle sind bei ihm entwickelt, seine Parteianhänglichkeit hat aber offenbar nichts Gefühlsmäßiges. Er dient der Partei mit Pflichtbewußtsein, doch ohne Begeisterung. Er ist mit ihr verwachsen, aus Gewohnheit und weil ihre materialistische Lebensweisheit seiner vorwiegend verstandesmäßigen Beanspruchung entspricht. Mit dieser allgemeinen Kennzeichnung ist auch schon gesagt, wie er sein Dasein und seine Umwelt sieht und darstellt. Nicht in einem einzigen Punkte macht er sich von der Anschauungsweise der Partei los, wenn er auch nicht fanatisch, nicht haßvoll, wie etwa Løge, sondern sachlich-ruhig ist. Er berichtet mit logischer Klarheit, nüchterner Sachdienlichkeit, in einer gewandten, aber nirgends ursprünglichen, bildlichen Sprache; er schreibt den Stil eines guten Zeitungsartikels. Inhalt und Ausdruck weisen auf einen klugen, anpassungsfähigen Geist, der seine Umgrenzung gefunden hat und nicht darüber hinaus verlangt, auf einen soliden Charakter, der sich ohne Konflikte mit der sittlichen Verstandeseinsicht im Einklang hält.

Die dritte von Göhre dargebotene Selbstbiographie ist der „Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters“ von Wenzel Holeš (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Holeš ist 1864 in einem nordböhmischen Dorf geboren und hat eine tschechische Schule besucht, allerdings nicht viel länger als drei Jahre. Er brachte es nicht einmal bis zum richtigen Lesen und Schreiben. Der Vater wußte ihn der Schulpflicht zu entziehen, um schon das Kind in einer Ziegelbäckerei mitzubeschäftigen. Als Ziegelarbeiter, dann in verschiedenen Zuckerfabriken und gelegentlich bei Erdbarbeiten verbrachte er Kindheit, Jugend und Mannesalter, teils jenseits, teils diesseits der deutschen Grenze, bis er sich endgültig in Dresden niederließ. Holeš schildert in seinen böhmischen Erlebnissen das niedrigste proletarische Milieu, das ich in der ganzen Literatur gefunden habe. Mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit wie Bromme erzählt er Äußerungen grauenvollster Vertierung. Daß er aus solcher Tiefe bis zu der geistigen Verfassung gestiegen ist, in der er sein Buch geschrieben hat, nötigt Hochachtung vor seiner ethischen Kraft ab. Auf eine nicht geringere intellektuelle Energie läßt die Selbstschulung in reiferen Jahren schließen. Der Tscheche beherrscht auch das Deutsche bis zur stilistischen Gewandtheit, trotz seiner elenden Schulkenntnisse. Kurze Zeit hat er ein tschechisches Arbeiterblatt redigiert. Dabei hat er sich an wissenschaftliche Dinge gewagt und vor Deutschen und Tschechen Vorträge geschichtlichen und naturkundlichen Inhalts gehalten. Selbstverständlich — sozialdemokratische Geschichte und Naturwissenschaft! Die erste Berührung mit dem Sozialismus ist das große Ereignis in seinem Leben, von da datiert er seine „Befreiung“. Die dürftigen religiösen Eindrücke der Kindheit haben den regsamen, bildungsfähigen Geist nicht zu wecken vermocht; die Religion war ihm nie etwas, er macht nur gelegentlich einen kirchlichen Brauch mit. (Holeš ist katholisch getauft.) Wirklichkeit war für ihn nur das Sklavenleben, das er mit seinen Arbeitsgenossen führen mußte, die Tierheit, in der

er voll Elend so viele versinken sah. Bei solcher Seelenlage mußte die Idee der Völkererlösung, durch die auch der armseligste Arbeiter zu menschenwürdigem Dasein erhoben werden soll, seinen Verstand und sein Herz mit gleicher Gewalt erfassen. Ihm mußte der Sozialismus ein Lebensglaube werden, an dem sich all seine inneren Bedürfnisse sättigen wollten. Und ein Mensch von seiner moralischen Energie war zum Märtyrer für eine Sache wie geschaffen. Wieder und wieder ist er wegen sozialistischer Propaganda vom Brot gekommen; mit Heldenmut hat er in einer kleinen Gruppe von Gesinnungsgenossen ausgeharrt und gegen die Widerstände der Umgebung angekämpft. Schließlich hat er doch Verzicht geleistet, hat sich von der äußeren Parteilarbeit zurückgezogen und sich in sein persönliches Leben vertieft. Die Frucht der Selbstbesinnung nach den Kampffahren ist der 'Lebensgang', das Buch eines überzeugten Sozialisten, aber auch eines in sich gekehrten, ernsthaften Menschen. Holek bietet weniger 'Material' aus dem Proletariat als Bromme, aber mehr proletarisches Erleben. Erschütternd lesen sich viele Seiten, in ihrer schlichten Anschaulichkeit der Schilderung. Die Sprache ist nicht so kernig wie bei Fischer, viel geschliffener, doch niemals papieren. Knappe, gutgeformte Sätze, ruhiger Fluß der Erzählung, ohne Sprünge, ohne Abschweifung — insgesamt eine achtungsgebietende literarische Leistung, der man die mangelhafte Vorbildung des Verfassers nur an vereinzelten Stellen anmerkt.

Raumann hat die biographischen Aufzeichnungen eines zweiten Fischer, Franz Louis, unter dem Titel 'Arbeiterschicksale' herausgegeben. (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg.) F. L. Fischer ist Schlesier, Sohn einer kinderreichen Familie, deren Vater als Trinker ein klägliches Ende nahm, deren Mutter als Bauerntagelöhnerin mit schwerer Not zu ringen hatte. Auch F. L. Fischer hat die Kinderarbeit kennen gelernt. Als junger Bursche ging er in die Fabrik, später wurde er Bergarbeiter. Heute sucht er sich durch einen Milchhandel zu ernähren, es gelingt aber schlecht; denn auch seine Familie zählt zehn Köpfe. F. L. Fischer ist eine spießbürgerlich-nachdenkliche Natur. Kein Kämpfer wie Bromme und Holek, obwohl er anscheinend Sozialist ist, wenigstens sich zum 'Atheismus' bekennt. 'Die Wogen des gesellschaftlichen Lebens hatten die Saatkörnlein der Religion schon von mir weggespült.' Er versichert zwar: 'Mit großer Willenskraft habe ich mein Leben bisher ausgeführt und tatsächlich alles durchgefochten, was sich mir entgegengestellt hat.' Doch dürfte die so naiv betonte 'Willenskraft' nicht ausgereicht haben, um innere und äußere Konflikte aufzusuchen; nur die Not, die sich 'entgegengestellt' hat, ist mit der jedem Erdenwesen zugeteilten Tragfähigkeit erduldet worden. Übrigens ist die Not lange nicht so drückend gewesen, wie bei anderen Arbeiterbiographen. F. L. Fischer erzählt behaglich und breit seine Erinnerungen und flicht zahlreiche Zitate ein, oft in recht gezwungener Beziehung. Man merkt, daß er literarische Absicht hat, und ist deswegen nicht selten im literarischen Geschmack verstimmt. Trotz der redseligen Anlage bleibt das Buch an Umfang hinter Bromme und Holek

zurück, da eben durchweg nur allgemeine Umriffe der Erinnerung gegeben sind, ohne die fesselnde Anschaulichkeit gegenwärtigen Lebens. Der Stil ist unbeholfener noch als bei Karl Fischer, aber gar nicht ursprünglich, sondern recht papieren, mit Fremdartigem beladen.

Der Vollständigkeit halber will ich die drei Lebensbeschreibungen aus weiblicher Feder mitanführen, obwohl sie keine neue Farbe in das Bild bringen und mehr Nebenerscheinungen sind. ‚Erlebnisse eines Hamburger Dienstmädchens‘ erzählt Dora Biersbeck (Verlag Ernst Reinhardt, München). Ein gesundes, lebensmutiges Menschenkind, das mehr mit Ungelegenheiten als mit Härten des Daseins zu kämpfen hatte. Ein echt weibliches und zugleich jugendliches Gemüt, das nie feindselig urteilt und selbst in schlimmen Lagen den Sinn für komische Zufälle behält. Das Buch ist sehr unterhaltsam geschrieben, fast so, als ob die Verfasserin der literarischen Schicht heute näher stünde als der proletarischen. — Ganz unbedeutend als Persönlichkeitsausdruck ist die Lebensgeschichte ‚eines Mädchens aus dem Volke‘, betitelt ‚Im Kampf ums Dasein!‘ (Verlag Karl Weber & Co., Stuttgart). Sie enthält viel Einzelheiten aus dem Milieu der Animierteipen, die Darstellung ist aber so farblos wie ein Gerichtsbericht. Das reklamehaft ausgestattete Büchlein scheint zudem nach der Wirkung der Gerichtsberichte, nach Sensation zu geizen. — Die ‚Jugendgeschichte einer Arbeiterin, von ihr selbst erzählt, mit einem Geleitwort von August Bebel‘ (Verlag Ernst Reinhardt, München) spiegelt dagegen eine Persönlichkeit wieder. Mitten in materieller Entbehrung, die schon das zehnjährige Kind zum Erwerb zwingt, viel geistige Sehnsucht, Hingabe an die sozialistische Idee in früher Jugend, rastlose Tätigkeit für die Partei. Ich möchte das Buch aber nicht in die proletarische Literatur einreihen, da als Verfasserin eine österreichische Sozialistin gilt, die längst in die Schicht der Berufssagitatoren übergegangen ist.

Ich schließe die Übersicht mit einem Buche, das mehr Ähnlichkeit mit einer Enquête als mit einer literarischen Erscheinung hat. Mir ist aber so stark das Persönliche aus den sachlichen Berichten entgegengeklungen, daß ich zur Einbeziehung in die ‚proletarische Literatur‘ allen Grund habe. Auf Veranlassung der badischen Regierung, unter Führung eines Beamten, haben 127 badische Arbeiter 1910 eine Studienfahrt zur Brüsseler Weltausstellung gemacht. Die Teilnehmer haben dann über ihre Eindrücke berichtet, und 64 von den Berichten hat der Reiseführer Karl Bittmann in dem Buche ‚Deutsche Arbeiter‘ vereinigt (Kommissionsverlag Friedr. Gutsch, Karlsruhe). Christliche, liberale und sozialistische Arbeiter haben an der Reise teilgenommen, und von allen Richtungen liegen Äußerungen vor. Wie sich die Leute auf der Reise gut vertragen haben, so wird in den Berichten auch dem Kundigen Ohre nur selten die Parteistellung des Schreibers merkbar. Einige hübsche Schilderungen sind in dem Buch enthalten, auch eine Reihe von klar begründeten Geschmacksurteilen und von sonstiger Gedankenentwicklung. Die wertvolle Eigenart des Buches, eine prächtige, er-

freuende Eigenart, liegt aber in dem allenthalben anklingenden Grundton: Arbeiterstolz, Standesgefühl, Nationalbewußtsein, Schaffensfreude, Lebensbejahung. Mit Liebe und Verständnis werden die fachlichen Erfahrungen dargelegt. Fremde Vorzüge werden unbefangen anerkannt, aber auch deutscher Vorsprung wird freudig festgestellt. In einer ganzen Reihe von Äußerungen wird das neue Kunstgewerbe günstig beurteilt und seine Wesensart selbstbewußt mit Tugenden der deutschen Nation verbunden, mit dem Ernst, der Klarheit, der Einfachheit. Genugtuung, wenn Deutschland in einem Zweig gut abgeschnitten hat, Bedauern, wenn es irgendwo hintanstehen muß. Häufige Klagen, daß die deutsche Sprache auf der Ausstellung zurückgedrängt worden ist. Mehrfach wird ausdrücklich die Handarbeit in den Zusammenhang des Kulturfortschritts gebracht. Da spricht ein Buchbinder von ‚der Erinnerung an das große friedliche Völkerfest. Sie wird uns mit Lust und Freude erfüllen im zähen Kampf ums Dasein, daß Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit nicht erlahmen, sondern daß jeder auf seinem Posten seinen Mann stelle und seine Pflicht tue zum Wohle der Gesamtheit! Ein Steindrucker sagt, die Idee, die Kultur zu verebeln, sei es, ‚die die Erziehung zur Menschwürde in sich birgt, im Menschen die Erkenntnis seines Wertes als Kulturträger wachruft und ihn somit bestimmt, sein Bestes für die Menschheit herzugeben.‘ Bornehmer und adeliger läßt sich auch kein ‚freier Beruf‘ auffassen. Zumal da bei keinem der standesbewußten Arbeiter ein Klassendünkel hervortritt, dagegen wieder und wieder die Sehnsucht nach Fortbildung und geistiger Entfaltung. Ein Lithograph schildert dies Verlangen: ‚Man ringt und kämpft, um den Bildungsgrad zu erklimmen, der dem Geist endlich Befriedigung gewährt, der ihn ausföhnt mit dem tragischen Schicksal des Proletariers, dem es versagt ist, seinen natürlichen Anlagen gemäß den Weg durchs Leben zu suchen. Das ist kein Einzelfall. Ringsum blickend sieht man den geistigen Tiefstand, und so drängt es uns, die Bildungsmöglichkeiten zu ergründen, die unsere heutige Zeit aufzuweisen hat; zu schauen in jenes Wunderland, da Zeit und Ewigkeit verschmelzen, da alles in uns und um uns lebendig wird, was jemals Großes und Schönes über die Erde ging.‘ In so schaffens- und hoffnungsfroher Stimmung geht es fort, kaum wird sie einmal getrübt. Man steigt in dieser anspruchslosen Berichtsammlung wieder zur Sonne auf, nachdem man in der proletarischen Literatur fast nur durch Nacht oder doch Dämmerung gewandert ist.

Um nun zu greifbaren Ergebnissen im Sinne einer Kulturpsychologischen Untersuchung zu gelangen, müssen wir das Auge auf das Gesamtbild der proletarischen Literatur einstellen. Dabei dürfen wir uns nicht von grellen Lichtstreifen blenden lassen, wie sie das letztbesprochene Buch in das Bild bringt. Es ist zu beachten, daß die Teilnehmer an der Ausstellungsfahrt nicht die Gelegenheit haben, ihre ganze Persönlichkeit zu erschließen, sondern nur einen kleinen oder größeren Ausschnitt zeigen können. Zudem sind diese Eröffnungen stark beeinflusst von den vorübergehenden Eindrücken, von gehörten Auffassungen und Urteilen, von Rücksichten auf Zweck und An-



Nichts von Standeskultur spiegelt aber die proletarische Literatur. Den Gehalt hat sie vorwiegend und die Form vollständig aus anderen Kulturkreisen herübergenommen. Hatten wir doch die Unselbständigkeit und Abhängigkeit von Anfang an festzustellen. Wie wenig die Bildung dieser Schriftsteller Standesbildung ist, zeigt schon der Zwiespalt zwischen Arbeitspflicht und geistigem Streben. Die ihrem Beruf als Handarbeiter die Elemente höherer Bildung organisch eingegliedert haben, sind Ausnahmen. Nur in der Ausnahmeerscheinung des letztbesprochenen Buches tritt auch der Arbeiterstolz, das echte Standesbewußtsein in Ansätzen zutage. Das durch die sozialdemokratische Agitation gereizte ‚Klassenbewußtsein‘ ist negativ; es kann nur aufwühlend und kampfbelebend wirken, aber nicht aufbauend und abrundend. Ein Stand, der das ruhige, unbeirrbare Selbst- und Ehrgefühl nicht hat, ist noch nicht kulturell entwickelt und gefestigt.

Im Zusammenhang mit unserer Kulturentwicklung betrachtet, kann die Kulturlage des vierten Standes eigentlich nicht überraschen. Es ist ja nichts Neues mehr, wenn man sagt, daß wir gegenwärtig einen Kulturübergang erleben. In diesen Prozeß ist das Proletariat hineingezogen worden. Ich kann hier ohne weiteres ‚Proletariat‘ anstatt ‚proletarische Literaten‘ setzen; wir können hinsichtlich der Kulturlage von diesen auf jenes schließen. Das proletarische Schrifttum ist nicht das Werk einiger Auserwählten, die wie fremdländische Wunderbäume im heimischen Walde stehen. Zum größten Teil sind ja die Schriftsteller mittlere Talente, die aus einem breiten Boden zu wachsen und ihn nicht himmelsfern zu überragen pflegen. Auch die oft betonte geistige Abhängigkeit von der Sozialdemokratie ist nicht zu vergessen, und die Sozialdemokratie ist doch zweifellos eine Massenbewegung. In ihr hat sich gleichsam die proletarische Kulturlosigkeit organisiert, um den völligen Kulturzerfall zum ‚Ideal‘ zu erheben. Zwar ist die Sozialdemokratie zuerst Wirkung des allgemeinen Kultur Niedergangs, dann wird sie aber selbst zu einer Ursache der weiteren Kulturzerstörung im vierten Stand. Darum stehen jedoch die Arbeiter, die der Sozialdemokratie nicht erlegen sind, keineswegs außerhalb des geistigen Prozesses, den das Proletariat samt den oberen Schichten durchmacht. Vielleicht in der ländlichen Industrie, weil sie noch nicht ganz dem Kulturkreis des Bauerntums entronnen ist, nicht aber in den geistig bewegten, gegensatz- und problemreichen Industriemittelpunkten. Der christgläubige Arbeiter hat wohl noch einen inneren Halt, reife Persönlichkeit kann er aber nur selten sein, und in den Kulturkreis, dem er vermöge seiner Religion angehört, hat doch der Zeitwandel mancherlei Breschen geschlagen. So hat die Gärung, davon die proletarische Literatur brodelndes Schäumen ist, das gesamte Proletariat angesteckt, und sie ist so stark, daß aus der alten Mischung ein Neues werden muß. Einmal in den Werdegang eines künftigen Kulturorganismus verwickelt, wird das Proletariat nicht eher beruhigt werden, bis der allgemeine Strom ein ruhiges Bett gefunden hat.

Daß seine Teilnahme an dem Kampf um die Zukunft für die Stellung

des vierten Standes in der neuen Kulturgemeinschaft bedeutsam sein wird, liegt auf der Hand. Die Demokratisierung des schmerzenreichen Werdens wird eine demokratische Verteilung des Gewordenen zur Folge haben. Diese sichere Aussicht erweckt in den seitherigen Bildungsschichten allerlei Befürchtungen. Jetzt fallen noch Bildungs- und gesellschaftliche Schichtung zusammen. Volksbildung heißt heute noch Bildung „fürs Volk“, nicht aber Bildungsgemeinschaft des Volkes. Wie wird es künftig sein? Muß man nicht vorbeugen, die Demokratisierung der Bildung eindämmen? Meines Erachtens sind die Besorgnisse nur oberflächlich begründet. Die vom Standesegoismus vorausgesagte „Proletarisierung der Geistesberufe“ wird schlimmstenfalls eine vorübergehende Schwierigkeit sein. Die wirtschaftlichen Realitäten werden ohne weiteres regelnd eingreifen. Wenn es kein wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Vorzug mehr ist, in einen akademischen Beruf einzutreten, wenn also nur Fähigkeit und Neigung entscheidend sind, wird eine Überfüllung kaum mehr zu befürchten sein. Der große Haufen, oben wie unten, strebt doch nur den einträglichsten und bequemsten Posten an und läßt sich höchstens noch durch kastenmäßige Vorurteile mitbestimmen. Kann aber der Fabrikarbeitersohn gleich jedem „Wohlgeborenen“ Gymnasialdirektor werden, dann verlieren solche äußerlichen Rücksichten ihr Gewicht. Eine weitere Gefahr des Übergangs ist die Entleerung der Arbeiterschicht von allen führenden Intelligenzen. Die neue öffentliche Wertung des Arbeiterstandes, die in einer reifen Gesamtkultur beschlossene Standeskultur, die Vergeistigung der Handarbeit, im Verein mit den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, werden jedoch zeitweilige Krisen lösen. All das sind ja nur Prophezeiungen, sowohl die Befürchtungen, als auch die Beruhigungen. Die optimistischen Prophezeiungen haben nur den Wert, daß sie die pessimistischen aufheben. Ernsthafter Prüfung ist allein das Bedenken zugänglich, daß die Demokratisierung der Bildung eine Herabminderung der Kulturwerte bedeute. Diese Gefahr bestünde schon für die Gegenwart, — wenn sie überhaupt vorhanden wäre. Sie ist nicht vorhanden, solange die Bildung in ihren Ansprüchen nicht zu den breiten Schichten hinabsteigt, sondern zur Höhe der Kulturgüter von unten heraufleitet, wer immer dazu fähig und gewillt ist. Ich bin der konservativen Ansicht, daß die Kultur immer von einer Geistesaristokratie getragen sein muß. Daran wird auch die Volkserziehung zum höheren Kulturleben nichts ändern. Sie kann wohl den Gesamtstand des Volksgeistes heben, aber die ausgereiften Früchte ihrer Arbeit kann sie nur an einer Elite ernten. Der Unterschied gegen früher wird eben sein, daß sich die Grenzen der „Bildungsschicht“ nicht mehr mit gesellschaftlichen Grenzen decken; die Geistesaristokratie wächst aus einem viel breiteren Felde aufwärts. Es erscheint mir als großer Kulturfortschritt, wenn einst die „Auserwählten“ von überallher kommen, aus der Fabrik wie aus dem Salon, und wenn der „Bildungspöbel“ zurückbleibt, weil er keine konventionelle Verpflichtung mehr fühlt. Gott Dank, wenn der unsere Kunststätten meidet, der sich durch die Gegenwart des Mannes aus dem Volke beengt fühlt! Wer

# Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

## XII.

Wenn Julian sich bei seiner Schwester beklagte, daß ihre ihm immer deutlicher werdende Verslossenheit schließlich schuld an einer gefährlichen Entfremdung sein werde, so gab ihm Valerie bei sich recht, ohne es ihm jedoch einzugestehen und Besserung zu versuchen. Erst Wochen nach seinem letzten Briefe, der sie im Spätherbst in Wien erreicht hatte, vermochte sie es wieder, Julian in ihrer alten liebevollen Weise zu schreiben und ihm anzukündigen, daß sie in nicht allzu ferner Zeit nach Krakau kommen werde. Nicht weniger bitter wie ihr Bruder empfand sie, daß sie allmählich von ihm hinwegsaß; sie war für ihn voll alter Liebe, aber diese Liebe rief nicht mehr das schrankenlose Vertrauen hervor, wie sie es früher wohl für ihn empfunden hatte. Sie fühlte an sich selbst die allgemeine Entfremdung der Menschen untereinander; wo waren die Jahrhunderte, da man dem Freunde sich restlos offenbarte, von ihm dieselbe Offenbarung empfing und in einer gegenseitigen Liebe sich kräftig förderte!

Freilich hatte Valerie im Verlaufe der Jahre auch vieles empfunden, von dem sie zu einem Priester und Mann, war er auch ihr Bruder, nicht sprechen konnte. Sie wünschte sich eine Freundin, ohne den Mut zu finden, ihre Einsamkeit zu verlassen, in der es ihr doch auch wieder oft so kräftig wohl war. Sie durfte sich ‚Doktor‘ nennen, und wenn sie bisher mit verbissenen Zähnen in der Wissenschaft vorwärtsgelaufen war, so wurde sie allmählich langsamer und blieb schließlich gänzlich stehen: sie wußte nicht mehr, welche Richtung sie eigentlich einhalten sollte, wo das Ende war, das man vor Augen haben mußte — im tiefsten Grunde ihres Wesens war sie unzufrieden. Und da es doch zuweilen geschah, daß das Bild eines einst Geliebten dem Nebel des Vergessens enttauchte und, angeleuchtet vom Erinnern, einen Augenblick vor ihr schweben blieb, ehe es wieder versank — so würde sie nicht selten kleinmütig sich haben zusammenbrechen lassen, wenn der Trost gegen sich selbst ihr nicht einen übertriebenen, aber trügerischen Halt gegeben hätte.

Im Grunde ihres Herzens sehnte sie sich nach der Heimat und nach den Ihren, und als sie endlich wieder in dem alten grauen Hause in der Swietego Jana saß, am Fenster ihres Hofzimmers, von dem sie die altersbraunen Holzbalustraden der zwei Stockwerke sah, den verschneiten Brunnen — da hatte sie in dieser zauberhaften Stille den innigen Wunsch, zu ruhen, zu ruhen wie ein Kind, das sich in der Irre müde gelaufen.

Freilich gab es gleich in den ersten Tagen einen Zusammenstoß mit der Mutter. Frau Lisa hatte nie auch nur mit einem Worte nach dem gefragt, was Valerie in der Fremde trieb. Es schien so, als sei ihre einzige Tochter irgendein junges Mädchen, das man aus irgendwelchem Grunde zuweilen um sich dulden mußte; im übrigen hatte man sie materiell einigermaßen sichergestellt, nun wohl, so mochte sie sehen, wie weit sie mit diesem eigensinnigen Kopfe kam. Ihrem Manne, der früher einmal eine schüchterne Vermittlung gewagt hatte, war sie kurz und entschieden mit dem Worte entgegengetreten: einst habe es sich nur darum handeln können, welchem Willen die freie Bahn gelassen wäre, ihrem Willen oder dem ihrer Tochter; man habe aber ihren Willen ausgeschaltet, sie habe sich damit abgefunden, nun also, was wolle man mehr?

Valerie wußte das; war es nicht zu umgehen, so unterhielt sie sich mit ihrer Mutter so, wie man sich in irgendeiner Gesellschaft leicht und unverbindlich unterhält; forderte sie durch irgendein Wort ihrer Mutter Urteil und Ansicht heraus, so bligte im Nu das Gewitter auf. Sie hatten von Szumans gesprochen, Valerie hatte nach Ulana Korzeß gefragt, die jetzt, soviel sie wisse, in Krakau wohne. Ihre Mutter hatte mit besonderer Betonung geantwortet: 'Ulana? O, der Ulana geht es gut. Deine Tante Barbara ist sehr stolz auf ihre Tochter.'

Valerie mußte lächeln, sie sagte nichts als: 'So?' was Frau Lisa sehr übel nahm und zu der höhnischen Bemerkung veranlaßte: 'Du freilich erhebst dich über sie, du mit deinem Doktorhut! Als wenn Ulana ihn nicht auch hätte haben können, wenn sie leichtfertig genug gewesen wäre, in der Welt herumzufahren!'

Valerie biß sich auf die Lippen. Ah bah, nur nichts erwidern, laß, laß, kein Wort von jener Ulana, die du kennst!

Allerdings war dieses Schweigen ein deutliches Zeichen von dem, was sie empfand. Ihre Mutter nahm daher Veranlassung, von dem Glücke der Frau Korzeß ein Weiteres zu erzählen und hinzuzufügen, daß sie zudem ein edler und selbstloser Charakter sei, habe sie doch jetzt ihre Schwester Anna zu sich genommen, um ihr einen passenden Garten zu verschaffen. Sie sei glücklich und bemühe sich nun, andere glücklich zu machen.

Sehr tief in Gedanken, mit schwerer dunkler Stimme, erwiderte Valerie nach einer langen Pause:

'Glücklich! Mein Gott, welche Mißbräuche mit diesem Wort getrieben werden! Ich bitte Gott auf Knien, ja, auf Knien, daß er mich nie so glücklich mache wie Ulana Korzeß.'

„Wie meinst du das?“

„So, wie es gesprochen ist; ich finde es ehrenvoller, elend zu sein.“

Frau Lisa lachte befriedigt auf. „Ah, bist du endlich so weit? Hat man dich dies auf den Hochschulen gelehrt?“

„Nein, Mama, ich war noch ein halbes Kind, als ich zum erstenmal so empfand, tiefer freilich empfinde ich es jetzt.“

Sie besuchte Julian und war erstaunt, was dieser aus seiner Heimstätte gemacht hatte: der wüste Platz mit seinem Bretterschuppen war nicht wieder zu erkennen, sie gestand es ihrem Bruder, der sich verlegen durch die Haare fuhr und mit einer zögernden Befriedigung in der Stimme sagte: „Ja freilich, wir sind nicht müßig gewesen.“

Er hatte sicher keinen besonderen Ton auf dieses „wir“ gelegt, Valerien schien es aber so. Sie erwiderte gereizt: „Ich sehe auch auf Jahre der Arbeit zurück.“

Julian warf ihr einen Seitenblick zu, sagte: „Komm!“ und zog sie mit sich in sein Zimmer. Hier nahm er ihr den Hut ab, legte beide Hände auf ihre Schultern und sah sie aufmerksam an. Sie errötete und senkte den Blick, suchte sich frei zu machen und flüsterte: „Julian!“

„Dieser Mund gefällt mir nicht,“ sagte er, ohne ihren Widerstand zu beachten, „diese Falten, himmlische Mutter, bei deiner Jugend. Du mußt dich erholen, mein Schwesterchen. Freilich, freilich hast du gearbeitet, heißest Magister, heißest Doktor gar —!“

„Du verhöhnst mich, Julian — allerdings, nun ich's erreicht habe, sehe ich mich um und frage: nichts weiter? Nein, nein, ich will nicht ausruhen, ich brauche keine Erholung, Arbeit brauche ich, Arbeit; freilich nicht —“

Sie stockte, Julian lächelte und ergänzte: „Freilich nicht solche Arbeit — wie du sie seither geleistet hast?“

„Nein, nicht solche — ich meine die Arbeit, die Wirken ist.“

Julian nahm sie bei den Ohren und küßte sie auf die Stirn.

„Sei bedankt, Schwester, für dieses Wort.“

Valerie lächelte verwirrt, ihr Wesen öffnete sich wie ein Festsaal, aus dem unter festlicher Marschmusik eine frohe Menge sich ergießt. Sie hatte Pläne geformt und zerschlagen; immer aber hatte ein Band der Liebe sie zu den jungen Töchtern der vornehmen Familien gezogen, die sie unter dem Tändeln einer flachen Erziehung zu törichtem, lächelnden Puppen werden sah. Was ging da an Menschenwert verloren! Wie konnte Polen gesunden, wenn die künftigen Gattinnen und Mütter seiner Leiter zu keiner edleren Aufgabe erzogen wurden! Es gab kaum ein Jahr, von der Geburt angefangen bis zum Hochzeits-

tage, wo ein gutes und mütterliches Wesen sie gelehrt und geleitet hätte. Die leiblichen Mütter glaubten, andere Pflichten zu haben, als ihre Töchter zu erziehen; die sich Erzieherinnen nannten, waren bestenfalls geschmeidige Nullen; die Klosterfrauen, die das Mädchen betreuten, bis es Zeit war, sie dem Manne zu übergeben — nun, sie meinten es gut, aber sie lehrten dem Himmel geben, was der Erde gehörte; dem starken Leben und seinen Rechten und Aufgaben galt nicht ein einziges Wort, und die Form der Dame aus guter Gesellschaft galt mehr als das Wesen der polnischen Bürgerin. Welche Rolle hatten in früheren Jahrhunderten die polnischen Frauen gespielt! Angefeuert den Mann, ihm vorangeschwebt wie ein Genius des Sieges, den Verwundeten geheilt, den Sieger mit dem Olbaumzweig empfangen! Wehe, auf den Schlachtfeldern der Zukunft fehlen die Walküren! Ah, freilich, die polnischen Frauen der Gegenwart haben die Lehre von ihrem Einfluß auf den Mann auch vernommen, aber sie haben eine klägliche und banale Auslegung gefunden: es geht ihnen um eine Perle, um einen Pelz — bestenfalls um einen Titel für ihren Mann, mit dem sie selbst sich behängen können. Früher — ja, sie hatte die Männer verachtet, die so schwach waren, nach einer starken Frau sich zu sehnen. Heute war ihr dies gleichgültig; mußte man mit der Schwachheit der Männer rechnen, die man nicht ändern konnte, weshalb sollte man die Niedrigkeit der Frauen dulden, die man ändern mußte!

„Sag das alles deinem Geschlecht öffentlich,“ rief Julian.

„Ja, aber damit allein ist es nicht getan: der kommenden Generation gilt es, die Wege zu ebnen, die zukünftigen Schwestern, Gattinnen, Mütter sind es, denen man die größeren Ziele weisen muß!“

„Und — du wolltest —?“

„Ach, Julian, wenn ich es doch vermöchte!“

Er sah stumm zu Boden; sie entwickelte ihm den Plan eines Institutes, in das die Mütter ihre Töchter geben sollten, es gelte da weniger, irgendwelche Schulziele zu erreichen, als innerlich zu entwickeln, seelisch und körperlich gesunde und zukunftsfrohe Jungfrauen zu schaffen.

Julian nickte vor sich hin; angenommen, meinte er, die ideellen Vorbedingungen für ein solches Institut seien mit der rechten Leitung gegeben und mit der Willigkeit derer, die geleitet werden sollen — diese Vorbedingungen also seien gegeben. Wie stehe es mit den materiellen Vorbedingungen? Er habe seine Duben sozusagen ins Nichts gesetzt und mit Luft genährt, aber in Valeriens Fall könne

man doch nicht an einen Bretterschuppen denken! Und angenommen, daß sie selbst daran dächte, das zu schaffen, wovon sie gesprochen — meine sie, daß die Eltern —?

„O, es finden sich sicher noch großdenkende Menschen,“ rief Valerie, „die mitbauen helfen an solchem Zukunftswerk! Handelt es sich nicht auch hier um die Mitarbeit an der nationalen Wiedergeburt? Wir haben Kassen und Vereine, Stiftungen und Verbände für nationale Zwecke — glaubst du nicht, Julian, daß es möglich ist —?“

Julian stand auf und zog die Coutane straff.

„Möglich, möglich!“ rief er. „Stell's hin, dann war's möglich!“

Vielleicht nahm Valerie diese Worte lediglich als ein Umgehen der Antwort, jedenfalls verübelte sie es ihrem Bruder nicht, daß er es ablehnte, mit ihr die Möglichkeiten zu erörtern. Sie stürzte sich in die Ausarbeitung der Pläne, sie saß tagelang über Papier gebeugt, auf das sie die Grundzüge ihrer Ansichten niederschrieb. Als sie nun noch die Reihenfolge, in der semesterweise die erziehlischen Einwirkungen vor sich gehen sollten, festgelegt hatte, überließ sie sich dem trügerischen Vorglück des Schaffenden: sie träumte über ihr Werk, sah es in glänzender Vollenbung vor ihrem Geiste stehen und genoß das Traumbild, so innig, wie sie die Wirklichkeit vielleicht nie genossen hätte. Zögernd und frierend löste sie sich von ihrem Rausche los: sie empfand die Notwendigkeit, an das Herbeischaffen des Materials, das Legen des ersten Steines zu denken, und fast wäre ihr die Erkenntnis gekommen, daß es unendlich viel schwerer war, den Willen zum geringsten Maß des Handelns zu zwingen, als die schweifenden Träume ein ganzes Paradies luftig aufbauen zu lassen. Als sie aber der Wirklichkeit fest in die Augen sah, setzte sie auch entschlossen den Fuß auf den Weg nach ihrem Ziele, versuchte, ihren Vater für ihre Ideale zu interessieren, ohne etwas anderes zu erreichen als einen verlegenen Hinweis auf die Mutter.

Sie entschloß sich, Besuche zu machen und zunächst in bekannten Familien von ihren Plänen zu sprechen; sie empfand schon im voraus, wie schwer ihr diese Gänge werden würden, ging aber doch eines Tages zu Korzeß, die an der Promenade ein neues Haus bewohnten. Sie konnte sich über Frau Korzeß nicht beklagen; abgesehen von einer gewissen Überlegenheit, die Ulana als junge Frau zur Schau tragen zu müssen glaubte, fand sie ein interessiertes Anhören; natürlich, denn Frau Korzeß brannte darauf, irgendeine Rolle zu spielen. Der Ruhm ihres Gatten bestrahlte sie zwar mit einem schönen Abglanz, und ihre jugendliche Puppenschönheit hatte einen ganzen Schwarm von Aristokrat-





© 1964 by the Board of Directors of the University of California

1964



kraten um sie gebannt — aber sie wünschte es sehr, in irgendeiner aufsehenerregenden Sache die Führerin zu spielen, um von den Gleichgestellten beneidet, von den Niedergestellten bewundert und angestaunt zu werden.

Sie versuchte es daher, ohne sich zunächst irgendwie mit einem Worte festzulegen, Valerien davon zu überzeugen, daß man wohl kaum anfänglich ein gewisses Mißtrauen gegen das Fräulein Welonska überwinden werde, das im Ausland studiert hatte und durch ihre Brüder vielleicht sogar ein wenig kompromittiert war. Ob Valerie nicht meine, daß eine zweite Dame — gewissermaßen die äußere Repräsentation des Unternehmens übernehmen müsse? Vorausgesetzt, daß eine solche, in der Gesellschaft tonangebende Dame, sich wirklich finden lasse, was noch gar nicht feststehe — eben weil man eine leise Zurückhaltung gegenüber Valerie bewahren werde.

„Nein, nein!“ rief Valerie, „daran ist nicht zu denken! Ich will da auf keinen Fall mit Patronessen wirtschaften oder gar mit einer beigeordneten Aufpasserin.“

Uana sah aus dem Fenster und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Mißtrauen gegen mich?“ fuhr Valerie fort. „Mißtrauen? Aus welchem Grunde? Übrigens wird sich das sofort legen, wenn man Gelegenheit hat, meine letzten Endes sogar konservativen Ansichten zu hören!“

Sie erklärte, zu einer Versammlung einladen zu wollen, vor der sie sich frei aussprechen würde. Direkte Einladungen wolle sie verschicken, und bitte darum, Uanas Namen mit unter diese Einladung setzen zu dürfen.

„Du vergißt, daß ich nichts ohne meinen Gatten tun kann,“ antwortet Frau Korzeß.

Valerie unterdrückte ein Lächeln und fragte, indem sie sich erhob: „Kann ich deinen Gatten sprechen?“

„Wie soll ich wissen, ob er zu Haus ist? Überdies darf er bei der Arbeit nicht gestört werden; Valerie, meine Gute, du glaubst nicht, wie empfindlich gegen Störungen ein Dichter wie Wladislaw ist! Kürzlich ist er beinahe rasend geworden, weil ein Sperling in den Bäumen vor seinen Fenstern geschilpt hatte. — Nimmst du noch eine Tasse Tee? Ah — da kommt unsere Kleine,“ rief sie erleichtert. Anna Szuman trat ins Zimmer und machte große Augen, als sie Valerie mit ihrer Schwester beim Tee sah. Mein Gott, was hatte Uana alles über Valerie gesprochen, man wußte gar nicht, wie man sich dieser gefährlichen Person gegenüber benehmen sollte! Sie tat ängstlich wie ein Mäuschen, das die Katze sieht.

„Weißt du, ob Wladislaw zu Haus ist?“, fragte Frau Ulana. Anna hatte ihn fortgehen sehen.

„Bitte, frage Herrn Philipp, wann der Herr zurückkommt.“

„Ach höre,“ wendete sie sich an Valerie, als Anna hinaus war, „du mußt mich entschuldigen, aber ich habe zugesagt, zum Eislauf zu kommen. Bitte, bleibe noch, es wäre lieb von dir, wenn du bliebest und mit Anna ein wenig plauderdest. Vielleicht interessiert es dich, meines Gatten Arbeitsräume zu sehen? Offen gestanden —“, sie neigte sich vertraulich lächelnd zu Valeriens Ohr und fiel ins Flüstern, trotzdem niemand in der Nähe war, „offengestanden — ich möchte Anna nicht mitnehmen. Ich habe doch ein großes Opfer gebracht, weißt du, als ich Anna in mein Haus nahm. Du verstehst — sie will überall mitgehen und — nicht wahr? — als junge Frau gibt man sich doch gern ein wenig freier; man spricht vielleicht etwas, woran ein junges Mädchen Argernis nehmen könnte — und gerade heute zum Eislauf —!“

Valerie amüsierte sich, andererseits war sie entschlossen, mit Herrn Korzeß zu sprechen; sie wolle in diesem Falle nachgeben, sagte sie, und noch ein wenig bleiben.

Anna kam zurück, indem sie erklärte, Herr Philipp wisse nicht, wann sein Herr zurückkomme; Ulana glaubte sehr bestimmt zu wissen, daß er nicht vor Abend zurückkommen werde, verschwieg es aber, da sie hoffte, Valerie würde ihn dann nicht mehr treffen, und verabschiedete sich in großer Herzlichkeit von Valerien, indem sie ihrer Schwester vorschlug, dem Besuch die oberen Etagen zu zeigen. Anna zog ein schiefes Mäulchen und Ulana raunte ihr ins Ohr: „Sie geht nicht, Liebste, ich kann sie doch nicht hinauswerfen!“

Valerie, die dieses Flüstern bemerkte, konnte es sich nicht versagen, als Frau Korzeß fort war, lächelnd zu sagen: „Also komm, Kleine, unterhalten wir uns, deine Schwester wünscht, daß ich dich ein wenig betreue.“

Anna verstand und wurde blaß vor Wut.

„Ach — ich verstehe schon,“ rief sie, „loswerden wollte sie mich, ich störe sie in ihrem Vergnügen mit ihren Galans — meine gute Schwester! O, Valerie, wenn du wüßtest —!“

„Aber ich will nicht wissen —“, sagte Valerie und hob die Hände.

„Wie sie es treibt, ist ein Skandal, jawohl, sie glaubt, ich bin blind und dumm, aber ich räche mich, du sollst sehen, ich —“

„Zeige mir doch Herrn Korzeßs Arbeitszimmer!“

Im Vorzimmer neigte Herr Philipp sehr tief sein weißes

Schleicher gesicht, ohne daß Valerie ihn beachtete. Anna, die sich rasch beruhigt hatte, als sie in Herrn Korzeßs Rauchzimmer ein Kistchen seiner in ganz Krakau berühmten Zigaretten entdeckt hatte (der Tabak kam direkt aus Kawalla und kostete sein Gewicht an Gold) — zeigte sich von der Atmosphäre des Hauses bereits angesteckt und erzählte mit sichtbarem Stolz von den Schwierigkeiten, die es gegeben hatte, ehe Herr Korzeß ein seiner Persönlichkeit gleichgestimmtes Heim geschaffen sah. Er hatte schließlich einen kongenialen Raumkünstler gefunden, der erst während einiger Monate Herrn Korzeßs Individualität studiert hatte, ehe er, wie er sagte, sich hatte daran wagen können, die ersten Skizzen zu Papier zu bringen. Über diese Skizzen hatten sich dann lebhaft Diskussionen entsponnen, an denen sich auch die ständig wachsende Gefolgschaft des Dichters beteiligt hatte, und selbst während der Ausführung hatte es noch endlose Beratungen und unaufhörliche Abänderungen gegeben. Anna erzählte von den Freunden des Dichters, sie versicherte Valerie, daß jeder davon ein Genie sei, trotzdem hingen sie mit rührender Liebe an Herrn Korzeß, und sie entsinne sich eines Abends, da Wladislaw ein neues Gedicht vorgetragen hatte, wie man ihm auf Knien dafür gehuldigt habe. Freilich bringe auch er für seine Freunde Opfer; da es Genies seien, könnten sie sich nicht mit einem so unsauberen Geschäft abgeben, wie das Geldverdienen sei, und Herr Korzeß halte daher sein Schedbuch für sie zur Verfügung.

O, hier gab es einen Saal mit weißen Gewölben, dem Refektorium eines Klosters ähnlich, eine Musikhalle, ganz in gemäßigtem Barock, mit einer Orgel von 1674, ein Schlafzimmer mit einem freistehenden Lager, zu dem man auf Stufen hinaufstieg — und ein Arbeitszimmer — nun — Valerie meinte in eine Kapelle zu treten. Es hatte nur an einer Seite Fenster, diese aber waren — fünf an der Zahl — im Halbrund vorgezogen und Anna zeigte die sinnreichen mechanischen Vorrichtungen, mit deren Hilfe Herr Korzeß je nach Wunsch andersfarbige Seidenvorhänge vorziehen lassen konnte, je nachdem er glaubte, daß ein bestimmtes Licht seiner Stimmung entsprechen würde. In diesem Fensterhalbrund stand ein Möbel — groß und wuchtig, wie ein Altartisch — und um die Geräte des Schaffens profanen Augen zu entziehen, bedeckte ihn eine Decke aus weißem Atlas, mit blassen Ornamenten bestickt, wie Anna sichernd verriet, von einer Künstlerin bestickt, die Herrn Korzeß ungewöhnlich verehrte.

Sie traten gerade über die Schwelle des Arbeitszimmers zurück,

als Herr Philipp lautlos auftauchte und diskret meldete: ‚Herr Korzeß kehrt soeben zurück.‘

Anna stieß einen leichten Schrei aus und presste Valeriens Hand: ‚Mein Gott,‘ rief sie, ‚ich habe geraucht, er kann so brutal sein, ich werde sagen, daß du geraucht hast.‘

Sie kam nicht dazu, Herr Korzeß stand im Zimmer, über sein Gesicht zog ein verlegenes Lächeln, er sah nur Valerie, wagte nicht, ihr die Hand hinzustrecken, und sagte stockend: ‚Sie hier? O — herzlich willkommen.‘

Als Valerie ihrerseits lächelte und ihm die Hand bot, so, als sei niemals etwas zwischen ihnen vorgefallen, rötete ihn die Freude, vielleicht war er ihr wirklich dankbar, und als sie gestand, daß sie ihn um eine Gefälligkeit zu bitten habe, beeilte er sich lebhaft zu versichern, daß er glücklich sein werde, ihr jeden Dienst zu leisten. Er war nicht allein gekommen; ein hagerer Fünziger, mit einem Hängeschnurrbart von demonstrativer Größe, hatte, einige Schritte zur Seite stehend, ohne auf Anna zu achten, die eifrig auf ihn losplauderte, Valerie bereits mehrere tiefe Verbeugungen gemacht. Herr Korzeß stellte ihn vor: ‚General Zmurko, gestern aus Amerika angekommen, um gewisse Verhandlungen zu führen.‘

Der General rief begeistert: ‚Ah — die Tochter meines braven Agenor Welonski!‘

Man setzte sich, Anna war verschwunden; Valerie, die den Namen des Generals kannte, hielt ihn für nicht wenig einflußreich und säumte nicht, den beiden Herren ihre Pläne vorzulegen. Der General war sofort entzückt, unterbrach sie unaufhörlich mit Ausrufen der Begeisterung und hielt, als sie zu Ende war, mit vollem Munde eine unklare Lobrede auf die polnische Frau, behauptete, daß Valerie nur das ausgesprochen habe, was er selber schon längst gefühlt, und alles das veranlaßte Herrn Korzeß, der, vielleicht wegen einer geheimen Seelenverwandtschaft, auf die Ansichten des Generals zu schwören pflegte, auch seinerseits eine gewisse Begeisterung über Valeriens Worte zu zeigen.

Trotzdem war ihm nicht ganz wohl zu Mute; er fühlte instinktiv, daß seine Frau über seine Begeisterung nicht entzückt sein würde, aber er gab notgedrungen seine Zustimmung, daß unter den zu erlassenden Aufruf sein Name gesetzt werde, denn wie sollte er überdies Valerie eine solche Bitte abschlagen, wo er, trotz der zwischen jenem Vorfall in Dembiowko und heute liegenden Jahre, immer noch die Indiskretion Valeriens fürchten zu müssen glaubte! Der General

indessen drängte ihr seinen Namen förmlich auf; er hatte das Prinzip, keine Gelegenheit zu versäumen, damit er in der Öffentlichkeit genannt werde, und bat Valerie, die sich zufrieden verabschiedete, ihren Vater auf seinen Besuch vorzubereiten. Er hielt sie, indessen Herr Korzeł wortlos und unbehaglich dabeistand, zwischen Tür und Angel fest und erging sich in einer langen Ansprache an sie, ungefähr mit dem Inhalt, daß auch er gekommen sei, wieder einmal an die Opferwilligkeit der polnischen Brüder zu appellieren, denn die Zeiten seien ernst, Österreich stecke in innerpolitischen Konflikten, Rußland betrachte liebevoll die kleineren slavischen Brüder alle — vielleicht stehe man am Vorabend großer Ereignisse, da heiße es gerüstet sein, bereit sein, die nationale Fahne zu entfalten, bereit auch zum Tod auf dem Schlachtfeld. Bei jedem Schlagwort preßte er Valeriens Hand, er erhob seine Stimme, als wenn er eine Proklamation ablese, und Valerie war froh, als sie in dem frostklaren Spätnachmittag wieder der Swietego Jana zuschritt.

Sie war befriedigt; es zeigte sich, daß die zwei Namen, die sie vorführte, genügten, um noch andere an sie zu reihen; ging alles so gut weiter — ah, dann war an dem endlichen Erfolg nicht zu zweifeln.

Ihr Vortrag sollte im Konferenzsaal eines Hotels stattfinden; sie ging auf die Redaktionen und erhielt, als sie ihre Namenliste sehen ließ, die Versicherung, daß man Berichterstatte schicken werde. Je näher der entscheidende Tag kam, desto freudiger atmete Valerie; sie wußte nicht, daß Frau Ulana schon längst am Werke war, um Mißtrauen zu verbreiten. Sie hatte, als sie an jenem Abend vom Eislauf zurückkam, Herrn Korzeł recht lebhaft ihr Mißfallen ausgesprochen; der Dichter war so zerknirscht, daß er selbst jedem, der es hören wollte, erzählte, er sei überrumpelt worden, er habe, weil er von Natur gutmütig sei, Fräulein Welonska, die doch schließlich zur Verwandtschaft gehöre, nicht abweisen können, umso weniger als sie in der Tat nicht wenig zubringlich gewesen sei.

So kam es, daß die Mehrzahl der Eingeladenen schon im voraus beschloß, den Vortrag Valeriens nicht zu besuchen. Ulana Korzeł hatte es auch nicht versäumt, an Frau Lisa einen Brief mit der naturgemäß — halb aus Gehässigkeit, halb aus Beschränktheit — falschen Darstellung der Absichten Valeriens zu schicken. Frau Lisa möge doch dafür sorgen, daß der Name Welonski nicht noch mehr Gesprächsstoff hergebe. Dieses ‚noch mehr‘ hatte Valeriens Mutter im Tiefsten getroffen. Ein schmerzlicher Zorn, wie ein freigegebenes

Stauwasser, gurgelte und raste über Valerie hin, die bleich und verbissen standhielt und sich vergebens bemühte, die Mutter über ihre wahren Absichten aufzuklären.

„Ich will nichts hören! Nein! Kein Wort will ich hören! Und wäre es das Köstlichste und Preiswürdigste, was du zu sagen hast — ich verlange von dir, daß du dich bezwingst! Ich will Ruhe haben! Ich habe genug getragen, habe genug gelitten! Höre, mein Töchterchen, ich will, daß du hier vor den Leuten schweigst, treibe in Preußen oder irgendwo, was du willst — hier verbiete ich es dir, hörst du, solange du in meinem Hause bist — oder —“

Valerie fühlte sich versucht, vor diesem ehrlichen Zorn die Waffen hinzulegen — aber sie wollte sich nicht in die Seele der Widersacherin versetzen, aus Furcht, ihr Recht geben zu müssen, und verbiß sich in den mörderischen Gedanken: Wille gegen Wille, der stärkste Wille triumphiert! So sagte sie nur, mit verzerrtem Lächeln: „Oder? Nun —? Wollende!“

Sie sah, wie ihre Mutter erst dunkelrot, dann totenblaß wurde und sich bemühte zu sprechen, ohne ein Wort herauszubringen. Dieses Schauspiel war so schrecklich, daß Valerien die Knie zu zittern begannen, und nicht wenig fehlte, so wäre sie vor der Mutter niedergesunken. Sie rief: „Mutter! Wir dürfen uns nicht gegenseitig zerfleischen.“

Aber Frau Lisa stieß nur heraus: „Geh,“ und Valerie gehorchte.

Eine Stunde später traf sie mit ihrer Mutter auf der Haustreppe wieder zusammen. Frau Welonska fragte nur: „Nun?“

„Ich kann nicht zurück,“ erwiderte Valerie.

„Dann reisest du morgen ab.“

Aus dem Hause gewiesen? Der Schreck verschlug ihr die Sprache. Frau Lisa öffnete die Tür zum Musikzimmer, und ihre Stimme war eisiger Hohn, als sie fragte: „Nimmst du auch Eintrittsgeld, wenn du dich vor den Leuten produzierst?“

Und sofort sprang es Valerie über die Lippen: „Nachträglich ja, ich hoffe, sie spenden recht tüchtig, wenn ich mit dem Zeller sammeln gehe!“

„Ah — lernt man das Betteln auf der Hochschule?“

„Nein, im elterlichen Hause, wo einem verweigert wird, was recht und billig ist!“

„Schamlose!“

Um Gottes willen, nur fort, nur fort, wohin soll das führen, himmlische Mutter, sie flüchtete bebend auf die Straße und hätte



sich vor Scham und Ekel in irgendeinem finsternen Loch bergen mögen. Es war der Tag ihres Vortrages, sie war entschlossen abzusagen, wie sollte sie auch nur ein Wort herausbringen! Stöhnend unter der wühlenden Bitterkeit ihres Herzens, ging sie durch die verschneiten Alleen der Promenade. Der Schnee klang, die blanken Sterne zitterten im Wesenlosen; sie lief ziellos weiter, am Schloß vorbei, die Stradomstraße hinunter. Es war Sabbath, in den Bettstuben des Judenviertels heulten die Gläubigen, den Gebetmantel umgehängt, beim flackernden Schein der Kerzen; mein Heiland, wie sinnlos das alles, diese Menschen, diese Stadt, diese Welt. Die Weichselbrücke lag wie ausgestorben; große schneebedeckene Eischollen trieb das rasende Wasser heran, warf sie gegen die Brückenpfeiler, daß sie mit einem knirschenden Schrei sich aufbäumten und ächzend zerbrachen. Seltsam — gegen dieses urweltliche Toben erschien die Stadt dort hinten wie ein Zufluchtswinkel, in dem es wenigstens hell und warm war. Valerie schauerte zusammen und kehrte um und wurde allmählich ruhiger. Halb betäubt vor Kälte schlich sie durch die Straßen, unschlüssig, was sie machen sollte. Plötzlich sah sie in einem Schlitten Wlana Korzeß vorüberfliegen, im Fond zurückgelehnt, bis über die Nase in Pelze vergraben. Es bedurfte nur des Anblicks dieser Frau, damit Valerie sich zusammennahm, ein paarmal vor sich himmelmelte: „Mein Gott, wie konnte ich es aufgeben wollen, Torheit, welche Torheit,“ und auf geradem Wege dem Hotel zuing. Am Eingang stieß sie mit einem Menschen zusammen, den sie erst im hellerleuchteten Vestibül erkannte — es war Wieschko.

Sie standen sich gegenüber und sahen sich an, sie mit verlöschendem Blick, er mit den flackernden Augen eines gehezten Wildes. Inmitten des zudringlichen Lungerns der Bediensteten fanden sie lange keine Worte. Valerie hielt ihre Hände im Muff verkrampft und flüsterte endlich tonlos: „Du hier?“

„Freilich, ich.“

„Was willst du hier?“

„Man sagte mir, daß du hier sprechen würdest.“

„Ich spreche nicht öffentlich.“

„Begreife ich, aber dein Bruder gehört ja nicht zur Öffentlichkeit.“

Valerie hätte sich gern gesetzt, aber sie fürchtete, daß ihre Nerven dann gänzlich versagen würden. Sie machte mühsam einen Schritt der Treppe zu und sagte: „Wie kommst du nach Krakau — weißt du nicht —?“

„Was ich weiß, oder nicht weiß, Geschwäh, was kümmert's dich. Ich will endlich reinen Tisch machen. Ich habe deinem Vater geschrieben, daß ich ihn sprechen will. Er soll mir einen Teil auszahlen, dann gehe ich wieder. Ihr laßt euch wohl sein und ich hungere in der Fremde.“

„Was weißt du von uns! Julian ist auf sich allein angewiesen und ich auch.“

„Geht mich nichts an, weshalb seid ihr so töricht? Ich fordere ihn vor Gericht, ich schwöre es dir, vor Gericht fordere ich ihn!“

„Mieschko! Ich bitte dich, tue es nicht.“

„Sei versichert — ich tue es.“

War das Mieschko? Ihr Bruder, mit dem sie eine Kindheit verlebt, der sie in Lüttich besucht und an den sie geglaubt hatte? Wo waren seine Ideale; sie suchte auf diesem bitteren Gesicht nach einem letzten Widerschein der leuchtenden Ziele von einst. Sie sah ein erloschenes Gesicht; ach, es ist nicht möglich, rief es in ihr, ich brauche nur „Mieschko, Mieschko,“ zu rufen, und der alte Mieschko steigt lächelnd aus dieser scheußlichen Larve. Sie streckte ihm die Hand hin: „Erwarte mich nachher, wir sprechen noch zusammen.“

„Es wird nicht gehen, ich habe noch zu tun. Aber komm doch morgen zu mir, um vier Uhr in den Gasthof zum „weißen Adler“, um vier Uhr, hörst du, ich denke, daß auch dein Vater kommt!“ —

Sie sah mit leeren Blicken über die Stuhlreihen, es waren kaum mehr als zwanzig Personen anwesend. Eine große Gleichgültigkeit in ihr spielte mit dieser Beobachtung. Was sollte sie diesen Leuten sagen? Man sah sie an, sie war in Versuchung, diese starrenden Gesichter zu belächeln; sie erkannte niemand, nur Mieschko sah sie, der in diesem Augenblick den Saal betrat. Sie begann zu sprechen, sie sagte das, was sie über die polnische Frau zu sagen hatte, matt und leise. Das Ideal, welches sie aufstellte, begrüßte sie nicht mit Begeisterung, sondern mit einem tonlosen Schmerz, so als beklage sie selbst dieses Ideal, das nie zur Wirklichkeit werden würde. Ihre Pläne las sie vom Papier ab. Man sah sich erstaunt an, als sie geendet hatte und die Bitte aussprach, daß man seine Meinung äußern möge.

Ah, freilich äußerte man seine Meinung. Man wartete ja darauf, diese Meinung äußern zu können! Es gab da würdige Herren mit gewölbten Westen, die mit fettiger Stimme und den Argumenten gesättigter Bürger Valeriens Ansichten hämisch bedauernd zerpflückten. Jugendllicher Überschwang, mein Gott ja, erst

einmal dreißig Jahre im Trott mitgehen und dann zu reden versuchen.

In der vordersten Stuhlreihe gewahrte Valerie Dunkel Malecki; er nickte ihr beruhigend zu und begleitete die kritischen Erörterungen der anderen mit ironischen Zwischenrufen, sie machte ihm ein Zeichen, still zu sein, da er die Situation nur verschlechterte. Er aber rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und sprang schließlich auf, um in die Debatte einzugreifen. Er stellte den Kühnen und in dieser wohltemperierten Gesellschaft etwas gewagten Satz auf, daß er als Junggeselle die Frauen am besten kenne. Man unterbrach ihn mit empörten Ausrufen, er überschrie aber die nicht wieder aussehende Unruhe, indem er Valerians geplantes Reformwerk als ein durchaus notwendiges bezeichnete, dem alle diejenigen ihre Unterstützung angedeihen lassen müßten, die auf eine nationale Wiedergeburt hofften. Besonders müsse mit der klösterlichen Erziehung der Töchter ein Ende gemacht werden, sie produzierten geistig und körperlich verzärtelte Frauen, jawohl; das Schlimmste sei, daß man aus aller Welt die polnischen Töchter gerade in die galizischen Klöster schicke; in deutschen Klöstern wehe eine ganz andere Luft, und man vergesse dort nicht, daß auch die Frauen erst einmal durch die Welt gehen und sich in ihr bewähren müßten, ehe sie in den Himmel eingehen könnten. „Hört ihr nicht,“ rief er aus, „den Chor der Mädchen in des Mickiewicz „Dziady“ eindringlich und klagend singen: Wer die Erde nie betrat, in den Himmel kommt er nimmer?“

Ein Gymnasialprofessor mit wohlgepflegtem Bart, den er zuweilen liebevoll strich, bekannt und geschätzt als Dichter, dessen Lyrikband mit bunten Druckblumen und Goldschnitt ein beliebtes Geschenk für Damen darstellte, behauptete, mit aller Entschiedenheit gegen die Ansichten Valerians und des Herrn Malecki protestieren zu müssen. Fräulein Welonska sei wenigstens so geschmackvoll gewesen, sich einer allzu verletzenden Kritik an dem so segensreichen Wirken der klösterlichen Erziehungsinstitute zu enthalten. Aber schon anzunehmen, daß es eine vollkommeneren und wertvolleren polnischen Frauenwelt als heute geben könne, heiße diese beleidigen. „Wollen wir dulden,“ so rief er pathetisch aus, „daß die Frauen Polens beleidigt werden?! Wollen wir nicht vielmehr uns geschlossen zum Schutze vor die polnische Frau stellen?! Polnische Männer! Protestieren wir! Treten wir in der breitesten Öffentlichkeit für unsere Mütter, unsere Frauen, unsere Töchter ein, lassen wir nicht . . .“ Er begeisterte sich, er wurde gerührt, er wurde poetisch; seine Sprechtechnik

verlieh den gebrauchtesten Schlagwörtern neues und entscheidendes Gewicht, so daß selbst Onkel Malecki, soviel er sich auch stemmte, mitgerissen wurde. Entscheidend, für immer entscheidend wurde Valeriens Niederlage aber durch Mieszkos Eingreifen, den der Haß gegen die selbstgefälligen und berechnenden Schwäger sowohl, wie ein plötzliches Mitgefühl für seine Schwester, und der Wunsch ihr zu zeigen, daß er mit ihr fühle, dazu veranlaßte, unter erregten Gesten ihre Anklage zu bekräftigen, wobei er ihren Reformvorschlägen freilich eine so radikale Auslegung gab, die Valerie nie und nimmer gebilligt hätte. Aber sie hatte gegenüber dieser neuen Gefahr, die ihr vom Bruder drohte, nichts als ein gleichgültig-schmerzliches Lächeln, ein resigniertes Lächeln; sie hatte nur den Wunsch, daß diese endlose Marter nun endlich zu Ende sein möchte und spielte mit dem Gedanken, einfach aufzustehen und wegzugehen.

Bei den ersten Sätzen der Interpretation ihres Vortrages durch Mieszko, hatte man flüsternd und empört die Frage untereinander weitergegeben: ‚Wer ist das?‘

Niemand kannte ihn persönlich, nur Herr Malecki, der, aufrichtig bestürzt, nicht diplomatisch genug war, den leisen Ausruf zurückzuhalten: ‚Mein Gott — Mieszko Welonski!‘

‚Wer ist’s?‘, fragte man.

‚Mieszko Welonski,‘ antworteten die Herrn Malecki zunächst Sitzenden.

‚Ihr Bruder?‘

‚Der Anarchist?‘

‚Der —? Eines Sinnes mit ihr?!‘

Man rief: ‚Unerhört!‘, erhob sich rücksichtslos, der schönbärtige Professor meinte, man müsse die Polizei rufen. Mieszko, wie aus einem schweren Traum erwachend, sah die allgemeine Entrüstung, er brach plötzlich ab, machte noch eine verächtliche Geste und verschwand. Der Saal leerte sich, einige Mitleidende glaubten, Valerie irgendwie trösten zu müssen; sie verbat es sich mit starrem Gesicht. Onkel Malecki wollte ihren Arm durch den seinen ziehen und sie hinausführen, sie aber sagte: ‚Laß mich allein, ich bitte dich.‘

Und sie blieb sitzen, bis der Letzte den Saal verlassen hatte, und die Bediensteten neugierig hereinsahen. Dann trank sie mit unnatürlicher Ruhe im Restaurant des Hotels ein Glas Tee und ging nach Haus, wie betäubt, nur von dem Wunsch erfüllt, ihr Zimmer hinter sich abschließen zu können und allein zu sein.

Sie blieb am nächsten Vormittag unsichtbar, auch zum Essen

ging sie nicht herunter; unmittelbar danach pochte ihr Vater an ihre Thür, sie öffnete eine Spalte.

„Ich muß mit dir sprechen — komm herunter, oder nein — laß mich zu dir ein. Mieschko —.“

„Ich weiß,“ erwiderte sie. „Um vier Uhr — nicht wahr? Ich werde dort sein.“

Ihr Vater murmelte erstaunt: „So, so,“ und fuhr fort: „Dann brauche ich vielleicht gar nicht —. Wenn Julian, den ich benachrichtigt habe, und du —?“

„Du mußt gehen,“ sagte Valerie bestimmt.

„Ja, ja, du hast recht, ich werde gehen, ich werde zu Mieschko gehen, ich werde stark sein.“

Er bemühte sich in der That stark zu sein, am Nachmittage, in dem engen, ärmlichen Zimmer des verwahrlosten Gasthofes. Dagegen besaß ihn die Erregung so, daß sein Unterkiefer unaufhörlich zitterte. Es hatte sich gefügt, vielleicht durch einen Zufall, vielleicht auch in einer unausgesprochenen Absicht, daß Herr Welonski, Julian, Valerie — daß diese drei einen Halbkreis bildeten, zwischen dem und der Wand eingeschlossen Mieschko sich wie ein Gefangener vorfam. Dieser Umstand hatte von vornherein seinen Troß bis zur äußersten Höhe gesteigert, er setzte ein bösarziges Lächeln auf, und als nach einer kurzen peinlichen Begrüßung und einer noch peinlicheren Pause, Julian zu seinem Vater gewendet aufmunternd: „Also,“ sagte, und dieser mühsam herausbrachte: „Mieschko, du hast an mich geschrieben —, um Geld,“ sprang Mieschko sofort auf und packte die Lehne seines Stuhles und rief:

„Erstaunt dich das? Bist du nicht reich und bin ich nicht arm? Bin ich nicht dein Sohn?“

Mühsam brachte Herr Agenor heraus: „Ein Sohn, der seine Sohnespflichten —.“

„Wie?“, schrie Mieschko und stieß den Stuhl auf, „und wie steht es mit deinen väterlichen Pflichten?“

„Schweige!“ rief Julian, sein Gesicht war rot vor Empörung, „hast du jemals Pflichten erfüllt? Ich weiß, du willst von den höheren Pflichten gegen das Volk reden, die du zu erfüllen glaubst, aber du irrst, auch die Pflichten haben ihre Rangordnung, wer nie auf der untersten Stufe gestanden hat, wird nie auf der obersten stehen.“

„Hochwürden verzeihen, aber ich habe nicht um Ihren seelsorgereischen Rat gebeten! Was suchst du übrigens hier? Habe ich dich gebeten zu kommen?“

„Mein lieber Bruder, du mußt dir meine Anwesenheit schon gefallen lassen; du hast Geld verlangt, ein kleines Vermögen sozusagen, und ich habe dafür zu sorgen, daß ein — ein Kind nicht benachteiligt wird, du verstehst — dein Kind, dessen Vormund ich bin!“

Valerie fuhr zusammen. „Was heißt das?“ fragte sie, aber ehe ihr eine Antwort werden konnte, brach Mieschko los: „Ah — es ist gut, daß du mich daran erinnerst — ich schwöre dir, ich werde dafür sorgen, daß deine hinterlistigen Berechnungen umgeworfen werden, ich werde mein Kind durch die Gerichte fortnehmen lassen — mit Gewalt, wenn es sein muß — in deinen falschen Pfaffenhänden soll es nicht bleiben!“

„Du vergißt, mein Lieber, daß der uneheliche Vater durchaus keine Rechte auf sein Kind hat, nur eine Pflicht: für sein Kind zu sorgen.“

Es blieb still. Mieschko lächelte höhnisch vor sich hin, brannte eine Zigarette an und sagte schließlich: „Freilich, freilich — gegen euch ist nicht zu kämpfen, nun gut. — Darf ich das hier versammelte Gericht fragen, was es nun eigentlich über mich beschlossen hat?“

Herr Welonski richtete sich schwerfällig auf. „Du hast Geld verlangt, zwanzigtausend Kronen, nun ich kann sie dir nicht geben. Ich habe hier zehntausend Kronen, die ich dir geben kann —.“

„Also — gib her.“

„Die ich dir geben kann, wenn du mit ihnen Europa verläßt.“

„Und Ihr meint, daß ich darauf eingehe?“

„Wir geben dir nur den Rat, darauf einzugehen,“ sagte Julian. „Vielleicht bedarf dein schweifender Sinn wirklich eines weiteren Wirkungskreises, vielleicht kannst du nicht leben, ohne eine gewisse Ungebundenheit — nun wohl, außerhalb Europa würdest du das alles finden; hier hast du ausgespielt.“

„Meinst du? Ah, nein, ich gedenke erst das Spiel zu beginnen, dazu brauche ich Geld.“

Julian wendete sich an seinen Vater und fragte: „Wollen wir gehen?“

„Welche Torheit ist das,“ meinte Mieschko und kam näher. „Ihr habt das Geld hier, also gebt her. Was soll ich Euch versprechen — schön, ich könnte es versprechen, wer bürgt Euch denn, daß ich hinterher Euch nicht ins Gesicht lache?“

„Mieschko,“ sagte Julian, „freilich könnten wir dir das Geld erst im Ankunftshafen auszahlen lassen, aber — nicht wahr Vater — Mieschkos Wort werden wir nicht misstrauen.“

In Mieschko schienen diese letzten Worte unbehagliche Empfindungen zu wecken. Auf seinem Gesicht spiegelte sich ein innerer Kampf ab, bis die Zorn, der Haß, der Troß siegreich in seine Mienen einzogen und er entschlossen sagte: „Gut, gebt das Geld. Ich verschwinde aus Europa.“

Ohne ein Wort mehr, zählte Herr Welonski, mit zitternden Händen die Scheine auf. Ruhig zählte sie Mieschko nach, faltete sie zusammen und steckte sie in die Hosentasche.

Valerie stand auf und sagte: „Du mußt nicht glauben, mein Mieschko, daß du für mich — für uns der verlorene Sohn bist —“ „Verschone mich mit deinen Sentimentalitäten,“ fuhr Mieschko sie an.

„Reisest du morgen ab?“ fragte Julian.

„Nein.“

„Heute haben wir Sonntag — an welchem Tage der nächsten Woche willst du reisen?“

„Ich reise nicht,“ sagte Mieschko langsam, die Faust in der Hosentasche um die Scheine geballt. „Ich reise überhaupt nicht, jedenfalls nicht dorthin, wohin ihr mich haben wollt. Weshalb soll ich reisen, da ich doch jetzt das Geld habe?!“

„Mein Gott — so laßt uns gehen,“ rief Valerie, „schnell; ich werde an allem irre, so kommt doch, um Gottes willen—!“

Sie drängte zur Thür, Julian griff seinen Vater am Arm und folgte. Mieschko, mit einem unangenehmen Lachen, riß mit höhnischer Dienstbereitschaft die Thür auf, der letzte, der an ihm vorbeiging, war sein Vater. Dieser vermochte sich einen Augenblick gegen Julian zu stemmen, der ihn fortziehen wollte, und leuchtete: „Mieschko — mein Kind, sieh — wir haben auf dein Wort vertraut — als das letzte Flämmchen des Guten — lösche dieses Flämmchen nicht aus — ich umfasse deine Knie. Nimm alles Gut, was mir gehört, aber lösche das Flämmchen nicht —!“

Eine peinliche Wärme fühlte Mieschko in sich emporsteigen, er hielt sie wütend nieder und schrie: „Befreit mich von Eurem Geschwäg!“

Agenor Welonski wollte noch etwas sagen, aber seine zitternden Lippen vermochten nicht mehr, ein Wort zu formen; er warf sich empor und mit einem Ausdruck hoffnungslosen Ekels spie er vor Mieschko aus. Valerie und Julian mußten ihn stützen, damit er auf der Treppe nicht fiel.

## XIII.

In jener Zeit ließen die Parteien ihre Agitatoren für die bevorstehenden Reichstagswahlen auf das Volk los. So gering zuweilen die Abweichungen der Programme waren, mit so maßloser Erbitterung wurde für sie gekämpft. Es geschah nicht selten, daß die Agenten und ihre Anhänger die Gegner mit Gewalt zu bekehren versuchten, und da die Anhänger fast immer aus solchen Elementen bestanden, die für einen Liter Schnaps dem großmütigen Spender überwältigt zuschrien, die Traktationen aber von verschiedenen Seiten kamen, so war der Agent seine Leute nur solange sicher, als die von ihm bezahlte Flasche noch nicht gänzlich geleert war. Sonst trat eben ein anderer Politiker die flüchtige Herrschaft an, und kurz und gut: wochenlang gab es in den jüdischen Schenken Reden, Geschrei, Schnapsbäche, blutige Köpfe und heulende Umarmungen — also das, was das Volk schlechtweg mit ‚Fest‘ bezeichnete.

Als Mieschko Welonski mit seinen Freunden in dieses unsinnige Treiben hinabsprang, war er weit davon entfernt zu glauben, er könne als Kandidat für den Reichsrat auftreten, nein, er wollte dies auch nicht, ihn trieb es nur, seinen blinden Haß gegen Aristokraten und Priester freizugeben. Er hielt mit fanatischer Erbitterung an dem Gedanken fest, daß die faule Oberschicht der menschlichen Gesellschaft abgehoben und zertreten werden müsse. Ihn reizte es, eine allgemeine Gärung im Lande hervorzurufen, zu keinem anderen Zwecke, als um seiner persönlichen Rache Genüge zu tun. Die Behörde war schlaff, sie hatte noch immer, das wußte er, vor allem, was entfernt nach Macht aussah, ihre nachsichtige Verbeugung gemacht, also kam es nur darauf an, sich Macht zu verschaffen. Kam es zum Schlimmsten, so sollte es Kampf bis aufs Messer geben. Im Volke träumte noch immer der Haß auf den Adel. Es gab keine besitzenden Bauern, lediglich ein Bauernproletariat, bestenfalls einige wenige, die gerade satt zu essen hatten, und auch diese fühlten sich eins mit ihren hungernden Brüdern. Trotz der in den letzten Jahren von einigen Schwärmern ins Werk gesetzten Aufklärung waren die Bauern stumpf geblieben — mißtrauisch gegen alles, was von oben kam. Mieschko bewirkte daher zunächst seine äußerliche Verwandlung in einen Bauern, er sprach Dialekt und gab vor, von seinem Gutsherrn auf die Landstraße geworfen zu sein. So glaubte man seinem Hasse willig, man glaubte auch, daß man sich selbst helfen müsse, dann werde die Regierung Österreichs schon zu ihren Gunsten eingreifen. War es nicht erst kaum ein Menschenalter her, daß der rus-



fische Zar alle armen Bauern mit dem Land beschenkt hatte, das man den Adeligen genommen hatte?! Ah! Wer Land in Pacht hatte, durfte es als Eigentum behalten, Gott segne das russische Väterchen, genau so mußte es in Galizien kommen. Woran lag's, daß es nicht soweit war? An der nationalen Regierung in Galizien! Und wer war diese Regierung? Der Adel, die Reichen, alle, die uns schinden und treten nach Herzenslust!

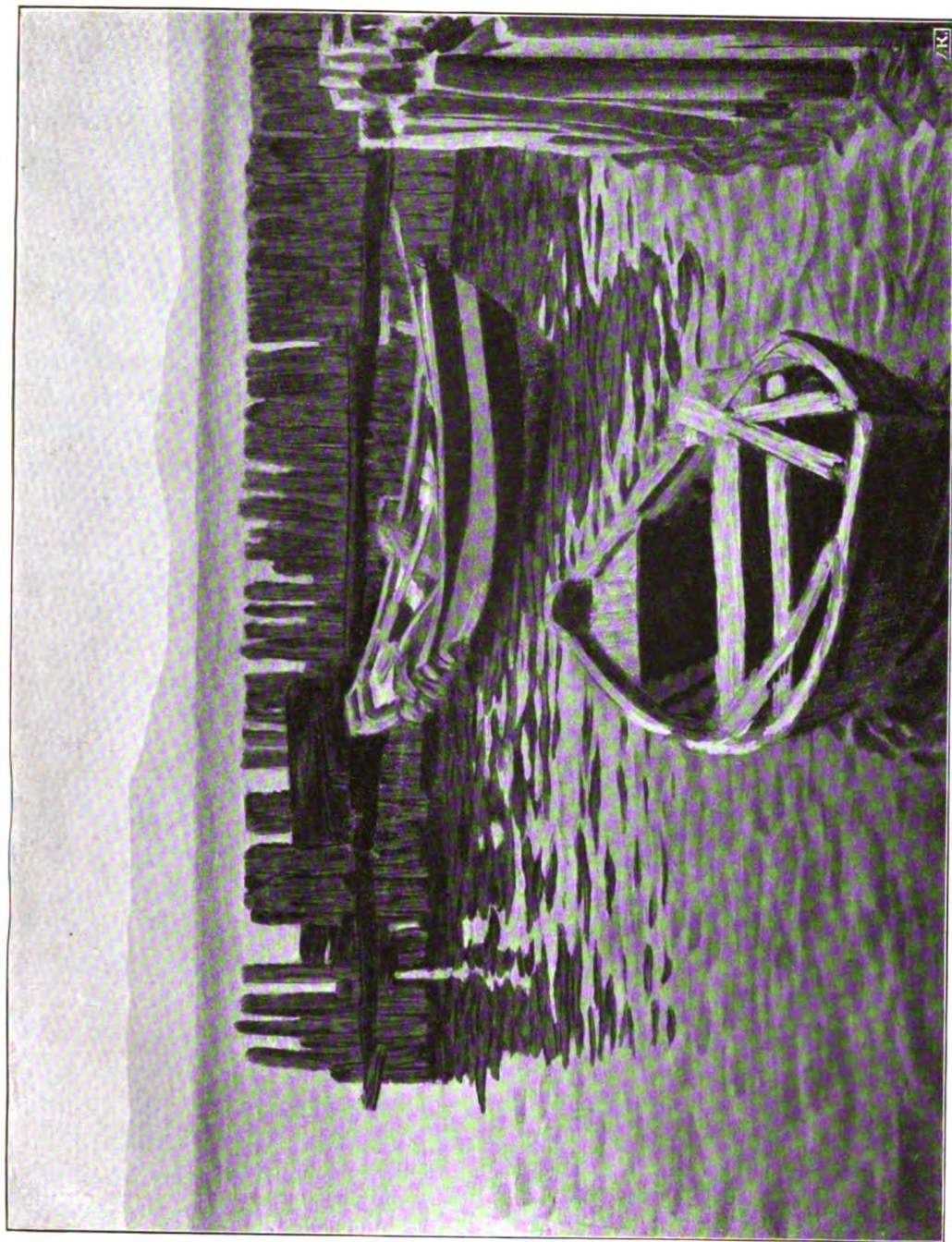
In manchen Dorfgemeinschaften gab es noch Greise, die als junge Burschen die Zeit von 1846 erlebt hatten. War etwa die Erinnerung an jenen ersten Feuerbrand gestorben, der damals von Sieblec ausging, wo Boguslaw Dombrowski und Pantaleon Potozki die Bauern gegen die Regierung hatten aufwiegeln wollen? Gelobt sei Jesus Christus, man hatte den erlauchten Herrn Potozki gebunden ausgeliefert! Und wie war's in Horosjane gewesen, in Lissa Gora, ja im ganzen Tarnower Kreise und in dem von Bochnia obendrein? Lügner! Verräter! Schlachtzigen und Pfaffen — in die Hölle mit ihnen! Nicht wahr, Versprechen machen und hinterher den Tritt?! Ah, man hatte sie laufen heißen diese abligen Windhunde, hatte sie tanzen lassen, diese dicken Pfaffenbären! Man hatte ihnen allen ein wenig Blut abgezapft. Zweitausend hatte man zum Satan geschickt — aber es hatte nicht genügt, oh nein, man mußte wieder einmal Schröpfköpfe ansehen — alle mußte man ausrotten, und man würde frei und glücklich sein.

Mieschko sorgte dafür, daß die Geistlichen auf Kosten des Adels ein wenig in günstigere Beleuchtung gerückt wurden. Er wußte nur zu gut, daß eine zornige Predigt von der Kanzel seine Anhänger einfach wieder hinter den Ofen zurückjagen konnte. Erst als trotzdem in allen Kirchen gegen die ‚Wölfe im Schafskleid‘ gewettert wurde, zeigte er seinen Haß unverhüllt und wies auf die blühenden Pfarrgüter hin, deren Ertrag einem einzelnen gehörte. Dennoch schimpfte man wohl einmal über die Pfaffen, die Religion selbst aber war zu tiefstes Volksbedürfnis, als daß man über ihre Diener mehr als vorübergehend hätte erbittert sein können. So blieben Mieschko, wenn er sozusagen Heerschau hielt, nur die Verzweifelten, die durch irgend ein kürzlich erlittenes Unrecht Erbitterten — und überdies die Faulenzer und Krakehler, die zumeist einige Zeit in den Städten gelebt und dort bereits irgendwelche dunklen Schlagwörter kennen gelernt hatten. Diese, die überhaupt nichts mehr zu verlieren hatten und die durch Mieschko oder seine Vertrauten die berauschende Süßigkeit des Fanatismus gekostet hatten, säumten nicht, sich zusammen-

zurotten und überall da mit Lärm und Gewalt auszuschreiten, wo — nach Mieszkos Angabe — irgend ein Adliger sich Bedrückungen des geheiligten Volkes hatte zuschulden kommen lassen. Es kam zu Brandstiftungen; wenn ein Verwalter mit seinen Arbeitern in Feindschaft lebte, begannen diese plötzlich Lärm zu schlagen, und zeigten sich im entscheidenden Moment vermehrt und fanatisiert durch Haufen von Unbekannten, so daß Totschlag und Plünderung, Grausamkeit und Ausschweifungen plötzlich wie Brände in finsterner Nacht ganze Distrikte zu erschrecken begannen.

Drang diese Bewegung, von der Staatsregierung nur matt verfolgt, von Süden nach Norden vor, so breitete sich von Norden nach Süden eine andere Bewegung aus, das Extrem des Gegensatzes, hervorgerufen durch die Predigten jenes großpolnischen Lehrers Rygiel, den Herr Moschnski vor Jahren in der Nähe von Bromberg entdeckt hatte. Jene gröhlten wilde und gemeine Lieder, ihre Gesichter glühten von Trunkenheit — diese sangen Marienlieder, gingen mit erhobenen asketischen Gesichtern und lebten von Brot und Wasser, das sie erbettelten. Jene verachteten das Himmelreich im Jenseits und glaubten, es auf Erden finden zu können — diese bespien diese Erde und verbrannten in Sehnsucht nach der himmlischen Heimat. Beide Bewegungen waren geboren aus der Not des Landes, der Bitterkeit des Lebens und der Unzufriedenheit des Herzens. Getreu den Lehren ihrer Führer ersehnten die ‚Rächer‘ den vollbesetzten Tisch, den Tanz, die gefüllten Taschen, während die ‚Marienbrüder‘, da sie nun einmal entbehren mußten, auch entbehren wollten, aus der Notwendigkeit sich ein Verdienst machten und zuversichtlich bekannten: je mehr sie hier unten entsagten, desto reicher würden sie im Jenseits belohnt werden.

Und so konnte es sich eines Tages ereignen, daß auf einer der grundlosen Landstraßen, inmitten der ungeheuren Ode der winterlichen Ebene, unter einem finsternen, hängenden Himmel die Apostel der ‚Rächer‘ und die Apostel der ‚Marienbrüder‘ sich begegneten und daß ihre Gesänge zu einem mistönenden Lärm zusammenschlugen, bis er verstummte und die geistigen Todfeinde sich auch körperlich gegenüberstanden. Und kaum hatten die ‚Rächer‘ gesehen, wer ihnen gegenüberstand, als sie ihnen die höhnischen Zurufe wie Steine ins Gesicht warfen, und als ihnen nichts antwortete als die Mahnung zur Buße und das geduldige Murmeln betender Mündler, brachen sie in Wut aus, fielen über die Geduldigen her, die schon die Märtyrerkrone über sich schweben sahen, und rissen das Banner mit dem Abbild der Muttergottes von Eschenstochau in den Schmuß. Aber je mehr sie



Gebhard Fugel/Röhne





tobten, desto mehr Hände streckten sich ihnen inbrünstig entgegen: 'Ja, schlägt uns, wir sind Sünder, tötet uns, damit wir des Himmels theilhaftig werden!' so daß die Rächer schließlich verwundert und bestürzt nachließen, auf ihre Führer nicht mehr hörten, sondern mit verlegenen Mienen achselzuckend beiseite standen und zuließen, daß die 'Marienbrüder' ihre Verwundeten aufnahmen, das beschmutzte Banner mit ihren Küssen reinigten und singend weiterzogen, hinein in das weite polnische Land, um es zu erobern. —

Inzwischen hatten in Krakau große Tagungen ihren Anfang genommen, die von der 'Liga polska' und allen ihrem Einfluß unterstehenden Organisationen veranstaltet waren. Nicht nur aus Deutschland und Rußland, Frankreich und der Schweiz, sondern aus allen Ländern der Erde, besonders aus Amerika, hatten die nationalen Vereine ihre Delegierten geschickt, um an den Beratungen über die Mittel zur Verteidigung der nationalen Rechte teilzunehmen. Da waren vertreten die Provinzkomitees der nationalen Liga, die Gouvernements- und Kreiskomitees, sowie die geheimen Agenten, die ihre Weisungen direkt von der Zentralregierung erhalten. Vertreten waren die Sokolvereine, die Marzinkowskivereine, die Bartoschvereine, mit ihnen die 'nationale Organisation der Mittelschulen' sowohl wie der Zet-Verband, die 'polnisch katholischen Arbeitervereine', die 'St. Isidorvereine' der Sachseengänger, die 'Industrievereine', der 'Kaufmännische Verband', der 'Zentralverein' der Großgrundbesitzer, nicht zuletzt die 'nationalen Gesangvereine' und der Verein 'Straß'. Die Linien der Straßen, die Fronten der Häuser schienen zu schwanken: Millionen rot-weißer Fahnen flatterten und blähten sich, die öffentlichen Gebäude verschwanden unter Girlanden, die Denkmäler waren überschüttet von Blumen. Duzende von öffentlichen Versammlungen wurden gleichzeitig abgehalten: die Menschen, die sie verließen, schienen berauscht zu sein. Indessen tagte die geheime Regierung, und wo eins ihrer Mitglieder auf der Straße erkannt wurde, umtobte es das vielfältige Geschrei der enthusiastischen Menge. Ein ungeheurer Fest- und Demonstrationzug bewegte sich, indem die Fahnen über ihn hinflatterten, durch die Stadt; auf dem Ringplatz, der wie mit Köpfen gepflastert schien, sang ein aus den nationalen Gesangvereinen gebildeter Chor, und schließlich drängte alles zum Wawelberg hinan, wo ein Festgottesdienst und ein feierliches Te Deum zelebriert werden sollte.

Es gab keinen nüchternen Menschen in ganz Krakau; die kritischsten Geister kreisten mit im Taumel der Begeisterung. Valerie

Welonska, die in den letzten Wochen ein stilles und bitteres Leben geführt hatte, unfruchtbaren Grübeleien und tiefer Verzweiflung ergeben — Valerie hob wieder den Kopf und trank gierig in sich hinein den stolzen Strom der allgemeinen Erregung; der rasende Herzschlag der Hunderttausende betäubte sie, und sie klagte sich mit leidenschaftlicher Bitterkeit an, kleingläubig und dumpf gewesen zu sein. Sie stand, gepreßt und getragen von der lebendigen Mauer, unter den geheiligten Gewölben des Domes, und halb ohnmächtig hörte sie die unwirklich-körperlose Stimme des Kardinals an ihr Ohr schlagen, der vor dem Hochaltar auf den Knien lag:

„O allerheiligste Jungfrau Maria . . . Mutter Gottes und unsere eigene himmlische Mutter, du Königin der Krone Polens, . . . die du strahlst mit zahllosen Wundern in unserem Vaterlande . . . lasse wieder aufleben, wir bitten dich, in unserem Vaterlande den heiligen Mut unserer Väter . . . Erwecke in unserem Vaterlande heilige und unschuldige Seelen, die uns wiederbringen die früheren Zeiten, als Polen im Angesichte des Himmels und der Erde mit seinen heiligen Söhnen und Töchtern gegläntzt hat . . .“

Das „Amen, Amen“ war nur ein tausendfältiges Schluchzen, fremde Hände faßten sich mit behebendem Druck wie zum Gelöbnis, die Tränen glänzten im Schimmer der Kerzen wie Diamanten, und in jedes einzelnen Herzen stand unerschütterlich die Überzeugung: Mein Volk, dieses Volk kann nicht zugrunde gehen!

„Es kann nicht zugrunde gehen,“ rief Valerie in der Einsamkeit ihres Zimmers, „trotz aller Propheten; es kann nicht zugrunde gehen!“ Schien es doch, als sei dieses Volk beschwingt genug, um geraden Wegs in den Himmel zu fliegen. Nach und nach verlief sich die Erregung, das Leben ging seinen Gang, als sei nichts gewesen, man sprach banal wie vorher, aß und trank, und die Dinge waren nicht um einen Fußbreit weiter gerückt.

Valerie hatte nie so tief empfunden, wie sehr sie Polen sei, als an dem innerlichen Sturz, den auch sie tat: Ikarus flog, die Schwinge brach, Ikarus stürzte. Es war, als wenn die Erde grinste, daß man für Stunden ihrer vergessen hatte. Gerüchte liefen um über ungeheuerliche Zustände in den Reihen der führenden Politiker, Falschheit und Käuflichkeit sollten unter den Vergötterten umgehen, und wie einst die Teilungsmächte mit dreißig Silberlingen den Reichstagsmarschall und die Mehrzahl der Landboten hatten bewegen können, das Vaterland zu verraten, so sollten auch heute wieder Gelder der Regierungen umlaufen, und wenn niemand die Verräter mit Namen



nennen konnte, so war der allgemeine Druck desto lähmender, denn jeder kam nun in den Verdacht, falsch zu sein.

Jan Malecki, der an den geheimen Verhandlungen teilgenommen hatte, ging herum mit einer übertriebenen Lustigkeit, die wie ein schrecklicher Hohn wirkte.

„Beruhige dich, mein Schäfchen,“ sagte er zu Valerie, „alles ist in bester Ordnung. Du schwärmst ja für Alt-Polen — nun sei versichert: wir leben heute noch in Alt-Polen. Wie ich das meine? Wie anders, als daß wir allen Grund haben, zufrieden zu sein? Sagte jemand: Pfui Teufel! Welche Kloake, wie stinkt es doch? Wer sagte so? Dummkopf — es ist längst alles zugeworfen: Sand darauf, nun stinkt's nicht mehr!“

Herr Malecki stieß ein Gelächter aus und schlug sich auf die Schenkel; Valerie fühlte, daß er dem Weinen nahe war.

„Ist es wahr, daß auch der General Zmurko —?“

„Mein guter Freund Zmurko — was ist wahr? Meinst du, ich plaudere aus der Schule? Zmurko ist ein Ehrenmann, was kann er dafür, daß er weite Taschen hat? Der himmlische Schneider hat sie ihm so groß gemacht. Valerian Zmurko, mein Herzensfreund! Ah — du hast mich auf den richtigen Mann gestoßen, — alle kann ich nicht fassen — aber ihn —! Hat er mich nicht immer verdächtigt, ich sei kein Patriot, vielleicht weil ich nicht die Hände in anderer Leute Taschen stecke? Zmurko, der Gute — o, er hat viele Brüder, ich kenne sie, aber er ist ein Typ — ein Typ,“ wiederholte er wohlgefällig, „und deshalb werde ich mit ihm ein wenig zusammengeraten. Hei. — Wie? Was soll wahr sein? Daß er Hunderttausende erhalten hat und nicht angeben will, was er damit gemacht? Daß er sich in Amerika einen Harem hält wie der Großtürke? Pfui, wird ein General so handeln? General! Aber er hat ja vom General nichts als das Maulwerk! Seine Mutter hat in ihm einen leibhaftigen Aufstreichergefallen geboren, außerdem ist er ein Ruthene, was er übrigens zugibt, indem er von sich sagt: „Gente Ruthenus, natione Polonus.“ Ich muß mich an ihm reiben, ich plake sonst vor Hautjucken!“

Er schloß hinaus und geradewegs in eine kleine Frühstücksstube, wo er glaubte, Herrn Zmurko zu treffen. Er war auch dort, mit einigen jungen Adelligen, darunter Herr Korzek. Weshalb sollte er nicht dort sein, da er doch gewiß war, daß die von ihm geforderte Rechenschaft nichts bedeutete, er würde einige große Reden halten, und jeder würde mit ihm verkehren, als sei nichts gewesen. Onkel

Malecki beachtete den Tisch Zmurkos durchaus nicht, ließ sich eine Flasche herben Ungars bringen und zog einige Bekannte an seinen Tisch, die nach und nach eintraten. Man diskutierte, schwastete, lachte, trank und aß Aустern. Plötzlich mischte sich Herr Zmurko in ihre Unterhaltung. Onkel Malecki, der schon die Lippen spitzte, um seine Auster zu schlürfen, fuhr wie der Blitz herum und sagte dann sehr laut:

„Ah — Herr Zmurko. Sie sind auch da?“ Er schluckte seine Auster, wischte sich die Finger und fuhr, da alles wegen dieser seltsamen Begrüßung schwieg, munter fort: „Wie gehen die Geschäfte? Bringt das Anstreichen immer noch etwas ein? Da Sie eine ganze Nation angeschnitten haben — ist tüchtig etwas abgefallen?“

Zweifellos mußte auf diese Worte etwas geschehen. Herr Zmurko war indessen durchaus nicht blutdürstig; mein Gott, schließlich wurde am Trinktisch manches gesagt. Aber Jan fuhr fort, ihn anzustarren, und sagte endlich: „Vielleicht schüttelt ihn einer der Herren, mir scheint, er hat die Sprache verloren.“

Zmurko wendete sich mit einem krampfhaften Lächeln zu seinem Nachbarn. „Wahren wir die Würde, meine Freunde. Geben wir, rhm, der Nation nicht das Schauspiel der sich zerfleischenden Söhne. Wahren wir die Würde, rhm.“ Und zu Herrn Malecki gewendet, fuhr er fort: „Mein Herr Malecki, rhm, es gibt gewisse ideale Gesichtspunkte, rhm, die ein Mann wie Sie nicht —“

Aber sofort sprang Jan auf, die Faust um den Hals seiner Flasche gekrampft, und schrie, blaurot im Gesicht: „Schweig! Sonst werfe ich dir die Flasche in die Frage!“

Natürlich fielen ihm die Bekannten in die Arme, auch Zmurko tat, als würde er mit Gewalt zurückgehalten. Seine Begleiter suchten ihm sehr kühl begreiflich zu machen, daß er nun genötigt sei, zunächst zu verschwinden und sodann Herrn Malecki zu fordern. Also erhob er sich denn, sagte im Vorbeigehen zu Onkel Malecki: „Sie werden von mir hören, mein Herr,“ und verschwand.

Zuerst glaubte er, daß es das gescheiteste sei, Krakau und Galizien heimlich zu verlassen, aber er hatte sein Bankkonto im Kopf und wußte, daß es fortan mit dem guten Leben vorbei sein würde. blieb er aber in Krakau — so mußte er diese dickbäuchige Null, den Malecki, fordern — ah bah, es würde nicht so schlimm sein, in Paris hatte jeder Journalist seine drei Duelle im Leben, er würde gelinde Bedingungen stellen, kurz, es war hundert gegen eins zu wetten, daß das Duell ohne Resultat verlief. Ah — und welches Relief würde ihm die Affäre geben, sie würde ihn mit einem Schläge rehabilitieren!



Mit der Waffe für seine Ehre eingetreten — lieber den Tod, als ehrlos leben —! Wer würde gegen einen solchen Mann auch nur ein Wörtchen sagen können? Und wenn er dann mit dem großen Plan hervortrat, hunderttausend Gewehre à 10 Fres. anzukaufen und sich diese ehrenvolle Mission erbat —? Mut, Zmurko, ein rechter Mann springt dem Glück an die Gurgel und zwingt es! —

Am vierten Tage nach diesem Vorfall war Herr Malecki seit dem frühen Vormittag auf den Beinen; er war in allen Weinstuben der Stadt und erzählte den Hergang des Duells. Er hielt sich nur solange auf, als seine Erzählung dauerte; in der einen Hand das Glas, in der anderen ein Reitstöckchen — so vergegenwärtigte er seinen entzückten Zuhörern das Duell mit Herrn Zmurko.

Auf dem terrain d'honneur angekommen, habe er unaufhörlich geschrien, daß er ‚dem Kerl ein Loch in den Bauch schießen werde‘. Er habe die Genugtuung gehabt, daß Herr Zmurko sich auf diese Worte wie ein Zitteraal gewunden habe. Der Unparteiische habe die ganze Sache zur Farce machen wollen und habe zweimal sein Fertig-eins-zwei-drei-Feuer mit einer Zungenfertigkeit herausgeworfen, daß er sich fortan für Geld sehen lassen könne. Beim dritten Mal hätte er — Malecki — aber Bescheid gewußt. Es gäbe wohl niemand unter seinen Zuhörern, der bezweifelte, daß er eine Fünfkreuzerkerze mit seiner Pistolenkugel auslöschen könne; nun, er habe also beschlossen, Herrn Zmurko zu zeichnen, so, wie die Justiz früher einen Verbrecher brandmarkte, und bei dem dritten ‚Feuer‘ sei das halbe Ohr fortgewesen, wie weggeblasen, versteht ihr, und er habe sich nicht enthalten können, zu Herrn Zmurkos Zeugen zu sagen: ‚Übrigens — haben Sie bemerkt, wie er mit der Pistole in der Luft herumgepinselt hat? Er kann den Anstreicher eben nicht verleugnen.‘

Herr Zmurko, der den Ruf der Lächerlichkeit nicht in Rechnung gezogen hatte, sah sich genötigt, nach Ablauf einer gewissen Zeit doch zu verschwinden, nicht ohne vorher gedroht zu haben, daß er eine Anzahl ihm bekannt gewordener Käuflichkeiten und Verrätereien an die breiteste Öffentlichkeit bringen werde, worauf er erreichte, daß er mit einem neuen Scheßbuch in der Brusttasche das große Wasser überschiffen konnte.

Alle diese Dinge hatten Valerie immer tiefer in den Ekel hineingestoßen. Der Gedanke kam ihr nicht, daß eigentlich alles dies ihr gleichgültig sein könnte, wenn nur sie ihre Aufgabe, irgend eine Aufgabe klar erkannte und mit Energie durchführte. Ließ sich etwa Julian durch irgend etwas in seiner Schaffensfreude beeinträchtigen? Wirkte er nicht heiter Tag für Tag das Seine?

Das Volk war schlecht. Dies stand fest. Es hatte keine Kräfte. Das ganze polnische Volk? O nein, die russischen Polen nicht, die preussischen noch weniger. Ah, da tauchte ihr alter Gedanke wieder auf: Polen hatte wohl gute Kräfte, aber sie offenbarten sich nur unter der strengen Leitung unnachsichtiger Erzieher. In Galizien war es frei, so frei, als sei es autonom — siehe da, die Früchte! Es war zum Dienen bestimmt, von Anbeginn der Zeiten an zur Knechtschaft bestimmt, und dieser Gedanke hatte zugleich eine so hoffnungslose Bitterkeit in sich, daß es am besten war, irgendwo sich zu vergraben und dieses Polen zu vergessen, zu vergessen, daß sie selbst Polin sei.

Vielleicht, ja vielleicht, war Gott gnädig und schenkte dem Volk, nachdem es treu seine Jahrhunderte als Knecht gedient hatte, die Freiheit, aber nur, wenn es als Knecht sich getreu erzeigt hatte.

Und da, so, als sei überhaupt nichts vorgefallen, die Politiker den Mund weiter mit hohen Worten füllten, da die Zeitungen, so, als sei die polnische Geschichte nicht ein ununterbrochenes Panama, geruhig fortführen, Polens Lehrmeister zu beschimpfen, da das Volk immer noch von Freiheit schwärmte und immer wie hypnotisiert auf das Gespenst der Freiheit starrte, indessen die Schlaunen hinterrücks seine Taschen ausleerten — so entschloß sich Valerie in einer verbissenen Wut, alles das, was sie empfand, in der breitesten Öffentlichkeit auszusprechen, mochte man sie steinigen dafür!

Nun hatten nach ihrem ersten Vortrage einige Studenten und Studentinnen sich Valerie mit lebhaften Sympathiebezeugungen genähert, und sie war, trotzdem sie zuweilen den Überschwang und die Unreife der jungen Leute zu erkennen glaubte, einige Male mit ihnen zusammengekommen. Da sie, der ewigen Kämpfe mit ihrer Mutter müde, in bitterem Troß in einem möblierten Zimmer gegenüber dem alten Universitätsgebäude untergekrochen war, so hatte sie ihre lärmende Gefolgschaft auch einmal bei sich empfangen. Das tat sie nun zum zweitenmal, sie offenbarte sich als Bußpredigerin, welche Polen zu der Erkenntnis bringen werde, daß es ein Bedientenvolk sei, welches nur unter den Augen eines strengen Herrn irgendwie Gutes leisten könne. Sie kannte die Vaterlandsliebe der jungen Menschen, zu denen sie sprach; um so erstaunter war sie, als man, nach einigen matten Versuchen zu protestieren, ihr Recht gab. Das geschah aber schließlich in einer Form, die Valerie empörte und abstieß. Die jungen Leute begannen vor ihr leidenschaftlich die Rolle gescholtener Knechte zu spielen, sie fanden eine schmerzliche Wonne darin, zu Boden geworfen zu sein; ah, setzt uns den Fuß auf den

Madern, wir sind nichts als schlechte Bediente, denen eigentlich die Peitsche gehört. In eine tränenreiche Zerknirschung lief dieser Abend aus, man wäre, als eine neue politische Sekte, am liebsten auf die Straße gezogen, um alle Menschen zur Buße und Einklehr aufzurufen, und Valerie saß schließlich einsam da in ihrem verwüsteten Zimmer und nickte vor sich hin. Ja, das sind meine Landsleute. War es nicht am besten, den Koffer zu packen und nach Deutschland oder England zu gehen und tausend Kilometer Land zwischen sich und die Heimat zu legen? Fühlte sie nicht schon in ihrem Blute den Ansteckungsstoff kreisen?

Ja, er kreiste bereits in ihrem Blute; sie spielte mit dem Gedanken, in Krakau zu bleiben und an der Spitze ihrer fanatischen Leibgarde Unruhe und Verwirrung in die Massen zu tragen. Und wenn sie auch dieses Spiels sich schämte, so sagte sie doch zu, als man sie bat, in einer großen Versammlung zu erscheinen, die von einem ihr fernstehenden Kreis solider Bürger als Protestversammlung gegen die jüngsten politischen Skandale geplant war.

An den Verlauf dieser Versammlung dachte Valerie noch Jahre nachher mit Entsetzen und Scham zurück. Diejenigen, die versichert hatten, wie die Landboten der alten Reichstage ‚pro publico bono‘ besorgt zu sein, waren von den Angegriffenen als Sendlinge einer feindlichen Partei entlarvt worden, die bereits in einem Skandale vor einigen Jahren übel kompromittiert war, und die ihre Zeit gekommen glaubte, wieder das Ruder ergreifen zu können. In einem ungeheuren Tumult hatten die Gegner sich maßlos beschimpft, die Vorwürfe stiegen ins Ungeheure, und in eine Pause der Erschöpfung hinein hatte Valerie mit gellender Stimme ihre Anklagen gegen das Volk geworfen, hatte des Mickiewicz Wort von dem Vaterland wiederholt, dem Vaterland, das nur von denen erkannt werde, die es verloren hatten, und hatte herbeigerufen für Galizien den russischen oder preussischen Zuchtmeister, unter dessen Knute und Säbel das polnische Bedientenvolk zu wimmern bestimmt sei. Ihre Anhänger hatten ihr zugejubelt; aber sie waren in erheblicher Minderheit. Vor sich hatte Valerie hingegen Hunderte in Empörung weit aufgerissener Mäuler der Volksgenossen gesehen und geballte Fäuste, die man schüttelte; sie hatte versucht, den rasenden Lärm zu überschreien; von der Tribüne heruntergebrängt, sah sie sich von erhitzten Gesichtern umgeben; sie verstand nichts mehr und fuhr wie eine Wiper mit vorgeschnelltem Kopf nach allen Seiten, indem sie ihre Beschimpfungen wie Gift

versprökte. Bis auf die Straße hinaus hatte der Tumult sich fortgesetzt, ja, schon als sie in einem zufällig in die schreiende Schar geratenen Wagen stand, versuchten noch einige der erhitzten Gegner, auf dem Trittbrett stehend, ihre Rufe: Spionin! Verräterin! recht aufdringlich nahe anzubringen.

Welchen Sinn, o mein Gott, hatte dies alles! Wollte sie weiter abwärts gleiten diese geneigte Bahn, die in die Tiefen des Nihilismus führte? Ihre im Rausch der Erniedrigung schwärmenden Anhänger flehten sie an, ihr Werk (Hohn des Wortes!) fortzusetzen, niemand vorher habe das polnische Wesen so richtig erkannt wie sie. Meint ihr? Seht auf jene Rygierschen Marienbrüder, von deren unerhörten Siegeszügen die Zeitungen voll sind! Schon hatten sich Schwesterngruppen gebildet, Frauen hatten den häuslichen Herd, Kinder die Eltern verlassen — freilich — man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Man glaubte im ganzen Land den dumpfen Ton davon zu hören, wie jene unaufhörlich ihre Brust schlugen, glaubte das Stammeln der Sehnsucht zu vernehmen, die über dieses Leben hinweg in den Himmel sich schwingen wollte, und mit Beben vernahm das Volk die Rufe: Verachtet die Welt! Hungert! Ihr sollt getreten sein! Bietet die rechte Wange dem, der die linke schlägt! Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht!

Nun also, was wollt ihr, geht zu jenen, die klarer sind als ich. — Meinst du es ernst? Ist ihre Meinung die deine? — Weshalb nicht, rief Valerie und lachte. —

Wäre nur irgend ein Baum da, an den ich mich halten könnte! Ein Fels, um ihn zu umklammern! Das beste war still zu liegen, die Augen zu schließen und alles über sich ergehen zu lassen. Und sie lag still. Bis sie eines Tages sich hinsetzte und so, als sei nichts gewesen, an Franz Edermann schrieb. Hätte sie sich klar eingestanden, daß sie einen Halt an ihm suchte, ein warmes Herz und ein ruhiges Gemüt, so hätte sie eher die Feder zerbrochen als sie zu diesem Brief angelegt. Nein, nein, diese Handlung war Instinkt. Und in diesem Brief stand auch kein Wort von ihren Gefühlen und Gedanken, es war ein gänzlich unpersönlicher Brief, sie fragte nach Edermanns Arbeit, weiter nichts.

Nach einer Woche erst kam die Antwort. Sie ließ den Brief auf der Tischplatte liegen und sah ihn stundenlang an. Mit einem leisen, gerührten, innerlichen Lächeln sah sie die gerundeten, festen, kleinen Buchstaben an, die sie so wohl kannte. Es wurde dunkel, sie zog sich einen Stuhl heran, entzündete mit langsamer Feierlichkeit zwei

Kerzen, die sie auf den Tisch stellte, setzte sich und öffnete den Brief. 'Liebe Valerie,' las sie, und auf ihrem Gesichte erblühte zögernd die Verklärung des Glückes. 'Ich wußte es, daß jene Worte in meiner Wohnung nicht die letzten sein konnten, die Sie zu mir sprechen würden. Ich habe diese Zuversicht bis heute getreu mit mir herumgetragen, wie die alten Juden ihre Bundeslade, und wenn ich aufrichtig sein soll, so bin ich auch zuweilen, wie jene, um meine Bundeslade herumgetanzt. Sie fragen nach meiner Arbeit; nun, ich lebe in einer Stadt, in der es sich ruhig und behaglich arbeiten läßt, ich tue das Meinige, weil man mich zu diesem Zwecke hierhergerufen hat. Die Arbeit, zu der ein innerer Trieb mich drängt, und die Sie einmal von mir erwarteten, diese Arbeit ruht schon lange, fast solange, als Sie von mir gegangen sind. Es ist, als wenn lediglich die Nachwirkung Ihrer Teilnahme mich noch einige Schritte vorwärtsgestoßen hätte. Aber die Zeiten, in denen Ihr Gefühl mit dem meinen ging, werden wiederkehren, müssen wiederkehren, ich glaube fest daran. Sie wissen, daß ich von Mensch zu Mensch nicht feierlich sein kann, — ich komme mir zuweilen vor wie ein junger Flegel, der sein Gefühl mit Härte und Grobheit zu verdecken sucht — aber heute muß ich Ihnen sagen, daß mir die Augen feucht werden, wenn ich daran denke, daß wir beide uns bald wiedersehen. Ja, wir müssen uns wiedersehen; fühlen Sie nicht, daß wir eigentlich recht wohl daran täten, dieses Wiedersehen auf eine sehr lange Zeit auszudehnen, Valerie, auf das ganze Leben vielleicht? Sie vertreten Ihre Nation, ich die meine, sollten unsere Nationen nicht einmal den ernsthaften Willen zeigen, fortan miteinander zu leben — sollten wir beide es unseren Nationen nicht einmal zeigen, daß es möglich ist? Ich würde am liebsten mich gleich in den Eisenbahnzug setzen und zu Ihnen fahren; Sie können sich denken, daß ich den Fahrplan genau im Kopfe habe. Aber nachdem Sie damals so unverantwortlich seltsam von mir gegangen sind, müssen Sie sich schon überwinden und mir sagen, ob ich kommen soll. Die Konsequenzen, die Ihr „ja“ nach sich ziehen wird, kennen Sie. Also frage ich Sie denn — soll ich kommen? Die Antwort erwartet mit Ungeduld für immer der Ihrige, Franz Edermann.'

Valerie schlief in dieser Nacht wie ein satttes Kind. Auf dem Rücken ausgestreckt, mit über der Brust gekreuzten Armen, das Gesicht erhoben — so lag sie und fühlte über sich hinrieseln die Seligkeit warmer und guter Gedanken wie einen himmlischen Regen, und als sie am Morgen sich erhob, schien sie sich jünger und froher

zu sein als jemals. Sie ging beschwingt hinaus in den jungen Tag mit einem heimlichen Lächeln um den Mund, hinaus in den sturmlauten Vorfrühlingstag. Ja, es war ein gleicher Tag wie der, als sie von der Rauchstraße durch den Tiergarten nach Bellevue gegangen war; wie damals schob in langen, lauen Stößen der Tauwind durch die glänzend schwarzen Bäume; wo noch Schnee lag, war er feucht und grau. Und die Wetterwolken flatterten eilig dahin, wie die Fahnen von Flüchtlingen, ah —, dort floh der Winter, die Dumpsheit, die Herzenskälte, aufbrach mit Gewalt der junge Lenz. Der gleiche Tag, derselbe Lenz heute, und wieder, wie damals ging es zu ihm, zu dem Mann ihrer Liebe.

Wie fest ihre Füße die Erde traten! Wie ihre Nasenflügel sich entgegen weiteten dem wilden Frühlingssturm! Alles mußte neu werden und gut, fernab dehnte sich das weite und prangende Leben wie ein ungeheures Ackerfeld, ah, vorwärts im Gleichschritt mit ihm, seine Hand in der ihren, beim Gleichschlag der Herzen.


Und als wenn sie Kirchenstufen erstiege, so nahm sie die Treppe zum Telegraphenamt, schrieb seinen Namen und darunter langsam und feierlich nichts weiter als: „Ja!“

(Fortsetzung folgt.)

# Der Kern und die Bedeutung des ‚Zentrumsstreits‘ / Von Heinz Brauweiler

---

## I.

iteraturstreit, Gewerkschaftsstreit, Zentrumsstreit: Drei Phasen eines geistigen Ringens, das auf verschiedenen Gebieten den gleichen grundsätzlichen Gegensatz zum Austrag brachte, und zugleich drei sehr betrübliche Kapitel aus der jüngsten Geschichte des katholischen Deutschland. Den Auftakt dieses Kampfes, in welchem die Parole hie ‚Abschließung im sicher umfriedeten Kreis‘, dort ‚Wettbewerb in der Volksgesamtheit‘ lautet, bildete der sog. Literaturstreit. Seine besondere Art war, daß die Auseinandersetzung über die Prinzipienfragen eigentliche Konsequenzen für das praktische Handeln nur denen aufzuerlegte, die selber sich am Streite beteiligen wollten. Die breiten Massen blieben unberührt von den Fehdegängen zwischen den literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lagern. Mit heißer Leidenschaft geführt, wurde der Streit, wenn auch vielleicht nicht mit einem endgültigen Frieden, so doch mit einem Waffenstillstand beendet auf der Basis, daß jeder im friedlichen Wettbewerb sein Bestes leisten solle und der Erfolg die Güte der Sache bewähren müsse, daß dabei aber das Gemeinsame einträchtig gefördert werden möge. Es müßte aber auch ein Friedensschluß möglich sein, für den Professor Ignaz Seipel jüngst in ‚Über den Waffern‘ die Formel gefunden hat: ‚Die menschlichen Geister sind nun einmal verschieden organisiert; die einen bedürfen stärkerer Bindung, die anderen größerer Freiheit; ein gewisses Maß von Bindung und Freiheit brauchen aber alle.‘ Da auch im Gegensatz eine Wurzel der fortschreitenden Vervollkommnung liegt, so ist das Bestehen der zwei ‚Richtungen‘, solange sie friedlichen Wettbewerb pflegen, kein Unglück.

Biel weitertragend in ihren Folgen und gefährlicher für die Stellung des katholischen Volksteils in der deutschen Nation wurden die späteren, aus dem gleichen Gegensatz herausgewachsenen und zum Teil auch von denselben Männern verfochtenen Streitigkeiten über die Organisationsform der Katholiken auf dem politischen und sozialen Gebiet: theoretisch, ob ‚katholische‘ oder ‚interkonfessionelle‘ Organisation; praktisch, ob das Zentrum eine ‚katholische‘ Partei oder eine ‚politische nichtkonfessionelle‘ Partei sein solle, ob die katholischen Arbeiter sich den christlichen Gewerkschaften oder katholischen gewerkschaftlichen Organisationen anzuschließen hätten. Die Kämpfe zogen das ganze katholische Deutschland in Mitleidenschaft.

Die beiden Bewegungen laufen parallel und sind durch vielfältige Quersäden miteinander verknüpft. Beide sind heute auf einem Höhepunkte angelangt. Der ‚Zentrumsstreit‘ ist für die Zentrumspartei durch die Erklärung des Reichsausschusses vom 8. Februar d. J. grundsätzlich erledigt, der ‚Gewerkschaftsstreit‘ für die christlichen Gewerkschaften durch den Kölner Prozeß und die nachfolgenden Erklärungen ihrer führenden Männer. Die Zentrums-

partei und die christlichen Gewerkschaften haben sich zu dem Gelöbnis bekannt: Wir bleiben, was wir waren und sind.

Die erwähnte programmatistische Erklärung des Reichsausschusses der Zentrumsparlei anerkennt durch ihre dringliche Empfehlung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung die enge Zusammengehörigkeit des 'Zentrumsstreits' mit der Streitfrage über die Organisationsform der Katholiken auf dem sozialen und wirtschaftlichen Gebiete. Es sind in der Hauptsache dieselben Personen, die mit der Zentrumsparlei unzufrieden sind und die christlichen Gewerkschaften befehlen. Wenn man ihre Motive zu erforschen sucht, so hat man — wenngleich es sicher ist, daß die überwiegende Mehrzahl der 'Integralen' gerade in der Zentrumsparlei den Hauptsitz des Übels sieht — doch auch manchmal den Eindruck, als ob die Unzufriedenheit mit der Zentrumsparlei wesentlich aus der Beobachtung herauswachse, daß sie auf derselben prinzipiellen Grundlage ruht wie die christliche Gewerkschaftsbewegung; als ob der Widerspruch gegen diese das Primäre sei und der Angriff gegen das Zentrum nur ein Mittel sein solle für die Bekämpfung der christlichen Gewerkschaften. Die Gegnerschaft aber gegen die christliche Gewerkschaftsbewegung ist die Auswirkung sehr komplexer Gedankengänge, bei denen nicht allgemein das grundsätzliche Bedenken über die Organisationsform das treibende Motiv zu sein scheint. Es ist vor allem damit verquickt die Frage über die Zulässigkeit oder sittliche Unerlaubtheit des Streiks, des Arbeitskampfes; und die hier bestehenden 'grundsätzlichen' Bedenken, die von der weitüberwiegenden Mehrzahl der katholischen Moralisten nicht als begründet anerkannt werden, erscheinen vielfach nur als das Mäntelchen der Abneigung gegen eine kräftige Betätigung der Selbsthilfe des organisierten vierten Standes.

Der Streit um die Organisationsform stellt sich rein und unbeeinflusst von praktischen Nebenzwecken dar in dem 'Zentrumsstreit'. Deshalb soll nur dieser hier erörtert werden, wenngleich viele der hier gefundenen Feststellungen mutatis mutandis direkte Geltung auch für den 'Gewerkschaftsstreit' haben.

## II.

Den äußeren Anlaß zum Zentrumsstreit hat der Turmartikel von Dr. Julius Bachem gegeben, der in Heft 5 der Historisch-politischen Blätter vom 1. März 1906 veröffentlicht worden ist. Der Artikel wollte, wie sein Verfasser sagt, angesichts der im Jahre 1905 wieder besonders leidenschaftlich gewordenen Opposition gegen das Zentrum wegen seines angeblich konfessionellen Charakters die deutschen Katholiken vor 'Überspannung des Konfessionalismus im öffentlichen Leben' warnen und 'betonte im Hinblick auf verschiedene Entgleisungen in Wort und Schrift die Notwendigkeit, auf katholischer Seite alles zu vermeiden, was den Schein erwecken könnte, als ob das Zentrum trotz aller gegenteiligen Versicherungen seiner Führer dennoch eine katholische Fraktion sei'. Die in der Überschrift 'Wir müssen aus dem Turm heraus' als 'Schlagwort' scharf geprägten praktischen Rat-



schläge fanden in einem Teil der Zentrumspresse lebhaften Widerspruch, eine Auseinandersetzung über den ‚grundfählichen‘ Teil der Bachemschen Ausführungen indes wurde, sofern sie damals schon von den späteren Gegnern ernstlich beabsichtigt worden sein sollte, durch die plötzliche Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906 und den nachfolgenden außerordentlich heftigen Wahlkampf abgeschnitten. Im nächsten Jahre hatte die Enzyklika Pius' X. ‚Pascendi dominici gregis‘ vom 8. September 1907 gegen den Modernismus das Schicksal, gegenüber den im katholischen Deutschland zur Vorherrschaft gelangten national-kulturell orientierten Bestrebungen von gewissen extremen Gruppen als Waffe gebraucht zu werden. Sowohl in der Öffentlichkeit, noch mehr aber in geschlossenen Kreisen wurden Anklagen erhoben gegen verschiedene ‚wesensverwandte‘ Erscheinungen im deutschen Katholizismus, die man als ‚Interkonfessionalisierungstendenzen‘ mit dem Stigma des Ursprungs aus modernistischen Ideen belegte. Diese Beschwerden gegen das Zentrum, den Volksverein für das katholische Deutschland, die christlichen Gewerkschaften und andere Organisationen, sowie auch gegen eine Reihe namhafter Persönlichkeiten gewannen erstmals eine Zusammenfassung und feste Form in der Kölner Osterdienstagskonferenz vom 13. April 1909. Eine öffentliche Versammlung in Koblenz am 9. August 1909 brachte den Schlachtplan zur Ausführung, der zunächst die Bekämpfung der von Julius Bachem und der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ unablässig und nachdrücklich verfolgten These von der ‚politischen nichtkonfessionellen‘ Grundlage der Zentrumspartei vorsah und damit die vorgeschobenste und stärkste Position der vermeinten Interkonfessionalisierungsbestrebungen angreifen wollte. Der Gegensatz fand programmatischen Ausdruck in der Forderung, daß das Zentrum seine Politik ‚im Einklang mit der katholischen Weltanschauung‘ halten müsse. Wenn somit die Osterdienstagskonferenz tatsächlich den ‚Zentrumsstreit‘ begonnen hat, so ist es doch zum Verständnis der ganzen Entwicklung notwendig, darauf hinzuweisen, daß ihre Beschwerden durchaus nicht allein, ja vielleicht nicht einmal in erster Linie dem Zentrum galten. Zunächst allerdings waren die Angriffe nur gegen die ‚Kölner Richtung‘ unternommen worden, eine Bezeichnung, womit man nur eine der Interkonfessionalisierungstendenzen besonders ‚schuldige‘ Gruppe im Zentrum treffen wollte. Aber schon in den nächsten Jahren wurden sie von den ‚Integralen‘ auf die Zentrumsfraktionen im ganzen ausgedehnt, als bei der parlamentarischen Erörterung der Vorromäusenzyklika, des Antimodernisteneides und des Motu proprio über den Gerichtsstand der Geistlichen sich jenen Kreisen eine äußere Handhabe zum Vorgehen bot.

Die publizistische Vertretung der ‚integralen‘ Beschwerden gegen die ‚Kölner Richtung‘ bzw. das Zentrum übernahmen neben den von dem katholischen Geistlichen Dr. Karl Maria Kaufmann (der, einer italienischen Diözese allegiert, wegen seiner die kirchlichen Interessen gefährdenden Tätigkeit von dem verstorbenen Kardinal-Erzbischof Dr. Fischer aus dem Bereich der Kölner Diözese verwiesen wurde) herausgegebenen Zeitungskorrespon-

denzen, die drei Wochenschriften 'Petrusblätter' (Trier), des Grafen Oppersdorff 'Klarheit und Wahrheit' (Berlin) und des Breslauer Geistlichen Dr. Nieborowski 'Das katholische Deutschland'. Der systematischen Grundlegung dienten das Buch von Pfarrer Hugo Holzamer 'Turm und Block' (bis jetzt nur der erste Band erschienen) und die Kampfschrift des Führers der Osterdienstagsbewegung, Oberlandesgerichtsrat a. D. Hermann Roeren 'Zentrum und Kölner Richtung'. Gegen die letztere wendeten sich die Schriften von Dr. Julius Bachem 'Das Zentrum, wie es war, ist und bleibt' und von Dr. Karl Bachem 'Zentrum, katholische Weltanschauung und praktische Politik', während die Erörterungen von Holzamer in dem großen Werke von Professor Mausbach 'Die katholische Moral und ihre Gegner' nicht expressis verbis, wohl aber in seinem tatsächlichen Gehalt eine Entgegnung gefunden haben.

Die Zentrumspartei wurde durch die an die Osterdienstagskonferenz anschließende Bewegung zu einer Erklärung ihrer höchsten Instanz (Vereinigte Vorstände der beiden Zentrumsfraktionen des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses und Landesauschuß der preußischen Zentrumspartei) vom 28. November 1909 veranlaßt. Wohl in der Hoffnung, Roeren und seine Freunde in den Reihen der Partei halten zu können, vermied diese Erklärung eine scharfe offene Zurückweisung der 'integralen' Forderungen. Aber die weitere Entwicklung drängte zu einer reinlichen Scheidung. Der Reichstagsabgeordnete Graf Oppersdorff wurde nach der Neuwahl im Januar 1912 in die Zentrumsfraktion nicht wiederaufgenommen, der Vorsitzende der Osterdienstagskonferenz, Dr. Bitter, kandidierte überhaupt nicht mehr, während Geheimrat Roeren im Februar 1912 freiwillig auf seine Mandate für den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus verzichtete. Die mit der Gründungsproklamation verbundene Erklärung des Reichsausschusses der deutschen Zentrumspartei vom 8. Februar d. J., die von sämtlichen Mitgliedern aller Zentrumsfraktionen der deutschen Bundesstaaten unterzeichnet worden ist, hat endlich in schärfster Form das Zentrum als 'politische nichtkonfessionelle Partei' dokumentiert; die an den Titel der genannten Schrift von Julius Bachem anklingende Wendung: 'Das Zentrum soll bleiben, wie es war und ist' betonte auch formell die — besonders von Roeren mit Fleiß bestrittene — Identität von 'Kölner Richtung' und Zentrum und bereitete damit dem vielangefeindeten Wortführer eine besondere Genugung.

### III.

Die 'Integralen' sind 'Feinde des Zentrums': damit hat die höchste Instanz der Zentrumspartei jede Gemeinschaft mit den auf eine 'katholische' Partei abzielenden Ideen und Forderungen abgelehnt. Aber damit sind natürlich diese Ideen und Forderungen selber nicht aus der Welt geschafft. Nur eine eindringende grundsätzliche Besinnung kann über ihren Wert oder Umwert Klarheit geben. Roeren sagt im Eingang seiner Schrift: 'Prinzipielle

Gegensätze, wenn sie, wie hier, in das religiöse Leben eingreifen, können sich nicht mit der Zeit abschleifen und noch weniger Gegenstand von Kompromissen sein. Sie müssen ausgetragen und nach der einen oder anderen Seite hin engültig entschieden werden.‘ Dieser Entscheidung wollen die nachfolgenden Erörterungen dienen.

Die grundsätzliche Argumentation der ‚Integralen‘ beruht nach der negativen Seite auf der Anklage der Interkonfessionalisierungstendenzen, nach der positiven Seite auf der Forderung des Einflangs der politischen Tätigkeit des Zentrums mit der katholischen Weltanschauung.

Zunächst verlangt die Gerechtigkeit, festzustellen, daß für den Vorwurf bewußter Interkonfessionalisierungsbestrebungen im Sinne einer ‚Religionsmengerei‘ kein einziges ernsthaftes Beweisstück beigebracht worden ist. Holzamer ist besorgt, daß eine ‚Zersetzung der katholischen Überzeugung‘ und eine ‚Zerrüttung des praktischen kirchlichen Lebens‘ ‚durch die Einführung des Gedankens einer allgemein-christlichen Grundlage in den Herzen des katholischen Volkes angebahnt‘ werde (S. 205). Roeren sieht in der ‚Kölner Richtung‘ ‚die Tendenz, die katholische Grundlage der wichtigsten Organisationen deutscher Katholiken zu beseitigen und durch eine sog. allgemein-christliche Basis zu ersetzen‘ (S. 3) und befürchtet, da eine solch gemeinsame Basis ‚nur unter Ausschaltung alles Spezifisch-katholischen‘ geschaffen werden könne, ‚daß der in solchen Organisationen naturgemäß und grundsätzlich herrschende Geist des konfessionellen Indifferentismus allmählich auch auf das gesamte übrige Leben des katholischen Volkes hinüber greift‘ (S. 6); namentlich müßten die Anschauungen und die praktische Haltung in allen jenen Fragen unheilvoll beeinflusst werden, in die der interkonfessionelle und simultane Gedanken direkt hineinspielen, wie beim Mischehen- und Simultanschulwesen. Weder Holzamer noch Roeren haben aber glaubhaft gemacht, daß diese Befürchtungen irgendwie durch tatsächliche Erfahrungen oder ernstliche Verdachtsmomente begründet wären.

Die Gefahr ‚modernistischer‘ Wirkungen soll aus dem Bekenntnis zu einer ‚christlichen Weltanschauung‘, zu einer ‚allgemein christlichen Basis‘ der Zentrumspartei erwachsen. Bis zum Jahre 1909 hat man in der Zentrumspartei und im katholischen Deutschland niemals in dem ‚Bekenntnis zur christlichen Weltanschauung‘ einen Gegensatz zur ‚katholischen Weltanschauung‘ gesehen. Erst auf der Osterdienstagskonferenz tritt hier eine Wendung ein.

Roeren formuliert die Anschauung der Osterdienstagskonferenz dahin, ‚daß die Konstruktion einer allgemein christlichen Weltanschauung unhaltbar ist und die Fiktion einer gemeinsam christlichen Basis, auf welche die großen im Kulturleben tätigen Organisationen gestellt werden sollen, für die Ersprießlichkeit des Zusammenwirkens der verschiedenen Konfessionen nicht nur nicht nötig, sondern direkt schädlich ist, da dieselbe notwendig zu einer Verflachung der religiösen Überzeugung und Bekenntnistreue führen und dadurch der Entwicklung wahrer Kultur, die sich nur auf dem Boden positiver Religion aufbauen kann, zum Hindernis werden muß‘ (S. 5).

Im 6. Kapitel seiner Schrift (S. 52—81) führt er dann das Nähere aus, daß es keine „allgemein christliche“ Weltanschauung gebe, sondern nur eine „katholische“ bzw. eine „protestantische“, daß speziell die katholische Weltanschauung von der protestantischen Weltanschauung ihrem innersten Wesen nach verschieden und deshalb eine Gemeinsamkeitsbasis für beide ausgeschlossen sei, daß ein „angeblich rein politisches, ein bürgerliches oder nationales Christentum, das nur einige christliche Grundsätze als gemeinsame Richtschnur für das gemeinsame politische Leben oder für den bürgerlichen oder gesellschaftlichen Verkehr auswählt“, nicht mehr „Christentum im Sinne seines Stifters“ sei, daß die Unterscheidung zwischen „religiösem“ und „politischem“ Christentum, welches letzteres in einer Reihe von Postulaten bestehen soll, die von Katholiken und Protestanten gemeinsam aufgestellt werden, eine unhaltbare Konstruktion sei, weil „die zusammengestellten Forderungen zwar gleich lauten, inhaltlich aber nach dem konfessionellen Standpunkt sehr verschieden sind“. Entsprechend argumentiert Holzamer: „Eine sog. interkonfessionelle Grundlage für irgend ein Gebiet des profanen Lebens zur äußeren Richtschnur nehmen wollen, ist ein Un Ding, ist ebenso unkirchlich, als es unchristlich ist“ (S. 168), er schreibt der „Kölner Richtung“ die Forderung zu: „Nicht die katholischen, sondern nur die interkonfessionellen Religionslehren sollen äußere, negative Norm für das politische Leben sein“ (S. 171) und sieht mit P. A. M. Weiß in der „allgemein christlichen Grundlage“, welche nur aus den Lehren bestehen soll, „die der katholischen Wahrheit mit dem häretischen Irrtum gemeinsam seien“, ein „nominalistisches Wahngebilde“ (S. 191).

Die Widerlegung dieser auf religiös-theologische Gesichtspunkte gegründeten Beweisführung hat sich namentlich die Schrift von Karl Bachem zur Aufgabe gestellt, in der grundsätzlichen Erörterung über „das Verhältnis der katholischen Weltanschauung im religiös-theologischen Sinne zu den Begriffen der „christlichen Parteien“, des „christlichen Staates“ und der „christlichen Weltanschauung“, wie sie im Anschluß an die Art. 14—18 der preußischen Verfassung in unserem politischen Leben seit jeher gebraucht zu werden pflegen“ (S. 3). Das Ergebnis ist: Der Ausdruck „christliche Weltanschauung“ ist „immer nur im politischen und staatsrechtlichen Sinne gebraucht worden, und zwar genau in demselben Sinne wie Windthorst, Bischof von Ketteler, Mallinckrodt, Lieber usw. ihn gebraucht haben, und wie die preußische Verfassung ihn gebraucht. Er war und ist in diesem Sinne nichts als wie eine politische Formel, welche das politische Zusammenarbeiten von Katholiken und Protestanten auf politischem, besonders auf parlamentarischem Boden ermöglichen sollte und soll. In diesem Sinne hat der Ausdruck absolut keinen religiösen, theologischen, dogmatischen Inhalt, sondern lediglich und ausschließlich einen politischen Inhalt“ (S. 9 f.); „der Ausdruck „christliche Weltanschauung“ ebenso wie der Ausdruck „christlicher Staat“ hat, in diesem politischen und staatsrechtlichen Sinne gebraucht, überhaupt keinen positiven theologischen Inhalt. Er hat nach der reli-



1





gößen Seite hin lediglich eine negative Bedeutung. Er bedeutet einfach den Kampf gegen die „unchristliche“ Weltanschauung, gegen die liberale, materialistische, atheistische und nihilistische Weltanschauung, an dem sowohl gläubige Katholiken wie gläubige Protestanten ein Interesse haben‘ (S. 12).

Noeren und Holzamer haben unzweifelhaft recht, wenn sie von einer christlichen Weltanschauung als Gegensatz zur katholischen Weltanschauung nichts wissen wollen, unter der Voraussetzung nämlich, daß dort Weltanschauung einen religiösen Inhalt haben soll. Und es ist gegen die Bachem'sche Darlegung eingewendet worden, daß es eine andere als eine durch religiösen Inhalt bestimmte Weltanschauung nicht gebe. Es ist auch der Einwand zu gewärtigen, daß die nach dem Wortlaute und dem gedanklichen Inhalt der Verfassung gebildeten ‚Begriffe‘ wegen ihrer grundsätzlichen Irrtümer von dem katholischen Politiker nicht verwendet werden dürften: es gebe in Wahrheit kein ‚Christentum‘, wie es in der Verfassung gedacht ist, sondern nur der ‚religiöse‘ Begriff des Christentums sei erlaubt. Hier möchte wohl eine politische ‚Methodenlehre‘ von Nutzen sein können, in Anknüpfung an die Unterscheidung zwischen Vorstellungsinhalten und Begriffsbildungen auf den Gebieten des reinen Denkens einerseits und den Gebieten des praktischen Handelns anderseits. Den gleichen Benennungen brauchen keineswegs die gleichen ‚Begriffe‘ zu entsprechen. Die ‚Begriffe‘ auf den Gebieten des praktischen Handelns sind lediglich bestimmt durch Zwecke, durch die Gesichtspunkte, unter denen das Handeln geschieht, und durch die Aufgaben, die diesem Handeln gestellt sind. Die politische Begriffsbildung entspricht ganz derjenigen, welche in der Rechtswissenschaft längst bekannt ist: der Jurist formt die Begriffe so, wie er sie für seine Zwecke braucht, und niemand darf ihm vorwerfen, daß sein ‚juristischer‘ Begriff falsch sei. So darf denn auch mit vollem Rechte von einem Christentum, einer christlichen Weltanschauung im politischen Sinne gesprochen werden.

Und es muß hinzugefügt werden, daß die politischen Begriffe ‚christlicher Staat‘, ‚christliche Parteien‘, ‚christliche Weltanschauung‘, die, wie betont, nicht identisch sind mit den entsprechenden ‚religiösen‘ Begriffen, trotzdem ihre Herkunft aus der Heimat des religiösen Lebens nicht zu verleugnen brauchen und tatsächlich nicht verleugnen. Es geht wohl zu weit, wenn Karl Bachem ihnen nach der religiösen Seite nur eine negative Bedeutung zumessen will. Sogar Holzamer will wenigstens den Begriff des ‚christlichen Staates‘ anerkennen, denn er schreibt: ‚Der Staat, der zwar seine Autonomie in den irdischen Dingen wahr, aber diese Autonomie nicht als eine schrankenlose betrachtet, sondern wie er schon in jedem irdischen Nachbarstaate seine Grenze und äußere Norm anerkennt, so auch der Kirche Jesu Christi als vollkommener Gesellschaft ihr Recht zuteil werden läßt, auch er kann sich, obwohl seiner Natur nach ein natürliches Gebilde, dennoch mit Recht einen christlichen Staat nennen‘ (S. 167). Darüber hinaus will allerdings Holzamer von ‚einer allgemeinen christlichen Grundlage‘ nichts wissen, wobei er sich wohl mehr von dem Gefühl als der

Konsequenz beeinflussen ließ. Gegen ihn hat Professor Mausbach (*Die Katholische Moral und ihre Gegner*, 4. Aufl.) mit Recht betont: „Hat es nicht doch einen bedeutsamen Sinn, das Wort „christlich“ bei einer für Katholiken und Protestanten gemeinsamen Tätigkeit im öffentlichen Leben beizubehalten und dabei die wirklich vorhandene Übereinstimmung in christlichen Glaubens- und Sittenlehren, wie wir sie vor allem zwischen Katholiken und „positiven“ Protestanten antreffen, freudig zu begrüßen. Sollen wir es nicht zugleich als einen Gewinn für das Ansehen des Christentums und als eine praktische Erleichterung für unsere Arbeiten betrachten, daß wir — bei klarer Erkenntnis der tiefgehenden religiösen Gegensätze — doch von einem christlichen Staatswesen, einer christlichen Gesellschaftsordnung, einer christlichen Schule und Erziehung, einer christlichen Arbeiterbewegung sprechen und dabei uns der sachlichen Gemeinsamkeiten, die diese Benennungen rechtfertigen, erinnern? Ohne Zweifel ist diese Frage zu bejahen. . . . Es gibt weite Kreise der evangelischen Bevölkerung, die noch an diesen Bestandteilen des alten, gemeinsamen Glaubens mit tiefer Überzeugung oder wenigstens mit starken Pietätsgefühlen hängen; die heutige Zeit und ihre aufregenden und aufrüttelnden Gegensätze zwingen vielfach zu einer Scheidung zwischen den gläubigen Kreisen und jenen radikalen, dem Naturalismus und Sozialismus zutreibenden Massen, die alle Reste christlicher Überlieferung aus dem öffentlichen Leben vertilgen möchten. In dieser Lage liegt, wie kein Katholik bestreitet, oft eine Pflicht des Zusammengehens vor, — auch im Interesse der katholischen Kirche; wenn dies aber der Fall ist, so wäre es gewiß unklug und unnatürlich, im gemeinsamen Kampfe für geheiligte Einrichtungen, die man zunächst nicht theologisch interpretieren, sondern einfach verteidigen und in der Form erhalten will, wie sie — als gerettete Grundmauern der alten Religions- und Kulturgemeinschaft — tatsächlich im Volke dastehen, den Kampfruf „christlich“ meiden zu wollen; es wäre unklug und unnatürlich, den noch vorhandenen Glauben an christliche Grunddogmen und die mit ihm verbundenen Pietätsgefühle darunt, weil sich Irrtümer dazu gesellt haben, völlig ignorieren zu wollen, wo doch die Macht solcher Ideen und Gefühle praktisch und politisch mindestens als Gegengewicht gegen den religiösen und sozialen Umsturz von so hohem Werte ist!“ (S. 424/426.)

Die Bekämpfung der ‚allgemein christlichen‘ Basis der Zentrumsparlei soll die Forderung vorbereiten, daß die von den Katholiken gegründete und unterstützte Partei ihre Tätigkeit ‚im Einklang mit der katholischen Weltanschauung‘ halten und anstatt einer ‚allgemein christlichen‘ ihre ‚katholische‘ Grundlage anerkennen solle. Darin sieht Roeren den Kernpunkt des Zentrumsstreits, und auch Holzamer bekennt sich zu dieser Auffassung, wenn er der ‚Kölner Richtung‘ vorwirft, daß sie ‚das auch im politischen Leben geforderte Festhalten an den konfessionell-katholischen Lehren‘ als ‚wunderschöne, aber praktisch unbrauchbare Theorie‘ ablehne (S. 193), und die Forderung erhebt, ‚das spezifisch Katholische in das



öffentliche Leben bestimmt und greifbar einzuschalten“ (S. 187), der treue Katholik dürfe sich unter keinen Umständen einer politischen Organisation anschließen, „die etwas anderes als die Konfessionell-katholischen Grundsätze, als ihre religiöse Norm anerkennt“ (S. 195), die Zentrumspartei müsse „an Stelle der rein imaginären allgemein-christlichen Grundlage die „Konfessionell-katholischen Grundsätze“ einstellen“ (S. 198).

Wie heißen nun diese „Konfessionell-katholischen“ Grundsätze? Holzamer betont mit Recht: Die äußere Hinordnung des natürlichen oder weltlichen Lebens auf Gott „besteht darin, daß das natürliche Leben den Glauben zur äußeren Richtschnur nimmt“ (S. 165), und er erläutert dies so: „Wollte irgendwer für seine rein weltlichen Arbeiten aus dem Glauben positive Regeln und Maßstäbe ableiten, so würde er damit zeigen, daß in seinem Geiste der wahre Sinn des Christentums eine bedeutende Trübung erfahren hat; denn er lebte in einer Anschauung, die eine dem Wesen des Christentums durchaus widersprechende Vermischung und gegenseitige Verwandlung von Natürlichem und Übernatürlichem voraussetzt“ (S. 166). Die katholische Lehre kommt also auch für das spezifisch politische Leben nur als negative Norm, als äußere Richtschnur in Betracht. Holzamer hat leider unterlassen, diesen Grundsatz in seine praktischen Konsequenzen zu verfolgen, und auch Roeren betont mit Nachdruck die Notwendigkeit des „Einklangs mit der katholischen Weltanschauung“, ohne auch nur den Versuch zu machen, daraus bestimmte praktische Folgerungen zu ziehen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß der Katholik seine politische Arbeit im Einklang halten muß mit der katholischen Weltanschauung, oder, wie Julius Bachem treffend anmerkt, genauer gesprochen: mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Ebenso richtig ist, daß mit dieser selbst auch ihre Grenzen gegeben sind. Was ergibt sich daraus? Der Katholik ist gebunden: 1. allgemein alles zu unterlassen, was mit dem göttlichen und kirchlichen Recht und dem Sittengebot unvereinbar ist, 2. im speziellen das zu tun, was die Kirche im Bereich der ihr gestellten Aufgabe befiehlt und das zu meiden, was sie in Ausübung ihrer Hirtengewalt verbietet. Dies angewendet auf die Zugehörigkeit des Katholiken zu einer politischen Partei besagt: 1. Der Katholik darf keiner Partei angehören, die nicht die Beachtung der göttlichen und kirchlichen Gebote respektiert, 2. der Katholik muß in seiner Partei die tatsächliche Freiheit haben, diese Gebote zu befolgen.

Die praktische Nutzenanwendung von seiten der kirchlichen Hirtengewalt ist bis heute diese gewesen: zu einer grundsätzlich religions- und kirchenfeindlichen Partei, wie z. B. der Sozialdemokratie darf der gläubige Katholik sich nicht bekennen; dagegen ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei niemals verlangt worden. Es ist daran zu erinnern, daß in der ärgsten Zeit des Kulturkampfes Katholiken sowohl der konservativen als auch der nationalliberalen Partei angehört haben, ohne daß von seiten der Kirche dagegen Stellung genommen wurde.

Aus dem obigen erhellt, daß den richtig verstandenen, d. i. als negative

Norm beachteten ‚Einklang mit der katholischen Weltanschauung‘ jede Partei haben muß, welche gläubige Katholiken in ihren Reihen haben will. Auch der Ubelwollendste muß aber zugeben, daß keine Partei in Deutschland diese Anforderungen so getreu erfüllt hat und erfüllt wie die Zentrumspartei. Und trotzdem soll die Zugehörigkeit der Katholiken zur Zentrumspartei, die die größten Verdienste um die Verteidigung der Rechte der katholischen Kirche und der Interessen des katholischen Volksteils sich erworben hat, auch nur ein Gegenstand ernstlichen Zweifels sein können?

Wenn jede Partei diesen ‚Einklang mit der katholischen Weltanschauung‘ haben muß, sofern als Katholiken ihr angehören sollen, so ist die Aufnahme dieser Norm in die Deklaration der besonderen Wesensart der Zentrumspartei überflüssig und irreführend. Eine logische Unmöglichkeit aber ist es, auf eine äußere, negative Norm der politischen Arbeit ein doch notwendig positiv bestimmtes Parteiprogramm aufzubauen.

Es könnte den Gegnern der Roerenschen Forderung nicht schwer werden, diese ad absurdum zu führen. Nach der grundsätzlichen Seite betont Karl Bachem mit Recht: ‚Eine „katholische Weltanschauung“ für das politische Gebiet als festen, einheitlichen, scharf umgrenzten Begriff, insbesondere eine solche, welche für alle Katholiken bindend wäre, gibt es nun einmal nicht. In diesem Sinne ist der Ausdruck „katholische Weltanschauung“ ein höchst unklarer, verschwommener, vieldeutiger, und darum praktisch unbrauchbarer Begriff‘ (S. 31).

Ebenso wichtig aber sind die praktischen Erwägungen, welcher Art die Folgen der Anerkennung der Roerenschen Forderung sein würden. Vor allem die kirchlichen Interessen müßten aufs schwerste geschädigt werden. Wer soll denn entscheiden, fragt Karl Bachem (S. 59) mit Recht, ‚was in politischen Fragen „katholische Weltanschauung“ ist? Soll etwa die einzelne Zentrumsfraktion ‚gewissermaßen als Konzil‘ sich konstituieren? In der großen Zentrumsversammlung in Essen am 15. Februar ds. J8. hat Geistlicher Rat Wacker die geradezu ungeheuerlichen Konsequenzen der ‚integralen‘ Forderungen gezeichnet, die aus dem Zentrum ‚eine konfessionelle Partei, unterstellt der Autorität der kirchlichen Würdenträger‘ machen wollen: wenn Papst und Bischöfe verantwortlich gemacht werden könnten für das Tun und Nicht-tun der Zentrumspartei. Die Folge würde sein, daß sie aus der Gefahr gar nicht herauskämen, daß ihnen die Träger der staatlichen Gewalt Zumutungen machten, auf welche sie sich schwer einlassen könnten, ohne die wichtigsten Interessen ihres Amtes und der Kirche zu gefährden. Auf eine andere Konsequenz weist Karl Bachem hin: ‚Immer schon haben unsere Gegner behauptet, auch in rein politischen Dingen empfangen das Zentrum seine Weisung von Rom; die Annahme oder Ablehnung aller Militär- und Marinevorlagen, auch aller Kolonialvorlagen, werde von Rom aus befohlen; so würde durch den Papst in Rom entschieden über alle Fragen des nationalen Seins oder Nichtseins des deutschen Reiches, und zwar würde natürlich vom Papst über diese Fragen nicht entschieden nach den Interessen des deutschen Volkes

und Reiches, sondern nach den hierarchischen Interessen der katholischen Kirche. Wenn das Zentrum, wie Roeren will, in allen Fragen des gesamten öffentlichen Lebens seine Haltung „im Einklang mit der katholischen Weltanschauung“ zu nehmen hätte, so wäre allerdings klar, daß die katholische Kirche und damit ihr Oberhaupt, der Heilige Vater in Rom, in allen diesen Fragen das letzte Wort zu sprechen hätte, also z. B. in allen Militär- und Marinefragen, in allen Kolonialfragen, in allen Handels- und Gewerbefragen, namentlich auch in allen Fragen der internationalen Politik. Welche Quelle der maßlosesten Angriffe auf den Heiligen Vater und den päpstlichen Stuhl in Rom würde das sein! In welche geradezu verzweifelte Lage käme dadurch das Zentrum! In welche Hilfslosigkeit würde gerade die Verteidigung der katholischen Interessen gebracht! (S. 63).

Roeren bestreitet, daß die Annahme seiner Forderung den Andersgläubigen den Beitritt zum Zentrum unmöglich mache. Das bessere psychologische Verständnis ist indes unzweifelhaft bei Karl Bachem, wenn er ausführt: das Zentrum könne keiner ‚Definition‘ zustimmen, „welche es jedem Protestanten unmöglich machen müßte, dem Zentrum beizutreten. Alle sophistischen Auseinandersetzungen kommen um die Tatsache nicht herum, daß das unweigerlich die Folge der Roerenschen Definition sein würde. Wenn das Zentrum die Roerensche Definition annehmen wollte, wäre den Protestanten die Tür des Zentrums vor der Nase zugemacht, und niemals mehr würde ein Protestant dem Zentrum beitreten. Dann wären Männer wie Schulz-Heidelberg, Gerlach, Brüel im Zentrum auf alle Zeiten unmöglich“ (S. 27).

Aber gerade dieses Bestreben, den Protestanten die Türe des Zentrums offen zu halten, ist für Roeren und seine Freunde anscheinend der stärkste Anstoß. Sie malen sich die möglichen Konsequenzen aus, wenn einmal mehr als die Hälfte der Mitglieder der Zentrumsfraktionen evangelisch wäre — eine Sorge, für die ganz sicher in absehbarer Zeit kein Grund vorhanden sein wird. Aus dieser Besorgnis ist auch das Bemühen um den Nachweis zu verstehen, daß eine Partei, die nur Katholiken als Mitglieder habe und haben wolle, keine ‚konfessionelle‘ Partei sei. Roeren versucht unauffällig die Begriffe zu vertauschen, wenn er in der weiteren Ausführung (z. B. S. 27 f., 30) von der ‚verfassungswidrigen Konfessionalität der Partei‘ spricht; daß eine nach seinen Wünschen gebildete Zentrumspartei nicht notwendig zu einer verfassungswidrigen konfessionellen Partei werden müßte, darf ihm zugestanden werden.

So wandelt sich in der Argumentation Roerens allmählich die Forderung, daß die politische Arbeit des Zentrums sich „im Einklang mit der katholischen Weltanschauung“ halten müsse, in der praktischen Ausführung in die andere um, daß die Zentrumspartei eine ‚politische konfessionelle‘ Partei, d. h. die Sonderpartei der deutschen Katholiken sein solle. Der Begründung dieser Forderung dienen die Argumente aus der Geschichte der Partei. Roeren verteidigt sich z. B. gegen den Einwand, daß die katholische Weltanschauung

den Andersgläubigen den Beitritt zum Zentrum tatsächlich unmöglich mache, mit dem Hinweis: 'Wäre der Einwand begründet, dann würde die Verantwortung allein die Gründer des Zentrums treffen, die dasselbe nun einmal so, wie es ist, gegründet haben' (S. 39). Demgegenüber erhebt sich nun die Frage: ist es denn überhaupt wahr, daß das Zentrum als 'katholische' Partei gegründet worden ist?

Auf den umfänglichen 'Zitatenkrieg' soll nicht eingegangen werden, denn es ist gewiß, daß für beide Auffassungen dieses und jenes Wort angeführt und gedeutet werden kann. Die Antwort kann auch nicht von dem Nachweis der 'Identität mit dem Windthorst'schen Zentrum' abhängig gemacht werden. Denn zweifellos ist das heutige Zentrum mit dem Zentrum vor vierzig Jahren nicht 'identisch', wie keine heutige Partei 'identisch' ist mit der Partei, die vor vierzig Jahren ihren Namen trug. Wie die politischen Verhältnisse und die Aufgaben sich ändern, so ändern sich auch die Parteien notwendig mit ihnen. Darin liegt ja auch begründet, daß die Parteien weder eine 'Definition' noch ein auf Einzelfragen ausgedehntes 'Programm' haben wollen. Sie müssen sich jeden Tag 'ändern können'. Der Geist, der die Partei beseelt, bestimmt ihre Wesen, ist ihre 'Definition' und ihr 'Programm'. Und so kann die Frage richtig nur so gestellt werden: ob der Geist des Windthorst'schen Zentrums heute in der Zentrumspartei lebe, oder ob die Gegner sich mit Recht auf ihn berufen.

Als 'Verfassungspartei' wurde das Zentrum gegründet, und Windthorst wollte, daß das Zentrum die Rechte des katholischen Volksteils verteidige und zugleich sich in den Dienst der nationalen Entwicklung stelle. Beides war ihm mit Notwendigkeit verbunden; wie die nationale Entwicklung nur gedeihen kann durch die Pflege der Rechte und berechtigten Interessen der kirchlichen Gemeinschaften und aller Volksgenossen, so ist die ehrliche Mitarbeit an den Aufgaben der Volksgesamtheit ausschlaggebend für den Erfolg, den die Bemühungen um jene haben sollen. In der Sturmzeit der siebziger Jahre führte Windthorst die aus der Not des kirchenpolitischen Kampfes geborene Zentrumspartei mit klarem Ziel aus dem Lager der aufgezwungenen Opposition in die Reihe der die nationale Entwicklung tragenden Kräfte.

Von Anfang an hat das Zentrum sich fest auf den Boden der Verfassung gestellt. Die Wesensart jeder Partei ist bestimmt durch die Arbeitsziele, die Methoden der Arbeit und die durch die bisherige Arbeit gebildete Tradition. Die Arbeitsziele sind dem Zentrum durch die Verfassung gegeben und begrenzt, die Methoden seiner Arbeit sind in den Sätzen des Soester Programms und der verschiedenen Wahlauftrufe bezeichnet. Von 'katholischem Charakter' kommt darin nichts vor. Ein 'katholischer Charakter' würde gegeben sein, wenn das katholische Bekenntnis formell oder tatsächlich — wie es die Folge der Moerenschen Definition sein würde — Voraussetzung für die Mitgliedschaft wäre. Von dieser Voraussetzung haben Windthorst und die Gründer des Zentrums nichts wissen wollen, sie haben sie mit vollem Bedacht abge-

lehnt; sie wollten, daß der gläubige Katholik und der gläubige Protestant sich auf Grund eines politischen Programms zu gemeinsamer Arbeit im Zentrum zusammenfinden sollten, und sie durften dies erwarten, weil auf dem Boden der Verfassung ein einträchtiges Zusammenarbeiten von Katholiken und Protestanten möglich ist.

Gegen diese unleugbaren Tatsachen ziehen sich die Zentrumsgegner mit Vorliebe auf die Argumentation zurück, das Zentrum habe seinen ‚katholischen Charakter‘ dadurch erhalten, daß es aus einer ‚katholischen Volksbewegung‘ hervorgegangen sei und ‚dem katholischen Volke seinen Fortbestand, seine Entwicklung, seinen Aufschwung‘ verdanke; denn jede Organisation erhalte ‚Ziel und Richtung von der geistigen Strömung, aus der sie hervorgegangen ist, von der sie Dasein und Bestand empfangen hat‘ (Klarheit und Wahrheit 1913 S. 505). Hier liegt wohl eine kleine logische Verwirrung vor. Wenn z. B. reiche Katholiken ein Bankgeschäft gründen, um bedürftigen Interessen der Kirche und ihrer Glaubensgenossen in der Form bankmäßiger Geschäfte bessere Hilfe zu bringen, wird dadurch das Bankgeschäft, wird der Wechsel, den es diskontiert, ‚katholisch‘? Die Motive, die zu der Gründung geführt haben, geben der Organisation als solcher keineswegs ihren ausschließlichen konstituierenden Charakter. Die Zentrumspartei ist gegründet worden von den Führern des katholischen Volkes, die erste große Aufgabe, die ihr gestellt wurde, war die Verteidigung der Rechte der katholischen Kirche, und bis auf den heutigen Tag erhält sie die Unterstützung der katholischen Wähler, weil diese von ihr mit Recht die beste Vertretung der Rechte und Interessen ihrer Kirche und des katholischen Volksteils erwarten. Würde diese Erwartung einmal getäuscht werden, so würden die katholischen Wähler dem Zentrum die Gefolgschaft versagen dürfen. Aber an dem reinpolitischen Charakter der Zentrumspartei ändern diese Motive nichts.

#### IV.

Wenn die Kernfrage des Zentrumsstreits dahin bestimmt wird, ob die von den Katholiken gegründete und unterstützte Partei ihr Programm auf die katholische Weltanschauung aufbauen müsse — in dieser Deutung allein hat nämlich die Roerensche Definition überhaupt einen praktischen Sinn — so glauben wir die Antwort bestimmt gegeben zu haben: tausend Gründe sprechen gegen ein solches einer Konfession dienstbare Zentrum und keine einzige ernsthafte Begründung dafür. Und trotzdem findet die ‚integrale‘ Forderung nicht wenige Anhänger und Fürsprecher, vor allem auch in den Kreisen des Klerus. In der Tat ist mit der bisherigen Erörterung das Problem keineswegs gelöst; mögen auch die Argumente versagen, an ihre Stelle treten Stimmungen und Ideen, deren Werbekraft nicht gering geschätzt werden darf. Wie ist diese eigenartige Stimmung zu erklären, welche die gegen das Zentrum gehegten Besorgnisse und Befürchtungen nicht los werden kann, obwohl Gründe dafür absolut nicht nachgewiesen werden können.

Die Wurzel jener Stimmung sind die Sorge um die Erhaltung der Glaubensreinheit und der Glaubensstreue, die man bedroht sieht durch den engen Verkehr der Katholiken mit Andersgläubigen bei der politischen und sozialen Arbeit, und die Sorge um die Aufrechterhaltung der kirchlichen Autorität. In einer Zeit, wo der Autoritätsgedanke in der menschlichen Gesellschaft immer mehr an Einfluß verliert, mag wohl in ängstlichen Seelen die Befürchtung auftauchen, ob nicht in der — durch die Umstände notwendig gewordenen — stärkeren Betonung der Unabhängigkeit von kirchlichen Einflüssen und von der Hirtenweisung der Kirche dieser etwas an ihren Rechten geschmälert und sie in der Erfüllung ihrer großen Aufgabe gehindert werde. Zum Teil mag auch ein Gefühl der Schwäche mitwirken, daß die katholische Minderheit den starken Einflüssen der protestantischen Mehrheit in Deutschland auch auf religiösem und kulturellem Gebiete nicht genügend starken Widerstand entgegensetzen werde.

Diese sorgenvolle Stimmung, die manche katholische Kreise in Deutschland beherrscht, wird gestützt und gestärkt durch gleichgerichtete geistige Strömungen besonders in Ländern romanischer Zunge.

Es verdient ernste Beachtung, daß in der internationalen ‚integralen‘ Bewegung die Abneigung gegen den modernen Staatsgedanken eine sehr große Rolle spielt. Diese Abneigung gründet sich vornehmlich auf die Erfahrungen, die man kirchlicherseits mit der modernen Staatsform in romanischen Ländern gemacht hat und die es verständlich erscheinen lassen, daß man ihr kein besonderes Wohlwollen entgegenbringt.

Diese Ideen sind merkwürdigerweise auch in den katholischen Kreisen, die in Deutschland die ‚katholische‘ Politik fordern, lebendig, und sie sind jedenfalls, mögen auch manche unserer ‚Integralen‘ sich dessen nicht voll bewußt sein, die folgerichtige und letzte Konsequenz der Bestrebungen, die die Zentrumsparterie auf ein ‚katholisches‘ Programm verpflichten wollten. Was kann denn aus den Konstruktionen der Koeren und Genossen als festes positives Ziel schließlich anders herausgeschält werden als die Idee des mittelalterlichen Glaubensstaats, als eine Politik, die an diesem Ideal orientiert ist? Diese Ideen sind ja auch in Deutschland keineswegs neu, sie haben schon im ersten Jahrzehnt der Zentrumsparterie einen Anwalt gefunden in Majunké, der deswegen von Windthorst aus der Fraktion herausgedrängt wurde, und die Aktion der ‚Extremen‘, Dr. Rittler und Genossen in Bayern, von denen Professor Martin Spahn im ‚Hochland‘ (9. Jahrgang, 2. Bd., S. 294 bis 309) so interessanten Bericht gegeben hat, war in vielem Betracht wesensverwandt mit der Osterdienstagsbewegung.

Während nun der ‚Integralismus‘ in Deutschland seine Kraft aus allen diesen, in den romanischen Ländern heimischen Stimmungen zieht, so hat die deutsche Zentrumsparterie sich mit Klarheit und Entschiedenheit auf den Boden der Anerkennung des modernen paritätischen Staates gestellt, so wie er bei uns sich herausgebildet hat. Sie hat dies getan in der Erkenntnis, daß sie dadurch auch am erfolgreichsten den Interessen der katholischen Kirche in

Deutschland dient, die in der Verständigung mit der Staatsgewalt am besten ihre Freiheit sichert. Die eigene Freiheit des politischen Handelns aber muß die Partei wahren, um auf dem Boden der Verfassung die Rechte der Kirche schützen zu können. Die katholische Kirche erlaubt ihren Angehörigen die Anerkennung des modernen Staates und die Mitarbeit selbst bei solchen Aufgaben, die nicht im vollen Einklang mit den prinzipiellen positiven Forderungen der katholischen Auffassung stehen, sofern nur jene früher erörterte ‚negative Norm‘ beachtet wird. Mit der Anerkennung des modernen Staates ist jedoch jene ‚katholische‘ Politik, wie sie die ‚Integralen‘ verlangen, unvereinbar.

Die Zentrumspartei will ferner für die Erfüllung ihrer Aufgaben das eintrachtige Zusammenwirken der Angehörigen beider Konfessionen, sowohl aus nationalen Rücksichten, wie auch aus der Erkenntnis, damit den wohlverstandenen Interessen des katholischen Volksteils zu dienen. Allerorten zeigen sich die Bestrebungen, den katholischen Volksteil von der Teilnahme an den Früchten der nationalen Entwicklung, für die er doch auch Blut und Arbeit geopfert hat, auszuschließen und ihn, der ohnehin schon benachteiligt ist, damit noch weiter zu schwächen. Gerade die Führer der Zentrumspartei haben das Verdienst gehabt, gegen diese feindseligen Bestrebungen zur Abwehr zu mahnen, und die Stellung des katholischen Volksteils würde zweifelsohne heute eine noch viel schlechtere sein, wenn sich nicht die Zentrumspartei gegen jene Aushungerungsbestrebungen so energisch zur Wehr gesetzt hätte. Das aber hat sie nur leisten können durch die hingebendste Mitarbeit an den allgemeinen nationalen Aufgaben. Die Abschließungsbestrebungen im katholischen Lager unterstützen nur die Absichten der Gegner. Der katholische Volksteil hat schweren Schaden genug getragen an der durch die kirchenpolitischen Kämpfe aufgebrängten Abschließung, die unvermeidlich war und nicht beklagt werden soll, die aber auch in ihren Opfern nicht gering geschätzt werden darf.

Schwere Kämpfe stehen den deutschen Katholiken noch bevor. Es rüsten sich politische Kräfte und zeigen wachsende Macht, die in unserem Vaterlande das ‚große‘ Beispiel Frankreichs nachahmen wollen. Aus eigener Kraft können die deutschen Katholiken diesen Bestrebungen erfolgreichen Widerstand dauernd nicht entgegensetzen. Sie sind angewiesen auf die Hilfe der anderen konservativen Kräfte, der christusgläubigen Protestanten, wenn sie die gottlob noch bestehende christliche Grundlage unseres Staatswesens erhalten, wenn sie verhindern wollen, daß die kirchlichen Gemeinschaften, von denen die katholische Kirche zuerst an die Reihe kommen würde, ihrer Rechte vollständig beraubt werden. Es gilt für die kommenden Kämpfe die Vorbereitungen zu treffen. Die außerordentliche Bedeutung der von Marx gegründeten Schulorganisation beruht darin, daß sie einen Wall baut gegenüber den kommenden Entwicklungen, indem sie das Prinzip statuiert, daß wenn die Rechte der Kirche in der Schule einmal durch die Gewalt der gegnerischen Übermacht ‚aufgehoben‘ werden, dann die Rechte der Eltern auf die Erziehung ihrer Kin-

der in Geltung treten müssen. „Für die christliche Schule“ — lautet die Losung. Nicht für eine „interkonfessionelle“ simultane Schule, wie die „Integranten“ es deuten könnten, sondern: für die katholische Schule der Katholiken und für die evangelische Schule der Protestanten. Die Interessen der Katholiken und der gläubigen Protestanten gehen hier Hand in Hand, und ein Erfolg ist nur möglich, wenn beide zusammenstehen. Das gleiche gilt, wenn einmal die Trennung von Kirche und Staat eine Vermögensauseinandersetzung mit den kirchlichen Gemeinschaften notwendig machen wird. Eine „katholische Partei“ würde unter den in Deutschland nun einmal bestehenden Verhältnissen niemals eine feste Kampfgemeinschaft mit den evangelischen Volksgenossen finden können.

Im Interesse der katholischen Kirche, im Interesse des katholischen Volksteils muß das Zentrum bleiben, wie es war und ist: eine Verfassungspartei, die in grundsätzlicher Anerkennung des modernen Staates durch einträchtiges Zusammenwirken der Konfessionen dem deutschen Volke dienen will.

Der „Zentrumsstreit“ ist nur in ganz äußerlicher Betrachtung ein Streit um die Frage, ob die Zentrumsparlei sich zur katholischen Weltanschauung bekennen müsse oder nicht. Er ist in seinem Kerne und in seiner wahren Bedeutung eine der wichtigsten Auswirkungen des Problems der Stellung des katholischen Volksteils in der deutschen Nation: ein Problem, nicht minder wichtig für die Nation selbst wie für die deutschen Katholiken. Die Zentrumsparlei will die Lösung dieses Problems unterstützen durch die Einordnung des katholischen Volksteils in die politische Arbeit der Volksgesamtheit, und sie hat sich bis jetzt und mit achtungswerter Latkraft gerade in den letzten Wirrnissen zur Wehr gesetzt gegen die Hindernisse, die ihr sowohl aus der evangelischen Mehrheit des deutschen Volkes wie auch von manchen und zum Teil sehr einflußreichen katholischen Kreisen bereitet wurden. In dieser Abwehr hat sie Anspruch auf die Sympathie aller, die ein kraftvolles deutsches Volk wollen, und auf die Unterstützung aller, die die Mitarbeit des katholischen Volksteils wünschen und als notwendig ansehen. In der Schadenfreude über die Schwierigkeiten, denen die Zentrumsparlei ausgesetzt ist, übersieht ein großer Teil der Männer, die im politischen Leben und in der Presse sich zum nationalen Gedanken bekennen, was für das deutsche Volk, für seine Einheit und seine Stellung im Wettbewerb der Völker, auf dem Spiele steht. Wer aber gar für christliche Politik in unserem Volke eintritt, der muß noch stärkeren Anteil nehmen, denn auf die gewaltige Kraftquelle, die für sie aus dem katholischen Volksteil fließt, könnte nicht ohne schwersten Schaden für Volk und Reich verzichtet werden.



# Ein Wort zur Gewerkschaftsfrage

## Von Th. Brauer

---

**W**enn je eine Frage leidenschaftsloser und rein sachlicher Behandlung bedurft hat, dann ist es die Gewerkschaftsfrage. Raum je sind aber diese Vorbedingungen so wenig erfüllt worden, wie gerade bei der Behandlung dieser Frage. Es kann hier nicht darauf ankommen, zu untersuchen, wo dafür die Schuld zu suchen ist. Es möge die Feststellung genügen, daß der deutsche Katholizismus auf die Gewerkschaftsfrage in den letzten Jahren einen großen Teil seiner besten Kräfte verwendet hat. Das bedeutet allerdings nicht nur und in jeder Beziehung ein Manko. Wer bedenkt, daß die Berufsorganisation auf seiten der Katholiken, soweit die Arbeiter in Betracht kommen, in der Stunde dringendster Not geboren worden ist, wird es selbstverständlich finden, daß ihr allmähliches Erstarken ganz natürlicherweise in steigendem Maße das Bedürfnis grundsätzlicher Klärung erzeugte. Bei der ganzen Eigenart des Katholizismus mußte das verschiedene Haupt- und Nebenfolgen haben.

Die durchsichtige Klarheit der katholischen grundsätzlichen Auffassungen mußte zunächst die Klärung der Berufsvereinsfrage sehr beschleunigen. Sie mußte es um so mehr, als der Katholizismus von jeher einen genau bestimmten Begriff des Eigentums und der daraus fließenden sozialen Pflichten hat, als dann ferner der Katholizismus, wie jede Seite der Geschichte des Mittelalters beweist, das Prinzip der Genossenschaftlichkeit froh bejaht. Daraus ist es zu verstehen, daß theoretisch auch die moderne Berufsvereinsfrage an sich im Katholizismus klarer liegt, als etwa im Sozialismus, der sich Jahrzehnte lang darum bemüht hat, ohne doch bis heute zu einem feststehenden, unbestrittenen Ergebnis zu gelangen. Aber, freilich, auch das war ein keineswegs ganz unnatürliches Ergebnis, daß die Auffassungen in bezug auf die praktische Verwirklichung in zwei Richtungen auseinanderstieben, Was die heutigen Organisationen von den früheren durchweg unterscheidet, das sind namentlich zwei Momente\*. Es ist einerseits die Arbeitsteilung und auf der anderen Seite das Streben nach Kraftsteigerung. Das Charakteristikum der früheren Organisation war, daß sie zugleich für alle Seiten der Persönlichkeit, für ihr leibliches und geistiges Wohl, sorgte. Heute dagegen verwirklicht sich dieses Streben ganz selbstverständlich in einem System von Organisationen, unter welche die Interessen und Bedürfnisse des Einzel Lebens aufgeteilt sind: politische Vereine, Gewerkschaften, Konsumvereine, Jugendvereinigungen usw. Diesem Zuge der Zeit trägt die christliche Gewerkschaft Rechnung, indem sie sich auf die Mitwirkung bei der Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse und das, was damit zusammenhängt, beschränkt, während sie die Sorge für die religiösen Bedürfnisse der Mitglieder den Katho-

---

\* Vgl. diesbezüglich das vortreffliche Werk über 'Das Organisationswesen' von dem österreichischen Justizminister a. D. Klein.

lischen Jugendvereinen, Gesellenvereinen, Arbeiter- und Männervereinen, die Regelung der Konsuminteressen den Konsumvereinen überläßt usw. Die Fachabteilung nach dem sogenannten Berliner System dagegen hält das alte Ideal hoch. Der Denkart unserer Zeit trägt dann ferner die christliche Gewerkschaft insofern Rechnung, als auch bei ihr im Sinne der Charakteristik Kleins der Kraft Hunger, die Kraftsteigerung in sehr weitem Umfange primäres Organisationsmotiv geworden ist. Auch das kommt, ebenso wie die ganze Denkart unserer Zeit, nicht von ungefähr, sondern ist, wie wiederum Klein treffend hervorhebt, ein natürliches Ergebnis der Einwirkung der Macht, welche die leitenden Gedanken der heutigen Volkswirtschaft auf das Denken der heutigen Menschen ausüben. „Die moderne Volkswirtschaft ist den heutigen Organisationen vorausgegangen. Der wirtschaftliche Liberalismus kam vor dem politischen und vor der Vereinsfreiheit zur Geltung. Die großen Dimensionen und Quantitäten hat die Volkswirtschaft hervorgebracht. Die Politik half dabei nur insofern mit, als sie auch noch einige von der wirtschaftlichen Entwicklung verschonte Schutzwälle niederriß, hinter denen sich das Individuum früher geborgen wußte. Aus der prekären Situation, in die es so geraten ist, sucht das Individuum Rettung, indem es, um der Volkswirtschaft und den durch sie ausgelösten Prozessen gewachsen zu sein, ihr selbst wieder die geistigen Elemente der Verteidigung entlehnt. Die Wunden, die das Eisen geschlagen hat, soll es auch heilen. Um mit den neuen Verhältnissen auskommen zu können, will man den Massen wieder Massen, den Geldsummen Zahlen an Menschen entgegenstellen, durch die Vereinigung mit andern seine Kraft und seine Mittel auf das Niveau der erhöhten Energien bringen, die im modernen Leben tätig sind, und zugleich die Fluten, die nun über alle Dämme getreten sind, wieder nach Lunlichkeit in geregelte Bette ableiten. Das heutige Organisationswesen kann deshalb in der Tat als eine strategische Deckungsoperation, als ein Schachzug gegen die gewaltigen geschichtlichen Veränderungen in der äußeren und inneren Welt betrachtet werden, inmitten derer wir uns befinden.“

Das alles kommt in der Literatur, welche sich mit dem Gewerkschaftsproblem beschäftigt, stets mehr oder minder bewußt zum Ausdruck. Die feine Charakteristik des Organisationswesens, etwa bei einem Georges Goyau, bereitet nur deswegen einen ästhetischen Genuß, weil der katholische Franzose größtenteils gegen die dräuenden Bogen dieses Organisationswesens geschützt ist — eben infolge des Mangels einer starken Organisation in seinem Heimatlande. Durch die gewerkschaftliche Schilderung des Deutschen dagegen schwirrt es von Fragen, von kühnen Hoffnungen und bangen Zweifeln; es lastet darauf die Angst vor der Zerstörung individueller Werte und es durchzieht sie das Sehnen nach friedlicher Regelung des ganzen Fragenkomplexes, weil jede Macht solange bedrückt, als nicht ihre friedliche Wirksamkeit außer allem Zweifel steht. Alles in allem: hier handelt es sich um Fragen, an die nicht mit der Gesetzesammlung in der Hand herantreten werden kann, sondern deren Lösung nur ein Ergebnis langer Erfahrungen sein kann. Wäre nicht

die Ungeduld ein Merkmal unserer Zeit, so müßte dieser Gedanke mäßigend auf die Auseinandersetzungen einwirken. Wir stehen ja doch erst im Anfang der Entwicklung; denn was sind ein paar Jahrzehnte für den Gang der Geschichte eines Volkes!

Merken wir im Vorbeigehen noch an, daß die Auseinandersetzung über die Gewerkschaftsfrage im übrigen lebenweckend im deutschen Katholizismus gewirkt hat, daß sie die katholische Gelehrsamkeit in erfreulichem Maße den drängenden Fragen der Zeit zugewendet hat, daß der Gedanke des Aufstieges der Arbeiter — ein Gedanke von größter geschichtlicher Bedeutung — das öffentliche Interesse der Katholiken mit überraschender Schnelle erfaßt und erobert hat, daß schließlich der stete Kampf Intelligenzen an die Oberfläche gespült hat, denen auch der Gegner seine Hochachtung nicht versagen kann.

Nun ist allerdings festzustellen, daß die direkte Tragweite der ganzen gegenwärtigen Streitfrage, worauf es bei diesen Ausführungen allein ankommt, eigentlich doch noch recht wenig erkannt wird. Die katholische Öffentlichkeit weiß eigentlich mehr von den theologischen Fragen, die hier einschlägig sind — ich will nicht sagen, daß das nicht auch begrüßenswert sei —, als von den eigentlich zunächstliegenden Dingen auf diesem Gebiete. Der Politiker und Fachmann allenfalls erinnert sich der großen Gelegenheiten, in denen etwa die christlichen Gewerkschaften ihre volkswirtschaftliche, nationale und allgemein kulturelle Bedeutung, die in das Bewußtsein jedes weitsichtigen Staatsmannes eingegangen sein dürfte, augenfällig erwiesen haben. Wenn trotzdem auf diesem Gebiete auf jeden stärkeren Anstoß hin Zögern und Zweifeln wahrzunehmen ist, so liegt das wohl daran, daß in solchen Situationen die großen Gesichtspunkte gegenüber oft viel weniger großen Einwänden nicht vorhalten, man aber in die einfachsten Erwägungen zu wenig eingetreten ist. Es mag daher auf diese Seite ganz kurz und mit Hinweisen, deren Nachprüfung jedem möglich ist, etwas näher eingegangen werden. Im Mittelpunkt steht hier in erster Linie das, was bei der obigen Darstellung als das besonders Charakteristische an den christlichen Gewerkschaften hervorgehoben wurde. Der Wille zur Arbeitsteilung und der „Kraft hunger“ bilden die Ursachen, auf die die Auseinandersetzung über die Gewerkschaftsfrage im katholischen Lager im letzten Grunde zurückführt. Es steht zu hoffen, daß, wenn man sie als berechnete Ausgangspunkte für die Bewegung, deren Träger die christlichen Gewerkschaften sind, anzusehen gelernt hat, die Diskussion über die Gewerkschaftsfrage bei uns wesentlich ruhiger verlaufen kann.

Eine interessante Statistik des Kaiserlichen Statistischen Amtes, die im vorigen Jahre erschien, stellt für einige wichtige Industriegruppen die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter derjenigen der von den Arbeitgeberorganisationen durch deren Betriebe erfaßten gegenüber. Dabei ergaben sich unter anderem folgende Resultate: Gewerkschaftlich organisiert waren im Bergbau 208 402 Arbeiter, während die Zahl der bei den Arbeitgeberverbänden erfaßten Arbeiter im Bergbau 469 982 betrug; in der Industrie der Steine und Erden stellten sich die bezüglichen Zahlen auf 69 140 bzw. 209 248;

in der Metallindustrie und Maschinenindustrie auf 627 312 bzw. 796 288; in der Textilindustrie auf 178 183 bzw. 490 026, und selbst im Baugewerbe standen den 496 836 gewerkschaftlich organisierten Arbeitern 500 924 in den Arbeitgeberverbänden erfaßte Arbeiter gegenüber\*. Insgesamt liegt die Situation so, daß man mit rund 3 Millionen wirklich gewerkschaftlich organisierten Arbeitern rechnen kann, während die in Arbeitgeberverbänden organisierten Arbeitgeber ohne Zweifel mehr als 4 Millionen Arbeiter beschäftigen, womit letztere dem Einflusse der Arbeitgeberorganisation unterliegen. Dabei ist wohl zu berücksichtigen, daß im allgemeinen die Arbeitgeberorganisation viel jünger ist als diejenige der Arbeiter. Das eigentliche Verhältnis kommt aber in diesen Zahlen nicht einmal voll zum Ausdruck. Das Ineinandergreifen der verschiedensten Organisationsmöglichkeiten der Arbeitgeber (Arbeitgeberverband, wirtschaftspolitische Organisation, Kartellverhältnis zu Organisationen und einzelnen Unternehmern usw.) zieht noch bei weitem mehr Arbeiter in die Einflußsphäre der Arbeitgeberorganisationen hinein. Man denke dann ferner an die Materialsperrung und andere Mittel der indirekten Einwirkung auf weitere Arbeiterkreise. Das alles ist um so wichtiger, als das Recht sich den Kampfmaßnahmen der Arbeitgeber gegenüber viel milder verhält als jenen der Arbeiter gegenüber. Es kommt dazu, daß in vielen großen Betrieben die Arbeiterorganisation nur nominell, nicht aber auch mit durchgreifender Wirksamkeit in Betracht kommt, weil die wichtigste Voraussetzung für eine umgestaltende Tätigkeit der Arbeiterorganisation: das Verhandeln auf dem Fuße der Gleichberechtigung, fehlt. Schließlich sind der Arbeitgeberorganisation niemals aus höheren (insbesondere religiösen) Motiven Hindernisse in den Weg gelegt worden, so daß sie sich einheitlich vollziehen kann, was schon an sich ein großer Vorteil ist. Um alles zusammenzufassen: rein äußerlich betrachtet, ist der Front der Arbeiterorganisationen gegenüber eine breitere Front der Arbeitgeberorganisationen entfaltet worden.

Für uns ist nun die Frage wichtig, welche Folgen diese sich schnell verstärkende Position der Arbeitgeberorganisationen herbeiführen wird. Da stellt uns nun die tatsächliche Lage der Dinge insbesondere drei verschiedene Möglichkeiten vor Augen.

Die erste wäre der Erfolg der vom Generalsekretär Bueß vom Zentralverband der deutschen Industriellen Kundgegebenen Absicht, „die Gewerkschaften niederzuzwingen, zu zerschlagen, zu vernichten“. Daß dieser Gedanke in den Kreisen der Großindustrie eine starke Anhängerschaft hat, steht außer Zweifel, wenn er auch nicht überall in dieser krassen Form auftritt. Stein-

---

\* Soeben wird die amtliche Statistik für das Jahr 1912 bekanntgegeben. Das Ergebnis deckt sich durchweg mit dem oben Gesagten, stellt teilweise allerdings die oben angedeutete Tendenz der Entwicklung noch schärfer heraus. Die bezüglichen Zahlen lauten: Bergbau 195 185 bzw. 496 691; Industrie der Steine und Erden 73 269 bzw. 210 360; Metallindustrie und Maschinenindustrie 657 433 bzw. 838 683; Textilindustrie 188 390 bzw. 494 329; Baugewerbe 530 907 bzw. 566 848.

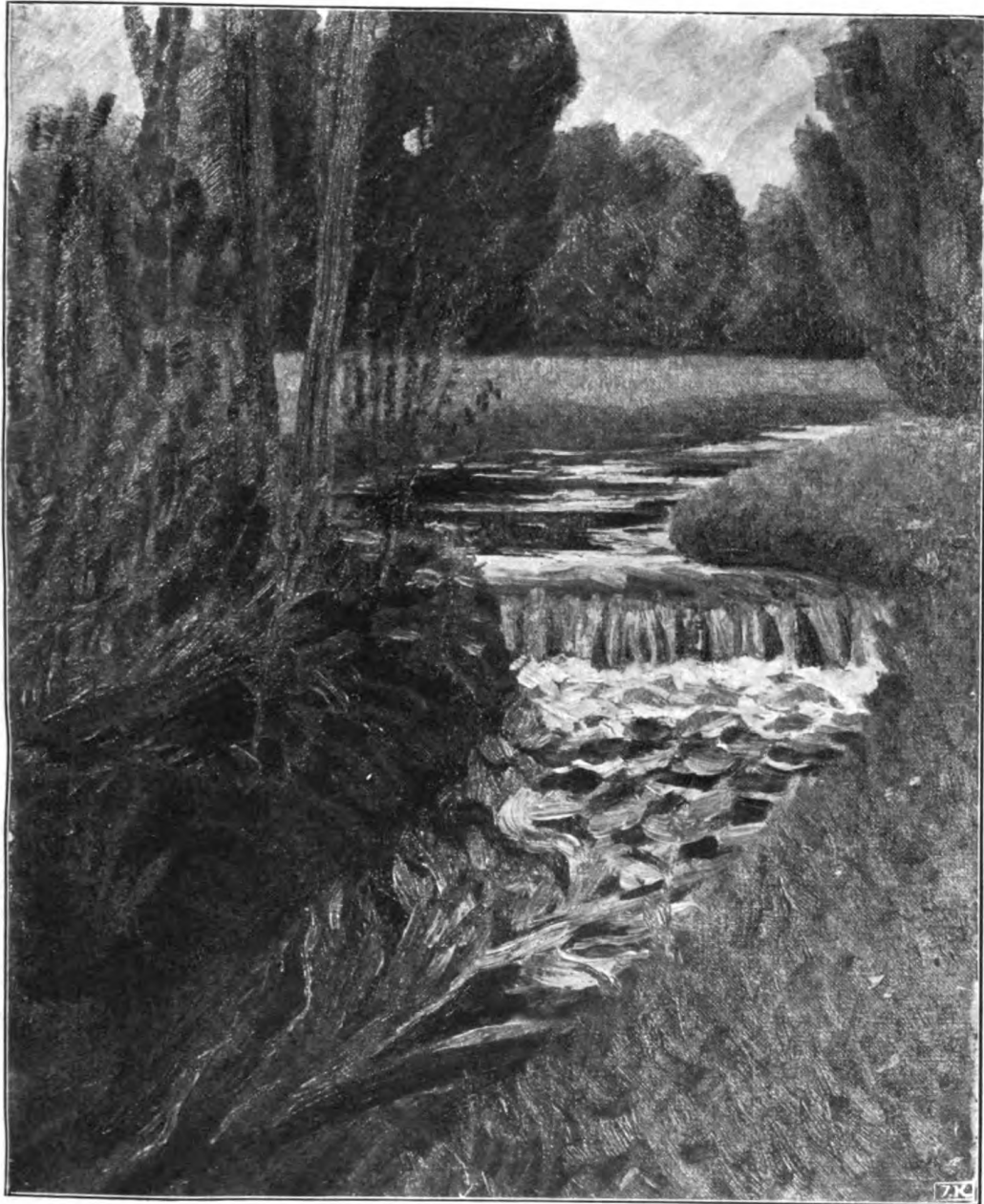
mann-Bucher hat ihn mit größter Kaltblütigkeit genauer dahin bestimmt, daß sich zunächst im Ringen der beiderseitigen Organisationen deren tatsächliche Machtposition ergeben müsse, bevor man sich in gemeinsamen Auseinandersetzungen über die Bedingungen des Miteinanderauskommens einig werden könnte. In gleichem Sinne lehnte die führende „Deutsche Arbeitgeberzeitung“ das staatliche Einigungswesen ab, indem sie schrieb: „Dann lieber noch eine weitere Verschärfung der Kämpfe!“ Nun hat allerdings dieser Gedanke aus Motiven, die sich aus der ganzen bei uns herangereiften sozialen Auffassung ergeben, wenig Wahrscheinlichkeit auf Durchführung. Er würde zur offenen sozialen Revolution führen. Er würde den Organisationsgedanken in den Arbeiterkreisen ganz allgemein auf den Standpunkt des Klassenkampfes vereinfachen und ihn so aus der natürlichen Entwicklung, die vom Klassenkampf wegführt, hinausdrängen. Auch der katholische Arbeiter würde sich hier auf den Gedanken berufen, den Leo XIII. in der Enzyklika *Rerum Novarum* ausspricht: „Geseht, der Arbeiter beugt sich aus reiner Not, oder um einem schlimmeren Zustande zu entgehen, den allzu harten Bedingungen, die ihm nun einmal vom Arbeitsherrn oder Unternehmer auferlegt werden, so heißt das Gewalt leiden, und die Gerechtigkeit erhebt gegen einen solchen Zwang Einspruch.“ Jedenfalls aber dürfte feststehen, daß die Durchquerung solcher Absichten vor allem auch eine möglichst stark zusammengeschlossene, mit modernen Mitteln arbeitende Organisation der Arbeiter auf der ganzen Linie voraussetzt. Der bloße Appell an die christliche Gerechtigkeit wird derartigen Realitäten gegenüber heute rettungslos versagen.

Eine größere Wahrscheinlichkeit wohnt der zweiten Möglichkeit inne, die von dem in vielen Arbeitgeberkreisen gepflegten Streben verkörpert wird, die Wirkungen der Arbeiterorganisationen illusorisch zu machen. Auf dieses Streben weist der niemals von den Arbeitgebern aufgegeben Versuch hin, die Gesetzgebung und Rechtsprechung im Sinne der Niederhaltung der Arbeiterklasse zu beeinflussen. Man sollte sich demgegenüber nicht in der Erwägung einschlafen lassen, daß ja die Reichsregierung sowohl wie die Mehrheit des Reichstags einer direkten Beschneidung des Koalitionsrechtes sich nicht willfährig erzeigen. In dem verstärkten „Arbeitswilligenschutz“, in dem beantragten Ausbau des gemeinen Rechts, in der kumulierten Haftbarmachung der Gewerkschaften usw. liegt eine Menge von Möglichkeiten vor, den Organisationen des Arbeiterstandes die Flügel zu stutzen. Einen Erfolg der auf dieser Linie liegenden Bestrebungen der Arbeitgeber bedeutet unzweifelhaft das neuerdings amtlich (z. B. im preussischen Landtag) erfolgte Zurückgreifen auf alte Polizeibestimmungen zur Bekämpfung des Streikpostenstehens, die heute noch, also unter ganz veränderten Verhältnissen, das subjektive Ermessen des Schutzmannes zum ausschlaggebenden Faktor bei der Beurteilung etwaiger Delikte in dieser Beziehung machen. Sanguiniker könnten da von bitteren Erinnerungen an das Ruffallesche Wort vom Nachtwächterstaat befallen werden; liegt doch hier eine vollständige Verkennung der gerade heute so notwendigen gesellschaftsbildenden Tätigkeit der Organisationen vor. Es dürfte

daher nicht unangebracht sein, auf diese Dinge die Aufmerksamkeit des Staatsrechtlers hinzulenken.

Indessen findet die Durchkreuzungspolitik gegenüber den Organisationszielen der Arbeiter hier durchaus nicht ihre Grenzen. Der Fortschritt der Betriebsführung kommt den Unternehmern auf dem angeedeuteten Gebiete entgegen. Die sogenannte wissenschaftliche Betriebsführung, insbesondere in der Zuspitzung bis zum Taylorsystem, fördert in gewissermaßen natürlicher Weise das Teile und Herrsche, indem sie die individualistischen Strömungen im Arbeiterleben stärkt und damit die Arbeiterorganisation an ihren Wurzeln benagt. Der Gedanke an das Überwiegen wirtschaftlicher Interessen in der heutigen Denkart läßt leicht erkennen, wie gefährlich das für die Arbeiterorganisation werden kann. Zumal auch hier wieder neben die natürliche Tendenz das bewußte Zweckstreben tritt. Wir denken da an die von den Unternehmern veranlaßte Gründung gelber Werkvereine, deren Kernpunkt unzweifelhaft darin besteht, daß ein Keil in die organisierten Arbeiterschichten zur Sprengung ihres Zusammenhaltes hineingetrieben werden soll. Gegen eine solche Entwicklung der Dinge muß nun aber auch derjenige Einspruch erheben, dessen Empfindungswelt die laute und mitunter etwas derbe Selbstbetonung der Arbeiterorganisation moderner Richtung aufschreckt, der aber an die steigende Notwendigkeit altruistischer Auffassungen in unserer Zeit der zunehmenden Abhängigkeit und Erdrückung des einzelnen glaubt. Wenn je das natürliche Empfinden als Gradmesser für das Urteil über die Gefährdung kultureller Werte angesehen werden kann, dann trifft das zu für die instinktive, fast leidenschaftlich gewaltsame Abkehr des persönlichkeitsbewußten organisierten Arbeiters von dem ‚gelben Prinzip‘, das das auch im Standesbewußten Arbeiter selbstverständlich nicht ertötete Selbstinteresse in quälender und zugleich aufreizender Verzerrung zeigt.

Doch sehen wir ab von jeglicher Wertung; unbestreitbar ist die Tatsache, daß jede über das unumgänglich notwendige Maß hinausgehende Zersplitterung der Arbeiterbewegung den oben gekennzeichneten Bestrebungen der Arbeitgeber geradezu entgegenkommen und erwünschte Förderung bieten würde. Wer daher die Berechtigung des organisierten Wollens der Arbeiter, sich einen angemessenen Anteil an den Errungenschaften volkswirtschaftlicher Tätigkeit zu sichern, anerkennt und weiter zugibt, daß dieses Wollen, angesichts der steigenden Unpersönlichkeit der Betriebsleitung, durch Hinnahme patriarchaler Fürsorge oder durch die bloß ausgleichende Wirkung von Angebot und Nachfrage nicht durchzuführen ist, kann sich der Logik der Stellungnahme der christlichen Gewerkschaften nicht verschließen. Er kann es um so weniger, wenn er weiter das starke Anpassungsstreben der sozialistischen Gewerkschaften gegenüber diesen Entwicklungstendenzen sich vor Augen hält. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hat sich durch ihre Form der Industrieorganisation einen Umfang und eine Durchschlagskraft gesichert, die größer sind als die Wirksamkeit irgendwelcher anderen Gewerkschaftsbewegung der Welt. Aber schon geht die Tendenz im sozialistischen Lager über diese umfassende Form



Gebhard Fugel/Waldbach



1

2

3

4



hinaus: neben die einzelne Gewerkschaft soll der Gewerkschaftsverband treten, um möglichst alle in einem Betriebe vorhandenen Arbeiterkategorien einer Leitung zu unterstellen und so eine einheitliche Front zu garantieren. Stehen die nichtsozialistischen Arbeiter solchem Streben zersplittert gegenüber, dann fehlt ihnen die Möglichkeit, sich auf die Dauer der agitatorischen Stoßkraft der sozialistischen Organisationen zu entziehen. Nur eine gleiche agitatorische und organisatorische Einheitlichkeit und Beweglichkeit vermag ihre Existenz vor den sozialistischen Verbänden zu sichern.

Schließlich haben wir noch mit einer dritten Möglichkeit zu rechnen, nämlich der Verständigung zwischen den Organisationen der Arbeitgeber auf der einen und denen der Arbeiter auf der anderen Seite, wie sie durch den Tarifvertrag schon heute in die Erscheinung tritt. Wer nun etwa meinen sollte, hier sei der Weg friedlicher Nebeneinanderentwicklung der verschiedensten Organisationen und damit die Möglichkeit vielgestaltigen grundsätzlichen Experimentierens gegeben, wird durch die nüchternen Tatsachen eines Besseren belehrt. Gerade dieser letztere Weg schließt die ständige Gefahr monopolartiger Bevorzugung einer Organisationsrichtung in sich. Derartige Monopolbestrebungen haben ja schon in der bisherigen Geschichte des Organisationswesens, insbesondere in den graphischen Gewerben, der Entwicklung zeitweise das Gepräge gegeben. Es muß berücksichtigt werden, daß die Organisationen der Arbeitgeber in ethischer Beziehung durchaus voraussetzungslos sind, was bei dem Vorhandensein einer überwältigenden Mehrheit liberal gesinnter Arbeitgeber in Deutschland erklärlich ist. Dadurch aber wird die Art des Paktierens mit den Arbeiterorganisationen eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, und das hinwiederum bedeutet die Zuneigung zu derjenigen Organisationsrichtung, die die größte Schlagfertigkeit gegenüber den Außenseitern, der Schmutzkonzurrenz, und die größte Gewähr für die Durchführung der Verträge infolge ihres Masseneinflusses bietet. Wenn sich die christlichen Gewerkschaften größtenteils von solchen Monopolen sozialistischer Organisationen befreien konnten, so nur deshalb, weil sie durch ihre Organisationsform, Taktik und Stärke zu ebenbürtigen Partnern geworden sind. Das alles sind Dinge, die sozusagen zum ABC des Gewerkschaftlers gehören.

Hier dürfte aber auch ein Hinweis auf die tatsächlich kulturelle Mission der christlichen Gewerkschaften eingeschaltet werden. Diese haben von allem Anfang an erklärt, in dem Tarifvertrag das Arbeitsverhältnis der Zukunft zu erblicken. Damit haben sie diejenige Richtung der dem Sozialismus nahestehenden Gewerkschaftsbewegung moralisch gestärkt, die ihre Aufgabe darin erblickt, auf dem Boden der gegebenen Ordnung in allmählich humanisiertem Kampfe das Wohl der Arbeiter zu erstreben. Der tariffreundliche Teil der freien Gewerkschaften hat erst 1899 gegen eine starke Opposition und unter vielfacher Befehdung durch die sozialdemokratische Parteipresse den Kampf für die Berechtigung seiner Auffassung durchsetzen können. Wenn es inzwischen — man bedenke wohl: trotz des verengerten Spielraumes der Gewerkschaften — keine gefährlichen Rückfälle der Gewerkschaften in den

immer wieder leidenschaftlich aufstrebenden Revolutionarismus gegeben hat, so nicht zuletzt deswegen, weil die Anhänger einer friedlichen Politik sich auf die Tatsache der ehrlichen Anhängerschaft der neben ihnen erstarkenden christlichen Gewerkschaftsbewegung an eine die Gegenwart bejahende, im Endziel friedliche Wirksamkeit berufen konnten. Wer das alles etwa als bloße Taktik werten wollte, dessen Blick reicht kaum bis an die Oberfläche der Dinge. Vielleicht ist uns unter dem Waffengeklirr der lauten und lärmenden Bekämpfung der Sozialdemokratie die grundsätzliche Wandlung des Sozialismus unter diesem Gesichtswinkel allzusehr entgangen. Wer sich darüber Rechenschaft geben will, dem sei statt alles anderen ein einziger recht interessanter Vergleich empfohlen: der Vergleich der glutvollen Auffassung Marxens vom Klassenkampf mit der heutigen Auffassung dieses Kampfes in den Kreisen der sozialistischen Gewerkschaftler. Und auch die allmähliche Aufhebung des wichtigsten Konstruktionsfehlers des marxistischen Sozialismus gehört in dieses Kapitel. Der Marxismus verspricht, nach einem treffenden Worte des Züriner Soziologen Robert Michels, den Begehrenden Erfüllung ihrer Wünsche und verlangt, da die Erfüllung selbsttätig eintreten soll, vom Begehrenden keine besondere Anstrengung. Heute dagegen steht im Mittelpunkt der sozialistischen Auffassung, wie sie wenigstens in manchen führenden Gewerkschaftskreisen zum Durchbruch gelangt, die Überzeugung, daß im Anfang der erstrebten Entwicklung zu einer befriedigenden Neuordnung der Dinge die Tat steht, die starke und unablässige, mit Überzeugung zähe und energisch vordringende Tätigkeit derjenigen, für die diese Neuordnung der Dinge zunächst Geltung haben soll.

Aber, freilich, und damit sei der ursprüngliche Faden nochmals aufgenommen, dem sogenannten Verbandsegoismus, auf dessen Linie das oben angedeutete Monopolstreben liegt, sind damit die Giftzähne nicht ausgebrochen. Es ist etwas Wahres daran, daß in der Koalition die natürliche Neigung zum Koalitionszwang liegt. Der Koalitionszwang im Dienste des Verbandsegoismus hat jedoch vom sozialistischen Standpunkte aus um so mehr Aussicht auf Erfolg, als die von Martin Spahn gelegentlich in diesen Blättern treffend hervorgehobene geistige Disposition zu radikaler Gesinnung die Angestellten in die Arme des Sozialismus und seiner Organisationen treibt. Gerade sie, als Mittelglied zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, können dem Zuge zum Monopolcharakter der Verständigung von Arbeitgebern und Arbeitern in stärkstem Maße zugunsten der sozialistischen Organisationen zum Durchbruch verhelfen. An Bemühungen in diesem Sinne fehlt es schon heute nicht. Was anders aber kann schließlich auch hier wieder den Wellenbrecher abgeben, wenn nicht eine starke, einheitliche Bewegung, die, wie die christlichen Gewerkschaften, die Möglichkeit der Anpassung an die Bedürfnisse des Wirtschafts- und Gewerbelebens bietet?

Die obige Darstellung dürfte, schon auf Grund der hier und da eingestreuten Bemerkungen, vor dem Vorwurf geschützt sein, fatalistisch die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und die starke Wirkung der Ideen außer Betracht

zu lassen. Sie will nur das als Grundlage mit in Betracht gezogen wissen, was im Hinblick auf die gegebenen Verhältnisse als unabänderlich hingenommen werden muß. Das ist durchaus keine Vernachlässigung des von dem Verfasser über alles hochgeschätzten echt konservativen Prinzips geschichtlichen Denkens. Unsere Zeit hat in ihrer Art ein Wiederaufleben des uralten und namentlich im deutschen Wesen fest verankerten Organisationsgedankens gebracht. Es kann daher mit vollem Recht an eine alte Tradition angeknüpft werden, und es ist auch schon heute nicht unmöglich, durch alles den Weg versperrende Gestrüpp hindurch die historische Verknüpfung in ihren Ansätzen bloßzulegen. Es wäre denn auch über alles zu begrüßen, wenn die künftige Auseinandersetzung über den sogenannten Gewerkschaftsstreit mehr an der Hand geschichtlicher Erfahrungen erfolgen würde als in der Form bloßen Gegeneinanderabwägens und -wertens von Prinzipien, zumal vielfach Prinzipien als Gegenargument herangezogen werden, die im Grunde genommen weit mehr tatsächlich im Hintergrunde stehen, als es diejenigen zugeben wollen, die den christlichen Gewerkschaftsgedanken ablehnen. Dafür nur ein einziger Beleg. Dem Radikalismus neuester Prägung ist nichts mehr eigen als das ‚Ausschwärmen‘ in den Gefilden einer alle Grenzen verwischenden Rechtspolitik, der die Tradition geradezu zum Schreckgespenst wird. Eine Zeitlang war die heutige Gewerkschaftsbewegung bereit, bei diesen Gängen Gefolgschaft zu leisten. Aber der natürliche harte Gang der Dinge hat sie allmählich dazu angetrieben, weniger in die Ferne zu schweifen, als in die Dinge und ihre mannigfachen Verbindungen untereinander hineinzusteigen, d. h. den Gedanken organischer Entwicklung, unter Respektierung des geschichtlich Gewordenen, in sich aufzunehmen. Von diesem Standpunkt aus schien sich fast aufs Wort die Mahnung von F. A. Lange zu erfüllen, ‚eine ganze Periode herbeizuführen, in welcher sich der treibende Keim eines neuen sozialen Lebens ungehemmt entfalten, der Drang der arbeitenden Klassen nach Vervollkommen ihrer selbst und Erringung eines würdigen Daseins frei ausleben kann, ohne daß die Staatsgewalt sofort wieder mißbraucht werde, um Unreifes zu fixieren, Subjektives zu verallgemeinern und gleichsam das Faß zu schließen, bevor die Gärung zu Ende ist‘. Man nehme einmal die jüngste Auseinandersetzung über das Tarifvertragsrecht usw. zwischen Juristen und Gewerkschaftsführern zur Hand und man wird das in vollem Umfange bestätigt finden. Und was am meisten überrascht: als jüngst die Gesellschaft für soziale Reform diese Materie ihrem vollen Umfange nach zu behandeln hatte, zeichnete ihr Referent, der Frankfurter Soziologe Dr. Sinzheimer, der Entwicklung einen Weg vor, der, wenn auch nicht in der Form, so doch im Kern die organische Verbindung des heutigen Organisationsstrebens mit dem mittelalterlichen bis zur Augenscheinlichkeit erwies: er sah in dem Genossenschaftsgedanken Gierkes, einer urkonservativen Idee, das Ideal der Organisationsbetätigung für die Zukunft. Braucht es mehr?

Freilich: der Arbeiter selbst geht im allgemeinen an diese Dinge nicht mit

einer so ideenreichen Lebensauffassung heran, daß er sich über das Woher und Wohin in vollem Umfange Klarheit verschaffen könnte. Er betrachtet diese Dinge mit den zum Teil recht primitiven, gradlinigen, aber natürlich gewordenen Begriffen, wie sie ihn die Praxis lehrt. Was er jedoch mehr und mehr zu empfinden oder zu ahnen beginnt, ist, daß sich in der heutigen deutschen Arbeiterbewegung in steigendem Maße zwei Richtungen gegeneinander abgrenzen: eine christliche Richtung und eine christentumsfeindliche. Die Sozialdemokratie wird durch das Gewicht ihrer eigenen Stärke dazu gezwungen, in die Mitarbeit an den großen Fragen des Volkslebens einzutreten, wie es die Gewerkschaften auf ihrem Gebiete seit langem tun. Was aber soll sie dann den einstweilen unrettbar der radikalen Denkungsart verfallenen Massen bieten, um sie bei Laune zu erhalten? Sie muß sich notgedrungen immer mehr mit kulturpolitischen Fragen befassen — und das kann einstweilen kaum anders als im Sinne der Negation der christlichen Kultur geschehen. Die in den christlichen Gewerkschaften organisierte Arbeiterschaft empfindet das längst und pflegt es in die epigrammatisch knappe Formel zu fassen: Wer einmal den freien Gewerkschaften beitrtritt, verfällt mit Notwendigkeit der Sozialdemokratie und ist damit für die christliche Auffassung verloren. Die Tatsachen beweisen es. Ist dem aber so, wird es dann nicht zur höchsten Pflicht für jeden, dem an der Erhaltung christlicher Kultur gelegen ist, die christliche Richtung auf der anderen Seite stark und schlagfertig zu machen und zu erhalten, um der gegnerischen Richtung im Kampfe um die Seele des Arbeiters nicht zu erliegen? Und verpflichtet das nicht auch dazu, der Ausrüstung der letzteren eine ebenbürtige Ausrüstung auch für den praktischen Kampf des Tages entgegenzustellen? Die Überzeugung, daß dieser Weg eingeschlagen werden muß, verträgt sich durchaus mit der anderen, daß wir im übrigen noch vollkommen im Flusse der Entwicklung stehen und niemand sagen kann, wie die endgültige Gestalt der Organisationen aussehen wird. Im Vordergrund muß aber auf alle Fälle die Bereitwilligkeit stehen, praktische Arbeit zu treiben und auf diese Weise den Sieg im Kampfe der Ideen vorzubereiten. Ob nicht da die ersehnte Lösung im Gewerkschaftsstreit liegt?

# Kleine Bausteine

## Zum Verständnis von Bachs Matthäuspassion / Von Eugen Schmitz

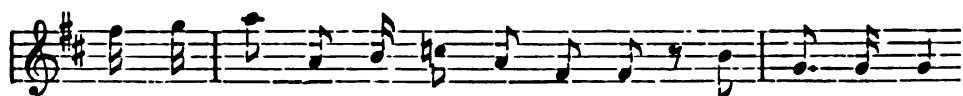
Die Osterzeit pflegt im Musikleben stets eine gehäufte Berücksichtigung ernster Chorliteratur mit sich zu bringen, in der die religiösen Stimmungen jener Lage gewissermaßen ihr künstlerisches Spiegelbild finden. Namentlich Bachs Matthäuspassion, das populärste Werk des der Moderne wieder so vertraut gewordenen Altmeisters, nimmt dann immer den Weg durch die Konzertsäle fast sämtlicher großer wie kleiner Musikstädte. Dieser Allgemeinkult einer der gewaltigsten Kunstschöpfungen aller Zeiten ist gewiß etwas sehr Erfreuliches um so mehr, als er nicht etwa Modecharakter trägt, sondern zweifellos wirklicher innerer Begeisterung entspringt, wie der hingebende Eifer zeigt, mit dem gerade an kleineren, auf beschränkte Mittel angewiesenen Orten an der Vorbereitung solcher Aufführungen gearbeitet wird. Freilich, prüft man die dabei erzielten Resultate auf ihre stilistische Strichhaltigkeit, so ergibt sich ein minder günstiges Bild; man muß sich vielmehr wundern, wie wenig die Errungenschaften der modernen wissenschaftlichen Bachforschung einstweilen der Praxis zugute gekommen sind. Was das rein Technische betrifft, ist ja gewiß ein Fortschritt gegen früher nicht zu verkennen; in der Besetzung des Orchesters z. B. dürfen Stillosigkeiten, wie sie vor nicht so gar langer Zeit selbst noch Musiker vom Range eines Robert Franz begingen, heute als definitiv überwunden gelten. Aber die künstlerische Gesamtaufassung des Bachschen Werkes leidet vielfach noch stark unter rückständiger Anschauungsweise, was natürlich für die praktische Wirkung ebenfalls nicht ohne Konsequenzen bleibt. Namentlich wäre es nötig, daß ein umfassenderes Verständnis für das poetisierende Wesen von Bachs Musik bei des Meisters modernen Interpreten Platz griffe, daß insbesondere bei Vokalwerken wie der Matthäuspassion das für Stil und Ausdruck grundlegende Verhältnis zwischen Ton und Wort klar erfaßt würde. Gerade in diesem Punkt hat die moderne Bachliteratur ungemein wertvolle Erkenntnisse zu Tage gefördert, von denen auch in unserer Zeitschrift schon mehrmals die Rede war. Was speziell die Matthäuspassion betrifft, so liegt über sie schon seit mehreren Jahren eine umfassende Monographie\* von A. Heuß vor, die das künstlerische Wesen des Werkes nach früher kaum beachteten Gesichtspunkten analysiert, und deren Hauptergebnisse sich jeder moderne Bachfreund zu eigen machen sollte.

Grundgedanke der Analyse von Heuß ist die Auffassung der Passion als dramatisches Kunstwerk, nicht etwa im Sinne einer Bühnen-

\* Verlag Breitkopf und Härtel. Preis 3 M.

schöpfung oder auch nur der dramatischen Dratorien Händels, sondern als lediglich vor dem inneren Auge sich abspielendes Phantasiedrama. „Dramatisch heißt denn auch hier nichts anderes, als daß die freien Zutaten, die die Passion zwischen die Passionserzählung einschiebt, in direktem Zusammenhang mit dieser stehen und zwar aus der jeweiligen Situation gleichsam geboren sind.“ In der Art dieser Einschiebungen lehnt sich das Bachsche Werk an die zeitgenössische Oper an, in der solche allgemeine Betrachtungen als Beiwerk des dramatischen Verlaufs sehr gebräuchlich waren. Bei einem Bühnenwerk sind derartige Unterbrechungen der Handlung natürlich ein großer Fehler; für das nicht an äußere dramatische Wahrscheinlichkeit gebundene „Phantasiedrama“ dagegen bieten sie dadurch, daß durch sie die hervorstechenden Züge der Handlung besonders hervorgehoben werden, ein sehr wertvolles Ausdrucksmittel.

Die dramatische Auffassung, die sich im Text der Matthäuspassion ausdrückt, gibt nun auch der Bachschen Musik den stilistischen Grundton. Am klarsten tritt dies in der Behandlung der rezitativen Evangelistenpartie hervor. Die Eigenart dieser Rezitative ist noch im 19. Jahrhundert selbst von Männern wie Moritz Hauptmann verkannt worden. Man nahm eben den Maßstab zur Beurteilung aus der zeitgenössischen entarteten italienischen Oper, wo der Sinn für Charakteristik des Ausdrucks im Rezitativ längst erstorben war. „Daß der Erzählende seine Geschichte nicht nur miterlebte, sondern auch in seiner Phantasie aufleben ließ und das Geschaute mit den Mitteln seiner Sprache zur Darstellung bringen würde, schien so absurd, daß man an die Möglichkeit kaum dachte. Daß Bach die Erzählung des Evangelisten in dieser Weise behandelte, wird heute allgemein anerkannt. Bach steht hier im Prinzip nicht allein da; sein großartigster Vorgänger hierin ist Heinrich Schütz.“ Nun ist dabei aber nicht zu verkennen, daß sich Bach mit dieser „dramatischen“ Auffassung des Evangelientextes vom eigentlichen Geist der Heiligen Schrift entfernt. Zwar ist speziell das Matthäusevangelium durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Sprache ausgezeichnet; allein trotzdem hält es im wesentlichen den objektiven Berichterstatterton fest, der allen subjektiven Regungen und Äußerungen persönlichen Empfindens ferne bleibt. Mit dem Recht des frei schaffenden Künstlers ist also Bach in diesem Sinne in seinen dramatischen Evangelistenrezitativen über seine biblische Vorlage hinausgegangen. Wenn Bachs Evangelist etwa von den Hohenpriestern erzählt, die Rat hielten:



„wie sie Je = sum mit Li = sten grif = fen und tö = te = ten,

so verfällt er in den Ton höchster Empörung (vgl. die leidenschaftlich weitgeschwungene melodische Linie); „es steigt ihm bei seiner Erzählung gleichsam das Blut in den Kopf und es ist, als stände er vor etwas Unfaßbarem.“ Diese Stelle ist mit ihrer Textauffassung typisch für Bachs Behandlung

der ganzen Evangelistenpartie. Der solchergestalt dramatische Charakter dieses grundlegenden Teils der Passion ist natürlich der wichtigste Stützpfeiler der dramatischen Wirkung des Ganzen. Auf die Spitze getrieben aber erscheint dieser dramatische Charakter in den sog. „turbæ“, d. h. den kurzen, bewegten Volksschören, die seit alters zu den interessantesten Bausteinen der musikalischen Passionswerke zählen, wie z. B. dem Priesterchor „Ja nicht auf das Fest, daß nicht ein Aufruhr werde im Volk“, dem Ruf „Barrabam“ oder „Laß ihn kreuzigen“ usw. Mit Recht fordert hier Heuß im Interesse der dramatischen Realistik gewisse spezielle Maßnahmen der Besetzung. Es wird damit ein Punkt von großer prinzipieller Bedeutung für die stilgemäße Aufführung gestreift. Bekanntlich mußten sich die alten Meister, und speziell auch Bach, im Fall der Matthäuspassion mit einer sehr spärlichen Besetzung begnügen. Natürlich ist nun eine solche Enthaltsamkeit, die von den Alten selbst als sehr schmerzliche, durch die Enge der Verhältnisse gebotene Beschränkung empfunden wurde, nicht etwa stilistisches Erfordernis einer modernen Aufführung jener Werke. Heute dominiert ja bekanntlich die Neigung zur Verwendung von Massenschören, und an vielen Stellen wird ein Vokalkörper von einigen hundert Stimmen der Wirkung nur sehr förderlich sein und dort keineswegs als stilistischer Verstoß gelten. In anderen Fällen aber muß doch im Hinblick auf den Sinn der Dichtung eine Verminderung der chorischen Besetzung eintreten, so namentlich bei den Chören der Priester und der Jünger. Bei einem der letzteren macht Heuß auf ein sehr interessantes und für die Besetzungstärke ausschlaggebendes stilistisches Merkmal aufmerksam. Der vierstimmig gearbeitete Chorsatz in der Abendmahlszene: „Herr, bin ich's?“ weist nämlich genau elf imitatorische Einsätze auf. Die elf Jünger tun nacheinander die Frage an Christus; der zwölfte, Judas, fehlt. Wer einigermaßen den künstlerischen Geist der Bachschen Zeit kennt, muß zugeben, daß es sich hier keineswegs um einen Zufall handelt. Die Komponisten des 17. und 18. Jahrhunderts liebten vielmehr solche kleine realistische Züge ungemein; es ist das ein Erbe des alten Madrigalstils aus dem 16. Jahrhundert, das sich lange und in allgemeinsten Verbreitung erhalten hat. Bei solcher Auffassung ist aber nun von selbst gesagt, daß dieser Chor ganz schwach — etwa mit elf der besten Sänger — zu besetzen ist. Eine solche direkt „zahlenmäßige“ Andeutung der Besetzung weisen die anderen Chöre natürlich nicht auf; allein auch bei ihnen fordert Situation und Zusammenhang gar oft ganz unabweisbar Beschränkung des vokalen Apparats. Dabei hat die schwächere Besetzung manchmal auch noch eine besondere musikalische Bedeutung. In manchen der Turbæ ist nämlich die Instrumentalbegleitung in einer den Ausdruck des Chorsatzes selbständig ergänzenden Weise ausgeführt. So etwa, wenn in dem kurzen, an den leugnenden Petrus gerichteten Chor der Knechte: „Wahrlich, du bist auch einer von denen“ das geschwächte Holzbläsermotiv:



gewissermaßen das Richern der an der Verlegenheit des Apostels sich Weiden den ausdrückt. Solche feine Züge gehen aber bei gedankenloser Massensezung verloren, da sich die zarten Instrumentalstimmen im vokalen Tonmeer gänzlich verlieren, so daß schon deshalb ein gewisses Maßhalten in der chorischen Entwicklung geboten erscheint. Ferner wirken gerade die kurzen Chorsätze bei allzumächtiger Besetzung gegenüber den Rezitativen und klanglich bescheidenen Arien etwas vordringlich. Eine sorgfältige sinn-gemäße Abstufung des Chorapparats ist daher zur Erzielung eines einheitlichen stilvollen Eindrucks bei Aufführung der Passion unerlässlich. Die eigentlichen Volksschöre natürlich können die ganze Wucht modernen Chor-klangs mit bester Wirkung ausnützen.

Wie bereits betont, sind nicht nur die ‚biblischen‘ Teile der Bachschen Passion im Solo wie Chor durchaus dramatischen Charakters, sondern auch die dem Zeitgeschmack entsprechenden freien dichterischen Zutaten. Einige derselben, wie z. B. der Chor: ‚Sind Blitze, sind Donner verschwunden‘ tragen ausgesprochenen Turbae-Charakter, allein auch ruhigere, mehr betrachtende Soloepisoden folgen der dramatischen Grundströmung des Ganzen. Außerhalb des Bibeltextes nennt Bach Passion keine dramatischen Personen, außer der ‚Tochter Zion‘. Damit stellt sich Bach ganz abseits der herrschenden Zeitströmung, die sonst alle der biblischen Erzählung hinzugefügten dichterischen Erweiterungen wirklichen Personen (Christus, Maria, den Aposteln usw.) in den Mund zu legen pflegte. Durch Verzicht darauf hat der Meister zweierlei gewonnen. Zunächst hatte er die Hände als Musiker, speziell was die Wahl der Stimmgattungen anlangt, frei. So ist es ihm möglich, z. B. die Arie nach Petri Fall: ‚Erbarme dich, o Gott, um meiner Zähren willen‘ nicht etwa einer Baß-, sondern einer Altstimme anzuvertrauen, da der rührend flehende Ausdruck dieser Stelle weit besser ansteht. Freilich haben sich in dieser Hinsicht ältere Komponisten gar oft wenig Skrupeln gemacht, und selbst bei Meistern wie Monteverdi und Cavalli kann man in weltlicher Kantate und Oper gelegentlich Frauenrollen mit Tenören besetzt finden. Bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Bach seine Passion dramatisch gestaltete, wäre aber derartiges von vorneherein ausgeschlossen gewesen. Das System der freien Stimmenwahl erhob aber auch das Kunstwerk in eine höhere, ideale Sphäre. ‚Es ist sicherlich vieles gewonnen,‘ sagt Heuß, ‚wenn jemand anderer, gewissermaßen eine ideale Person, für Petrus bittet, und nicht er selbst. Wie sehr ihm sein Vergehen zu Herzen geht, ersehen wir aus dem breiten Melisma im Evangelienbericht: ‚weinte bitterlich‘. Damit ist nun allerdings nicht gesagt, daß diese und jene Arie nicht die sicherste Erklärung erhält, wenn sie einer bestimmten Person in den Mund gelegt wird. Aber wir dürfen als Grundsatz hinstellen, daß Bach durch die Rücksichten der Rollenverteilung deshalb



nicht gebunden sein wollte, um einer Stelle einen Ausdruck zu geben, der ihm künstlerisch vorschwebte. Das bedeutet auch keine Verletzung dramatischer Pflichten, sondern darf sogar als Dramatiker in höherem Sinne insofern aufgefaßt werden, als es eben gilt, der Situation in idealster Weise gerecht zu werden. Das reine Drama muß auf derart freies künstlerisches Schalten verzichten, weil es an die äußere dramatische Wahrscheinlichkeit gebunden ist, ein Phantasiedrama nicht.' —

Die vorstehenden Stichproben genügen, zu zeigen, welch' wichtige neue Gesichtspunkte die moderne Bachforschung für entsprechendes Verständnis der Matthäuspassion zu vermitteln vermag. Erst wenn jeder, der als Genießender, und mehr noch jeder, der als Mitwirkender mit dem grandiosen Werk in Berührung kommt, sich diese Dinge zu eigen gemacht hat und darnach die künstlerische Gesamtauffassung sich gestaltet, wird die Popularität der Matthäuspassion als wirkliche Verlebendigung Bachschen Geistes im Rahmen moderner Kultur begrüßt werden dürfen.

## Bald! bald

Fahle Helle der Nacht durchirrt das Gemach;  
Auf ruhlosem Lager streck ich betrübt mich und mach.

Da steht überm dunklen Wald doch ein heller Stern auch;  
Und ein Lied der Hoffnung erwacht, wie fern auch.

Und du schimmernder Quell am Haus plätscherst immerzu. —  
Singender Quell des Lebens, ruhlos bist du?

Ruhlos jagst du das rote Blut seine Bahn. —  
Schweig mein Herz, trag es Herz! Bald ist die Heilung getan.

Wilhelm Zaiß.

# Kritik

---

## Poincarés ‚Letzte Gedanken‘ Von Joseph Schnippenkötter

Mercier hat jüngst in einer hochbedeutsamen Rede in der Belgischen Akademie der Wissenschaften es als das Stigma der neuesten Philosophie bezeichnet, daß ihr eine tiefgehende Bewegung zur Einheit hin eigne (vgl. Hochland, Nov. 1913). Man sucht den Separatismus des intellektuell denkenden Menschen von dem in der praktischen Welt lebenden Menschen mit seinen Tugenden und Lasten, mit Liebe und Haß, mit Herz, Familie und Vaterlandsliebe, mit Glaube, Hoffnung, Mitleid zu überbrücken. Diese Arbeit der Synthese ist notwendig geworden nach der intellektuellen Isolierungsarbeit, die Descartes inaugurierte. Dieser Synthese galt die Lebensarbeit Kants; dieser Synthese gilt in der neuesten Philosophie die von Amerika und England ausgehende pragmatische Methode und die von Frankreich aus eingeleitete und unter Henri Bergson zu großer Kraft erstarkte intuitive Philosophie. Und wie groß sind gegen jedes dieser Systeme wieder die vorgebrachten Bedenken! Man bewundert die innere Kraft der Philosopheme, und doch wieder erkennt man ihre Einseitigkeit, indem sie das gesamte Kultur- und Geistesleben nicht zu umfassen vermögen. Wann erst wird das Sehnen der Welt nach einem Aristoteles oder Thomas von Aquin der Gegenwart gestillt werden, der mit umfassender Genialität die große Synthese einer alle Einzeldisziplinen überspannenden Weltweisheit leisten könnte, die in etwa der modernen kulturellen Entwicklung einen krönenden Abschluß gäbe?

Aber auch schon innerhalb der einzelnen Wissenschaftsgebiete drängt der unausrottbare Trieb des Menschengesistes und Menschenherzens angesichts des überwältigenden, durch fleißige Kleinarbeit zutage geförderten Materials nach einheitlicher, synthetischer Verarbeitung; so entstand die Religionsphilosophie, die Rechtsphilosophie, die Geschichtsphilosophie, die Naturphilosophie u. a. m. Es kann nicht verwunderlich sein, daß mangels der befriedigenden Synthese der Berufsphilosophen für eine Einzelwissenschaft Fachgelehrte selbst diese Arbeit zu übernehmen versuchten. In ganz hervorragender Weise ist an dieser philosophischen Arbeit die Naturwissenschaft mit ihren Vertretern beteiligt. Die philosophische Leere, die nach dem Fiasco der spekulativen Naturphilosophie eines Schelling einsetzte, konnte einige Zeit ertragen werden, zumal die Naturwissenschaften selbst die ganze Zeit und alles Interesse der Gelehrten in Anspruch nahmen. Bald aber wieder erwachte angesichts des riesigen, erarbeiteten, naturwissenschaftlichen Tatsachenmaterials das philosophische Interesse. Und die naturwissenschaftlichen Fachgelehrten gingen nun im Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Berufsphilosophie selbst ihrem inneren Drängen nach philosophischer Grundlegung und Erweiterung nach. Viele haben sich versucht, nicht immer mit gleichem Glück; und die philosophischen Arbeiten der Naturforscher können bezüglich ihres inneren Gehaltes nicht immer in direkter Proportionalität zu der äußeren Verbreitung gesetzt werden. Andererseits ist manche ertragreiche Arbeit geleistet. Aber Einheit ist in der Naturphilosophie auch bei den anerkannten Gelehrten und den ernstesten wissenschaftlichen

Ergebnissen nicht zu verzeichnen. Wir entbehren vor allem bei dem gegenwärtigen Wirrsal noch immer einer gründlichen systematischen Behandlung der Naturphilosophie, zumal diese heute nach ihren überzeugten Anhängern den weitreichenden Anspruch auf die allein anzuerkennende Philosophie mit wissenschaftlich einwandfreiem Charakter erhebt und die Geistesphilosophie als eine Wissenschaft mit wissenschaftlich nicht zu motivierenden Rechtsgründen verneint.

Aus dem Kreise der philosophierenden Naturforscher ragt als einer der ersten der französische Mathematiker und Physiker *Henri Poincaré* hervor, dessen plötzlicher und zu früher Tod am 17. Juli 1912 die wissenschaftliche Welt überraschte und in große Trauer versetzte.

In vier Bändchen hat Poincaré seine philosophischen Arbeiten gesammelt, von denen die beiden ersten in deutscher Übersetzung bei Teubner in Leipzig erschienen sind. Ehe aber das schon seit langer Zeit angekündigte dritte Bändchen ‚Wissenschaft und Methode‘ erscheinen konnte, veröffentlicht die Akademische Verlagsgesellschaft\* Poincarés letztes Buch ‚Dernières Pensées‘, in deutscher Übersetzung und mit einem Vorwort von Wilhelm Ostwald, eine Sammlung von Abhandlungen und Vorträgen, die nach Poincarés eigener Bestimmung den vierten Band seiner Abhandlungen über Naturphilosophie bilden sollten. Die Herausgabe dieses letzten Buches hat Poincaré selbst nicht mehr besorgen können. In dem Nachruf, den Hochland (Nov. 1912) Poincaré widmete, sagte ich bezüglich seiner philosophischen Arbeiten, daß sie, so scharfsinnig und eindringend sie meistens abgefaßt sind, doch in der Gesamtheit einer systematischen Durcharbeit entbehren und nicht allseitig genug sind. Das gilt auch noch nach der Veröffentlichung der ‚Letzten Gedanken‘. Der letzte Band ist wieder ein Sammelband von Artikeln und Vorträgen, deren Gegenstände verschiedenster Natur sind. Im ganzen sind neun Artikel zusammengestellt, von denen ein jeder Zeugnis geben kann von der klaren und übersichtlichen Darstellungsweise des den Stoff souverän beherrschenden Meisters. Und die Bemerkung Ostwalds im Geleitwort, daß Poincaré begriffen habe, „daß Klarheit und Einfachheit das höchste Produkt wissenschaftlichen Denkens sind, und daß kein Forscher sich sagen darf, daß er einen neuen Gedankenkomplex bewältigt hat, bevor er fähig ist, ihn in schlichten Worten dem durchschnittlich naturwissenschaftlich gebildeten Laien klarzumachen“, darf man sich zu eigen machen und sie als Maßstab für Poincarés meisterliches Können verwerten. Auch das treffende Wort Ostwalds, daß er nur ‚schaffend lernen‘ konnte, daß er neue Gedanken nur in kraftvoller Verbindung mit eigener schöpferischer Betätigung aufnehmen und zu bereits Vorhandenem in lebendige Beziehung setzen konnte, gibt das allgemeine Urteil wieder, das Poincarés gewaltigem Geist den Stempel der Genialität verlieh.

Trotzdem bleibt Poincarés Philosophie ein Torso. Denn seine philosophischen Arbeiten sind durchweg logischer und erkenntnistheoretischer Art, und dies auch nur insoweit, als ihm sein eigentliches Fachgebiet der Mathematik und theoretischen Physik in seiner neuesten Entwicklung die philosophische Behandlung der hier grundlegenden Begriffe nahelegte. Poincaré hat keineswegs ein erkenntnistheoretisches System nach allen Seiten hin wissenschaftlich verarbeitet; manche erkenntnistheoretische und logische Probleme hat er überhaupt nicht angefaßt, weil sie seinem Spezialfach zu ferne lagen. Und auch seine erkenntnistheoretischen Ansichten über die der Mathematik und Physik zugrundeliegenden ersten Begriffe und

\* Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft. V u. 261 S. 4, — M., geb. 5,50 M.

Prinzipien sind nicht systematisch auf- und ausgebaut. Das schließt nicht aus, im Gegenteil Poincarés anerkannter umfassender Geist fordert sogar die Annahme, daß er persönlich in lückenlosem Zusammenhang über diese Probleme dachte. Seine Schriften aber weisen die allseitige wissenschaftliche Begründung nicht auf, und ein anderer hat sie uns bis heute noch nicht erbracht.

Die Methode Poincarés ist die, wie sie für den modernen Naturforscher fast selbstverständlich ist. Die Spekulation der Vergangenheit findet, wie überhaupt in der Philosophie der Jetztzeit, auch bei Poincaré keinen Platz mehr. Seine philosophische Methode ist rein naturwissenschaftlich geartet; sie geht aus von den erkennbaren Tatsachen, wie die Empirie sie festgelegt hat, oder besser noch von den Tatsachen, wie der Mensch sie erkennt; erkenntnistheoretisch vertritt Poincaré einen anthropologistischen und psychologistischen Standpunkt. Als solche ist seine Methode vollendet durchgebildet, umfassend grundgelegt, klar und vorurteilsfrei. Auch in den Aufsätzen des letzten Buches, wie die über die Veränderlichkeit der Naturgesetze, über Raum und Zeit, über Mathematik und Logik, über die Quantenhypothese, über Materie und Weltäther, in denen er die neuesten mathematischen und physikalischen Theorien philosophisch zu verarbeiten sucht, wird man sich seiner psychologistisch gerichteten Methode klar bewußt. Daß diese erkenntnistheoretische Grundrichtung nicht Allgemeingut aller Philosophen ist, mag der entgegengesetzte Standpunkt des Objektivismus beweisen, den unter Husserls Führung viele Philosophen teilen; und Husserl kommt ebenfalls von der Mathematik her.

Die prinzipielle Stellung der Erkenntnistheoretiker zu den Fragen nach dem Ursprung und nach dem Sinn der Grundgesetze oder besser der Grundsätze des Denkens und Erkennens ist aber entscheidend dafür, ob sie in das Lager der Psychologisten oder der Objektivisten ihre Schritte lenken. Das Wahrheitsproblem und seine Lösung ist auch hier wieder der Angelpunkt des ganzen philosophischen Systems. Das anerkennt auch Poincaré und präzisiert seinen Standpunkt. Auf die Frage, ob denn die Naturgesetze, wenn sie für den Menschen als unveränderlich zu gelten haben, auch an sich unveränderlich sind, gibt er die vollständig desperate Antwort, daß die Frage nicht nur unlöslich sei, sondern überhaupt keinen Sinn habe. Und wir meinen Kant zu hören, wenn er sagt: „Von dieser Welt können wir überhaupt nichts aussagen außer das eine, wie sie mit Geist begabten Lebewesen erscheint oder erscheinen könnte, deren geistige Veranlagung nicht wesentlich von der unseren abweicht“ (30). Diesem ausgesprochenen Anthropologismus fügt Poincaré am Schluß seiner Aufsätze über die Logik ein ebenso klares Bekenntnis zum Psychologismus bei, und er ist sich auch bewußt, daß über die Verschiedenheit in diesen Grundauffassungen keine Brücke führen kann. „Ich würde dann dazu geführt werden, zu antworten, daß weder Logik noch Erkenntnistheorie von der Psychologie unabhängig sind und dieses Bekenntnis würde wohl die Auseinandersetzung beschließen, weil es eine unüberbrückbare Verschiedenheit der Auffassung zutage fördern würde“ (143). „Die Menschen verstehen einander nicht, weil sie nicht dieselbe Sprache sprechen und diese Sprachen sind es, die nicht miteinander übereinstimmen“ (164). Aber gerade die erste prinzipielle Stellungnahme Poincarés über das Wesen der Wahrheit und über die Grundsätze des Denkens und Erkennens ist es, die auf die Dauer so wenig befriedigen kann. Die Frage nach dem Absoluten, Objektiven will trotz Poincarés geistreichem Konventionalismus, trotz gewisser Anerkennung angewöhnter Denkweise und trotz aller Relativitätstheorien nicht verstummen. Hier muß die philosophische Analyse und die Synthese schließlich die Antwort geben.

Die beiden letzten Artikel aber, oder richtiger, das, was Ostwald aus ihnen zu machen sucht, zwingen noch zu einigen Ausführungen. So treffend Ostwald einige Bemerkungen in seinem Geleitwort macht, so entschieden müssen wir es ablehnen — und damit erfüllen wir dem wissenschaftlichen Ernste und dem wissenschaftlichen Wahrheitsstreben Poincaré's eine Gewissenspflicht —, wie W. Ostwald Poincaré als Kronzeugen für seinen Monismus zu gewinnen sucht. Wenn die beiden kleinen letzten Artikel mit den Überschriften „Moral und Wissenschaft“ und „Die Sittlichkeit als Gemeingut“ Ostwald zu dem Satz Veranlassung geben: „Es handelt sich um die Befreiung der letzten und höchsten Gebiete der rationalen Wissenschaft, der Ethik von den außerwissenschaftlichen Elementen, die bis jetzt maßgebend die Methoden und Schlüsse dieser Disziplin beeinflusst hatten“, so mag das für Ostwald eine *captatio benevolentiae* sein, die menschlich verständlich und entschuldigbar ist, die aber sachlich nicht aufrecht erhalten werden kann. Was sagt Poincaré denn von den Hoffnungen derjenigen, die betonen, daß der Glaube nicht für alle Menschen bindend sei und daß die Moral sich schließlich nach den gleichen Grundgesetzen entwickeln würde, wie es die Physik und Astronomie getan hat und die Biologie es heute tut, und daß die Zeit kommen würde, wo niemand gegen ein sittliches Gesetz sich auflehnen kann, ebensowenig wie heute niemand daran denke, sich gegen den Satz von den drei Senkrechten oder das Gravitationsgesetz aufzulehnen? Poincaré sagt: er stehe nicht an zu antworten, daß diese Hoffnungen unbegründet sind; „eine wissenschaftliche Moral kann es gar nicht geben“ (226). Und an anderer Stelle: „Die Wissenschaft kann für sich allein eine Moral nicht begründen. Sie kann übrigens auch allein und unmittelbar das überlieferte Sittengesetz weder ins Wanken bringen, noch umstoßen“ (230). Wie ist dieses klare Wort Poincaré's mit dem oben zitierten Satz Ostwald's zu vereinbaren, wonach Poincaré der „Befreiung der letzten und höchsten Gebiete der rationalen Wissenschaft, der Ethik, von den außerwissenschaftlichen Elementen, die bis jetzt maßgebend die Methoden und Schlüsse dieser Disziplin beeinflusst haben“, das Wort reden soll? Hier stehen sich unmißverständliche Äußerungen diametral gegenüber!

Poincaré entscheidet sich also klar für die Unmöglichkeit einer „wissenschaftlichen Moral“. Will aber Ostwald etwa aus der von Poincaré ebenso stark betonten Ablehnung einer „unmoralischen Wissenschaft“ eine Segnerschaft Poincaré's gegen das Christentum herleiten, dann versteht Ostwald die christliche Moral nicht. Nach Poincaré sind nämlich die Vertreter einer „unmoralischen Wissenschaft“ diejenigen, die in der Wissenschaft die Wurzel alles Übels sehen und sie für eine Schule der Sittenlosigkeit halten; diejenigen, die wähnen, daß durch der Gelehrten Arbeit des Himmels Lichter ausgelöscht werden oder doch wenigstens der Schleier des Geheimnisvollen von ihnen herabgerissen wird und sie zu ganz gewöhnlichen Gaslampen gemacht werden; diejenigen, die wissenschaftliche Arbeit hemmen möchten, um die Existenz des Popanz zu retten, mit dem das Volk in Schranken gehalten wird; diejenigen, die befürchten, daß es mit der Sittlichkeit vorüber sein wird, wenn man die Gelehrten gewähren läßt (225—226). Solche Leute mag es geben; das sind aber nicht die Christen; und die „unmoralische Wissenschaft“ dieser Leute ist weder die Moral noch die Wissenschaft des Christentums. Poincaré behauptet das aber auch gar nicht, und seinen Ausführungen kann man die Meinung, als sei das Christentum die Vertreterin der „unmoralischen Wissenschaft“, nicht entnehmen; dann hätte er sich ohne Frage deutlich ausgedrückt; denn Klarheit und Deutlichkeit ist Poincaré's Charakteristikum. Folgendem Entweder-Oder kann man nicht entgehen: entweder teilt Ostwald Poincaré's Auffassung, dann darf Ostwald sein

Geleitwort nicht unterschreiben, wie er's getan — oder Ostwald hält obenzitierten Satz von der Befreiung der Ethik von den außerwissenschaftlichen Elementen aufrecht, dann darf er seine Auffassungen mit denen Poincarés nicht identifizieren!

Ostwald scheint diesen Widerspruch auch ‚gefühl‘ zu haben. Denn nach dem Satz ‚von der Befreiung der letzten und höchsten Gebiete der rationalen Wissenschaft, der Ethik, von den außerwissenschaftlichen Elementen‘ fährt er fort: ‚Hier muß man am allermeisten seinen viel zu frühen Tod beklagen, denn es liegen hier noch nicht die Ergebnisse mannigfaltiger und vielseitiger Arbeit an dem neuen Problem vor; sondern wir sehen den Meister nur gleichsam die ersten Griffe an dem noch ungestalteten Ton versuchen. Und so unverkennbar diese auch auf dem neuen Gebiet den „stets bewußten“ Meister erkennen lassen, so fühlen (!) wir doch: das Entscheidende hat er uns hier noch nicht sagen können (!) und die eigentlich schöpferische Arbeit an der großen Aufgabe hat ihm der Tod aus der Hand genommen.‘ ‚Nichts Entscheidendes‘ ist also gesagt, ‚Ergebnisse‘ liegen noch nicht vor, sondern nur zwei kleine Gelegenheitsabhandlungen. Von diesen ist die eine mit dem Titel ‚die Sittlichkeit als Gemeingut‘ ein Vortrag vor Menschen, deren Ideen weit auseinander gehen und die nur eines eint: der gleiche gute Wille und das gleiche Streben nach dem Guten‘ (253). Dieses Publikum mußte Poincaré nötigen, seinen Ausführungen eine ganz allgemeine, von allen verständliche Methode zugrunde zu legen. Und daß Poincaré dies bewußt getan hat, geht aus dem Satz hervor: ‚Die Moral kann sich auf eine Fülle von Beweggründen stützen. Darunter gibt es welche, die transzendent sind. Sie sind vielleicht die besseren oder doch die edleren, aber gerade sie werden bestritten. Es gibt aber auch einen sittlichen Beweggrund, der vielleicht mehr von irdischer Art ist, dem aber niemand von uns allen seine Zustimmung versagen kann‘ (254). Der andere Aufsatz ‚Moral und Wissenschaft‘ legt gerade ex professo klar, daß es eine wissenschaftliche Moral nicht gibt und nie geben wird, daß die Wissenschaft wohl von Nutzen sein kann, indem sie eine mittelbare Unterstützung gewährt, daß die Wissenschaft aber allein nicht genügen kann. Außerdem gäbe es ja auch Geister, die keine wissenschaftliche Schulung haben. Und weiter: wie verträgt sich das unter Ostwalds Schutz auf dem Düsseldorfer Monistenkongreß kundgegebene anti-pseudomonistische Manifest Haedels mit den Sätzen Poincarés: ‚Die Naturwissenschaft . . . kann eine äußerst nützliche und sehr wertvolle Rolle bei der sittlichen Erziehung spielen. Aber es wäre ein Fehler, ihr eine ausschließliche Stellung einräumen zu wollen‘ (238)? Oder: ‚Von einer Wissenschaft, die von wahrhaft experimentellem Geiste durchweht ist, hat die Moral nichts zu befürchten‘ (245)?

Wir sind weit davon entfernt, Poincaré aus seinen Schriften zu einem überzeugten Christen oder gar Katholiken stempeln zu wollen — als Ethiker und Metaphysiker scheidet er eben aus der philosophischen Literatur aus —; aber wir müssen es im Interesse wissenschaftlicher Wahrheit und im Interesse der großen, berechtigten Gelehrten-Autorität Poincarés entschieden ablehnen, wie W. Ostwald durch seinen Namen auf Deckel und Titelblatt und durch sein irreführendes Geleitwort diesem letzten nach Poincarés Tode veröffentlichten Buche eine Etikette aufklebt, die dem Buche und Poincaré nicht zukommt.

# Hochland-Echo

## Halbbildung

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein gewisser Antiintellektualismus, ein wahrer Überdruß und oft geradezu eine Abscheu vor allem rein Verstandesmäßigen sich in unseren Tagen vieler tieferen Naturen immermehr bemächtigt. Die Gründe dieser Erscheinung sind mannigfache. Und darum müssen auch die Mittel der Abhilfe verschiedene sein. Denn daß eine solche Abhilfe nottut, daß jene zunächst oft nur negative und darum unfruchtbare Stimmung einer Umsehung in positive Maßregeln und Entschlüsse bedarf, das liegt doch wohl auf der Hand.

Einer der Gründe, aus denen jener Antiintellektualismus in besonderem Maße immer wieder neue Nahrung schöpft, ist sicherlich in mancherlei Mängeln der üblichen Schulbildung — an Hochschulen übrigens ebensosehr als an Mittelschulen — zu suchen; und daher muß auch die Abhilfe zu einem erheblichen Teil an diesen Stellen einsetzen. Nun pflegt mit aller Kritik von außen her wenig gewonnen zu sein, solange nicht die Nächstbeteiligten selbst — in unserem Falle also die Schulmänner und Pädagogen — sich der bestehenden Mängel vollbewußt werden und dann auch alsbald nach geeigneten Mitteln der Besserung anschauen.

Als ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß diese Erkenntnis in führenden pädagogischen Kreisen bereits heimisch ist, und als eine sichere Gewähr, daß sie in der christlichen Lehrerschaft bald Allgemeingut sein wird, erscheint uns das besondere Augenmerk, mit dem gerade dieser Themenkreis in dem neuen Koloff'schen Lexikon der Pädagogik bedacht wird; wie denn überhaupt dieses treffliche Nachschlagewerk den eigentlichen und inneren Erziehungsfragen nicht minder gerecht wird als den mehr technischen und praktischen Problemen des Unterrichts und gesamten Schulwesens. Im unlängst erschienenen zweiten Bande\* hat der Herausgeber selbst die typischen Mängel einer rein intellektuellen Bildung, die immer Halbbildung bleiben muß, so anschaulich zusammengefaßt und dem gegenüber die Aufgaben der Schule so klar bezeichnet, daß man solchen Worten nur eine recht allgemeine Beherzigung und Rußanwendung wünschen kann. Koloff schreibt:

„Das Wesen der Halbbildung läßt sich mit etwas Ironie vielleicht am einfachsten als das bezeichnen, was heute die meisten Menschen „Bildung“ nennen. Für diese ist „gebildet“, wer über alles, von dem man in Gesellschaft spricht, mitreden kann; wer in ihr fragen oder verstummen muß, gilt als ungebildet, und sei sein Inneres noch so reich und noch so harmonisch gebildet. Goethe hat die Halbbildung meisterlich in jener kleinen köstlichen Szene von „Hermann und

---

\* Verlag Herder, Freiburg. Geb. M. 14. — Vgl. auch die ausführliche Würdigung von Bb. I im Dezemberheft 1912, S. 356 f.

Dorothea" (II, 217—235) geschildert, in welcher der biedere Hermann bei einer Visite im benachbarten Kaufmannshause sich als „ungebildet“ dokumentiert, weil er von den Personen der neuesten Oper, der „Zauberflöte“, deren Arien die „gebildeten“ Töchter so hinreißend zu singen verstehen, nichts weiß. Die Vorstellung, daß das Wesen der Bildung in einem bestimmten Besitze von historischen, sprachlichen, literarischen, naturwissenschaftlichen Kenntnissen bestehe, hat im letzten Jahrhundert wie ein Alp auf unseren höheren Schulen gelegen, hat deren Lehrpläne und Prüfungsordnungen immer wieder von neuem umgemobelt und ist schuld daran, daß man von einem „Gebildeten“ heute verlangt, er müsse „alles gelesen“ haben und ein ansehnliches Quantum von Memorierstoff gebrauchsfertig wie im Konversationslexikon mit sich herumtragen. Von dem durch Herder geprägten richtigen Begriff der „Bildung zur Humanität“, welche „die Idee des Menschen in individueller Gestalt zu vollendeter Tüchtigkeit und Schönheit ausprägen“ will, ist dabei ebensowenig mehr die Rede wie von Pestalozzis Bildungsideal: „Entwicklung aller Kräfte und Anlagen von innen heraus zu freiester, höchster Tätigkeit“.

Wächst wahre Bildung also von innen heraus, so ist Halbbildung etwas von außen Gemachtes, Zufälliges, unharmonisch Zusammengefügt, gedächtnismäßig Aufgenommenes, dem jede innere Verarbeitung, jede Umwandlung in lebendige Substanz, in geistige Kraft fehlt. Und darum liegen die auf solche mechanische Weise erworbenen Bildungsstoffe dem Menschen hemmend und belastend im Geiste; sie befreien nicht, sondern sie binden. Halbbildung macht bei aller scheinbaren Souveränität, bei aller Arroganz innerlich unsicher; der Halbgebildete schielt bei seinem Tun und Reden stets nach den anderen hin, um zu sehen, wie sie sich zu seiner Frage stellen. Gerade er, der sich mit Stolz zu den Selbständigen und Erleuchteten zählt, ist der echte Herdenmensch, der ohne eigene Meinung mit dem großen Haufen dahintrabt und glücklich ist, wenn er mit den „Maßgebenden“ übereinstimmt. Daraus ergibt sich von selber, daß die Halbbildung, diese „Uniform des inneren Menschen“, die Urteils- und Anschauungskraft schwächt, ja daß sie geradezu dumm macht. Ihre Hauptstärke besteht im gewohnheitsmäßigen Negieren dessen, was wahrer Bildung heilig ist; vor allem ist ihr die Tradition lächerlich und das Christentum eine Sache für alte Weiber; allein der „Fortschritt“ ist Trumpf. Auch die Oberflächlichkeit tritt bei der Halbbildung offen zutage. Probleme, denen die berufensten und erlauchtsten Geister seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ihre beste Kraft geopfert haben, sind für den Halbgebildeten längst gelöst; er hat ja Haackels „Welträtsel“ gelesen! Und mit der Oberflächlichkeit geht wie immer die Unduldsamkeit Hand in Hand: wer von den Ansichten der „Maßgebenden“ abweicht, ist je nachdem ein Narr, ein Irrender, ein Dunkelmann, kurz ein Mensch, den ernst zu nehmen sich nicht lohnt. Damit sind wir bei dem hervorstechendsten Merkmal der Halbbildung, dem Dünkel, angekommen. Wie die Kaufmannstöchter und die anwesenden „Handelsbübchen“ mitleidig-überlegen auf den „ungebildeten“ Hermann hinabschauen und dabei jeder wahren Bildung zum Hohn erst „lächelten“ und dann nach des Vaters plumpgewöhnlichem Witze „laut auflachten“, so rümpft der Halbgebildete die Nase über einen, der keinen Sprachunterricht genossen, den neuesten Roman nicht gelesen hat und überhaupt sein Wissensquantum durch kein Zeugnis belegen kann. — Und was ist die Wirkung eines solchen Geistes- und Seelenzustandes? Innere Leere und Ode, die gerade in den Zeiten, in denen echte Bildung ihre Stütz- und Heilkraft voll bewährt, erst



recht drückend fühlbar wird. Es ist wohl nicht Zufall, daß gerade in den Ländern und Landesteilen, in denen die Halbbildung grassiert, die Selbstmorde weitaus am zahlreichsten sind.

Wie die Schule sich der verhängnisvollen Halbbildung gegenüber zu verhalten hat, geht aus dem Gesagten deutlich genug hervor. Sie muß sich zur Dienerin des echten Bildungsprinzips von innen heraus machen; mit Einzelschriften ist hier wenig erreicht. So sicher es Zeiten gibt, für welche die Halbbildung besonders charakteristisch ist, so sicher ist auch die Schule an einer derartigen Erscheinung nicht ganz unschuldig. Möge sie sich stets bewußt bleiben, daß Bildung etymologisch von bilden und Bild herrührt, also besagen will, daß die Menschen zu dem vollendeten Abbilde dessen herangebildet werden sollen, das dem Schöpfer bei der Erschaffung der Lebewesen vorgeschwebt hat, so wird sie vor der Pflege einer Karikatur der Bildung, eben der Halbbildung, sicher bewahrt bleiben.'

Es ist gewiß nicht schwer, aus dieser Charakteristik der Halbbildung die Nutzenanwendung außer auf das Schulwesen auch auf andere Bildungsmittel zu ziehen und damit noch gar manchem falschen Bildungstolze heilsam zu begegnen.

E.

# Rundschau

## Geschichte

**Julianus Apostata.** Der Glanz einer scheidenden Sonne hat stets eine seltsam verklärende Wirkung: er kleidet die in seinen Bereich tretenden Gegenstände in eine magische Beleuchtung, und so erscheint manches majestätischer und heiliger, als wenn es im grellen Licht der Tagessonne stünde. Und wenn in der Geschichte eine große Epoche zu Ende geht, wenn eine gewaltige Kultur langsam aus dem geistigen Horizont der Völker schwindet und nur noch die letzten Strahlen heraufleuchten aus dem Sonnenuntergang, dann umgeben sie die Gestalten, die aufrecht in ihrem Scheine stehen, mit einer mystischen Gloriole, machen sie sogar zu Helden und Märtyrern. Die Geschichtsforschung allerdings darf sich von diesem Lichtphänomen nicht allzusehr beeinflussen lassen; sie muß auch gegen Morgen sehen in die neue Sonne hinein, und muß sich fragen, wie sich die Gestalten in ihrem Glanze ausnehmen und wie sie sind, wenn man sie dem Abendrot einer sinkenden Zeit entrückt. Am sichtbarsten und ergreifendsten hat sich dieses Kultur-drama abgespielt, als die antike Welt aufhörte, die ja nicht mit einem Schlag einem lohenden Ragnarök unterlag, sondern langsam, sicher, Stund um Stunde dem Sterben näher kam. Einer der letzten, die um das Leben der Antike mit dem Tode rangen, war Kaiser Julianus (361—363), dem die christlichen Zeitgenossen den Namen des Abtrünnigen gegeben haben. Es ist klar, daß sich um einen Mann, der so markant an der Grenze zweier weltgeschichtlichen Perioden, zweier Religionen und Weltanschauungen steht, der Parteien Haß und Gunst gestritten hat wie um wenige andere.

Doch haben im Laufe der Zeit und der Forschung die Gegensätze ihre schroffen Grenzen aufgegeben. Man hat auf der einen Seite einsehen gelernt, daß Julian doch etwas anderes war als nur ein blutiger Tyrann und Christenverfolger, daß er ein sittlich reiner Mensch war und es mit seinen Untertanen in spezifisch weltlichen Angelegenheiten ehrlich und wohlwollend meinte. Andererseits hat die sog. liberale Geschichtsschreibung nach und nach zugestehen müssen, daß sie in ihm tatsächlich nicht ihren Helden suchen und verehren darf, weder um seiner Persönlichkeit noch um seiner Absichten willen. Warum man aber heute Julian und Persönlichkeiten, die wie er um jene Zeit noch im Sinne der Antike zu wirken scheinen, hochschätzt und vielleicht überschätzt, ist eben der Umstand, daß sie um ein Verlorenes kämpfen, mit heroischer Kraft sich gegen das Neue anzustemmen scheinen und je nach ihren Machtmitteln es zu bekämpfen suchen. Zu ihnen gehört ein Symmachus, der Präfekt Roms, der wenige Jahre nach Julian an den christlichen Kaiser schrieb: „Wir schauen auf zu denselben Sternen. Gemeinsam ist uns derselbe Himmel, dieselbe Welt umfängt uns. Was will es dagegen bedeuten, auf welchem Weg ein jeder von uns die Wahrheit sucht?“ Man hat diesen Satz eine „geradezu vorbildliche, klassische Formulierung der Humanitäts-idee, zur der uns die Antike emporführt,“ genannt, und hätte man von Symmachus nichts als diese Stelle aus der 61. Epistel erhalten, so könnte man mit Fug und Recht Ehrfurcht empfinden vor einem Manne, der so den Frieden zwischen altem und neuem Glauben zu stiften bestrebt ist. Aber diese Ehrfurcht schwindet, sobald man die übrigen Briefe des Mannes liest, aus denen uns zwar ein

liebenswürdiger, aber doch auch eitler, kleinlicher, durchaus unantiker Charakter entgegentritt. So können wir auch das Humanitätszeugnis nicht als Äußerung eines großen Sinnes, sondern eines unklaren, dekadenten Indifferentismus nehmen. Nur eine Prüfung der gesamten literarischen Hinterlassenschaft kann auch bei Julian zu einem gerechten Urteil gelangen. Bei ihm ist eine Versenkung in die Quellen um so leichter möglich, als weder er selbst je ein Hehl aus sich machte, noch auch die Zeitgenossen schwiegen. Das neue Buch über ihn von Johannes Geffcken\* hat das Verdienst, den Kaiser als Menschen zu würdigen mit all seinen menschlichen Tugenden und menschlichen Schwächen. Freilich, der Charakter Julianns bleibt immer ein Rätsel, da die offenen Widersprüche in ihm eine Analyse erschweren. Er war in einem Augenblick der Weltherrscher, der mit ungeheurer Selbstständigkeit Traditionen zu zerstören wagte und, auf seine Kraft bauend, an die größten Unternehmungen ging, im gleichen Moment der unsichere Schwärmer, der sich vertrauensvoll in die Arme von Männern warf, die geistig weit unter ihm standen, wie Libanius und Maximus, der neuplatonische Zauberer; er war in einem Augenblick der Feldherr, der neben seinen Soldaten stritt und hungerte, von ihnen auf den Schild erhoben und vergöttert wurde, der Gallien beruhigte und die Germanen bezwang und seinem Augustus Konstantios als Gegenkaiser an der Spitze einer Heeresmacht entgegentrat; ebenso schnell ward er aber zu einem Bücherwurm und vielschreibenden Rhetor, der sich in Nächten die Finger zu seinem Stolz mit Tinte beschmuckte und es nicht unter seiner Würde hielt, mit den widerspenstigen Antiochenern gänzlich unkaiserlich in einer äußerst lebernen Streitschrift, dem „Misopogon“, abzurechnen, wie

ja das Schreiben und Reden an sich für ihn oft Selbstzweck war\*; bald war er der asketische Philosoph, der seinen Bart vernachlässigte und in zerrissenem Gewand einherging zum Gespötte der ihm mißgünstigen Untertanen, bald wieder ein eitler, ehrgeiziger und ruhmsüchtiger Usurpator, den nichts schwerer kränkte als Spott und Zweifel an seinen Fähigkeiten. Fällt es noch verhältnismäßig leicht, — namentlich nach der Lektüre von Geffcken — all diese Unterschiede auf eine gemeinsame Wurzel in seinem Wesen zurückzuführen: seinen raschen beweglichen Geist und seinen nie durch Regelmäßigkeit günstig beeinflussten Idealismus, — warum bei ihm die beiden Entwicklungslinien immer und immer so divergierten, daß sie nie mehr zusammenfloßen, darin liegt das Unerklärliche. Darin ist aber auch der Grund zu suchen, warum er trotz seines guten Willens so ganz seine Zeit verkannte. „Er will wecken und schüren“, sagt Geffcken, „wo doch alles tot ist und kein Feuer mehr glimmt.“ Daß dies nicht nur von seiner Religionspolitik gilt, sondern ebenso von seinen Verwaltungsmaßnahmen und juristischen Bestrebungen, hat Geffcken weit deutlicher gezeigt, als bisher beobachtet wurde. In Einzelheiten bewies der Kaiser oft einen wahrhaft praktischen, ökonomischen Blick, ein warmes Herz auch für die Niedrigen im Volke; aber das Ganze verunglückte immer wieder an dem Mißverstehen der Epoche. Noch mehr aber tritt dieser Anachronismus bei seinen religiösen Reformen zutage. Hier kann man mit vollem Recht von dem Versuch reden, einen Leichnam zu galvanisieren. Die Mittel aber, die der Kaiser anwandte, waren so, daß der Versuch hätte unbedingt scheitern müssen, auch wenn er nicht schon so früh, erst 34jährig, eines jähen Todes auf dem Schlachtfeld gestorben wäre. Geffcken hat scharf die Identifizierung Julianns mit

\* Joh. Geffcken, Kaiser Julianus. Erschienen im „Erbe der Alten“, herausgeg. von D. Crusius, D. Zimmisch und Th. Zielinski, Heft VIII. Leipzig (Th. Weicher) 1914.

\* Ein hartes Urteil ergeht über Julianns Schriftstellerei in Christ-Schmids kürzlich erschienener Griechischen Literaturgeschichte III.

dem letzten antiken Staatsmann und mit dem ersten Herrscher, der den Kampf zwischen Kaiser und Kirche gekämpft habe, zurückgewiesen. „Der Gegensatz ist ein anderer: Der Kaiser gebietet als antiker Monarch dem Priester und arbeitet doch als Vertreter des Zeitgeistes selbst auf eine Priesterherrschaft hin gleich der christlichen.“ Das hierarchische System in der umfassenden und detaillierten Art, wie sie Julian einrichten wollte, ist nichts weniger als antik. Eine intolerante Heidenkirche hätte die christliche Kirche verdrängt. Dem Namen nach und wie er selbst immer betonte — besonders präzis in einem Brief an seinen Lehrer Helebolos —, sollte Gleichberechtigung herrschen. Sein tatsächliches Verhalten zeigt aber eine ganz andere Richtung. Und da er selbst allem, was sich nach dem „Chi“ nannte, mißtraute, alle diese Leute, und wenn sie noch so tüchtig und ehrlich waren, wie z. B. Ursulos, kurzerhand sich von der Seite schaffte, den Christen unter ironischer Anwendung einer eng interpretierten Bibelstelle die weltliche Bildungsmöglichkeit verschloß, wuchs auch auf christlichem Boden der Samen des Mißtrauens auf: die Gegensätze verschärften sich nach beiden Seiten hin immer mehr, die Kluft wurde immer weiter und unüberbrückbarer. Widerspruch aber dies dem antiken Empfinden, so ist zu bedenken, daß das Heidentum, dem ein Julian huldigte, selbst eben nicht antik war. Seine heidnische Religion war bereits durch das Medium des hellenistischen Synkretismus hindurchgegangen. Der Kult des Mithra-Pellos, der im Osten geboren wird, durch den Neuplatonismus der antiken Religion angenähert, aber zugleich noch mehr in einen mysteriösen Schleier gehüllt, — das war die Macht, die den Galiläer bestiegen sollte; nicht den heiteren, lebenslassenden Olympiern, sondern dem geheimnisvollen Gott des Orients fielen die unzähligen Hekatomben, die bei den Feinden Hohn und Spott, bei den Heiden selbst, wie bei dem greisen Geschichtschreiber Ammianus

Marcellinus, erstauntes und zweifelndes Kopfschütteln erregten. Wenn es also an sich schon gefährlich ist, an jene Zeit einzig und allein das Verhältnis zur Antike als Maßstab anzulegen, so bedarf diese Methode bei Julian noch besonderer Vorsicht. Geffäen hat, wie es scheint, der persönlichen Religion des Kaisers doch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, so sehr man sich sonst über das Buch freuen kann. Die Nüchternheit, mit der es uns entläßt, wirkt wohlthuend, da man nicht in schwungvollen Tiraden den letzten antiken Menschen gepriesen sieht, sondern einen Menschen seiner Zeit geschildert erhält. Das welthistorische Schauspiel des Kampfes zwischen „Kaiser und Galiläer“, das Ibsen dramatisch dargestellt hat, soweit es überhaupt möglich ist, eine Gestalt wie Julian dichterisch zu verarbeiten, das Schauspiel ist in den Augen der Geschichte doch nur ein einseitiges, wildes Anstürmen nicht des römischen Kaisertums, sondern eines einzigen, heidnisch-mithraistischen, also halborientalischen Herrschers gegen die Religion Christi. Entschieden war der Kampf zwischen Kaiser und Galiläer schon durch das Edikt von Mailand.

Anton Mayer.

## Zeitgeschichte

Adam Trabert †. Der Zweieundneunzigjährige, der am 8. Februar dahingegangen ist, war eine markante Erscheinung in der katholischen Schriftstellerswelt Österreichs. Ein Mann voll Energie, ein temperamentvoller Draufgänger mit unbeugsamem Gerechtigkeitsdrang. Zugleich eine kindlichfrohe, warme Seele, ein Lyriker mit innigem Empfinden und lebendiger, feiner Wiedergabe des Erlebten. Mit dem ernsten, streitbaren Politiker und Journalisten ist in ihm der gütlich liebende, hingebungsvolle Lebensgefährte, der treue Freund und der übermütige Gefelle froher Stunden vereint. Eine Persönlichkeit, reich an erfrischenden Kontrastwirkungen, tritt plastisch aus den Liedern, Dramen, Memoiren und po-

litischen Streitschriften des „Tyrtäus der deutsch-österreichischen Katholiken“ hervor.

Es sind wechselvolle Lebensschicksale, die Adam Trabert in seinen „Historisch-literarischen Erinnerungen“ (Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, München und Rempten 1912) schildert. Der Sohn des Schmiedes, der am 27. Januar 1822 in der Judengasse zu Fulda das Licht der Welt erblickte, erhält nach Absolvierung der Fuldaer Gelehrtenschule und einem ziemlich unfreiwilligen Probefahr am dortigen Priesterseminar ein Abgangszeugnis, wonach er „solche Fähigkeiten, Kenntnisse und Charakterbeschaffenheit bewiesen“ habe, „daß ihm nichts im Wege stehe, von der Theologie ab- und zu einem anderen Beruf überzugehen“. . . . Er geht nun nach Marburg, um Jura zu studieren. Dort gerät er in die Bewegung des Jahres 1848, wird nach seiner ersten politischen Rede zum Vorsitzenden des Turnvereins, bald darauf zum Mitglied des Marburger Volksrates und zum Vertreter der Marburger Universität bei der Pfingstversammlung der deutschen Studenten in Eisenach und auf der Wartburg gewählt. Damit beginnt seine öffentliche Laufbahn als Redner und Schriftsteller. Er steht im demokratischen Lager und wird nach seinem Examen in seiner Vaterstadt Herausgeber einer Zeitung „Wacht auf“. Zum Gerichtsdiener wird er nicht zugelassen. . . . Als er etwa vierzig Jahre später auf die Studentenzeit zurückblickt, kann er die stolzen Worte schreiben: „Möge noch so vieles sein, was wir zu bereuen haben, unsere Motive haben wir nicht zu bereuen.“ Wir sind eben die Menschen einer strebenden Zeit gewesen; Streben und Irren aber gehen leider fast stets miteinander.“

Als im Herbst 1850 der Konflikt zwischen dem Ministerium Hassenpflug und dem hessischen Landtag akut wird und Hassenpflug schließlich die Bundesexekution gegen die „Rebellion“ anruft, muß der „Wacht auf“ sein Erscheinen ein-

stellen. Anfangs August 1851 wird Trabert verhaftet und standrechtlich verurteilt. Die hessische Kammer hat später das ganze Verfahren stimmelnheilig für nichtig erklärt. Trabert aber kostet es fast vier Jahre seines Lebens — man hält ihn vom 1. Jänner 1852 bis 30. Juni 1855 auf der Feste Spangenberg gefangen. Die Lichtseiten dieser schweren Zeit, in der ihm seine treue Braut alle nur mögliche Liebe zuteil werden läßt, sind in den „Erinnerungen“ froh geschildert. Nach seiner Entlassung wird der Dreiunddreißigjährige über Empfehlung Max Wirts zuerst Privatsekretär des Herrn von Cramer-Klett in Nürnberg, dann Redakteur der „Rhein-Lahnzeitung“ in Wiesbaden. Hier heiratet er seine Elise, mit der er seit seiner Marburger Studentenzeit dreizehn Jahre verlobt ist.

Im Jahre 1862 tritt er als zweiter Abgeordneter der Stadt Hanau in die kurhessische Kammer. „Ich habe“, so erzählt er, „während meiner parlamentarischen Tätigkeit schwer gearbeitet, bin aber nicht so selbstgefällig, daß ich jetzt mit Behagen oder gar mit Entzücken auf das Geschehene zurückblicken könnte. Im Gegenteil, die Erinnerung schmerzt. Denn ich weiß jetzt, daß ich — wie das ganze Land bis ans Ende — so auch für mein Teil nur zu lange unter dem Druck jenes Heuchelschneis gestanden, der als Rechts- und Verfassungstreue par excellence gegolten hat, weil er sich noch nicht selbst an seinen Pranger gestellt hatte. In einem solchen Zustande aber ist jene freie Arbeit, die allein befriedigen kann, insofern es sich um positives Schaffen handelt, unmöglich.“ Noch ist er Demokrat und versucht die „Mumie“, die alte Demokratie, wiederzubeleben — aber er kommt schließlich zur Überzeugung, „daß die Mumie, die wir rüttelten und schüttelten, tot für immer sei.“ Als ihm, dem Großdeutschen, auch noch die Ereignisse von 1866 seine Jugendideale zerstörten, rechnet er in den „Totengräbern des kurhessischen Land-

rechtes' mit seinen liberalen Gegnern ab, die die Annexion ihres Vaterlandes durch Preußen vorbereitet hatten. In der folgenden Zeit finden wir ihn, dessen Verfassungstreue schon früher der Dynastie hätte eine Stütze sein können, seinem Gerechtigkeitsdrange folgend an der Seite des entthronten Kurfürsten. In der 'Hessischen Volkszeitung' setzt er sich die Wahrung des hessischen Rechtes zum Programme, übersiedelt aber nach einer mehrwöchentlichen Haft im preussischen Gefängnis zu Kassel nach Wien (1868), wo er einen neuen Wirkungskreis findet, den er in Süddeutschland vergebens suchte.

Jener Adam Trabert, den wir als katholischen Schriftsteller und Dichter kennen, ist er erst in Österreich geworden. Sein gesunder Wirklichkeitsinn, der ihn noch als Demokraten vor allen republikanischen Utopien bewahrt hatte, seine jugendliche Begeisterungsfähigkeit, die ihn für eine aufstrebende Bewegung empfänglich machte, sein ererbter Katholizismus, den er dem Zeitgeiste folgend vergebens in sich zu unterdrücken sich bemüht hatte, mußten ihn ins konservative und später ins christlichsoziale Lager führen. Seine journalistische Karriere schließt vorläufig mit der Einstellung des 'Österreichischen Journals', in dem er gemeinsam mit Frese die Politik des föderalistischen Ministeriums Hohenwart bis zu dessen Sturze begeistert vertreten hatte. Einige Monate später tritt der Fünfzigjährige über Empfehlung Schöffles in den Dienst der Kaiser Franz Josephbahn, in dem er als rechtskundiger Beamter noch achtzehn Jahre, bis 1889, seitab von der Politik, tätig war. In dieser Zeit sichtet und sammelt er: 1887 beendet er seine 'Erinnerungen', die er vor der Drucklegung (1912) noch mit einem Nachtrag versieht. 1888 erscheinen drei Bändchen gesammelter Gedichte: 'Schwertlied eines Friedensamen', 'Ein Menschenleben', 'Tröst Einsamkeit'. Ist im ersten Bändchen das Sicheinleben in die große österreichische Vergangenheit charakteri-

stisch, so können die beiden anderen als lyrische Illustrationen zu seinen Erinnerungen angesprochen werden. Sein dichterisches Schaffen erreicht in diesen Sammlungen den Höhepunkt. Zu Beginn der 90er Jahre versucht er sich auch auf dramatischem Gebiete: 'Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen' (1892), 'Kaiser Julian der Abtrünnige' (1894). Eine volkstümliche Biographie Franz Grillparzers geht den beiden Dramen zeitlich voran (1892).

'On revient toujours à ses premières amours.' Mit diesem Sprichwort leitet Trabert in seiner Selbstbiographie die letzte Epoche ein, in der er sich (seit 1890) wieder mit der Politik befaßt. Es ist, als ob der Siebziger in der beginnenden christlichsozialen Bewegung nochmals jung werden sollte. Er, der im Miterleben des Kulturkampfes seine katholische Überzeugung wieder gefunden ('Ehren-Bismarck! Du hast uns wieder katholisch gemacht.'), wird trotz seines Alters Wanderredner für die Ideale des katholischen Schulvereins, nimmt an den sogenannten 'Entenabenden' teil, an denen die Führer der christlichsozialen Bewegung ihre Schulung empfangen, wird zum Obmann des katholischpolitischen Vereins im Wiener Bezirke Leopoldstadt gewählt und als Kandidat für den Reichsrat in Neunkirchen aufgestellt. 'Bei der Wahl fiel ich jedoch mit einer Stimme Minorität durch und das Fehlen dieser einen Stimme verbanke ich einem liebenswürdigen katholischen Pfarrer.' Nochmals betätigt er sich journalistisch, indem er viele Jahre hindurch die Leitartikel des 'Volksblattes für Stadt und Land' schrieb und auch Aufsätze für das Wiener 'Vaterland', die 'Christlichsozialen Blätter' und die von Dr. Kaufmann herausgegebene 'Wahrheit' verfaßte. 1894 heiratete er, sieben Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, als Zweundsiebzigjähriger zum zweiten Male und sollte nun noch fast zwanzig Jahre in einer neuen glücklichen Verbindung leben . . .

Sache der Historiker wird es sein, Erberts Entwicklung aus all den Auf-  
sätzen, die er geschrieben, und all den Re-  
den, die uns erhalten sind, zu erforschen.  
Vom literarischen Standpunkte werden  
ihn andere klassifizieren und ihn viel-  
leicht trotz seines frohen und reichen  
Schaffens nicht unter die Fortwirkenden  
rechnen. In seiner Eigenart aber, die den  
Politiker, Journalisten und Dichter ver-  
einigt, die uns einen strebenden, ganzen  
Menschen zeigt, der in bewegter Zeit  
wechselvolle Schicksale trug und seinen  
Mann stellte, gehört er sicher zu den  
charakteristischen Gestalten der christlichen  
Renaissance in den letzten Jahrzehnten des  
19. Jahrhunderts. Wer ihn nicht schul-  
mäßig zergliedert, wer sich seiner Frische  
und volkstümlichen Urwüchsigkeit freut  
und die Wärme liebt, muß ihn lieben  
und ihm mit Wehmut ins Grab nach-  
blicken. Und denen, die ihn kritisieren  
wollen, ruft er selbst zu:

„Und beim Tadel wie beim Preise,  
Denkt: Ich war ein Mensch wie ihr.“

Dr. Otto Maresch (Wien).

## Unterrichtswesen

**Ein katholisches Forschungsinstitut  
in Salzburg.** Der Gründungsplan  
einer Salzburger katholischen Hochschule,  
dessen Für und Wider im Märzheft 1910  
dieser Zeitschrift (S. 746 ff.) erwogen  
worden ist, gelangt vorläufig nicht zur  
Ausführung, sondern statt dessen wird  
zunächst ein Forschungsinstitut als vor-  
bereitendes und, wie man hofft, er-  
leichterndes Zwischenstadium ins Leben  
treten. Der Zentralausschuß des ka-  
tholischen Universitätsvereins in Salz-  
burg erklärt (in einer Zuschrift an die  
„Augsburger Postzeitung“) nachdrücklich,  
daß die Universitätsgründung keineswegs  
endgültig aufgegeben ist, sondern nur der-  
zeit undurchführbar bleibt, und begründet  
sein nunmehriges Vorgehen wie folgt:

„Die modernen Universitäten haben be-  
kanntlich gleichzeitig drei Aufgaben zu  
bieten: Sie sind einerseits Lehranstal-

ten, Fachschulen für gewisse Berufe, an-  
derserseits Forschungsinstitute und endlich  
auch Zentralstellen der Volksbildung, in-  
sofern sie durch volkstümliche Univer-  
sitätskurse auf die Popularisierung des  
durch die wissenschaftliche Forschungs-  
arbeit stets sich vermehrenden Bildungs-  
gutes hinarbeiten. Hievon bilden die  
Lehr- und Forschungsarbeit offenbar den  
Kern der Universitätsaufgaben. Nun  
kann aber die Lehrtätigkeit nicht sofort  
aufgenommen werden. Es bleibt somit  
übrig, die Errichtung der katholischen  
Universität mit der Eröffnung eines For-  
schungsinstitutes zu beginnen. Da dieses  
augenblicklich nicht in einem großen und  
darum kostspieligen Maßstabe errichtet  
werden muß, steht seiner baldigsten Reali-  
sierung kein ernst zu nehmendes Hinder-  
nis entgegen. Dabei ist gerade wohl-  
organisierte Forschungsarbeit dasjenige,  
was einer Universität Ansehen verleiht,  
weit mehr als die an sich praktisch wich-  
tigere Lehrtätigkeit. Erzielt das geplante  
Forschungsinstitut Erfolge, so kommen  
diese sofort auch der später zu errich-  
tenden katholischen Universität zugute,  
und manche Vorurteile, die dieser bei  
ihrer Eröffnung schädlich sein würden,  
werden im voraus beseitigt. Alles, was  
für das Forschungsinstitut aufgewendet  
wird, bleibt unmittelbar für die katho-  
lische Universität wertvoll, da ja diese  
ohnehin mit einem reichverzweigten Appa-  
rate wissenschaftlicher Institute ausge-  
stattet werden müßte.“

Der Grundgedanke eines Forschungs-  
instituts ist freudig zu begrüßen, und  
zwar schon deshalb, weil nach dieser  
Richtung die allgemeine Bedürfnisfrage  
ohne Zweifel zu bejahen ist, während sie  
hinsichtlich neuer Universitäten ernstlich  
umstritten bleibt; was auch an dieser  
Stelle gelegentlich der Frankfurter, Ham-  
burger und Dresdener Hochschulpläne zum  
Ausdruck gekommen ist.

Nur ein Vorbehalt scheint uns noch  
im Interesse der Sache geboten, gerade  
deshalb, weil es sich um ein katholisches

Institut handelt: Die seinerzeit hier gegenüber dem Salzburger Hochschulplan erhobene Anforderung gilt auch dem künftigen Forschungsinstitut. Die Neugründung muß hinsichtlich der Rechte und Leistungen den Staatsanstalten mindestens ebenbürtig ausgestaltet werden und sie, wenn möglich, überflügeln. Einzig eine solche Gründung kann, wie schon damals gesagt, 'die katholische Sache wirklich fördern, während ihr eine minderwertige Anstalt . . . auf die Dauer nur zum Schaden gereichen würde'. Dieser Wettbewerb wird kein leichter sein, wenn man der glänzend dotierten und ausgestatteten Forschungsinstitute gedenkt, die gerade in der jüngsten Zeit in Berlin, Hamburg, Leipzig, Frankfurt, Kiel und anderwärts geschaffen worden sind. Es diesen nach der technischen und spezialistischen Seite auf jedem Gebiete gleichzutun, muß von vornherein als ausgeschlossen gelten; zumal da man ja in Salzburg vorläufig von einem 'großen und kostspieligen Maßstabe' absehen muß. Es werden daher dort eine ganze Reihe von Fächern, vorläufig wenigstens, kaum berücksichtigt werden können; nämlich alle diejenigen, deren zeitgemäße Fortentwicklung umfangreicher experimenteller und instrumenteller Hilfsmittel bedarf. Das Schwergewicht der Forschungsarbeit dürfte daher zunächst vorwiegend auf die Seite der Geisteswissenschaft fallen.

Im Grunde ist diese durch die äußeren Verhältnisse bedingte Einseitigkeit auch sachlich wohl zu rechtfertigen. Denn für die naturwissenschaftliche Forschung — an die man sonst bei 'Forschungsinstituten' wohl zunächst denkt — kommt, abgesehen von einigen Grenzfragen, der Unterschied der Weltanschauungen überhaupt nicht in Betracht. Hier handelt es sich in erster Linie um die exakte Feststellung von empirischen Tatsachen und Gesetzen, nicht aber um die Darstellung und Bewährung von ideellen Wahrheiten und Werten.

Als 'unmittelbaren Zweck' der Grün-

dung bezeichnet der Zentralausschuß des Salzburger Universitätsvereins ganz ausdrücklich 'die Förderung der wissenschaftlichen Forschungsarbeit auf Grund der katholischen Weltanschauung' und denkt also offenbar zunächst an die sogenannten 'Weltanschauungsfächer'. Einige der wesentlichsten Bestimmungen lauten daher:

'Die Mitglieder des Forschungsinstitutes sind ordentliche, das sind solche, welche bleibend mit fixem Gehalt angestellt sind, außerordentliche, das sind nur vorübergehend subventionierte, und endlich Ehrenmitglieder. Die Mitglieder haben die Pflicht, wissenschaftliche Forschungsarbeit auf Grund der katholischen Weltanschauung zu leisten, besonders in jenen Wissenszweigen, wo Weltanschauungsfragen eine Rolle spielen und die von katholischer Seite weniger gepflegt werden. Die Zahl der Forscher ist unbestimmt, man kann mit einer größeren oder kleineren Anzahl beginnen und dieselbe nach Belieben erhöhen, je nach den Mitteln, die geboten werden, und den Personen, die zur Verfügung stehen...

... Die ordentlichen Mitglieder haben bei ihrem Amtsantritt ein Gehaltsabzulegen, im Sinne der katholischen Kirche tätig zu sein, und müssen sich verpflichten, ihren rechtlichen Wohnsitz in Salzburg zu nehmen und Forschungsarbeit im Dienste des Instituts zu leisten. Auch haben ordentliche und außerordentliche Mitglieder bei eventueller Veranstaltung von Vorträgen und Kursen in Salzburg nach Möglichkeit mitzuwirken...

... Man wird es so einrichten können, daß die Anstellung der ordentlichen Mitglieder in den ersten Jahren nach Analogie der Bestimmungen für die Staatslehrpersonen provisorischen Charakter hat, aber auch später noch eine Dienstentlassung stattfinden kann, wenn ein Mitglied in Vorträgen und Publikationen einen den Lehren der Kirche prinzipiell widersprechenden Standpunkt vertreten oder durch sein persönliches Verhalten eine Tätigkeit im Dienste der katholischen Sache



ausschließen würde.' Man wird wohl annehmen dürfen, daß noch nicht alle diese Bestimmungen als endgültige zu gelten haben und daß sich in der Praxis manches andersartig gestalten wird. So ist es z. B. nicht einzusehen, warum ein Forscher auch dann an den Salzburger Wohnsitz gebunden sein soll, wenn und solange für sein Fach anderwärts unvergleichlich günstigere Arbeitsbedingungen gegeben sind. Entscheidend für die ideale Werbekraft, welche von dem neuen Salzburger Institut ausgehen soll, kann jedenfalls nicht das Maß äußerer Vorsichtsmaßregeln sein, sondern allein die Kraft und Größe der inneren Überzeugungen und geistigen Leistungen. Denn darüber wird doch wohl angesichts der heute herrschenden und hier in Betracht kommenden öffentlichen Macht- und Meinungsverhältnisse kein Zweifel bestehen, daß alle wirklich tüchtigen und tauglichen Forscher, die ihre Arbeitskraft in den Dienst der Salzburger Gründung stellen, einen schweren und entagungsvollen Pionierdienst auf sich nehmen. Und darum tut es not, daß diesen Männern dankbare Zuversicht und weitherziges Vertrauen zum Geleit gegeben werde. Mag dann auch das Salzburger Forschungsinstitut mit bescheideneren äußeren Mitteln beginnen als gar manche Schwesterstiftung, es kann und wird ihnen doch allen überlegen sein durch die Erhabenheit und Einheit der begründenden Idee. Wenn diese mit Freiheit und Freudigkeit in allen Mitgliedern des Institutes lebendig wird, dann lassen sich alle einzelnen Bedenken und Schwierigkeiten überwinden. Dann wird es sich, so hoffen und wünschen wir, am Salzburger Forschungsinstitut erweisen, daß auch auf dem Felde der Wissenschaft das Zeichen des Kreuzes vorwärts und aufwärts führt.

M. E.

## Volkswirtschaft

Die Landwirtschaft in Deutsch-Süd-West-Afrika. Am 24. April dieses Jahres feiern wir den Tag, an dem

vor 30 Jahren auf Geheiß des Kaisers Wilhelm I. unser Alt-Reichskanzler Fürst Bismarck den Schutz über das Land zwischen Kap Frio und dem Orange aussprach, wodurch dieses Territorium in deutschen Besitz überging. Die denkwürdige Depesche lautete:

Berlin, den 24. April 1884.

Herrn W. A. Lippert, Deutscher Konsul in Kapstadt.

„Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden (des Kaplandes nämlich), ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjestrom auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.“

gez. Bismarck.

Damit war Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und rasch folgten dem ersten kühnen Schritte die Flaggenhissungen in Togo und Kamerun, in Deutsch-Ostafrika und in der Südsee.

Seitdem nun tobt der Streit um die Kolonien in der deutschen Öffentlichkeit. Die Kolonialfreunde — die Kolonialfeinde! Wenn man letzteren alle traurigen Prophezeiungen von Verlusten an Kapital und Menschenleben glauben wollte, dann müßte man sich z. B. darüber wundern, daß Deutsche überhaupt noch lebend von den Kolonien zurückgekehrt sind, da sie doch eigentlich die moralische Verpflichtung gehabt hätten, einer den anderen zu begraben und der letzte seinen Boy mit der übrig gebliebenen Flagge in die Heimat als Warnung hätte senden müssen!

Wo aber zufälligerweise an dem Altma, wie z. B. in Süd-West-Afrika nichts zu tadeln war, da es gesünder wie Deutschland, ja für Brustkranke unübertrefflich ist, da müssen eben die Sanddünen der Küste und die große Trockenheit des Landes erhalten.

Wie ist es also mit dem Sandloch Angra Pequena?

Allerdings liegt direkt hinter der Küste

ein Sandwüstenstreifen, der oft 4—6 Meilen, an einzelnen Stellen sogar noch breiter ist. Doch gerade diesem müssen wir Dank wissen. Wäre die Küste nicht so unwirtschaftlich erschienen, so wäre sie schon längst in den Händen Englands und Portugals. Übrigens sind aus diesen Sanddünen seit 1909 schon eine ganze Reihe Millionen für Diamanten gelöst worden, die der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes außerordentlich genützt haben.

Süd-West-Afrika ist ein Goldland! Allerdings nicht in dem Sinne von Lüberitz, der des edlen Metalles willen diese Kolonie erworben hatte; aber dort kann man Gold machen! — Gold machen aus dem Boden, aus der Weide. Gibt es doch nur wenige Länder auf unserem Planeten, die von Natur gleich hervorragend geeignet sind, wie gerade dieses Schutzgebiet!

Ein mildes, trockenes Klima erlaubt den Herden Tag und Nacht, Sommer und Winter, draußen auf der Weide zu bleiben. Wenn auch die Nächte manchmal bitter kalt sind, so wärmt doch bald wieder die Sonne die steif gewordenen Glieder der Lebewesen. Schneefall ist selten, und gerade im heißesten Sommer fallen die Regen, die im Verein mit der warmen Sonne in wenigen Stunden die schein-tote Natur zu neuem Leben erwecken. Und zur Trockenzeit dörrt die Sonne die Gräser, Stauden und Kräuter so schnell, daß sie wie Zunder brechen in der Hand und doch einen Nährwert besitzen, der einen Vergleich mit den heimischen Weidepflanzen nicht zu scheuen braucht.

Hier gedeihen Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen und Strauße aufs beste. Rinder und Pferde bevorzugen das sogenannte 'Grassfeld' mit seinen Variationen, insbesondere dem zarten fleischigen und niedrigen, das man vorzüglich im Norden antrifft; Schafe und Ziegen lieben dagegen mehr Büsche und Kluppenfelder, die man vornehmlich im Süden findet. So kommt es denn, daß der Norden und

die Mitte des Schutzgebietes sich mehr für Großvieh, der Süden dagegen für Kleinvieh eignet.

Süd-West-Afrika ist 835 000 qkm groß, von denen 500 000 qkm zu dauernder Viehzucht geeignet sind. Und zwar schätzt man die Weide für Großvieh auf 300 000 qkm und für Kleinvieh auf 200 000 qkm.

Nun darf man sich hier unter der Bezeichnung Weideland keine geschlossene Vegetationsdecke vorstellen; in Südwest wächst das Gras, wie das Haar auf dem Kopf des Hottentotten — hier ein Büschel — und dort ein Büschel, in mehr oder weniger großen Abständen voneinander. Nur im Norden, wo die mittlere Niederschlagsmenge bis auf 500 mm steigt, bilden die Gräser eine dichtere Grasnarbe und zeigen dichteren Wuchs.

Daraus ist auch die verhältnismäßige Größe der einzelnen Farmen zu erklären, die hier 5 bis 20 000 ha betragen, je nachdem, ob sie im regenreicheren Norden oder trockeneren Süden liegen, denn nach dem Regensfall richtet sich auch die Dichte der Grasnarbe.

In Südwest muß man daher auch ein viel größeres Stück Flächeneinheit auf ein Stück Vieh rechnen. Nimmt man nun auf 1 Stück Großvieh 10 Hektar und auf 1 Stück Kleinvieh einen Hektar, was von allen Farmern als genügend angesehen wird, so kann Südwest 3 000 000 Stück Großvieh und 20 000 000 Stück Kleinvieh ernähren. Da das Rindvieh sich mit 50 bis 60 Prozent (nach Rickmann, dem langjährigen Chef des Veterinärwesens in Süd-West-Afrika) und das Kleinvieh mit 75—100 Prozent ernährt, könnte Südwest, wenn es auf diesem Höchstviehbestande angekommen wäre, jährlich 1 bis 1½ Millionen Rindvieh und 15 bis 20 Millionen Kleinvieh ausführen, dazu kommt dann noch die Wolle und die Häute. Hieraus ersehen wir klar Südwests hohe Bedeutung als Viehzuchtland.

Die Kolonie hat denn auch in früheren Jahren ganz enorme Bestände namentlich

von Rindvieh beherbergt. Es wird angenommen, daß vor dem Einzuge der Rinderpest im Jahre 1897, welche viele Bestände fast vernichtete, 2 Millionen Stück Rindvieh hier vorhanden waren. Bis jetzt sind diese Bestände, denen der Aufstand 1904/06 auch großen Schaden zuzugute, noch nicht wieder aufgefüllt.

Das einzige, wodurch die Viehzucht in letzter Zeit noch erheblich geschädigt wurde, sind die Seuchen, vor allem die Sterbe bei den Pferden und die Räube beim Kleinvieh. Doch hat die Regierung Maßnahmen getroffen, die in Zukunft auch dieser Gefahr Einhalt zu tun versprechen.

Das Zuchtziel für Rindvieh hat Dr. Külz in der deutschen Kolonialzeitung mit folgenden Worten angegeben:

„Durch eine planmäßige Veredelung und Verbesserung der vorhandenen Bestände sind nach und nach einige südwestafrikanische Landrassen ins Leben zu rufen, welche sich gegenüber dem Einflusse des Klimas, den schwierigen Lebensverhältnissen und der im großen und ganzen rauen Haltung hinreichend widerstandsfähig erweisen und den Farmern einen möglichst hohen wirtschaftlichen Nutzen einzubringen versprechen, vor allem in Milch, Mast und Zugleistung.“

Im Lande selber fanden sich vier verschiedenwertige Rassen vor. Die Afrikanerkuh ist die beste einheimische Rasse. Aufkreuzungen zwischen ihr und Stimmertaler-, Allgäuer- und niederrheinischen Bullen haben sehr gute Erfolge gezeitigt, da die Kreuzungsrasse gute Zug- und Fleischochsen und gute Milchkühe ergibt, wenigstens für südwestafrikanische Verhältnisse gute.

Wichtiger jedoch als die Rindviehzucht ist für Südwest die Schafzucht. Schafe und Ziegen sind ungemein anspruchslos und geben dem Boden 80 Prozent an Dünger wieder. Wollte man auf Fleisch züchten, so gäbe es kein idealeres Tier als das afrikanische Schaf, dessen Lebensgewicht bis auf 100 kg hinaufgeht. Es

gibt Exemplare, deren Fettschwanz günstigsten Falles allein 10 kg wiegt. Das Fett wird freilich trotz seiner Schmachtheit wenig geschätzt, da man gewöhnlich reichlich über Butter verfügt.

Größeren Gewinn aber wirft das Wollschaf ab, besonders da für diese Zucht das brauchbare und auch billig zu beschaffende Kapmerino vorhanden ist. Die Zucht des Karakuls bildet für das Land eine notwendige und äußerst wertvolle Ergänzung zur Wollschaf- und Angoraziegenzucht, weil es sich auch für dornbuschreiche Gegenden eignet. Die Dornbüsche vermindern nämlich sehr die Qualität der Wolle. Das fällt nun beim Karakul weg, weil bei ihm nur die Felle der neugeborenen Lämmchen (Persianerpelz) Verwendung finden.

Großen Verdienst wirft auch die Pferdezucht ab, die den Bedarf des Landes nicht decken kann. Auch die Zucht der Maultiere und Maulesel ist noch einer ziemlichen Ausdehnung fähig.

Die Straußenzucht wird erst allmählich an Boden gewinnen, da sie Sachkenntnis erfordert und rationell nur auf eingezäunten Flächen betrieben werden kann und Luzerneeweide für die Tiere unbedingt notwendig ist.

Deutschland importierte 1912 für 405,9 Millionen Mark Wolle, für 10 Millionen Mark Straußenfedern und Karakullammfelle, desgleichen erhebliche Mengen Angoraziegenhaar (Mohair). Wir haben also alle Veranlassung, diese Werte in eigenen Kolonien zu erzeugen.

In einer Ansprache gelegentlich seiner Afrikareise hat sich Staatssekretär Dr. Solf dahin geäußert, daß Deutsch-Südwest-Afrika nicht lediglich ein Land der extensiven Wirtschaft sein werde, wie der Fachausdruck gerne laute. Neben der Viehzucht, die auf karg bewachsenen, weiten Flächen verhältnismäßig wenige Rinder und Schafe halte, werde unter gewissen Voraussetzungen auch Acker- und Gartenbau zu treten haben. Doch kommt diesem in einem regenarmen

Steppenlande wie Südwest neben der Viehzucht nur eine untergeordnete Bedeutung zu.

Aber je weiter die Besiedelung vorschreitet, umso dringender erwächst die Notwendigkeit, neben der Viehzucht auch den Ackerbau energisch in die Hand zu nehmen, wo immer er Gewinn abzuwerfen verspricht. Ohne künstliche Bewässerung, ohne die Methode der Trockenfarmerei wird es freilich in dem regenarmen Lande nicht durchzuführen sein.

Vor allem ist dies die Aufgabe der Heimstätten und Ackerbaufarmen. Dies sind Wirtschaften, die sich auf Grund günstiger Wasserverhältnisse mit dem Anbau landwirtschaftlicher Produkte befassen. Da müssen Brunnen gebohrt, kleine Staudämme und große Talsperren errichtet werden, die Wasser zur Verieselung je einiger Tausender Hektar ansammeln. In dieser Weise ist ja in Südwest schon viel gearbeitet worden und wird noch mehr getan werden. So hat sich der Fiskus entschlossen, bei Faro Komapas Nord im Fichfluß für 6 Millionen Mark eine Talsperre zu bauen, die 110 Mill. Kubikmeter Wasser fassen kann, mit denen man 6000 ha zwei Jahre lang bewässern kann.

Die wichtigsten Kulturpflanzen der Gartenwirtschaft sind Obst, Wein, Gemüse, Kartoffeln, Tabak und Luzerne. Die aussichtsreichste Kulturpflanze ist zur Zeit der Tabak. Südwestafrikanischer Wein kann sich mit manchem Südwine messen und südwestafrikanischer Kognak ist dem französischen mindestens gleich. Der Anbau von Mais, Weizen und Sorghum soll nach der Methode des Trockenfarmens geschehen.

„Trockenfarmen bedeutet (nach Prof. Goltz, Halle) einen Ackerbau in regenarmer Gegend, der sich gründet auf die Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit durch zweckmäßige Bearbeitung des Bodens vor und während der Vegetationszeit und auf Auswahl solcher Pflanzenarten und -sorten, welche gegen Dürre besonders wider-

standsfähig sind. Auch in Deutschland gibt es solche Sorten; der Gedanke ist daher nichts Neues. Setzt der Regen zur rechten Zeit ein, so wird in den Gebieten mit mindestens 450 mm jährlicher Niederschlagshöhe jährlich eine Ernte, in denen mit 300 mm in zwei Jahren eine Ernte möglich sein. Ich sehe vorläufig eine mittlere jährliche Niederschlagshöhe von 300 mm als notwendig für das Trockenfarmen in Südwestafrika an.“

Vor allem kommt daher diese Methode für den Norden des Schutzgebietes (500 mm Regenfall) in Betracht. Als Ernte auf den Hektar guten Landes nimmt man in der Grootfontein-er Gegend 20 Zentner Mais an. Hier sind aber schon nach günstigem Regenfall 80 Zentner Mais auf den Hektar geerntet worden.

Als Absatzgebiet für alle diese Produkte des Landes kommt vor allem das Schutzgebiet selber in Frage. Wolle und Straußenfedern werden auf dem deutschen Markte immer willkommen sein und für das Fleisch in Form von Konserven, Fleischextrakt und Gefrierfleisch steht außerdem noch der Weltmarkt offen.

So darf man Südwestafrika wohl noch eine aussichtsreiche Zukunft prophezeien! Es ist für die Landwirtschaft wirklich ein Goldland, also nur ein anderes, als Lüberitz es wähnte! Albert Hennig.

## Musik

Eine futuristische Oper. Im Anschluß an das Wirken Gustav Mahlers in Wien ist seit etwa einem Dezennium dort eine Jungwienener Konseferschule hervorgetreten, die namentlich in den letzten Jahren durch einzelne ihrer Mitglieder (Bittner, Schönborg, Reiter) viel von sich reden gemacht hat. Namentlich ist sie durch Arnold Schönberg, als ihren energischsten Vertreter, Ausgangspunkt des „Futurismus“ in der deutschen Musik geworden. Was unter „Futurismus“ zu verstehen ist, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden; der Ausdruck darf als Kennwort für eine die bisherigen Vor-

aussetzungen künstlerischen Schaffens absichtlich negierende ‚Neumaleret‘ respektive ‚Neudöneret‘ heute schon für gemeinbekannt gelten. In der deutschen Musik hat der Futurismus durch Schönberg und seinen Kreis zunächst Kammermusik, Orchesterkomposition und Lied in seinen Bereich gezogen, neuerdings machen sich auch Anzeichen seines Übergreifens auf die komplizierteste Kunstform, auf die Oper, bemerkbar. Und zwar ist da in erster Linie abermals ein Sprößling der ‚Wiener Schule‘, Franz Schreker, als Beispiel zu nennen. Schreker, der heute im 36. Lebensjahr steht, hat seine Ausbildung am Wiener Konservatorium genossen und für das Wiener Musikleben durch Begründung und Leitung des philharmonischen Chors Bedeutung erlangt. Als Komponist wurde er namentlich durch zwei Opern, ‚Der ferne Klang‘ und ‚Das Spielwerk der Prinzessin‘, auch außerhalb seiner engeren Heimat bekannt. Ersteres Werk ist neuerdings dadurch, daß es Aufnahme in den Spielplan einer führenden deutschen Bühne, des Münchener Hoftheaters gefunden hat, in sehr auffällige Stellung vorgerückt. Und da es ausgesprochen im Zeichen des Futurismus steht, erscheint damit auch ein beachtenswerter Vorstoß des letzteren auf neues Gebiet gegeben. Es fehlt nicht an solchen, die damit wertvolle Ausblicke auf ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten unserer Kunst erschlossen wähen. Ich meinerseits — und man tut gut, in solchem Fall sein Urteil so ‚persönlich‘ als möglich zu fassen — muß bekennen, daß mir Schrekers ‚Ferner Klang‘ in vieler Hinsicht gewiß sehr interessant erscheint, daß ich mich ihm gegenüber aber doch auch sehr gewichtiger prinzipieller Bedenken nicht zu erwehren vermag. Bedenken, die sich in gleicher Weise an die Musik wie an die vom Komponisten selbst verfaßte Dichtung knüpfen.

Letztere behandelt in eigenartig symbolischer Weise ein modernes Künstler-

schicksal. Ehrgeizig dem künstlerischen Ideal nachjagend, dessen Ahnung wie ein ‚rätselhaft weltferner Klang‘ ihn stets umweht, verläßt der junge Dichter und Musiker Frik seine Jugendgeliebte Greta. Das Mädchen, nunmehr ganz der Willkür verständnisloser und roher Eltern preisgegeben, die es zu einem verhassten Ehebund zwingen wollen, entflieht dem Waterhaus und fällt einer Kupplerin in die Hände. So gerät es in ein dem Amusement der vornehmen Welt gewidmetes venezianisches Tanzestablisement. Dort findet Frik die Geliebte als die vielumworbene ‚schöne Greta‘ wieder. Erst beglückt, stößt er sie mit Abscheu von sich, als er ihren wahren Zustand erfährt. Allein wie ein schwerer Druck lastet fortan der Vorwurf auf ihm, daß er durch seinen jugendlich unbedachten Ehrgeiz selbst am tiefen Fall des Mädchens mitschuldig sei. Und die Reue darüber hemmt auch seine Entfaltung als Künstler. Sein Drama ‚Die Harfe‘, mit dem er sein Höchstes geben wollte, gelingt wohl in den beiden ersten, das ‚Lied der Sehnsucht und der Not‘ singenden Akten glänzend; der dritte Akt, ‚Das Glück‘, mißrät dagegen dem Künstler — wie er vorher dem Menschen mißraten ist. So fällt das Werk bei der Premiere durch. Dieser Premiere hat verborgen auch Greta, nunmehr im tiefsten Sumpf der Großstadt versunken, beigewohnt, und war dabei, von Eindrücken und Erinnerungen überwältigt, ohnmächtig zusammengebrochen. Ihren Schrei hat Frik gehört — und er ahnt den Zusammenhang. Schwer erkrankt erhofft er von der Wiedervereinigung mit der Geliebten seine einzige Rettung als Mensch wie als Künstler. Greta wird zu ihm gebracht, und als er sie nun wieder im Arm hält, um sie ihrem Elend zu entreißen und seine Schuld an ihr zu sühnen: — da ertönt ihm herrlicher und verklärter denn je der ‚ferne Klang‘ künstlerischen Ahnens und Schauens. Nun glaubt er sein Werk

vollenden, den wirklichen dritten Akt seines Dramas finden zu können: — da sinkt er tot in Gretes Armen zu Boden.

Man kann diesem Libretto einen gewissen poetischen Stimmungsgehalt keineswegs absprechen; es zeigt jedenfalls, daß Schreker nicht zu jener Gattung von Komponisten gehört, die sich um der lieben Mode willen ihren „Text“ selbst schreiben, sondern daß er ein wirkliches dichterisches Talent ist. Wie der Titel seines Werkes symbolisch verstanden sein will, so mischen sich auch sonst in die realistischen Vorgänge der Handlung seltsam phantastische Momente; Erscheinungen wie der Advokat Wigelius haben fast etwas E. Th. A. Hoffmannsches Gepräge. Viele der sonstigen kleineren Charakterfiguren, so Gretes trunkener Vater, ihr Pseudobräutigam der Wirt, der Schmierenschauspieler, die Gäste des Theaterbessels, sind mit Schärfe und Humor gezeichnet, und die im Mittelpunkt stehende psychische Entwicklung Fritzens, der als Künstler das nicht schaffen kann, was er nicht als Mensch erlebt hat, beruht auf feiner, lebenswahrer Beobachtung. Desgleichen finden sich in der Sprache manche schöne Lyrismen, in der Handlung Momente von wirklicher dramatischer Schlagkraft, wie namentlich die Begegnung der Liebenden im Tanzetablissement und die Schlussszene. Daß manchmal durch das symbolische und fantastische Element die bühnengemäßen Konturen etwas verwischt erscheinen und dadurch das Verständnis des Zusammenhangs erschwert wird, ist freilich nicht zu übersehen. Immerhin ließe sich das noch in Kauf nehmen. Schwere Einbuße aber erleidet der ästhetische Wert des Ganzen durch das starke Hinüberspielen des Stoffs auf sittlich zweifelhaftes Gebiet. Gewiß kann und darf die Kunst gelegentlich auch an die finstersten Nachtseiten des Lebens rühren, wenn dies mit dem entsprechenden Takt und im Banne überzeugender künstlerischer Notwendigkeit geschieht. Allein solche Dinge für

äußerliche Wirkungen in dem Maße und in der Art heranzuziehen, wie es die behaglich breite, sensationslüfterne Milieuschilderung des „Tanzetablissements“ im zweiten Akt von Schrekers Werk tut — das ist einfach schon nach den Gesetzen des guten Geschmacks (um andere Gesichtspunkte gänzlich beiseite zu lassen) abzulehnen.

Was nun den „Fernen Klang“ aufs Gebiet des Futurismus verweist, ist freilich überhaupt weniger die Dichtung als die Musik. Und ausschlaggebend für deren futuristische Einschätzung erscheint ihre außerordentlich technische Kompliziertheit. Was sich Schreker als Harmoniker an Dissonanzwirkungen und Modulationsfreiheiten, als Orchestrator an rücksichtslosen, teilweise fast nur noch den Charakter eines Klanggeräusches tragenden koloristischen Kombinationen, als Rhythmiker an dissoluter Behandlung des Taktes leistet: — das streift die Grenze des für unser Empfinden überhaupt noch Faßbaren. Immerhin — vermöchte man diese Kompliziertheit als notwendige Art der Offenbarung eines künstlerischen Willens einzuschätzen, so könnte man sich damit abfinden. Aber das ist es nun gerade, was mir wenigstens eine innere Fühlung mit Schrekers Musik so erschwert, daß ich mich von der Notwendigkeit ihres Stills eben nicht zu überzeugen vermag. Ich habe durchweg das Empfinden, als ob sich alles das musikalisch auf viel einfachere Weise auch sagen ließe, als ob die Kompliziertheit nicht Mittel zum Zweck des Ausdrucks, sondern Selbstzweck sei, und dadurch erhält für mich die Musik Schrekers den Charakter des Unechten, Unwahren, den Charakter des Bluffs; ich habe den Eindruck, als habe der Komponist nicht geschrieben, wie es ihm ums Herz war, sondern als habe er Takt für Takt überlegt, wie er nun wohl etwas recht Merkwürdiges, noch nie Dagewesenes, schon durch die verzwickte Form des Ausdrucks Verblüffendes zustande bringen könne. Fern liegt es

mir, dabei zu verkennen, welch' imponierender Ernst der Arbeit, welch' eiserner Fleiß, welch' staunenswertes Können aus dieser Partitur spricht. Aber die Hauptsache, der überzeugende künstlerische Eindruck, bleibt aus: er ist durch rein äußerliche technische Wirkungen ersetzt. Damit vertritt Schrekers Musik ein Prinzip, das zu einer gemainen Gefahr der neuesten Entwicklung unserer Kunst zu werden droht, und von diesem Gesichtspunkt aus muß ich meinerseits sie ablehnen.

Schrekers spezielle musikalische Erfindung ist gewandt, doch ohne schärfere Charakteristik. Die auf irgendwie geschlossene Linienführung von vornherein verzichtende uferlose Impressionistik seines Stils bietet für markante thematische Gebilde oder gar Melodien an sich kaum Raum. Relativ noch am meisten reinmusikalische Physiognomie haben der Klangduftige 'Waldbauber' im ersten Akt,

einige Lyrismen in den Szenen Grete und Friens namentlich im dritten Akt, die Ballade von der unheilbringenden Krone und das Lied von den Blumenmädchen von Sorrent im zweiten Akt. Schöne Ansätze zu musikalischer Entwicklung birgt auch das sinfonische Vorspiel zur letzten Szene, das nur leider viel zu breit ausgesponnen ist. Das daran sich anschließende naturalistische Konzert von Vogelstimmen gehört zu den seit Gustav Mahler in der 'Wiener Schule' heimischen Experimenten, die man lediglich als einen schlechten Spaß des Romponisten auffassen möchte. —

Alles in allem können daher dem ersten bedeutsamen Vorstoß des Futurismus auf das Gebiet der Oper, wie ihn Schrekers 'Ferner Klang' repräsentiert, irgendwelche Garantien für eine wirklich gedeihliche Fortentwicklung unserer Kunst kaum entnommen werden.

Dr. Eugen Schmitz.

## Neues vom Büchermarkt

**Boy-Ed, Ida, 'Eine Frau wie du'!** (Ullstein & Co., M. 3.—.)

Ein Unterhaltungsroman guter Art; weil ein junges Mädchen einmal einem Knaben das Leben rettete, — sie weiß selbst nicht, wie sie dazu kam — soll es auch als Frau die Verpflichtung schleppen, heldisch zu sein. Ein nicht alltäglicher Ehekonflikt ist mit soliden Mitteln dargestellt und hauptsächlich wegen der Lebens Echtheit der handelnden Personen überzeugt die befreiende Lösung.

**Bram, Franziska, 'Der Zorn Gottes'.** (J. P. Bachem, Köln, M. 4.—.)

Die Verfasserin, die sich früher L. v. Endeers nannte und als solche den Ruf einer guten Erzählerin genoß, bringt hier eine Eifelgeschichte, bei der nur der Konflikt (ein Bauer hat einen fremden Knaben zu Tode geprügelt und zerbricht an seiner Tat) der überzeugenden Notwendigkeit entbehrt. Eine nicht gewöhnliche Kraft, Menschen und Stimmungen zu erfassen, zwingt dennoch zur Sympathie für die Erzählerin. Ein gutes, brauchbares Talent, dem alle Volksbibliotheken sich öffnen sollten.

**Freimark, Hans, 'Der Meister'.** (Wilhelm Heims, Leipzig, M. 4.—.)

Der Roman ist vor allem interessant durch seinen Stoff: er bietet ein erschöpfendes Bild der theosophischen Bewegung der Gegenwart, hinter deren Personen der Eingeweihte nicht selten die Originale sieht. Als eine Aufklärungsschrift hat das Buch seinen Wert, es ist journalistisch flott geschrieben, ohne irgend welche erzählerische oder gar dichterische Vorzüge zu besitzen.

**Grimm, Hans, 'Südafrikanische Novellen'.** (Mitten & Loening, Frankfurt a. M., M. 4.—.)

Der Verfasser, der 13 Jahre in Südafrika als Kaufmann gelebt hat, zeigt sich in seinem ersten Buche als ein merkwürdig starkes und fertiges Talent. Vielleicht nur deshalb, weil ein tüchtiger, innerlich fester Mensch es verstand, sich so auszusprechen, wie er ist. Novellen wie 'Dina' oder 'Wie Grete aufhörte, ein Kind zu sein', sind einfach mustergültig: klar, mädchenlos, kraftvoll und weit, weit von 'Literatur' entfernt. Hoffentlich zeigt Grimm später Entwicklung, das so durchaus Fertige an seinem Buche läßt fast daran verzweifeln.

# Unsere Kunstbeilagen

Bei einer nicht geringen Zahl von historischen und religiösen Bildern **Sebastian Fugels** fällt die Liebe auf, mit der der Künstler das Lokale gestaltet, in dem sich seine Figuren und Gruppen bewegen. Mit der Gewissenhaftigkeit des Historienmalers einerseits, mit der Freude des Naturschilderers andererseits versetzt er sich und den Beschauer in eine Welt, die mit sinnlicher Kraft spricht und die Illusion des Vorgangs realistisch steigert. Zwar schöpft er dort, wo es gilt, längst Versunkenes nach allgemeinen Daten wieder aufzubauen, mit erstaunlichem Reichtum aus dem Born der Phantasie, — so vor allem in Rekonstruktionen, Architekturszenen, künstlichen Anlagen —, aber allenthalben gewahren wir doch das sorgsamste Naturstudium. Zahlreiche seiner selbst kirchlichen Zwecken dienenden Bilder wirken auf den Beschauer wie Durchblicke in eine geschichtliche und wirkliche Welt, und insbesondere die Landschaft wird zum Wecker von poetischen Stimmungen, die mit dem dargestellten Vorgang sich zu einem durchaus einheitlichen Eindruck zusammenschließen. Indem der Künstler in seinen religiösen und geschichtlichen Bildern die Landschaft somit nicht sowohl als geschichtlichen oder räumlichen Hintergrund, sondern vielmehr als Stimmungskoeffizienten behandelt, wird man sich nicht wundern, daß er auch das Landschaftsbild, losgetrennt von aller Staffage, mit Liebe pflegt und dabei zu Leistungen gelangt, die, mögen sie auch aus Studienabsichten herkommen, sich doch zu so bewußt formhaft gesehenen Bildern verdichten, wie dies etwa bei unserm **Jartalbild** der Fall ist. Ganz dem lyrischen Stimmungsreiz der Atmosphäre hat sich der Künstler in dem Bild vom **Lindauer Hafen** überlassen, das denn auch, ähnlich wie das zweite BodenseeBild, trotz des gegenständlich nahen Vordergrunds, die Weite der meergleichen Wasserfläche wirksam zur Erscheinung bringt. Das **Wirkenwäldchen** bietet lediglich einen frühlingsslichten Ausschnitt aus der Natur, dessen sichere Malweise Beachtung verdient, während der **Bach** hinwiederum bewußte Formelemente aufweist, wie sie etwa die **Dachauer Schule** teilweise mit Manier ausgebildet hat. — Bei einer unlängst in München veranstalteten Kollektivausstellung hatte Fugel dem reinen Landschaftsbild mehr als vorher sein Recht werden lassen, nicht gerade zur Überraschung, aber doch zur Freude seiner Bewunderer, die den Landschaftler in ihm längst schätzten.

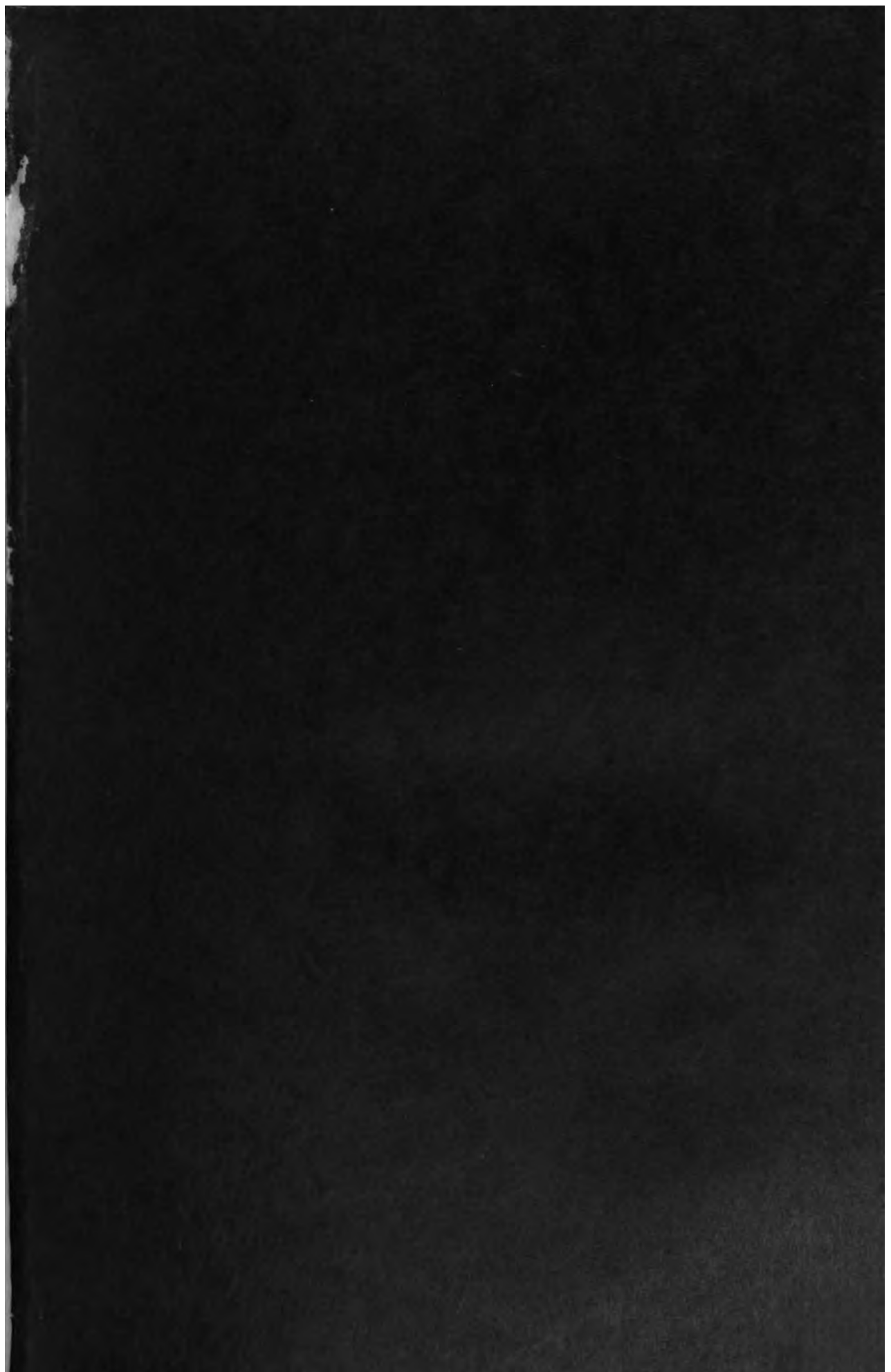
Das Bildnis des Kardinals Rampolla ist eines der hervorragendsten, auch auf geistige Wirkung abzielenden Werke des ungarischen Malers **Philipp A. László**.

**Berichtigung.** In der „Ode an die untergehende Sonne“ im Februarheft ist S. 522 die 6. Verszeile v. o. zu lesen: „Leihet unsere Nacht nicht überflüssigen Tag“.

---

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Golln  
 Mitglieder der Redaktion: Dr. **Max Ettlinger** und **Konrad Weiß**, beide München  
 Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. **Eugen Schmitz**, Starnberg  
 Für Österreich-Ungarn preisgefühlich verantwortlich: **Georg Schöpperl** in Wien IV.  
 Verlag und Druck der **Jos. Köfeler'schen Buchhandlung**, Kempten, Bayern.  
 Alle Einsendungen an: Redaktion des **Hochland**, München, Bayerstraße 57/59  
 Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt, sonst nur bei genauer  
 Quellenangabe gestattet.







Paul Cézanne/L'arbuste





1. Jahrgang

1914

## Charakterfehler im Lichte medizinischer Forschung und christlicher Überlieferung

Von Max Kesselring

**S** Charakterfehler sind der Ausdruck der menschlichen Unvollkommenheit; kein Mensch ist vollkommen. Wir sind für eine so große Aufgabe nicht geschaffen, und gerechtes Urteilen ist uns nicht gegeben. Schwäche verleitet uns, den Fehlern anderer mit Verachtung zu blicken, während wir unsere eigenen Meinungen, mit Arger und Hass, zu begreifen anstatt mit verständiger Einsicht.

Vergleichen wir einen tatkräftigen, offenen, bevolkten Menschen mit einem kalten, mißtrauischen, griesgrämigen Menschen, so ist die Verkörperung der geistigen Gesundheit, der Kraft und des Lebens. Der erste, wie der Ausdruck geistiger Krankheit, Beschränkung, Krankheit der Seele; denn Krankheit nennen wir mit Recht, wenn der Geist nicht frei und heil ist, sondern durch Schwächen und Hemmnisse der menschlichen Natur, durch die Störungen der Erregungen und Schwächen der Seele, während bedrohen, nicht als ein Leben werden.

Geistliche Krankheit nennen wir jenen Zustand, wo der Mensch seine Kräfte nicht frei und mutig, freudig und entschlossen an das Leben heranbringt, sondern durch Mangel an Glaube, Liebe und Hoffnung; denn nur dann







Elfter Jahrgang

Mai 1914

## Charakterfehler im Lichte medizinischer Forschung und christlicher Überlieferung

Von Max Kesselring

**C**harakterfehler sind der Ausdruck der menschlichen Unvollkommenheit; kein Mensch ist völlig frei davon. Man sollte glauben, daß wir für eine so häufige Erscheinung leicht ein ruhiges, sicheres und gerechtes Urteil gewinnen müßten; aber eine eigentümliche Schwäche verleitet uns, den Fehlern unserer Nächsten mit voreingenommenen Meinungen, mit Arger und Aufregung zu begegnen anstatt mit verständiger Einsicht.

Vergleichen wir einen tatkräftigen, offenen, liebevollen Menschen mit einem kalten, mißtrauischen, griesgrämigen. Wie die Verkörperung der geistigen Gesundheit, der Kraft und des Lebens erscheint der erste, wie der Ausdruck geistiger Krankheit, Beschränktheit, Schwäche und Leblosigkeit der zweite; denn Krankheit nennen wir mit Recht alles, was gesunde Regungen unseres Geistes stört und hemmt. Wir sind zu sehr gewöhnt, nur im körperlich schwachen und gehemmten Menschen einen Kranken zu sehen, während wir alle störenden Erregungen und Schwächezustände, die die Gesundheit unserer Seele fortwährend bedrohen, nicht als etwas Krankhaftes gelten lassen wollen.

Geistige Gesundheit nennen wir jenen Zustand, wo der Mensch alle seine Kräfte entfaltet, wo er frei und mutig, freudig und entschlossen an das Leben herantritt, voll von Glaube, Liebe und Hoffnung; denn nur dann

vermag sich inneres Leben ungehemmt zu entfalten. Wie schwächlichen Geistes ist aber meist der Mensch: In Verdroffenheit, Abgeschlossenheit, Kälte, Trägheit und krampfhafter Selbstsucht schleicht er mühsam seinen Weg; die kleinlichen Widerwärtigkeiten des Alltags, die Sorge für die leibliche Notdurft erfüllen sein ganzes Denken und ersticken alle Wärme und allen Schwung der Seele.

Woher mag es wohl kommen, daß wir mit so ungenügenden Kräften ausgestattet wurden? War das geistige Ziel, das dem Menschen gesteckt wurde, zu hoch, so daß die Natur mit ihren zahlreichen Widersprüchen nicht vermochte, die richtige organische Grundlage zu schaffen? Fast scheint es so; denn je tiefer man in das Wesen der menschlichen Fehler und Schwächen eindringt, um so deutlicher ergibt sich die Erkenntnis, daß häufig eine minderwertige, angeborene Anlage die vollständige Entfaltung geistiger Fähigkeiten verhindert.

Am besten lassen sich diese Fehler da erforschen, wo sie am häufigsten und deutlichsten zu finden sind, nämlich bei Gewohnheitsverbrechern und Abnormen. Da kann man beobachten, wie einerseits übermächtige, krankhafte verstärkte Triebe den Willen beherrschen und wie andererseits auffallende, den Durchschnitt meist weit überragende Energielosigkeit und Beschränktheit diese Triebe nicht zu bändigen und in die richtigen Bahnen zu leiten vermögen. Daneben stören krankhafte Erregbarkeit und Verschrobenheit alles Denken und Handeln. Diese krankhaften Anlagen lassen sich häufig schon in frühester Jugend nachweisen, wo noch keine ungenügende Erziehung, kein schädlicher äußerer Einfluß verantwortlich gemacht werden können; die fehlerhafte Geistesverfassung ist angeboren; das Gehirn arbeitet nicht wie das eines normalen Menschen, und selbst die sorgfältigste und verständigste Erziehung vermag meist nicht das zu ersetzen, was die Natur diesen Unglücklichen versagt hat. Angeborene Unvollkommenheiten finden sich ja auch häufig genug an den verschiedensten Organen unseres Körpers: Vom harmlosen Muttermal und von funktioneller Schwächlichkeit bis zu den schwersten Mißbildungen, die das Leben völlig unmöglich machen, finden sich alle Übergänge. Daß das Gehirn, das feinste und komplizierteste Organ unseres Körpers, von solchen Fehlern der Anlage und Entwicklung nicht verschont bleibt, ist eigentlich selbstverständlich.

So sehen wir, wie geistige Abnormität und Verbrechen aus einer gemeinsamen Wurzel stammen: aus einer Unvollkommenheit der menschlichen Anlage. Liegt es da nicht nahe, auch an einen ähnlichen Ursprung bei unseren Fehlern zu denken? Geiz, Neid, Trägheit, Lügenhaftigkeit, Schlechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Frechheit, Blasiertheit, Roheit, Streitsucht, Leichtsinns, Verdroffenheit usw., was sind sie anderes als eine Art von Dummheit und Beschränktheit, worunter die Menschen leiden, und wodurch sie in tausendfacher Weise im Leben gehindert und gequält werden? Fühlt doch jeder Einsichtige selbst das Ungesunde, Verwirrende und Hemmende solcher Fehler und trachtet daher nach Kräften, sich davon zu befreien. Fehlt aber selbst

diese Einsicht, so liegt es ja nur um so klarer zutage, daß die geistigen Fähigkeiten plump und unvollkommen sind und der Mensch daher um so weniger zu einer Korrektur seiner Fehler befähigt ist.

Der Laie ist nur allzu leicht geneigt, auch bei schweren krankhaften Zuständen über den Menschen in eng moralischer Weise zu urteilen. 'Er sollte eben' und 'er könnte schon, wenn er nur wollte' usw. sind die gewöhnlichen Phrasen, mit denen abnormen Menschen oft schweres Unrecht zugefügt wird. Wenn sich diese voreiligen Richter die Mühe nehmen wollten, das Leben vorurteilslos und sorgfältig zu beobachten, so würden sie auf Schritt und Tritt Gelegenheit haben, ihr Urteil zu vertiefen.

Schon bei der Nervosität, die doch meist nur in sehr geringem Grade geistiges Leben zu trüben vermag, lassen sich manchmal krankhafte Störungen beobachten, die mächtiger sind als alle Anstrengungen des Kranken. Die kleinen alltäglichen Sorgen und Erregungen erreichen dann eine so übermäßige Stärke, daß trotz aller Einsicht, wie unsinnig eine solche Aufregung ist, der Kranke davon unerträglich gequält und erschöpft wird und daher gezwungen ist, sich die unschuldigsten Zerstreuungen und Vergnügungen zu versagen, um nur ein mäßiges inneres Gleichgewicht sich zu erhalten.

Noch deutlicher zeigt sich bei den Schwachsinnigen die Schwierigkeit, durch bloßen Appell an die Einsicht und die Willenskraft etwas zu erreichen. Schwere Fälle von Idiotie sind ja freilich leicht zu erkennen; hier braucht es kein geübtes Auge und keine besondere Erfahrung, um die unübersteiglichen Schranken zu erkennen, die die Natur einem so bedauernswerten Geschöpfe gezogen hat. Anders aber verhält es sich bei jenen leichteren Formen von Schwachsinn, die an den normalen Zustand grenzen. Hier offenbart sich die mangelhafte Ausbildung des Gehirns oft nur durch Neigung zu Eigensinn, Verstocktheit, Lügenhaftigkeit und Diebstahl. Eltern und Erzieher sind in solchen Fällen meist sofort bereit, energisch diese Fehler 'auszutreiben'. Helfen Ermahnungen nicht, so schreitet man zu Prügeln, und je weniger man erreicht, um so härter werden die Strafen, und um so größer wird die Enttäuschung. Die meisten Fälle von Kindermißhandlung betreffen solche Schwachsinnige, deren Eltern es nicht verwinden können, so eigensinnige und verstockte Nachkommen zu haben, und die in bester Absicht diese Art von 'Erziehung' durchführen.

Ganz besonders roh und unverständig benehmen sich die meisten Menschen dann, wenn bei mehr oder weniger entwickeltem Verstand vorwiegend das Gefühlsleben fehlt, oder, wie das bei solchen Defekten ziemlich häufig ist, eine wirkliche Gefühllosigkeit und Neigung zur Grausamkeit, Tierquälerei usw. vorhanden ist. Da glaubt jedermann, keine Strafe sei für solche Verirrungen schwer genug, obwohl man damit nie etwas anderes erreicht als eine furchtsame Verstocktheit und Entfremdung. Denn dieser Mangel an Gefühl, die Unfähigkeit, mit einem anderen Wesen, Tier oder Mensch, mitzufühlen, ist sehr oft nichts anderes als eine besondere Form von Schwachsinn, der eine andauernde Aufsicht und Leitung, aber keine Strafe erheischt.

Ueber einen ganz typischen Fall dieser Art berichteten vor einigen Wochen die Zeitungen. Ein vierzehnjähriges Mädchen wurde von den Eltern wegen eines Vergehens getadelt. In der Wut darüber versuchte sie, die Eltern durch Lysol, das sie in den Kaffee schüttete, zu vergiften. Ein kleiner achtfähriger Bruder verriet jedoch den Plan, und das Mädchen beschloß, an ihm Rache zu nehmen. Als die Eltern zur Arbeit gegangen waren, band sie ihm Hände und Füße, ließ ihn in der Stube liegen und zündete das Haus an, um ihn so umzubringen. Nur durch herbeigeeilte Nachbarn konnte er gerettet werden. — Einem normalen Kinde würde so etwas nie und nimmer einfallen, da hundert gesunde Instinkte es selbst vor dem bloßen Gedanken bewahren würden. Beim Schwachsinnigen fehlen alle diese Instinkte: das Wohl der Eltern und der Geschwister, Ehrgefühl, Liebe, Mitleid, der Sinn für Eigentum, alles das spielt nicht die geringste Rolle in seinen Erwägungen, weil überhaupt alle feineren Gefühlseigenschaften fehlen; nur Wut, Rachegeanken und rücksichtslose Begehrlichkeit haben in einem so beschränkten Kopfe Platz. Auch die Strafe macht bei solchen Menschen meist nicht den geringsten Eindruck. Oft schon kam es vor, daß bei den Gerichtsverhandlungen solche Schwachsinnige noch stolz darauf waren, der Mittelpunkt des Interesses so vieler Menschen zu sein. Ein zwölfjähriges Mädchen, das ein kleines Kind zum Fenster hinaus zu Tode gestürzt hatte, um ihm seine Ohrringe zu rauben, verriet nicht die leiseste Reue über seine Tat. Nur einmal wurde während der Gerichtsverhandlung sein Auge feucht, als es erzählte, daß es im Gefängnis nur trockenes Brot bekommen habe.

Es ist ja wohl möglich, daß mit zunehmendem Alter ein solches Gehirn sich noch weiter entwickelt und der primitive Geisteszustand sich etwas bessert. Vielleicht wird ein so veranlagter Mensch noch fähig, ins Leben hinauszutreten, ohne sofort auf eine Versuchung oder ein Hindernis mit so schwachsinnigen und verbrecherischen Handlungen zu reagieren. Gewohnheit und Erziehung werden ihn vielleicht dazu bringen, in Zukunft Rechtsbrüche zu unterlassen; doch würde man sich sehr irren, wenn man in diesem geordneten Verhalten etwas anderes sehen wollte als bloße Dressur, als ein künstlich erhaltenes Gleichgewicht, das bei mangelnder Aufsicht oder infolge schlechten Beispiels sofort wieder dem alten, primitiven Zustand Platz macht. Diese Menschen sind und bleiben minderwertig; sie leiden an verkrüppeltem Geiste und haben daher, trotz ihrer scheußlichen Verbrechen, Anspruch auf unser Mitleid und unser Verständnis. Dauernde, lebenslängliche Aufsicht, sei es in einer kleineren Familie oder in einer gut geleiteten Anstalt, sei es hinter den Mauern eines Gefängnisses oder einer Irrenanstalt, ist oft die einzig vernünftige Behandlung.

Nicht selten hört man den Einwand, von Schwachsinn könne deshalb keine Rede sein, da bei diesem oder jenem Verbrechen eine große Raffiniertheit entwickelt wurde. Man vergißt, daß solche Raffiniertheit noch lange kein Zeichen einer höheren Intelligenz ist, sondern höchstens der Beweis eines beweglichen Verstandes, der aber stets nur auf das Erreichen eines sehr primi-



tiven Zieles gerichtet ist. Selbst bei manchen Tieren kommt ja gelegentlich eine solche Art von Schlaueit vor. Für das Bestehen vollwertiger menschlicher Geistes Eigenschaften liegt darin nicht der geringste Beweis.

Gewöhnlich begehen wir auch den Irrtum, bei solchen Defekten minderwertiger Menschen uns auf den Appell an das Gewissen zu verlassen und uns zu entrüsten, wenn wir sehen, wie wenig dies nützt. Wir verkennen auch hierin völlig den vom gewöhnlichen Menschen gänzlich verschiedenen Charakter und setzen unwillkürlich das gleiche Empfinden voraus, das unsere eigenen Handlungen leitet. Der Sinn für Recht und Unrecht ist ja freilich bei jedem normalen Menschen vorhanden; diese Fähigkeit des Unterscheidens ist ihm so natürlich wie die Fähigkeit des Sprechens. Aber das Gewissen kann, wie wir sehen, auch so stumpf sein, daß wir vergebens versuchen, es zu beleben und aufzuwecken. Also ist auch das Gewissen eine Geistesgabe, die nicht jedem in gleichem Maße zuteil wird; gibt es doch eine Menge von Leuten, die völlig die Fähigkeit des feineren Unterscheidens verlieren, sobald eigennützige Interessen, Vorurteile der Partei oder andere leidenschaftliche Gefühle mit im Spiele sind. Ein wirklich fein und stark ausgebildetes Gewissen ist stets zugleich der Ausdruck eines edeln, großen Geistes und der Beweis echter Bildung; denn es befähigt den Menschen, mit sicherem Urteil den Wert oder Unwert allen menschlichen Denkens und Handelns zu messen.

Wir sollten uns daher nicht wundern, wenn bei den vielen beschränkten, verschrobenen oder gar schwach sinnigen Insassen der Gefängnisse ein normal ausgebildetes Gewissen geradezu eine Seltenheit ist. Erfahrene Gefängnisbeamte haben schon oft bestätigt, daß bei typischen Verbrechern Gewissensbisse auffallend selten vorkommen. Und dabei bedeuten ja Gewissensbisse noch keineswegs immer wahre, tiefe Reue, sondern oft nur Furcht vor Strafe und Ladel, oder es sind abergläubische Selbstvorwürfe wegen Verletzung äußerlicher Satzungen und Gewohnheiten. Anstatt aufrichtiger, wahrer Reue zeigen Verbrecher sehr häufig entweder eine große Gleichgültigkeit gegen sich und andere oder aber eine völlig verkehrte, verschrobene Auffassung der verbrecherischen Tat. Auch kommen oft verbitterte oder verzweifelte Stimmungen vor mit dem Motto: 'Nun ist mir alles gleich, es ist doch alles umsonst.'

Kommen zu krankhaften Anlagen noch gar schlechte Erziehung oder andere verderbliche Einflüsse hinzu, so darf niemand sich wundern, wenn die feinere menschliche Natur allmählich von rohen, ungezügelter Trieben überwuchert und dauernd verdrängt wird wie in einem verwilderten Garten eine edle Blume vom Unkraut. Wer wirklich gründlich alle diese Störungen studiert, die so oft den Willen des Menschen in krankhafter Weise binden und seine Einsicht trüben, der wird sich nicht wundern, wenn die Ärzte manchmal Verbrecher durch Feststellung der Unzurechnungsfähigkeit vor dem Richter entschuldigen. Auf solche krankhaft gestörte Menschen vermag die heute übliche Strafe ja doch nicht bessernd zu wirken, im Gegenteil: Das Zuchthaus trennt sie nur noch mehr von teilnehmenden Menschen, und

so werden sie jedes wohlthätigen Einflusses und jedes Haltes beraubt. Freilich darf der Unzurechnungsfähige auch nicht, wie dies leider immer wieder vorkommt, den alten Versuchungen überlassen werden, da er ihnen nun einmal nicht gewachsen ist. Der Unzurechnungsfähige, der ein Verbrechen begeht, hat seine Freiheit verwirkt; er gehört unter dauernde Aufsicht, aber zugleich auch unter eine verständige Pflege, die dem krankhaften Zustand angepaßt ist.

Beim normalen Durchschnittsmenschen bestehen neben manchen Schwächen viele gesunde Instinkte, die unwillkürlich alle Gedanken und Handlungen beherrschen. Je gebildeter der Mensch ist, um so bewußter werden ihm diese gesunden Instinkte, um so klarer vernimmt er die Stimme des Gewissens. Echte Bildung beruht ja nicht vorwiegend auf Wissen, sondern sie ist eine durch beständige Übung erlangte Kraft der edleren Triebe, eine innere Abklärung durch vertieftes Erleben, das Herz und Geist in gleicher Weise ergreift. Sicherheit und Kraft durchdringt dann die ganze Seele; alle verschwommenen störenden Regungen werden verdrängt. Eine starke Persönlichkeit entwickelt sich, die nicht in nebensächlichen Begehrlichkeiten aufgeht und nicht von den Nothen des Tages abhängt, sondern die in Wahrheit und Gerechtigkeit wurzelt.

Was ist natürlicher als diese Entwicklung zum entschiedenen Charakter und zum vollwertigen Menschen? Und doch treffen wir diese Vollkommenheit, zu der unsere Seelenkräfte doch so deutlich hinstreben, im Leben verhältnismäßig selten. Der Mensch ist meist wie ein Rohr, das der Wind hin und her weht; er lebt nicht nach den tieferen<sup>o</sup> Gesetzen seiner inneren Natur, sondern zufällige, unbedeutende Ereignisse bestimmen sein Handeln. Nicht er drückt der Welt seinen Stempel auf, sondern die Welt beherrscht ihn; die Umgebung und die Laune des Zufalls machen aus ihm, was sie wollen. Der Durchschnittsmensch ist schwach; kein Wunder, daß der schwache Geist auch des normal veranlagten Menschen leicht in krankhafter Weise gestört wird. Eine leidenschaftliche Erregung, Zorn, Arger oder Trauer treibt oft den Menschen zu sinnlosen, krankhaften Handlungen. Widrige Verhältnisse, die den Geist in dauernder Spannung erhalten, können einen von Natur frohmütigen Menschen in einen gereizten, ärgerlichen Haus tyrannen verwandeln. Bei Kindern ist der Einfluß solcher psychischer Erregungen und Ermüdungen besonders deutlich zu sehen; jede Mutter weiß, wie leicht zarte Kinder nach stärkeren Anstrengungen zu Verdroßtheit und Eigensinn neigen, und wie nach einem tüchtigen Schlaf alle Unart verschwunden ist. Schwere Überarbeitung vermag selbst die Energie eines starken Mannes zu brechen und ihn in einen Zustand völliger Mutlosigkeit und geistiger Erschlaffung zu stürzen. Die Roheiten und Gewalttätigkeiten, die unmäßiger Alkoholgenuß verschuldet, sind jedermann bekannt.

Freilich darf uns diese Einsicht nicht dahinführen, daß wir der schwachen, charakterlosen Mutter gleichen, die ja auch die Fehler ihres Kindes versteht, dabei aber ihre erste Pflicht vergißt, aus ihm einen ganzen und

gesunden Menschen zu machen. Nicht nur für Krankheiten des Körpers, auch für die Krankheiten der Seele gibt es oft eine zur Heilung führende Behandlung. Wohl sollen wir die schweren Ketten erkennen, die als unerklärliches Verhängnis den Geist so vieler Unglücklicher in Knechtschaft halten; aber vergessen wir nicht, daß doch immer im Menschen auch gesunde Keime schlummern, die wir wecken und entwickeln müssen, wenn sie nicht von selbst durch kräftiges Wachstum sich zu behaupten vermögen. Wir sind verantwortlich für das Wohl unseres Nächsten und daher sogar verpflichtet, ihn womöglich zu bessern. Wenn sein stumpfes Gewissen verlernt hat, die Rechte und Bedürfnisse des Mitmenschen zu achten, so hat natürlich auch die Strafe ihre Berechtigung. Das Leben selbst belehrt uns ja nicht anders; jedes Vergehen rächt sich naturgemäß am Täter und verlangt seine Sühne. Wie oft schon hat ein schwerer Schicksalsschlag aller eiteln Streberei auf einmal ein Ende gemacht und dem Menschen für ein ernsteres Leben die Augen geöffnet. Wo aber der Mensch die stille, unaufdringliche Sprache des Lebens nicht versteht, da sollen einsichtige Erzieher ihm diese Sprache verdeutlichen und ihn die Folgen seines verkehrten Handelns fühlen lassen. Eigenes Leiden soll dem Übeltäter zeigen, wie weh er mit jedem Rechtsbruch dem Nächsten tut, und wie ernst die sittliche Weltordnung zu nehmen ist. Niemals aber darf Willkür, Zorn oder Arger die Strafe diktieren!

Wichtiger aber als Strafe wirkt ein geistiger Einfluß, der auf wahren Verständnis für die Fehler und auf wirklicher geistiger Überlegenheit beruht; das zeigt gerade der Verkehr mit schwer zugänglichen, verschrobenen, geistig verkrüppelten Menschen. Teilnehmende, gütige Gesinnung, die das Vergangene versteht, die aber zugleich den Weg zeigt zu einem reicheren und schöneren Leben, vermag oft allein auf einen Verbrecher noch zu wirken. Wie oft haben Menschen, deren Denken und Handeln echte christliche Nächstenliebe leitete, verstockte Zuchtungskandidaten durch wohlwollende Aufnahme in ihre Gemeinschaft zu anständigen Menschen gemacht!

Besonders auffallend und schlagend zeigt sich die Macht solcher auf Güte und Einsicht begründeten Menschenbehandlung im Verkehr mit Geisteskranken. Noch vor hundert Jahren hatten jene engen, stets zur Strafe geneigten Moralisten auch in der Irrenanstalt die Herrschaft: Zwangsstühle, eiserne Ketten, eiskalte Douche und andere Martern mußten helfen, die armen Kranken im Zaume zu halten; ein solches Haus war daher ein Ort des Schreckens, wo Verzweiflung und ohnmächtige Wut sich lärmend Luft machten. Welch ein Unterschied gegen heute! In einer gut geleiteten, modernen Irrenanstalt ist jedes Zwangsmittel verpönt, und das oberste Gebot heißt, nie einen Schlag zurückzugeben und nie eine Schmähung mit Gleichem zu vergelten. Durch diesen Geist wirklicher Überlegenheit wird aus einer solchen Anstalt, wo doch so viele reizbare und aufgeregte Menschen beisammenwohnen, ein Hort des Friedens, wo die meisten Kranken sich weit wohler und zufriedener fühlen als in der Freiheit. Das Haus, das vor hundert Jahren noch der Tummelplatz der wildesten leidenschaftlichen Gefühle war, ist jetzt

ein Asyl, das die Kranken schützt vor ihren Mitmenschen, die immer noch glauben, mit Zorn, Herrschsucht und Wiedervergeltung die Fehler der andern unterdrücken zu können.

Man wende nicht ein, daß bei Geisteskranken jene Regeln notwendiger und wirksamer seien als bei Gesunden. Beim Geisteskranken läßt sich diese Notwendigkeit nur leichter beweisen; denn hier rächen sich alle falschen Maßnahmen schneller und deutlicher, weil er gereizter und mit weniger Überlegung darauf reagiert. Es ist aber auch keineswegs leichter, den Fehlern der Geisteskranken gegenüber ruhig und überlegen zu bleiben, wie viele meinen; denn die Bosheiten und anderen Fehler der Geisteskranken sind mindestens ebenso verlegend und unangenehm wie die der 'Gesunden'. Die Wärter und Wärterinnen in Irrenanstalten müssen sich oft lange in der Geduld üben, bis sie vollständig sich beherrschen lernen. Nur die Strafe sofortiger Entlassung bei jeder rohen Äußerung vermag, wenn auch nicht immer, ihre Leidenschaften zu zügeln, sofern nicht echte christliche Nächstenliebe von selbst sie auf eine so hohe Stufe hebt.

Die Erfahrungen, die aus der Erziehung und Behandlung geistig abnormer Menschen sich ergeben, lassen sich in drei Hauptforderungen zusammenfassen:

Erstens brauchen sie geistige Ruhe und Stille. Man muß ihnen allen jenen unfruchtbaren und aufregenden Streit und Hader ersparen, in die sie sich durch ihre eigene Gereiztheit und Verschrobenheit so leicht verwickeln. Sie müssen daher in eine Umgebung versetzt werden, wo reifes Verständnis und wahre geistige Überlegenheit herrscht.

Zweitens müssen die gesunden Kräfte geübt werden, damit diese allmählich die krankhaften Regungen zurückdrängen. Durch tüchtige, aber nicht übermäßige Arbeit müssen solche Leute wieder lernen, ihr zerfahrenes, verwildertes Ich einem ernstern Zwecke unterzuordnen und so sich zu sammeln und zu stärken.

Drittens bedürfen sie ernstester geistiger Leitung. Sie brauchen für ihren Charakter und ihr Gewissen ein Vorbild, das sie lieben und verehren können, denn ohne ein solches Vorbild verliert ihr schwacher Geist den richtigen Maßstab für das Leben. Solche Ideale sind ein mächtiger Ansporn zur geistigen Gesundung und bewahren das Seelenleben vor aller schwächlichen, unfruchtbaren Zerfahrenheit.

Das allein ist eine seelisch wirksame Behandlung, wogegen das bloße übliche Tadeln und das mechanische Unterdrückenwollen der Fehler stets nur eine schlechte Wirkung hat; denn es regt auf und reizt zu Zorn und Widerstand.

Wer könnte bestreiten, daß diese Forderungen auch für den normalen Menschen gelten?

Sind alle diese Erfahrungen nicht eine auffallende Bestätigung jener Gebote, die einst Christus, erleuchtet durch reinste Menschenliebe, uns verkündet hat? Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm

auch die linke dar.' Das allein ist die wahre Überlegenheit, die sich gar nicht auf rohe Gewalt einläßt. Die moderne Irrenanstalt, wo die Vermeidung jedes Zwanges und jeder Gewalt zum ersten Grundsatz erhoben ist, zeigt deutlich die wunderbare Macht, die solche Milde und Überlegenheit selbst auf den aufgeregtesten Menschen ausübt. Nur scheinbar ist dieses Weichen vor der Gewalt Schwäche, in Wirklichkeit aber wahre geistige Größe.

Und wie klar erschaute Christus die tieferen Ursachen unserer Unvollkommenheit, die so oft mit der Unerbittlichkeit einer grausamen Naturnotwendigkeit alle menschlichen Anstrengungen zuschanden macht. Nie spricht er von der 'Sünde' in eng moralisierender Weise, sondern stets erfüllt vom Mitleid mit dieser Schwachheit und mit dem Wunsche, die Menschen davon zu erlösen und sie aus ihr heraus zur Kraft und zum Leben zu führen. Das ganze Evangelium ist ja vor allem eine wunderbar klare und tiefe Anleitung zur geistigen Hygiene, die wir bei unserer angeborenen geistigen Schwachlichkeit dringend nötig haben. Wenn wir bescheiden diese unsere Schwachheit anerkennen, so erschöpfen wir unsere Kraft nicht in plumpem Arger und unsinnigem unfruchtbarem Tadel. 'Du sollst deinem Nächsten nicht nur siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal verzeihen.' Wollen wir einen Weg finden zur Überwindung der menschlichen Schwachheit, so ist ein solches tiefes und weises Verständnis für unsere Fehler der erste und unerläßliche Schritt dazu.

Vermögen wir den Menschen in seiner Mitleid erregenden Schwachheit nicht zu erkennen, so geraten wir sofort in Selbstüberschätzung. Jene Männer des Gesetzes, jene 'Gerechten', die stets mit selbstgerechtem Tadel, mit Zorn und Arger bereit sind, über den Nächsten wegen eines Fehlers herzufallen, sie ahnen nicht, daß sie gerade durch diesen Zorn und diese Selbstgerechtigkeit weiter von Wahrheit und Gerechtigkeit abirren als die, die sie zurechtweisen wollen. 'Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.' Der, der richtet, umgibt sein Herz mit unübersteiglichen Schranken liebloser Kälte. Dann muß die lebendige Liebe zum Nächsten, die doch die wichtigste und kräftigste Äußerung alles geistigen Lebens ist, ersticken. Das lieblose Verurteilen ist immer unfruchtbar; denn im Richter erzeugt es nur eitle Selbstgerechtigkeit und im Gerichteten Mißtrauen und Haß.

In der späteren christlichen Überlieferung treffen wir diese weitherzige und einsichtige Auffassung der Charakterfehler wiederum, wenn auch die Ausdrucksweise sich ändert. Der Paulinische Gedanke von der Berufung, von der Vorausbestimmung, die nicht von unserem Willen, sondern von der Gnade Gottes abhängt; die Lehre von der Erbsünde, wie sie durch Augustinus geklärt wurde; alle diese Auffassungen verraten eine tiefe Einsicht in unsere Gebrechlichkeit: Wir liegen im Banne einer 'Schuld', von der wir uns zu befreien haben; niemand hat aber das Recht, uns dieser Schuld, dieser Schwäche wegen lieblos zu verurteilen; denn ihr Ursprung geht weit hinaus über unser persönliches Verschulden. Nicht alle sind berufen. Die Gaben sind sehr ungleich verteilt. Vom Schwachsinrigen bis zum geistig hervorragenden

Menschen gibt es zahllose Zwischenstufen. Wie oft unterliegt da der einzelne den großen Anforderungen, die das Leben stellt. Nur der, dessen Kräfte genügen, vermag den Kampf zu bestehen und durch den Kampf selbst zu wachsen. „Wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat,“ das ist eine grausame, aber durch die Wirklichkeit immer wieder bestätigte Lebenswahrheit.

Wer durch solche Tatsachen sich entmutigen läßt, der vermag nicht das Ganze des Lebens zu übersehen; er bleibt an einer einzigen Erscheinung hängen. Er sieht nur die Schwäche des Menschen, nicht aber auch seine Größe. Bei unseren körperlichen Krankheiten verhält es sich ja nicht anders. Unsere Gesundheit ist von tausend Gefahren bedroht; Millionen von Menschen leiden an angeborener Schwächlichkeit oder sind ihr ganzes Leben lang Krüppel. Wer ist so töricht, deshalb die Hände in den Schoß zu legen und sich tragem Jammer zu überlassen? Welch klägliches Anblick bietet der Hypochonder, der stets sich vor diesen Gefahren fürchtet oder bei etwa vorhandener Krankheit immerwährend sein Übel beklagt! Der vernünftige Mensch strebt vorwärts, auch wenn das Schicksal ihn hart bedrängt; er handelt wie der Feldherr, der trotz tödlicher Wunde die Schlacht bis zum Siege leitet, wie der Lahme, der vom stillen Winkel aus mit lebendigster Teilnahme Welt und Menschen betrachtet, oder wie der Blinde, der mit tastenden Fingern liest und arbeitet. Alle diese überwinden durch Willenskraft schwerste körperliche Hemmungen und zeugen vom Siege des Lebens über den Tod.

Auf geistigem Gebiete haben wir ganz analoge Verhältnisse. Wohl ist selten einer berufen zu genialer Geistesgröße. Aber ernster Wille vermag uns mächtig zu fördern. Andauernde Übung des Willens und tiefere Bildung vermögen das Herz für das Hohe und Echte empfänglicher zu machen; ein lebendiges Beispiel, das Hoheit und Kraft verkörpert, kann mit hinreißender Gewalt uns zur Überwindung unserer Schwächen begeistern. Der normale Mensch trägt neben all seiner Schwäche in sich einen Funken göttlicher Hoheit und Kraft. Neben dem Reiche der Naturnotwendigkeit gibt es ein Reich der Freiheit. Unzählige Menschen haben, erfüllt von mächtiger Begeisterung, jene Schranken durchbrochen, die die Natur uns gezogen hat. Sie haben als Helden gelebt und sind als Helden gestorben. Die natürliche Furcht vor dem Tode, das Hängen an zeitlichen Gütern, die angeborene Trägheit und Bequemlichkeit, alles das zerstob wie Spreu vor dem Winde.

Nicht genug können wir uns diese Fähigkeit zur Freiheit und zur Überwindung vor Augen halten. Der Glaube an sie stärkt und erhebt uns. Seien wir überzeugt, daß alle Schwierigkeiten in uns und um uns nur dazu da sind, um besiegt und überwunden zu werden! Alles geistige Leben ist ja beständiger Sieg über die ungesunden, kleinlichen Regungen und Beschränktheiten unserer Natur. Diesen Sieg zu erringen und durch den Kampf selbst innerlich zu wachsen bis zur völligen geistigen Gesundheit,

bis zur Entfaltung der feinsten und stärksten seelischen Kräfte, das ist der Zweck unseres Lebens. Glaube, Liebe, Hoffnung, die drei obersten christlichen Tugenden, sind der treffende Ausdruck für den inneren Zustand des siegenden und gesunden Geistesmenschen.

Zwei Reiche streiten in der menschlichen Seele um die Herrschaft. Das Licht kämpft gegen das Dunkel, die Hoheit gegen die Niedrigkeit, das Edle gegen die Gemeinheit, der Glaube gegen die Verzagttheit, die Liebe gegen die Kälte, das Leben gegen den Tod. Seien wir uns unserer Verantwortlichkeit bewußt! Lernen wir erkennen, um welch hohe Güter es sich in diesem Kampfe handelt und wie häßlich und lähmend die Macht ist, die wir besiegen sollen. Unsere Erkenntnis und unser Wille sind die Waffen, mit denen geistiges Leben triumphiert über geistigen Tod. Gebrauchen wir täglich diese Waffen, dann werden wir stark im Kampfe. Ohne ernstes Streben, ohne beständige Übung im Überwinden seelischer Schwierigkeiten gibt es keine innere Freiheit und geistige Gesundheit.


Alle unsere Forschungen sollen dem einen Zweck dienen, tiefer das Leben zu erkennen und uns die Herrschaft darüber zu geben. Das Studium der Charakterfehler enthüllt uns den Menschen in seiner ganzen Schwäche und Beschränktheit. Wohl mag uns diese Erkenntnis hier und da traurig stimmen; zugleich aber wird sie uns anfeuern, mit inniger Sehnsucht aus diesen Niederungen der Häßlichkeit und des Todes zur Höhe einer edlen Menschlichkeit emporzuklimmen.

Nur, wenn wir die ganze schwere Gebundenheit des Menschen überblicken, vermögen wir auch unserem Nächsten wirksam zu helfen. Versuchen wir ihn zu verstehen und richtig zu behandeln. Lernen wir endlich ein verfeinertes, der christlichen Kultur würdiges Verhalten gegen den Mitmenschen, da doch dies allein fruchtbar und fördernd wirkt. Wann endlich werden wir die rohen, geistlosen Versuche, unsere Nächsten zu bessern, verlassen? Mag unsere natürliche Geistesverfassung noch so schnell zu diesen plumpen Mitteln greifen, so sind sie trotzdem verwerflich. Sie sind stets der Ausdruck eines ungebildeten Geistes, der nicht aufbaut, sondern niederreißt, der nicht Liebe und Vertrauen, sondern Haß und Verbitterung erzeugt. Nehmen wir uns die Mühe, ruhig und ernstlich über die Beziehungen zu jedem unserer Nächsten nachzudenken; denn diese Beziehungen bilden ja den wichtigsten Teil unseres Lebens. Dann werden wir immer mehr von den gedankenlosen, unfruchtbaren, nervösen Erregungen zu einer tieferen Einsicht gelangen; wir werden jene selbstlose geistige Übersicht gewinnen, wo einzig Gerechtigkeit und Liebe unsere Handlungen leitet. Nur dann genießen wir auch die Segnungen wahrer, christlicher Kultur, und selbst der geistig schwache Mensch, der sonst in Zank und Streit, im beständigen Kampf um eigennützige Interessen untergeht, wird seinen Gaben entsprechend fruchtbar wirken und schaffen können.

# Die Energie in der Weltwirtschaft

## Von Georg Siemens

---

in gutes deutsches Wort für Energie? Man hat eine große Zahl von Übersetzungen in Vorschlag gebracht: am besten scheint mir noch immer der Ausdruck ‚Arbeitsvermögen‘ oder noch richtiger ‚Arbeitsfähigkeit‘ den Sinn des Fremdwortes wiederzugeben. Vielleicht hätten sich diese Bezeichnungen schon mehr eingebürgert, wenn sie nicht ein wenig schwerfällig wären, wie so manches bei uns. So aber sind sie dem Sprachgebrauch noch ungewohnt. Bleiben wir daher vorläufig bei der ‚Energie‘.

Darunter versteht der Ingenieur alles das, was im wirtschaftlichen Leben als Naturkraft zur Arbeitsleistung herangezogen werden kann: mechanische Energie, Wärme-Energie, elektrische Energie. Von diesen drei Formen kommt aber die letzte, die elektrische Energie, in der freien Natur nicht derart vor, daß sie ohne weiteres wirtschaftlich verwertet werden könnte: alle im wirtschaftlichen Haushalt verbrauchte Elektrizität ist erst vom Menschen aus einer der beiden anderen Energie-Formen gewonnen worden. Als Rohprodukt bietet die Natur die mechanische und die Wärme-Energie. Die mechanische Energie, wenn man von der menschlichen und tierischen Muskelkraft absieht, in der Kraft des Windes und des fallenden Wassers, die Wärme-Energie in der Sonnenstrahlung und den natürlichen Brennstoffen.

Die Ausnutzung des Windes hat früher eine große Rolle in der Schifffahrt gespielt, eine gewisse Bedeutung auch für einzelne Gewerbe, z. B. die Müllerei besessen. Heute hat die Windkraft als Motor bei feststehenden Anlagen alle Bedeutung verloren: sie wirkt viel zu unregelmäßig, als daß man irgend eine geordnete Gütererzeugung darauf gründen könnte. In der Schifffahrt andererseits geht der Anteil des Segels von Jahr zu Jahr derart zurück, daß er bald verschwindend gering sein wird. Selbst die Versuche, für gewisse Sonderzwecke, z. B. den Salpetertransport von Chile nach Deutschland, große mit der Technik der Neuzeit ausgerüstete Segler laufen zu lassen, können an diesem Gesamtbilde nichts mehr ändern. Mit der Ausnutzung der unmittelbaren Sonnenstrahlung andererseits verhält es sich noch ungünstiger als bei der Windkraft: die Nachahmung der bekannten kalifornischen Spielereien verbieten anderswo schon die Witterungsverhältnisse. So bleiben also für die vorliegende Betrachtung nur noch die Wasserkräfte übrig und andererseits die Brennstoffe, nämlich die natürlichen Destillationsprodukte des Holzes (Torf, Braunkohle, Steinkohle), die Naturgase und die Erdöle.

Will man sich über die Bedeutung der einzelnen Energiequellen ein Bild machen, so muß man ihre vorhandenen oder, richtiger gesagt, ihre erreichbaren Mengen zahlenmäßig miteinander vergleichen. Ein solcher Vergleich ist theoretisch sehr einfach durchzuführen. Denn das Gesetz von der Erhaltung der Energie lehrt, daß man die eine Energieform in die andere umformen



kann, ohne daß bei diesem Umwandlungsprozeß endgültig etwas verloren geht. Daher kann man alle Energieformen rechnerisch auf gemeinsame Grundmaße zurückführen. Am einfachsten wählt man als Grundmaß das Jahreskilowatt, d. h. man gibt diejenige Durchschnittszahl von Kilowatt (1 KW = 1,36 PS) an, welche die zu bewertende Energiequelle während eines Jahres leisten kann. Dann ist ein Vergleich zwischen den einzelnen Quellen ohne weiteres möglich.

Von den vier genannten Formen: Wasserkräfte, Kohlen, Rohöle und Naturgase hält der Laie die Wasserkräfte gewöhnlich für die ergiebigste Quelle, die uns aushelfen muß, wenn die Kohlenlager der Welt einmal erschöpft sein werden, und die anderen Möglichkeiten bewertet er in der angegebenen Reihenfolge. In Wirklichkeit steht die weiße Kohle vorläufig an letzter Stelle, denn die — allerdings für das Jahr 1909 ermittelten — Vergleichsziffern für die vier Hauptquellen im Umfang ihrer damaligen Ausnutzung lauteten:

Wasserkräfte	2 500 000	Jahreskilowatt,
Naturgase	2 720 000	"
Rohöle	8 400 000	"
Kohle	107 600 000	"

Nun wird sich dies Verhältnis allerdings bald verschieben, wahrscheinlich hat es sich sogar schon verschoben. Denn mit dem in den nächsten Jahren zu erwartenden Ausbau zahlreicher großer Wasserkräfte wird deren Anteil an der gesamten Energie-Erzeugung wahrscheinlich erheblich steigen. Was bis jetzt an Wasserkraftanlagen besteht, ist nur ein geringer Bruchteil des Möglichen. Ein paar Zahlen mögen das erläutern. In Norwegen schätzt man die mittlere Gesamtleistung, welche aus den Wasserkräften des Landes an der Turbinenwelle bei vollem Ausbau gewonnen werden kann, auf acht Millionen PS, davon ist heute höchstens eine Million ausgenutzt. Die gesamten Wasserkräfte Schwedens sind unter den gleichen Voraussetzungen auf 6,2 Millionen PS veranschlagt worden, ausgebaut dagegen sind erst höchstens 700 000 PS. In Frankreich könnten nach den vorliegenden Schätzungen etwa 9,2 Millionen PS gewonnen werden, während vorläufig erst 650 000 PS verfügbar sind. Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen den bisher verwerteten und den erreichbaren Wasserpferdestärken in Italien, der Schweiz und den österreichischen Alpenländern. Deutschland ist leider weniger reich gesegnet mit der weißen Kohle als die bisher genannten europäischen Länder, immerhin berechnet allein für das Königreich Bayern südlich der Donau, also das deutsche Alpengebiet, die bekannte Denkschrift des bayerischen Staatsministeriums die verwertbare Wasserkraft zu etwa 560 000 PS, von denen bis jetzt erst ein ganz geringer Bruchteil zur Ausnutzung gelangt. Diese wenigen Ziffern zeigen, daß die Ausnutzung der weißen Kohle in der nächsten Zeit sich rasch steigern wird, besonders wenn solch großzügige Projekte zur Ausführung kommen wie das der Fernversorgung von Paris aus den Wasserkräften der oberen Rhone bei Bellegarde, wo 250 000 bis 300 000 PS gewonnen und ins Seinedepartement

übertragen werden sollen. Berücksichtigt man ferner, daß im außereuropäischen Kolonialland noch sehr große Wasserenergien völlig brach liegen, die vorläufig wegen ihrer beträchtlichen Entfernung von den Industrie- und Kulturmittelpunkten auf ihre Erschließung warten müssen, wie z. B. die des Kongo, des Sambesi, die Panganifälle, die aber sicherlich später einmal in die Weltwirtschaft werden einbezogen werden, so erkennt man, daß die Ausnutzung der weißen Kohle, entsprechend den ungemein raschen Fortschritten der elektrischen Kraftübertragung, in raschem Steigen begriffen ist.

Auf der anderen Seite ist aber auch bei der Rohölgewinnung und der Kohlenförderung eine erhebliche Steigerung für die nächste Zukunft unschwer vorauszusagen. Die Erzeugung von Rohöl ist von 19,5 Millionen t im Jahre 1900 auf etwa 45 Millionen t im Jahre 1910 gestiegen, also innerhalb eines Jahrzehntes um mehr als das Doppelte. Die vielfachen Funde von Erdölfeldern in allen möglichen Teilen der Welt lassen zudem vermuten, daß diese Steigerung vorläufig noch anhalten wird. In ähnlicher Weise ist die Kohलगewinnung in die Höhe geschneilt. Um nicht zu viel Zahlen zu bringen, seien nachstehend nur die Ziffern für die deutsche Steinkohlenförderung in den letzten fünf Jahren untereinander gesetzt:

Jahr	Förderung in Millionen t
1909	148,96
1910	152,88
1911	160,74
1912	177,09
1913	191,51

Im Jahre 1900 betrug die deutsche Steinkohlenförderung etwa 109 Millionen t! Man sieht, daß auch hier die Erzeugung in äußerst raschem Zeitmaß voranschreitet.

Nur in der Ausbeute an Naturgasen, die in nennenswertem Maße bisher eigentlich nur in den Vereinigten Staaten stattgefunden hat, ist nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit kein wesentlicher Fortschritt mehr zu erwarten, denn die früher unerschöpflich scheinenden amerikanischen Quellen lassen allmählich nach, und das Auffinden von neuen ist vorderhand unwahrscheinlich.

Unter Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse glaubt man für das Jahr 1919 folgende Erzeugungsziffern für die vier genannten Energiequellen erwarten zu dürfen.

Wasserkräfte	4 340 000	Jahreskilowatt,
Naturgase	2 720 000	"
Rohöle	12 200 000	"
Kohle	130 000 000	"

Wohlgemerkt: Diese Zahlen sind roh geschätzt, können also um 15 Proz. falsch sein. Aber auch wenn sie vom tatsächlichen Ergebnis so weit abweichen sollten, so würde dadurch noch immer nicht die Tatsache aus der Welt geschafft werden, daß die aus der Kohle erzeugte Energie mehrere hundert

Prozent größer ist als alle anderen Kraftvorräte zusammengenommen. Mit der Bedeutung der Kohle für die Weltwirtschaft kann sich nichts anderes messen, und wenn bei der Erörterung über die mögliche Erschöpfung der Kohlenlager gern leichtfertig gesagt wird, daß man dann schon einen Ersatz gefunden haben würde, z. B. die weiße Kohle, so macht man sich dabei wohl nicht das zahlenmäßige Verhältnis der einzelnen Energiequellen klar. Die Kohle ist heute und für die Zukunft, die wir heute abschätzen können, das wichtigste Fundament unserer ganzen wirtschaftlichen Kultur.

An dieser Stelle drängt sich von selbst die Frage auf: es ist doch früher ohne Energie gegangen; noch vor 150 Jahren waren die in der Wirtschaft ausgenutzten Energiemengen gegen die heutigen lächerlich klein, die Kohle z. B. noch fast unbekannt, und doch war eine blühende wirtschaftliche Kultur möglich. Warum ist das jetzt anders? Was hat sich gegen früher so sehr verschoben?

Die Nationalökonomien älterer Schulen — und ihnen nachbetend auch viele heutige ‚Volkswirte‘ — unterschieden drei Grundbestandteile des wirtschaftlichen Lebens: Natur, Arbeit, Kapital. In dieser Begriffsteilung, die den heute maßgebenden Verhältnissen wenig gerecht wird, kommt die wahre Bedeutung der Energie natürlich nicht zum Ausdruck, selbst wenn man sie unter den Begriff ‚Natur‘ einrechnen will. Daß die durch die Natur dargebotenen Energiemengen ganz anders ausgenutzt werden können als früher, also auch etwas wesentlich anderes darstellen als früher, darauf beruht eigentlich unsere heutige Volkswirtschaft. Die Ausnutzung der Energie hat die heutige Arbeitsteilung, die man sonst gerne als die erste Ursache der großen Umwälzungen ansprechen möchte, erst möglich gemacht. So ist die Energie einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Produktionsfaktor geworden. Wie weit er von jedem Lande verwertet wird, ist heute von einschneidender Bedeutung für die Weltwirtschaft geworden. Diese Bedeutung der Energie für das wirtschaftliche Gedeihen eines Landes und Volkes stammt aus zwei Wurzeln, die getrennt betrachtet werden müssen.

Zunächst stellen die verfügbaren Energiemengen ein bestimmtes Kapital vor für das Land, welches sie besitzt, ein Kapital, das möglichst hohe Zinsen tragen soll. Denn jeder Vorgang in der Gütererzeugung braucht eine gewisse, genau feststellbare Menge Energie zu seiner Durchführung. Die benötigte Energie ändert sich im Laufe der Zeit, wird mit der Vervollkommenung der Verfahren immer geringer, bleibt aber stets ein wesentlicher, schwer ins Gewicht fallender Anteil an den gesamten Herstellungskosten. Es ist also von einschneidender Bedeutung, ob sie an Ort und Stelle gefunden wird oder erst herbeigeschafft werden, ob sie ohne weiteres verwandt oder erst veredelt werden muß, ob sie, ganz allgemein gesagt, billig oder teuer ist.

Neben diesem unmittelbaren besitzt die Energie aber einen mindestens ebenso hohen mittelbaren Wert. Denn da sie Vorbedingung für jeden Produktionsprozeß ist, übt sie auf alle Rohstoffe eine sehr starke Anziehungskraft aus: im allgemeinen wandern die Rohstoffe zur Energie, nicht umgekehrt.

Manche Länder besitzen schier unerschöpfliche Lager an Rohstoffen, dazu womöglich billige Arbeitskräfte, und doch entwickelt sich auf ihrem Boden keine Industrie, weil es an Energievorräten für die Weiterverarbeitung fehlt. So wanderte vormals die Rohbaumwolle der südlichen Vereinigten Staaten mit ihrer billigen Sklavenarbeit nach England, wo schon verhältnismäßig hohe Löhne herrschten, um dann als Kattun in alle Länder hinauszugehen und teilweise wieder zu ihrem Ursprungslande zurückzukehren. So wandern aus Marokko, aus Spanien, aus Schweden Eisenerze nach England und Deutschland, um dort auf den Lagerstätten der Kohle verhüttet zu werden. Aus dem Gebirge wird das gefällte Holz meilenweit unter großen Schwierigkeiten bis zu der Stelle gefördert, wo der Bergbach genügend Energie zur Verarbeitung abgeben kann: hier wird das Holz geschnitten, hier schleift die Papierfabrik es weiter. Die Aluminiumerzeugungsstellen liegen fast ausschließlich dort, wo große Wasserkräfte verfügbar sind, nicht auf den Fundstätten der Tonerde, und so manche andere chemische Industrie: die Erzeugung von Kalziumkarbid, von Kalkstickstoff usw. ist nur existenzfähig an den Gewinnungsstätten der weißen Kohle. Die Energie ist wenig freizügig: zwar kann die aus den Wasserkraften oder Brennstoffen erzeugte, Dank den Fortschritten der elektrischen Kraftübertragung, jetzt auf Umkreise von mehreren hundert Kilometern verteilt werden (so will man Berlin aus den sächsischen Braunkohlenfeldern, Kopenhagen aus dem Trollhättanfall in Südschweden mit Energie versorgen), aber umsonst ist dieser Transport natürlich nicht. Bei den Brennstoffen, insbesondere bei der Kohle, spielen die Transportkosten je nach den Umständen gewöhnlich noch eine größere Rolle: die außergewöhnlich hohen Kosten der Lebenshaltung „am Rand“ in Südafrika erklären sich zum großen Teil aus dem Mangel an Energievorräten. So sind die meisten großen Industriebezirke der Welt nicht dort entstanden, wo die Rohmaterialien gefunden werden, oder wo ein besonders billiges Angebot an Arbeitskräften zu erwarten stand, sondern an den Gewinnungsstellen der Energie.

Aus dieser Bedeutung der Energie für das Wirtschaftsleben ergibt sich der „energetische Imperativ“ Ostwalds: „Vergeude keine Energie, verwerte sie.“ So falsch es ist, diesen Grundsatz auf alle möglichen Lebensgebiete anzuwenden, so töricht der Mißbrauch ist, der mit ihm insbesondere auf geistigem und kulturellem Gebiete getrieben wird, so richtig und bedeutungsvoll ist er in allen rein wirtschaftlichen Beziehungen. Das einzelne industrielle Unternehmen muß in erster Linie eine wohlüberlegte Energiewirtschaft betreiben, wenn es im Wettbewerb bestehen will, und das Gedeihen des gesamten Wirtschaftskörpers eines Landes und Volkes wird ganz wesentlich davon abhängen, wie mit den natürlichen Hilfsmitteln hausgehalten wird. Für die Nation als solche hat diese Frage noch viel größere Bedeutung als für die Einzelwirtschaft, weil einmal in vielen Fällen die von der Natur dargebotenen Energiemengen sich nicht durch einen einzelnen ausnutzen lassen, und weil andererseits häufig nur der Staat durch allgemeingültige Gesetze



Paul Cézanne/Männliches Bildnis





und Verordnungen in der Lage ist, dem Mißbrauch, der Willkür und der Unvernunft Schranken zu ziehen.

Wenn auch der Grundsatz, mit den gegebenen Energievorräten hausälterisch umzugehen, eigentlich selbstverständlich erscheint, so ist er doch verhältnismäßig spät erkannt und noch später befolgt worden. Das ist zunächst darin begründet, daß man im Anfang unserer Industriegeichte die natürlichen Energievorräte für relativ und absolut unerschöpflich hielt. Relativ waren sie das auch. Was man z. B. in der englischen Industrie des achtzehnten Jahrhunderts an Kohlen brauchte, das wurde eben von den Gruben gefördert. Den Kohlenverbrauch der Dampfmaschinen mit Rücksicht auf die mögliche Erschöpfung der Flöze einzuschränken, wäre den Zeitgenossen wahrscheinlich als ein absonderlicher Gedanke erschienen, denn die vermuteten Kohlenvorräte waren unermesslich groß im Vergleich zu dem, was man unter den Kesseln verbrannte. Solange ferner der Bergbach noch immer überschüssiges Wasser hatte, verglichen mit dem, was durch die Mühle strömte, brauchte man sich um den Wirkungsgrad des Wasserrades nicht den Kopf zu zerbrechen: ein Problem wurde die Ausnutzung des Wassers erst, als man mehr haben wollte, als mit den bisherigen Mitteln zu erreichen war. Die Raddampfer, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Mississippi befuhren, verbrauchten unter ihren Kesseln unsinnige Mengen Holz: wozu sparen, wo man das Holz fast aus dem Fluß fischen konnte?

Mit dem riesenhaft anschwellenden Energiebedarf lernte dann die Menschheit von selbst das Sparen, das eine Volk früh, das andere später. Je unerschöpflicher die natürlichen Hilfsmittel eines Landes zu sein schienen, desto länger dauerte es, bis die notwendige Erkenntnis kam. Gekommen ist sie überall.

Diese verschiedenartige Auffassung des Gegenstandes bei den einzelnen Völkern hat aber noch andere Gründe, die in der Geschichte und im Charakter der betreffenden Nationen zu finden sind. Aber diese nicht ganz leicht zu verfolgenden Einflüsse gewinnt man vielleicht am ehesten ein Bild, wenn man einzelne, besonders auffällige Beispiele etwas näher betrachtet. Beginnen wir mit dem krasssten Fall.

Die Amerikaner, wenn wir, dem Sprachgebrauch folgend, die Bewohner der Vereinigten Staaten von Amerika kurz so bezeichnen wollen, tun sich bekanntlich viel darauf zugute, alle zahlenmäßig ausdrückbaren Werte in der höchsten Potenz zu besitzen. In Amerika ist alles 'the biggest of the world'. Es gibt dort die reichsten Leute und die größten Schwindler, die höchsten Häuser und die leichtsinnigste Bauweise, die schnellsten Züge und die zahlreichsten Eisenbahnunfälle, die merkwürdigsten Erfolge und den kindlichsten Größenwahn. Auch in der Vergeudung der natürlichen Hilfsmittel ihres Landes stehen die Amerikaner unbedingt an der Spitze aller Völker. Was in dieser Beziehung, namentlich früher von ihnen manchmal geleistet worden ist, streift an das Märchenhafte.

Ehe die Wasserkräfte des Landes in größerem Maße ausgenutzt werden



Konnten, ehe man einen nennenswerten Kohlenbergbau betrieb, ehe Erdöle und Naturgasquellen entdeckt worden waren, boten die unermesslichen Forsten des Kontinents ein leicht zu gewinnendes Brennmaterial. Wo sind sie geblieben? Wie die roten Ureinwohner, wie die edlen Wildarten, so wurde auch der Wald geradezu planmäßig zerstört. Die ersten Pioniere mußten sich Platz schaffen, um urbares Land zu gewinnen, die Gewinnsucht der Land-, Eisenbahn- und sonstigen Erwerbsgesellschaften hauste dann in großem Stile in den Wäldern, und was noch blieb, fiel den verheerenden Bränden zum Opfer, die gewissenloser Leichtsinn alljährlich verschuldete. Planmäßige Waldwirtschaft mit allmählichem Nachforsten gab es überhaupt nicht, der zügelloseste, unsinnigste Raubbau war Arbeitsgrundsatz.

Dies Hausen im anscheinend unendlichen Walde hat wohl den Amerikaner überhaupt daran gewöhnt, die natürlichen Hilfsmittel des Landes für unerschöpflich anzusehen und alle Naturprodukte durch planlose Raubwirtschaft zu gewinnen. Die europäischen Kulturvölker waren von vornherein durch die geschichtliche Entwicklung ganz anders erzogen worden: sie traten nicht als Eroberer in eine unbegrenzte Wildnis, sondern schufen von alters her auf dem ererbten Boden. Diese Tatsache muß man sich stets vor Augen halten, wenn man das Folgende verstehen will.

Einige Jahrzehnte später wurde man sich dann des gewaltigen Umfangs der Kohlenlager und des unvergleichlichen Reichtums der Gas- und Ölquellen bewußt. Nirgendwo sonst auf der Welt fanden sich diese drei Naturprodukte in solchen Mengen und so leicht gewinnbar beieinander. Die 'kleinbürgerlichen' Anschauungen der europäischen Industrie, aus ganz anderen Verhältnissen hervorgegangen, schienen auf diese schier unerschöpflichen Vorräte nicht anwendbar zu sein: der Wald hatte den Amerikaner anderes gelehrt. So fiel man über die pennsylvanischen Kohlenflöze her und baute nur die am leichtesten erreichbaren oder die ergiebigsten ab, die anderen ließ man anstehen, ohne für ihre Sicherung zu sorgen. Gingen dann die verlassenen Sohlen zu Bruch, so war auch die unberührte Kohlenmenge, an die man heute gern wieder heran möchte, entweder unwiederbringlich verloren oder nur mit unerschwinglichen Kosten zu erreichen, soweit Grubenbrände und Wassereintrüche in den verlassenen Bauen nicht alles zerstört hatten. Von den Naturgasquellen glaubte man, daß sie niemals versiegen würden: so ließ man das Gas unbenuzt in die Luft fliegen, wenn man den Überschuß nicht verwenden konnte, und am helllichten Tage brannten die mit Naturgas gespeisten Straßenlaternen, denn das Anzünden und Löschen kostete ja Geld, das Gas dagegen anscheinend nicht. Das Erdöl endlich schwamm in Massen die Flüsse hinab, wobei es nebenbei die Fischbrut abtötete, ging in ungezählten Mengen in Spalten und Klüften durch die rohen und leichtsinnigen Gewinnungsverfahren verloren, und große Ölfeldbrände, bei welchen Millionen vernichtet wurden, waren ebenso häufig und auf dieselben letzten Gründe zurückzuführen wie die Waldbrände.

Wie gewirtschaftet worden ist, davon gibt — als eine Anklageschrift



für zahlreiche in letzter Zeit erschienenen — der Bericht von Dr. F. E. White, Staatsgeologe von West-Virginia, an die Gouverneurskonferenz von 1908 in Washington\* eine kleine Vorstellung. Darin ist unter anderem über die Naturgasquellen zu lesen:

„Einzelne Quellen lieferten, wenn wir den angestellten Messungen Glauben schenken wollen, täglich 3 105 000 cbm dieses Brennstoffes. Meiner Ansicht nach kam der ursprüngliche Vorrat an Naturgas in den Vereinigten Staaten unseren gesamten wunderbaren Kohlenlagern an Heizkraft gleich oder übertraf sie noch. Nehmen wir an, daß es einem von unerfättlicher Brandstiftermanie befallenen Nero möglich wäre, die Fackel an jedes zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ozean zutage tretende Kohlenlager zu legen, und daß sämtliche Kohlenlager unseres Landes mit Erschöpfung innerhalb weniger Jahre bedroht wären, was würde da wohl geschehen? Würden unsere Staatsgesetze einem solchen Karneval von Feuer gelassen zuschauen? Würden unsere Gouverneure sich schweigend verhalten, wenn der Flammendämon den gesamten Kohlenreichtum unserer Republik verzehrte? Sicherlich nicht. Im Gegenteil würden die gesetzgebenden Körperschaften und die Gouverneure sämtlicher Staaten sich zu einer gemeinsamen Anstrengung vereinen, um den Fortschritt eines so entsetzlichen Riesenbrandes zu verhindern. Sogar die geheiligten Grenzen der Verfassung, die man zwischen Staats- und Bundesautorität errichtete, würden angesichts eines so entsetzlichen Unheils in nichts zerfließen. Die ganze Macht der Nation würde eingesetzt werden, um die alle Interessen bedrohende gemeinsame Gefahr zum Stillstand zu bringen.“

Und doch trifft dieser Fall in Wirklichkeit auf den besten und reinsten Brennstoff unseres Landes zu. Die Feuerzone der Verwüstung erstreckt sich von den Großen Seen bis zum Golf von Mexiko und zum Stillen Ozean, die wertvollsten Brennstoffvorräte eines ganzen Erdteils in sich schließend. Niemand vermag den Umfang der Verschwendung auch nur einigermaßen abzuschätzen. Aus persönlicher Anschauung der Zustände, wie sie in den Öl- und Gasregionen obwalten, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu dürfen, daß die Menge des vergeubeten Naturgases sich auf 4 500 000 cbm täglich, wahrscheinlich aber noch viel mehr beläuft. Der Heizwert von 4 500 000 cbm Naturgas kommt demjenigen von 450 000 cbm Kohlen gleich. Welch' einen erschreckenden Rekord überliefern wir damit der Nachwelt!

Betrifft das bisher Behandelte vornehmlich die Verschwendung, die bei der Gewinnung der Energie betrieben wurde, so bezieht sich das Folgende mehr auf die mangelhafte Ausnutzung dessen, was durch den Raubbau nun tatsächlich in den Besitz der Eroberer übergegangen war. Und dafür sind wieder andere Gründe maßgebend gewesen als diejenigen, die sich aus den

\* Entnommen aus „Technik und Wirtschaft“: Die Vergeubung der natürlichen Hilfsquellen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas von Oberingenieur Walter Giesen, S. 99 ff.

Überresten wilder Pionieranschauungen herleiten lassen. Bis vor kurzem — in den letzten Jahren scheint sich eine bedeutsame Wandlung vorzubereiten — war die gewissenhafte Ausnutzung der gewonnenen Energiemengen, wie sie bei uns seit langem selbstverständlich ist, drüben völlig unbekannt. Kaum daß man es für nötig hielt, das Hochofengas in der Gicht abzuleiten und in Gebläsemaschinen und Stromerzeugungsanlagen weiterarbeiten zu lassen. Kokereianlagen mit Abgasverwertung und Gewinnung der Nebenerzeugnisse, wie wir sie bei uns auf jeder Fettkohlenzeche sehen und wie sie ganz wesentlich zum Blühen unserer Steinkohlenindustrie beigetragen haben, waren bis vor kurzem drüben unbekannte Begriffe. Und fast durchweg haben amerikanische Dampfmaschinen, Dampfturbinen, Wasserturbinen, Gaskraftmaschinen und elektrische Stromerzeuger auch heute noch einen ungünstigeren Gesamtwirkungsgrad als die in Deutschland erzeugten Maschinen bei gleichen Verhältnissen. Das ist besonders auffällig angesichts der hohen Stufe, auf welcher der amerikanische Maschinenbau im allgemeinen steht.

Der Grund liegt in der Geschichte und im Charakter des Volkes. Die ganze Denkweise der Nation ist von jeher anschaulich, handgreiflich gewesen, es fehlte ihr stets das, was wir wissenschaftlich geschultes Denken nennen. Daher hatten sie immer ein ausgesprochenes Verständnis für alle mechanischen und kinematischen Vorgänge: arbeitssparende Maschinen, welche die menschliche Tätigkeit automatenhaft nachahmten, entstanden dort viel früher als anderswo, und noch heute sind amerikanische Nähmaschinen, automatische Werkzeugmaschinen und ähnliche Erzeugnisse geschickter mechanischer Erfindungstätigkeit gefürchtete Konkurrenten deutscher Industrie-Erzeugnisse. Wo es aber aus dem Bereich des Kombinierens und Ausprobierens im Laboratorium hinausgeht in die rein abstrakte Rechnung auf streng wissenschaftlicher Grundlage, da fällt der amerikanische Ingenieur plötzlich ab. Das liegt ihm nicht. Und darauf kommt es gerade bei allen Kraftmaschinen an, die ja die eine Energieform in die andere umwandeln sollen. Ein gewisses technisches Emporkömmlingstum, welches die gelehrte Bildung verachtete, weil sie ihm zu hoch war, und welches durch die Abneigung des Amerikaners gegen abstraktes Denken nur noch unterstützt wurde, hat das Meiste dazu beigetragen, daß die amerikanische Kraftmaschine bezüglich ihres Wirkungsgrades hinter der europäischen zurückstand. So bietet die bisherige Art, in der die amerikanische Technik das Energieproblem angefaßt hat, ein Schulbeispiel dafür, wie es nicht gemacht werden sollte.

Im Mutterlande der industriellen Technik, in England, ist der Verlauf der Dinge ein anderer gewesen. Zunächst besitzt das Land auch heute noch eigentlich nur einen Energieträger. Denn Naturgase und Erdöle werden dort überhaupt nicht gewonnen, und die Wasserkräfte spielen in der volkswirtschaftlichen Bilanz eine ziemlich untergeordnete Rolle. So bleiben nur die Kohlenschätze, mit denen allerdings die Natur das Land wie kaum ein zweites gesegnet hat.

Die durchschnittlich geförderte englische Kohle ist bekanntlich in gleicher

Güte irgendwo anders kaum anzutreffen. Sie ist außerdem leicht zu gewinnen — viel leichter z. B. als die Ruhrkohle — und größtenteils mit geringen Kosten aufs Schiff zu verfrachten: der billige Wassertransport erhöht natürlich auch noch ihren Wert. Alles dies vermindert die Gesteinskosten der aus der Kohle gewonnenen Energie: sie ist dort wesentlich billiger als z. B. bei uns. Dies ist teilweise der Grund, weshalb bei der Gewinnung und Umsetzung der Energie in England nicht so scharf gerechnet wird wie in Deutschland. Trotzdem kann man die englische Art nicht in demselben Sinne wie die amerikanische als Raubbau bezeichnen. Was die vollkommeneren Ausnutzung der natürlichen Hilfsmittel des Landes noch verhindert, ist weniger gewissenloses Draufgängertum, liegt vielmehr in anderen, geschichtlich gewordenen Tatsachen begründet.

Zunächst muß berücksichtigt werden, daß unter dem Einfluß des englischen Bergrechtes der Besitz an Bergwerkeigentum sich ungemein zersplittert hat: es sind dort zahllose mittlere und kleinere Betriebe entstanden, die natürlich bei weitem nicht so wirtschaftlich und erfolgreich arbeiten können als die großen Konzerne, wie sie bei uns an der Tagesordnung sind. Wirklich großzügig ausgebaute, den heutigen Anschauungen angepasste Gewinnungs- und Verwertungsverfahren verlangen die Bereitstellung von Mitteln, die erst von einer gewissen Größe des Betriebes an Aussicht auf eine angemessene Verzinsung bieten.

Aber auch dort, wo der Umfang des industriellen Besitzes einen Ausbau im Sinne planmäßigerer Energieverwertung wohl zulassen würde, wird dieser vielfach noch durch zwei andere Einflüsse gehemmt. Der erste minder wichtige ist in der Abneigung der englischen Natur gegen Normalisierung und Schematisierung, in ihrem ausgeprägten Individualismus zu suchen. Wie die englische Technik zäh an ihrem unglückseligen Maßsystem festhält, während fast die ganze übrige Kulturwelt sich auf das metrische Maßsystem geeinigt hat, so glaubt auch heute noch jede Gruppe, manchmal sogar jeder einzelne beratende Ingenieur Sonderbedingungen aufstellen zu müssen, die für den Hersteller von Kraftmaschinen verbindlich sind. Daß diese Eigenbrödelei die Ausbildung von Typenreihen und damit die Verbilligung der Maschinen und die Übertragung von Erfahrungswerten hintanhält, liegt auf der Hand. Hierzu kommt, verwandt mit dem ersten Grunde, das dem Volke im Blute stehende Hängen am Althergebrachten, geschichtlich Gewordenen. So wenig angebracht dies gerade auf technischem Gebiete ist, so läßt es sich doch aus dem industriellen Leben Englands nicht völlig wegdenken. Es ist auch einer der Hauptgründe dafür gewesen, daß England in dem mit Beginn der siebziger Jahre einsetzenden Wettlaufe um die industrielle Vorherrschaft in Europa von Deutschland erst eingeholt und dann auf den wichtigsten Gebieten sogar überflügelt worden ist. Man ging dem abstrakten wissenschaftlichen Denken auf technischem Gebiete zwar nicht aus dem Wege, wie es die Amerikaner taten, aber man konnte seine Folgerungen gegen die Widerstände der Praxis nicht rasch genug durchsetzen.

Deutschland ist bezüglich seiner Energiequellen auch in erster Linie auf die Kohle angewiesen. Die bisherigen Erdöl- und Naturgasfunde sind so geringfügig, daß sie bei dieser Betrachtung ausscheiden müssen. An Wasserkraften ist Deutschland allerdings nicht so arm wie England. Zumal die südlichen Bundesstaaten verfügen — Bayern wurde ja schon erwähnt — über Wasserkraften, die angesichts der ziemlich weit entfernten Kohlenlagerstätten nicht unerhebliche Beachtung beanspruchen. Auch in Mitteldeutschland werden durch die Talsperrenbauten nach und nach größere Energiemengen zur Verwertung reif. Immerhin tritt ihre Bedeutung weit zurück hinter die der großen Kohlenlagerstätten im rheinisch-westfälischen, im ober-schlesischen und Saarbezirk, sowie hinter die der Braunkohlenvorkommen in Mitteldeutschland und am Niederrhein. Die Gewinnung und Verwertung der Kohle hat daher in der deutschen Energiewirtschaft in erster Linie Anspruch auf Beachtung.

Seitdem der Kohlenbergbau in Deutschland größeren Umfang genommen hat, ist eigentlicher Raubbau wohl kaum noch vorgekommen. Obschon einzelne Bergbaubezirke, in erster Linie der rheinisch-westfälische, dann aber auch der an der Saar, mit allen möglichen durch die geologische Bildung bedingten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, obschon — oder soll man sagen weil? — infolge der natürlichen Verhältnisse beim Abbau sich die Handarbeit in weit geringerem Maße als in England und den Vereinigten Staaten durch Maschinenarbeit ersetzen ließ, hat man eigentlich von Anfang an planmäßig und sparsam gearbeitet und dem Boden abgerungen, was er hergeben konnte. Vor allem aber war das Streben von jeher darauf gerichtet, bei der Weiterverwertung des Brennstoffes so wirtschaftlich wie möglich zu verfahren. Es mag sein, daß die früher in Deutschland herrschenden ärmlichen ökonomischen Verhältnisse und der Glaube, einem vergleichsmäßig kargen Boden sein Brot abringen zu müssen, die Gesamtheit des Volkes zu nüchterner Sparsamkeit erzogen hat. Dazu kam mit dem Entfalten einer wissenschaftlichen Technik eine unzweifelhafte Begabung und Neigung, dem Problem der bestmöglichen Energieausnutzung mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug, über das man verfügte, zu Leibe zu rücken. So ist es gekommen, daß Deutschland auf diesem Gebiet vielfach führend allen anderen Ländern vorangegangen ist. Bei uns entstand eigentlich die Großgasmaschine, welche die Gichtgase der Hochofen unmittelbar in mechanische und weiter elektrische Energie umzuwandeln gestattete und dadurch eine große Umwälzung im Hüttenbetriebe hervorrief, bei uns entstand der heutige Koksofen mit Gewinnung der Nebenprodukte, welcher den Kokereibetrieb auf eine völlig neue wirtschaftliche Basis stellte. Bei uns wurde mit zuerst die große Bedeutung erkannt, die der Abdampfverwertung für alle möglichen Industriezweige zukommt. Aus Deutschland stammt der Gedanke, den Torf der Hochmoore in elektrischen Kraftwerken der Allgemeinheit dienstbar zu machen: eine derartige Anlage in Ostfriesland ist der erste im großen angestellte Versuch, der bis jetzt recht erfreuliche Ergebnisse gezeitigt hat. Eine ausschließlich deutsche

Erfindung ist ferner der Dieselmotor, jene Kraftmaschine, die als erste die direkte Verwertung von schweren brennbaren Treibölen, insbesondere des Petroleums, des Leeröls usw. möglich gemacht hat und damit die Großkraftmaschine für flüssige Brennstoffe geworden ist; nebenbei hat bekanntlich der Dieselmotor von allen bis jetzt gebauten Wärmekraftmaschinen weitaus den günstigsten Wirkungsgrad. Und wenn die Amerikaner beim Bau von Dampfturbinen, Wasserturbinen und elektrischen Stromerzeugern uns vielleicht in der Größenordnung einzelner Maschinen übertroffen haben, getreu ihrem Grundsatz: 'the biggest in the world', so ist das deutsche Fabrikat dem amerikanischen doch gewöhnlich, was Baustoffausnutzung und Wirkungsgrad angeht, überlegen gewesen. Es stellte sich im Vergleich mit dem amerikanischen fast immer als wissenschaftliche Qualitätsarbeit dar.

Der Vergleich der drei Hauptindustrieländer hat gezeigt, daß die Bewertung der Energie als Teil des Nationalvermögens namentlich in Amerika und Deutschland recht verschieden gewesen ist. Auch auf einem anderen, mit dem betrachteten verwandten Gebiete ergeben sich sehr wesentliche Unterschiede. Die amerikanische Volkswirtschaft strebt mit allen Mitteln danach, den Anteil der menschlichen Arbeitskraft an den Kosten der Gütererzeugung möglichst zu verringern. Eine Unsumme von Scharfsinn wird aufgeboten, um alles nach Möglichkeit durch einheitliche Verfahren in Massen herzustellen und dafür selbsttätige Maschinen zu schaffen, die der menschlichen Tätigkeit fast ganz entraten können, und wo die Menschenarbeit nicht ganz ausgeschaltet werden kann, sucht das Taylorsystem sie noch weiter als bisher zu mechanisieren. Es ist klar, daß dies auch ein Weg ist, um die Warenpreise zu verbilligen, und daß hierdurch in etwa die Folgen der Energieverschwendung wieder ausgeglichen werden. Es wird eben die menschliche Arbeitskraft als Energie bewertet und für wichtiger gehalten als die natürliche Energie. Es fragt sich nur, was für das Volksganze schließlich gesünder ist: ein sparsames Wirtschaften mit den natürlichen Hilfsmitteln des Landes, oder eine immer weiter um sich greifende Mechanisierung der menschlichen Arbeit.

# Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

## XIV.

Julian, zu dem Valerie siegesgewiß kam, benahm sich, wie sie sagte, recht seltsam. Vielleicht hatte ihn ihr Lächeln gereizt, mit dem er nichts anzufangen wußte. Sie sah ihm einsilbig, aber unaufhörlich lächelnd gegenüber, und schließlich sagte er: „Nun? Was ist? Steht dein Institut schon?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Das ist vorbei,“ sagte sie leicht hin.

„Vorbei? Nun — ich muß gestehen — ich bin nicht niedergeschlagen deswegen, du bist es ja auch nicht, wie ich sehe. Vielleicht hast du selbst eingesehen, daß dir zur Durchführung einer solchen Aufgabe noch eine — wie sage ich? — eine persönliche Reife fehlt; nicht als wenn ich —“

Aber sie fiel ihm böse ins Wort: „Schweige doch! Was weißt du denn von mir! Kennstest du die so hundertfältigen Motive —“

Diesmal unterbrach er sie: „Gewiß, gewiß, hundertfältige Motive, die dich abhielten. Eben das! Wärest du reif gewesen für das Werk, so hätten dich nicht hundertfältige Motive abgehalten. Aber sprechen wir nicht davon. — Und nun? Was willst du nun beginnen?“

„Nate!“ sagte sie und wippte mit dem Stuhl.

„Nun ich denke,“ antwortete Julian, indem er sie groß ansah, „du wirfst mit irgendeiner geringen und untergeordneten Tätigkeit beginnen — um überhaupt erst einmal irgendwo Hand anzulegen. Mir scheint — du rührst zuviel die Flügel des Theorems.“

„Du meinst? Was sollte ich nach deiner Meinung tun?“

„Ganz recht: etwas tun. Ich will paradox sein — du siehst ein Kind mit einer Schmutznase, nun wohl, wisch sie ab, so hast du etwas getan.“

Sie wollte ihn nicht verstehen, sprang auf und stieß heraus: „Ich werde mich verheiraten.“ — „Nun?“ fragte sie gereizt, als Julian hartnäckig schweigend zu Boden sah, „bin ich dazu vielleicht ebenfalls nicht reif?“

„Nein,“ sagte er und sah sie offen an.

Sie warf den Kopf zurück und rief: „Aber so schweige doch endlich! Was wollt ihr denn von mir? Was ich beginne — ihr lächelt und spottet darüber oder setzt eure hochweise Miene auf, als sei ich ein Schulkind! Laßt mich endlich gehen, wohin ich gehen mag.“

„Ich bitte — Schwester. Nur — du fragtest mich, und ich antwortete. Übrigens hätte ich nicht geantwortet, wenn mir nicht gerade

ein schönes Wort eingefallen wäre, das ich einmal gelesen habe. Der Autor sagte: um eine Ehe einzugehen, müsse man einen hohen Begriff haben von dem, was — dem andern zukommt. Ich weiß nicht, ob du so empfindest. Aber entschuldige,‘ setzte er hinzu, als er seine Schwester unruhig werden sah, ,entschuldige, daß ich dir noch nicht Glück gewünscht habe. Ich tu's von Herzen. Wer ist es denn? — Kenne ich ihn?’

„Nein. Es ist ein Professor Edermann, Geschichtsprofessor.“

„Ein Deutscher?“

„Ja, ein Deutscher! Weshalb nicht ein Deutscher? Soll ich mich etwa wegwerfen an einen aus dieser verwahrlosten polnischen Jugend?“

„Aber gewiß nicht — ich meine nur, du würdest einem aus der hochstrebenden polnischen Jugend die Hand reichen.“

„Ich kenne keine hochstrebende polnische Jugend mehr!“

„Dann freilich. — Dann freilich.“

Julian stützte den Kopf, als sei er müde. Valerie sah seine Augen nicht, aber um seinen Mund zeigten sich bittere Falten. Sie saßen eine Weile stumm, schließlich erhob sich Valerie, nahm Julian die Hand vom Gesicht und kniete vor ihm nieder.

„Mein Julian,‘ murmelte sie, ,verzeih mir alles — ich weiß, du meinst es so gut — sprich nicht, ich bitte dich, du zerreißt mir das Herz. Nur eins sag mir, wirst du unsere Ehe einsegnen?“

„Von Herzen gern, Valerie. Wissen die Eltern schon?“ —

Nein, die Eltern wußten es noch nicht, man konnte sich denken, was sie sagen würden. Sie ging bebend vor Troß in die Swietego Jana, nur um einer lästigen Pflicht zu genügen. Sie war erstaunt, als ihre Mutter die Nachricht, daß sie sich verlobt habe, mit Befriedigung hörte; blickschnell begriff Valerie: man war dann der Verantwortung ledig, mochte ihr Herr Gemahl sich mit ihr fortan ärgern. Ah, welche Lust für dieses Gefühl Rache zu nehmen, ja, freilich, ein Deutscher, ein starker aufrechter Deutscher, ich zerreiße das Band, das an Familie und Heimat und Volk mich knüpfte; wie? O, ich bin mündig und brauche Eure Einwilligung nicht. — Nun gut, dann gehe ich als Bettlerin zu ihm, er nimmt mich auch als Bettlerin! Die Demütigen spielen für Troussseau und Nadelgeld?! Mögt ihr euer Geld mit ins Grab nehmen!

Edermann kam; nach einem kurzen berauschten Wiedersehen trennten sie sich wieder; er ging in sein Hotel, sie in ihr möbliertes Zimmer. Es war nicht möglich, sich ungestört zu sehen; man

traf sich in einem öffentlichen Lokal oder ging spazieren durch die finstere schmutzige Stadt, deren rote Kohziegelbauten düster in der Masse glänzten. Valerie genoß diese Zusammenkünfte nicht. Sie lag ständig auf der Lauer: welche Mienen zeigten die Bekannten? Gewiß lag ihr weder am Gruße noch an der Nichtachtung, aber trotzdem zitterte sie vor Nervosität, einmal über den vermeintlichen Hohn, einmal über die Anmaßung der Leute. Ah, wohl mochten sie die Mäuler rühren! Sie empörte sich über Eckermann, der seinen lächelnden Gleichmut nicht verlor und der nur bedauerte, daß er Valerie nicht einmal herzlich in die Arme nehmen konnte. Vielleicht in einem dunklen Hausflur, nicht wahr? Als wenn ich eine Dienstmagd wäre?! Danke, nein. Einmal stieß sie fast mit Ulana Korzet zusammen, die sofort eine spöttische Miene aufsetzte und mit dreistem Lächeln von dem Bedauern schwäzte, daß sie empfand, weil Valerie und ihr Verlobter sie nun freilich nicht besuchen könnten. — Nicht besuchen wollten, korrigierte Valerie. — Ganz recht, ganz recht, Valerie wisse ja, ein wie vollendeter Kavalier Korzet sei, er habe ja auch mit Herrn Eckermann gesellschaftlich verkehrt, aber freilich — einen Deutschen in die Familie aufnehmen — das — glaube sie — werde er entrüstet ablehnen. Das wisse Valerie ja zweifellos selbst, deshalb habe sie einen Besuch schon gar nicht in Erwägung gezogen, nicht wahr. Im übrigen viel Glück! Herr Eckermann sei sicher vermögend, und das sei die Hauptsache, da sie selbst ja doch —. Und sie fügte hinzu: „Also lebe wohl! Du wohnst wohl schon in seinem Hotel?“

Valerie erbleichte, ihre Hand zuckte empor, aber als Ulana schon mit einem leisen Aufschrei zurückwich, lächelte Valerie verächtlich und wendete sich ab. Was war in sie gefahren, himmlische Mutter — fast hätte sie auf offener Straße —! Sie werden hingehen diese letzten häßlichen Tage in der Heimat, und dann: *Incipit vita nova*.

Und die Tage gingen hin. Julian hatte nach den Trauzeugen gefragt; ja freilich — was war da zu sagen — Onkel Malecki — ja, der würde sicher kommen. — Nun, und für den zweiten Zeugen werde er, Julian, sorgen.

Julian sorgte gut, Valerie fand in der Kapelle Jan Malecki und ihren Vater. Sie fiel ihm mit einem Entzückensschrei um den Hals und flüsterte in einem fort: „Mein Väterchen, mein gutes Väterchen!“

Agenor Welonski weinte helle Tränen, so daß Onkel Malecki schließlich, selbst mit der Nührung kämpfend, sehr böse „Nun, nun!“ knurrte.



„Weiß Mama, daß du —?“ fragte Valerie, den Mund dicht an ihres Vaters Ohr.

Er nickte, denn sprechen konnte er nicht, und so lag über dem letzten Tag Valeriens in der Heimat doch noch etwas wie ein warmer Lichtschein.

Sie wurde in den Reifekleidern getraut, worüber Jan sofort nach der heiligen Handlung mit Agenor in einen leidenschaftlichen, halblauten Streit geriet. Den letzten Ziegel auf dem Dach, so verschwor er sich, hätte er verkauft, wenn er gewußt hätte, daß ihre leiblichen Eltern sie wie eine Abenteurerin zum Traualtar würden gehen lassen. Das arme Herzchen! Nicht einmal ein weißes Kleid! Er küßte Valerien schallend auf beide Wangen und beruhigte sich erst dann ein wenig, als Agenor seiner Tochter ein Couvert in die Hand gab mit den geflüsterten Worten: „Für die ersten Ausgaben!“

Edermann stand ungeduldig dabei, er verstand seine Frau nicht recht; erst hatte sie von niemand wissen wollen und sich vermessen, keinen Blick noch zurückzusenden, und nun —! Überdies mußte man eilen, wollte man zum Zuge noch zurecht kommen.

„Werde glücklich, mein Kind!“ stammelte Herr Welonski, „Herr Professor —!“ Der Wagenschlag fiel zu. Agenor stand noch barhäuptig im Schmutz der Straße und sah dem Wagen nach. Jan Malecki schimpfte laut vor sich hin:

„Ein Verbrechen ist es, geradezu ein Verbrechen! Eine Ehe, die nicht begossen wird! Wie soll sie da Früchte bringen? Agenor! So komm doch, daß wir wenigstens das unsrige tun!“

Und Agenor folgte ihm, indem er seine Augen trocknete.

♦ ♦ ♦

Der Dampfer stieß zwei dumpfe, warnende Rufe aus, die Barkenfürer berauschten sich, wie heulende Derwische, an ihrem Geschrei, und indessen die Stadt Korfu versank, stieg der Doppelhöcker der alten Festung höher in die blaue Luft. Die Insel Wido schob sich vor, das perlenumsäumte Schiff begann im heiteren Takt der vollen Fahrt zu singen; es glitt schnell unter dem Schatten des düsteren Pantokrator hin und gewann in einem gewaltigen Bogen das freie Meer. Es war das nachmittägliche Meer mit dem dunkleren Blau, über das schon die sinkende Sonne Gold zu hauchen schien. Die vereinsamte Flut wogte in müden Atemzügen; fernher drohte aus den schwarzen Schluchten des Akroteraunischen Vorgebirges die Nacht. Es wehte kühl.

Eine dünne Glocke rief aus dem Inneren des Schiffes zum Abendessen.

„Bist du sehr, sehr hungrig?“ fragte Valerie. „Sonst wäre es schön, wenn wir oben blieben.“

Sie atmete tief und nahm ihres Mannes Hand. Edermann wußte, wie sie unter dem schwappenden Reisepöbel litt. Sie waren von Korfu geflohen, um in Apulien Stille zu finden. Man konnte sich sehr hoch erheben und gewahrte dann, schwebend über der ungeheuren purpurnen Meerestiefe, in grenzenloser Einsamkeit, ein winziges Schiff, in dessen dumpfem Bauch eine aneinander gedrückte Menschenmenge in flacher Lustigkeit ein Souper von fünf Gängen einnahm.

„Gewiß, Valerie, wir bleiben oben. Wenn du willst, die ganze Nacht. Bei Sonnenaufgang haben wir Brindisi.“

Er stieg hinunter und holte ihren Reisemantel aus Kamelhaar. Sie huschelte sich hinein und erzählte von diesem Mantel, den sie vor langen Jahren in Lüttich gekauft hatte, der ihre Flucht begleitet hatte und den sie zärtlich liebte wie nie ein Kleidungsstück. Edermann hatte es möglich gemacht, daß ein Steward erschien mit einem geflochtenen Körbchen, in dem zwei Hühnerflügel, eine Scheibe Käse und ein Weißbrot lagen, zusammen mit einem Fläschchen Wein. In einem Anflug von Heidentum ließen sie aus den silbernen Reisebechern ein Trankopfer niederrinnen in das geheimnisvolle Meer. Uralte Mythen stiegen auf; Poseidon schlief, die Nereiden sangen, und günstige Winde sandte Aeolus. Fern um das sinkende Gestirn geballt stieg das Gewölk, rosa mit goldenen Zinnen; in blauen Tälern glänzten helle Ströme, der Seligen Gefilde waren dort. Breit spannte jäh die Sehnsucht ihre Schwingen und strebte hin und fand das Land nicht mehr; erkältend kam die Nacht, der wesenlose Schimmer der Sterne bebte auf den Fluten, das Meer ward stumm. Ein fremder Vogel nur schrie näher oder ferner angstvoll auf, dem Wanderer gleich, der keine Heimat hat.

Man schwieg zusammen, welche tiefere Lust hat das Leben? In den Liegestühlen ausgestreckt, die Gesichter im Sternentau gebadet, lauschten sie hinaus in die Welt und hinein in ihr Herz. Zuweilen entschlummerte eins und lebte im Traum das Glück phantastischer weiter, und immer klang in ihnen tief und gewaltig der Gesang: Wir Liebende sind eins.

„Ja“, flüsterte Valerie, „für immer.“

„Ja“, flüsterte Franz, „wie kann die Harmonie jemals zerreißen?“

Spät ging der Mond auf; für kurze Stunden schwammen Himmel und Meer in unwirklicher Verklärung, das Schiff pflügte flutendes Silber. Um vier Uhr erwachten sie im gleichen Augenblick; der Mond hing blutrot, drohend, wie ein fernes Verhängnis dicht über dem grauen Wasser, das angstvoll und kurz atmete, und er versank schnell wie eine Erscheinung. Im Osten huschten fahl-lila und grüne Streifen spielend über den Horizont, ihm gegenüber tauchte Italiens Küste auf. Ein eisiger Wind flog vor der Sonne her, und als sie aufging, schoß sie grelle Strahlen flachher über die Wellen, die Augen schmerzten, wenn man hinsah.

Dann tauchten aus der Tiefe des Schiffes verschlafene Passagiere auf; die Stewards schleppten schwarzen Kaffee heran, die Häuser der Küste wurden deutlicher, dahinter die grauen Berge der Basilicata, und braune Segel waren plötzlich da: Fischer, die die Neke aufzogen.

Und wieder kam ein Hafen mit öligem, braunem Wasser, in dem Küchenabfälle und Kadaver schwammen; intensiver Geruch sterbender Fische wehte heran, und mit wildem Geschrei tobten die Barkenführer an der weißen Flanke des Dampfers.

Sie blieben nur zwei Tage in Brindisi. In der Kathedrale erzählte Eckermann, daß hier der kühne Hohenstaufe, der zweite Friedrich, seine Vermählung mit Jolanthe von Jerusalem gefeiert habe. Überhaupt sei das ganze Land mit Erinnerungen an die Germanen übersät. Ein wenig neckend meinte er, zu einer Zeit, da Polen noch in der ‚Nacht des Heidentums‘ schmachtete, wie die Prediger zu sagen pflegen, habe hier schon ein großes normannisches Reich bestanden. Valerie war in jenen Zeiten nicht ganz sicher und meinte, die Normannen stammten aus der Normandie, seien also Franzosen gewesen. Eckermann lachte und hielt ihr ein Privatissimum; ein wenig ironisch, wie er zuweilen zu sein pflegte, erwähnte er die Tatsache, daß die Normannen überdies die ersten Herren der Russen und Polen gewesen seien.

„Und wir waren die Sklaven“, fragte Valerie, „schon damals?“

„Nicht gerade Sklaven — aber jedenfalls Beherrscht wie heute die Inder oder — die heutigen Polen.“

„Ach, schweige doch!“ rief sie verlezt; er küßte sie im Schatten eines Pfeilers und führte sie nach dem Baptisterium San Giovanni al Sepolcro, an dem er ihr die normannische Bauweise zeigen wollte.

Sie sahen in den nächsten Tagen noch viele solcher Kirchen. In einem Sciarraba, dem landesüblichen zweirädrigen Karren,

fuhren sie durch die gesegneten Gefilde, durch seine Haine von uralten Olbäumen, seine Wälder von Mandelbäumen, seine Dickichte von Weinreben. Inmitten eines heiteren, einfachen Volkes, das freimütig, ohne Zudringlichkeit sich gab, in diesem paradiesischen Landstrich zwischen Berg und Küste fühlten die Gatten sich erfüllt von der holden Freiheit der Patriarchenzeit. Man rastete vor weißen Locanden, im Schatten der Feigenbäume, brach das gute Brot und schlürfte mit kleinen, entzückten Schlucken den süßen Moscato di Trani, der an diesen Hügeln wuchs.

In Bari warteten sie einen Regentag ab; sie hatten die Normannenkirchen San Sabino und Santa Nicola besucht und standen am Spätnachmittag, als der Regen nachließ, am neuen Hafen.

„Sieh dort,“ sagte Valerie und deutete auf die ungeheure, blauschwarze Wolkentrombe, die auf dem Meere zu lasten schien. Ein Kleinbürger trat lächelnd heran, und mit zurückhaltender Grazie, entzückt, daß er eine Auskunft erteilen konnte, klärte er die Gatten auf, daß dort der Berg Gargano sei, nur um seinen Gipfel lagerten die Wolken. Man sehe immer bei Regenwetter diese Erscheinung, bei hellem Wetter sei der Berg nicht sichtbar. — Er grüßte und ging.

„Ah, der Berg Gargano, ich weiß, eigentlich ist es ein ganzes Gebirge ins Meer hinaus gelagert.“

„Ich möchte hin,“ sagte Valerie.

Eckermann rebete ab, man wollte doch nach Rom, und sein Ur- laub laufe doch schließlich auch einmal ab.

Nun gut, man fuhr weiter. Von Andria, dem Lieblingsitz des Hohenstaufen Friedrich und seiner Jolantha, rollte man nach Castello del Monte herauf, der Burg des Kaisers, dem Gefängnis der Söhne Manfreds. Von den Zinnen eines der achteckigen Türme schweiften die trunkenen Blicke in das Thal des Ofanto, über die prangenden Gärten bis an das Meer, und dort, ferne, schwang sich ein silbergraues Massiv in die schwarzblaue Flut hinaus.

„Monte Gargano,“ sagte der Kustode.

„Wir wollen dann morgen San Agostino in Andria besuchen, eine Gründung des deutschen Ordens,“ sagte Eckermann.

„Mein Gott,“ rief Valerie und stampfte leise mit dem Fuß, „deine Hohenstaufen und Normannen und deutschen Ordensritter — ist es noch nicht genug? Ja, ja, ich weiß, du bist stolz auf deinen germanischen Stamm, aber was geht es mich an? Ich möchte den Monte Gargano lieber sehen als diese deutschen Kirchen und Burgen. Weshalb gehen wir nicht nach dem Gargano?“

„Aber Kind — Valerie — schließlich muß ich doch die Kunst und Kultur . . .“

„Nun ja, wer hindert dich? Bleib du in Andria, ich fahre nach dem Gargano.“

Der Kustode hatte sich diskret entfernt, Valerie stieg mit zusammengepreßten Lippen hinunter, Eckermann lehnte mißmutig noch eine Weile an den Zinnen, ehe er sich entschloß, auch hinabzusteigen. Er fand Valerie in einem weichen duftenden Tälchen, wie sie mit einem winzigen Eselchen spielte. Ihr Lachen war hell wie das eines Kindes. Eckermann blieb stehen und mußte lächeln.

„Also gut,“ sagte er, „gehen wir nach deinem Gargano, was soll ich tun als nachgeben, du hast nun einmal eine besondere Art, mit Eseln zu spielen.“

Sie lagerten heiter im Ulmenschatten, Valerie flocht einen Kranz aus Veilchen und drückte ihn ihrem Gatten aufs Haar. „Mein weichenbekränzter Herr,“ flüsterte sie und preßte seine Hand.

Der Kustode brachte einen Korb frischer Feigen; sie tafelten wie Götter, das weiße Eselchen drängte heran und fand ein lebhaftes Wohlgefallen an den Früchten; nach jeder der blauen Früchte, die ihm Valerie reichte, stieß er einen Freudenschrei aus. Man hatte ihn gefüttert, nun sollte er Dienste tun. Valerie hockte sich auf seinen Rücken, er sah sich mißtrauisch um und rannte schließlich in wildem Galopp davon, Eckermann lief ihm nach; an einer Talbiegung fand er Valerie wieder, an der Erde liegend. Sie verschor sich, vor Lachen nicht aufstehen zu können, und er mußte sie auf den Arm nehmen wie eine Puppe.

Am nächsten Tage schon fuhren sie von Barletta aus nach Foggia. Valerie behauptete, es sehr eilig zu haben, den zudringlichen Deutschen und ihren Kirchen zu entfliehen; die Schafe seien ihr lieber, sagte sie lachend, diese Schafe, die zu Tausenden das „apulische Würfelbrett“ bevölkerten, wie die platte, graue Region des Weibelandes hieß, durch die der Bahnzug fuhr. Aber in Foggia gab es einige Stunden Aufenthalt. Und richtig war hier sogar ein Platz, der nach dem zweiten Friedrich benannt war, ferner der Rest einer kaiserlichen Pfalz und zum Überdruß eine normannische Kathedrale. Wenige Kilometer landeinwärts lag Lucera, diese Zuflucht der Kinder Manfreds; auch dort gab es ein Hohenstaufenkastell und ein wenig weiter in der Einöde das Kastell Fiorentino, wo Friedrich der Zweite starb. Endlich kam der Zug nach Manfredonia. Eckermann versagte es sich nicht, auf Türme und Mauern zu deuten, die links der Bahn sich über den Feldern erhoben.

„Was ist das?“ fragte Valerie.

„Eine deutsche Ordenskomthurei San Leonardo.“

„Genug, genug!“

Sie atmete auf, als der Wagen aus Manfredonia herausfuhr, nein, nein, sie wollte von der Stadt nichts sehen, der Name sagte ihr mit brutaler Deutlichkeit, daß er irgendwie mit König Manfred zusammenhing.

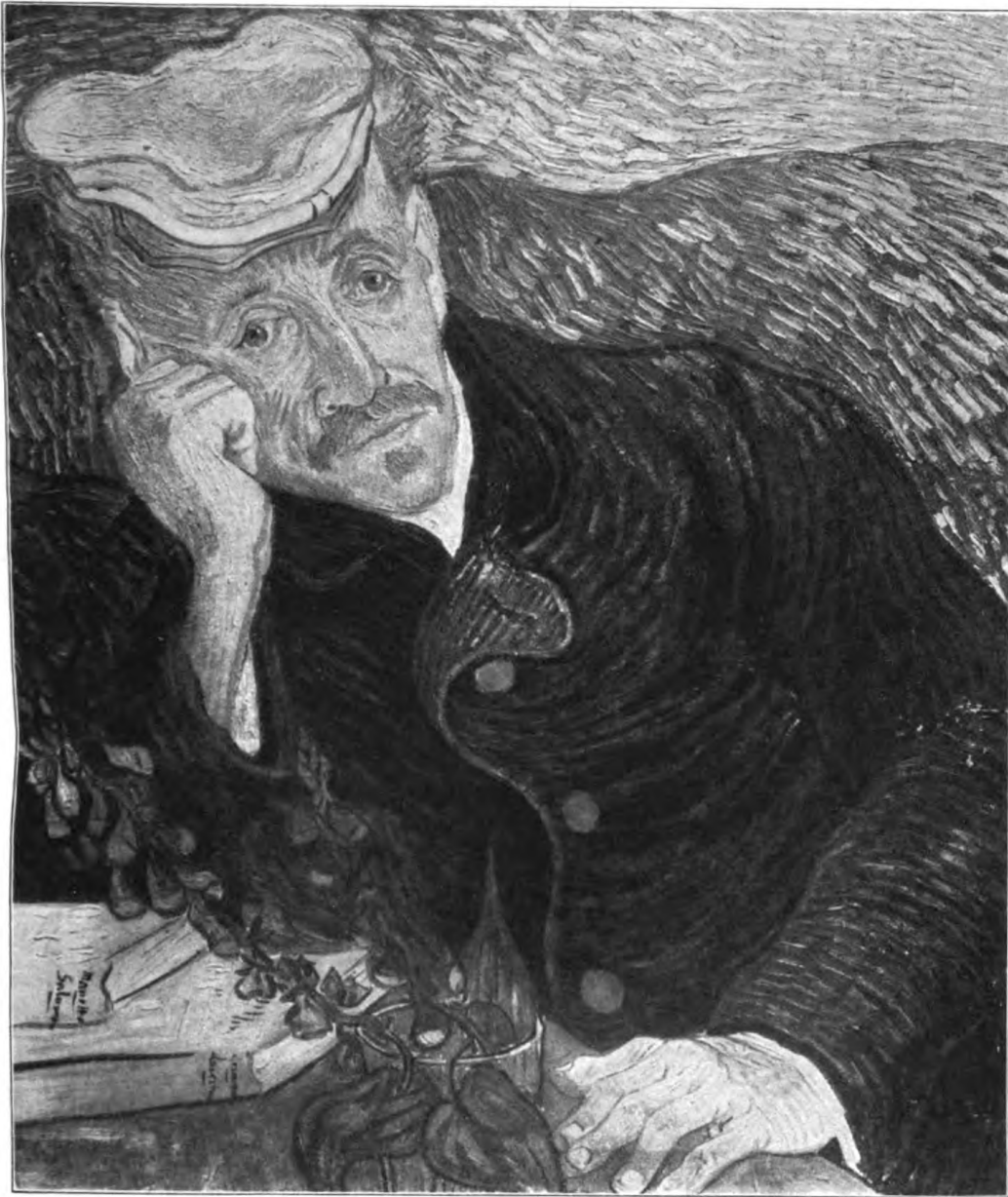
Die munteren, struppigen Pferdchen fielen in Schritt; die Landstraße stieg, und allmählich versanken die arkadischen Gefilde mit ihren Orangengärten und Nebensfeldern, den Maulbeerbäumen und einzelnen Palmen, die ihre abenteuerlichen Wedel schräg in die flimmernde Luft erhoben. Das spielend-verschlafene Rauschen des Meeres schwieg, man sah nur noch langsam gegen das Gestade schwingen die weißen Girlanden der Brandung, warm atmete zur Linken der Fels, und überall war der schwere Duft der Minze. Wenn man die Augen schloß, glaubte man zu schweben.

Valerie flüsterte etwas. Eckermann verstand nicht und neigte sich näher diesen halbgeöffneten ekstatischen Lippen. „Wo ist Polen?“ flüsterten diese Lippen. Und plötzlich schlug sie die Augen auf und umhalste ihn und fragte weiter: „Kannst du mir sagen, wo Polen ist? — Ich, ich weiß es nicht; versunken, fern, fern, oder nein — es war nie da.“

Ihr Gatte verstand. „Du Glückliche,“ murmelte er, aber ein leises Bangen war in ihm.

In mächtigen Windungen schwang die Straße sich höher, an den Flanken der Schluchten hing die Wildnis der Macchien abwärts; links auf der Höhe, im Ausschnitt zweier Kuppen, erschien für einen Augenblick ein weißer, übereinandergetürmter Haufen von Häusern, hoch und fern wie eine Vision; dann öffnete auf halber Höhe eine zyklonische Höhle ihren schwarzen Schlund, und, ah, ein dünner, blauer Rauch stieg aus ihr empor: Polyphem schürte sein Feuer, und weiße Ziegen kletterten an den Hängen. Tiefer und tiefer versank das Meer, höher stieg sein Horizont, einzelne Segler schwebten über dieser purpurnen Unendlichkeit. Dann war bei einer Biegung des Weges nur noch die düstere Nähe der mit Steineichen bedeckten Felsen, zwischen denen man hinfuhr. Irgendwo in unsichtbarer Tiefe rauschte gedämpft ein Wasser, gedämpft durch die Dämmerung, die dort unten schon geheimnisvoll brauen mußte.

„Du mußt gespannt lauschen, wenn du das alte, versunkene Leben noch hören willst, dieses wesenlose Gespenst des alten Lebens!“



Vincent van Gogh/Bildnis des Dr. Gachet







Valerie flüsterte es vor sich hin.

Voraus erschien die angeleuchtete Stadt: Monte Sant Angelo; als man einfuhr, war in den Tiefen der Gassenschluchten schon die Kühle des Abends, nur die Zinnen leuchteten noch rosenrot. Wie im Traum ließ Valerie sich aus dem Wagen heben, sie stand oben auf dem schmalen Gitterbalkon, die Augen gerichtet auf das erblässende Meer, und als ihr Gatte herantrat, sah er, daß ihre Schultern bebten, ihre Augen standen voll Tränen.

„Liebling,“ sagte er, „mein Liebling, du weinst?“

Sie entwand sich ihm und sagte tonlos: „Laß, es ist wohl das Übermaß des Glückes!“

Sie wurde munterer in der sauberen Kühle der kleinen Trattoria, im Kamin sangen die glimmenden Knorren des Olivenholzes; hier oben sei es des Abends immer ein wenig kühl, sagte der Padrone, der in Hemdärmeln, beglückt und dienstfertig, selbst nach dem Rechten sah. Mit Feierlichkeit pustete er die Gläser und schob der blassen Signora ein Kissen in den Rücken, damit sie bequemer sitze. Sie hatte es ihm angetan, diese Signora; hatte sie nicht das junge Käschchen, das mit ihrem herabhängenden Pelz zu spielen begann, auf ihren Schoß genommen, wo die Frauen der Fremden sonst ihren Abscheu gegen Katzen nicht empört genug zum Ausdruck bringen konnten? Auch die Katzenmutter, die einmal wie zufällig an ihrem Kleide hinstrich und sich dann mit wohlwollender Reserve beobachtend abseits niedersetzte, schien zufrieden mit dieser Signora.

„Ich wußte nicht, daß du Katzen leiden magst,“ sagte Eckermann lächelnd.

„O, mein Lieber, ich habe sogar starke Sympathien für sie. Wie stolz sind sie, wie frei in ihren Gefühlen. Einen Hund kannst du schlagen, er wird nicht aufbegehren.“ Sie versetzte dem Käschchen einen leichten Schlag, und sofort fuhr aus dem nadelspitzenstarrenden Mäulchen das böse Fauchen, und die Krallen zeigten sich. „Siehst du, sie wehrt sich; vielleicht weiß sie, daß es aussichtslos ist gegenüber meiner größeren Stärke, aber sie wehrt sich. Gefällt mir.“

„Du Käschchen,“ flüsterte er ihr über den Tisch zu.

Sie lachte. Man tafelte königlich. Es gab Koteletts auf dem Rost gebraten; wenn man sie anschnitt, färbte sich ihr Weiß rosa. Dazu aß man Salat, der so zart war, als sei er über Nacht gewachsen, wie Bernsteinperlen lag das gute Öl in Tropfen auf seinen Blättern. Der Wein war purpurschwarz, süß und war ganz erfüllt von der heimlichen Wärme dieser gesegneten Erde. Inmitten des

Fisches türmte sich ein wahrer Berg von Orangen, getrockneten Trauben und Mandeln in der Schale.

Einmal huschte durch Valeriens Gedanken, wie ein quälender Traum, den man irgendwann einmal geträumt, das Bild jenes wüsten Abends, als sie die fuchtelnden Fäuste dicht vor ihren Augen sah, die weitgeöffneten Münder, welche Worte schrien, die man in dem gellenden Tumult nicht verstand. Sie schauerte zusammen und trank hastig ihr Glas leer, dann nahm sie ihres Gatten Hand und gab sie an diesem Abend nicht mehr frei.

Es kamen haltphonische Tage. Auf einer Fahrt über das Gebirge hatten sie am östlichen Absturz der Felsen ins Wasser ein Fischerdorf entdeckt, sauber und ganz vom Meeresattem erfüllt, in dem sie vorläufig zu bleiben beschlossen. Eine beratete Galerie war vor ihren Fenstern in der schlichten Locanda, Tag und Nacht standen die Fenster offen, und man hörte zu allen Zeiten das frische Rauschen der Brandung, die smaragdgrün, schaumgekrönt die rötlichen Felsen schlug, und den Gesang der Fischer, die ausfahren oder heimkehrten. Man konnte auch eines jener starken, großen Boote nehmen, mit dem braunen Segel, und hinschweben Hand in Hand über die opalschimmernde Tiefe.

Zuweilen erschien fern am Horizont irgendein großer, weißer oder schwarzer Dampfer, der mit wehenden Rauchfahnen lautlos und eilig dahinzog: das war das einzige Zeichen jenes Lebens, das irgendwo fern war. Einmal wohl stieß jenes ziehende Schiff einen dumpfen, gebieterischen Ruf aus, wie das Leben, das seine Rechte verlangt.

„Hörst du?“ fragte Eckermann.

„Ruf du nur — wir kommen nicht,“ erwiderte Valerie sehr ernsthaft.

Der Ruf verlor sich zögernd in der weiten Unendlichkeit.

Anfang Mai fuhren die Gatten nach Monte Sant Angelo zurück, um noch das Fest der Erscheinung des Erzengels Michael zu sehen. Eckermann, im Wagen zurückgelehnt, plauderte behaglich von dieser seltsamen Erscheinung, die, wenn man so sagen dürfe, in jenen finsternen Zeiten gegen Ende des fünften Jahrhunderts geradezu notwendig gewesen war. Man könne sagen, was man wolle, aber zur rechten Zeit sei der Kirche immer der rechte Retter erschienen. Man vergegenwärtige sich doch jene Zeit! Rom war eine Wüste voller Ruinen, fast unbewohnt, der Papst, es war der erste Gelasius, hatte nicht nur gegen die noch immer geübten heidnischen Gebräuche

zu kämpfen, sondern auch gegen die mächtigen Sekten der Arianer und Acacianer, der Manichäer und Pelagianer. Dazu gegen die Ansprüche von Byzanz! Und von den Alpen her zog das gewaltige Ungewitter näher, das den großen Keger Theoderich trug! Und gerade zu dieser Zeit wurde der Schutzpatron der Kirche, der Engelfürst Michael sichtbar, hier in der Felsöde des Garganus, als wenn er ein Zeichen geben wollte, daß kein Grund sei, zu verzagen.

„Überhaupt,“ fuhr er fort, „es muß doch jeden durchschauern — er mag sich zu diesen Dingen stellen, wie er mag — bei der Erinnerung an die während vierzehn Jahrhunderten anhaltenden Pilgerfahrten auf diesen Berg!“

Und die Pilger kamen auch in diesem Jahr; schon am Vorabend des Festes langten die ersten Scharen an, und während der ganzen Nacht war die Stadt erfüllt von dem Murmeln der Gebete und dem Klange der Hymnen. Unaufhörlich ertönte das Alleluja. Sie kamen nicht nur aus den Dörfern der Umgegend, nicht nur aus Apulien und der Provinz Molise, nein, die Berge der Basilikata entsandten ihre weltfremden Bewohner; von Kalabrien, aus den Abruzzen, ja aus der römischen Campagna und dem heiteren Umbrien kamen sie, staubbedeckt, mit müden Füßen, die Bündel auf dem Rücken, Männer und Frauen mit ihren Vorbetern. Ja, von der dalmatinischen Küste selbst langten zwei große Barken im Hafen von Manfredonia an.

Die Stadt des Erzengels hatte Triumphpforten gebaut, Lorbeergerwinde bekränzten die Häuser, bunte Decken und Teppiche hingen von den Balkonen, und jedes Haus hielt Tag und Nacht die Türen geöffnet, damit die Pilger um Gotteslohn ein Obdach fanden. Aber ihre Scharen drängten sich dichter und dichter; schließlich lagerten sie sich in der lauen Mainacht auf dem Pflaster der Plätze, indem sie ihre Kreuze und Fahnen an die Wand lehnten. Große Feuer flammten auf und warfen ihren abenteuerlichen Schein über die kauernden Gruppen, empor an den Häusern und Kirchen, und kaum daß der Festtag graute, so erwachten allenthalben wieder die Gebete und Hymnen. Sancte Michael Archangele! Alleluia! *Conclusum est mare, das Meer ward erschüttert, et contremuit terra, und die Erde bebt, als der Erzengel vom Himmel herabstieg.*

Valerie hatte in dieser Nacht kaum für Augenblicke geschlafen. Eine seltsame Erregung hielt sie wach, indessen ihr Gatte, wenn der Lärm im Gasthaus und in der Gasse zu laut wurde, sich brummend auf die andere Seite legte. Mit einer gesteigerten Empfindung

lauschte sie in sich hinein, dort war irgendeine raunende Erinnerung, der zuzuhören süß sein mußte. Sie kam aus ihrer frühesten Jugend, diese Erinnerung, ah, es lichtete sich; war es nicht eine ähnliche Nacht, eine Nacht der ersten Maitage, fern in der Heimat, als sie, aufrecht im Bett sitzend, auf das Trappeln der polnischen Pilger lauschte, das Murmeln ihrer Gebete, jener Pilger, die zum Feste des heiligen Stanislaus, des Patronen von Polen, kamen? Unruhig und von Erinnerungen überwältigt, erhob sie sich bei Tagesanbruch und stieg nieder die sechsundachtzig Stufen zu der Kirche, die an die Höhle des Erzengels gebaut war. Sie kniete irgendwo im Dunkel hin, die Mesopfer am Altare folgten einander unaufhörlich; das ekstatische Benehmen der Gläubigen, die sich mit dem Angesicht zur Erde warfen, ihre kindliche Art der Frömmigkeit, auch ihr vertrauliches Benehmen im Hause ihres himmlischen Vaters — dies alles auch konnte in Polen vor sich gehen. Die hellen Kopftücher der Frauen, die bunten Röcke, selbst der Tonsall der Gebete — alles, alles war Valerien bekannt und vertraut. Sie schloß, hingegeben einer holden Täuschung, die Augen, und sie war gar nicht in Italien, sie war in Polen, in der Heimat und sofort stand alles wieder vor ihr, was sie verlassen, und überwältigt von Reue und Bitterkeit senkte sie den Kopf.

Eckermann hatte sie gesucht und fand sie erst nach dem Hochamt wieder, er war ernstlich besorgt gewesen und glaubte, einen Vorwurf äußern zu dürfen. Valerie sah ihn starr an und antwortete nicht. Stumm ließ sie sich herumführen zwischen den lachenden Gruppen der Pilger, den bunten Buben, vor denen staunende Weiber standen, indessen andere mit glücklichen Mienen in große Scheiben von Wassermelonen bissen. Drehklaviere auf zweirädrigen Karren, von einem bänderbehängten Maultier gezogen, waren angekommen, ihr heiteres Geklimper ertönte vor den Türen der Schenken; eine Musikbande, uniformiert, mit Bersaglierehüten, zog schmetternd auf, am Nachmittage sollte im Freien getanzet werden.

Diese ganze laute Fröhlichkeit peinigte Valerien, die dunklen Gefühle der Nacht und des Morgens wogten noch in ihr, sie äußerte schließlich den Wunsch, in die Stille ihres Fischerdorfes zurückzufahren. Eckermann, ein wenig ungeduldig, redete ab; wenn man schon abreisen wolle, so sei es am richtigsten, gleich nach Rom zu fahren, er habe verabredet, sich dort mit einigen Kollegen zu treffen, wie sie wisse, die Herren würden auch nicht bis ans Ende der Zeiten auf ihn warten.

Sie schwieg und packte ihren Handkoffer.

„Nun?“

„Mein Gott, so telegraphiere, daß du nicht kommst. Schließlich bin ich doch wichtiger wie deine Kollegen.“

„Sicher, und wenn ich wüßte, daß ein schwerwiegender Grund dich zurückhält —; aber das weiß ich eben nicht.“

„Nimm es immerhin an.“

„Dann sprich.“

„Man kann nicht alles aussprechen.“

„Valerie, du sprichst zu mir, zu mir!“

Vielleicht hätte sie gesprochen, aber seine bestimmte Art reizte sie. So wendete sie sich zu ihm und sagte kühl: „Ich bitte dich um einen Gefallen. Du weigerst dich, nicht wahr, du weigerst dich?“

Statt einer Antwort ging er hinunter und bestellte den Wagen.

Sie fuhren zurück, über das Gebirge, durch die prangenden Buchenwälder, schweigend und fremd. Erst gegen Ende der Fahrt sagte Edermann: „Mein Liebling — sieh, ich glaube dich zu verstehen, wir haben himmlische Wochen gelebt, nicht wahr, du willst sie festhalten, du klammerst dich an sie. Diese Zeit kannst du nicht festhalten, es kommen andere Zeiten, die sicher ebenfalls ihre himmlischen Schönheiten haben. Ich gestehe dir, daß ich einen Heißhunger nach Arbeit habe. Ich habe Verpflichtungen, die ich umso eifriger erfüllen muß, als ich fortan auch für dich zu sorgen habe, und — vielleicht — in Zukunft nicht nur für dich. Es geht nicht anders, wir müssen nach Münster zurück. Zwei Tage mache ich dir noch zum Geschenk, dann —.“

Valerie antwortete ihm nicht, sie näherten sich der Küste; im Osten, über dem Meere, stand eine finstere Wollenwand und drohte; Valerie starrte darauf hin, wie gebannt. Vor der Locanda erklärte sie, daß sie an das Meer hinuntersteigen wolle, ja, allein, übrigens sei sie gleich zurück. Sie schlug einen Seitenpfad ein, die Felsen abwärts, und kam zu einer Stelle, wo eine mächtige Felsplatte flach in die Brandung sich schob. Wie feindlich war das Meer, blau-schwarz, es schien zu kochen, spitze kurze Schaumkronen, geisterbleich, tauchten auf und versanken. In den Tiefen des Himmels war ein dumpfes Heulen.

Wankend im Sturme, der sich aufmachte, stand Valerie, und in dieses wilde Meer schrie ihr Herz: Nie, nie!

Wie war es möglich, daß jetzt so schrecklich vor ihr stand die Notwendigkeit, als Professorenfrau in irgendeine deutsche Stadt zu gehen?

Konnte sie es? Und wenn sie es nicht konnte, wie war es möglich, daß sie diese Zukunft erst heute sah? War dies das Ende aller Träume und Anstrengungen, aller Sehnsüchte und Verirrungen: unterzutauchen im Deutschtum und den engen Kreis hausfraulicher Pflichten Jahr für Jahr abzulaufen? So liebst du ihn nicht, deinen Gatten? Ich liebe ihn; aber wie kann ich mich selbst wie ein Schlachtopfer hinführen zu dem Altar dieser Liebe? Also — was kannst du denn? Du hast deine Familie verlassen und hast dein Volk verlassen, du bist geflohen in die Arme deines Mannes, ganz recht: geflohen — und nun? Willst du auch ihn verlassen? Nein, nein! — Was dann? — Am liebsten sterben.

Eine wilde Regenböe hüllte sie ein, auf die Steinplatte sprang der Geifer des Meeres; ihre Haare lösten sich und flatterten kurz und dicht um ihren Nacken. Die Möven taumelten kreischend an den Felswänden hin.

Du hast nur immer gewünscht, sprach die Stimme in ihr weiter, immer gewünscht und deiner Wünsche Erfüllung begehrt. Warst du selbst je eines einzigen Menschen Erfüllung? Du verlangst vom Leben und seinen Menschen das Höchste. Hast du je selbst restlos bis zum letzten Blutstropfen dich hingegen? Antworte nicht, ach wohl weißt du, daß du immer umkehrtest, wenn es — schwer wurde.

Nein! Nein! schrie sie abwehrend, wenn es so ist, wie kann ich leben fortan?

Indem du dem Schweren nicht ausweichst fortan.

Sie hörte über sich die Stimme ihres Gatten, er rutschte eilig mit dem Geröll der Schlucht herab und nahm sie in seine Arme.

„Um Gott, Kind! Was treibst du?!“

„O, ich habe mir das Meer betrachtet. Hattest du Sorge um mich?“

Er sah ihr in die Augen und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

„Du Guter,“ sagte sie. Gänzlich durchnäßt, frierend, ließ sie sich in die Locanda führen. Als sie unter den drei kühlen Tüchern ihres hohen Bettes lag, überkam sie ein Gefühl des Geborgenseins. Ihr Gatte saß neben ihrem Bett, sie sah ihn nicht, fühlte aber seine Nähe und hörte seine Worte.

„Ich hatte mir ein Bild gemacht, Valerie, von unserem zukünftigen Leben. Sieh — ich weiß wohl, daß es dir schwer sein muß, in die Enge einer kleinen Universitätsstadt zu gehen, vielleicht mit Frauen zu verkehren, die nicht deiner Rasse, deines Temperaments sind. Da hatte ich mir gedacht — ich wollte meine Arbeit wieder auf-

nehmen — meine Arbeit an meinem Roman, weißt du; ohne Zweifel müßte ich vieles ändern, aber ich sehe doch eine Möglichkeit, wie ich es dennoch zwingen. Und ich glaube — ich kann mit einer gescheiterten Arbeitsteilung die Spätnachmittags- und Abendstunden für dieses Werk freihalten. Was es wird — ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich ganz etwas anderes will, als alle, die heute schreiben — etwas anderes im Wesen meine ich. Könntest du nun nicht an dieser Arbeit geistig teilnehmen? Wenn ich fühle, innig fühle, daß mir deine Teilnahme helfen würde? Kannst du darauf antworten?

Sie nickte langsam vor sich hin. ‚Es wird schön sein — unser Leben,‘ sagte sie leise. ‚Wenn du es mit mir versuchen willst?‘

Er küßte ihre Hand: ‚Wann wollen wir reisen?‘

‚Gleich morgen, Franzino mio, gleich morgen.‘

Draußen hatte das Unwetter ausgetobt, die Erde glänzte frisch und die Fischer gingen zu ihren Barken.

## XV.

Ohne in Neapel Station zu machen, reisten Edermanns nach Rom. Es war beabsichtigt, hier nur einige Tage sich aufzuhalten und dann in den Norden zurückzukehren. Sie nahmen in einem Hotel am Spanischen Platz Wohnung, und Edermann, nach einer mehrstündigen Wagenfahrt mit seiner Frau durch die Stadt, ging sofort daran, seine Kollegen aufzusuchen. Die Konferenzen brachten es mit sich, daß er nicht immer zu den Mahlzeiten ins Hotel zurückkehrte; Valerie war es recht so, eine Fülle von Nachrichten aus der Heimat hatte sie in Rom erwartet und diese Nachrichten bewegten sie so sehr, daß sie auf einsamen Spaziergängen sich unaufhörlich mit ihnen beschäftigte.

Da war zunächst ein Brief von Julian, der ihr mitteilte, daß er eines Tages von einem Domherrn auf der Straße angesprochen worden sei, den er bisher für einen Gegner seiner Absichten gehalten habe. Ohne von diesen Absichten zu sprechen, habe man sich über verschiedene fernliegende Dinge gut unterhalten, und schließlich in die Nähe seines ‚Heims‘ gelangt habe es sich zwanglos gemacht, daß jener Domherr bei ihm eingetreten sei. Nebenbei gesagt, glaube Julian, daß der hohe Herr Geistliche ihn bereits mit der Absicht angesprochen habe, sich das Institut zeigen zu lassen; als man vor der Pforte stand, habe jener sich freilich den Anschein gegeben, als sei er sozusagen überrumpelt worden. Nun gleichviel, — der Herr habe hinterher gestanden, einen guten Eindruck von Julians Zöglingen zu haben; die Folge werde

nun wohl sein, daß dem Kardinal bei guter Gelegenheit Bericht erstattet werde. Julian schrieb, daß er befriedigt darüber sei; der alte Zustand würde über kurz oder lang unmöglich geworden sein, man müsse an die Notwendigkeit denken, sich allmählich geistliche Helfer von seinem Geiste heranzuziehen, und dazu brauche er schließlich doch die hohe kirchliche Behörde; zudem sei es ihm schon lange schmerzlich gewesen, daß die, welche er zu verehren verpflichtet sei, ihn so hartnäckig ignoriert hätten. Ein zweiter Brief Julians teilte mit, die Schriften Professor Selewels, dieses musterhaften Mannes und leidenschaftlichen Christen, seien auf den Index gesetzt worden.

Auch Valerians Vater hatte geschrieben, mehrfach, und so wenig an Tatsächlichem seine so liebevollen, aber ein wenig schwachen Briefe boten, so erfuhr Valerie doch, daß ihrer Mutter Bruder, der Herr Tscharniecki, sehr wohlwollend über Professor Eckermann gesprochen hatte, der durch seine wissenschaftliche Tätigkeit eine von den einsichtigen Polen gebilligte Annäherung der polnischen und deutschen Nation anzubahnen im Begriff stehe. Frau Lisa sei nach diesem Besuche in ihren Äußerungen über Valerie wesentlich nachsichtiger geworden und sie habe es nicht geradezu abgelehnt, als er davon gesprochen hatte, Valerie fortan einen monatlichen Zuschuß von 350 Kronen zu geben; er hoffe die offizielle Einwilligung dazu in nächster Zeit zu erreichen.

Valerie schüttelte lächelnd den Kopf; welche Wichtigkeit ihr Vater diesen Dingen beilegte! Das Wichtigste, was Herrn Tscharniecki betraf und wovon man sicher auch im Welonskischen Hause wußte, teilte er nicht mit; Valerie fand es in einer Wiener Zeitung. Danach hatte Herr Tscharniecki eine mehrjährige Einsamkeit auf seinen Gütern dazu benutzt, eine gründliche und umfassende Studie 'Über den Adel Polens' zu schreiben, das Buch war erschienen und stellte ein Idealbild auf, zu dem der polnische Adel sich entwickeln müsse, wollte er anders in der Nation und in der Gegenwart überhaupt noch eine Rolle spielen. Von Adel zu sein lege Verpflichtungen auf, Verpflichtungen gegen sich selbst und gegen sein Volk. Nicht ohne weiteres sei dem Adel ein Vorrecht einzuräumen, ja, die alten Vorrechte seien ihm zu nehmen, er habe lediglich das Vorrecht Vorbild zu sein: in der Gediegenheit des Charakters, der Einfachheit der Lebensführung, der Liebe zum Vaterland, der Aufopferung, des Idealismus. Dieser persönliche und infolgedessen ständische Hochstand seiner Kultur allein mache ihn daseinsberechtigt. Der Zeitungs-bildung des in immer breiterem Bette hinstömenden Proletariats,



der Genußsucht, der Gleichmacherei, sei der Adel verpflichtet sich entgegenzustellen, indem er durch den Adel seines Wesens ein deutliches, allen sichtbares Menschheitsideal errichte. Es war mitgeteilt, daß bereits eine ‚Adelsgesellschaft‘ begründet sei, die zwar nur die Minderzahl, dafür aber die erlesensten Persönlichkeiten des polnischen Adels umfasse, Tscharniecki sei zudem in den Landtag gewählt worden.

Wie eine liebenswürdige Ironie auf diese Nachrichten wirkte eine Korrespondenzkarte Onkel Malekzis, auf der er Valerien in seiner humoristisch-elegischen Weise mitteilte, daß er nun abgewirtschaftet habe und daß die Manichäer um ihn herumsäßen wie Wölfe um ein niedergebrochenes Pferd, er werde ihre Bisse demnächst in seinen Waden spüren.

Es schien Valerien, als würde sie durch alle diese Nachrichten mit neuen Banden an das Vaterland geknüpft. Julian setzte sich durch, ihre Eltern schienen eine Kapitulation zu erwägen, ihr Onkel Tscharniecki war im Begriff, eine tiefgreifende Wirksamkeit zu entfalten — und sie? Sie war fahnenflüchtig geworden, dieses Gefühl machte sie unruhig. Es kam vor, daß sie vor ihrem Gatten das Hotel verließ, endlose Spaziergänge zwischen den Gartenmauern des Aventin und nach St. Paul hinaus unternahm, um todmüde, nervös erregt, in der Dunkelheit zurückzukehren. Zuweilen auch konnte sie wie ein Kind hilflos sich an Eckermann klammern und ihn bitten, sie diesen Tag nicht allein zu lassen — mit der Absicht, ihm alles zu sagen, was in ihr nach Aussprache drängte. Eckermann, ganz erfüllt von den wissenschaftlichen Aussprachen mit seinen Kollegen und dem Reichtum der römischen Archive, hatte sie mit abwehrender Miene beschwichtigt, wie man eben ein Kind beschwichtigt.

‚Du hast recht,‘ hatte sie dann bitter gesagt, ‚ich bin töricht.‘

‚Dann ist es gut,‘ erwiderte er zerstreut und eilig.

Indessen trafen sie an einem Mittage im Hotel zusammen, als Valerie mit stechenden Kopfschmerzen aus der schwelenden Glut der Campagna zurückgekehrt war. Ihr Gatte erschrak ernstlich, sprach davon, einen Arzt rufen zu lassen und setzte sich, als Valerie ihm dies mit erregten Worten verbot, neben sie, und wollte ihre Hand nehmen. Diese Hand war eisig, er spürte es in einem Augenblick des Berührens, ehe Valerie sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihm entzogen hatte. Schließlich sagte er sehr weich und leise: ‚Quält dich irgend ein Kummer? Sprich zu mir.‘

Sie bat ihn, sie allein zu lassen, sie wolle ruhen.

Nach einer Stunde kam er wieder herauf und sie begann plötz-

lich von den Nachrichten aus der Heimat zu sprechen. Er hörte zu, wie man als wohlerzogener Mann zuhört und in der Meinung, daß seine Frau nur irgendein beliebiges Gespräch begonnen habe, begnügte er sich, ihr mit einigen ‚So, so‘ und ‚In der Tat‘ sein Interesse zu zeigen und erzählte nun seinerseits von den wissenschaftlichen Anregungen, die ihm die Tage in Rom bisher gebracht hatten. Er wurde heiter und aufgeräumt, ging auf und ab und sprach mit lebhaften Handbewegungen. Er merkte nicht, wie Valerians Gesicht sich geradezu versteinte, wie sie ihn entsezt von der Seite ansah; plötzlich brach sie in ein fassungsloses Weinen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte und er, dem der Saß im Munde stecken blieb, wußte nach einer Pause der Ratlosigkeit nichts anders zu sagen als: ‚Aber Valerie!‘

Er behauptete sodann, daß sie ohne Zweifel krank sei.

‚Ich bin nicht krank,‘ rief sie mit leidenschaftlicher Bestimmtheit und stieß mit dem Fuße auf. ‚Freilich! Freilich! Ich muß krank sein! Vielleicht auch launenhaft, nicht wahr? Aber so geh’ doch! Geh’ doch zu deinen Kollegen, du hast deine Interessen, nun gut, wie kannst du glauben, daß auch ich Interessen habe!‘

Er wollte sie unterbrechen, aber mit flammenden Augen bligte sie ihn an. ‚Natürlich! Du bist glücklich, ohne Zweifel, du strahlst ja geradezu, was kann’s dich kümmern, wie ich fühle?!‘

‚Aber so sprich dich doch aus!‘ rief er, nun ernstlich böse. ‚Du weißt, wie sehr ich dich liebe —.‘

Valerie trat dicht an ihn heran, als müsse sie diesen interessanten Menschen, der davon sprach, wie sehr er sie liebe, näher betrachten. Mit einem Auflachen stieß sie heraus: ‚Du liebst mich? Ach, in der Tat, er sagt es! Freilich liebt er mich, mit einer seltsamen Liebe, die es plötzlich nicht mehr für nötig hält, ritterlich und ergeben und teilnehmend und warm zu sein!‘

‚Habe ich mich denn geändert?‘ fragte er erstaunt.

‚Durchaus nicht, mein Freund, wie sonst geht dir auch heute nichts näher wie das Empfinden deiner Frau, du siehst ihre Möte tief in ihrem Herzen, du drängst dich in sie, um ganz mit ihr zu leben, sie findet, wie vor Wochen auf ihrer Bettdecke morgens ein Gedicht von dir, mitten in der Nacht weckst du sie, da du den Wunsch hast, ihr zu sagen, wie innig du sie liebst. Alles das! Du trägst ihre Seele behutsam wie ein kostbares, zerbrechliches Gefäß, und überschüttest sie mit Blumen, weil du dein Herzblut nicht über sie ausströmen kannst. Ach, ich möchte lachen, nur daß ich es nicht kann, weil das Herz mir zerrissen ist.‘

Mit einem dumpfen Schmerz in der Brust stand er vor ihr und rang nach Worten. Gewaltfam sich zur Ruhe zwingend sagte er leise: ‚Valerie, du tust mir weh. Sieh, ich glaube, du bist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß in einer Ehe die schwingende Tonhöhe des ersten Überschwangs nicht beibehalten werden kann; ohne daß das Gefühl sich innerlich verändert, so wird es doch ruhiger, die Pflichten des Lebens fordern wieder einen Teil des Wesens und —‘

‚Mit einem Wort: Du bist satt und zeigst es.‘ Freilich, ich vergaß, daß du ein Deutscher bist.‘

‚Besinne dich doch!‘

‚Ich will mich nicht besinnen, hörst du? Ich will aussprechen, was ich fühle, und du wirst mich daran nicht hindern!‘

‚Nein, in der Tat nicht,‘ sagte er und verließ das Zimmer.

Sie sah ihn von ihrem Fenster aus, wie er über den Platz ging, eilig, mit geneigtem, verbissenem Gesicht, ein Herr grüßte ihn, er sah es nicht einmal und verschwand in der Via Sistina.

Habe ich denn nicht recht, fragte Valerie ein klein wenig zweifelnd. Entweder er liebt mich oder er liebt mich nicht. Einen Kompromiß gibt es in diesen Dingen doch nicht! Und wenn er mich liebt, wie kann er sich so verändern? Liebt er mich nicht, so soll er den Mut haben, es zu sagen.

Himmelsche Mutter, sein Gesicht war grau; wohin mag er gehen? Wenn er nicht wiederkäme, oder nur um zu sagen: Lebe wohl!

Eine kalte Angst zog ihr das Herz zusammen, sie ließ einen Wagen rufen und befahl, daß er sie durch die Stadt fahre, sie hoffte, ihn unterwegs zu sehen. Der Kutscher rückte das Hütchen auf ein Ohr und fuhr davon; sobald er in den nächsten zwei Stunden Miene machte anzuhalten und Valerie fragend ansah, rief diese ungeduldig ‚Avanti‘ und gehorsam trieb er sein Pferdchen wieder an. Enttäuscht und erbittert ließ Valerie endlich vor dem Cafe Aragno halten. An den auf die Straße gesetzten Tischchen vorbei drängte der Strom der abendlichen Korfosahrt, der Lärm war betäubend, sie hatte den Wunsch, einen Augenblick ruhig zu sitzen, und trat in das Innere des Lokals. Von dem Marmor des Fußbodens stieg eine leichte Kühle auf; sie bestellte einen Granito und gewahrte, wie an der jenseitigen Wand ein Herr sich erhob und nach ihr hinüber grüßte. Mechanisch dankte sie und danach erst wußte sie: es war Herr Moschynski, ah was, die Hauptsache war, dort saß ein Landsmann und sie nickte noch einmal und lächelte dabei. Sofort kam Herr Moschynski herüber, sagte in seiner verschleierten Art ein paar Worte

und fragte, ob sie ihm erlauben würde, Herrn Professor Selewel, der mit ihm sei, ihr vorzustellen, Selewel habe den lebhaften Wunsch geäußert, sie kennen zu lernen. Sie war tief erfreut und reichte Selewel die Hand, er ergriff sie und klopfte sie mit der Linken, seine erste Frage war nach Julian. Sie berichtete, und er zeigte sich lebhaft interessiert; zwar sei Julian, meinte er, gewissermaßen sein Antipode, aber er hoffe doch, ihn noch einmal von der Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen zu überzeugen.

„Passen Sie auf, er wird eines Tages mit Schrecken gewahren, wie die sozialen Ansprüche derer, die er erzogen hat, anwachsen, und dann wird er einsehen, daß es besser gewesen wäre, sich ihrer sozialen Ansprüche überhaupt nicht anzunehmen. Julian empfindet zu tief und zu rein, als daß diese Erkenntnis ihm nicht kommen sollte. Freilich, Sie erzählen, daß er Grund zu der Annahme hat, der Fürstbischof interessiere sich für seine Arbeit. Freilich, freilich, die Kurzsichtigkeit der Kirche ist das schlimmste. Es bereitet mir unaufhörliche bittere Qualen, wenn ich sehe, wie täglich, stündlich, der christliche Gedanke auf den Kopf gestellt wird. Wenn Sie die Heilige Schrift aufschlagen würden, an jeder Stelle sollten Sie lesen können, was Christus von den Kindern der Welt gesagt hat. Er hätte es nicht so oft und so eindringlich gesagt: alles andere wird euch zufallen, wenn er nicht vorhergesehen hätte, daß die sich seine Jünger nennen, in der Sorge um das ‚andere‘ sich einmal aufreiben würden. Ich will Ihnen etwas sagen, liebe Tochter, glauben Sie nicht, daß Christus, wenn er die soziale Fürsorge in der heutigen Form gewollt hätte, auf die Erde gestiegen wäre und zu diesem Zweck eine vorbildliche Organisation geschaffen hätte, wie? Ach, Sie schweigen, nun wohl, er hat es nicht getan, wie können wir so dreist sein, ihn korrigieren zu wollen? Das ist Gotteslästerung.“

Herr Moschynski nickte nachdrücklich mit dem Kopfe und sah Valerie triumphierend an. Für sie hatten diese Dinge natürlich etwas Bestehendes, sie sagte zögernd und zweifelnd:

„Um hier mitsprechen zu können, müßte ich mich mit diesen Fragen erst einmal lebhafter beschäftigen. Vorläufig möchte ich glauben, daß es heute vielleicht notwendig ist, Kompromisse zu schließen —.“

„Aber wer sagt Ihnen, daß wir Kompromisse schließen sollen? Wir sollen entweder kalt oder warm sein. Wenn alle, die sich Christen nennen, ihre religiösen Pflichten, besonders die Pflicht der Nächstenliebe, recht erfüllten, so hätten wir keine soziale Frage. Durch ihre Lauheit sind wir in diese Zustände geraten und, anstatt

nun jetzt wenigstens zu gehorchen, paktieren sie mit den selbstverschuldeten Zuständen. Nein, nein, Sie können sich wenden, wie Sie wollen, Sie stoßen immer wieder gegen diesen Punkt.'

Professor Selewel mußte einen deutschen Monsignore begrüßen, der sich am Nebentisch zu einer Tasse Schokolade niedergelassen hatte und Selewel in ein Gespräch zog.

Herr Moschynski fragte Valerie: 'Ist er nicht herrlich?'

Seine Augen leuchteten, er erzählte, daß es zuweilen schwer halte, Selewel, der wie alle großen Menschen, ein wenig eigensinnig sei, in der richtigen Bahn zu halten, das sei nun eigentlich seine, Moschynskis, Aufgabe, gerade jetzt, wo man ihnen befohlen habe, das Kloster zu schließen und dem Urteil der Inderkongregation sich zu unterwerfen.

Sie habe davon gehört, erwiderte Valerie, was denn nun werden solle?

'Sie fragen? Mein Gott, Sie fragen wirklich? Selewel kann und darf sich nicht unterwerfen, hören Sie? Er versucht es augenblicklich, die Herren im Vatikan von der Torheit ihrer Maßregeln zu überzeugen, ich weiß nicht, ob es ihm gelingt. Man scheint ihn hinzuhalten, er gelangt nie vor die richtige Tür, man schickt ihn zu allen möglichen Leuten, und wenn er sich am Abend fragt, was er erreicht hat, so muß er sagen: nichts. Er zwingt sich wohl zur Geduld, denn er will nichts unversucht gelassen haben, ich aber, ich bin schon völlig überzeugt, daß er nichts erreicht und daß er sich eines Tages zum offenen Kampf entschließen muß.'

Herr Moschynski erschien Valerie plötzlich durchaus als Pole, sein Fanatismus, der aus seinem Wesen sprühte, war polnisch und sie verhehlte sich nicht, daß dieses Wesen sie entzückte. Sie fühlte sich geradezu heimatlich berührt. Selewel wandte sich den beiden wieder zu.

'Nun?' fragte Herr Moschynski mit Bezug auf den Monsignore, 'was meint er?'

Selewel sagte, indem er langsam den Kopf schüttelte: 'Er gibt wenig Hoffnung; um es gerade heraus zu sagen, er hält eine Korrektur oder gar Zurücknahme der Indizierung für ausgeschlossen. — Ja. Nun, ich habe die Hoffnung trotzdem nicht verloren.'

Moschynski konnte sich nicht enthalten zu fragen: 'Noch immer nicht?'

'Nein.' Das nachdenkliche Grübeln, das in den Zügen Selewels sichtbar war, verwandelte sich allmählich in zornige Empörung.

„Wenn ich aber“, sagte er langsam mit bebender Stimme, „die Hoffnung verlieren sollte, so bin ich entschlossen, im Vertrauen auf die Hilfe Christi den Kampf aufzunehmen.“

„Wirklich entschlossen?“

Lelewel antwortete nicht, er war tief in Gedanken. Erst nach einer langen Pause sagte er: „Ich kann nicht anders. Ich kann unmöglich anders.“

„Dann ist alles gut. Und Ihr Werk? Sie lassen es erscheinen?“

„Unbedingt, mein Lieber.“

„Sie müssen wissen“, sagte Moschynski zu Valerie, „daß unser Meister ein neues Werk geschrieben hat —.“

„Aber lieber Sohn, die Dame hat einen Deutschen zum Mann, mein Werk ist zunächst nur für Polen geschrieben, und —“

„Habe ich je aufgehört, Polin zu sein?“ rief Valerie entschieden, „ich bitte, doch an meiner Vaterlandsliebe nicht zu zweifeln!“

Professor Lelewel lächelte sie an und machte eine Verbeugung; darauf sprach er, in der rechten Hand ein Kaffeelöffelchen, mit dem er sozusagen taktierte, von den Ideen seines neuen Werkes, und Valerie hing begierig an diesen so wohlgeschwungenen, kindlichen Lippen und vergaß Zeit und Ort. Was diese Lippen aussprachen, waren zum Teil die Ideen, die Moschynski ihr damals in Dembiowko als diejenigen Lelewels bezeichnet hatte, jene Ideen von der Führerrolle, die Polen in der neuen religiösen Bewegung zukomme, da es vor allen Völkern, vermöge der rücksichtslosen Kraft seines Idealismus, zu dieser Rolle vorbestimmt sei. Aber später sprach Lelewel geradezu aus, daß Polen die Rolle des alten Judäa zu übernehmen bestimmt sei, in seinem Schoße solle die neue Reformation, die erste wirkliche Reformation heranreifen; von ihm solle die Bewegung ausgehen, die Christus wieder auf den Thron setzen würde, auf jenen Thron, der jetzt von dem Fürsten der Welt okkupiert sei. Und er zog erstaunliche Parallelen zwischen Judäa und Polen und pries die politische Knechtschaft, in der Polen schmachtete, damit es desto inniger die himmlische Freiheit erschne. Es hatte zuerst den Anschein, als wenn Lelewel einer polnischen Nationalkirche das Wort rede, mit einem eigenen geistlichen Oberhaupt, das in bewußten Gegensatz zu dem Papst in Rom treten solle. In Wirklichkeit meinte er jedoch, daß Polen sozusagen eine einzige große Hochschule der christlichen Lehre und des christlichen Lebens sein sollte, oder ein Lehrbataillon, das die übrigen Staaten mit geistigen Instruktoren versehe.

Es war über allen diesen Gesprächen spät geworden, Valerie

achtete nicht darauf, aber plötzlich stand ihr Gatte am Tische und sagte: ‚Endlich finde ich dich, welche Sorge habe ich gehabt!‘

Er begrüßte die Herren, und Valerie erhob sich wie schlafwandelnd, wie durch eine Wand hörte sie auch, daß ihr Gatte von einer Verabredung sprach, die er, auch in ihrem Namen, für heute Abend getroffen habe. Zwei Kollegen, davon einer aus Münster, letzterer mit seiner Frau, sollten mit ihnen speisen, man komme gerade noch zurecht, sagte Eckermann.

Professor Lelewel hielt Valeriens Hand lange in der seinen und sagte, daß er glücklich sein werde, wenn er noch einmal mit ihr plaudern könne, eine Woche bleibe er immerhin in Rom, dann werde er allerdings nach Krakau reisen.

‚Wir reisen in zwei Tagen nach Deutschland,‘ sagte Eckermann ein wenig ablehnend.

‚So rasch schon?‘ rief Valerie leise. Ihr Gatte sah sie kopfschüttelnd an.

‚Aber das weißt du doch,‘ sagte er.

‚Vielleicht hatte ich es eben gerade vergessen,‘ erwiderte sie tonlos. Auf jeden Fall wolle sie Professor Lelewel noch einmal sehen; er gab ihr seine Adresse, und er und Herr Moschynski sagten: ‚Auf Wiedersehen!‘

Die Gatten fuhren nach dem Hotel, zunächst schweigend, dann sagte Valerie bittend: ‚Ach, weißt du, Franzino mio, ich bin gar nicht aufgelegt, heute abend mit deinen Freunden zu essen.‘ Und schnell, als eine Wolke über Eckermanns Gesicht flog, setzte sie hinzu: ‚Ich möchte viel lieber allein mit dir sein.‘

‚Natürlich würde ich dich gern entschuldigen,‘ sagte ihr Gatte ein wenig kühl, ‚aber wenn du mit jenem Schwäcker Moschynski den ganzen Nachmittag plaudern konntest, dann wirst du auch die kleine Pflicht erfüllen können, um die ich dich bitte.‘

‚Du mußt stets beleidigen! Schwäcker! Ich bitte dich!‘

‚Nun ja, ich mag ihn nicht.‘

‚Bist du eifersüchtig?‘

‚Nein, wahrhaftig nicht. Mein Vertrauen zu dir ist ohne Grenzen.‘

‚Mein Guter,‘ flüsterte sie bezwungen.

Im Hotel teilte man ihnen mit, daß die anderen Herrschaften eine Weile gewartet hätten, jetzt aber bitten ließen, nach der ‚Trattoria Toscana‘ an der Piazza Colonna nachzukommen.

Eckermann wurde durch diese Nachricht verstimmt, und als sie

endlich in dem Restaurant ankamen, entschuldigte er sich wiederholt, was Valerie im höchsten Grade überflüssig fand. Wozu überdies nannte ihr Gatte den Namen Lelewel? Was verstanden diese preussischen Professoren von Lelewel? Natürlich gebrauchte der Theologe sofort die Bezeichnung ‚Schwarmgeist‘ und behauptete, indem er nachdrücklich mit den Knöcheln auf den Tisch klopfte, daß solche Schwarmgeister wie Lelewel erst einmal lernen müßten ‚Ordre parieren‘. Sicher interessierten Valerie Lelewels Ideen mehr, als daß sie dieselben billigte, aber die Art, wie dieser doch immerhin reine und leidenschaftliche Mann abgetan wurde, entrüstete sie, und sie würde sich, lediglich in diesem Gefühl, laut zu ihm bekannt haben, wenn nicht die Frau des anderen Universitätslehrers, des Germanisten, sie in ein lebhaftes Gespräch verwickelt hätte. Die junge und rotwangige Frau hatte sie bereits eingehend und ungeniert von der Seite gemustert, mein Gott, wie konnte Eckermann eine Polin heiraten! Sie hatte sich ein Monstrum von Unordentlichkeit vorgestellt und war erstaunt, daß die Taillenspitzen nicht mit Stednadeln zusammengesteckt waren, keine geplagte Naht klaffte und Valerie sogar halbwegs ordentlich frisiert zu sein schien.

‚Lassen Sie die Männer nur schwagen, davon verstehen wir doch nichts,‘ sagte sie lachend und fragte sofort, wie lange Valerie nun schon verheiratet sei, wie es ihr in der Ehe gefalle, ob sie sich Kinder wünsche, sie selbst habe vier Kinder. ‚Ach, Frau Professor, Sie glauben nicht, wie schwer es ist, vier Kinder aufzuziehen,‘ und man sei doch nicht sicher, ob nicht noch mehr nachkämen. Und sie verbreitete sich über die Krankheiten, die ihre Kinder schon durchgemacht hatten, wußte geschickt ziemlich detaillierte Beschreibungen ihrer eigenen Leiden einzuschalten und rief zwischendurch, sooft es paßte: ‚Nun, Frau Professor, Sie werden das alles ja selber erleben.‘

Ob ihr Italien gefalle? Sie müsse gestehen, daß sie Italien schrecklich finde, auch ihr Mann beklage sich und wolle so bald als möglich wieder nach Münster zurück. Sie sei ja nur mitgefahren, weil ihr Mann zu irgendeinem wissenschaftlichen Zweck mit Unterstützung des Staates nach Italien geschickt sei; nun, habe sie gesagt, dann richten wir uns mit dem Gelde ein und fahren zusammen; außerdem sei ihr Mann so sehr an sie gewöhnt, sie müsse ihm sogar den Schlips umbinden, und wenn sie ihm das Schnupftuch nicht zur rechten Zeit austauschte, dann würde er es vier Wochen benötigen.

Sie hatte ein zufriedenes, herzliches Lachen und betrachtete ihren Mann von Zeit zu Zeit mit mütterlichen Blicken.



etz  
 rheit  
 erde  
 die  
 Zee  
 inden  
 solden  
 Orden  
 , als  
 reine  
 d zu  
 ben  
 ma  
 und  
 der  
 hei  
 stellt  
 zu  
 erin

bed  
nun  
der  
au-  
sch  
ich  
zu,  
en  
zu

1  
 2  
 3  
 4  
 5  
 6  
 7  
 8  
 9  
 10  
 11  
 12  
 13  
 14  
 15  
 16  
 17  
 18  
 19  
 20  
 21  
 22  
 23  
 24  
 25  
 26  
 27  
 28  
 29  
 30  
 31  
 32  
 33  
 34  
 35  
 36  
 37  
 38  
 39  
 40  
 41  
 42  
 43  
 44  
 45  
 46  
 47  
 48  
 49  
 50  
 51  
 52  
 53  
 54  
 55  
 56  
 57  
 58  
 59  
 60  
 61  
 62  
 63  
 64  
 65  
 66  
 67  
 68  
 69  
 70  
 71  
 72  
 73  
 74  
 75  
 76  
 77  
 78  
 79  
 80  
 81  
 82  
 83  
 84  
 85  
 86  
 87  
 88  
 89  
 90  
 91  
 92  
 93  
 94  
 95  
 96  
 97  
 98  
 99  
 100  
 101  
 102  
 103  
 104  
 105  
 106  
 107  
 108  
 109  
 110  
 111  
 112  
 113  
 114  
 115  
 116  
 117  
 118  
 119  
 120  
 121  
 122  
 123  
 124  
 125  
 126  
 127  
 128  
 129  
 130  
 131  
 132  
 133  
 134  
 135  
 136  
 137  
 138  
 139  
 140  
 141  
 142  
 143  
 144  
 145  
 146  
 147  
 148  
 149  
 150  
 151  
 152  
 153  
 154  
 155  
 156  
 157  
 158  
 159  
 160  
 161  
 162  
 163  
 164  
 165  
 166  
 167  
 168  
 169  
 170  
 171  
 172  
 173  
 174  
 175  
 176  
 177  
 178  
 179  
 180  
 181  
 182  
 183  
 184  
 185  
 186  
 187  
 188  
 189  
 190  
 191  
 192  
 193  
 194  
 195  
 196  
 197  
 198  
 199  
 200  
 201  
 202  
 203  
 204  
 205  
 206  
 207  
 208  
 209  
 210  
 211  
 212  
 213  
 214  
 215  
 216  
 217  
 218  
 219  
 220  
 221  
 222  
 223  
 224  
 225  
 226  
 227  
 228  
 229  
 230  
 231  
 232  
 233  
 234  
 235  
 236  
 237  
 238  
 239  
 240  
 241  
 242  
 243  
 244  
 245  
 246  
 247  
 248  
 249  
 250  
 251  
 252  
 253  
 254  
 255  
 256  
 257  
 258  
 259  
 260  
 261  
 262  
 263  
 264  
 265  
 266  
 267  
 268  
 269  
 270  
 271  
 272  
 273  
 274  
 275  
 276  
 277  
 278  
 279  
 280  
 281  
 282  
 283  
 284  
 285  
 286  
 287  
 288  
 289  
 290  
 291  
 292  
 293  
 294  
 295  
 296  
 297  
 298  
 299  
 300  
 301  
 302  
 303  
 304  
 305  
 306  
 307  
 308  
 309  
 310  
 311  
 312  
 313  
 314  
 315  
 316  
 317  
 318  
 319  
 320  
 321  
 322  
 323  
 324  
 325  
 326  
 327  
 328  
 329  
 330  
 331  
 332  
 333  
 334  
 335  
 336  
 337  
 338  
 339  
 340  
 341  
 342  
 343  
 344  
 345  
 346  
 347  
 348  
 349  
 350  
 351  
 352  
 353  
 354  
 355  
 356  
 357  
 358  
 359  
 360  
 361  
 362  
 363  
 364  
 365  
 366  
 367  
 368  
 369  
 370  
 371  
 372  
 373  
 374  
 375  
 376  
 377  
 378  
 379  
 380  
 381  
 382  
 383  
 384  
 385  
 386  
 387  
 388  
 389  
 390  
 391  
 392  
 393  
 394  
 395  
 396  
 397  
 398  
 399  
 400  
 401  
 402  
 403  
 404  
 405  
 406  
 407  
 408  
 409  
 410  
 411  
 412  
 413  
 414  
 415  
 416  
 417  
 418  
 419  
 420  
 421  
 422  
 423  
 424  
 425  
 426  
 427  
 428  
 429  
 430  
 431  
 432  
 433  
 434  
 435  
 436  
 437  
 438  
 439  
 440  
 441  
 442  
 443  
 444  
 445  
 446  
 447  
 448  
 449  
 450  
 451  
 452  
 453  
 454  
 455  
 456  
 457  
 458  
 459  
 460  
 461  
 462  
 463  
 464  
 465  
 466  
 467  
 468  
 469  
 470  
 471  
 472  
 473  
 474  
 475  
 476  
 477  
 478  
 479  
 480  
 481  
 482  
 483  
 484  
 485  
 486  
 487  
 488  
 489  
 490  
 491  
 492  
 493  
 494  
 495  
 496  
 497  
 498  
 499  
 500  
 501  
 502  
 503  
 504  
 505  
 506  
 507  
 508  
 509  
 510  
 511  
 512  
 513  
 514  
 515  
 516  
 517  
 518  
 519  
 520  
 521  
 522  
 523  
 524  
 525



# Vincent van Gogh/Die Schlucht





Valerie saß zurückgelehnt in ihrem Binsensstuhl, aß nichts und ließ den Wein unberührt; sie war ganz Opposition und sagte nur, um der dringendsten Pflicht der Höflichkeit zu genügen, von Zeit zu Zeit ein belangloses Wort. Münster kenne sie nicht, nein. — Nun, es werde ihr schon gefallen, meinte die Kollegenfrau, sie stelle sich Valerie zur Verfügung, um sie in das Wesen der scharf ausgeprägten gesellschaftlichen Unterschiede einzuführen. Da sei der Adel, die protestantischen Regierungskreise, die Professoren —. Man müsse die Familien genau kennen, um nicht etwa versehentlich seine Sphäre zu überschreiten. Überhaupt wolle sie ihr in jeder Beziehung behilflich sein, man müsse doch zusammenhalten, nicht wahr? Einen guten Fleischer könne sie ihr empfehlen; sie verbreitete sich über die Preise der Lebensmittel und wollte von Valerie wissen, wie die Preise in Polen seien. Dem „Frauenbund“ müsse sie beitreten, das erwarte man; sie empfahl auch den Beitritt zu einem „Kränzchen“, das allwöchentlich in einem Kaffeelokal vor den Toren zusammenkomme. Überhaupt diese Kaffeelokale! Man könne jeden Tag der Woche ein anderes besuchen, es sei geradezu reizend, keine Kellnerwirtschaft; und zu demselben Preise, den man anderswo für eine einzige Tasse Kaffee bezahle, bekomme man dort ein ganzes Rännchen und Weißbrot mit Korinthen und Butter obendrein. Eckermann, der von Zeit zu Zeit nach seiner Frau hinübersah, verfolgte mit Unruhe die Steigerung der Apathie auf ihrem Gesicht. Sie saß bleich, zusammengefunken da, und ein unmerklich wehes Lächeln lag um ihren Mund.

„Wir wollen ausbrechen, nicht wahr?“ fragte er besorgt.

Valerie hörte erst, wie er die Frage wiederholte, und nickte sodann.

Als sie sich erhob, schwankte sie, die Kollegenfrau flüsterte ihr zu: „Ist Ihnen nicht gut?“ Und geheimnisvoll und vertraulich lächelnd fuhr sie fort: „Nun, Sie brauchen nicht zu erschrecken; das ist bei jungen Frauen nicht anders.“

Valerie hatte es abgelehnt, einen Wagen zu benutzen; sie hing sich fest in den Arm ihres Gatten und mit jedem Schritt in der kühlen Nachtluft ging sie elastischer. Der Himmel war übersät von Sternen wie nie im Norden; sie leuchteten heller als der Mond in den Nächten des Nordens. Die Fontana Trevi rauschte mit ihren schimmernden Wassermassen, irgendwo erhob eine Tenorstimme inbrünstig sich in die feierliche Nacht. Eckermann ging nachdenklich und schweigsam, Valerie genießend mit hingeebenen Sinnen den Zauber der Nacht und gleichfalls schweigend. Zuweilen nur

schloß ein gegenseitiger Druck der Arme die beiden Körper enger zusammen. Auf dem Spanischen Platz am Fuße der großen Treppe verständigten sie sich mit den Augen: ja, steigen wir hinauf. Sie nahmen langsam die Stufen, und mit jedem Schritt aufwärts versank hinter ihnen das spärliche Geräusch der Gassen, das dumpfe Gedünst des Pflasters, die Enge und die Nähe der Stadt. Unter den Steineichen vor der Villa Medici schwankte der federbünne Strahl der Fontäne im verträumten Nachtwind, und freier stieg und gewaltiger der Sternenschimmer über der dunklen Stadt empor. Die ungeheure, geheimnisvoll von innen erleuchtete Kuppel des Himmels schien die murrende Weltstadt zu demütigen, nur Sanct Peter vermochte mit den glänzenden Linien seiner Kuppel ein wenig teilzuhaben am himmlischen Wesen.

Valerie erhob das beglänzte Gesicht zu ihrem Gatten und sagte leise: ‚Mag unserem Leben fortan dies ein Gleichnis sein, willst du? Abgrundtief unter ewigen Sternen liege das Alltägliche, das Gewöhnliche.‘

Edermann fühlte nicht anders, aber immer, wenn Valerie das aussprach, ekstatisch aussprach, was sie beide fühlten, meldete sich in ihm eine ganz leise kritische Ironie, vielleicht auch eine pädagogische Bedenklichkeit, und auch heute konnte er sich nicht enthalten zu sagen: ‚Gewiß, nachdem wir nicht versäumt haben, dem Alltäglichen und Gewöhnlichen den nun einmal notwendigen Tribut zu zahlen. Über die Höhe dieses Tributs müssen wir uns noch verständigen.‘

‚Und du willst ein Dichter sein?‘ fragte Valerie noch wohlge-launt und geduldig.

‚Sein ja, ich will den Dichter nur nicht posieren.‘

‚Posiere ich denn?‘

‚Es ist hier ja nur von einem gewissen Dichter die Rede, nicht von dir. Aber ernsthaft: irgendein Abkommen mit den menschlichen Geseßen und den Gewohnheiten, die schon wieder Geseße geworden sind, müssen wir schließlich treffen. Ich gebe dir zu, daß das „Gewöhnliche und Alltägliche“, wie du es nennst, uns nicht beherrschen soll, und jedenfalls sollen wir uns die Schwungkraft bewahren, sooft wir wollen, den Menschlichkeiten zu entfliehen, in denen wir uns zuweilen ergehen müssen. Mein liebes Herz,‘ fuhr er fort, als Valerie die Unterlippe zwischen die Zähne zog, ‚ich glaube, deine Gefühle zu verstehen; wovon habt ihr beiden Frauen euch heute abend unterhalten?‘

‚O — sie erzählte von Köchinnen, von Lebensmitteln, von Kinderkrankheiten —.‘

„Siehst du! Ich dachte mir's, und meine so schwingenstarke, sehnstüchtige Valerie hörte die Ketten klirren, die sie nun an die Sitzstange fesseln sollen.“

„Ungefähr so, ja.“

„Mein armer Falke!“

„Spotte nicht!“

„Wie sollte ich das wagen? Nur — siehst du, in nicht allzu ferner Zeit wirst du ja auch so eine Art Köchin haben, du wirst dich mit dem Preis der Lebensmittel beschäftigen, wohl oder übel, denn du kennst mein Einkommen, und schließlich wirst du auch, . . . aber verzeih, — von Kinderkrankheiten zu reden ist wohl vorläufig noch etwas deplaziert.“

Valerie schwieg. Er nahm ihren Arm, und mit sanfter Gewalt führte er sie unter den Steineichen auf und ab.

„Siehst du, beschäftigen müssen wir uns alle mit solchen oder ähnlichen Dingen, sollen diese Dinge nicht eines Tages uns über den Kopf wachsen und unser Leben gefährden. Nur aufgehen darin — das sollen wir nicht, nie unser bestes Wesen von ihnen erdrücken lassen, sondern jederzeit imstande sein zu sagen: Den engen Kreis der menschlichen Pflichten habe ich beschritten, genug, jetzt will ich ein wenig fliegen. In diesem Sinne akzeptiere ich dein Gleichnis. Zufrieden?“

„Ach, Franzino mio,“ sagte Valerie traurig, „ich glaube doch, du täuschst dich in mir. Gewiß hast du wohl recht, aber ich —. Genug, genug! Ich möchte nun ruhen. Laß mich noch einmal —.“

Und hastig brach sie ab und trat an die Brüstung, und sie erhob ihr Gesicht entgegen der ungeheuren, geheimnisvoll von innen beleuchteten Kuppel des Himmels, indessen unter ihren Füßen die gedemütigte Weltstadt murrte.

## XVI.

Am nächsten Tage schien es, als sei jedes von ihnen ängstlich besorgt, daß die dumpfe und bedrohliche Entfremdung zwischen ihnen nicht eben in Worten sich entlud. Edermann widmete sich ganz seiner Frau und schlug ihr den Besuch einiger alter und besonders interessanter Kirchen vor. Sie verbrachten nahezu eine Stunde in Santa Maria in Cosmedin, dieser so naiven und treuherzigen Kirche, die noch ganz den Geist der ersten christlichen Jahrhunderte atmet. Sie besuchten die Dominikaner in San Saba, wo Valerie, gut gelaunt, einen der guten Mönche in Verlegenheit brachte, indem

sie darauf bestand, den innerhalb der Klausur befindlichen Garten mit dem Orangenbaum des hl. Dominikus zu sehen. Je deutlicher ihr der Bruder die Unmöglichkeit zu machen versuchte, desto lauter behauptete sie, nicht eher fortgehen zu wollen, ehe sie nicht ihren Willen durchgesetzt. Sie brachte ihn schließlich zum Lachen; mit komischem Entsetzen und indem er das Werk mit einer übertriebenen Heimlichkeit betrieb, schob er ihr in der Vorhalle der Basilika einen Binsensstuhl unter ein winziges, vergittertes Fensterchen, durch das sie gerade in das Gärtchen hinabsehen konnte. Mit schelmischem Zwinkern fragte inzwischen der Mönch Eßermann hinter der vorgehaltenen Hand: „Ist sie immer so eigensinnig?“ und wollte sich vor Lachen ausschütten, als Valerie, herabspringend, nun wieder wissen wollte, was sie beide so heimlich zu tuscheln hätten.

„Es wird nicht verraten! Nein! Durchaus nicht!“ rief der Dominikaner, und sein gesundes Kinderlachen presste ihm Tränen aus, die er mit einem ungeheuren gelben Baumwolltuch trocknete. —

Die Gatten entdeckten schließlich mit einer großen Freude, die der Freude großer Forscher nichts nachgab, am Abhang des Aventin die Konstantinschenke des „Vater Abraham“; sie versuchten sich unter hundert Pöffen an der Stodfischsuppe und den in Öl gebackenen Artischocken und verbämmerten in der Veranda beim gekühlten Frascatiwein zwei köstliche Mittagsstunden, indem sie auf die jenseits des Circus Maximus sich erhebenden gewaltigen Ziegelferne der Kaiserpaläste sahen und weiterhin, ernst geworden, die Augen schweifen ließen über die flimmernde Campagna, der fern, wie Inseln dem Meere, die albanischen Berge enttauchten mit ihren rosenroten, getürmten Ortschaften.

Am Nachmittage fuhren sie nach San Lorenzo hinaus mit einem munteren Kutscher, der trotz der Schnelligkeit der Fahrt, in die er seinen Stolz zu setzen schien, sich zum Entzücken Eßermanns unaufhörlich umwandte und mit bewunderndem Lachen Valerie seine weißen Zähne zeigte und schließlich, am Ziel, ihr mit einer ritterlichen Verbeugung eine blutrote Nelke überreichte, die ihm irgendeine Trasteveriner Schöne hinter das Seidenband seines Hütchens gesteckt haben mochte. In der Dämmerung waren sie in der Chiesa Nuova, in der das Fest des musikliebenden Filippo Neri mit einer feierlichen Vesper beschlossen wurde.

Beim Abendessen floß die Unterhaltung leicht und ununterbrochen, später mit einer gewissen Gezwungenheit, als wollte jedes verhüten, daß eine Pause einträte, und endlich im verdunkelten

Zimmer bemühte sich jedes, durch tiefe und ruhige Atemzüge dem andern den Schlaf vorzutäuschen, der doch nicht kommen wollte. Vielleicht hätte es genügt, daß jedes seine Hand ausgestreckt hätte, um die des andern zu ergreifen, damit plötzlich und restlos die unterdrückten Klagen und Wünsche sich uferlos ergossen hätten — eine reinigende und befreiende Überschwemmung —, aber die Uhren sangen die Stunden ab, das helle Glöckchen von Trinita del Monte rief zur Mitternachtsmesse, und keine der so starr ablehnend liegenden Hände tastete nach der anderen.

Früh, als Valerie noch schlief, nahm Edermann ein Bad im Tiber; als er zurückkam, empfing Valerie am Frühstückstisch gerade die Frühpost. Es waren nur Drucksachen und ein kleiner Brief, den Valerie eilig las und ein wenig unsicher, wie achtlos, mit der Serviette bedeckte.

‚Etwas Wichtiges?‘ fragte Edermann.

‚Durchaus nicht,‘ erwiderte sie und strich sich ein Brötchen.

Das Schweigen Edermanns reizte sie plötzlich.

‚Ich darf doch noch Briefe empfangen?‘ sagte sie.

‚Gewiß, und du darfst sogar mit mir darüber sprechen.‘

‚Mein Gott, Professor Lelewel teilt mir mit, daß er heute schon abreisen muß, und bittet mich, ihm am Bahnhof Adieu zu sagen. Hier —,‘ setzte sie hinzu und reichte ihrem Gatten den Brief. Er las ihn, indem er sich den Bart strich, und gab ihn schweigend zurück.

Sie tranken schweigend ihren Tee; schließlich sagte Edermann: ‚Gut, ich werde dich begleiten.‘

‚Ich denke, du hast wenig Sympathie für Lelewel?‘

‚Sicher — recht wenig, aber ich werde dich trotzdem begleiten, denn ich möchte — wenigstens vor der Öffentlichkeit — nicht den Anschein erwecken, als wenn meine Frau Interessen hätte, an denen ich keinen Anteil nehme. Übrigens, welch eine Ungezogenheit, an dich zu schreiben und meiner nicht mit einem Wort Erwähnung zu tun!‘

‚Ungezogenheit —!‘

‚Sicher das. An deiner Stelle würde ich schon deshalb nicht hingehen. Außerdem — dich zum Bahnhof zu bestellen wie ein König!‘

‚Ich bin erstaunt,‘ sagte Valerie langsam, ‚dich plötzlich so großen Wert auf die Form legen zu sehen. Jedenfalls wird er nicht Zeit haben, eine andere Art der Zusammenkunft zu arrangieren.‘

„Er macht einen Umweg von fünf Minuten und fährt auf dem Wege zur Bahn hier vor. Nicht wahr, es ginge prächtig? — Aber wozu darüber sprechen! Du bist entschlossen hinzugehen?“

„Allerdings.“

„Num also.“

Er ging in der Tat mit. Valerie hatte im hellen Troß einen ganzen Arm voll dunkelgelber, in den Kelchen rötlich schimmernder Rosen gekauft, die sie Professor Lelewel, der fünf Minuten vor der Abfahrtszeit eilig auf dem Bahnhof erschien, überreichte. Er dankte beglückt und übergab den Strauß einem der drei ihn neben Herrn Moschynski begleitenden jungen Leute, der ihn ungeschickt im Gepäcknetz verstaute. Eßermann schaute ironisch zu und musterte die Jünglinge, die Lelewel gegenüber von einer geradezu schwebenden Ehrerbietung waren. Herr Moschynski raunte Eßermann mit Bezug auf Lelewel befriedigt zu: „Er hat alle Brücken hinter sich abgebrochen.“

„So beglückwünschen Sie ihn in meinem Namen, trotzdem ich nicht weiß, wovon Sie sprechen.“

„Ah,“ machte Moschynski erstaunt, einen Fuß bereits auf dem Trittbrett des Wagens, „Sie sind nicht orientiert?“

„Sie überschätzen die Zeit, die ich für anderer Leute Angelegenheiten übrig habe.“

Die beiden Lokomotiven zogen an. Eßermann ging davon und blieb nach einigen Schritten wartend stehen. Professor Lelewel stand am heruntergelassenen Fenster seines Abteils und erhob mit einer halben segnenden Bewegung die Hand nach Valerien. Diese rief mit erstickter Stimme: „Grüßen Sie die Heimat!“ Sie blieb stehen, bis der Zug die Halle verlassen hatte, bis schließlich von ihm nichts mehr zu sehen war als eine majestätische weiße Dampfwolke, die, von der Sonne beschienen, still stand und sich zögernd in der Luft auflöste.

Auf dem Rückwege hingen beide Gatten ihren Gedanken nach und wechselten nur zuweilen nichtsagende Worte. Im Hotel überreichte ihnen der Portier die zweite Post. „Von Papa,“ sagte Valerie und ließ sich in einem der Korbsessel des Vestibüls nieder.

„Laß dich nicht stören,“ warf Eßermann hin und ging, den Kopf geneigt, auf den mattenbelegten Fliesen auf und ab.

Herr Welonski schrieb, daß er sehr stolz sei, ihr eine wichtige Nachricht mitzuteilen. Er sei zwar schon alt, aber die wenigen Jahre, die er noch zu leben habe, wolle er doch anwenden, um, wenn auch nur mit einem schwachen persönlichen Beispiel, dem Vaterlande zu dienen. Sein Schwager Tscharniecki habe ihm nahegelegt, der neuen



„Adelsgesellschaft“ beizutreten, und wenn er auch sicher sei, daß die Brüder ihn deswegen verhöhnen würden, so habe er sich doch entschlossen, Tscharniezkis Aufforderung zu folgen. Und da eine der adeligen Notwendigkeiten nach der Auslegung seines Schwagers darin bestehe, das Nationallaster des Trinkens zu bekämpfen, so habe er heute inmitten der bereits gewonnenen Brüder das Gelübde abgelegt, fortan die geistigen Getränke gänzlich zu meiden.

Valerie ließ das Blatt sinken, Stolz und Scham überwältigten sie, Stolz, weil ihr Vater einen solchen Entschluß zu fassen noch fähig war, und Scham, daß sie selbst, sie, seine Tochter, nicht liebevoll und entschieden genug gewesen war, ihn zu diesem Entschluß zu bringen. Eine wie segensreiche Macht mußte dieser Stanislaus Tscharniecki ausüben! Wie ernst mußte es ihm um die Reform des Adels sein! Welche guten Kräfte schliefen noch in diesem Adel, daß ein, wenn auch vorerst kleiner Teil das geliebte Glas entschlossen an die Wand warf!

Eine tiefe Unruhe machte ihr Herz klopfen, sie nagte an der Unterlippe; mein Heiland, zog wirklich ein neuer Frühling über Polen?

„Fertig?“ fragte Edermann und blieb vor ihr stehen.

Sie schüttelte heftig den Kopf und las weiter. Ihr Vater schrieb, daß er sich geradezu befreit erscheine; die Mutter habe zwar gesagt, er werde die Abstinenz nicht lange aushalten, aber er wolle verflucht sein in Ewigkeit, wenn er sein Gelübde bräche. Übrigens sei auch davon die Rede, daß die Frauen sich zu einer intensiven sozialen Fürsorge jeder Art zusammenschließen wollten; nun, er zweifle, ob etwas zustande komme, aber schließlich stehe das bei Gott; manchmal glaube er in der Tat, daß in Polen alles möglich sei.

Und sie saß hier, als wenn nicht das Blut der heiligen Mutter Polen in ihren Adern rauschte; ah, in der Heimat erhoben sich die Fahnen, die erregende Trommel klang, und antraten auf dem heiligen Schlachtfeld jene Besten, die noch an einen Sieg glaubten. Und sie würde nicht dabeisein, wenn der Sturmangriff begann, sie würde nie dabeisein, nie, ihr Herz krampfte sich zusammen, als sie daran dachte.

„Nun also,“ sagte Edermann und nahm neben ihr Platz, „was beginnen wir nun? Ich hätte wohl Lust, nach Frascati zu fahren, die Gärten sollen jetzt überschüttet sein von Rosen. Hättest du Neigung? Sehen möchten wir Frascati doch, und da wir doch höchstens noch drei, vier Tage zur Verfügung haben —; man fragte gerade heute wieder bei mir an, bis zu welchem Tage ich meine Vorlesungen

in Münster wiederaufnahme. Wir müssen also wirklich an Abreise denken.'

‚Sieh, Franzino mio, ich liebe dich, ja, ja, ich liebe dich, vielleicht nicht so, wie du es erwartet hast, aber — genug, ich liebe dich. Aber ich kann nicht nach Münster, habe Erbarmen mit mir, ich kann nicht.‘

Die Lehne des Sessels, die Eckermanns zornige Faust umkrampfte, knarrte; sie wagte nicht, ihn anzusehen, die Tränen kamen ihr. Endlich sagte ihr Gatte: ‚Nun, da wären wir ja wieder soweit. Aber wir wollen den Leuten hier doch wohl kein Schauspiel geben, darf ich dich hinaufführen?‘

Du kannst also nicht mit mir nach Münster,‘ fuhr er fort und schloß die Zimmertür, ‚wie denkst du dir das alles?‘

‚Ich weiß es nicht, ich bin so zerrissen — ich weiß alles, was du sagen willst; freilich hätte ich vorher Überlegung haben müssen; ich klage mich ja an, gestraft bin ich schon genug.‘

‚Meine liebe Valerie,‘ sagte er und nahm ihre Hand, worauf ihr sofort die Tränen aus den Augen stürzten, ‚liebe Valerie, wir sitzen nun da und kommen so nicht weiter. Von meinen Gefühlen will ich nicht reden, ich —. Nun gut. Aber wir müssen unsere Angelegenheit doch in irgendeiner Weise zu einem Ende bringen.‘

‚Ich kann ohne eine Aufgabe nicht leben.‘

‚Ja — nun. Ich hasse die großen Redensarten, du weißt es, aber ich war glücklich in dem Gedanken, daß ich meine Arbeit, also meine dichterische Arbeit, so rasch als möglich aufnehmen würde; geradezu gehungert habe ich danach. Und ich sah auch deine Aufgabe ganz deutlich: innigst an dem teilzunehmen, was ich fühle und schaffe, und dadurch mitzuarbeiten, wirklich fördernd mitzuarbeiten. Im Moschynskischen Sinne,‘ setzte er mit einem halben Lächeln hinzu.

‚Ach, du sprachst nie mehr von deiner Arbeit —.‘

‚Sprechen! Natürlich! Sprechen! Ich bin doch kein Pole, der sich in Plänen und großen Reden erschöpft!‘

‚Meinst du, daß er sich darin erschöpft? Du könntest dich irren.‘

‚Gut, gut, möchte ich mich irren.‘

Valerie suchte nach Worten, ein bitteres und ungläubiges Lächeln schlich über ihr Gesicht. Sie erhob sich langsam und sagte sicher: ‚Ich habe auch über jene Aufgabe nachgedacht, die du mir zuweisen willst. Heute weiß ich, du täuschst dich. Ja, ja, du täuschst dich, laß mich reden und wehre nicht ab. Entweder bist du der Dichter, der ein gutes und großes Werk schaffen kann, oder du bist es nicht, ich kann

deiner Größe, so sehr ich mich mühen würde, keine Spannlänge hinzufügen. Vielleicht weißt du das selbst, vielleicht erwartest du auch von mir zuviel; im letzteren Falle möchte ich dir sagen, daß ich zwei Bewerber abgewiesen habe, weil sie meinten, daß durch eine Ehe mit mir sie gefördert, beschwingt, angespornt, vervollkommenet würden — was weiß ich. Ich mag die Männer nicht, die auf eine Kraft von außen warten.'

„So, nun das ist deutlich.“ Ihr Gatte räusperte sich erregt. Und plötzlich brachen Schmerz und Zorn in ihm aus. „Das ist also der Effekt,“ rief er, „der Effekt der ganzen Anstrengung, Aufregung, Sehnsucht, Hoffnung, ah — es ist beschämend; wir sind ausgezogen, umgekehrt wie jener Mensch in der Bibel, um eine Königstochter zu suchen, und haben eine Eselin gefunden. Zum Lachen ist es! Zerreißen könnte ich mich! Nun, man muß sich damit abfinden, wenn es auch —. Es ist schrecklich! Und du, du —.“

„Franzino, bitte, habe Erbarmen —!“

„Ja freilich — ich werde dir nichts mehr sagen, keine Vorwürfe, wie könnte ich auch; mich, mich müßte ich anklagen. Aber laß! Es ist gut. Denkst du — denkst du an Scheidung?“

Sie sank von ihrem Stuhl und lag auf den Knien vor ihm.

„Franzino, mein Guter, was sprichst du da, Scheidung, das ist doch unmöglich; nein, nein, ich fühle mich dir unauflöslich verbunden, um des himmlischen Erbarmens willen, sprich nicht so!“

Er hob sie auf, sie bebt am ganzen Leibe und flüsterte unaufhörlich: „Franzino, Franzino.“ Er trat an das Fenster und sah auf den belebten Platz, in der festlichen Sonne drängte sich ein heiterer Verkehr, die Ausrufer der Waren sangen mit tiefer Inbrunst, Berninis Brunnen war umlagert von buntgekleideten Mädchen, die in großen Körben den berausenden Überfluß von Blumen darboten. Das festliche Bild erbitterte ihn, er ließ den Vorhang zurückfallen und wendete sich wieder zu seiner Frau, die bleich und erschöpft in einem Sessel lag. — „Kannst du mir irgend einen Vorschlag machen?“

Sie sah ihn bittend und liebevoll an.

„Ja, ja,“ sagte er leiser, ihre Gedanken erratend, „ich bin ja ruhig. Nun? Da schweigst du nun und siehst mich an. Willst du für einige Zeit nach Krakau zurück, ich weiß ja nicht, ob ich sagen kann: zu deinen Eltern.“

Sie fuhr hoch und faßte seine Hände. „Du könntest wirklich —?“ „Überschätze meine Opferfähigkeit nicht.“

„Du wolltest mich für eine gewisse Zeit noch einmal freigeben?“

Ja, ja, ich glaube, ich könnte mir dann, allein, klarer werden über alles. Und du würdest es mir erlauben? O, du Guter, mein Guter, habe Dank, innigen Dank!’

„Also, dann wären wir ja fertig,“ sagte er, ironisch lächelnd, und zündete sich eine Zigarette an. Vielleicht glaubte er im tiefsten Herzen gar nicht, daß sie ‚fertig waren‘, vielleicht glaubte es auch Valerie nicht. Sicher war aber so ein Weg gefunden, der zunächst durchaus nicht gefährlich aussah und auf dem man, wenn auch mit einem kleinen Umweg, doch noch in das blühende und fruchtbare Land der wahren Ehe kommen konnte. Immerhin war ihnen zu Mut, als sei ein kühlendes und reinigendes Gewitter niedergegangen, und während des ganzen Tages waren sie beide von einer schönen abgeklärten Zärtlichkeit.

Erst am nächsten Tage kamen sie auf ihr Abkommen zurück. Edermann sagte ihr, daß er sich genötigt sehe, nun, da sie auf einige Zeit wieder in die Heimat gehen wolle, sein Leben ein wenig anders einzurichten. Er könne nicht daran denken, nun, wenn auch nur für jene gewisse Zeit (deren Länge er ja heute noch nicht kenne, fügte er spöttisch hinzu) allein nach Münster zu gehen, er möge das Fragen und Bedauern nicht, diese ganze, vielleicht gutgemeinte, ihm aber unangenehme Neugierde. Er habe daher telegraphisch um einen Nachurlaub gebeten und seine Absicht mitgeteilt, im Sommersemester überhaupt nicht zu lesen.

„So kommst du mit mir?“ fragte Valerie unsicher.

„Nein, fürchte dich nicht. Ich bleibe hier und gehe an meine Arbeit, vielleicht gehe ich auch ins Gebirge, das zu bedenken habe ich ja noch Zeit. Wenn man mir wirklich nahelegt, um meinen Abschied einzukommen — ich könnte es ihnen nicht einmal verdenken —, nun, so muß ich eben sehen, wie ich mich durch Zeitschriftenbeiträge über Wasser halte, Material habe ich zur Genüge.“

„Mein Gott,“ murmelte Valerie bestürzt, „ich besitze ja doch noch einiges Geld, darf ich —.“

„Nein,“ sagte er, „du darfst durchaus nicht. Danke.“

Und so kam dann schließlich der Tag, wo er Valerien zur Bahn brachte, nach endlosen Morgenstunden, die beide durch krampfhaftes Geplauder hinzubringen suchten. Valerie stand am Waggon wie ein verschüchtertes Kind, mit großen unruhigen Augen. Edermann kürzte die Qual ab, indem er ihre zuckenden Lippen flüchtig küßte und sie bat, einzusteigen. Er grüßte noch einmal, als sie am Rupeefenster erschien, und ging dann rasch davon. Auf der Straße hieb sein Stock Funken aus dem Granitpflaster.

## XVII.

Herr Jan Malecki pirschte vorsichtig durch die Kusseln, zwischen denen hier und da Birken im vollen Laube standen. Die Sonne war eben herauf, und über den Wiesen am Flüsschen lag noch der Nebel. Im Kleeschlag, der an die Kusseln stieß, stand der Boß, ein guter Sechserboß, wie Jan befriedigt bestätigte. Hinter den drei Birken, sechzig Schritt vom Rand des Kiefernestrüpps, ging er langsam mit der Büchse in Anschlag, faßte Blatt und ließ fliegen, kerzengrade stieg der Boß, machte drei, vier rasende Fluchten und blieb zitternd stehen, dann fiel er um wie ein Brett. Jan stelzte durch den Klee, besah sich wohlgefällig seine Beute und machte sich dann daran, den Boß auszuwerfen. Er schwikte gehörig dabei, denn er wurde mit den Jahren nicht magerer und zudem hatte die Sonne schon ihre Kraft. Trotzdem versagte er es sich nicht, den Boß überzuwerfen, wie es sich für einen richtigen Jäger gehörte, und er trug ihn auch, wenn auch mit einigem Stöhnen, bis zu dem großen Birnbaum im Feld, der seine gewaltige Krone schützend über das morsche Holzkreuz ausbreitete. Dort waren zwei Bauernmädchen im knallroten Rock dabei, Grünfutter zu schneiden. Malecki warf seinen Boß auf den Wagen und rief: „Marynka!“

Marynka kam, eilig, lachend, wie sollte sie auch nicht lachen, wenn der gnädige, immer lustige Herr Malecki rief. Sie versprach natürlich bereitwillig, den Boß im Herrenhause abzuliefern, und verfehlte auch nicht, Herrn Malecki zu der Beute Glück zu wünschen.

Der stand dicht am Wagen, fragte sich nachdenklich den Hinterkopf und starrte auf den Boß, als wenn er sich nicht von ihm trennen könnte. — „Ja, ja,“ murmelte er, „es ist der letzte, den ich auf eigenem Grund und Boden schieße. Nun, wie Gott will.“

„Soll es denn wirklich wahr sein?“ fragte Marynka, indem sie versuchte, ihr lustiges Apfelgesicht in bedauernde Falten zu legen.

„Ja, mein Lederbissen, heute unterschreibe ich. Was blickst du mich an, als wenn dein Schak dir die Freundschaft auf sagte?“

Und er stieß sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger in die Seite, so daß Marynka einen Hopsen tat und einen lachenden Schrei ausstieß; dann warf er die Büchse über und stelzte nachdenklich den Feldweg entlang.

Ja freilich war er mit Gottes Hilfe soweit. Nun, was einem auf den Buckel regnet, muß man tragen, wie das alte Sprichwort sagt. Überlegte er es sich recht, so mußte er sogar froh sein, daß die dreimal verwünschten Sorgen nun endlich begraben waren. Schließ-

lich hatte er nur das Seinige durchgebracht und kein Gläubiger durfte ihm die ewige Verdammnis auf den Pelz wünschen.

Er strich am Lattenzaun des Friedhofes vorbei, der in diesem frühen, klaren und reinen Sonnenlicht wirklich wie ein Ort des Friedens dalag, und spähte hinüber nach Anastasias Kreuz. Ach, dort. Er betete ‚das ewige Licht . . .‘ und setzte die Mütze wieder auf. Gut war's, daß Anastasia, das Schwesterchen, seit einem Jahre hier lag und den Zusammenbruch nicht mehr erlebte. Das gute Herz, die himmlische Mutter wird es deiner verklärten Seele lohnen. Gerade vor einem Jahre, ah, nein, es war der sechzehnte Juni und heute schrieb man erst den sechsten, — ja damals hatte sie wie ein unschuldiges Kindlein in ihren weißen Seidentissen gelegen, es gab keinen Menschen, der es gesehen und der dabei nicht Ströme von Tränen vergossen hätte. Selbst der Pfarrer hatte geweint, trotzdem das doch durchaus nicht sein Amt war. Nun, wie gesagt, das ewige Licht leuchte ihr, und damit war er auch an den Hof des Herrenhauses gekommen, der, nicht einmal von einigen Hühnern belebt, stumm und öde dalag. Nur um den First der Scheunen flatterten noch ein paar Tauben, die zwar niemand fütterte, die aber ihre Anhänglichkeit an den Hof bewahrt hatten. In dem Pferdestall stand nur ein einziger Gaul, der den Kopf wandte, als Jan eintrat. Mit einem gewissen passiven Widerstand ließ der alte Fuchs sich an die Britschka spannen, Herr Jan knallte mit der Peitsche und fuhr seelenvergnügt im Zuckeltrab nach Krakau. Hier hatte er erst beim Advokaten ein Geschäft, unterschrieb die Verkaufspapiere, die schon bereit lagen, lenkte seinen Gaul dann nach der Weichsel hinunter und hielt vor Julian Welonskis ‚Heim‘ an. Auf seinen mörderischen Pfiff, zwischen zwei Fingern herausgestoßen, flog die Plankentür krachend auf, und zwei, drei Buben schrien aus vollem Halse: ‚Onkel Malecki, guten Tag Onkel Malecki!‘

Ah, und da erschien ja auch schon, mit seinem heiteren, besonnenen Antlitz, die Arme ausgebreitet, Julian vor der Tür der Baracke.

‚Gelobt sei Jesus Christus, mein Junge!‘ rief Jan, ‚da bin ich.‘  
 ‚Da bist du, und ich freue mich herzlich, tritt näher.‘

Jan trat näher. Julians Zimmer hatte sich im Laufe der Jahre, die das Rohe der Wände und Geräte abgeschliffen und gedunkelt hatten, zu einer gemütlichen Klause entwickelt. Jan ließ auch heute seine Augen wohlgefällig umherschweifen, aber nur ganz kurz, dann stellte er sich vor Julian auf und rief: ‚Da bin ich!‘

‚Prächtig, daß du da bist! Nimm Platz.‘

„Da bin ich!“ schrie Jan mit voller Lungenkraft. „Mein Gott, hat der Junge Theologie studiert und begreift trotzdem so schwer. Nun also, ich bin fertig, und da hast du mich. Wirf mich hinaus, tue es, trotzdem du mir zugeschworen hast, an mir zu handeln wie ein Sohn. Aber tu's nur, weise deinen alten Onkel von der Schwelle, so werde ich den Schnorr sack umhängen und an den Kirchthüren betteln.“

Julian hielt ihn lachend am Rock fest und sagte: „Wie könnte ich die Sünde auf mich laden und dich von unserer Schwelle weisen, wo wir dir soviel verdanken! Sei willkommen in unserer Gemeinschaft und nimm endlich Platz und erzähle.“

Nun, Jan erzählte, er behauptete, nur deshalb allen irdischen Besitz von sich geworfen zu haben, weil er die Zeit nicht hätte erwarten können, bis er gänzlich zu Julian und seinen Buben übersiedeln konnte. Und kurz und gut: er sei hier.

„Aber du hast uns ja nur gefehlt,“ sagte Julian, „du mit deinem goldenen Herzen!“

„So? Habe ich das? Nun,“ sagte er und zog ein Papier aus der Tasche, „hier, und möge es euch glücklich machen.“

Julian las mit Erstaunen die Schenkung auf das Herrenhaus und zwölf Wiener Joch Land, dicht am Hofe. Onkel Malecki klärte ihn auf. Er hatte liquidiert, günstig, denn an ihm hatten die Juden ihren Meister gefunden, das, was ihm nun noch gehörte, nicht mehr als dem kleinsten Bauern zu eigen war, das sollte Julians und seiner Buben Eigentum sein. „Du hast dir schon längst so etwas gewünscht,“ fuhr er fort, „einen Teil der Jungen hättest du schon gern auf das Land gegeben, du hast geradezu gejammert danach. Dein Jammern hat mich gerührt, ihr habt nun ein Haus, nun, wenn du es jemals anfüllen kannst, dann muß wirklich der Segen Gottes mit dir sein. Ihr habt nun die zwölf Wiener Joch Land — es ist gewiß nicht das beste Land, ein Teil ist sumpfige Wiese, ein Teil Kieferngestrüpp, und nur ein kleiner Rest trägt Kartoffeln, aber du hast ja junge Arme zur Verfügung, die roden und adern können, ich werde es ihnen zeigen, paß auf, wir bekommen in zwei Jahren die schönste Gemüsekultur, und ich ziehe dann auf den Ringplatz mit einem großen roten Schirm und verkaufe unseren Kohl.“

„Onkel Malecki — du bist doch —!“

„Willst du schweigen? Welch' eine Zucht in der modernen Jugend, die Grünschnäbel reden dazwischen, wenn ein Alter spricht! Nun, Gott wird wissen, weshalb er es zuläßt. — Ein wenig Ader-

gerät ist auch vorhanden, nicht eben viel, aber einiges läßt sich noch reparieren, dazu kommt die alte Neutitscheiner Britschka — noch von meinem seligen Vater her — und das Pferdchen. Es ist ein gutes Pferdchen, ein Fuchs — komm', sieh es dir an; du kennst es? Vielleicht findest du, daß es nicht viel Arbeit mehr leisten kann, aber das ist ein Irrtum, du glaubst nicht, wie dankbar es für einen richtigen Peitschenschmick ist, wenn es gerade ein bißchen eindämmern will. Das wäre alles, ja, ich bin freilich noch da — sei versichert, mein Julian,' und seine Stimme nahm einen warmen Klang an, 'sei versichert, die Buben werden an mir kein schlechtes Beispiel haben, nur gib mir zu tun, und ich werde einen schönen Lebensabend bei euch haben.'

„Laß dich umarmen, du prächtiger Mensch!“ rief Julian, und küßte ihn schallend auf beide Wangen. „Du weißt gar nicht, wie glücklich du mich machst.“

„Nun, nun,“ brummte Jan, „es wäre wohl richtiger, wir erzählten den Buben, was ihnen bevorsteht, als daß wir hier die Zeit mit Zärtlichkeiten vergeuden!“

„Ja, du hast recht, die Buben müssen es wissen.“

Sie gingen Arm in Arm hinaus, ein Ruf versammelte sie alle, diese frischen und straffen Knaben, auf dem großen Hofe, und hier erzählte ihnen Julian, daß der Traum, den sie so manchmal zusammen geträumt hätten, in Erfüllung gegangen sei: Sie würden ein Haus auf dem Lande und Feld zum Bewirtschaften haben. Diejenigen, die in der Stadt ein Handwerk erlernten, könnten freilich nur selten herauskommen, bis zu dem Tage, der in nicht allzu großer Ferne sei, da alle Handwerke im Hause selbst gelehrt werden könnten. Dann sollte das Krakauer Heim nur noch den neu aufzunehmenden Freunden und Brüdern für die ersten Tage eine Zuflucht sein. Sollte aber der Zustrom zu groß werden, so würde eine Teilung eintreten, die eine Hälfte würde Januar bis Juni, die andere von Juli bis Dezember draußen sein.

Als er geendet hatte, erfüllte ein so infernalisches Jubelgeschrei die Luft, daß Julian sich lachend die Ohren zuhielt, worauf die „Ordner“ den rechten Arm erhoben, und langsam verebbte das Geschrei in ein beglücktes Murmeln.


(Fortsetzung folgt.)



# Der katholische Kulturwille und die neue Kunst / Offener Brief an P. Desiderius Lenz

---

Hochverehrter, lieber Herr Pater!

ndem ich Ihnen von einem neuen Kunstwillen, dessen bewußte Zeitgenossen man noch fast vergebens sucht, Rechenschaft ablege, will ich Sie nicht in einen Streit von Meinungen hereinziehen, über den Sie durch Ihre der Gegenwart überhobene Gestalt und Ihr unbeirrtes Wirken erhaben sind, sondern ich will Sie ehren als den Schöpfer einer katholischen Kunstform und den Ergründer einer katholischen Denkweise, die im heutigen katholischen Kulturbereich ihresgleichen nicht hat. Niemand hat so wie Sie in seiner Zeit mit einem katholischen Kunstwillen wirklich Ernst gemacht und die Sinne seines Denkens und Formens alle in eine einheitliche, so praktische wie mystische Fläche der Anschauung eingeordnet, von der er überzeugt war, daß sie einfach die göttliche Weltidee widerspiegeln müsse, deren Bild und Inhalt also nicht erfunden, sondern nur wiedergefunden werden könne. Denn alle Kunst kämpft um einen Verlust, müht sich ab, eine verlorene Vollkommenheit nicht zu ersetzen, so doch ahnen zu lassen, ist der Ausdruck eines Mangels. Während in der Zeit Ihres ersten Suchens nach der ursprünglichen Harmonie der Weltruhe rings um Sie eine theatermäßige, schaustellerische Kunst sich auftrat, die im Zusammenhang mit nationalen und parteiischen Absonderungen geschichtliche Zufälle verherrlichte und Geschichte verdarb, während dann, als Sie ihre Formenstrenge dem benediktinischen Geiste liturgisch untertan machten, der stoffliche Anreiz der Natur und die Macht der gesellschaftlichen Elendzustände über die nationalen Grenzen hinweg die allgemeine Geistesrichtung an sich bannte, das persönliche Empfinden zwar verschärfte, aber das höhere Kulturbewußtsein zersetzte, während so durch eine niedere stoffliche Gegenwart die alte Tradition der Menschheit, die schon seit Jahrhunderten geschwächte, vollends aufgelöst wurde, während eine pathetische Neuklassik in scheinbarem Ausgleich dieser Erniedrigung Humanität vortäuschte und die klassizistische Kunsttheorie sich durch Unfruchtbarkeit konservierte, wo ist in diesem halben Jahrhundert der katholische Kulturwille geblieben? Nicht bloß ein Wille, der Anschluß an Volk und Wirklichkeit suchte und an einem zeitlich bedingten Kunstgute teilhaben wollte — denn wir Katholiken können hieran nicht paritätisch teilhaben —, sondern ein Wille, der in dem Bewußtsein, daß eine unendliche Form aller Natur und Menschheit vorausgebildet ist, diese Form sucht — diesen Willen hatten Sie, Herr Pater — ein Wille, der in der Geschichte das Abbild eines in die Zeit übersetzten ewigen Planes glaubt, in jedem Augenblick des zeitlichen Geschehens das Ebenbild erkennen und den unendlichen Hauch erfüllen will, und der jede Gegenwart auch im Niedergang stets neu berufen und verantwortlich für die ganze Weltform annimmt und liebt, — wo ist dieser aktive Kulturwille geblieben?

Im Nazarenertum und in der Romantik war er lebendig, wieder leben-

dig. Er hat zu erlösen angefangen, als die Romantik sich aus ihrem geschichtlichen Weltsinne auf nationale Eigentümlichkeiten zurückzog. Sooft der Deutsche in seinem Volkstum egoistisch wird und sich begrenzt, verliert er das Gefühl für die große Verbundenheit des Weltganzen und mit dem Willen zu ihr auch die weite Form, die seine Charakterverhärtung künstlerisch auflösen muß. Sie, Herr Pater, suchten diese Form zu erhalten durch den kontemplativen Geist, der, schon vorchristlich, die Menschheit in dem Bewußtsein ihrer Freiheit gegen die Natur bestärkte; Sie geben die Kunst der Geschichte nicht hin, und die Gotik, die in die Zeit hingeebene deutsche Kunst der christlichen Innereuerung ist Ihnen darum fremd. Sie suchen die Welt vor dem Falle, trennen die geschichtliche Kraft von der vorzeitlichen Gnade, und der Teufel hat in Ihrer Kunst keinen Platz. Wir aber leben in der Gegenwart, sind durch die Geschichte in unsere Jahrzehnte verbannt, und selbst indem diese Geschichte unserem Verstande die Form des Weltplanes enthüllen will, belastet sie unsere Kraft durch den Stoff, den sie uns zuträgt. Wir sind Abendländer, und die Ruhe des Orients ist uns nicht gegeben, wir sind Deutsche und Spätlinge der Geschichte, und es fehlt uns der sichere, unfehlbare Sinn, der in Rom die Welt in der Wage hält. Unser Kulturwille ist schwerer als der anderer Rassen. Aber sooft und so sehr der deutsche Geist im Philistertum verstockt und verknöchert, wir wissen, daß kein Kulturwille seelisch reicher ist als der deutsche. Unsere Geschichte bringt nach der stärksten Berufung zum Christentum die stärkste Abfallbewegung. Aber wir müssen unsere Geschichte lieben; denn wir spüren aus ihr die Kraft, die reinste und innerste Kunstform zu erschaffen, eine Form, die dem Gefühl der christlichen Auflösung aller Bindungen am nächsten kommt, eine Form, die schon in der Bierung des gotischen Domes nicht Gestalt, sondern Schwebung angenommen hat.

Ich schreibe Ihnen, Herr Pater, über die neue Kunst, obwohl ich weiß, daß der Gegensatz zwischen Ihrer Kunstanschauung und dem Kunstwillen, auf den wir hoffen, nicht größer sein kann. Sie suchen den Anfang, wir suchen das Ende im Fortgang. Sie glauben an die Idee, deren Form schon feststeht, wir an die Form, die endlich der unendlichen Idee doch nicht ausweichen kann, wie auch die Zeit dem Menschen Freiheit gibt und doch die Geschichte ihren Gang zu Ende gehen muß. Sie sind konservativ vor der Geschichte, wir wollen konservativ werden durch die Geschichte. Sie leben der Geschichte entgegen, wir leben der Geschichte zuvor. Aber Sie haben eine Katholizität der Form gesucht, und auch wir hoffen auf eine neue Katholizität der Form. Ihre Kunst ist uns kein Weg, aber Ihre Absicht ist uns ein Ziel. Die Kunst kann nur dann zur Liturgie werden, wenn der Stoff geopfert ist.

Es ist schwer, unter Katholiken über die neue Kunst in einer Sprache zu reden, die die gegenwärtigen Kunstprobleme und die ganze katholische und geschichtliche Weite zugleich umfaßt; denn wir Katholiken haben in künstlerischen Dingen keine eigene Sprache mehr. Unsere Gedanken befinden sich innerhalb der allgemeinen liberalen Bildungskonventionen in einer



Paul Gauguin/Die Flötenspielerin





Diaspora, und wir können einander nur schwer verstehen, weil unsere Sprache nicht die übliche sein kann; ja es hat oft den Anschein, als wollten wir einander nicht verstehen, weil wir instinktiv fühlen, daß die Dinge viel schwerer werden, wenn wir sie in eine eigene Sprache und katholische Denkweise aufnehmen wollen, während wir sie scheinbar mit den Mitteln der liberalen Denkweise leicht beherrschen und so einen ausreichenden Kulturanschluß zu gewinnen glauben. Die konservative und katholische Kulturkritik unterscheidet sich meist nur dadurch von der anderen, daß sie einige inhaltliche Bedenken und prinzipielle Rautelen anbringt, und — in der übrigen Charakterhaltung schlechter ist. Denn es ist natürlich, daß man nur mit halbem Herzen und Glauben bei einer Sprechweise und einer Beurteilung sein kann, der man nicht selber Inhalt und Richtung gegeben hat. Die Kunst ist heute in der Öffentlichkeit eine linksliberale und radikale Sache, und es wird dort viele ehrliche Arbeit geleistet. Diese Arbeit ist aber nicht unsere Arbeit, und jene Ehrlichkeit ist für uns nicht Wahrheit. Aber auch der protestantische Kulturwille, der übrigens im Schöpferischen immer mehr zurückbleibt und sich nur durch Verhärtung und Vereinsamung erhält, hat für uns keinen Wert mehr, wenn wir das Weltbild wieder in unserem Sinne künstlerisch formen wollen. Ihm fehlt gerade das, womit wir wirken müssen, Geschichte, das heißt ein geistiger Organismus, dessen Kraft und Erfahrung von Anfang bis zu Ende reicht, der ebenso Vergangenheit wie Gegenwart und Zukunft ist. Er hat sich aus diesem Organismus abgetrennt und mit der Vergangenheit auch die gegenwärtige Kraft für die Zukunft immer mehr verloren. Seine letzte künstlerische Kraft liegt noch im Gemüt. Das Gemüt, als ein künstlerischer Rest verstanden, reicht aber nicht über die einzelne Seele hinaus; es ist nicht fähig, verantwortlich für eine überzeitliche Gesellschaft zu bauen, und seiner Inbrunst haftet oft ein peinlicher Mangel an Größe an. Es ist ein schönes Bekenntnis, aber von einem strengen Kunstwillen muß mehr verlangt werden. Es ist zeitlich und persönlich wie eine religiöse „Konfession“. Aber Konfession reicht heute nicht mehr aus. Gemüt und Konfession müssen der neuen Kunst gegenüber rückständig werden, denn in ihr wird eine weltanschauliche Abstraktion und Eindringlichkeit erstrebt, die über die bloße seelische Bestimmtheit und eine bloß geschichtlich gewordene Religionsstimmung weit hinausgeht.

Ich denke noch mit Freuden an meinen Besuch bei Ihnen, hochverehrter Herr Vater, und wie wir davon sprachen, daß Kunst doch viel mehr sei als ein schönes seelisches Interesse oder ein sittliches Ideal. Sie ist die höchste Bewußtheit des Weltzusammenhanges und die geheimnisvollste geistige Klarheit, die sich dem einfachen echten Wahrheitstriebe gefangen gibt und vom schärfsten Geiste nicht ausgedacht werden kann, gerade wie ein Dogma. Wortkonventionen fassen ihr Wesen nicht und persönliche Empfindungen nicht ihre Größe. Kunst ist ganz Wesen, und der Wille, sie zu begreifen, muß ganz von ihr selber zehren. Sie offenbart sich in ihrer Geschichte und ist doch stets mehr als ihre Geschichte. Sie ist der stets gegenwärtige, un-

bestechliche Gradmesser unseres Weltverhältnisses, über das sie das Urteil fällt, gleichzeitig indem sie seine Form schafft, dessen Freiheit sie im gleichen Augenblicke aufhebt, da sie seine Reichweite entstehen läßt. Denn nach unserem Glauben erschöpft sich der Sinn von Kunst und Kultur nicht in unverbindlichen „psychischen Relationen“ (Lamprecht), sondern das Ausmaß ihrer gesellschaftlichen und einzelseelischen Reichweite ist mit einer absoluten Verantwortung verbunden. In jedem künstlerischen Werk entsteht die ganze Verantwortung neu. Wie sollte es nicht schwer sein, Kunst von den Werken loszulösen und mitzuteilen, so daß auch im Denken etwas von der Fülle und geschichtlichen Gedrängtheit des Werkes und seiner rätselhaften Weltverbundenheit nachwirkt. Im Anfang der Kirche haben sich Konzilien mit der Kunst beschäftigt, im Fortgange und der Reformation hat man Kunst gestürmt und Bilder zerschlagen. Als eine solche starke Macht und dann dem engen religiösen Gefühl unheimliche Sache wurde die Kunst empfunden. Und heute sollten wir Katholiken, die wir von der Kunst das Höchste verlangen, uns mit den Brosamen abspeisen lassen, die von den Tischen der eben Besitzenden fallen. Die radikalen Denker von Kant bis heute haben mehr über Kunst nachgedacht als wir, und wir müssen unser Denken erst wieder neu erschaffen, gleichwie die künstlerische Form, durch die wir unser selbst gegenwärtig innerwerden und diese Innerwerdung verewigen.

Ich schreibe Ihnen, Herr Vater, über die neue Kunst auch deshalb, weil in dieser Kunst heimlich eine eigenartig gegensätzliche Verwandtschaft zu einer persönlichen und geschichtlichen Askese lebendig ist, eine Art Anachoretentum, wie es einem primitiven Ordensgedanken entsprechen könnte. Die Kunst, die sich vor nun mehr als hundert Jahren ein Lessing oder Goethe dachten, war in einer schönen Menschlichkeit befangen; man kann sich denken, ihre Ideale wären am besten in Schriften und Versammlungen gleichgesinnter Männer einer selbstverwalteten Welt, in Freimaurerzirkeln vorge tragen worden. In der Romantik dann war die Kunst ein Gedankenaustausch von Jünglingen, die zwischen Erde und Äther jene ganze Spannung der Menschheit zu erfahren suchten, die sie ahnten, aber geschichtlich nicht erfahren konnten, und die sie dann in ihnen liebe Zeiten übertrugen. Dann wurde die Kunst zu einer öffentlichen Angelegenheit, eine Einrichtung des bürgerlichen Gegenwartsstaates, und weniger konnte sie nicht werden. Sie wurde Gegenstand der Presse und geriet schließlich wie alles, was bloß von der Öffentlichkeit und Presse lebt, in Opposition. Der Naturalismus drang in das Volkstum und die Kunst wurde gegenüber der zweifelnden Gesellschaft von fortschrittlichen Volkstribunen adoptiert. Man darf sagen, daß die konservativen Volkskreise schon lange keinen schöpferischen Anteil mehr an ihrer Gegenwartskunst haben. Sie wehren sich gegen jede neue Richtung, um nach einigen Jahren stillschweigend nachzukommen; aber von vornherein auf eine innerliche, fruchtbare Auseinandersetzung, bei der sich ihre eigene alte Kraft stärken und erneuern müßte, lassen sie es nicht ankommen. Sind denn die alten wahren Kräfte der Welt schwächer ge-

worden? Sie, Herr Vater, glauben, daß der der Menschheit mitgegebene Sinn für Harmonie verloren gegangen und verdorben sei, und daß man die fertige Idee der Form wiederfinden müsse. Wir stehen vor dem Geheimnis, daß die sich stets erneuernde Kraft der Kunst schon seit langer Zeit immer weniger einer weltweiten Wahrheit zugute kommt und eine weltweite Wesenheit sucht, sondern das Individuum immer mehr auf sich allein anweist. Aber wir glauben, daß das, was an allgemeiner Größe verloren geht, an jedeinzelnem Eindringlichkeit wieder zurückgehalten wird, daß, was die Welt an Wahrheit im ganzen verliert, dem einzelnen immer mehr zur Verantwortung wird. Die neue Kunst hat keine gesellschaftliche Beziehung mehr; sie will aus aller bloß sozialen und zeitgeschichtlichen Bindung getrennt sein und nur Kunst sein, nur in ihrem eigenen Ausdruck leben. Sie hat etwas Einsiedlerisches — Cézanne lebte ganz für sich abgeschlossen, Gauguin ging nach Tahiti, um zu malen — und zugleich — van Gogh hegte einmal diesen Gedanken — etwas klösterlich Gemeinsames, Arbeitsgemeinschaftliches. Es kommt ihr nicht auf phantastische Erfindung und Eigengefühl an, sondern nur auf die Kraft, den Stoff im Innersten zu erfassen und aufzulösen und so eine möglichst geistige, übertragene Form zu erschaffen. Gewiß, diese Art von Geist ist nicht dienend, aber sie ist selbstlos, wie die Kunst schon lange nicht mehr war; diese Form ist frei und verlangt nichts weiter als die Kraft, sie auszugestalten.

Es gibt allerdings keine Kunst, die in ihrem eigenen Ausdruck lebt. Denn gerade der Ausdruck, der innere Organismus der Form äußert sich als eine zeitlich-seelische, mehr gesellschaftliche oder persönliche Reichweite. Und diese kann gar nicht abgeschnitten werden. Aber sie kann und muß aus der bloß gesellschaftlichen Welt herausgelöst werden; denn diese zeitliche Umwelt gibt ihr nur die allgemeine Kulturform, nicht das innere Verdienst. Sie, Herr Vater, schalten die geschichtliche Gesellschaft und ihre Tradition, soweit sie nur Erfahrungssammlung ist, von vornherein aus, denn in ihr vollzog sich eben der Niedergang der ideellen Form, und Sie suchen nach der absoluten Form, die die Welt sozusagen unerschaffen enthält und jeden wie auch geschaffenen Menschen aufzunehmen weit genug ist (denn Sie wollten das, was man von Ihrer benediktinischen Kunst heute aus sagt, die hieratisch-monastische Ausschließlichkeit, gerade nicht). Die neue Kunst müht sich um die innerste Geschaffenheit der Dinge und um das Verdienst der innersten Erfahrungheit. Auch sie hat den Willen, sich aus aller gesellschaftlichen Bedingnis herauszulösen und, soviel man ihr neue Namen gibt —, und so viel Tolles und Abgeschmacktes seit einigen Jahren ihren tieferen Sinn verstoßt — das Wesen der neuen Kunstentwicklung ist ein stets heftigeres Ringen gegen die unhieratische Vergesellschaftung und gegen die Stofflichkeit der Zeit. Freilich der Kampf vollzieht sich in so engen Grenzen und mit so gleichen Mitteln, daß man zwischen Sieg oder Niederlage noch kaum unterscheiden kann. Das aber ist gewiß: Seit einigen Menschenaltern steht die alte Richtung, die jeweils verdrängt wird, uns keineswegs näher als die neue

Kunst, die kommen will. Im Gegenteil. Je mehr die neue Kunst bloß Kunst sein will und den Ausdrucksorganismus einer uns doch eigentlich feindlichen Gesellschaftsstimmung dabei ablegt, desto mehr eignet sie sich für einen Kulturwillen, dem die Kunst Ausdruck einer zugleich auch übernatürlichen und überzeitlichen Wirklichkeit sein soll.

In dem modernen Kulturwillen oder radikalen Kulturunwillen lebt ein heftiges asketisches Wesen. Es ist — ich sehe von den zahlreichen bluffenden Mitläufern ab, die durch ihr Vordrängen den Unsicheren die Augen blenden — fast flagellantisch, anarchisch und doch die Unruhe einer Zeit, die nicht nach sich, sondern nach einem Punkt der Ruhe sucht. Das ist das tiefste Wesen der neuen Kunst, die vor unseren Augen nach Form sucht: sie ist bedingungslos und haltlos an Raum und Zeit überantwortet, sie will im Raum zurückfühlen bis dahin, wo die Schöpfung anfang, und darum erschüttert und zerstört sie die Natur und überträgt sie in primitive Flächen, sie will der Zeit und Geschichte vorausseilen wie ein Mensch, der das Ende der Natur vorwegnimmt, und darum ist ihr der Augenblick eine äußerste Bewegung. In ihr lebt ein der gotischen Innerverdung und ornamentalen Auflösung verwandter Geist wieder auf und sucht sich zugleich ein abstrakter geistiger Raumsinn zu verfestigen. Dieser Raumsinn ist keine ganze Weltform, aber er kann Ihnen, hochverehrter Herr Vater, nicht ganz fremd sein. Sie wollen den Gehalt eines ganzen Baues hinstellen, während hier die Impression einer einzelnen Fläche empfangen wird. Hier entsteht mit geschichtlicher Notwendigkeit ein Stück von dem, was Sie als Regel und Raum in durchgeführter Ordnung vorausnehmen. Hier erscheint die erschütterte Größe eines Augenblicks, während Sie die unerschütterte Ruhe einer Allezeit festhalten wollen. Hier äußert sich ein Fanatismus räumlicher Abstraktion (bei Cézanne) und zugleich jener von Ihnen mit der Gotik abgewiesene Ausdruck nordischer ‚Tribulation‘ (bei van Gogh), der beidesmal Selbstzweck, aber in seiner Reinheit der Form und Echtheit des Instinkts nicht weit vom Dienen an einem bewußt erhobenen neuen Lebensbau entfernt ist. Während Sie die Hieratik eines ganz auf eine Idee hin geordneten Daseins anstreben, findet sich die neue Kunst zu den ersten rudimentären, geistigen und triebhaften Gebilden eines Bewußtseins von höherem Leben, zu Formen wie Hieroglyphen und Fetische zurück. (Dadurch gewinnt Gauguin Raum für eine triebhafte Legendenstimmung). Die neue Kunst will alles Lebensgefühl auf die einfachste und dabei stärkste Ausdrucksform zurückbringen, sie will größte Kraft im kleinsten Maße. Kommt nicht diese Form einem Kulturwillen entgegen, der, was er an räumlicher Katholizität verloren hat, an geistiger Katholizität zurückholen will?

Die neue Kunst will geistige Wirklichkeit sein, während die ihr vorausgegangene Kunst nur eine der Phantasie oder Stimmung angepasste stoffliche Erfindung oder Wirklichkeit war. Die neue Kunst will den stofflosen künstlerischen Organismus, der stets in aller Kunst war, in einem räumlichen und zeitlichen Extrakt zur Anschauung bringen, sie will reiner Raum



oder reine Bewegtheit sein. Kaum je hat Kunst der schöngeistigen Absicht so wenig und dem geschichtlichen Willen so viel geboten. Und seit das Christentum tatsächlich nicht mehr die höchstformende Macht der Kunst ist, war keine Kunst so wenig mit menschlichen Absichtlichkeiten belastet, so von jeder bloß äußerlichen Schönheit entkleidet, die den Geist gefangen hält, wie die Kunst unserer Gegenwart. Sie ist einem schönseiligen Dasein so gut wie abgestorben, eine Form losgelöster Erfahrungsenergie, der nur die Weite des christlichen Lebensorganismus fehlt. Vielleicht wollten die Schöpfer dieser formalen und instinktiven Energie diese seelische Erweiterung ihres Werkes nicht, noch nicht; sie wollten nicht gleich ‚geradenwegs auf das historische Geistesmanko lossteuern‘, um die Impression eines Angstgefühles zu erleben, wie van Gogh schrieb. Er selber besaß eine anarchische Intensität des Gefühls, dazu eine große Scheu, den biblischen Stoffen gerecht zu werden. Einmal glaubt er sich auf dem Wege. ‚Hätte ich damals die Kraft gehabt, auf meinem Wege weiterzugehen, ich hätte Heiligengestalten, Männer und Frauen, nach der Natur gemalt. Sie hätten wie aus einer anderen Zeit ausgesehen. Es wären Menschen von heute gewesen und hätten doch etwas von den ersten Christen gehabt.‘ Er hofft wieder auf eine Zeit ‚monumentaler Gesellschaftsordnung‘, wo jedes Individuum ein Baustein wäre und alles sich gegenseitig hielte, und hat ein gewisses Vertrauen auf die Zukunft des Sozialismus. Die neue Kunst zeigt zunächst deutlicher als alles andere die innere Anarchie unserer Gegenwartskultur und enthält doch schon alle die Keime eines neuen, im Fortschritt wirksamen konservativen Geistes, den wir auch sonst so vielfach wahrnehmen. Man muß aber den Willen haben, tiefer sehen zu wollen als auf altgewohnte Bilder, und darf sich durch Nebenreden nicht beeinflussen lassen. Unsere Zeit ist uns näher, als wir glauben, wir müssen nur die Stunde erkennen und die Art des neuen Geistes.

Ich habe Ihnen, hochverehrter Herr Pater, den Glauben an eine neue Kunst unterbreitet, der bei uns noch nicht viele Anhänger hat, an eine Kunst, die wieder unsere ganze durch das Christentum geschaffene Weite einschließen soll. Sie wollen eine Form schaffen, Herr Pater, die die ganze Welt in Größe und Kleinheit einschließt, weil sie das Individuum ausschließt. Aber diese Form setzt eine Einheit des Wesens voraus, die durch die Geschichte immer mehr zerstört wird. Sie lehnen die Gotik ab, wie Sie die Geschichte ablehnen, anerkennen jedoch ihre außerordentliche, gefährliche Größe; nur ist sie Ihnen keine dauernde Form der Ordnung und des Beharrens. Wir Katholiken der Gegenwart aber haben zur Gotik kein wahres Verhältnis, sonst müßten wir, die wir in der Welt leben, diese christliche Weltkunst über alles lieben. Verstünden wir wirklich die Eindringlichkeit und den so oft schmerzlichen Geist unserer alten gotischen, besonders der plastischen Werke, so könnten uns auch die Formen der modernen Kunst nicht so fremd sein, und wir würden uns bemühen, die alten gotischen Probleme neu lebendig werden zu lassen, während sie jetzt von anderer Seite erweckt werden.

Sie, Herr Pater, haben ihr Werk geschaffen im festen Glauben an eine

Art Dogma der künstlerischen Form, und die Geschichte muß diesem Glauben recht geben, selbst wenn die Form nicht verwirklicht werden kann. Sie haben das Bewußtsein einer offenbaren Harmonie für sich, wir haben das Geheimnis der Geschichte für uns, die einem vorausbestimmten Wege nicht ausweichen kann. Unser Ziel ist ein gleiches; aber während wir eine Richtung einschlagen, haben Sie schon ein Ende erreicht und Ihr Verdienst gesammelt. Sie haben die Hand an den Pflug gelegt und nicht zurückgeschaut. Mögen wir Ihrer und unserer Aufgabe wert werden.

In Verehrung

Konrad Weiß.

## Aufgang

Laß dich nicht vom Geräusch der großen Stadt,  
von Straßenflucht und Volksgewühl betäuben.  
Die Dinge, die nur dein Gewand bestäuben,  
sind Schatten, die Vergängliches geworfen hat.

Und sag auch nie: des Jenseits klarer Sinn  
ist gar nicht groß und dinghaft auszudenken —  
Der Zukunft Morgenröte auszuschenken  
ward der am Kreuz erhöht, der aufschrie: ‚Welt, ich bin!‘

Gewiß ist, daß noch dieser Brunnen ruht,  
aus dem zwei Hände der Versöhnung Blut  
aufreichen dem, der Lippen hat zu trinken.

Dann fällt's von dem verwanderten Gesicht  
wie Schuppen, und aus blauer Ferne winken  
gewaltige Türme, sieghaft überstrahlt vom Licht.

Paul Zech.

## Werden der Seele / Abriß einer Konversion Von Reinhard Johannes Sorge

---

**D**ie Seele, die die Gnade nicht hatte, schon in der ersten Jugend an Christi Tisch zu speisen, die, irregeleitet durch Pflichten, unter denen sie wuchs, nicht kennt den Schatz des Reiches und die Fülle der Liebe, die Christus durch die Macht seines Wortes über die Kirche ausgießt, diese Seele, wenn sie inbrünstig in sich tief ist, tut eines Nachts die blinden Augen auf. Da sieht sie einen Stern. Sie staunt. Und einen Himmel voller Sterne. Da geht ihr ein das unbegreifliche Funkeln, das Dunkel und die Macht. Sie hört den Wind. Staunend. Sie hört Rieseln von Brunnen. Da wird es süß, sieh, da überkommt sie der Himmel. Einzig der sichtbare; denn der Dürstenden den Überhimmel zu zeigen, voll der Engel, im Sang der Heiligen, hat eine enge Erziehung, der Protestant gegen alle Überfülle, ihr verweigert. Denn sie heißt Protestant, obwohl sie es eigentlich nicht weiß; ach, ihr, der Reichgeborenen, die fassen will das All so all, ist gleichgültig die überkommene kleine Lehre; nie fand sie Hütte in ihr, nie Unterschlupf. Doch siehe, sie sieht nun Sterne. In dieser Nacht der Geburt zur Sehnsucht und zur Wirklichkeit. Sie sieht des Morgens zur Sonne, des Abends, alle Tage, alle Zeit. Sie sieht die Blumen. Sie sieht die duftigen Kelche. Sie sieht die Menschen. Sie fühlt sich tief in Händen, in Händen der Allmacht, Händen von Sonne, Blüte und Sang, unsagbar tief. Sie fühlt sich gehegt, sie fühlt sich jubelnd sicher. Sie sagt: „Du Allmacht!“ Sie singt: Gedichte. Ihr Lehrer ist das Licht. Sie sieht ihm das Aufstehen ab; wie er früh sich erhebt in lobernder Pracht, so erhebt sie sich glutumflossen. Sie betet nicht; doch fühlt sie Dank. Ja, sie gibt immer Dank nach oben. Betet sie nicht doch? Sie spricht:

„O Licht du, gib mir nur von deinem Scheinen!“

Sie betet also. Und sie will niemals wolkenverhüllt sein. Die Tage, die in Mensch und Schicksal Wolken bringen, will sie überwinden, will Wolke zerteilen, stets hoch im Blauen Klimmend, Sterne stets grüßend: der Seele Ringerschaft.

Dieses ihr Sinn, Gedicht und Predigt an die Menschheit: „Klimmend werdet Seelen weiß im Sonnenfeuer!“ Ihr Lied: Wecklied. „Werdet wach!“ An die Erstarrten: „Werdet siegreich!“ An die Entschlafenen: „Werdet wach!“ „Halbe, werdet voll und ganz!“ Glanzwort und Schwertstreich, geführt aus Höhen letzten (sichtbaren) Lichtes: „Halbe, werdet voll und ganz! Siehe, geneset Sonne!“

Doch sie hat noch nicht gefunden. Denn wo ist Antwort? Wo ist Deutung? Wo Gefüge? Wo ist Sinn? Was ist das: Sonne, Stern und Mond? O, erst erste Ahnung, erst der Sehnsucht Vorhof, erst des Traums Beginn. O Sinn und selig! Antwort! Antwort! Und sie pocht: laut aus

der Tiefe, pocht unaufhörlich, pocht unausbleiblich. Die Himmel zittern, zittern unter den trümmernenden Rufen einer Flehenden. O Gott, Gott!

Wenn du nicht antwortest, du Leben, will ich sterben. O Jammer! Nötel (Gewiß, meint sie, kommt zur Antwort etwas noch nie Erhörtes, Menschen-Fremdes, Menschheits-loses, was sich erst der Menschheit künde in ihres Werdens Nonen.)

— — Stunde der Gnade: Was diese Seele niemals aus eigener Macht, aus sich selbst, in Kraft vermocht hätte, der Mensch sich nie aus Natur bloß erschaffen, tritt ein, tritt ein in die Güte: Christus zerteilt die Himmel, stürzt herab, in der Majestät seines Glanzes und seiner Fülle auf die Niedrigkeit der Hungernden. Seht, seiner Güte Licht konnte nicht dursten sehen! Sein Meisterherz hörte den bettelnden Aufschrei! Da gab er Antwort. Kam die Fülle. Und seines Lichtes Speise gießt Christus der Seele ein, der Christus nur war der Schwache und Leidende, der Schwächling, der Lügner am Leben (denn so und nicht anders hatte sie es erlesen aus Nietzsche, ihrer Jugend Lehrer), stürzt in sie ein in der Herrlichkeit, wodurch er auch erhält in dem Wort seiner Macht alle Dinge (Hebr. 1, 3).

— Ein Schrei ohne Ende, und jene ist für das Leben Christus eigen, dem Herrn der Blumen und der Winde, der unter uns wandelte, menschlich gebannt — und siehe: die Sonne ist dennoch durch ihn.

Und wenig Monate nach dieser Erscheinung wird die Seele katholisch, geführt von Christus, der ihr erschien, in den Tempel des wahren Glaubens. — Was Licht lehrte, lehrt nun der Glaube gläubiger, was Sonne strahlte, durchbringt der Hostie All.

\* \* \*

Von Reinhard Johannes Sorge ist im Jahre 1912 im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen 'Der Bettler, Eine dramatische Sendung'. Als das Werk eines ganz Modernen vom Geiste Nietzsches zog es die Aufmerksamkeit der Modernen auf sich und gewann dem jungen Dichter im Jahre 1913 den Kleistpreis. Das Stück wurde außerdem vom 'Deutschen Theater' in Berlin angenommen und harret seiner Aufführung. Die große, ruhelose Leidenschaft darin ließ den genau aufhorchenden Leser leicht erkennen, daß hier eine Seele im Werden sei.

Ich schaue viele Stufen noch vor mir im Licht

Und viele Reinheiten, die ich noch nicht durchwandelte . . .

Ich ahne viele Liebe noch vor mir im Licht

Und viele tiefe Lust, die ich noch nicht durchkostete . . .

Das bloß Geahnte wird bald Wirklichkeit. Noch ehe der Mensch die große Wandlung vollzogen, meldet sich der Dichter in ihm zur Aussprache des ungeheueren Erlebnisses. 'Sunt war, die Schule eines Propheten. Handlung in fünf Aufzügen, einem Vorspiel und einem Nachspiel' heißt das neue soeben erschienene Werk (Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung — Kempten-München). Bei gleicher Kraft künstlerischer Gestaltung neue Lebensdeutung! Eine literarische Würdigung der dichterisch starken Schöpfungen wird demnächst folgen.

D. R.

## Moderne Theaterkunst / Von Frik Budde



n Richard Wagners Programm vom Gesamtkunstwerk ist der ideelle Grundstein gelegt zu der modernen Theaterkunst: Zusammenschließung der Künste auf der Bühne durch eine besondere Individualität zu einem einheitlichen, neuen Kunstwerk.

Zur Schaffung des Theaters mußten schon die verschiedenen Künste wirken. Sein Anfang liegt in der Mimik und im Tanz; mit der Maske nahm es die plastisch-malerische Technik zu Hilfe; dann wurde die Dichtung sein Herr und bereicherte es mit der Rhetorik, die in sich die Musik mit herzubachte. Um der Darstellung die für die Wirkung nötige Distanzierung, den Unterbau, den Rahmen, zu geben, wurde die Bühne erfunden und wurde wiederum durch ihre Architektur zwingend für ihre oberste Beherrscherin, die Dichtung. Die Bühne vermittelte, zunächst aus primitivsten Ursachen, um Auftritte und Abgänge zu schaffen, die weitergehende Heranziehung der Architektur, Plastik und Malerei.

Im Laufe der Entwicklung des Theaters haben wohl die verschiedenen Künste auf der Bühne um den Vorrang gestritten und manchmal haben die mimischen, später die Ausstattungskünste oder die Musik sich zum Herrn aufgeworfen, stets doch der Dichtkunst unterliegend.

Es wird aber deutlich, daß die früh miteinander verbündeten Künste doch nie zu einer rechten Durchbringung und zu der im höchsten Maße fruchtbaren Vereinheitlichung gekommen sind — weil die künstlerische Individualität fehlte, die sie alle zusammen meisterte und sie aus einer einheitlichen Idee zusammenschmolz. Engere Beziehung bestand oft zwischen Dichter und Schauspieler oder auch Musiker, und Vereinigungen in einer Person, wie bei Shakespeare oder Molière, haben Höhepunkte, wenigstens für die Dichtung gezeitigt.

Im übrigen empfinden schon zu der Zeit, als unsere klassische Dramatik kaum ins Leben getreten war, geistvolle Zuschauer z. B. A. W. Schlegel, das Bedürfnis eines besonderen Mittlers zwischen Dichtung und schauspielerischer Darstellung. Clemens Brentano vergleicht die beiden Theaterdirektoren Goethe und Jffland bei weitem zugunsten des Nichtschauspielers Goethe. Es wäre arg verfehlt, solche Aperçus für eine Erörterung in Anspruch zu nehmen, über die vorzüglichere Eignung des Schauspielers oder des Literaten zum ‚Mittler‘, zum Regisseur, im modernen Sinne. Denn dessen künstlerische Individualität verlangt gleich enge Beziehung aber auch Entfernung zur Schauspiel- und Dichtkunst wie zu den übrigen beim Zustandekommen des Theaterwerkes mitarbeitenden Künsten.

Während immerhin eine Durchbringung der Dichtung und Schauspielkunst in lebendiger Vereinheitlichung durch eine verschmelzende Persönlichkeit mehr oder weniger stattfand, waren die Ausstattungskünste — ein wenig respektvoller Ausdruck für ebenbürtige Faktoren im Theaterwerk — auf ein Außendasein, fast auf ein handwerkliches Niveau beschränkt. Denn die Bühne der Neuzeit diente zunächst der Oper, und bei den Bedingungen,

unter denen diese sich entwickelte, verlor sie ziemlich den inneren Zusammenhang mit der Dramatik und ihrem ethischen Diskussionsinhalt und ging auf den sinnlich musikalischen Reiz und auf die glänzende, verblüffende Augenwirkung aus. Dies Streben nach der Augenwirkung verfiel auf den Panoptikumstil und erzeugte so die abwegige Gewohnheit, von der ‚Illusion‘ der Bühne zu sprechen. Die Bühne hat aber mit Illusion nicht mehr und nicht weniger zu tun wie jede andere Kunst. Illusion ist immer nur eine primitive Nebenwirkung, Ziel und Zweck nur der künstlichen Masche. Richtig erwidert der junge Lessing dem Vorschlag, durch Beseitigung der Reinsprache die Natürlichkeit der Schauspiele zu erhöhen: ‚Vortreffliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Szene, jede Verkleidung der Schauspieler erinnert mich weit mehr, daß ich nur auf dem Schauplatze bin; indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärferen Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht.‘ Feinsinnige Menschen lassen sich nicht so plump täuschen und wenden sich mit Abscheu von dem versuchten Betrug. In Lessings Worten deutet sich die richtige ästhetische Bewertung des szenischen ‚Rahmens‘ indirekt an: er ist ein stilisierendes, symbolisierendes Darstellungsmittel.

An der Ausstattungskünstelei der Illusionsbühne haben sich daher bildende Künstler überhaupt nicht beteiligt. Manche sind dagegen ihrem Barbarismus schroff entgegengetreten, wie A. Feuerbach. Aus Widerspruch kamen denn auch feinfühligere Theaterleute zu dem Standpunkte, die Masse der bemalten Leinwand überhaupt von der Bühne zu beseitigen und lieber zu einer dürftigen Primitivität zurückzukehren (Shakespearebühne von Jozsa Savits). Den richtigeren Weg betrat Richard Wagner, der in Konsequenz seiner Idee vom Gesamtkunstwerk nicht hätte auf die Ausstattung verzichten können; er rief bedeutende Maler, wie Böcklin, zu Hilfe und erhoffte von ihnen die Erlösung.

Wenn Richard Wagner durch seine programmatischen Gedanken über das Gesamtkunstwerk der theoretisch-fruchtbarste Vorbereiter der modernen Theaterkunst war, so sorgte seine praktische Arbeit in Bayreuth dafür, daß ein Antrieß zur Verwirklichung seiner Gedanken im deutschen Theaterleben rege wurde. Ungefähr gleichzeitig begannen die Meiningen ihr vielgerühmtes Werk, das nach demselben Ziel strebte, nach einer harmonischen, ästhetisch geschmackvollen Vereinheitlichung der theatralischen Darstellung. Es lag ihnen daran, die klassische Dichtung auf dem Theater zu reiner Anschauung zu bringen, sie von schauspielerischen Vergewaltigungen zu befreien, Nachlässigkeiten oder Armligkeiten in der Staffage, der Komparserie abzuheffen, dem dekorativen Kostüm die historische Treue, Echtheit, und eine würdige, der entwickelten Technik und den optischen Ansprüchen entsprechende Ausgestaltung zu geben. Die hochverdienstliche Arbeit bereitete aufnahmefähigen Boden für neue keimende Triebe, die dem Theater durch eine neue dramatische Dichtung eingepflanzt werden mußten.

Diesen Abschnitt bezeichnet für Deutschland Gerhard Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang‘. Der für uns hier maßgebende Gegensatz zu dem geltenden dramatischen Typ, der immer am besten durch Schiller repräsentiert wird, tritt grell hervor. Das frühere Drama gipfelte in der Einzelpersönlichkeit, in dem ‚Helden‘, einem in gewissen Grundlinien konventionell, aus moralischen und ästhetischen Voraussetzungen, die zum Teil auf die französische Klassizistik zurückgehen, bestimmten Protagonisten. Auf der Stufenleiter zu ihm gruppierten sich die Mitspieler, soweit ebenfalls in konventionellen Voraussetzungen begrenzt, daß sie nach ‚Fachbestimmungen‘ geordnet werden konnten. Nun traten an ihre Stelle in ‚Vor Sonnenaufgang‘ Menschen, die in naturwissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit gesehen waren und in ihrer Art laut gegen jegliche ästhetische und moralische Konvention protestierten — ordinäre Leute, ohne Spur irgend eines ‚Heldentums‘, meist geistig und körperlich schwächlich, fied und nervös zerrüttet. Solche naturwissenschaftliche und pathologische Charakteristik war der üblichen schauspielerischen Manier unzugänglich, eine ‚Theaterdarstellung‘ unmöglich.

Es mußten für die neuen Darstellungsaufgaben, die durch die Modernen, durch Ibsen, Hauptmann gestellt waren, neue Schauspieler gefunden werden. Die Facheinteilung wurde nutzlos, denn die psychologische Schattierung geschah aus anderer Betrachtungsweise der Menschen, so daß die Individualitäten des Schauspielers anders und viel exakter unterschieden werden mußten. Die ‚glänzende‘ Temperamentsleistung trat scheinbar zurück vor der fast wissenschaftlich minutiösen Ausarbeitung des psychologischen und physiologischen Details.

Das neue Theater brachte nicht nur neue Menschen, auch eine andere Gruppierung. Wie könnte man in ‚Vor Sonnenaufgang‘ einen Handlungsträger finden, kaum eine Mittelpunkt bildende Figur, wie es früher der Held gewesen war? Der Protagonist war verschwunden — an seine Stelle war die vielköpfige soziale Gruppe getreten. Das Volk, die Masse überströmte die Szene in den ‚Webern‘, im ‚Florian Geyer‘, als wenn die verachtete Statistikerie mit rächender Ironie den Königspielern den Rang abgelassen hätte. Damit war die Grundlage gegeben für das Ensemblespiel im modernen Sinne des Wortes. Niemand hatte Führung, nur aus dem Zusammenfließen, aus dem Boneinanderstreben der vielen, mehr aus der Ahnung des Angedeuteten und Unterdrückten als aus dem aufdringlich Hervorgekehrten ergab sich die besondere Wirkung. Und nun konnte sich auch die szenische Gruppierung nicht mehr genügen an der Glorie des Bildruckbildes, sondern verlangte die charakteristisch-realistische Gestaltung: der dunkle Winkel kam zu seinem Recht, Anordnung und Bewegung auf der Bühne gewann unendlich an sinnvoller Deutlichkeit.

Zu aller Umwertung, die manche unbeachtete Kleinigkeit zur Hauptsache machte, wurde eine neue ‚Rolle‘ gefunden, ein neuer stummer Akteur: das Milieu. Es war eine grundlegende These des Naturalismus, daß der Mensch abhängig sei von seiner Umgebung und in seiner Umgebung sich spiegele. Das

war eine wirklich künstlerische Anregung für die Ausstattung. Jetzt sollten die Dekorationen Aufschlüsse geben über die Menschen, die sich darin bewegten, sie sollten dem Zuschauer vieles sagen, was in Worten verschwiegen war. Also mußte man jetzt für die Ausgestaltung der Interieurs, in denen sich naturgemäß das naturalistische Drama fast immer bewegte, außerordentliche Sorgfalt und künstlerische Phantasie aufwenden. Die Farbe der Tapeten, die Form der Möbel, die Verhältnisse des Raumes, jedes kleine Requisit, die Vollständigkeit und die Leere der Einrichtung wurde bedeutsam und damit war plötzlich die Außerlichkeit im Ausstattungswesen durch eine aus dem Innern, aus der Seele des Theaterwerks quellende künstlerische Idee ersetzt.

Die dramatische Dichtung hatte also den kräftigsten Anstoß, die Notwendigkeit erzeugt, ein modernes Theater auf einer neuen Basis aufzubauen. Die verschiedenen Ansprüche, die hier erhoben wurden, sammelten sich alle zu der Forderung einer künstlerischen organisierenden Persönlichkeit, die die Dichtung in die Szene übertrage. Mit der Komplizierung der Rollenbesetzungsfrage mußte diese Forderung anheben, sie mußte vor allem in der Durchbildung des Ensemblespiels aus einer einheitlichen Idee, die künstlerisch die inneren Rhythmen, Akzente und Reflexe der Dichtung heraushebe und szenisch gestalte, zur Geltung kommen und konnte nicht überhört werden bei der Aufgabe, die dekorative Einrichtung aus derselben einheitlichen lebendigen Auffassung des Stückes charakteristisch anzulegen, weit hinaus über die Bezeichnung eines Zimmers als Empire oder Renaissance, als Palastgemach oder bürgerliche Stube. Es war also die Forderung des modernen schöpferisch arbeitenden Regiekünstlers gestellt, im prinzipiellen Gegensatz zu dem Regisseur der früheren Zeit, einem Beamten, der auf ein geregeltes, harmonisierendes Spiel, auf gute schauspielerische Schule zu achten hatte und viel gab, wenn er dem einzelnen Mitwirkenden mit seiner routinierten Erfahrung oder überlegenen Intelligenz helfend zur Verfügung stand.

Der Schöpfer dieses neuen Theaters war Otto Brahm, ein Literat aus dem Kreise, dem der junge G. Hauptmann angehörte. Er übertrug das Programm des literarischen Naturalismus auf das Theater. Darin liegt sein Verdienst und seine Beschränkung. All sein Können mußte sich erschöpfen in der Aufführung der Dichtungen Hauptmanns und Ibsens: Das sozial psychologische Lebensbild der Gegenwart in naturalistischer Manier auf die Bühne zu stellen. Brahm beging anfangs den Irrtum, er habe den zeitgemäßen Stil für das Theaterwerk überhaupt gefunden, und spielte darum z. B. Schillers „Kabale und Liebe“ naturalistisch, und zwar mit selbstverständlichem Mißerfolg. Der Irrtum beruhte auf der Verwechslung des zeitlich bestimmten Stils in der Theaterkunst, der dort wie in allen anderen Lebensformen besteht, mit dem individuell-literarischen Stil eines Dramas bzw. einer dramatischen Richtung. Mimische und rhetorische Ausdrucksweise wechseln zunächst nach Maßgabe ihres Themas, nach der Form der Sprache, nach der Art der Menschen Darstellung und der Vorgänge in der Dichtung, sie



wechseln außerdem im Zusammenhang mit dem allgemeinen Formsinn der Zeit, mit dem Stil der Theaterkunst, der das Verhältnis der szenischen Form zur Dichtung kennzeichnet.

Drama und Theater haben eine Existenz nebeneinander und nicht bloß durcheinander. Einerseits leitet das Drama seine Existenzberechtigung und seinen künstlerischen Wert nicht unbedingt ab von seiner Aufführbarkeit und tritt nicht erst dann in die ‚Erscheinung‘, wenn es durch das Theater ‚vollendet‘ wird. Das Drama ist ein dichterisches Kunstwerk und also vollendet mit der Wortgestaltung. Darum sind Kalidasas ‚Sakuntala‘ oder Sophokles’ Dramen als Dichtungen noch heute lebendig, obwohl sie keine Existenzfähigkeit auf dem Theater haben, weder auf unserer Bühne noch auf einem indischen oder griechischen Theater, das wir historisch genau rekonstruierten. Das zeigen ja die gelegentlichen ‚Museumsaufführungen‘.

Das Theaterwerk andererseits ist viel mehr als jede andere Kunst an die Zeit gebunden, wegen der äußersten Lebensfülle, die darin pulsiert, die in erster Linie an lebendigen Menschen, an dem Schauspieler, und durch die lebendige Mitwirkung der Zuschauer in Erscheinung kommt; darum wird das Theaterwerk sterblich bleiben, auch wenn man ihm heute durch Grammophon und Kinematograph eine technisch vollkommene Vielfältigkeit und äußere Dauer verleihen könnte. Es fehlte ihm doch immer der Lebensatem. Darum ist aber das Theaterwerk nicht weniger oder erst recht selbstständiges Kunstwerk, eine selbständige ‚Form‘, wenn es sich zeigt, daß Sophokles’ Dichtungen nicht durch eigene Kraft eine Theaterexistenz haben. Die Dichtung gibt der Theaterkunst das Motiv. So sind denn hinwiederum Sophokles’ Dichtungen als ‚Motiv‘ für das Theater unsterblich. Mit dem Motiv kann und muß die formende Kunst mehr oder weniger frei schalten, wie etwa der Dichter mit einem historischen, vielleicht früher schon literarisch verwerteten Motiv. Im allgemeinen ist nun für den Theaterkünstler die literarische Form seines Motivs unantastbar. Es ergibt sich aber auch, daß dramatische Motive in ihrer literarischen Form soweit gebunden sind, daß auch ihre ganze Struktur vom Theaterkünstler verändert werden muß; er bedient sich dann eventuell eines dichterischen Zwischenorgans: so entstand die Reinhardtische Aufführung des ‚Oedipus‘ von Sophokles-Hoffmannsthal oder des ‚Jedermann‘ nach alten Motiven von Hoffmannsthal.

Diese Selbständigkeit der Theaterkunst tritt nicht nur älteren Dichtungen gegenüber in ihr Recht, sondern auch gleichzeitigen. Praktisch steht gewiß der Dichter dem Theater in seiner künstlerischen Anschauungsweise und seinem Formsinn zeitgenössisch so nahe, daß er ihm Motive bringt, die ohne tiefere literarische Eingriffe in die szenische Form umgesetzt werden können. Dem Theaterkünstler aber bleibt die individuelle Auffassung und Durchbringung des dichterischen Motivs und die szenische Gestaltung. Seine persönliche Note entspringt also seinem besonderen Verhältnis zur Dichtung. Daß die Individualität des Inszenators reichen Spielraum hat sich auszuprägen, ohne die Schranken zu verletzen, die ihm die Reihe der unter seiner Leitung arbeiten-

den Künstler setzen, wird jeder als Tatsache erkennen beim Vergleich zweier Aufführungen desselben Werkes durch zwei Regiekünstler, die dazu noch über dieselben Schauspieler usw. verfügen dürften. Der Unterschied erweist sich ebenso wie in der Rollendarstellung durch verschiedene Schauspieler.

Der Naturalismus schien nun zunächst, gerade wie auf literarischem Gebiet, jede persönliche Entfaltung auszuschließen, indem er die eindeutigste Ausprägung der Motive durch die genaueste Wirklichkeitsnachbildung des Lebens verlangte und also, wie man früher oft glauben machen wollte, eine handwerkliche Kopie. Es war immerhin ein künstlerischer Stil, wie jede andere Art der Versinnbildlichung, und darum auch individuell zu handhaben.

Die Bedeutung des Naturalismus in der Entwicklung der szenischen Form ist aber gleichzusetzen seiner Bedeutung in der Literatur: er hat die konventionelle Tradition gebrochen und neue, unbeachtete, verachtete Werte der künstlerischen Darstellung erschlossen. Die anfängliche, aus tiefstem Mitleiden entsprungene Vorliebe der Dichter für die sozial Mißachteten, für die menschlich Entrechteten, für die Kranken, Gebrochenen und Halbwertigen, in denen doch auch Sternenlichter funkelten, war der natürliche Anfang zu dem Eroberungszug ins Neuland, zu der Suche nach den verborgeneren, feineren, entlegeneren Seelenregungen, nach den tiefsten Gründen menschlichen Handelns und Leidens, nach neuem Licht über Freiheiten und Abhängigkeiten, nach der letzten Sehnsucht. Aus den allgemeinen Impulsen der Zeit, aus ihren wirtschaftlichen, sozialen, ästhetischen, ethischen und wissenschaftlichen Tendenzen war die Richtung bestimmt, um tiefer einzudringen in die Psychologie des Menschen und in die Lebenszusammenhänge.

Im selben Sinne hat der Naturalismus für die Theaterkunst die Grenzen der Konvention niedergerissen und die Tore auf neue Fernsicht eröffnet. Er hatte gelehrt, die psychologische Struktur des Einzelmenschen in neuem Licht, den Lebenszusammenhang des Menschen in der sozialen Gruppe, sein Spiegelbild in der lebenden und toten Umwelt, im Milieu, zu 'sehen'; die Anregung ging darüber hinaus nach einer subtileren Auffassung und Durchleuchtung der dichterischen Handlungs-, Charakter- und Stimmungsmotive, nach einer eindringenderen, farbigeren Darstellung des für das dramatische Geschehen maßgebenden Zustandes, nach einer weiteren Ausbeutung bzw. Bereicherung der Mittel, um das Theaterwerk zur höchstintensiven Erscheinung zu bringen.

Diese anregende, wegbahnende Kraft des Naturalismus ist in Drahm nicht lebendig geworden. Er hielt sich an die naturalistische Manier gebunden, während die Dichtung weitere Ausdrucksweisen, Stilformen suchte, um den neuen Aufgaben gerecht zu werden. In Dramatikern wie Strindberg, Maeterlinck, Wilde, Wedekind, Schnitzler, Hoffmannsthal sproßte bald eine üppige Fülle phantasievoller Stilisierungen auf, die mit Benennungen wie Symbolismus, Impressionismus, Neuromantik usw. bezeichnet werden. Diese Anregungen aufzugreifen, die ebenso in der Entwicklung der bildenden Künste durchgedrungen waren, und die der Zeit entspringende Formen- und Empfindungswelt für das Theaterwerk fruchtbar zu machen, war nun die Forderung des Tages.

Ein Jahrzehnt nach Brahms Auftreten ging der Anstoß zum weiteren Ausbau der jungen Theaterkunst wieder von einer Künstlergruppe aus. Diesmal waren es Theaterleute. Es war die Zeit, wo das gärende Bohemientum eine weittragende Bedeutung in der Kunst gewann, am frühesten und am meisten in Paris, aber auch in München und Berlin. In rechter Bohemienstimmung hatte sich damals in Berlin eine Reihe junger Leute, zum meist Brahmsche Schauspieler, zu der Gesellschaft ‚Die Brille‘ vereinigt, und trieben ihr grotesk geistreiches Wesen in einem Bierkeller der Lessingstraße. Naturgemäß war das parodistische Element das Lebenselixier. Eine Parodie ‚Don Carlos auf der Schmiere‘ zu Sylvester 1900 im Café zusammengeschrieben, hatte den Erfolg, daß die Gesellschaft ihre Aufführungen öffentlich machte. Ungefähr gleichzeitig hatten die literarischen Bohemiens, Wolzogen und Genossen, das Überbrettl gegründet, die ‚Schall- und Rauch-Bühne, Unter den Linden, für Miniaturkunst. Aber die Leute von der ‚Brille‘ hatten mehr Glück und konnten das Überbrettl beerben. Das Glück spornte sie zu ernsteren Taten, und so wurde 1902 an Stelle von ‚Schall und Rauch‘ das Kleine Theater eröffnet und brachte in der ersten Saison: Strindberg, Wilde, Wedekind, Gorky auf die Bretter und im nächsten Jahre in dem hinzugepachteten Neuen Theater: Maeterlinck. Das feste Selbstbewußtsein der Parodisten hatte sich gerechtfertigt.

Drei waren vor allem als Regisseure beteiligt gewesen: Richard Wallentin, Martin Zickel und Max Reinhardt. Wallentin wurde vom Tode abberufen, Zickel vom Leben verschlagen, Reinhardt wurde aufwärts getragen und der glückliche Schmied des Werkes. In zwölfjähriger Wirksamkeit hat er das zweite moderne Theater errichtet, dem das Walten der Regiekunst den Charakter gegeben hat.

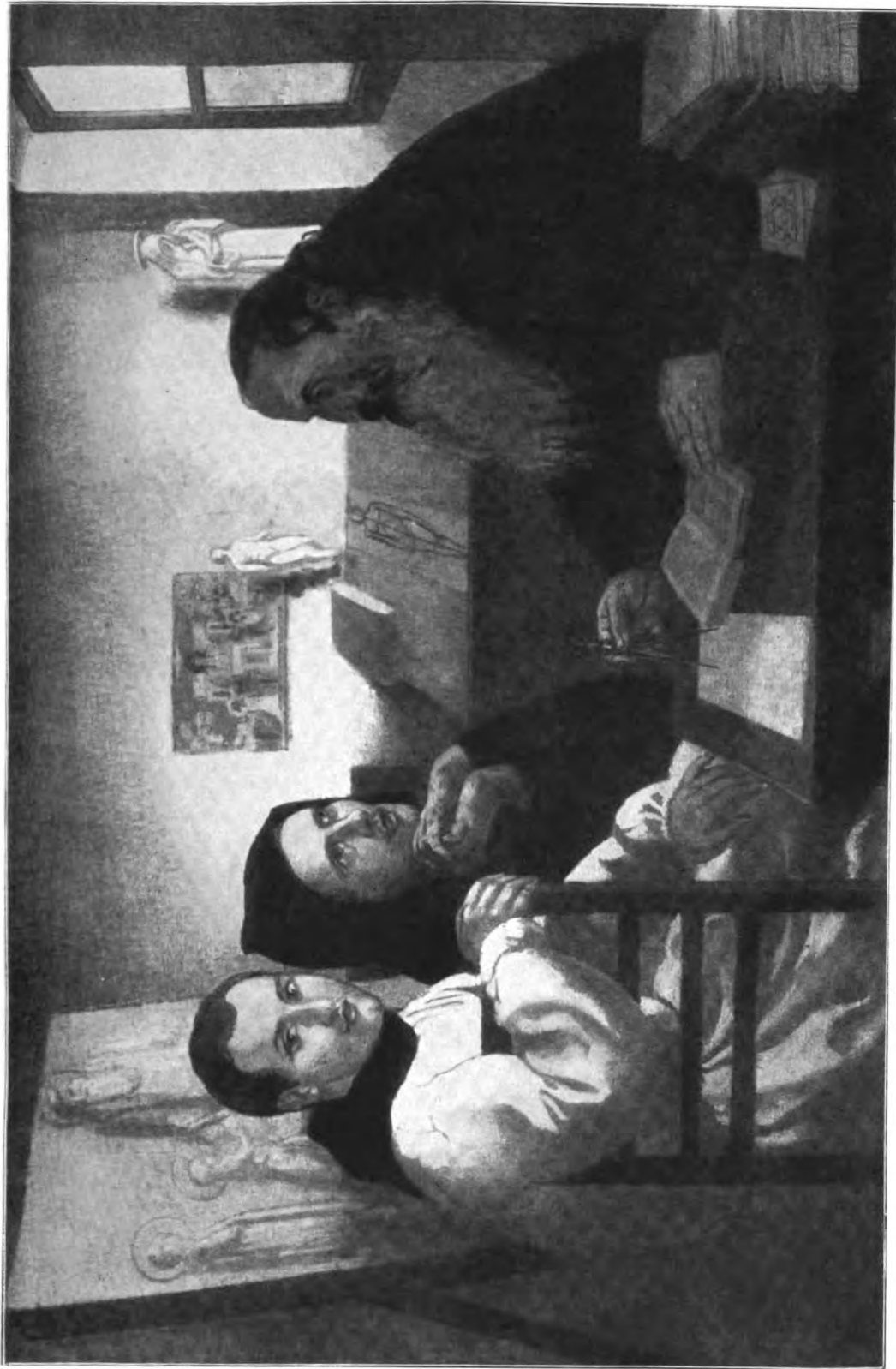
In Reinhardts Schaffen lebt keine Spur von literarischer Theorie, nur naives Temperament und stärkster Theaterinstinkt. Eine unerschöpfliche Phantasie arbeitet mit wilder Freude am bewegten Leben, an üppig glühender Buntheit, an der wuchtigen Gebärde und der breiten Ausmalung; mit brennender Gier ertastet sie, behutsam das geheimnisvolle Dunkel durchdringend, die verhaltenste menschliche Seelenregung und bringt ihren schneidenden Klang zum Lönen; sie hat die Brunst und die Askeze und den Rausch des Lachens.

Mit zarter Feinfühligkeit bringt Reinhardt in sein Motiv, die Dichtung ein, analysiert mit dem Mikroskop seiner Anschauungskraft und mit dem Eifer seiner Freude an bunter Gestaltung, und bringt so Keim für Keim an die befruchtende Sonne seiner Künstlerschaft. Der Keim gewinnt in seiner Phantasie das szenische Leben, wird Bewegung, Plastik, Bild, Musik, Architektur. Die Idee von der Universalität der künstlerischen Empfindung und Phantasie, wie sie die Romantiker aufbrachten, denen das Gedicht eine Farbe und das Gemälde eine Melodie hatte, ist hier Wirklichkeit geworden. Intensivste Einfühlungsfähigkeit vereinigt sich mit harter Bildnerkraft: dadurch wurde er mächtig, die verschiedensten, dichterischen Motive und Formen aus den

ältesten und neuesten Zeiten in sich aufzusaugen und für ihre szenische Darstellung doch den persönlichen und zeitlich geforderten Stil zu prägen. In dem Regisseur erkennen wir so die außerordentliche Verwandlungsfähigkeit und Wucht der Charakteristik des früheren Schauspielers wieder. Seine Natur hat sich gedehnt: er spielt nicht mehr das Instrument seines Körpers, er bildet in dem Gesamtkörper der Szene das Sinnbild des Dramas mit den Mitteln aller übrigen Künste, um ihm die höchste Fülle von Lebensgehalt zu verleihen. Das ist die Kunst der Inszenierung.

Aus der persönlichen Anschauung des Motivs wächst die Idee der Inszenierung, der grundlegende ‚Regieeinfall‘ heraus. Er setzt die Kluft zwischen die bloß intelligent-geschmackvolle, wissenschaftlich-getreue Übertragung des Dramas auf die Bühne und das künstlerische Theaterwerk; er steht zwischen Drama und Theaterwerk wie der malerische Einfall, die Auffassung, zwischen dem landschaftlichen Sujet und dem Bild, zwischen Modell und Porträt; er ist die Urzelle des künstlerischen Werks und der Mittelpunkt, aus dem alle Teile, alle Farben, Akzente, Rhythmen, Charaktere ihre Funktion und Organisation erhalten. Der Regieeinfall fordert die Wahl und Prägung der Darstellungsmittel.

In erster Linie ist der Regisseur immer auf die Schauspieler angewiesen, deren Persönlichkeit dem Gesamtwerk die leuchtendste Farbe gibt. Darum ist ihre Auswahl, die Besetzung der Rollen, die erste ausschlaggebende Tat. Sie bestimmt den Farbenakkord. Wie ein Maler durch unscheinbar verteilte, doch ungeheuer wirkfame Farbtupfe seinem Bilde oft eine ganz eigenartige Harmonie gibt, so kann auch der Regisseur seinem Werk solche zwingenden Tupfe einsetzen, indem er sog. Nebenrollen einer ausgesuchten und starken Schauspielerindividualität übergibt. Außer der Farbengebung liegt ganz in seiner Hand die Struktur des gesamten Dialogs, der Pulsschlag, das Temperament des Stückes, indem er Dynamik, Tempi, Pausen der Rede bestimmt, und der schauspielerische Gesamtstil der Darstellung in seinen vielfachen Tönungen von drastischer Realistik zu sublimster Symbolik. Bei der Ausarbeitung der schauspielerischen Leistung, die unter wachsenden Anregungen und der kritischen Leitung des Regisseurs vor sich geht, kann es sich im wesentlichen nur um eine Entfesselung der Individualität des Schauspielers und um suggestive Steigerung seiner Formkraft handeln. Der beabsichtigte Stil der Darstellung darf sich nicht wie eine Zwangsjacke oder eine Pose um ihn legen, sondern muß ihm ‚liegen‘ als Ausfluß, als Versinnbildlichung seiner Persönlichkeit; darin entscheidet sich die engere oder weitere Begrenzung der schauspielerischen Individualität, und die ‚Natürlichkeit‘ des Spiels, die im stilisierten Drama nicht etwa geringer ist als im realistischen; der Gehalt der schauspielerischen Leistung entspringt der Kraft, Tiefe und Fülle der Persönlichkeit. Praktisch regelt sich im Bühnenleben die Wahl der Besetzung nur mit weitgehendsten Kompromissen. Wie unablässig aber Reinhardt sucht nach den richtigen, seiner Phantasierstellung entsprechenden Darstellern, wie er experimentiert, deuten



Maurice Denis/P. Desiderius Lenz mit seinen Schülern P. Adalbert und P. Gabriel



seine mehrfachen Besetzungen in vielen Vorstellungen an. Und wie er mit richtigem Instinkt seine Schauspieler ausnützt und dadurch ihre Kräfte entfesselt und entfacht, das zeigt die Entwicklung seines ganzen Ensembles, insbesondere etwa zweier Künstler wie Alexander Moissi und Gertrud Eysoldt, deren Anfänge hoffnungslos schienen.

Sichtbarer für den Zuschauer entfaltet sich die Persönlichkeit des Regisseurs in dem Chor, der Statisterie. Dessen Aufgabe ist keine wesentlich andere als die des einzelnen Schauspielers. Es verschmilzt hier nur eine Summe von Menschen zu einer Einheit; nicht zu einer starren Kompaktheit oder zu einem Bienenkorb, wie es früher wohl zu sein schien, sondern zu einer in mannigfaltigster Differenzierung sich äussernden beseelten Gesamtheit. Die Seele vor allem erhält sie durch den Regisseur, aber auch ihren körperlichen Ausdruck — ein willenloses Werkzeug in seiner Hand. Die Kraft der Ausdrucksfähigkeit dieses Werkzeugs hat Reinhardt kennen gelehrt, ob die Masse nun als farbig belebender Hintergrund der Szene dient oder als Partner im Spiel auftritt, oder ob sie allein die Bühne beherrscht — erschütternde, hinreißende, buntstrahlende und eindringliche Wirkungen gehen von ihr aus. In diesem Werkzeug fühlt der Regisseur seine Macht, dichterische Motive durch stark bestimmte Reflexe und Kontraste eigenartig zu beleuchten, sie mit den Reichtümern seiner Phantasie zu durchsetzen und zu umkleiden, den Dichter dichterisch zu interpretieren und den Rhythmus des dramatischen Geschehens wuchtig zu taktieren. Im kleinen Beispiel zeigt es die Stelle im ‚Oedipus‘, wo die Dienerinnen aus dem Palaste stürzen, in dem sich das Grausige zugetragen hat; atemlos läuft die eine hierhin, die andere dahin, eine stürzt zurück ins Haus, eine andere bricht zusammen, rafft sich auf, stürmt weiter, eine andere bleibt erschöpft an der Treppe liegen, wieder andere rennen wie sinnlos geworden hin und her, andere wanken wie im Taumel — eine Weile schwüler, beklemmender, angstverwirrender Stille, bis sich endlich der Starrkrampf der Panik löst in einem gellenden Schrei. In viel größerem Maßstabe hat Reinhardt solche Massenszenen ‚gedichtet‘, sie mit unerschöpflicher Erfindungsgabe organisiert und ihnen eine Fülle und Feinheit mimischer Berebtheit eingeflüßt. Aus dieser unversieglischen Produktionsquelle ist ihm auch die Lust an der rein pantomimischen Darstellung gekommen.

Frei waltet der Regisseur über die Raummalerei. Stellung, Gang, Gruppierung und Bewegung, die Situation der Personen zueinander und im Raum haben eine stumme Sprache von ästhetischer Überzeugungskraft, eine Melodie der Linie und der architektonischen Gliederung, die der Theaterkünstler zum Ausdruck seiner Inszenierungs-idee komponiert. Sie bietet ihm Möglichkeiten, die Charakteristik der Personen und der Erlebnisse deutsam zu versinnlichen, verborgene, vielleicht nur von ihm aufgefaßte Verhältnisse und Beziehungen im Stück in die Erscheinung zu heben, die Formation des dramatischen Geschehens zu akzentuieren. Sie gibt ihm Gelegenheit, mit kleinen Mitteln, wie eine Geste, ein Gang, eine Gruppierung sind, neue dichterische Nuancen

anzubringen, überhaupt vieles, was er zwischen den Rollen, dem Dialog, erfüllt, mit seinen Lettern auszusprechen. Es ist die Kunst der „Inszenierung“ im eigentlichsten Sinne: die Überführung der Dichtung in die Szene. Reinhardt hat hierin eine Freiheit der Bewegung, die jede Differenzierungsmöglichkeit und keine Grenzen zu finden scheint. Drastischer kann diese Herrschers herrlichkeit nicht hervortreten als in der Willkür, mit der er sich den anscheinend starren Bühnenapparat gefügig macht: er zeichnet Szenen auf den Boden, baut sie auf Hügel und Treppen, auf Söller und Mauern; bald meißelt er sie in das Relief, bald in endlos scheinende Tiefe, bald in das Dreieck der Drehbühne; wird ihm der Bühnenrahmen zu eng, so durchbricht er ihn kühn und schreitet in den Zuschauerraum, wird er ihm zu weit, so preßt er ihn zusammen bis auf einen Spalt, und die Drehbühne gilt ihm nicht nur als Erleichterung zum schnellen Dekorationswechsel, sondern er läßt sie auch rotierend in währendem Spiel Bewegungen in wechselnde Szenerie verpflanzen. Während andere all ihre Erfindungsgabe fast aufzehrten, um die Lösung des eigentlichen Bühnenproblems, d. h. die Unzulänglichkeiten der Guckkastenbühne durch eine neue Art von Schauplatz zu überwinden, und sich auf verschiedene neue Systeme festlegten, deren jedes für die beseitigten Unzulänglichkeiten doch andere wieder mit sich brachten, blieb Reinhardt — systemlos. Er hatte den fruchtbarsten Grundsatz, er konstruierte sich seine Bühne von Fall zu Fall und brachte doch die einschneidendsten Reformen. Für fast alle Neuerungen der heutigen Bühneneinrichtung, soweit sie wirklich technisch-künstlerischen Allgemeinwert haben, ist er vorbildlich oder grundlegend gewesen, so vor allem in der Umwandlung der Bühne mit gemalten Kulissen und verdrehter Perspektive in den freien Platz vor dem Rundhorizont mit plastischen Einbauten und ästhetisch-malerischer Perspektive, wodurch die Möglichkeit einer künstlerischen Ausstattung und Raumgestaltung der Szene geschaffen wurde. Aus seinen Anfängen auf dem Brettel hatte er die besonderen psychologischen Wirkungen und Darstellungsgesetze des „intimen Theaters“ kennen gelernt, wie es ein großer Teil der modernen Dramatik für ihre theatralische Existenz bedarf, und bildete es in den Kammerspielen weiter aus. War hiermit das Rangtheater nur bescheiden variiert, so erkannte er in der Zirkusarena einen ganz neuen Theatertyp für Darstellungen in den größten und massivsten Verhältnissen. Die Aufführungen von „Oedipus“, der „Dresdie“, „Jedermann“ und „Mirakel“ bewiesen, daß nicht archäologische Laune, sondern künstlerische Absichten und Notwendigkeit den neuen Weg gewiesen hatte. Jede Beengung, die die Rahmenbühne durch ihre Flächenwirkung, durch ihre optischen Gesetze und ihre Proportionen mit sich bringt, schien durchbrochen, eine ungeahnte, überwältigende Architektur im inneren und äußeren Aufbau des Stückes wurde aufgetürmt, die Distanzierung der Zuschauer war fundamental geändert: die unmittelbarsten psychologischen Beziehungen hergestellt zu den weit über Lebensgröße wirkenden Dimensionen des dramatischen Spiels. Was theoretisch für den neuen Gedanken vorbereitet war, war hier durch eine vollgültige künstlerische Offenbarung überholt.



Der technische Erfindergeist war angespornt durch die neue Auffassung und Einschätzung des szenisch-dekorativen Elementes im Bühnenwerk. Es ist eine weite Strecke von dem Ausstattungsprinzip der Meininger bis zur heutigen Kunst. Die Meininger erstrebten die historische, möglichst auch materielle Echtheit und eine ästhetische Wirkung des gesamten Kostüms; ihnen war ein vornehmes Sauberkeitsgefühl maßgebend, das in der Folge zu einem öden Kulissenprogentum ausartete, wie es etwa am Berliner Königl. Schauspielhaus noch herrscht. Die künstlerische Idee, die der Naturalismus dem Prinzip der Meininger eingepflanzt hatte, indem es dem Milieu eine charakterisierende Wirkung zuwies, fand zunächst keinen genügenden Nährboden, um sich entwickeln zu können. Erst als der Ausstattung die Aufgabe gestellt wurde, das dramatische Geschehen überhaupt zu illustrieren, Stimmungswerte zu geben und intime Stilisierungen, da konnte die stärkste Empfindung von der symbolischen Ausdrucksfähigkeit der Farben und Formen dem Gesamtkunstwerk die organische Mitwirkung der bildenden Künste einordnen. An Stelle des Sauberkeitsgefühls trat der produktive Impressionismus. Der hatte ja vor allem bereits die bildenden Künste durchdrungen, so daß sich der Regisseur nur den Maler zu Hilfe zu rufen brauchte, um seiner Idee die lebendige Verwirklichung zu sichern. Auch in der Literatur war der Einfluß bemerkbar. D'Annunzio durchsetzte z. B. seine Dramen mit lyrischen Beschreibungen symbolischer Landschaften oder bestrahlte tote Gegenstände, Raumverhältnisse usw. mit psychischen Reflexen. Andere, die Wiener Impressionisten besonders, verfehlten den Sinn solcher lyrischen Einlagen, die vor allem für das Buch, für das Lesen bestimmenden Wert haben, und fügten ihren Dramen fast romanhaft ausgestattete 'Bühnenanweisungen' zu dem Zwecke bei, den Regisseur genau festzulegen. Mit Unrecht; denn der künstlerische Charakter des Theaterwerkes beruht ja auf der subjektiven Anschauung und Durchbringung des dichterischen Motivs durch den Regisseur. Mag der Dichter anregend auf den Künstler wirken, wie es D'Annunzios Lyrik tut, aber wenn er selbst Regisseur wird, ist das höchst selten zum Vorteile.

Der Erfolg in der Veränderung des Bühnenbildes war grundstürzend. Das Allzuviel verschwand, und das Wenige bewies die eigentlich bildnerische Kraft; das 'Prinzip' war beseitigt, und die Intuition waltete frei. Die historische Treue war kein Gesetz, oft freilich eine Selbstverständlichkeit. Das eine Mal erschien die Ausstattung der Bühne realistisch detailliert als ein Genrebild, das andere Mal großzügig mit wenigen Gegenständen und simplen Formen vollendet, bald als eine Orgie von satten Farben, bald als dumpfe Eintönigkeit, jetzt ein Wirklichkeitsbild von schärfster Klarheit, mit lebenden Bäumen oder dergl. bestellt, dann wieder in unbestimmten Andeutungen, mit Stoffgehängen oder dergl., Naturformen symbolisierend. In Maeterlincks 'Pelleas und Melisande' zeigte diese malerische Versinnlichung zuerst ihre Macht, und dann erfuhren die Klassiker, Shakespeare zumal, ihre wärmende, sonnige Belebung. Um den Wert der künstlerischen Ausstat-

tung für die Lebensfülle des theatralischen Werkes einzuschätzen, ist der Vergleich mit dem alten System geboten. Goethe empfahl einst den berüchtigt gewordenen bräunlichen Ton für die Theatermalerei, weil er am wenigsten — störe! Zur Ausführung seiner Grundidee oder Skizze für die dekorative Einrichtung des Stückes braucht der Regisseur den Maler, aber die letzte Entscheidung liegt wieder ganz in seiner Hand, denn er schenkt aller Bildwirkung die feinnervige, ausdrucksvolle Seele: das Licht. Die Beleuchtungstechnik hat unter dem Drängen der ästhetischen Forderungen gewaltige Fortschritte gemacht, so daß die Lichtgebung ein wahres Zaubermittel geworden ist, um die malerischen Formen- und Stimmungswerte, Akzentuierungen und Effekte in grellen und zartgetönten Abstufungen zu erzielen.

Zu der bildhaften Ausdeutung des dichterischen Motivs gibt die musikalische eine Parallele. Jeder Dialog hat seine Musik in Rhythmus, Dynamik und Instrumentation der beteiligten Stimmen. Bis zu welchem Grade die Musik des Dialogs ausgebildet werden, beherrschend in der schauspielerischen Darstellung hervortreten kann, so daß die Leistung fast wie ein Konzert zu bewerten ist, haben gerade auch die Maeterlinck-Inszenierungen Reinhardts deutlich gemacht. Aber ein freieres Feld öffnet sich der szenisch musikalischen Phantasie des Regisseurs in den die dramatischen Vorgänge begleitenden Klängen und Geräuschen und vornehmlich in den Massenszenen. Auch hier hat Reinhardt größliche Behelfe zu künstlerischen Mitteln ausgebildet. Gewaltige Melodien, aus hundertfältigen Tönen und Lauten zusammengesetzt zu einer einzigen überflutenden Woge geschwellt, hat er aus dem traditionellen Unifono und dem Rhabarbergemurmur entwickelt und eigenartig faszinierende Rhythmen aus dem drillmäßigen Taktsprechen. Vielleicht ist überraschender noch die originelle Feinfühligkeit, mit der er begleitende Getöse zu einer eindringlichen Stimmungsmalerei benutzt. Mit Hilfe seines musikalischen Mitarbeiters hat er allerlei technische Kunstgriffe gefunden, um die verschiedensten Modulationen und Klangfarben zu erreichen. So unterstützt er z. B. Chorstimmen durch eine nicht unterscheidbare instrumentale Begleitung. Sein schöpferisch musikalisches Empfinden weiß sich bei der Inszenierung auch durch andere Mittel so auszudrücken, daß oft eine Begleitung in der Luft zu wehen scheint, die man vernimmt, ohne daß irgendein Instrument in Bewegung gesetzt wurde.

Allmählich hat sich also der Gedanke vom Gesamtkunstwerk des Theaters in die Tat umgesetzt, indem die Regie immer mehr aus einem literarischen oder schauspielerischen Aufseheramt zu einer selbständigen Kunstübung herauswuchs, der die Dramatik die Motive gibt und der ganze lebende und tote Bühnenapparat das Material. An dieser Entwicklung hat noch mancher theoretisch und praktisch mitgearbeitet, besonders seitdem durch die Revolution des Naturalismus eine neue Theaterästhetik unter dem Einfluß der Dramatik, der bildenden Künste, des Kunstgewerbes und der Musik sich anbahnte, seitdem durch den allgemeinen Übergang vom gebundenen Versismus zu freien Stilisierungen die Phantasie entfesselt wurde und es galt, den gesamten

szenischen Apparat dem differenzierten künstlerischen Willen geschmeidig zu machen. Das Bewußtsein von dem Errungenen ist in den beteiligten Kreisen stark zum Durchbruch gekommen. Zum Zeichen dessen hat sich der Stand der Regisseure aus dem Theaterorganismus deutlicher abgehoben, hat sich organisiert und erörtert die Frage des Rechtsschutzes, den er für das Regiewerk fordert. Dennoch ist das Selbstbewußtsein vielleicht etwas verfrüht. Es mangelt nicht nur bei Kritik und Publikum noch am vollen Erkennungsvermögen und Verständnis für das Werk des Regisseurs, sondern es mangelt vor allen Dingen an wirklich bedeutenden und originellen Persönlichkeiten, die der jungen Kunst Ehre machten. Kopie, Halbwertigkeit, Unklarheit und Kompromiß spielen vorläufig noch eine große Rolle. Trotz einiger unverkennbar starker Talente muß als Prototyp des Regisseurs, des Theaterkünstlers, immer noch Reinhardt gelten. Sein temperamentvolles Vorwärtsdringen scheint nun langsam auch einem gewissen Abschluß zuzuneigen. Wir stehen demnach heute in einer Aufmerksamkeit erheischenden Situation. Ein gutes und wertvolles Stück Neuland ist erobert, es gilt das Land zu kultivieren, um aus gefestigten Positionen wieder vorwärts dringen zu können. Bei dieser Aufgabe aber stagnieren wir vorläufig. Kühne Eroberer sind selten in jeder Richtung ausgeglichene Naturen, und eine geniale Kraft wie Reinhardt hat sich viel zu blutvoll betätigt, als daß nicht die Lücken, Grenzen und Übergriffe in seinem Schaffen klar zutage getreten wären. Es ist kein Schaden, wenn solche Männer mehr noch anregend als vollendend wirken.

Reinhardts Einfluß ist heute überall herrschend, er hat Schule gemacht. Aber das erworbene Gut wird in der hastigen mühseligen Tagesarbeit leicht verzerrt, um so leichter, da ein volles Auswirken der Regiekunst, auch wo Talente vorhanden sind, nur in seltenen Fällen möglich ist. Dafür ist der einer künstlerischen Inszenierung nötige Aufwand an Zeit, Material und Hilfskräften viel zu groß, dafür ist der Regisseur, dem kein eigenes Theater zur Verfügung steht, heute auch noch viel zu sehr belastet, da er alles mögliche inszenieren soll, und nicht seine Motive aus natürlicher Neigung und Verwandtschaft wählen kann. In dieser Beziehung ist der Schauspieler, dem besonders in der Provinz gar manches zugemutet wird, immer noch besser gestellt. Es fehlt heute an einem großzügigen Institut, das der Aufgabe, die junge Theaterkunst ernstlich zu kultivieren, gerecht werden könnte. Das Institut fehlt vor allem in Berlin. Gewiß ist die Freude der 'Provinz' darüber, daß Berlin von seiner absoluten Hegemonie im Theaterleben zurückgedrängt wird, gerechtfertigt und es ist für die Förderung der Theaterkultur von großem Vorteil, wenn die Städte im Reich mehr und mehr selbständige, bedeutende Leistungen erstreben. Dennoch darf nicht übersehen werden, daß wohl keine andere Stadt Deutschlands einem solchen großen Kulturtheater den Boden bieten kann wie Berlin, an Mitteln, Zeit und Publikum. Das Theaterleben der 'Provinz' aber wird aus praktischen Gründen stets mehr oder weniger von Zentralstellen abhängig bleiben. Darum ist es von allgemeinem Interesse, daß sich Berlin seiner Pflicht bewußt wird und das Kulturtheater schafft.

Für bahnbrechende Persönlichkeiten, wie Brahm und Reinhardt, war das Alleinsehen und die kämpfende Freiheit eine Bedingung und darum das Privattheater mit rein persönlichem Gepräge für sie das geeignetste Instrument. Es handelt sich jetzt um den vielgestaltigen Ausbau der Grundlagen, die sie gelegt haben. Da muß das Institut, das der Gesamtheit gehört, der Theaterkunst die Entwicklungsmöglichkeit bieten, durch eine gebiegene Vielseitigkeit des literarischen Programms sowohl, wie durch Heranziehung einer Reihe der stärksten Regiebegabungen und aller ihnen nötigen Hilfsmittel. An Stelle des kühnen Experimentes tritt dann die sorgfältige Auswahl, an Stelle des persönlichen Geschmacks in der Leitung die Sachlichkeit, an Stelle des Erfolgstrebens die künstlerische Gewissenhaftigkeit. Dies Theater muß dem sozialen Ideal dienen, die beste Kunst ins Volk zu tragen und dadurch den Zusammenhang mit den gesündesten Quellen unserer Kraft pflegen, und es muß alle Freiheit und Muße genießen, die Kunst selbst zu fördern und weiterzuentwickeln.

# Kleine Bausteine

---

## Jacobus Henricus van't Hoff Von Heinrich Baumhauer

Weit über den engeren Kreis der Fachgenossen hinaus ist der Name des am 1. März 1911 im 59. Lebensjahre in Berlin-Steglitz verstorbenen Forschers bekannt geworden, welcher sich auf den Gebieten der Chemie, Physik und Geologie unvergänglichen Ruhm erwarb und es deshalb wohl verdient, daß sein Leben und Wirken nun in eingehender Schilderung dargestellt werde. Dies zu tun hat sein Schüler und Freund, Professor Ernst Cohen von der Reichsuniversität zu Utrecht, übernommen und seine Aufgabe in vortrefflicher Weise gelöst. Die von ihm verfaßte Biographie\*, ein stattlicher Band, geschmückt mit zahlreichen Porträts des Verstorbenen und anderer bedeutender Forscher und Schriftsteller, bildet nicht nur eine spannende Lektüre für die Fachgenossen, indem darin die Genesis und wissenschaftliche Bedeutung der bahnbrechenden Arbeiten van't Hoff's auf dem Felde der organischen Chemie, der Lehre vom chemischen Gleichgewichte und dem osmotischen Druck, der Bildung der verschiedenen Mineralien in den ozeanischen Salzablagerungen usw. ausführlich dargelegt wird; viel Interessantes bietet sie auch dadurch, daß der Verfasser, aus direkten Quellen schöpfend, eingehend und liebevoll die geistige Entwicklung und die ganze Persönlichkeit seines großen Lehrers schildert. So liefert er zugleich einen willkommenen Beitrag zur Psychologie des großen Naturforschers überhaupt, in neuerer Zeit ein beliebtes Thema eindringender Studien. „Nur sehr wenige“, so leitet der Verfasser sein Buch ein, „können sich rühmen, den Menschen van't Hoff wirklich gut gekannt zu haben; wem aber dieses Glück zuteil geworden, der wird mir beipflichten, daß die von mir gewählte Form der Lebensbeschreibung, nämlich die, in der Mensch und Forscher nicht getrennt geschildert werden, die einzige ist, durch die man hoffen kann, dem Leser ein lebensvolles und der Wirklichkeit möglichst entsprechendes Bild von J. H. van't Hoff vor Augen zu führen. Wer ihn als Forscher würdigen will, der muß ihn eben auch gleichzeitig als Mensch kennen, und umgekehrt.“ In den folgenden Zeilen aber möge van't Hoff vornehmlich als Mensch und Charakter erscheinen.

Jacobus Henricus van't Hoff wurde am 30. August 1852 zu Rotterdam als Sohn des gleichnamigen Arztes geboren. Nach Absolvierung der höheren Bürgerschule (ohne klassische Sprachen) begann er, erst 17jährig, seine Studien an der polytechnischen Schule zu Delft und setzte dieselben, begeistert für die Chemie als reine Wissenschaft, an der Universität zu

---

\* Jacobus Henricus van't Hoff, sein Leben und Wirken, von Ernst Cohen. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1912.

Leiden fort. Dabei ist er, neunzehnjährig, ein eifriger Leser philosophischer Schriften (Auguste Comtes, W. Whewell u. a.) und poetischer Werke: „es dauerte nicht lange, so befand er sich ganz unter dem Banne des englischen Barben Byron, der sein steter Begleiter, ja zeitlebens sein Vorbild wurde.“ Daneben sind Robert Burns und Heine als die Sänger zu nennen, die einen dauernden Eindruck auf ihn gemacht haben. In jenen Tagen trat bei ihm eine starke Neigung zum Romantischen hervor, die manchmal von Sentimentalität und Schwärmerei nicht frei war, ja ein tiefer Weltschmerz spricht aus seinen Briefen. Kein Wunder, daß der später so große Naturforscher damals mit dem Gedanken umging, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Das wohlwollende, aber besonnene Urteil eines befreundeten Literaten erhielt ihn den exakten Wissenschaften. Bei solch leichter Erregbarkeit und warmer Empfindung entwickelt van't Hoff dennoch eine große Selbständigkeit, wenn er schreibt: „Freunde, die häufig den tiefgreifendsten Einfluß im Studentenleben ausüben, werden mich nur ganz oberflächlich ändern; ich habe zuviel mit mir selbst gelebt, als daß ich mich durch den Einfluß von Freunden ändern würde.“ Vater und Mutter sind ihm die vertrautesten.

Voll Begeisterung reist er 1872 nach Bonn, wohin ihn der Ruf des berühmten Chemikers August Kekulé zog: „In Bonn ist alles Poesie!“ Tief ergreift ihn die Herrlichkeit des Siebengebirges, „die Augen liefen mir mehrmals über“. Seiner Mutter aber schreibt er: „Ich lebe, wie ich es Dir versprochen habe. Verführung ist für mich wie Tau an der Sonne, wenn sie den Charakter der Unterwerfung an Menschen, geschweige der an Frauen trägt. Du hast mich in den Stand gesetzt, über das mittlere Niveau hinauszugehen, und was für andere in dieser Hinsicht eine „Bataille“ wäre, das wird mir ein verächtliches Lächeln.“ Und als er die Bekanntschaft des großen Meisters gemacht, berichtet er: „Es liegt etwas Bezauberndes darin, jemand zu sehen, der berühmt ist; er steht allein, außerhalb Liebe oder Freundschaft, außerhalb Achtung oder desjenigen, worauf unser gewöhnliches Thermometer gestellt ist. — Wenn er (im Laboratorium) zu mir kommt, um mir zu helfen, ist es mir, als wäre alles in mir doppelt wirksam und empfindlich.“

Van't Hoff gehörte zu denjenigen, die nach etwas Neuem suchen, — „jeder Tag kann also mein glücklichster werden“. Nur gelegentlich mischt er sich unter seine Studiengenossen, um sich an ihren Vergnügungen zu beteiligen. Nach einjährigem Aufenthalt in Bonn und ebenso langem in Paris kehrte der junge Chemiker nach Holland zurück. Jedoch bevor er noch in Utrecht die Doktorwürde erwarb, beschenkte der kaum Zweiundzwanzigjährige die chemische Welt mit einer Erstlingschrift über die Anordnung der Atome im Raume, welche — damals von verschiedenen Seiten mit Gleichgültigkeit, Widerspruch und Spott, aber auch mit lebhaftem Interesse aufgenommen — heute einen Markstein in der Geschichte der chemischen Forschung bildet, eine ähnliche, wohl auf plötzliche Eingebung zurückzuführende Leistung wie die berühmte und folgenreiche Benzoltheorie Kekulé's. Diese Arbeit bedeutet die Gründung der Stereochemie, d. i. die Einführung räum-

licher Molekularformeln im Gegensatz zu der bis dahin üblichen Darstellung der Atomverkettenung in der Ebene, zunächst für die Verbindungen des Kohlenstoffs, welche zu so vielen tieferen Einblicken und wertvollen Forschungsergebnissen geführt hat. Ganz selbständig hatte der junge Gelehrte seinen Weg gesucht und gefunden. Bald erfolgte seine Anstellung als Dozent an der Tierarzneischule zu Utrecht und 1877 seine Berufung an die Universität zu Amsterdam, wo er bis 1896 als akademischer Lehrer wirkte, bis ihm in Berlin eine Stätte eröffnet wurde, an der er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften eine von Lehrverpflichtung fast freie Forschertätigkeit ausüben konnte. In Berlin widmete er sich, von zahlreichen Mitarbeitern unterstützt, fast ausschließlich der Lösung der theoretisch und praktisch so wichtigen Frage nach der Bildung ozeanischer Salzablagerungen. Im Jahre 1901 wurde ihm der Nobelpreis zuerkannt.

Die auf so verschiedenen Gebieten der exakten Forschung liegenden Arbeiten van't Hoff's stehen in keinem derartigen Zusammenhange mit den höchsten, den Menschen bewegenden Fragen, daß die Ergebnisse derselben von irgendwelchem bestimmenden Einflusse auf die Weltanschauung des Gelehrten hätten sein können. Dennoch ist es von Interesse, einen Blick in die Geistesrichtung desselben zu tun, wozu uns einzelne Angaben der vorliegenden Biographie verhelfen.

Wir teilen im Grunde nicht die betreffenden Anschauungen unseres Forschers, von denen uns gar manches scheidet, dennoch können wir gewisse Äußerungen desselben mit sympathischem Empfinden verzeichnen. Aufgefordert, sich über seinen Standpunkt gegenüber rein religiösen Fragen zu äußern, sprach er sich, sonst in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend, folgendermaßen aus: „Meiner Ansicht nach haben sich die religiösen Grundgedanken schon dadurch für den Menschen als ausgezeichnete Leitfaden gezeigt, daß sie sich durch Jahrhunderte hindurch aufrecht erhielten, und ihn also im Kampfe ums Dasein stützten. Ob der biblische Inhalt sich mit der Wahrheit deckt, kommt für mich in zweiter Linie. Ich stelle mich dazu, wie auf meinem Gebiet zu dem Bild, das die Atomlehre bringt, und ziehe nur den praktischen Schluß, daß die religiösen Grundgedanken für das Leben, die atomistische Auffassung für die Chemie im großen ganzen das Richtige zeigen. So neige ich, wiewohl als Naturforscher den religiösen Überlegungen etwas fernstehend, in schweren Lebenslagen dennoch dazu, darauf zurückzugreifen.“

In einem im Dezember 1907 erschienenen Artikel der „Neuen freien Presse“, deren Leitung ihn aufgefordert hatte, sich über die christlich-soziale Politik Österreichs auszusprechen — ein Gebiet, das ihm nach den Worten seines Biographen allerdings „tatsächlich so fern lag“ — finden wir folgenden Passus: „Ich bin in ziemlich katholisch-feindlichen (sic!) Kreisen großgezogen, aber zum Katholikenfeind habe ich es nicht gebracht; persönliche Erfahrungen machten sich auch wieder hier geltend, und für keinen Gelehrten in Holland hatte die Studentenschaft mehr Begeisterung, als für unseren großen Ophthalmologen Donders, den intimen Freund der berühmten Wiener Rony-

phäe Art. Nun war gerade Donders, in Holland sicherlich ausnahmsweise unter den Professoren, katholisch. Wie hoch stand der aber für uns über seinen nichtkatholischen Feinden, die ihm schließlich das Leben versauerten, wie es gute Kollegen zuweilen tun. Bei dieser Begeisterung für den Katholiken habe ich doch als späterer Professor nicht ohne Bedenken das systematische Fortschreiten des Katholizismus auf dem Universitätsgebiete sehen müssen. Dasselbe setzte ein mit der bescheidenen Anfrage um Anstellung eines von den Katholiken besoldeten Professors an der Amsterdamer Universität, und der damalige Senat hat fast einstimmig diese Anstellung gutgeheißen, mit der Devise: 'Freiheit für alle Parteien im Kampf für die Wahrheit.' Allerdings fehlte es damals an Schwarzsehern nicht; einige sagten sich, der katholische Professor würde alsbald so viele katholische Studenten zugeschickt bekommen, daß ein zweiter Professor nötig wäre, eine katholische Fakultät (die es in Holland nicht gibt) stand in Aussicht, als erster Schritt zur katholischen Universität. Auch damals wurde die Besorgnis ausgesprochen, die freie Forschung sei bedroht. So gibt es immer Leute, die das Welterschütternde erwarten, aber wer älter wird, weiß, daß das Welterschütternde sehr selten kommt, was meistens kommt, ist das Komische. Tatsächlich liegt nunmehr der Weg zur katholischen Universität in Holland frei, allerdings in etwas anderer Weise angebahnt, als oben angedeutet wurde; aber wer in Holland über ein bestimmtes, nicht einmal sehr großes Kapital verfügt und eine gewisse, auch nicht sehr große Zahl von annehmbaren Professurskandidaten auf Lager hat, kann eine katholische Universität mit Promotionsrecht einrichten. Allein eine katholische Universität ist trotzdem nicht gekommen, sondern nur eine staatliche technische Hochschule mit Promotionsrecht, welche die Klerikalen in dem bestehenden Polytechnikum, frei von jeder Konfessionellen Einmischung, ins Leben riefen. Und so bekommt jetzt mancher, der es um die Kirche wirklich nicht verdient hat, auf indirekte Veranlassung der Klerikalen Partei ein schönes Ehrendiplom als 'Doktoringenieur' (dies eine humoristische Anspielung auf die van't Hoff verliehene Würde eines Doktoringenieurs seitens der Technischen Hochschule in Delft).

Im Mai 1901 unternahm van't Hoff in Begleitung der Gattin eine Reise nach Chicago, um einer von der dortigen Universität an ihn ergangenen Einladung folgend, einen Zyklus von Vorlesungen zu halten. In der ausführlichen, in Tagebuchform verfaßten Beschreibung dieser Reise, wie auch in dem, seinerzeit durch die Presse gegangenen Bericht über seinen 'Besuch beim Kaiser' (1902) erscheint er als liebenswürdiger und fesselnder Erzähler. Von wissenschaftlichen Publikationen (Büchern, Abhandlungen und Aufsätzen) zählt die Biographie über 200 auf, ein Beweis außerordentlicher Arbeitslust und Arbeitskraft.

Suchen wir uns nach der Lektüre des Cohenschen Werkes ein Bild von van't Hoff zu entwerfen, so erblicken wir in ihm einen Mann von ungewöhnlicher Begabung und unermüdblichem Schaffensdrang, dessen in der Jugend vorherrschender Welterschmerz in späteren Jahren einem oft kindlichen Humor



Platz machte, bei dem die Phantasie sich zur Spekulation gesellend manchmal die Quelle neuer und fruchtbarster Ideen wurde, der, ohne eitel zu sein, sich dennoch der errungenen Erfolge und der ihm in reichstem Maße zuteil gewordenen Ehrungen zu freuen wußte, ein Freund ruhiger Diskussion, aber nicht heftiger Debatte, deshalb duldsam gegen die Ansicht anderer, wenn dieselbe sich ihm nicht aufdrängen wollte. Ein Kind des Glückes, da die Schatten schwer zu überwindender Hindernisse und herber Enttäuschungen seiner Laufbahn fremd blieben, die vielmehr begünstigt wurde durch reichlich gebotene Mittel zur sicheren Verfolgung seiner wissenschaftlichen Ziele. Freilich wurden ihm, wie einem jeden, die Prüfungen des Lebens nicht erspart, der Drang zur Tätigkeit aber begleitete ihn fast bis zum letzten Tage, und während die Kräfte allmählig schwanden, blieb sein Geist rege; der Übergang vom Leben in den Tod war sanft. Wie Lord Byron, seinem Vorbilde, war es auch ihm von jeher ein Schreckensbild gewesen, Schmerzen ertragen zu müssen: diese Prüfung ist ihm erspart geblieben. Mehrmals äußerte er sich infolgedessen, daß er nicht zu beklagen sei. — So gestaltete sich der Ausgang dieses Lebens, eines Lebens, zu kurz für den Freund selbst, zu kurz für die Seinigen, zu kurz auch für die Wissenschaft und dennoch reicher als das Leben von so vielen, denen eine längere Frist zuteil wird.

## Zur Neuauflage von Wagners ‚Pariser Lannhäuser‘ / Von Eugen Schmitz

Am 13., 18. und 24. März 1861 hatten jene drei denkwürdigen Premieren des ‚Lannhäuser‘ an der Pariser Großen Oper stattgefunden, die für immer einen der dunkelsten Punkte in der Geschichte des Kunstlebens der gallischen Hauptstadt bilden werden. Auf Veranlassung der Fürstin Metternich war durch Kaiser Napoleon III. die Aufführung der Wagnerschen Oper befohlen worden. Unter des Meisters persönlicher Anteilnahme wurde sie mit erdenklichster Sorgfalt szenisch wie musikalisch vorbereitet. Allein alle Bemühungen waren vergeblich. Da Wagner sich aus künstlerischen Gründen geweigert hatte, das für die große Oper traditionelle Ballet im zweiten Akt anzubringen, wurde sein Werk von der hohen Pariser Gesellschaft, namentlich den jugendlichen Mitgliedern des Jockeyklubs niedergepiffen. Um sich nicht weiteren Berunglimpfungen auszusetzen, zog Wagner nach drei Aufführungen die Partitur zurück; sein Leben war wieder um eine große Enttäuschung reicher. Allein mochte das Pariser Lannhäuserunternehmen auch praktisch fehlgeschlagen sein — künstlerisch hatte es seine Früchte dennoch getragen. Denn ihm verdanken wir eine nochmalige Überarbeitung des ‚Lannhäuser‘ seitens des Meisters, die dem Werk eigentlich erst die letzte Vollendung gegeben hat. Diese ‚Pariser Fassung‘ seiner Oper hat Wagner später als die alleingültige bezeichnet; sie wurde auch der ersten

Bayreuther Aufführung des ‚Lannhäuser‘ (1891) zugrunde gelegt und wird heute von den meisten größeren Bühnen bevorzugt. Seltsamerweise hat es aber bis vor ganz kurzer Zeit noch keinen bequemen zugänglichen Klavierauszug derselben gegeben. In den gemein verbreiteten Ausgaben der Originalverleger war vielmehr lediglich die von Wagner ausdrücklich antiquierte ursprüngliche Fassung vertreten. Da ist es nun freudig zu begrüßen, daß der neuerliche Wettbewerb, den das ‚Freiwerden‘ der Werke Wagners unter den Verlegern wachrief, uns nun endlich auch den ‚Pariser Lannhäuser‘ in einem schönen, wohlfeilen Klavierauszug geschenkt hat. Die ‚Edition Peters‘, deren Wagnerauszüge überhaupt als die weitaus besten gegenwärtig existierenden aufs wärmste zu empfehlen sind, hat ihn vorgelegt, und kein Geringerer als Felix Mottl ist der Bearbeiter. Da die Ausgabe als Anhang auch die Varianten der älteren Fassung bringt, ist nun in bequemer Weise eine vergleichende Wertung der Neuerungen Wagners und eine richtige Einschätzung des Fortschrittes ermöglicht, den der ‚Pariser Lannhäuser‘ dem älteren gegenüber bedeutet.

Zwei Momente waren es, die Wagner zu einer nochmaligen gründlichen Durcharbeitung seines Werkes behufs der Pariser Aufführung veranlaßten: einmal die Notwendigkeit, eine geeignete französische Übersetzung der Dichtung in die Wege zu leiten, sodann das Verlangen, dem speziellen Pariser Geschmack, der unbedingt ein Ballet verlangte, wenigstens in etwas entgegenzukommen. Nachdem diesem letzteren nicht am herkömmlichen Ort, nämlich im zweiten Akt der Oper entsprochen werden konnte, glaubte Wagner ihm doch durch reichere Ausarbeitung der Venusbergsszene im ersten Akt eine Konzession machen zu dürfen, um so mehr, als ihm dieser Teil seines Werkes von allen äußeren Rücksichten ganz abgesehen auch rein künstlerisch reformbedürftig erschien. Die beste Quelle zur Kenntnis der einschlägigen Intentionen Wagners sind die Briefe an Mathilde Wesendonck; denn während in der Selbstbiographie ‚Mein Leben‘ mehr die äußere, sozusagen ‚anekdotische‘ Geschichte des Pariser Lannhäuserunternehmens geschildert wird, hat der Meister in den Briefen an seine geistvolle Freundin einen Blick in seine innere, geistige Werkstatt erschlossen. Hier bekennet er nun rückhaltlos, daß die durch die äußeren Verhältnisse angeregte Idee des Venusberg-Bacchanales sich ihm bald auch als notwendige künstlerische Vervollkommnung herausstellte. ‚Dieser Hof der Frau Venus‘, schreibt er unterm 10. April 1860 aus Paris, ‚war offenbar die schwache Partie in meinem Werke: ohne gutes Ballet half ich mir seinerzeit hier nur mit einigen groben Pinselstrichen und verdarb dadurch viel; ich ließ nämlich den Eindruck dieses Venusberges gänzlich matt und unentschieden, was zur Folge hatte, daß dadurch der wichtige Hintergrund verloren ging, auf welchem sich die nachfolgende Tragödie erschütternd aufbauen soll. Alle späteren so entscheidenden Rück Erinnerungen und Mahnungen, die uns mit starkem Grauen erfüllen sollen (weil dadurch auch erst die Handlung sich erklärt) verloren fast ganz ihre Wirkung und Bedeutung: Angst und stete Beklemmung blieben aus. Ich erkenne nun

aber auch, daß ich damals, als ich den ‚Lannhäuser‘ schrieb, so etwas, wie hier nötig ist, noch nicht machen konnte: dazu gehörte eine bei weitem größere Meisterschaft, die ich erst jetzt gewonnen habe, jetzt, wo ich Isoldes letzte Erklärung geschrieben, konnte ich sowohl erst den rechten Schluß zur Fliegenden-Holländer-Duvertüre als auch — das Grauen dieses Venusberges finden.‘ In der Fortsetzung des Briefes schildert Wagner dann das Arrangement des Bacchanales ziemlich so, wie wir es heute kennen, doch auch mit Anklingen mancher Ideen, die später unausgeführt blieben; so sollte z. B. der ‚Neck‘, der nordische Strömkarl mit seiner wundersamen großen Geige den Bacchanten zum Tanz aufspielen, Mänaden sollten den gemordeten Orpheus jauchzend vorübertragen u. dgl. Zur Anregung seiner Phantasie wünscht sich Wagner Aquarelle von Genelli, der dieser ‚mythologische Wildheiten‘ besonders anschaulich gemacht habe. Schließlich wußte er sich dank seines genialen Bühnenblicks auch ohne diese zu helfen. Die so entstandene bacchantische Balletpantomime, die die Einleitung der Oper auf ganz neue Basis stellt, ist aber nicht die einzige Änderung, die Wagner an seinem Venusberg vorzunehmen für nötig fand; auch die Szene zwischen Lannhäuser und Venus selbst mußte dem Künstler bei nochmaliger Vertiefung in den Geist seines Werkes als weiteren Ausbaus bedürftig erscheinen. Im allgemeinen durfte sich Wagner ja mit Stolz gestehen, daß die Dichtung des ‚Lannhäuser‘ gleich auf den ersten Wurf so konzig und prägnant gelungen war, daß Änderungen kaum möglich, geschweige denn nötig erschienen. ‚Nur die Szene mit Venus‘, schreibt er der Freundin, ‚will ich ganz umarbeiten.‘ Frau Venus habe ich steif erfunden; einige gute Anlagen, aber kein richtiges Leben. Hier habe ich eine ziemliche Reihe von Versen hinzugegedichtet: die Göttin der Wonne wird selbst rührend, und die Qual Lannhäusers wird wirklich, so daß sein Anruf der Maria wie ein tiefer Angstschrei ihm aus der Seele bricht. So etwas konnte ich damals noch nicht machen.‘ Die neue Fassung beginnt nach der dritten Strophe des Lannhäuserliedes bei dem Zornesausbruch der Venus (‚Zieh hin, Wahnsinniger‘) mit den Versen:

‚Die du bekämpfst, die du besiegt,  
Die du verhöhnt mit jubelndem Stolz,  
Flehe sie an, die du verlacht‘ usw.

und erstreckt sich bis zum Schluß der Szene. Daß dadurch in erster Linie die Gestalt der Venus an Leben und dramatischer Bedeutung gewinnt, sahen wir Wagner eben selbst betonen. Außerdem kommt aber auch in Lannhäusers Charakter ein neuer Zug. Mit Worten wie

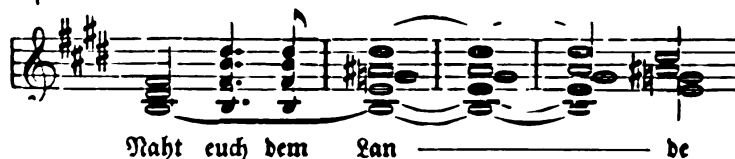
‚Mein Sehnen drängt zum Kampfe,  
Nicht such‘ ich Wonn‘ und Lust.  
O Göttin, woll‘ es fassen,  
Mich drängt es hin zum Tod!‘

bekundet sich der Venusritter nämlich als Held jener lebensverneinenden Resignation, die bereits in Heines Lannhäuserlegende hereinklingt und

die daran erinnert, daß der Pariser Lannhäuser gleich ‚Tristan‘ aus Wagners Schopenhauer'scher Periode stammt.

Noch eine dritte größere Änderung hat die Pariser Umarbeitung gebracht, eine Kürzung im Sängerkrieg, derzufolge das Lied Walthers von der Vogelweide ausfällt und die Erwiderung Lannhäusers an ihn mit der an Wolfram gerichteten zu einem Lied zusammengefaßt ist. In diesem Fall freilich waren es nicht künstlerische, sondern rein praktische Rücksichten, die Wagner leiteten; der für die Partie des Walthers zur Verfügung stehende Pariser Sänger erwies sich als gänzlich ungenügend; nur darum mußte sich Wagner entschließen, das Lied zu streichen und die Szene zu vereinfachen. Wie wenig er seinerzeit damit eine dauernde Änderung zu geben beabsichtigte, ergibt sich daraus, daß er in die von ihm selbst besorgte Ausgabe der ‚Gesammelten Schriften‘, in der die Lannhäuserdichtung im übrigen ganz der Pariser Fassung nach wiedergegeben ist, doch das Lied Walthers und die beiden Erwiderungen Lannhäusers wieder aufgenommen hat. Darum sollten auch unsere Aufführungen diese Fassung wiederherstellen; denn sie verdient, mag das Lied Walthers auch musikalisch sehr schwach sein, aus dramatischen Gründen den Vorzug, da sich sonst die Szene viel zu sprunghaft entwickelt und Lannhäusers Leidenschaftsausbruch zu jäh und unvermittelt kommt. Im neuen Klavierauszug von Mottl ist leider der Strich beibehalten und die vollständige Fassung in den Anhang verwiesen. —

Die ausschlaggebenden Neuerungen des ‚Pariser Lannhäuser‘, das Bacchanale und die Erweiterung der Venuszene, sahen wir sich Wagner also zunächst aus dramatischen, dichterischen Rücksichten ergeben. Natürlich brachten sie aber auch eine Änderung der musikalischen Physiognomie des ganzen Werkes mit sich. Als Musiker hatte ja Wagner seit Vollendung des ‚Lannhäuser‘ eine ungeheure Entwicklung durchgemacht, mit ‚Lohengrin‘ den letzten entscheidenden Schritt ins Gebiet des neuen musikdramatischen Stils getan, das so Gewonnene in ‚Rheingold‘, ‚Walküre‘ und den einstweilen fertigen Teilen von ‚Siegfried‘ konsequent zu immer höherer Vervollkommenung entwickelt, und endlich im ‚Tristan‘ das Höchste und Kühnste, gewissermaßen eine Inkunabel der gesamten modernen und modernsten Musikentwicklung, hingestellt. Im Zeichen des ‚Tristan‘ stehen denn auch die neukomponierten Teile des Pariser Lannhäuser. Die schwüle, leidenschaftliche Chromatik des Tristanstils mit ihrem chaotischen Schwelgen in wühlenden Dissonanzen erschien ja auch ganz besonders geeignet zur Schilderung der Raserei entfesselter Triebe im Reich der Liebesgöttin. Charakteristischerweise hat Wagner bereits in der älteren Fassung der Venusbergsmusik an einer auffallenden Stelle einen den Tristanstil vordeutenden Moment gebracht; es ist das im Ruf der Sirenen:



die brünstig sehnsuchtsvolle doppelte Vorhalts- und Orgelpunktharmonie auf ‚Kande‘. Diese Ausdrucksweise hat der Meister nun im nachkomponierten Bacchanale zum durchgängig festgehaltenen Stilprinzip erhoben. Den Unterschied gegen früher erkennt man am besten, wenn man die Durchführung gleicher Motive in der beiderseitigen Fassung nebeneinander stellt. Wie relativ harmlos und zahn — trotz der chromatischen Mittellinie — wirkt z. B. das bekannte Thema:



in dieser seiner ursprünglichen Form gegenüber der wild dahinbrausenden Dissonanzenkette, zu der es sich im Bacchanale gestaltet:



Soweit Wagner neue thematische Bildungen einführt, klingt auch in der Melodik der ‚Tristan‘ an; am merkwürdigsten in dieser Hinsicht ist das breit ausladende Sehnsuchtsmotiv:



das mit der Kontrastierung des chromatischen Aufwärtsdrängens der Melodie und der in Gegenbewegung herabsinkenden Mittellinie sich als unverkennbare Nachbildung des berühmten an der Spitze des ‚Tristan‘ stehenden Liebesmotivs repräsentiert:



Außerordentlich bereichert im Sinne des späteren Wagnerstils erscheint auch durchweg die rhythmische Entwicklung des neuen Bacchanales; um hier den großen Unterschied zu erkennen, genügt es im Mottischen Klavierauszug einen vergleichenden Blick auf Seite 28/29 einerseits und Seite 2/3 des Anhangs anderseits zu werfen. Schon der äußere Anblick prägt die starke Komplizierung der neuen gegenüber der alten Fassung klar aus, selbst wenn man in Rechnung zieht, daß durch Änderung der Tempobezeichnung\* Allegro molto in einfaches Allegro sich sämtliche Werte um die Hälfte verkürzen (also z. B. sämtliche  $\frac{1}{2}$  zu  $\frac{1}{4}$  werden u. dgl.), und sich so das Notationsbild der neuen Fassung von vornherein 'schwärzer' gestaltet. Ganz typisch für den modernen Wagner ist namentlich die überall bekundete Vorliebe für sequenzenmäßige Durchführung belebter Figuren, wie:



sowie für bewegte rhythmische Kontrastierung der Mittelstimmen. Da das Bacchanale bis auf den kurzen Sirenenchor als reininstrumentales, sinfonisches Tonstück verläuft, konnten alle diese Stilmittel in besonders ungehinderter Entfaltung sich ausbreiten. Reservierter in dieser Hinsicht gibt sich naturgemäß die Erweiterung der Szene zwischen Lannhäuser und Venus; was hier der neuen Fassung fortschrittlichen Charakter verleiht, ist hauptsächlich die fließendere, geschmeidigere Linienführung des Vokalparts, die sich schon aus dem größeren Wortreichtum des Textes ergibt, während die ältere Fassung noch teilweise mit reaktionären Wortwiederholungen arbeitet. In der orchestralen Untermalung ist vornehmlich wieder eine Verfeinerung der Rhythmik, dazu auch verstärkte Bedeutung der thematischen Arbeit zu beobachten. In einzelnen Partien endlich, so namentlich in der rührenden Klage der Venus 'Wie hätt' ich das erworben, wie träf' mich solch Verschulden':



usw.

klingt dann gelegentlich mit Vereinigung aller Ausdrucksmittel, nicht zuletzt der verfeinerten chromatischen, dissonanzenreichen Harmonik auch der volle, echte Tristanstil wieder an.

\* Diese hat ihren Grund darin, daß in der Pariser Fassung bekanntlich der Mittelteil der Ouvertüre ohne selbständigen Schluß in die erste Szene überleitet, mithin eine Vereinheitlichung der Notation nötig war.

Aus alledem ergibt sich also, daß die nachkomponierten Teile des ‚Pariser Lannhäuser‘ stilistisch zum übrigen Werk stark kontrastieren; es stehen sich da gewissermaßen zwei verschiedene musikalische Ausdruckswelten gegenüber: die des ‚mittleren‘ und die des voll ausgereiften ‚modernen‘ Wagner. Das hätte der einheitlichen künstlerischen Wirkung unter Umständen verhängnisvoll werden können. Wenn diese Gefahr im vorliegenden Fall vermieden blieb, so liegt das daran, daß die stilistisch verschiedenen Ausdruckswelten auch zwei getrennten dramatischen Sphären angehören. Ja noch mehr: — Dadurch, daß nur das Milieu des Venusbergs die speziell ‚moderne‘ musikalische Untermalung erhält, eine Untermalung, die schon dem allgemeinen Stil nach sich durch sinnliche Ausdruckskraft von der ganzen Umgebung abhebt, wird der Kontrast des dämonischen Liebesreichs zum friedsam naiven Pleinair der Menschenwelt mit sonst kaum möglicher Intensität ausgeprägt. So erscheint also die Stilmischung im Pariser Lannhäuser nicht nur als kein Nachteil, sondern sogar als ein den dramatischen Absichten des Werkes in besonders glücklicher Weise dienender positiver Zug. — Daß Wagner im übrigen, wie ein genauer und in diesem Punkt höchst interessanter Vergleich des neuen mit dem alten Klavierauszug zeigt, auch sonst an vielen Stellen musikalische Änderungen angebracht hat, ist nicht von stilistischer Bedeutung; denn es handelt sich dabei lediglich um kleine technische Verbesserungen zum Zwecke markanteren Ausdrucks, die den Gesamtcharakter unberührt lassen. Die wohl bedeutsamste, von Wagner selbst in den Briefen an Mathilde Wesendonck hervorgehobene dieser Verbesserungen steht am Ende des zweiten Akts mit der neuen, ungemein kühnen und leidenschaftlichen Violinpassage vor Lannhäusers Ruf: ‚Nach Rom‘. Daß Wagner bei der Pariser Aufführung des ‚Lannhäuser‘ mit dem wohl besten Orchester der damaligen Zeit rechnen durfte, ist mit in erster Linie die Veranlassung dieser und ähnlicher Bereicherungen seiner Partitur gewesen.

# Kritik

---

## Einige Bücher zur Mystik Von Joseph Bernhart

Mit innerem Widerstreben gehe ich daran, ein halbes Duzend neuerer Bücher, die unter dem Schlagwort Mystik um Leser werben, zu besprechen. Das gärende Chaos unserer Zeit treibt in unberechenbarer Laune bald dies, bald jenes verschollene Pergament ans Licht der unstillen aller Sonnen: der Mode. Eine beisspiellose Unsicherheit in der Beantwortung der ewig jungen alten Fragen hat sich der Gegenwart bemächtigt. Vielen dünkt die Kirche ein einstürzender Bau, und so rennen sie auf den vollen Markt der Welt hinaus, um die unzerstörbaren Bedürfnisse des Gemüts an einem überalltäglichen Jrgend-Etwas zu stillen. „Ideale“ jagen sich in wilder Hast. Das peinlichste Ergebnis aller Versuche, jenseits der ruhigen Nuphbarkeit für die Seele ein Gelände des freien helteren Atems zu erobern, ist wohl die blasierte Naivität, die heute das Antlitz der deutschen Jugend zu entstellen beginnt. Die Bremer Lösung „Kunsterziehung“ erstirbt im Munde ihrer eigenen Propheten, da erhebt sich plötzlich ein Spiel von tausend Guitarren, mit dem die vom Wanderprinzip befallene deutsche Nachkommenschaft mit organisierter Fröhlichkeit ihre Tagemärsche vollbringt. Dies und vieles andere, was an Komödien zwischen Maas und Memel sich eben abspielt, hängt mit religiösen Fragen zusammen. In einer Anmerkung zur Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts müßte jedenfalls auch die Tatsache verzeichnet werden, daß man zu Beginn dieses Säkulums in den Schulen einer thüringischen Stadt anfang „der Gott“ zu sagen.

Mein Widerstreben wider das Anschwellen der mystischen Bücher ist wohl schon verständlich geworden. Sie bedeutet — im Hinblick auf die Menge literarischer Auferstehungen, die wir heute erleben müssen — nur eine Welle, die jetzt wichtig aufräuscht, um über ein Weilschen sich wieder zu verschwemmen. Man vergleiche, um seine mystischen Hoffnungen auf die Zeitgenossen nicht zu übertreiben, die folgenden beiden Äußerungen. 1904 schrieb Max Maurenbrecher (in einem Aufsatz der Preuß. Jahrb. 115, 1904), wie zuversichtlich wir die religiöse Stimmung deuten dürften, von deren Stärke das Aufblühen des Diederichsschen Verlages Zeugnis gebe. 1913, neun Jahre später, schreibt dieser nämliche Verleger, dem es um seine Sache redlich ernst gewesen, die gewichtigen Worte: „Ich habe jetzt beispielsweise nun endlich die wichtigsten Mystiker, das Dreibestirn Eckhart, Tauler, Suso mit schönen Ausgaben leicht zugänglich gemacht, und da in theologischen Blättern, wie dem „Protestantenblatt“, viel von einem neuen Verständnis gegerübert dem religiösen Erlebnis geredet wird, sollte man auch meinen, all' die Freunde der Freiheit des Christenmenschen labten sich an den alten religiösen Schätzen unseres Volkes. Nun, die zwei- bis dreihundert Leute, die in den ersten zwei Jahren des Erscheinens Tauler, Suso und Sebastian Brand' usw. kauften, sind meistens Katholiken, wie ich aus Zuschriften sehe, und wenn nicht bei Meister Eckhart Assoziationsvorstellungen von Scheffels Eckhard und dem „Getreuen Eckart“ mitschwingen würden, wäre sein Absatz nicht viel größer. Je besser religiöse Bücher sind, je weniger in ihnen geredet wird,



desto schlechter gehen sie. Das ist das Kennzeichen der „religiösen Renaissance“ . . . Wir sind heute weiter als je von einer fruchtbaren religiösen Bewegung entfernt . . . Selbst das Publikum fängt jetzt an, der modern-religiösen Literatur überdrüssig zu werden‘ (Die Tat 5. Jhrg. 1913/14, S. 411).

Neben Franz von Assisi ist besonders der ‚deutschen Mystik‘ die Vorliebe unserer Zeit widerfahren. Was diese Epoche germanischer Innerlichkeit heute zur Klärung, Stärkung und Versöhnung der Geister beitragen könnte, das zu erörtern ist hier nicht Raum. Wer sich für die philosophische Seite der Mystik interessiert, für die Frage, wie dieses Phänomen der Irrationalität erkenntnistheoretisch zu verankern und abzugrenzen sei, wird kaum Besseres finden können als die tiefgrabende Betrachtung, die F. Mehlis im ‚Logos‘ 1911 geschrieben hat. Hier finden sich wahrhaft erlösende Sätze für jeden, dem verschwommene Nebelreiter Wort und Sache der Mystik verleidet haben. Eine gute grundsätzliche Auseinandersetzung in religiösem Betracht bietet W. Fresenius in seiner Schrift ‚Mystik und Geschichtliche Religion‘ (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1912). Er befaßt sich mit ‚drei verschiedenen Strömungen moderner Mystik‘: mit Friedrich v. Hügel’s ‚The mystical element of Religion‘, worin das an Katharina von Genoa illustrierte mystische Element der historisch und objektiv gegebenen (katholischen) Religion in dem angeborenen religiösen Gefühl für das in Geschichte und kirchlicher Institution entfaltete Göttliche gesehen wird; mit den ‚Religionsproblemen‘ von Nath’an Söderblom, für den Mystik die gewissenmäßige Erfassung und zeitlos sublimierende Verwirklichung der Christusgestalt bedeutet; endlich mit Georg Kleps Versuch, das Gefühl in seiner Unendlichkeit als mystischen Urborn der Religion zu deuten. Fresenius begibt sich, allen drei Gleisen mystischer Frömmigkeit abgeneigt, auf die Bahn jenes Harnack, der in seiner Dogmengeschichte jeden Mystiker, der nicht katholisch werde, für einen Dilettanten erklärt, und lehnt als Protestant die Mystik ab, die er im wesentlichen als die Frömmigkeit des von seiner eigenen Gesetzmäßigkeit und formalen Gebundenheit zur subjektivistischen Erfassung des Ewigen losstrebenden Katholizismus betrachtet. Der Verfasser, der seinen Lehrer Hermann Marburg als Gewissensmystiker verteidigt, steht der Sache der Mystik viel näher als dem Wort.

Von den Persönlichkeiten, die man gemeinhin der ‚deutschen Mystik‘ beizählt, überragt Mechtild von Magdeburg an schöpferischer Kraft die meisten mittelalterlichen Schreiber mystischer Traktate. In ihrem ‚Fließenden Licht der Gottheit‘ blüht manchmal eine Fühlweise auf, die Jahrhunderte vorausnimmt. Ihre kämpferische Natur milbert sich unter der Last der göttlichen Hand zu wundervoller Reife. Ihre religiöse Selbstenthüllung geschieht in ergreifenden Rhythmen, die bald zögern unter der Erkenntnis menschlichen Unvermögens, bald in schnellen Wogen anstürmen wider die ewige Wand zwischen Gott und Mensch. Das wahre Bild der großen Frau mit ihrem aus Männlichkeit und Weiblichkeit wundersam gemischten Antlitz vermitteln leider auch die beiden Bücher nicht, die in letzter Zeit Stücke aus dem gedankensatten Buche der philosophisch gerichteten Begine wiedergaben. Mela Escherich (‚Das fließende Licht der Gottheit‘. Berlin, Paetel 1909) hat mit diesem Buche hoffentlich ihre letzte theologische Leistung vollbracht. Der schwierige Stoff, der mehr als eine feuilletonistische Feder verlangt, hat der vielseitigen Dame grausam getroßt. Die dichtgehäuften Blitze ihres Geistes schlagen mit Vorliebe neben das Ziel. Der Spott auf Katholisches allein genügt nicht, um ein gelehrtes Buch zu schreiben, man muß auch

wissen, daß im Lateinischen die Hunde nicht *cani* heißen, daß das mittelhochdeutsche *bekorung* ungefähr das Gegenteil von *Bekehrung* bedeutet, und daß der Apostel Paulus (unseres Wissens) weder für die Römer noch für theologische Amazonen der Nachwelt einen „Dritten Römerbrief“ geschrieben hat. — Dr. W. Dehl bietet aus Mechtilds Buche eine neuhochdeutsche Auswahl (Sammlung Kösel, „Deutsche Mystiker“, Band II), die vorerst als einzige auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit Anspruch machen kann. In der Übersetzung, der die Stierlingsche Verbesserung des Textes von Gall Morel zustatte kam, waltet eine große Sorgfalt. Sie befreit sich eines engen Anschlusses an die Vorlage, ohne diese Treue ins Pedantische zu übertreiben. Was die Wahl der Stücke betrifft, so mußte bei dem begrenzten Umfang des Bändchens manches Schöne weggelassen werden. Wer einige der gebotenen Nummern entbehrlich findet, einige gewichtige Worte des Originals dagegen vermißt, möge bedenken, daß objektive Normen für solche Auswahlen aus religiöser Dichtung ein Ding der Unmöglichkeit bleiben. Die sachlichen Anmerkungen, die Dehl beifügt, werden jedem Leser willkommen sein; leider ging manche schwierige Stelle leer aus. Oft hätte ein knapp zusammenfassender Satz über dunkle Strecken Licht verbreiten sollen. Überhaupt läßt das Bändchen, das doch die Aufgabe hat, uns Mechtild nahezubringen, eine tiefer eindringende Darstellung und Würdigung der seltsamen Frau vermissen. Dehl schickt zwar seiner Übersetzung eine gute historische Einführung voraus, bringt eine Menge des Wissenswerten bei, aber die schwierigere Aufgabe der innersten Erfassung und Nachgestaltung der Persönlichkeit Mechtilds erfüllt er nicht. Es ist zu wünschen, daß er diesen Mangel an Vertiefung, an dem katholischerseits der größte Teil der historischen Produktion krankt, in einer neuen Auflage, die hoffentlich nötig wird, so gut er kann behebe.

Mit Mechtild berührt sich in manchen Gedanken und Wendungen die tragische Gestalt des Dominikaners, der heute fast nicht weniger als der Arme von Assisi von sich reden macht: Meister Eckhart. Der Streit um seine Bedeutung ist noch nicht ausgefochten. Wer die derbe Rüffelung des Meisters durch seinen Ordensbruder Pater Denifle (Archiv f. Lit. u. Kirchengesch. d. M. A., II. 1886) mit der preisenden Einleitung Herman Wättners zu seiner Übersetzung Eckhartischer Predigten und Schriften vergleicht, wird nach einem Ausgleich zwischen diesen überspannten Urteilen suchen. Aber ein solcher ist ebenso unmöglich wie ein Ausgleich ihrer unversöhnlichen geistigen Standorte. Wer so wie Denifle das eckhartische Werk nur nach seiner thomistischen Korrektheit bemißt und auf die Fülle von Zitaten und Entlehnungen als Anzeichen der Abhängigkeit und Unselbständigkeit Eckharts hinweist, muß den Meister als ärmlich irrenden Epigonen in den Schatten des Aquinaten verweisen, wer aber von andern als dogmatischen und philosophischen Interessen bewegt diesem „Mystiker“ — es fragt sich noch, ob er so zu nennen ist — über die Schwelle tritt, wird nicht einen nachgeborenen Verwirrer, sondern einen gewaltigen Beginner antreffen. Denifles Urteil ist in den letzten Jahren wieder und wieder angegriffen worden. Mit Recht. Seine erstaunliche Gelehrsamkeit befähigte ihn zwar zu einer scharfen Erkenntnis geschichtlicher Zusammenhänge, zum sichtenenden Einblick in die Verwobenheit geschichtlicher Erscheinungen innerhalb seines Forschungsfeldes, aber sein Vermögen, den seelischen Nährgrund geschichtlichen Lebens aufzudecken, darzustellen und aus überkirchlichen Gesichtspunkten zu bewerten, war nicht vollkommen. So kann es nicht wundernehmen, daß er auch in Eckhart nicht viel mehr als den Häretiker gesehen hat. Er sah nicht, daß sein verfehlteter Gegner uns mehr, weit mehr als eine deutsch-

sprechende Scholastik hinterlassen hat. Selbst wenn Eckhart den reinen Thomismus in deutscher Zunge wiederholt hätte, könnte doch das große Eigene, durch das er heute vielen mächtig in die Seele spricht, nicht verborgen bleiben. Hier bricht germanisches Wesen durch, das sich dem christlichen Ethos als natürlich verwandterweist und bald bewußt, bald unbewußt der zu übermäßigem Anthropomorphismus und zur Symbolüberschätzung neigenden romanischen Auffassung der Religion widerstreitet. Diesen Gefahren gegenüber bringt Eckhart auf eine Innerlichkeit, die — es mag seltsam klingen — in ihrer Vergeistigung gleichfalls nicht ohne Gefahr ist, indem sie die monistische Verwischung der religiösen Ich-Du-Spannung zwischen Gott und Mensch befördert und damit die Religion auch zur sozialen Unkraft verurteilt. Das vierzehnte Jahrhundert hat sich wider solche Folgen der eckhartischen Mystik zu schützen gewußt und besonders in dem kerngesunden Tauler den Ertrag jener Vergeistigung und Vertiefung dem kirchlichen Leben des deutschen Westens und Südens zugeführt. Die Stimmungen und Gesinnungen, die sich heute wiederum Eckharts bemächtigen, sind von diesem Tauler'schen Geiste der Versöhnung von Kirchlichkeit, von persönlicher Sicherheit gegenüber dem ewigen Wesen und germanisch-maßvoller Einschätzung der religiösen Formen weit entfernt. Ob der Monismus ein Recht hat, Eckhart in sein Pantheon aufzunehmen, diese Frage steht hier nicht zur Erörterung. Verständlich bleibt es immerhin, daß Monismus und Eckhart in der Stimmung 'Es ist alles gut so' sich begegnen; bleibt nur die Frage, ob es nicht Wege aus zwei Welten sind, die hier an einem Punkt zusammentreffen. Was nun die Katholiken der Gegenwart betrifft, so kann man ihnen die Beschäftigung mit Eckhart dringend wünschen. Vielleicht ist der Geist des Christentums seit den Tagen des Neuen Testaments kein zweitesmal wieder in Worten von solcher Tiefe des Ethos und solchem Adel der religiösen Gesinnung erklingen wie in Eckharts Abendgesprächen mit schlichten Leuten, deren Nachhall in seinen Erfurter 'Reden der underscheidunge' festgehalten ist. Aber zu welchen Büchern soll man greifen, um diesem Geist nahe zu kommen? Es wird noch manches Jahr vergehen, bis des Meisters Schriften in kritischer Ausgabe zugänglich sind und damit auch den Übersetzern ein sicherer Boden geschaffen ist. Und selbst dann wird es nicht die Sache vieler werden, sich mit Eckhart zu befassen. Trotz der bildhaften, hinreißenden Kraft des Ausdrucks, mit der der sprachschöpferische Meister sein Inneres offenbart, verschwimmen die Ränder seiner Gedanken oft in ein ungewiß dämmerndes Zwielicht. In manchen Schriften übt der monotone Wellenschlag der wenigen Gedanken, mit denen der Redner den seelischen Strand seiner Hörerschaft bespült, auf heutige Leser keine packende Wirkung mehr. Und so steht denn zu befürchten, daß Auswahlen und Übersetzungen allein nicht imstande sind, Eckhart'sche Gedanken der modernen Welt zu gangbarer Münze zu gestalten. Einer solchen Absicht würde die Herstellung eines knappen Eckhart-Lesebüchleins, das die markanten Stellen der deutschen Schriften in einer freien, mit der Tendenz zur Kondensierung des Ausdrucks schaltenden Übertragung darböte, näherkommen als die vorhandenen Übersetzungen. Dabei müßte freilich das Neue und Unersehbliche des Eckhart'schen Idioms gewahrt bleiben und die Wiedergabe ganz von der genauesten Kenntnis des sprachlichen und gedanklichen Genius der Vorlage beherrscht sein. Eine solche Vergegenwärtigung würde der religiösen Sache ebenso sicher von Nutzen sein, wie sie dem Widerspruch der Philologen begegnete.

Dieser Aufgabe am nächsten käme Gustav Landauer (Eckharts

mystische Schriften', Berlin, Schnabel 1903), wenn er sich an die sicheren Texte gehalten hätte. Eckhart als einen Lebendigen erstehen zu lassen, bleibt der nachahmenswerte Grundsatz seines nur mit Vorsicht zu gebrauchenden Buches. Weit mehr hat Hermann Böttner in der bekannten Diederichsschen Ausgabe die Arbeit der Philologie berücksichtigt, in Einzelheiten auch gefördert. Mag auch manches Stück in den beiden Bänden durch die künftige Forschung als unechtartig erwiesen werden, so ist doch das gesicherte Gut in einer im ganzen brauchbaren Übertragung geboten. Manche Wendung der Vorlage ist falsch übersetzt, manche dunkle Stelle durch unscharfe Umschreibung überwunden, manches seelenvolle Wort des Meisters durch ein matteres neudeutsches verdrängt, aber im allgemeinen ist die Wiedergabe des Sinnes zuverlässig, nicht selten geschah sie mit einer Prägnanz, die nicht zu überbieten ist. Angesichts der großen Schwierigkeiten, die heute vorliegenden Texte in ein verständliches, am alten Idiom genährtes Deutsch zu übertragen, ist die Böttnersche Leistung als gelungen anzusehen. Weniger als die Übersetzung wird den Kenner der Dinge, auch wenn er von einer thomistischen Beurteilung Eckharts weit entfernt ist, die zur Konstruktion neigende Einleitung befriedigen.

Um vieles leichter kann heute ein Übersetzer des zweiten 'deutschen Mystikers', des romantisch gestimmten Heinrich Seuse, seine Aufgabe bezwingen. Karl Bihlmeyer hat in seinem 'Heinrich Seuse' (Stuttgart, Kohlhammer 1907) eine vorzügliche Ausgabe dieses Mystikers geschaffen und dadurch die Grundlage für alle Versuche seiner Popularisierung hergestellt. Nur der Fachmann ahnt den Aufwand an Energie und Liebe zur Sache, der solche Unternehmungen zur Vollendung gedeihen läßt. Bihlmeyer hat sein verdienstvolles Werk nicht ausgeben lassen, ohne in einer umfangreichen Einleitung (von 163 Seiten) zu der Fülle philologischer, religiöser, kultur- und kunstgeschichtlicher Fragen Stellung zu nehmen, die im Schatten dieser reichen Persönlichkeit auftauchen. So wird denn seine Darstellung Seuses von selbst zu einem dankenswerten, weit über die Grenze seiner eigentlichen Aufgabe hinausreichenden Beitrag zur Geschichte des noch lange nicht ausgeforschten und pragmatisch darstellbaren Geisteslebens, das man unter dem Sammelnamen 'Deutsche Mystik' zusammenfaßt. Es bleibt zu wünschen, daß die wissenschaftliche Arbeit des Gelehrten auch die praktischen Früchte zeitige, zu denen ein Buch von der anregenden Kraft des vorliegenden 'Seuse' die Keime darreicht. Dieser Wunsch ist nicht grundlos. Vielleicht ist es kein Zufall, daß trotz des regeren literarischen Lebens, das innerhalb des deutschen Katholizismus neuerdings um sich gegriffen, die geistigen Potenzen der katholischen Vergangenheit bei ihren rechtmäßigen Erben auf ein kühleres Verständnis stoßen als in manchen Kreisen außerhalb der katholischen Entwicklungslinie. Wir sollten bedenken, daß politische Machtstellung allein noch keine Bürgschaft gibt für eine gleichgroße geistige Machtstellung im Organismus der Nation. Ist uns nun, wie Statistik und allgemeine Erfahrung es ausweisen, die Behauung der exakten unter den wissenschaftlichen Disziplinen nicht im gebührenden Umfang gelungen, so sollte vollends der emsige Betrieb der Historie, auf den die Lage der Dinge uns hindrängt, über die Arbeit des fleißigen Erkundens und Berichtens hinaus nicht jene schöne Kraft der Verlebendigung des Alten und jene leise Tendenz zur Klärung und Bereicherung des Jetzt durch das herzlich nachgelebte Ehedem vermissen lassen, durch die etwa Ranke und seine Schule die historische Arbeit mit einem Hauche von Gegenwartsfreudigkeit belebte. Zum Beispiel — wo fände sich ein Versuch, die Heiligenbeschreibung charakterologisch und religionspsychologisch zu betreiben! Das schier uferlose Material der Hollandisten

ruht wie ein versteinertes Meer, indessen Traktätchen von überlebter Schablone mit einer lächerlichen Fruchtbarkeit sich fortgebären. Warum fehlen uns Versuche wie der eines *Kuno Franke* (in seinen „Kulturwerten der deutschen Literatur“), die unvergänglichen Werte der religiösen Literatur des Mittelalters dem Menschen von heute in interessanter Münze vorzuwechseln und eine Gestalt wie *Seuse* als romantischen Kämpfer um die Ruhe und Klarheit seines drangvoll dunklen Ichs, als psychologischen Verwandten der *Kleist*, *Amadeus Hoffmann* und *Gerhart Hauptmann* hinzustellen? Genug der Klage. Mögen Leistungen wie der „*Seuse*“ *Wihlmeyers* nicht vereinzelt bleiben und, wenn sie geschaffen sind, von den katholischen Zeitgenossen nicht umgangen werden wie ein Fels, von dem man glaubt, daß er kein Wasser gebe. — Auf Grund des neuen *Seuse*-Textes gab *W. Dehl* (Sammlung *Rösel*: „Deutsche Mystiker“, Bd. I, 1910) seine Auswahl in Übersetzung heraus. Ein Jahr später erschien bei *Diederichs* eine fast vollständige Übersetzung der *Seuse*-schen Schriften in zwei Bänden von *Walter Lehmann*. Die beiden Übertragungen sind gleich gut: *Dehl* hält sich mit großer Treue an Klang und Rhythmus des Originals, *Lehmann* wahrt überall da, wo er freier nachgestaltet, zuverlässig den Sinn der Vorlage. Über die Wahl der Stücke bei *Dehl* kann man anderer Meinung sein, vom Bedeutendsten ist ihm nichts entgangen. In der ärmlichen Einleitung aber, die nur die *Wihlmeyer*-schen Gedanken in Auswahl wiederholt, hat der Herausgeber, und das ist sehr zu beklagen, die gute Gelegenheit, ein packendes Bild von *Seuses* Persönlichkeit hinzustellen, gänzlich ungenützt gelassen. Da ist auch nicht der leiseste Versuch zu jenem warmherzigen Ringen zu spüren, mit dem *Lehmann* in seiner 52 Seiten umfassenden Einleitung dem inneren Bau des komplizierten Menschen beizukommen sucht. Mag dieser Verfasser in Einzelheiten manches schiefe Urteil, zuweilen auch Irriges niederschreiben, so überrascht doch bei ihm, dem norddeutschen Protestanten, die gärende Fülle des Interesses und die unverhohlenen Zeugnisse der Sympathie für den weichen, minnigen Schwaben, den er als rein katholische Erscheinung erkennt und würdigt. Seine pantheistische Auffassung der Mystik hat den Autor nicht gehindert, sich einer für einen ernsten Kopf freilich selbstverständlichen Objektivität zu bemühen. Wie erfreulich heben sich von der landläufigen Bewertung der deutschen Mystik Sätze ab wie dieser: „— man hätte niemals leugnen sollen, daß die Mystik eine Frucht ist, die nur in dem Schoße der thomistischen Scholastik reifen konnte.“ Das äußere Gewand des Werkes, in dem zahlreiche gute Holzschnitte wie als zeichnerische Umschreibung des Inhalts die Stimmung vertiefen, ist alles Lobes wert. Wenn die wünschenswerte Verbreitung des Buches eine neue Auflage nötig macht, wird im einzelnen vieles zu bessern sein. Außer den Korrekturen, die *R. Wihlmeyer* („Theol. Revue“ 1913, Nr. 10) beibringt, wäre wohl auch der Rat der Befolgung wert, die Korrekturen nicht nur mit dem Manuskript, sondern mit dem Urtext zu vergleichen, damit manche (oft unauffällige) Fehler (so I, 144, S. 15: wurket = „vernichtet“ statt „verrichtet“) nicht wiederholt werden. Der Druckfehler sind leider viele. Als Ganzes ist die prächtige Leistung aller Empfehlung wert\*.

*Seuses* Name erklingt auch in *Ernst Lahnsteins* gediegenem Schriftchen über „*Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung*“ (Berlin-Steglitz, Behr 1913). Ohne die Fülle der Äußerungen *Hebbels*, die unter dem ge-

\* Bei der Niederschrift dieser Zeilen lag mir *Lehmans* „*Tauler*“ (*Diederichs*) noch nicht vor. Übersetzung und Einleitung sind gleich gebiegen.

namten Titel zu buchen wären, zu verwerten, scheint es mir die Grundlinien der Hebbelschen Anschauung vom mystischen Urgrund der Dinge und des Daseins, der in Mythos und Religion nach Gestalt ringt und das ihm immanente Sittengesetz im menschlichen Gewissen äußert, richtig zu zeichnen. Das nähere Verhältnis des Dichters zu Eckhart, das neuerdings behauptet wird und im Hinblick auf die Beschäftigung Hebbels mit Schopenhauer, dem Eckhart nicht unbekannt war, glaubhaft ist, wird von Zahnstein nicht näher berührt. Die Lesung dieser bündigen Arbeit regt aber zu der Frage an, ob Mystik und Drama nicht divergente Anlagen und Strebungen voraussetzen. Die Antagonismen, die das Leben ausmachen, treiben den Mystiker zu Ausgleich und Synthese, während sie den Tragiker bestimmen, die großen unheilbaren Wunden des Daseins aufzudecken. Er wird der mystischen Umarmung der Welt mit Grillparzers Libussa entraten:

Die Liebe liebt den nahen Gegenstand,  
Und alle lieben ist nicht mehr Gefühl,  
Was du Empfindung wähnst, ist nur Gedanke —

— — — — —  
Da du so lange dich in Gott gedacht,  
Denkst du zuletzt den Gott nur noch in dir.

## Neue Romane\* / Von Franz Herwig

Der Wunsch, sich in irgendeiner Weise mit den geistigen Richtungen seiner Zeit auseinanderzusetzen, wird jedem nicht völlig abgestumpften Menschen früher oder später kommen. Um wieviel mehr wird der Schriftsteller diesen Wunsch haben; und er wird die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung in seinen Werken deutlich zu machen versuchen, sobald er meint, daß diese Ergebnisse etwas Besonderes darstellen. Dies wird nun bei den einen in der Art geschehen, daß sie in der Wahl und Durchführung ihrer Probleme die errungenen Ergebnisse verwerten, bei den andern aber wird sich der Wunsch, möglichst deutlich zu sein, in die Tat eines Bekenntnisbuches umsetzen. Von vornherein scheint ein schriftstellerisches Werk, in dem die Resultate eines geistigen Klärungsversuches in latente m Zustande wohnen, künstlerischer zu sein. Aber auch das offene Bekenntnisbuch hat sein Recht; und wie es früher unter der Strafe kritischer Nichtachtung verpönt war, von seinen eigenen Empfindungen etwas zu verraten, so beginnen sich neuerdings die Stimmen von Ästhetikern zu mehren, die auf die in allen großen Literaturwerken aller Zeiten deutlichen gedanklichen und persönlichen Werte des Autors hinweisen. Also wieder einmal eine Reaktion, eine notwendige und preßenswerte Reaktion, zugegeben, aber, wie schon so oft an dieser Stelle betont, kommt es auch hier lediglich darauf an, wer es ist, der hier oder dort an die Arbeit geht. Immer ist es die künstlerische Kraft, die bezwingt, sie mag sich äußern wie sie will, für die Kleinen aber bedeutete der Naturalismus und das „Die Kunst um der Kunst

\* Kurt Engelbrecht, „Wege und Umwege“, Roman aus der Gegenwart (Ernst Hofmann & Co., Berlin, M. 3.50). M. Herbert, „Die Kinder der Kilian“, (J. V. Bachem, Köln, M. 3.50). Gustav Hein, „Werner Stauf der Monist“, Eine Geschichte aus dem Diesseits und Jenseits (Mich. Mühlmann, Halle a. S., M. 4.—). Wilh. Wiesebach, „Aheo“, Eine Erzählung (Paulinus-Druckerei, Trier, M. 1.80). Derselbe, „Gestalten“, Erzählungen (Ebenda, M. 1.20). Heinrich Zerkow, „Hans Heiners Fahrt ins Leben“, (Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M.-Glabbach, 40 Pfg.).

willen', genau dieselbe große Gefahr, wie die neue Forderung nach dem 'Inhalt'. Der 'Wilhelm Meister' besteht, weil ein großer Dichter ihn geschrieben hat, indessen Nicolais 'Leben und Meinungen des Herrn Sebalbus Nothanker', oder des Breslauer Rektors Schummel Roman 'Der kleine Voltaire' aus der Literatur in das Kuriositätenkabinett verwiesen sind, wobei es uns höchst gleichgültig ist, daß der eine Roman sich gegen die Pietisten, der andere gegen die Aufklärer wendet. Zweifellos haben derartige schriftstellerische Werke ihren Wert gehabt: fünf Jahre, zehn Jahre — je nachdem die Zustände dauerten, gegen die sie sich richteten. Wer damit zufrieden ist — nun wohl.

Die nachstehend behandelten Romane und Erzählungen sind nun alle Bekenntnisbücher, doch sind auch zwei darunter, bei denen literarische und unliterarische Absicht fast gänzlich ineinander aufgehen, es sind dies die Romane von Kurt Engelbrecht und M. Herbert. Engelbrechts Roman 'Wege und Umwege' ist, wie der Titel schon erraten läßt, zudem ein Entwicklungsbuch. Die ruhige Darstellung, die hohe ethische Grundstimmung nehmen schon von vornherein für ihn ein. Man merkt, daß ein reifer und ideal gesinnter Mann hinter ihr steht, der selbst durch schwere Schulen gegangen ist und nun auch wirklich etwas zu sagen hat. Er erzählt von drei Jünglingen, von denen einer früh stirbt; die anderen, Andreas und Egon schließen sich eng aneinander, verleben auch die Zeit der ersten Studien zusammen, bis das Leben sie räumlich trennt, ohne daß sie dadurch sich fremd würden. Andreas, der zuerst sich zum Künstler berufen fühlt, sattelt um und wird Theologe, Egon, der von vornherein sich als Theologe fühlte, wird zum Schluß Schriftsteller, nachdem die Schwäche seines Superintendenten und allerlei üble Erfahrungen in der Gemeinde ihm seinen Beruf verleidet haben. In diesem Schicksal Egons steckt sicher viel Selbsterlebtes, dieses Selbsterlebte macht den Autor auch vorübergehend blind für die Schwäche der Argumente seines Egon. Weit besser scheint mir der Andreas gestaltet zu sein, bei dem Engelbrecht nicht durch den Schleier des persönlichen Empfindens zu sehen brauchte. Sicher liegt der Wert des Romans aber nicht in diesen beiden Hauptfiguren, sondern darin, wie sie sich mit dem Leben, das sie erfahren, abfinden und auseinanderlegen. Bei dieser Gelegenheit fallen bekenntnisfreudige Worte über Literatur, Wissenschaft, Kunst, Moral und Ethik, und letzten Endes ist das Buch eine deutliche und nachdrückliche Absage an den herrschenden Zeitgeist und ein männliches Eintreten für die guten Ideale des Lebens. Nicht immer ist Absage und Bekenntnis in lebendige Darstellung umgesetzt, doch gibt es auch wieder Szenen und Erlebnisse wie die mit einem sogenannten Künstler, aus dessen vererblichen Händen Andreas ein Kind rettet, und mit einem Schriftsteller, der des Andreas eigene Schwester mit seinen Phrasen von Gewissensruhe und freier Liebe betört hat. Hier wirkt das Erlebte fruchtbringend und fördernd wenigstens auf Andreas ein, und lediglich darauf kommt es an: darzustellen, die Idee auswirken zu lassen. Auf jeden Fall verrät das Buch ein für einen Erstlingsroman nicht gewöhnliches Wollen; an dem Autor selbst wird es liegen, was er mit seinem starken und guten Empfinden, seiner gesunden und eindringlichen Schreibart und seinem lebhaften Gefühl für das Wertvolle des Lebens in Zukunft anfängt. Die Vorbedingungen sind da, welche gute Leistungen verheißen.

So ernst Engelbrecht es meint, so intensiv seine persönliche Empfindung vom Leben ist, so scheint es doch, als wenn bei ihm nun eine zähe Bervollkommnung der technischen Fähigkeiten, die das gefühlte Leben annähernd restlos wiedergeben, einsetzen müßte. Dasselbe könnte man von M. Herbert sagen, wenn es bei ihr,

die im sechsten Jahrzehnt ihres Lebens steht, nicht ein wenig deplaziert klinge. Ich gestehe offen, daß es mir immer leid tut zu sehen, wie eine so temperamentvolle Frau dieses Temperament in der Kunst nicht zeigen kann, wie sie alles höchst richtig und lobenswert sieht und sich trotzdem immer mit einer Romanskizze anstatt eines Romans begnügen muß. Ihr so frischer und jugendlicher Kampf gegen alles Faule und Halbe im Leben, ihre so feste Überzeugung, der ethische Hochstand ihrer Ansichten, ihr dem Höchsten zugewandter Blick — alle diese Vorzüge seien freudig anerkannt, nur macht das alles den Künstler noch nicht aus. Anstatt daß der Leser ergriffen wird, zeigt sie selbst Ergriffenheit, anstatt daß ihre Menschen elementar uns erschüttern, glaubt sie mit dem Pathos des Vortrags wirken zu können. Aber natürlich erscheint es schließlich doch zwecklos, hier oft Gesagtes noch einmal in anderer Fassung zu wiederholen; M. Herbert wird sich nie ändern und kann es auch wohl nicht, und ihr das Publikum, das zu ihr steht, zu verjagen — selbst wenn das in meiner Macht stünde — hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Man muß sich schon an das Gute halten, das sie ohne Zweifel hat, und im übrigen resignieren. In ihrem letzten Roman „Die Kinder der Kilian“ zeigt sich wieder einmal ihre leidenschaftliche Kämpfennatur. Ein alter Journalist — wirklich ein Latenapostel, wie man ihn unter den Journalisten häufiger finden sollte, — hat sein Leben lang im Dienste seiner religiösen Überzeugungen gewirkt, unter persönlichen Entbehrungen seiner Zeitung endlich das gesicherte Dasein erkämpft, und stolz sieht er die Saat keimen, die er ausgesät hat. Dabei ist er einer von jenen Doktrinären, die über das Nächste hinwegsehen, und so gestaltet sich im Schooße seiner eigenen Familie das Unheil und fällt ihm in den Rücken. Er meinte, seine Kinder brauchten nur auf ihn zu sehen, um gegen alle Stürme des Lebens gefeit zu sein; die modernen Ideen, die er so leidenschaftlich bekämpft, so meint er, dürften auch seinen Kindern nicht nahen. Und er erkennt zu spät, daß diese Kinder sich in der Zeit, in der sie leben, nun auch bewähren sollen; anstatt sie nun für diesen Kampf zu erziehen, sucht er sie von ihm fernzuhalten. Das aber vermag er schließlich doch nicht: sein ältester Sohn wird Schauspieler, stirbt jung und berühmt, die Tochter (zweifelloos die lebendigste und überzeugendste Figur des Romans) will ebenfalls zur Bühne; als man ihr den Weg abschneidet, wirft sich ihr gestauter Lebenshunger auf die Liebe zu einem jungen Bildhauer, der es seiner Kunst schuldig zu sein glaubt, daß er das Mädchen verläßt. Sie sucht und findet den Tod. Auch der letzte Sohn geht zunächst andere Wege, gerät in den Bann einer Kokette, lehnt es ab, seines Vaters Erbe anzutreten, und will als freier Schriftsteller leben, gelangt jedoch schließlich zur Erkenntnis und wird seinem Vater ein würdiger Nachfolger. Eine Frau findet er in der Jugendgeliebten seines Bruders, die, um als Sängerin vorwärts zu kommen, auch einmal ihre Unschuld preisgegeben hat, schließlich aber, angeekelt, das reinere und stillere Leben erwählt. Stofflich, wie man sieht, eine höchst interessante Arbeit, und zudem ist sie ganz erfüllt von den persönlichen Bekenntnissen der Verfasserin.

Keine Tendenz ist der Roman „Werner Stauf der Monist“, von Gustav Hein, einem Autor, der dem Keplerbund nahestehen soll. Ein Roman gegen den Monismus, geschrieben von einem überzeugten (protestantischen) Christen. Gewiß eine löbliche Arbeit, und da der Verfasser nicht den Ehrgeiz hat, ein Dichter zu sein, so bliebe lediglich übrig zu untersuchen, ob er seine Absicht überzeugend durchgeführt hat. Recht gut war es, daß Hein seinen monistischen Helden, der das „Weltwunder“ geschrieben hat, persönlich als rein, edel und hochstrebend darstellt.



Er versucht die Nichtigkeit des Monismus lediglich dadurch zu beweisen, daß er die Folgen auf die schwachen Menschen zeigt. Und das geschieht nun mit großer Unerbittlichkeit. Das Buch Werner Stauf's hat eine ungeheure Wirkung, es wird nicht nur in Hunderttausenden von Exemplaren gekauft und gelesen, sondern es wirkt auch wie ein gefährliches Gift. Es zerstört Familienglück und vernichtet Menschenleben. Man kann auch nicht sagen, daß der Verfasser übertreibt — die üblen Wirkungen einer monistischen Weltanschauung sind offenbar. Und da der Verfasser des verderblichen Buches eben ein durchaus edler und reiner Mensch ist, haben die Wirkungen, die er von seiner Lehre ausgehen sieht, für ihn etwas im höchsten Grade Erschütterndes. Inmitten seines Erstaunens trifft ihn (ein wenig theatermäßig) der Dolchstoß eines Mädchens, das durch ihn den Geliebten verloren hat, und Werner Stauf erwacht in der Ewigkeit wieder. In einer starken Szene, die, mobilisiert, an Dante erinnert, zeigt ihm ‚Veritas‘ die Laminen der Wirkungen seiner Arbeit, bis dem gänzlich Zerknirschten die Gnade von oben zuteil wird. (Interessant ist diese fegefeuerliche Läuterung sicher im Buche eines Protestanten!) Es fragt sich nun: Wird der Roman eine solche Wirkung haben, wie sein Verfasser sie erwünscht? So gut seine Absicht ist, glaube ich doch, daß es besser gewesen wäre, in der Darstellung weniger Kraß zu sein. Es ist mir zuviel Pathos in dem Buch, ein Pathos, das dem Verfasser sicher aus tiefstem Empfinden kam, das der Leser aber als künstlich empfinden muß. Es ist so, als wenn ein Schauspieler durch große Gesten und rollende Tiraden wirken will, wo es ihm an Gestaltungskraft mangelt. Und so gewiß ‚Werner Stauf, der Monist‘ literarisch nicht gewertet werden will, so gewiß ist es, daß ein größeres literarisches Talent den Stoff überzeugender und wirksamer behandelt hätte. Nichtsdestoweniger wird manch ein Seelsorger das Buch gern an gefährdete, nicht allzu anspruchsvolle Männer mit Nutzen ausleihen.

W. W i e s e b a c h, ein junger Autor, der zum erstenmal sich einem größeren Publikum vorstellt, bekennt sich von vornherein freudig und stolz zu seinem katholischen Glauben, und wie alles beherzte Eintreten für seine Überzeugung Achtung abnötigt, so auch hier. Eine Erzählung ‚Theo‘ schildert einen jungen, vaterlosen Menschen, dem sich vermöge seines guten Charakters, seines Fleißes und seiner musikalischen Fähigkeiten ein vornehmes Haus öffnet. Je mehr ihn die schöngeistige Dame des Hauses protegiert, desto peinlicher empfindet der Jüngling den (äußerlichen) Abstand zwischen dieser Frau und seiner braven, kleinbürgerlichen Mutter. Der Hausherr mit seinem rationalistischen Christuswerk bleibt ebensowenig ohne Einfluß auf ihn, wie seines Sohnes snobistische Allüren. Das ihm durch seine Gönner ermöglichte Studium, der Verkehr in dem feudalen Korps, gewisse großstädtische blendende Religionsurrogate — alles das hat seine Wirkung. Und erst allmählich und langsam, durch schwere persönliche Erfahrungen bestimmt, kehrt er von seinen Irrwegen zurück. Es ist eine gewisse sympathische draußgängerische Art der Darstellung in dieser Erzählung, die von einem rechten Schriftstellertalent zeugt. Daß der Autor noch zu viel mit krassen Mitteln arbeitet und in der Ökonomie des Aufbaues noch nicht recht bewandert ist, nun, das nimmt bei seiner Jugend nicht wunder. Verheißungen für künftige gute Leistungen sind sicher vorhanden, und so darf man abwarten, wie W. Wiesebach sich in der Zukunft entwickelt. Die Tendenzen seiner Erzählung finden sich auch in einem andern Bändchen von ihm, das sich ‚G e s t a l t e n‘ betitelt. Gestalten kommen in den vier Erzählungen nun freilich nicht vor, das eigentlich Schöpferische fehlt auch

hier, und die Beschreibung von Dingen, Menschen und Zuständen herrscht noch durchaus. Doch herrscht auch das echte Jugendfeuer wie in ‚Theo‘, und das ist schon immerhin etwas.

Nüancierter und eigenwilliger zeigt sich das Talent Heinrich Zerkaus, der in der Studentenbibliothek des Sekretariats für soziale Studentensarbeit ein hübsches Geschichtchen veröffentlicht hat: ‚Hans Heiners Fahrt ins Leben‘. Es ist hier wirklich so etwas wie ein moderner Eichendorffscher Langes nichts, nur daß der Zerkaulensche durch die Not des Lebens, die er auf seiner so frisch und frühlingmäßig begonnenen Wanderfahrt sieht, es schließlich verachtet, sich poetischen Stimmungen hinzugeben, wo ringsum noch so viel zu tun ist. Die Wendung wird löblicherweise nicht erzwungen, sondern kommt ganz natürlich; der frische Bursch wird auch nicht gewaltsam in eine seiner Jugend natürlich fremde Ernsthaftigkeit hineingezwungen. Die Sonne und heitere Lebendigkeit wird er auch in seiner sozialen Arbeit bewahren, und hierin liegt das wirklich Erfreuliche des Büchleins.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

Georg Kardinal Ropp †. Binnen weniger Monate hat das Kardinalskolleg zwei seiner hervorragendsten Mitglieder durch den Tod verloren: Rampolla del Tindaro und Ropp. Was beide heraus hob aus der Zahl der übrigen Purpurträger, war, daß der langjährige Staatssekretär Leos XIII. und der Fürstbischof von Breslau nicht nur hervorragende Kirchenfürsten waren, sondern auch Staatsmänner von solch weitreichendem Einfluß und tiefgreifender Wirksamkeit, daß ihnen eine über ihre Zeit hinausragende Bedeutung zukommt. Es wäre verlockend, im einzelnen diese beiden hervorragenden Persönlichkeiten zu vergleichen, aufzuzeigen, was sie verwandt erscheinen läßt, und was sie scheidet nach Herkunft, Laufbahn, Wirkungskreis und Stellungnahme zu den Fragen der Kirchenpolitik und der europäischen Politik der letzten Jahrzehnte. Nur eines, was beiden gemeinsam ist und für die Beurteilung ihres Charakters besonders bedeutsam erscheint, sei hervorgehoben: Wenn von einem Diplomaten im geistlichen Gewand die Rede ist, so taucht fast unwillkürlich die Vorstellung auf, daß das Vorwiegen politischer Interessen den geistlichen Charakter der Persönlichkeiten habe in den Hintergrund treten lassen, daß bei ihnen nur das Kleid an ihren klerikalen Stand erinnere; nicht grundlos erscheint diese Vorstellung, wenn man an die großen Staatsmänner Frankreichs denkt, die den Kardinalspurpur getragen haben, oder wenn man sich erinnert an so manche Mitglieder der hohen Prälaten, wie sie bis weit ins 19. Jahrhundert hinein im Kirchenstaat zu finden waren. Wer beide Kardinalen gekannt hat, weiß,

daß solches von ihnen zu vermuten ein Unrecht wäre. Mit Recht ward kürzlich in dieser Zeitschrift der tiefe Eindruck ungeheuchelter Frömmigkeit geschildert, den wohl jeder empfangen, der Rampolla del Tindaro bei einer großen Funktion in St. Peter zu beobachten Gelegenheit hatte. Bei Kardinal Ropp, der länger als ein Vierteljahrhundert kraftvoll den Hirtenstab eines der größten Bistümer der katholischen Welt führte, trat naturgemäß seine tiefe Religiosität noch offenkundiger zutage: unvergeßlich wird es jedem sein, mit welcher innern Sammlung und tiefen Andacht er das Messopfer feierte und seines bischöflichen Amtes bei Firmungen und Kirchenkonsekrationen waltete. Seine Ansprachen bei diesen Gelegenheiten und seine Hirtenbriefe, die er selbst sorgfältig ausarbeitete, verfehlten den Eindruck auf die Herzen nicht, weil sie von Herzen kamen und seine aufrichtige Frömmigkeit und warme religiöse Überzeugung sich in ihnen offenbarte. Erstaunlich reich und umfassend ist seine Wirksamkeit gewesen, die er auf rein religiösem Gebiet als wahrhaft guter Hirt seiner Diözese entfaltet hat. Hunderte von Kirchenbauten, die Begründung zahlreicher neuer Seelsorgstellen, namentlich im ober-schlesischen Industriebezirk, wo neue Städte und Dörfer mit amerikanischer Schnelle aus dem Boden wuchsen, und in der ausgedehnten Diaspora von Pommern und Brandenburg zeugen laut von seiner Hirtenfürsorge; seine besondere Aufmerksamkeit widmete er der Schaffung von Stätten zur Heranbildung eines tüchtigen Klerus; Knabenkonvikte und das große theologische Konvikt wurden durch ihn geschaffen. Raftlos durchheilte er den weitesten Bistumssprengel, um zu firmen, Kirchen zu weihen, Visitationen zu halten.

Die großartige kirchenpolitische Tätigkeit des verewigten Kardinals begann, als er, seit 1881 Bischof von Fulda, 1884 in den Staatsrat, 1886 ins preußische Herrenhaus berufen worden war. Diese ungewöhnlichen Ehrungen waren erfolgt, weil Bismarck erkannt hatte, daß nach dem Mißerfolg der Kampfgesetzgebung gegen die Kirche und aus Erfordernissen der innerpolitischen Situation die Anbahnung eines friedlichen Verhältnisses zur Kirche ein Gebot der Notwendigkeit sei, und daß der Fuldaer Bischof der rechte Mann sei, bei der Durchführung dieses schwierigen Werkes mitzuwirken. Schon heut ist es außer Zweifel und die Eröffnung der Archive wird das Urteil bestätigen, daß größtenteils dem staatsmännischen Geschick und der besonnenen Klugheit des Bischofs Kopp die Herbeiführung eines *modus vivendi* zwischen Staat und Kirche zu danken ist. Seine Vermittlungstätigkeit, die in vielen Punkten andere Wege einschlug als Windthorst und das Zentrum, ist damals auch von seiten seiner Glaubensgenossen verschiedentlich herb kritisiert worden; es hat an harten Vorwürfen, als ob er ohne hinreichenden Grund in seinem Entgegenkommen zu weit gegangen sei, nicht gefehlt; sogar das schlimme Wort vom Staatsbischof ist gegen ihn gebraucht worden; und auch in Nachrufen auf den nunmehr Verewigten ist die Behauptung gewagt worden, daß Windthorsts Überzeugung, daß für die kirchliche Freiheit sich hätte mehr erzielen lassen, als die zutreffende angesehen werden müsse. Demgegenüber sei auf die Worte verwiesen, in denen Kardinal Kopp selbst seinen Gegensatz zur Windthorst'schen Taktik und die Gründe für sein Vorgehen knapp und präzis formuliert hat: sie finden sich in einem Memoire vom 21. März 1887, das für Galimberti bestimmt war, der in diesen Tagen, da gerade die Herrenhauskommission über die Kopp'schen Amendements zu dem von Bismarck vorgelegten kirchenpolitischen Gesetzentwurfe beriet, als Vertreter

des Papstes in Berlin weilte, um die Glückwünsche desselben zum 90. Geburtstag des Kaisers zu überbringen. In diesem Memoire\* spricht Kopp von dem Verbandsbund, zu dem außer ihm selbst Galimberti, Schölzer und Montel gehörten, und von dem Windthorst sich einbilde, daß er preußischen Ansprüchen zuviel nachgebe und den hl. Vater täusche. Dann fährt er fort: „Die Taktik des Herrn Windthorst ist: Alles oder nichts. Er will von allen Wegen des Vergleichs und von Teilkonzessionen nichts wissen. Aber er hat mir niemals gesagt, was ihm die Hoffnung gibt, alles auf einmal zu erreichen. Wir alle haben das gleiche Ziel, die völlige Beseitigung der ungerechten Gesetze gegen die Kirche, und dieses Ziel werden wir nie aus den Augen verlieren.“ Um die Differenzen, die sich hier bemerkbar machten, richtig einzuschätzen, wird man übrigens wohl beachten müssen, daß naturgemäß der Gesichtspunkt, von dem aus der Bischof sich um die Beilegung des Kulturkampfes bemühte, ein anderer war als der einer politischen Partei, die natürlich die Rücksichten der parlamentarischen Taktik nicht aus dem Auge lassen durfte. Dem Bischof von Fulda hatte sein Amt Gelegenheit gegeben, die Verwüstungen zu sehen, welche der Kulturkampf angerichtet, mit Besorgnis mußte er in die Zukunft schauen, wenn er überdachte, wie der Ruin des kirchlichen Lebens immer weiter um sich greifen, immer gefährlicher werden mußte, wenn die Unterbindung der geordneten Seelsorge noch weiter andauerte. Mag es ihm da nicht als dringende Hirtenpflicht erschienen sein, im Einvernehmen mit Leo XIII. Entgegenkommen, weites Entgegenkommen zu üben, um nur den ihm anvertrauten

\* Avvertimenti e consigli all'Inviato straordinario. La tattica di Windthorst bei Crispolto Crispolti e Guido Aureli, La Politica di Leone XIII di Luigi Galimberti a Mariano Rampolla su documenti inediti (Roma 1912) p. 339.

Katholiken die Wohltat geregelter Seelsorge wieder zu verschaffen und sie vor drohender Gleichgültigkeit und Entfremdung zu bewahren?

Die großen Erfolge bei der Beilegung des Kulturkampfes, die hohe Wertschätzung seiner Persönlichkeit, die er allen abgenötigt, die bei den schwierigen Verhandlungen ihn kennen gelernt hatten, bahnten dem Bischof von Fulda nicht nur den Weg auf den Breslauer fürstbischöflichen Stuhl, sie begründeten auch das ganz ungewöhnliche Ansehen und den außerordentlichen Einfluß, deren er sich fürder erfreute. Oft genug boten die folgenden Jahrzehnte ihm Gelegenheit, diesen seinen Einfluß erfolgreich in die Waagschale zu werfen zugunsten des katholischen Volksteils, oder um Störungen im Verhältnis zwischen Staat und Kirche hintanzuhalten. Allezeit ist er ein überzeugter Freund und Verteidiger des religiösen Friedens gewesen, und mehrfach nahm er bei feierlicher Gelegenheit Anlaß, als sein kirchenpolitisches Programm die *concordia sacerdotii et imperii* zu bekennen, deren Erhaltung und Vertiefung all seine Kräfte gewidmet seien. Seine hohe staatsmännische Begabung und diplomatische Geschicklichkeit sicherten ihm eine gewichtige Stimme, auch wenn es sich nicht um Fragen kirchenpolitischer Natur handelte; erinnert sei etwa an seine Teilnahme an der internationalen Konferenz für Arbeiterschutz, der Konferenz zur Reform des höheren Unterrichts in Preußen und der Kommission für Regelung des höheren Mädchenschulwesens. Da ein erheblicher Teil seines Bistums Sprengels auf österreichischem Gebiet lag, war er bald berufen, auch im österreichischen Kaiserstaat eine hervorragende Rolle zu spielen: wie bei den preussischen Bischofskonferenzen so war auch bei den österreichischen seine Stellungnahme von schwerwiegender, oft entscheidender Bedeutung; als Landeshauptmann-Stellvertreter hat er lange Jahre die Verhandlungen im Landtag von Osterreich=

Schlesien geleitet; und wenn diesem Parlament die unerquicklichen Kämpfe erspart blieben, die den Parlamenten anderer österreichischer Kronländer eine traurige Berühmtheit verschafften, so hat es dies der überragenden Persönlichkeit des verbliebenen Kirchenfürsten zu danken. Persönlich geehrt und hochgeschätzt von den Monarchen der beiden verbündeten Kaiserreiche, in denen zu wirken er kraft seines Amtes berufen war, konnte er gelegentlich auch in Fragen rein politischer Art eine vermittelnde, Mißverständnisse und Verstimmungen geschickt aus dem Wege räumende Tätigkeit entfalten.

Die Translation auf den bischöflichen Stuhl von Breslau gab dem Kirchenfürsten, der aus Kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte, die Verfügung über die fürstlichen Einkünfte aus dem in Österreich liegenden reichen Grundbesitz, der als Rest des Fürstentums Meißens Grottkau den Breslauer Bischöfen geblieben ist, über das diese einst als Landesfürsten geboten. Diese Einkünfte gaben ihm, der persönlich stets einfach und anspruchslos blieb, die Möglichkeit, mit fürstlichem Glanz aufzutreten, wenn der Anlaß gegeben war, und mit freigebiger Hand für kirchliche und wohltätige Zwecke der verschiedensten Art reiche Summen zur Verfügung zu stellen. Eines der schönsten Ruhmesblätter aber in seinem vielseitigen Wirken wird es bleiben, daß er mit fürstlicher Munifizenz sich um die Förderung von Kunst und Wissenschaft verdient gemacht hat. Sein besonderes Interesse galt der Erforschung der Geschichte Schlesiens, das ihm zur zweiten Heimat geworden war; er betätigte es durch opferwillige und verständnisvolle Förderung der Vereine, die ihre Aufgabe in der Erforschung der Vergangenheit Schlesiens sehen, vor allem aber durch die Begründung des Diözesanarchivs und Diözesanmuseums, denen er ein prächtiges Heim erbaute, in dem nun die reichen Schätze an Urkunden und Kunstwerken aus kirchlichem Besitz geborgen

und der Forschung bequem zugänglich sind. Gelehrte wie Wilpert, dessen unvergängliche Leistung das monumentale Werk über die Malereien der Katakomben Roms ist, und Ludwig von Pastor, der Geschichtsdreier der Päpste, erfreuten sich seiner tätigen Förderung und persönlichen Freundschaft. Wie er vor allem vor einigen Jahren die Ausstellung von Werken schlesischer Goldschmiedekunst ermöglicht, so dankte ihm noch im Vorjahr die Stadt Breslau seine Verdienste um die große Jahrhundertausstellung zur Erinnerung an das Jahr 1813 durch Erteilung des Ehrenbürgerbriefes. Auch das große Unternehmen der Herausgabe der Papsturkunden bis zum Regierungsantritt Innozenz' III. (1198) wurde grotenteils durch seine finanzielle Opferwilligkeit ermöglicht, so daß die Göttinger Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Ehrenmitgliede erklor. Nicht an letzter Stelle verdient es Erwähnung, wie sehr ihm die gründliche wissenschaftliche Schulung des heranwachsenden Klerus am Herzen lag, und wie die katholisch-theologischen Fakultäten, denen es wie früher so auch in den letzten Jahrzehnten nie an Feinden von rechts und links gefehlt hat, an ihm stets einen verständnisvollen Freund und Förderer und, wo es nottat, energischen Verteidiger und Schützer fanden. Noch ist es unvergessen, wie er vor drei Jahren in den Tagen des Streites um den Modernisteneid die Fakultäten aus einer schwierigen Lage rettete und gegenüber den Tendenzen, sie aufzuheben, im preußischen Herrenhaus nachdrücklich erklärte: „Die katholischen Mitbürger sehen in den katholisch-theologischen Fakultäten das Wahrzeichen der paritätischen Behandlung der hohen Staatsbehörde.“

Wie bei der Beilegung des Kulturkampfes die Wege, die der verstorbene Kirchenfürst einschlug, sich nicht mit denen der Zentrumsparlei in allem deckten, so wich auch bekanntlich seine Stellungnahme in verschiedenen wichtigen Fragen, welche die deutschen Katholiken in den

letzten Jahren bewegten, von der Auffassung der Mehrheit der Zentrumsfraktion und der deutschen Katholiken ab; es braucht nur daran erinnert zu werden, daß er den katholischen Fachabteilungen vor den christlichen Gewerkschaften den Vorzug gab und letzteren gegenüber seine Bedenken und Abneigung nicht verhehlte; und damit hängt es auch zusammen, daß der Volksverein für das katholische Deutschland in seiner Diözese nicht seine volle Wirksamkeit entfalten konnte. Es wäre heute, da kaum die Gruft sich über dem verewigten Kardinal geschlossen hat, verfrüht und nicht recht passend, den Beweggründen, die seine Haltung veranlaßt haben, im einzelnen nachzugehen und eine Erklärung zu versuchen. Nur eines dürfte nicht überflüssig sein zu bemerken: es wäre ebenso töricht wie haltlos, ihn dieserhalb für all die teilweise recht sonderbaren Anschauungen und Bestrebungen jener kleinen aber rührigen Kreise in Anspruch zu nehmen, welche die Zentrumspreffe als „Quertreiber“ zusammenzufassen und zu kennzeichnen sich gewöhnt hat. Einzelne Briefstellen und impulsive Äußerungen, deren Veranlassung und Zusammenhang nicht hinlänglich bekannt ist, sind dafür keine zureichenden Beweise. Sein ganzes Wirken aber, das gerade dadurch charakterisiert ist, daß er stets klug das Mögliche und Erreichbare erstrebte, sowie seine konziliante Persönlichkeit bezeugen klar genug, daß sein Platz nicht an der Seite derer war, deren vorstehendstes Merkmal Maßlosigkeit und Übertreibungen sind.

Mehrmals im Laufe der letzten Jahre drohten sich die Todes Schatten auf sein Haupt niederzusenken. Und doch kam sein Tod unerwartet, denn immer wieder hatte seine gewaltige Willensenergie den Ansturm der Krankheiten überwunden. Nun ist er doch hinübergegangen und unweit von seinem großen Vorgänger, dem Kardinal Diepenbrock, hat man ihn in seiner Domkirche zur Ruhe bestattet.

\*\*\*

## Literatur

**Frederi Mistral, der Feliber** († 25. März 1914.) In der Einleitung meines längeren Festartikels zu Mistrals 80. Geburtstag (Hochland, Septemberheft 1910) wies ich hin auf den Besuch, den ich nach dem fünfzigjährigen Jubelfeste des Felibertums (1904) dem Dichter in Maillane abstattete und erinnerte an die beim Abschied gesprochenen Worte:

„Mistral“, so schrieb ich, „stand da, schlank wie immer. Neben ihm seine Gattin, mit der rechten Hand seine linke umfassend. Ich sprach die üblichen Höflichkeitsworte, die mir aber aus ergreifender Seele kamen. Denn ich sagte mir: Die Provence ist weit. Der herrliche Mensch, von dem du scheiden sollst, steht Mitte der Siebziger. Wer weiß, ob . . . Meine Stimme zitterte. „Leben Sie wohl! Sparen Sie sich gesund!“ Er aber: „O, wenn man der Kreuze schon soviel auf dem Rücken trägt! Und schließlich, was verschlägt's?“ Und er hob die Achsel und lächelte; plötzlich gealtert und müde. „Wie kannst du nur so reden!“ flehte seine Gattin, blickte ihn bekümmert an und schloß ihre Hand fester um die seine. „Du ja,“ tröstete er und schaute ihr heiter ins Auge, „warum nicht! Mein Vater ist 84 geworden. Da werde ich es auch so weit bringen. Auf fröhliches Wiedersehen!“ Damit schwang er kräftig den breiten Hut und wies mit zuversichtlichem Lachen auf den Weg nach Sant-Roumié. Dieses Lachen, diese Worte, heute tönen sie mir bedeutungsvoll aus der Erinnerung herauf. Der ganze Mann spricht daraus mit seinem stolzen Glauben, mit seiner schicksals-sicheren Geduld . . .

Und so hat er denn auch in jenen Abschiedsworten, unbewußt, gehoben von dem nieversagenden Glauben an seinen Stern, der Allbezwingerin Zeit für seinen Erdenwandel gewissermaßen ein Ziel gesetzt. Er ist auch da Sieger geblieben.

Heute muß ich hinzufügen: Nun kam Hochland XI. 8.

er einen Fußbreit vor der sich selbst gesteckten Schranke zu Fall. Denn am 25. März 1914 ist Frederi Mistral, nicht ganz 84 Jahre alt, sanft hinübergeschlummert.

Mit Mistral verschwindet ein großer Künstler, und ein noch größerer Mensch, der sein Leben als sein größtes Kunstwerk hinterließ.

Seine Kunst und sein Leben: beide verließen im Zeichen der Heimat, unter dem Sonnenauge der Provence, und dadurch liebte er seinem Leben und Wirken die wunderbare Einheit, vor der jeder Einwurf verstummen muß.

Der Nichtprovenzale, vor allem der Deutsche, sucht an erster Stelle den Dichter.

Mistral ist wirklich ein großer Dichter, d. h. ein Gestalter des Lebens und des Wortes. „Miréio“, „Calendau“, „Nerto“, „Das Rhoneliéd“ sind, jedes in seiner Art, Glanzleistungen der Epik. Bei „Miréio“ und „Calendau“ haben Homer und Virgil Pate gestanden. „Miréio“ begründete Mistrals Ruhm. „Calendau“ bleibt die stärkste Probe, an der sich Mistrals epischer Genius bewährt hat, zugleich der bereichendste Dolmetsch seiner sittlichen Jünglingskraft. Kaum ein andres Volk Europas dürfte Bücher aufzuweisen haben, in denen seine Eigenart in Natur, Geschichte und Volksleben so künstlerisch gestaltet und verklärt ward als in diesen neuprovenzalischen Dichtungen, die wirkliche Epen sind.

Ihnen schließt sich an „Nerto“, eine reizende Legende, mittelalterlich nach Inhalt und Ton, voll jungfräulichen Reizes, groß durch dieselbe Liebe zur Heimat, durch dasselbe Vertrauen auf Gott.

Das „Rhoneliéd“ bleibt Mistrals leichtestes und modernstes Werk, in der seltsamen Mischung von Romantik und Realistik in der raffinierten Kunst des Verses, der, von einem eigenen Rhythmus getragen, die Hilfe des Reimes verachten darf.

Der Heimatgedanke, der Mistrals

epische Dichtungen erfüllt, durchbringt auch seine Lyrik. Reich ist die von ihm veröffentlichte lyrische Ernte nicht. Sie umfaßt nur die beiden Sammlungen: 'Goldinseln' und die jüngst veröffentlichte 'Olivenernte'. Die eigentlichen Liebeslieder lassen sich an den Fingern einer Hand herzählen! Kein Wunder! Was bedeutet Liebesleid und Liebeslust des einzelnen neben den Wünschen und der Not des Vaterlands! Dann und wann folgt ein Dichtergruß an Lebende oder Tote; häufiger schon kleine humoristische Bilder aus dem Volksleben, oder Romanzen und Balladen aus altprovenzalischen Tagen; ganz besonders aber Gelegenheitsgedichte aus dem Leben der Gegenwart und für die Bestrebungen der provenzalischen Zukunft. In dieser sozusagen innerpolitischen Dichtung erhebt sich Mistrals Lyrik zum hohen Schwung der Begeisterung, zum höchsten Ausdruck der Kraft. In ihnen hinterließ er der Heimat ein kostbares bürgerliches Vermächtnis.

Seines Alters köstlichste Dichtergabe sind die Lebenserinnerungen: 'Memorie Raconte' (1906). Die Auseinanderfaltung seines menschlichen und künstlerischen Werdegangs aus der Idylle des Vaterhofs bis hinauf zur Mittagshöhe des Daseins. Neben 'Miréio' werden diese Jugenderinnerungen wohl Mistrals gelesenstes Werk bleiben, denn aus ihnen redet wieder ein großer Dichter und ein Meister der Prosa.

So wird dem Dichter Mistral stets die Richtung gewiesen durch den Provenzalen. Seine Werke büßen dabei manches an Tiefe und allgemeinemenschlicher Bedeutung ein. Es wird ihnen vor allem erschwert die breite Wirkung und der rasche Erfolg.

Mistral zwang sich trotzdem zu dieser Beschränkung, und zwar mit Bewußtsein, denn die Dichtung war ihm zeitlebens nur das edelste Werkzeug im Dienste des Heimatgedankens.

Schon dem Zwanzigjährigen schwebte

als Ideal vor die geistige und, wenn möglich, politische Wiedergeburt der provenzalischen Nation. Diese Wiedergeburt ließ sich nur erreichen durch die Belebung der Vergangenheit, durch die Verklärung der Gegenwart, durch die Stärkung des Heimatgefühls. Den stärksten Hebel dazu erkannte auch Mistral in der Pflege der Heimatsprache. In dieser Absicht entsagte der Jüngling, nach den Universitätsstudien, jeder andern Laufbahn und ward ein provenzalischer Dichter.

Zu diesem Zwecke gründete er 1854, im Verein mit Roumanille, Aubanel und vier andern Freunden, den sog. 'Feliberbund', der anfangs ausschließlich sprachliche Ziele verfolgte.

In dieser Hoffnung förderte er zeitlebens in dem einen Großfrankreich die Dezentralisationsbestrebungen, die den alten Provinzen größere Selbständigkeit zurückerobern wollen.

Von demselben Wunsche befeelt, trug er in seinem großen Wörterbuch 'Jort des Felibertums', mit zwanzigjähriger Anstrengung den Wortschatz der Heimatsprache zusammen und schenkte im Volksmuseum von Arles seinen Landsleuten das nationale Familienhaus, aus dessen Räumen ihm die Seele der Heimat vielleicht noch eindringlicher zu Herzen spricht als aus den schwarzgesprenkelten Seiten der Bücher.

Aus derselben Überzeugung heraus wollte er seinem Volk auch die provenzalische Bibel hinterlassen, damit es das Wort, das es als göttlich empfand und glaubte, mit um so größerer Inbrunst und um so tieferem Verständnis in sich aufnähme.

Und zu dem allem, was er so dichtete und predigte, erstrebte und erkämpfte, wollte er selbst das Beispiel geben. Daher gründete er sich sein Heim inmitten der Heimatfluren. Daher wollte er unter seinem Volke leben, wirken und sterben.

Und so hat er die wunderbare Einheit seines Lebens mit kunstvoller Hand gerundet und ist der Große geworden,



als den ihn die Provence, Frankreich und die Welt liebten und bewunderten, als der er im Tode noch zu seinem Volke redet: Frederi Mistral, der Feliber.

Der zielbewußte Geist der Ordnung, der ihn sein Leben lang auszeichnete und ihm die Stunden doppelt ertragskräftig gestaltete, trieb ihn auch, die Ausstattung seiner letzten Ruhestätte nicht dem Zufall zu überlassen. Und auch da verleugnete sich nicht das Schönheitsgefühl des Künstlers.

Auf dem Friedhof von Maillane, über dem Grabe der Eltern, hat er sich das reizende Rundtempelchen errichten lassen, in dessen Schatten er nun, gleich dem Schnecklein, untergetaucht ist.

Die weiße Kuppel dieses Grabes über-schimmert die Flur von Maillane mit dem Widerschein des großen Lebens, das unter ihr von seiner reichen Erdenreise ausruht.

Tritt man aber an die Gittertüre heran und beugt sich über die Grab-schrift, so leuchten einem in Gold die Worte entgegen:

„Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo et Provinciae nostrae da gloriam.“

So gibt noch im Grabe, aus dem Schweigen des Todes, Gott und seiner Provence allein die Ehre — Frederi Mistral, der Feliber.

Nikolaus Welter.

## Theater

**Berliner Theater.** Als vor ein paar Jahren Reinhardt in den Kammer-spielen das Stück eines Herrn Sternhelm, ich glaube, es hieß ‚Die Hose‘, spielte, sagte man vor der Aufführung in eingeweihten Kreisen, es handle sich in dem Fall um die Arbeit eines reichen Münchener Dilettanten, der die ganzen Kosten der Aufführung bestreite, und man fand es einigermaßen befremdend, daß ein Mann wie Reinhardt sich auf derartige Experimente einlasse. Wie weit diese Behauptungen zutreffen, wissen wir nicht. Tat-

sache ist, daß Herr Sternhelm heute nicht mehr nötig hat, mit seinem Portemonnaie an die Türe des Direktionszimmers zu klopfen; denn er ist inzwischen ein Modeautor geworden, der ausverkauft Häuser macht. Sein Stück ‚Der Snob‘ ist der Schlager der Saison. Das und die teils alarmierenden Gerüchte anerkennender und ablehnender Art bewogen mich, den neuen Theaterschriftsteller nun auch kennen lernen zu wollen, und so sah ich als erstes sein drittes Stück, den ‚Snob‘ das zugleich technisch auch sein bestes ist. Der Eindruck, den man während dieser Aufführung hatte, war eigentümlicher Art: Obgleich das Publikum unter dem Drucke des glänzenden Spiels der Herren Bassermann und Arnold über einen Teil der Wiße lachte, hatte man doch die Empfindung, daß seine bessere Hälfte es teils befremdet, teils empört ablehnte, nämlich dort, wo von der scheinbaren Harmlosigkeit die Maske gezogen wurde und das Schalks-gesicht sich zur boshaften Grimasse verzerrte. Nur begriff man nicht, daß es nicht zur lauten demonstrativen Ablehnung kam an den Stellen, da sich diese angeblichen Scherze bis zur seelischen Schamlosigkeit steigern, und daß man den Autor bei der Premiere nicht derartig niederpiffte, daß er es kein zweitesmal wagen würde, vor die Rampe zu treten. Es ist bezeichnend für den heutigen Stand der deutschen Theater (wir gebrauchen das Wort ‚deutsch‘ durchaus nicht im bierteutonischen Sinne), daß das Publikum derartige Darbietungen vom kassenlüsternen Direktor über sich ergehen lassen muß, und bezeichnend für seine mehr und mehr fortschreitende geistige Unsicherheit, daß es derartige Vorführungen ohne laute Auf-lehnung hinnimmt. Man merkt, es ist schwankend geworden, den geistigen und sittlichen Werten gegenüber unter dem Einfluß einer Kritik, die von Leuten geschrieben wird, denen nach Abstammung und Erziehung der Maßstab für diese Dinge fehlt, der gesunde Instinkt, ganz abge-

sehen von irgendeiner religiösen Normierung, von geistigen Nihilisten, unter deren Berührung alles zerbröckelt, die alles desorganisieren, weil sie die Dinge mit schief eingestelltem Wistler sehen und in deren Innern als einzige Lebensfeder der unfruchtbare Egoismus — nicht der positive — wie eine alles verzehrende Kreuzspinne lauert.

Man soll den Werken der Kunst gegenüber mit der Bezeichnung „jüdisch“ vorsichtig sein. Hier aber ist dieses Wort am Platze. Wenn je ein Machwerk diesen Namen verdiente, so der „Snob“ des Herrn Sternheim. Und das „Jüdische“ ruht bei ihm in der falschen Einstellung der Töne, der schiefen Zeichnung. Es werden darunter Dinge zur Karikatur, die keine Karikatur sein sollen, es werden ernste Züge eingemischt, wo gelacht werden müßte, und so steigert sich die sittliche Dissonanz zuweilen ins Empörende. Wie der Jude, der sich noch nicht wie die edleren unter ihnen europäisiert, entjudaisiert hat, selbst für das Kunstwerk nur als komische, höchstens als tragikomische Figur zu verwenden ist — Hebbel hat zwar entgegen Shakespeare das Tragische versucht; wir empfinden seine Judith aber nicht als echt tragische Heldin —, so tritt er aus diesen psychischen Vorbedingungen heraus an die Stoffe und Werte heran und entstellt und verschiebt sie, sieht ihre Grenzen nicht. So ist bei diesem Stück allein der Titel irreführend. Es handelt sich in ihm gar nicht um einen Snob, d. h. um einen Modegecken, ja nicht einmal um den reinen Typus des Progenparvenu. Es handelt sich um einen tüchtigen, redlich strebenden Mann, dem es im Verhältnis zu seiner Intelligenz lächerlich schwer fällt, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen, und den ein kindischer Ehrgeiz beseelt, es dieser gleich zu tun. Soweit wäre die Sache nur harmlos. Das Schiefe der Gesinnung setzt dort ein, als dieser Mensch dem Adel als Typus des Bürgers gegenübergestellt wird, — denn der Partner

Graf Palen, dessen Tochter der Snob schließlich heiratet, hält eine höchst ernste Vorlesung über den nie zu überbrückenden Unterschied der beiden Stände, und das Empörende tritt dort hervor, als dieser anfangs harmlose und nicht unsympathische Streber die Ressentiment-Instinkte des Plebejers hervorkehrt und diese vom Autor bis zur Mutterschändung gesteigert werden: Herr Sternheim läßt diesen armseligen, selbstbewußtseinslosen Emporkömmling schließlich sich seiner adeligen jungen Frau als aristokratischen Bastard vorstellen, um ihr zu imponieren, ihr endlich gleich zu sein, sie zu untersuchen; denn es flammt nun selbst ein Haß aus dieser scheinbar harmlos-komischen Figur hervor gegen den Stand, in den er hineingeheiratet und dem er, das fühlt er, nie gleich werden kann. Hier nun liegt der Grundfehler des Stückes, der identisch ist mit einer Verhöhnung: denn zwischen echtem deutschem Bürgertum, zumal Bauerntum, und dem Adel des Landes besteht dieser Gefühlsunterschied nicht — und wo er beim Parvenu gelegentlich durchbricht, wäre er harmlos-heiter zu behandeln, nicht als sozial-revolutionäre Satyre. Hier tritt am deutlichsten hervor in dieser Schlusssinnung, was ich an diesem Stücke jüdisch nenne: es ist geschrieben von einem, dessen Rasse seit 2000 Jahren gesellschaftlich entrechtet ist, weil sie heim-, boden-, wurzellos ist, dessen Seele von glühendem Haß erfüllt ist gegen die anderen, unter denen sie lebt, und dennoch so sein möchte, wie die andern, was sie aber nicht zu sein vermag: das Verhältnis des Herrn Maske zum Grafen Palen und seiner Tochter. Mit anderen Worten: Das Stück wäre mit einem einzigen Federzug zu retten: Man nenne diesen Herrn Maske Cohn und alles ist in Ordnung. Die Situation verschiebt sich, das Bild verschiebt sich und es ist kein verzeichnetes Bild mehr. Dann stimmt es von A bis Z. Der Typus des streberhaften Juden dem Aristokraten gegenüber. Herr Sternheim hat den Fehler begangen, viele

scharfe Büge, die er an seinen Stammesgenossen beobachtet hat, auf den deutschen Bürger zu übertragen. Er „maskiert“ mit deutschem Namen seinen Stammesbruder. So wie sein Snob im letzten Akt seiner adeligen Braut, so empfindet nur der Jude dem Aristokraten gegenüber, nie der deutsche Bürger. Ich will diese Behauptung durch ein Zitat bekräftigen: Die jüdische Schriftstellerin Anselma Heine schrieb über den jüdischen Dyrker Jacobowsky als besonderes Lob, „es reizte ihn, die blonden Töchter der Edelinges seinen Plebejerinstinkten zu unterwerfen.“ Das gleiche Verlangen preßt Sternheims Snob im Schlußakt knirschend durch die Zähne; ein Gefühl, das jedem Deutschen so fremd ist, daß er es überhaupt nicht begreift. Man möchte fast annehmen, Herr Sternheim, der wie sein Snob ein begeisterter Impressions-Sammler ist, habe sich in der Hauptfigur selbst porträtiert. Aber wir wollen nicht ungerecht sein, nicht mit der Verwandlung des Herrn Maske in einen Herrn Sohn die edleren Juden, die ihm nicht gleichen, treffen. Und sind darum der Meinung: man spiele das Stück als Posse auf dem Herrenfeldtheater. Dahin gehört es. Die Gefahr für die deutsche Bühne aber liegt darin, daß in solchen Stücken eine ordinäre Gesinnung — der knappe Raum gestattet nicht, eingehend darauf zu weisen — wühlend vorgetragen wird, also scheinbar harmlos, so daß das Publikum zweimal bei glänzender Darstellung nicht zur Ablehnung schreitet, sich nicht hinreichend klar wird, über die Situation. Fanden doch selbst die preußischen Prinzen ein Vergnügen daran, dieses von Herrn Sternheim gezeichnete Porträt des Antiaristokraten sich anzuschauen. Bezeichnend ist ferner, daß eine solche Verhöhnung und Verhöhnung des bürgerlichen Empfindens in sogenannten „liberalen“ Theatern vorgeführt wird, wo dann der unwissende Teil der Aristokratie sich über diesen Typus amüsieren mag, wie über einen dressierten Zirkuspudel.

Um den Dichter des Snob weiter kennen zu lernen, sah ich nun nachträglich seinen „Bürger Schippel“, der seit dem vergangenen Jahr als Kassenstück über viele deutsche Bühnen geht. Er ist technisch nicht so gut gearbeitet, wie der „Snob“ — es ist also zu konstatieren, daß Herr Sternheim in seiner Art begabt ist und Fortschritte macht — und endet in einem so lächerlichen Schluß, daß sich jede Diskussion erübrigt. „Bürger Schippel“ endet als Posse und kontrastiert zum Schluß daher auffallend gegen die schief eingestellte sozial-kritische Satyre, der wir in den ersten Akten, wie beim Snob, wieder begegnen. Konfrontiert Sternheim im „Snob“ Parvenu-Bürger und Aristokraten, so im „Schippel“ den Gassen-Plebejer in der Ballonmütze und das harmlose Mondschein-Romantik-Spießbürgertum. Aber er sieht weder, daß dieses in seinen Nesten kein soziales Problem ist, gegen das man mit soviel gemeiner Bosheit und dummer Kurzsichtigkeit vorgeht, noch wieviel echtes und schönstes Volkstum es einst barg. Bezeichnend aber ist, wie dieses aus einem schief und häßlich denkenden Gehirn hervorgegangene Nachwerk auf ähnlich organisierte „Gemüter“ wirkt. Ich sah solche diese Verhöhnung als positive Schönheit hinnehmen — die Gemeinheit als deren natürliches Ingredienz — und entzündet davon schwärmen, wie wir vor einem Schwind oder Ludwig Richter. Und ich möchte hinzufügen: nichts charakterisiert Qualität und Urheber des Stückes, wie die Geistes- und Gesinnungsverwandtschaft des Autors deutlicher, und möchte ihm deshalb raten: er halte sich an Stoffe, die ihm liegen, die ihm wesensverwandt sind; da wird er echt sehen, ohne zu entstellen. In Berlin W. wird er reichlich Stoff finden. Hier könnte seine nicht zu verkennende Begabung fruchtbar werden und Nützliches stiften. Nur säe er nicht in einen Acker, der nicht der seine ist; diese Saat muß als Unkraut aufgehen. Freilich ist zu befürch-

ten, daß er bei der Wahl und entsprechenden Behandlung jener Stoffe keinen Reihardt findet, der ihm spielt, keine Kritik, die ihn den modernen Molière nennt, kein Publikum, das für ihn schwärmt; daß man ihn dann einen böswilligen Verleumder nennt und ihn ablehnt mit weniger Grund, als wir ihn ablehnen. Diese Leute lassen nämlich nicht mit sich spassen, ja sich nicht einmal beim Namen nennen.

In den Kammerspielen ging ferner ein Stück ‚Vom Teufel geholt‘ des zu Ende der neunziger Jahre auch in Deutschland sehr geschätzten, für unser Empfinden überschätzten, norwegischen Dichters Knut Hamsun in Szene. In einem Teil der Berliner Kritik glaubte man, es stehe an dichterischer Qualität den Romanen des gefeierten Norwegers nach. Wir sind nicht der Meinung und hielten, wie gesagt, jene immer schon für überschätzt. Heute, da auf die allzu starke, von geschäftigen Verlegern nach Deutschland mehr als nötig gebrängte Hochflut skandinavischer Werke — (neben den wirklichen Werken der großen Geister wurde auf dem Übersetzerwege uns viel unnötiges Mittelgut zugeführt) — eine gewisse Ebbe, und im Urteil mehr sachliche Kälte folgte, stehen wir den Importen wohl etwas anders gegenüber und sind eher geneigt, Dinge abzulehnen, die wir einst unter dem Drange einer Zeitsuggestion begeistert aufnahmen, sind der Meinung, daß Anschauung und Technik der großen Meister, die einst eine neue Phase einleiteten, auf Drogenware übertragen, den Stempel der Mittelmäßigkeit nicht ausrätelt.

Auf Hamsun trifft nun ein derart hartes Urteil freilich weniger zu. Wir waren nur von Anfang der Ansicht, daß er nicht in die Reihe der Jacobsen, Strindberg, Garborg, die man Führer nennen kann, rangiert, sondern schon etwas tiefer. Tragen seine Werke auch eine ausgesprochen persönliche Note, so waren sie doch eher einseitig als vielgestaltig,

zu subjektiv. Mehr lyrisch empfunden, als objektiv-formend, wie wir es für den Epiker voraussetzen. Er kannte im Grunde nur einen Typus und der war er selbst. Den variierte er in den großen Romanen, ‚Hunger‘, ‚Mysterien‘ und ‚Pan‘, am fesselndsten und originellsten wohl in ‚Mysterien‘. Kurzum, seine Gestalten waren mehr Typus als Individualität, ohne doch typisch für die Allgemeinheit zu sein. Und dies wäre auch von den Figuren des Dramas ‚Vom Teufel geholt‘ zu sagen, das im Grunde kein Drama ist, vielmehr ein dramatisierter Roman. Wo der eigentlich dramatische, tragische Konflikt durch den aus dem Innern gänzlich unmotivierten Tod eines Mannes herbeigeführt, sagen wir herbeigezwungen wird, da wirkt es fast lächerlich, während die Schilderung der Situation an sich viel Überzeugendes, Wahres hat. Die Situation ist diese: Die Gestalten, gewissermaßen Symbole verschiedenster Lebensstypen sind, möchte man sagen, versammelt im Kreise um ein unsichtbares, gähnendes Loch, das sie alle, einen nach dem andern, verschlingt und das man die materialistische Lebensauffassung nennen könnte. So ließe sich der Titel des Stückes ‚Vom Teufel geholt‘ erweitert, verallgemeinert als dessen symbolischen Inhalt bezeichnen in jenem Sinne, während er sich in einem engeren nur auf die ‚Heldin‘ bezieht, die Mittelpunkt dieses Kreises; auf sie freilich symbolisch und wörtlich: sie ist eine Frau, die von Stufe zu Stufe sinkt, aus den Armen des einen Mannes in die des andern, und schließlich angewidert vom Leben und sich selbst, von allen verlassen, bei einem — Neger endet. Buchstäblich ist sie nun vom Teufel geholt, während sie wie alle die andern verbrauchten Gesellen längst in seinen Klauen saß, ohne es zu ahnen. Auf diese Auffassung, die nicht ausgesprochen wird, deuten auch die Worte des verkommenen Musikers, der sagt: ‚Ich spiele allen, ohne daß sie es merken, zur Höllensfahrt auf‘. Eigentümlich bleibt, daß das gesunde

Bauernland Norwegen von Anbeginn seiner modernen Literatur in den oberen Schichten so viel Lebensfäulnis aufweist, daß sie zur künstlerischen Umformung drängte. Vielleicht war sie nicht stärker dort als anderswo, trieb vielmehr, als Kontrast zum Bauerntum, sichtbarer zur sozial-kritischen Behandlung unter der modernen Geistes-signatur: Ich erinnere nur an Hans Jägers 'Christiania Bohème', die diesem Dichter zwei Jahre Gefängnis einbrachte, und an Strindbergs frühe Eheschichten, die auch diesen Dichter vor die Schranken des Tribunals riefen.

Aber welch ein Unterschied in der Behandlung des Stoffes bei einem Dichter wie Hamsun oder einem Schriftsteller vom Range Sternheims: 'Der Norweger' schildert das an die Grenzen der Trostlosigkeit, der grauen Verzweiflung reichende Gemeine, aber so, daß alle von ihm aus ein Bedürfnis nach dem Reinen empfinden. Herr Sternheim fälscht eine Situation ins Gesinnungs-Gemeine um und erzielt, daß wir uns von dem Resultat wie von einer frechen Lüge abwenden.

Rudolf Klein-Diebold.

## Kunst

Zur englischen und deutschen Kirchenbaukunst. Bekanntlich hat der katholische Kirchenbau nur zögernd an dem mächtigen Aufschwung teilgenommen, der unser gesamtes Kunstschaffen in den letzten zwei Jahrzehnten so glücklich auszeichnete. Die meisten Architekten lagen völlig in den Banden der 'Normalgotik'; einige wenige, die sich der hemmenden Fesseln kurzweg entledigten, gingen zum Teil, wie die Wiener, allzu frei vor, indem sie moderne Formen verwandten, die nicht immer ganz dem Geiste des Gotteshauses entsprachen. Kein Zweifel, daß auch hier der Weg des gesunden, vorsichtigen Fortschrittes, der keine Er-rungenschaft früherer Zeiten nutzlos preisgibt, sich aber auch den veränderten Ansprüchen der Neuzeit nicht verschließt, in der goldenen Mitte liegt.

Leider kann man sich über die Entwicklung des neueren deutschen Kirchenbaues, wenigstens soweit es sich um katholische Kirchen handelt, nur höchst mangelhaft unterrichten, da uns eine zusammenfassende, tiefgründige Publikation noch völlig fehlt. Über die neuere kirchliche Baukunst in England dagegen besitzen wir ein äußerst gebiegenes Werk von Hermann Muthesius\*, welches zwar schon vor über zehn Jahren erschienen ist, aber noch in keiner Hinsicht an Jugendfrische, Interesse und praktischem Wert verloren hat. Leider ist es nur zu wenig bekannt und fruchtbringend geworden.

Muthesius behandelt getrennt die Bauten der Staatskirche und der Sekten. Bei den letzteren ist die Entwicklung den gleichen Weg gegangen wie bei uns der gesamte protestantische Kirchenbau, nämlich zur reinen Predigtkirche, deren Mittelpunkt die Kanzel und deren konsequente Form der Zentralbau ist.

Anders bei der englischen Staatskirche. Sie hat sich im vergangenen Jahrhundert infolge der Oxfordbewegung dem Ritus der Urkirche und damit auch dem der katholischen Kirche bedeutend genähert. Die Forderungen, welche beide Kirchen an ihre Gotteshäuser stellen, sind nahezu die gleichen. Deshalb ist besonders der erste Teil des Werkes von Muthesius für die Katholiken Deutschlands von besonderem Interesse. Ein anderes kommt hinzu:

Das, was die deutsche Kirchenbaukunst noch erstreben muß, ist den Engländern gelungen: sie haben sich durch die Gotik zu einem modernen Stil durchgerungen. Auch sie haben unter dem Einflusse der Romantik gestanden und zahllose streng gotische Kirchen bauen lassen von Pugin (1812 bis 1852), G. Scott (1811—1878) und andern, aber sie sind nicht dabei stehen geblieben. Zwar versuchten sie nicht, von

\* Die neuere kirchliche Baukunst in England von Hermann Muthesius, Berlin. Verlag von Wilm. Ernst & Sohn, mit 32 Tafeln und 132 Abb. im Text.

außen her, durch einen ganz neuen Stil die Entwicklung zu fördern, sie haben vielmehr gemäß ihrem zäh konservativen Sinn, der eine langsame, aber auch stetige, einheitliche Entwicklung verbürgt, die Gotik von innen heraus überwunden. Mit einigen Strichen sei dieser überaus interessante Werdegang an der Hand des Buches von Muthesius kurz gezeichnet. Soweit nichts anderes bemerkt ist, sind alle im folgenden genannten Kirchen im gotischen Stil erbaut.

Der erste englische Architekt, welcher gotische Formen nicht einfach kopierte, sondern frei handhabte, war Butterfield (1814—1899). Sein bedeutendstes Werk ist die Allerheiligenkirche in London, welche mit ihrem tiefen Chor und dem Seitenaltar in der „Lady chapel“ als erste dem neuen hochkirchlichen Ritus entsprach. Erst in der folgenden Generation fand der seiner Zeit vorausgeeilte Butterfield einen Genossen in G. E. Street (1824—1881). Eine überaus feine Schöpfung ist dessen Kloster mit Kirche in East Greenstead, echt englisch mit seinen zahlreichen einfachen Giebeln, der malerischen Gruppierung.

Aus Streets Atelier gingen die bedeutendsten der späteren Architekten hervor, wie Norman Shaw, Nesfield, Sedding. Unter diesen überragt Shaw (geb. 1831) alle um Haupteslänge. Neben seinen zahlreichen Profanbauten hat er nur wenige, dafür aber in jeder Hinsicht vollendete Kirchen gebaut. Jede derselben ist ein gewaltiger Wegweiser, der der weiteren Entwicklung ihre Bahnen vorzeichnet. Gleich schon seine Kirche in Eton bot die überaus schwierige, in allen Großstädten häufig zu lösende Aufgabe, das Gotteshaus in die Straßenfront einzubauen, ohne seine Würde und Erhabenheit zu beeinträchtigen. Norman Shaw überwand wie spielend diese Schwierigkeit. Er zog den Giebel zu imponierender Höhe empor und legte dahinter die Glockenstube.

An anderer Stelle (im „Pionier“ vom

1. April 1910) habe ich schon darauf hingewiesen, daß ein Gotteshaus nicht nur die religiösen Empfindungen, sondern auch deren Grundlage, wie Charakter, Beruf und Lebensanschauung der Gemeinde widerspiegeln müsse, aber vergeistigt, geläutert durch eine starke Künstlerseele. „Die Kirche muß sein: der Höhepunkt des Lebens zu Stein geworden.“ Beim Schreiben dieser Zeilen mußte ich immer wieder an Norman Shaw denken. Seine Kirche in Bedford Park bei London ist ein neuer, überaus ansprechender Typ für eine Villenstadt. Sie ist so anmutig-ernst in dem roten Ziegelsteingewande mit den weißen Sandsteinfassungen und dem zierlich bewegten, fast barocken Dachreiter — in ihrer genialen Stilmischung ein reizender Protest gegen die allzu gestrengen Gotiker. Von wuchtigem, fast düsterem Ernste ist — entsprechend ihrer Umgebung — die Kirche in Richards Castle; breit und behäbig mit ihrem tief herabhängenden Dache die Dorfkirche in Swanscombe — zwei Typen von ausgesprochener, landschaftlich differenzierter Eigenart. Eine Reihe stämmiger, breit gelagerter Dorfkirchen, echt ländliche Gebilde mit niedrigem Wasserturm schufen die in Lancaster ansässigen Architekten Austin und Paley.

Neue, großstädtische Aufgaben hatte der Londoner Architekt James Brooks zu lösen. Es galt, billig zu bauen und außer der Kirche noch eine Reihe anderer Gebäude, wie Pfarrhaus und Schule, auf einer kleinen Grundfläche unterzubringen. Es ist ihm dies mehrfach ausgezeichnet gelungen, so besonders bei der Kolumbakirche in London, wo die malerisch gruppierten Nebengebäude die Kirche außerordentlich heben. Um den teuren Turm zu sparen, hat Brooks an mehreren Kirchen den Dachreiter breiter angelegt und ihn bis dicht an den hohen Giebel der Vorderfront herangeschoben. So blieb der Eindruck des Monumentalen und Erhabenen gewahrt.

Um die Innenkunst haben sich G. F.

Bobley und vor allem J. D. Sedding (1837—92) sehr verdient gemacht. Ihre Kirchen sind mit kunstgewerblichen Erzeugnissen von feinstem Geschmack ausgestattet, mit Gemälden und Glasfenstern von Burne-Jones, Rossetti und anderen Präraphaelliten geschmückt. Seddings geistiger Erbe ist H. Wilson. Seine meisterhafte, durchaus moderne Art haben wir auf der Düsselborfer Ausstellung 1909 bewundern können. Es sei nur erinnert an das prächtige Kircheninterieur, das in dem offiziellen Kataloge wiedergegeben ist. In seinen Bauten zeigt Wilson große monumentale Kühnheit und phantasievolle Gestaltungskraft. — Neben den genannten wirken noch viele tüchtige Kirchenbaumeister in England; sie alle zu nennen, verbietet uns der eng begrenzte Rahmen dieses Aufsatzes.

So ist die Neugotik in England nicht unfruchtbar geblieben. Sie hat den Sinn für das Gesunde, Natürliche, Konstruktionsgemäße, Materialechte geweckt und belebt. „In der schmückenden Ausgestaltung des Kirchenraumes und der formal vorzüglichen Handhabung der äußeren Architekturformen liegt vorzugsweise das Anregende des heutigen englischen Staatskirchenbaues.“ Dies ist das Gesamturteil, mit welchem Muthesius den ersten Teil seines Werkes schließt.

Auf konstruktivem Gebiete, in der weiteren Ausgestaltung des Grundrisses der mittelalterlichen Kirche haben die Engländer so gut wie nichts geleistet. Hierin sind ihnen die deutschen Kirchenbaumeister zweifellos überlegen. Den besten Beweis dafür liefert das vor ein paar Jahren erschienene Heft der kirchlichen Bauten des Kölner Architekten Karl Moriz\*. Auf einer Reise im Jahre 1894 hat er auch Englands Kirchen kennen gelernt, und

es ist äußerst reizvoll zu beobachten, inwiefern sie ihn angeregt und beeinflusst haben. Es sei nur hingewiesen auf die vorzügliche Behandlung des Materials und die landschaftliche Individualisierung, durch die Moriz sich ebenso wie die englischen Architekten auszeichnet. Der Siedelbau der Klosterkirche zum guten Hirten in Münster z. B. paßt trefflich in der dunkelroten Farbe und gedrungenen Form zu dem Charakter der münsterländischen Tiefebene. Die Kirche in Stoppenberg bei Essen dagegen ist mit ihrem überhöhten Dach und den beiden schlanken Türmchen zur Seite des Frontgiebels entsprechend dem hügeligen Gelände auf Höhenwirkung berechnet.

Im ganzen geht Moriz aber andere Wege als die meisten englischen Kirchenbaumeister — ausgenommen Norman Shaw. Wie dieser legt er das Hauptgewicht auf eine geistvolle Weiterentwicklung des Grundrisses. Sein Bestreben ist es stets, möglichst viele Gläubige in dem Hauptschiff unterzubringen, wo allein eine allseitige Teilnahme an der Liturgie und Predigt möglich ist. Dieses Prinzip, in den Barockkirchen bereits verwirklicht, wurde von der Neugotik achtlos wieder fallen gelassen. Moriz zieht zu seiner möglichst reiflosen Durchführung den modernen Betonbau heran. In der Stoppenberger Kirche z. B. hat er das Mittelschiff mit einem mächtigen Tonnengewölbe von 13 Meter Weite überspannt — die Engländer gehen nicht über 8 Meter hinaus — und diesen Raum noch dadurch erweitert, daß er die Strebpfeiler nach innen zog. Die niedrigen Seitenschiffe dienen ausschließlich zur Aufnahme der Beichtstühle. Demgemäß sind die Seitenaltäre auch nicht hier untergebracht, sondern im Hauptschiff, und zwar dort, wo das letzte Säulenpaar näher zusammengedrückt ist, um das Tonnengewölbe aufzufangen und zu dem niedrigeren und schmälere Chor zuleiten — eine ganz eigenartige, wohlgelungene Konstruktion. Ebenso groß-

\* 7. Sonderheft der Architektur des XX. Jahrhunderts. Kirchliche Bauten und Klöster, Erziehungsanstalten und Krankenhäuser von Karl Moriz. Berlin 1910, Verlag von Ernst Wasmuth, A.G., 61 S. Illust. mit Vorwort von Max Kreuß, 5,50 M.

zünftig und interessant sind die Grundrisse der Kirchen in Bielefeld, Frohnhausen und verschiedener unausgeführter Entwürfe.

In der Formengebung ist Moritz kein Revolutionär, aber gleichwohl durch und durch neuzeitlich. Er hat eine feierliche, hieratisch=monumentale Art, die sich ihr zusagende Elemente früherer Stile — kleinasiatische, römische und gotische — assimiliert, sie zu Eigenem verarbeitet. Die Grabkapelle auf der Düsseldorfer Ausstellung zeigte diesen Stil am besten. Monumental wirkt sogar die kleine Dorfkirche von Stockum, die keinen Turm, kein anderes äußeres Schmuckstück besitzt, als in hohem Giebelfelde einen prachtvollen Kruzifixus aus hellerem Stein — ein wunderschönes Beispiel gedanklicher und künstlerischer Konzentration, wie wir es ähnlich in der Friedhofskapelle von Reinickendorf bei Berlin wiederfinden.

Wie jeder gute Architekt, wie vor allem auch die großen Engländer, beherrscht Moritz das gesamte Kunstgewerbe. Seine Glasfenster, Beleuchtungskörper, seine Altäre mit Geräten, seine Weichstühle, Bänke und Sakristeimöbel sind alle sehr würdig, dabei modern in Form und Materialwirkung. Das Innere der Kirchen ist in feinen harmonischen Farbenakzenten gehalten, wohl geeignet, die Gläubigen in eine feierliche Stimmung zu versetzen. Einfache Flächenmuster leiten den Blick immer wieder zum Chore hin, der fast allein — seiner Bedeutung entsprechend — reich figural ausgemalt ist. Für die wenigen, aber ausgezeichneten Plastiken hat Moritz tüchtige Bildhauer herangezogen, die zum Teil — wie Moest und Grassegger — in Köln ein neues Zentrum künstlerischer Wirksamkeit gebildet haben.

Die Kunst von Moritz bildet gewiß noch keinen Höhepunkt einer neuen Stilepoche, immerhin bietet sie doch in großer Fülle Anregungen und Ansätze zur Weiterentwicklung, die in vorstehendem nur teil-

weise und bloß kurz gestreift werden konnten.

Dr. J. Bartmann.

## Musik

Zur Entstehungsgeschichte des 'Deutschen Requiem' von Brahms. Unlängst ist eine neue Populärschrift über Brahms' Werke von H. E. Colles erschienen, die, speziell für Leserkreise bestimmt, in diesen dank ihrer knappen — teilweise wohl fast zu knappen — Handlichkeit ziemlich Verbreitung finden dürfte. Was das Buch sympathisch macht, ist seine ruhige Besonnenheit im künstlerischen Urteilen. Um so bedauerlicher erscheinen dafür gewisse historische Mängel sowohl in der Wertung der Gesamterscheinung von Brahms wie in der Schilderung der Entstehungsgeschichte einzelner Werke. U. a. wird, wenn auch mit einiger Reserve, wieder die Mär aufgetischt, des Meisters berühmteste Schöpfung, das 'Deutsche Requiem' sei von Brahms zum Gedächtnis seiner verstorbenen Mutter komponiert worden. Vor Jahren aber hat bereits der Brahmsbiograph Max Kalbeck dargetan, daß diese Legende, zum mindesten in solcher Allgemeinheit, nicht aufrecht erhalten werden kann. In Wahrheit erscheint vielmehr Brahmsens gewaltiger Totensang als ein Vermächtnis Robert Schumanns und als ein Weiegruß des jüngeren Künstlers an die Manen des väterlichen Freundes. Nach Schumanns tragischem Tod mit der Durchsicht und Ordnung seines handschriftlichen Nachlasses beschäftigt fand Brahms im Oktober 1856 in Düsseldorf ein 'Projektenbuch' des Meisters, in dem neben anderen unausgeführt gebliebenen Entwürfen auch ein 'Deutsches Requiem' notiert war — freilich nichts als dieser dürftige Titel. Die Notiz blieb indessen Brahms im Gedächtnis haften und trieb ihn an, den von Schumann unterlassenen Versuch zu wagen. Bei der 1857 erfolgten Umwandlung der tragischen D-moll-Sinfonie in das Konzert



op. 15 wurde das Scherzo des zweiten Satzes weggelassen. Dieses, eine Sarcabre im Charakter einer Danse macabre mit dem Kontrapunkt des Chorals „Denn alles Fleisch es ist wie Gras“ ausgestattet, sollte den zweiten Satz einer 1859 in Detmold projektierten Trauerkantate bilden, damit war aber zugleich der früheste Teil des „Deutschen Requiems“ geschaffen: in der späteren Anordnung des Werkes der zweite Satz, jener gewaltige, den schauerlichen Humor der alten Totentänze beschwörende Unisonochor in C-moll. Die Fortführung der Arbeit wurde zunächst freilich durch eine Reihe anderer Kompositionen unterbrochen; daß indessen Brahms den Requiemplan keineswegs aufgegeben hatte, bezeugt ein aus dem Oktober 1861 stammender und auf die Schlussseite des damals eben neu komponierten ersten Heftes der Mageloneromanzen notierter Textentwurf von vier Sätzen. Und nun gab allerdings der Tod der Mutter (1865) den definitiven Anstoß zur Wiederaufnahme der Komposition, die bis zum nächsten Jahre (1866) im wesentlichen fertiggestellt ward. Kennt man diese nunmehr geklärte Entstehungsgeschichte des Requiems, so wird man es für keinen Zufall halten, daß thematische Bestandteile des Werkes, zumal aus dessen ersten Sätzen auf Hauptwerke Schumanns („Veri“, B-dur-Sinfonie, „Faust“, „Manfred“) anspielend hindeuten. Wenn es aber trotz alledem noch eines Beweises bedurfte, daß Brahms das Requiem in erster Linie nicht auf den Tod der Mutter, sondern auf den Schumanns komponiert hat, so würde er durch eine Briefstelle aus dem Jahre 1873 erbracht. Als Brahms bei der für Bonn projektierten Schumannfeier mitwirken sollte, deren Arrangement in Joachims Händen lag, wunderte er sich, daß Joachim von der Aufführung des Requiems Abstand nehmen zu müssen glaubte, weil er (Brahms) sich nicht entschieden dafür ausgesprochen habe. Brahms hatte dies aus Bescheidenheit unterlassen und sagte,

wenn Joachim über die Sache und ihm gegenüber „einfach“ gedacht hätte, so müßte er wissen, wie sehr und innig ein Stück wie das Requiem Schumann gehöre. (Kallbeck, „Brahms“ II, Seite 257). Im übrigen spielt der Tod der Mutter, wenn er auch nicht die ursprüngliche Anregung gab, in der Entstehungsgeschichte des Werkes, wie wir sehen, doch eine gewisse Rolle, und ein Teil des Requiems ist in der Tat als spezielles Totenopfer der Kindesliebe gedacht. Es ist das der lieblich tröstende, heute an fünfter Stelle stehende G-dur-Satz mit Sopransolo „Ich will euch wiedersehen und euer Herz soll sich freuen.“ Er wurde erst nach den ersten Aufführungen des Werkes komponiert, im April und Mai 1869, als Brahms nach längerer Pause die Heimatstadt Hamburg und das Grab der Mutter wiedergesehen hatte. Als er später seinem Freund Deiters diesen nachkomponierten Satz vorspielte, gab er zu erkennen, daß er bei der innig empfundenen poesievollen Stelle „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“ an seine eigene Mutter gedacht habe.

Dr. Eugen Schmis.

## Verschiedenes

**Der Kampf um die „Innere Freiheit“.** Im Mai 1913 erschien im „Hochland“ eine kurze Besprechung der „Liberté intérieure“, eines interessanten Buches der Frau Baronin von Bietinghoff. Es wurden darin die Vorzüge des Buches hervorgehoben und einige ausführliche Zitate aus dem Werk übersetzt, um die Art und Weise der Verfasserin zu charakterisieren.

Diese Zitate zeigten dem aufmerksamen Leser wohl klar, daß wir es mit einem Tagebuch zu tun haben, worin mehr Stimmungen als fertige Überzeugungen aufgezeichnet worden sind. Weder die Verfasserin noch ihr Rezensent halten dies Werk für ein philosophisches Traktat, worin etwas Bestimmtes bewiesen und verbreitet werden sollte. Es ist die auf-

richtige Beichte über das innere Leben einer Frauenseele, die durch manche pantheistische und poetische Stimmungen sich zu einem klaren religiösen Bewußtsein ihres Schöpfers hindurchschwingt. Daß die unterwegs erlebten pantheistischen Stimmungen kein theoretisches Glaubensbekenntnis bedeuten, das ist aus den letzten Seiten des Buches klar, wo wir solche Sätze lesen:

„Wir leiden nicht nur für unsere Sünden, unsere Selbstliebe und unsere Lügen, sondern auch für unsere Irrtümer, unsere Unkenntnis des Willens Gottes, wie das Kind, das, selbst wenn es aufrichtig und gehorsam ist, an den Folgen seiner Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit leidet.“ (S. 251.)

„Die Existenz Gottes ist die tiefste Wahrheit einer selbstbewußten Seele.“ (S. 254). „Gott ist in uns wie in allen Dingen. Je mehr wir uns der Erkenntnis Gottes in uns nähern, desto besser stimmen wir überein mit dem Gott außer uns.“ „Gott verlangt von uns stets die größte Anstrengung, der wir fähig sind.“ (S. 263.)

Freilich hat die Verfasserin auch viele Zweifel durchgemacht, und ist in ihrer Sucht nach Wahrheit noch nicht zur absoluten Ruhe und Sicherheit im Schoß der Kirche gelangt, wie das auch die letzten Worte der Rezension klar andeuteten: „Sie kennt den Weg, der zu Ruhe und Glück führt, auch wenn sie vielleicht noch selbst nicht alles erreicht hat, was sie ahnt.“

Jedenfalls ist ihr Streben rein und ihre Bekenntnisse sind aufrichtig. Sie hat keinen Ehrgeiz, andere zu führen — sie erzählt uns nur ihre eigenen Erlebnisse, nicht als nachzuahmende Vorbilder, nur als echte und tiefempfundene Seelenbewegungen, worin sie niemanden nachahmt, nur selbst sich klar zu machen suchte, was mit ihr vorgeht. Solche Bekenntnisse haben psychologisches Interesse, aber dürfen nicht als Predigten beurteilt werden — denn das sind sie nicht.

Und daher ist es nicht zu verwundern, daß ein Leser der Rezension sich enttäuscht fühlte, als er das Buch las und seiner Enttäuschung in einem Brief an die Redaktion Ausdruck gab. Die Redaktion hält die Angelegenheit für hinreichend wichtig, um den Rezensenten aufzufordern, auf den Brief ihres Lesers im Druck zu antworten, und ich folge sehr gern dieser Aufforderung, da diese Polemik ziemlich verbreitete Mißverständnisse aufklären hilft.

Da mir der Kritiker meiner Rezension nicht einmal dem Namen nach bekannt ist — sein Brief wurde mir von der Redaktion ohne Unterschrift zugesandt — will ich ihn der Kürze wegen mit K. bezeichnen und seine Eindrücke, die er vielleicht mit vielen anderen Lesern der Rezension teilt, besprechen.

K. beginnt mit der Behauptung, daß es für die Verfasserin keinen persönlichen Gott gibt, und zitiert einige Stellen aus dem Buche, um seine Ansicht zu stützen. In Wirklichkeit ist dies ein ganz falscher Maßstab in Beziehung auf ein solches persönliches und intimes Werk. Man kann nur sagen, daß die Verfasserin in ihrer Erfahrung oft recht weit von der Kenntnis eines persönlichen Gottes abschweifte, um immer wieder zu Gott zurückzukehren. Und selbst die sorgfältig von K. ausgewählten Stellen beweisen keinen Atheismus. Wenn die Verfasserin zum Beispiel sagt, *Dieu est surtout l'être intime et meilleur que tu sens en toi quand tu es bon, qui fait partie de toi, qui est toi*, so will sie in einer etwas metaphorischen Sprache nur die Erfahrung aller Mystiker ausdrücken, und Mystiker setzen sich oft wegen ihrer Neigung zur überschwänglichen Sprache dem Verdacht aus, Gott zu verneinen, obgleich sie gerade am tiefsten Gott fühlen. Streng logisch natürlich ist es nie zulässig, Schöpfer und Geschöpf zu identifizieren. Und wenn K. ferner den Satz zitiert, *das Göttliche ist nicht das Unpersönliche*, sondern das Schöne

in der Person' — da widerlegt er seine Anklage.

Doch selbst gesetzt den Fall, daß man der Baronin von Vietinghoff ganz genau beweisen könnte, daß sie den wirklichen persönlichen Gott nicht kennt — was hätte dies mit dem Urtheil über ihr Buch zu tun? Ihr Buch ist kein dogmatisches Handbuch, und von Goethe könnte man auch mit vielen Belegen beweisen, daß er mehr Pantheist als Christ war — was ja uns nicht hindert, seine Werke zu lesen und zu loben. Man muß die falsche pantheistische Doktrin von den pantheistischen Stimmungen unterscheiden. Die Doktrin sollen wir als Katholiken bekämpfen, die Stimmungen dürfen wir als psychologische Tatsache beobachten. In einer kurzen Rezension eines rein literarischen Werkes gibt es keinen Raum für theologische Diskussion, zumal wenn das betreffende Werk nicht von einem katholischen Autor stammt und keine Ansprüche hat, seine Leser der Kirche abtrünnig zu machen.

Woran K. besonders Anstoß nahm, ist der von ihm unterstrichene Satz: 'jedes Zeitalter hat seinen Gott'. Das wäre allerdings gottlos, wenn wir es wörtlich nehmen wollten, aber der gebildete Leser begreift natürlich, daß dies nur sagen will: 'in jedem Zeitalter schreiten die Menschen fort in ihrer Erkenntnis des wahren Gottes' — und so verstanden, hat dieser Satz nichts Empörendes.

Vom 'Immanentismus', den K. der Verfasserin vorwirft, weiß sie wahrscheinlich gar nichts — und es ist überhaupt ganz ungerechtfertigt, Doktrinen suchen zu wollen in einer persönlichen Beichte über Stimmungen. Wer eine solche Beichte als Seelenerfahrung hinnimmt, den wird sie zu manchen Gedanken anregen, vielleicht auch zu Gedanken, daß das Bewußtsein eines persönlichen Gottes unter den Protestanten schwindet, was nach Goethe niemanden mehr verwundern sollte.

So zittert uns K. den Satz: 'n'avoir ni système préconçu, ni loi apprise

ni jugement adopté: voir et aimer', zum Beleg, daß die Verfasserin dem Immanentismus huldigt. Daraus geht vielmehr hervor, daß sie keinen Anspruch darauf erhebt, eine Doktrin zu lehren, daß sie wie eine echte Frauenseele nur ihren rein persönlichen Gefühlen Ausdruck gibt und niemanden sie aufzubringen gedenkt.

Aber mit Voreingenommenheit findet man Schreckliches überall — selbst in einem schönen Frauenherzen. So nennt K. in seinem Sinn eine 'Prachtstelle' die folgende: 'on cherche et l'on ne trouve pas, on demande et l'on n'obtient pas; on prend et l'on ne possède pas; il semble, que tout est illusion. Est-ce nous qui n'avons pas de réalité ou est-ce le monde qui n'en a pas? . . . Dans l'universel néant une chose demeure: la conscience de notre évolution.' (S. 7).

Da nimmt der strenge Kritiker Anstoß an dem Wort *évolution*, das auf französisch einfach die persönliche Entwicklung jeder Seele bedeutet, was ja nie von der Kirche verneint wurde. Dem mit Vorurteil Lesenden erscheint hier das Gespenst des Agnostizismus und Evolutionismus!

Das ist etwa so scharf geurteilt, wie wenn jemand in dem Vers Goethes 'Über allen Gipfeln ist Ruh' die Verneinung der Bewegung erblickte und Goethe deswegen zu den Anhängern von Seno, dem Eleaten, zählen wollte! Auf diese Weise würde man leicht die größten Dichter deutscher Zunge für gefährliche Häretiker erklären!

Wenn die Verfasserin, die offenbar mit dem Calvinismus vertraut ist, hinausruft: 'Éducation, théorie, religion! dèsque vous enchaînez la conscience et privez la volonté bonne de son libre arbitre, vous affaiblissez l'âme et la détournez de sa destination' — so steht K. nicht darin eine Regung zugunsten des freien Willens, sondern vor allem eine Verachtung der Religion! Man ist geneigt, solche Mißverständnisse der un-

genügenden Kenntnis der französischen Sprache und des französischen Stils zuzuschreiben. Der Franzose rechnet mehr auf die Intelligenz des Lesers — daher kann ihm oft das Wort ‚Dieu‘ den Begriff oder die Existenz Gottes bedeuten, und ‚religions‘ bedeutet gewiß nicht ‚alle Religion‘. Und ‚fanatique‘ bedeutet sicher nicht ‚Priester‘, wie K. meint.

‚Il donnerait son âme pour vous sauver, mais ne ferait pas la concession d'un jota, pour vous comprendre.‘ Das ist gewiß auf protestantische Fanatiker bezogen. Da liegt eigentlich der Grund der Empörung — der empörte Leser versteht die Verfasserin gar nicht.

Hätte er verstanden, daß sie gar keine Absicht hat, bestimmte Überzeugungen zu verbreiten, daß sie nur die Wahrheit mit dem Herzen sucht und nicht zu jenen gehört, die sie mit der Vernunft erfaßt haben, dann würde er für sie beten und sie nicht anklagen.

Soviel ist zu sagen zur Verteidigung der Verfasserin. Zum Schluß muß noch der Rezensent sich verteidigen, daß er in seiner Rezension nicht klar und deutlich ausgesagt hat, daß die Verfasserin außerhalb der Kirche steht. Das schien deswegen überflüssig, weil es sich um ein literarisches und nicht um ein theologisches Werk handelte, und weil bei der Kürze des Raumes, der in der Rundschau diesem Buch gewidmet wurde, es richtig war, vor allem das Gute, nämlich die Aufrichtigkeit der Verfasserin hervorzuheben. Um einem Buch gerecht zu werden, muß man den Verfasser von seinem eigenen Standpunkt aus verstehen, und solche Bücher wie die ‚Innere Freiheit‘ der Baronin von Blettinghoff sind nicht Agitationschriften, die man vor allem zu bekämpfen hätte. Man kann ein guter und echter Katholik sein, ohne überall Häresien zu wittern. Besonders wenn man deutsch schreibt und sich an deutsche Leser richtet, darf man nicht vergessen, wie sehr die deutsche Nation durch Religionskriege gelitten hat, und wie bedeu-

tend für die gesamte Literatur deutscher Zunge Schriftsteller geworden sind, die das Glück nicht hatten, zur Kirche zu gehören.

Bei der Beurteilung eines Werkes dieser Art wie ‚La liberté intérieure‘, worin viele tiefe Gefühle treffend ausgedrückt werden, darf man nicht den dogmatischen Maßstab anlegen. Die Leser des ‚Hochland‘ sind Erwachsene und wissen, wie kompliziert das moderne Leben für eine feinfühlende Frau sein kann. Wenn wir die Wahrheit besitzen, die erlöst, müssen wir diejenigen kennen lernen, die noch suchen und oft irren. Eine solche sehnlichst suchende Seele ist die Verfasserin der ‚Inneren Freiheit‘, und wer sie versteht, der wird sie mit Sympathie beurteilen, für sie beten und hoffen, daß sie die unbedingte Wahrheit, die von der Kirche geboten wird, auch einmal findet. Man kann ihr keinen Vorwurf daraus machen, daß sie noch nicht zur Kirche gehört, da sie offenbar in einer protestantischen Umgebung aufgewachsen ist, und jedesmal wo sie das Wort ‚Kirche‘ gebraucht, meint sie eigentlich ‚Sekte‘, wie es sich aus dem Zusammenhang für einen aufmerksamen und verständnisvollen Leser klar ergibt und wie ich selbst in einem Gespräch mit der Verfasserin zweifellos feststellte. Ihr Verdienst in religiöser Beziehung ist, daß sie sich durch eigene innere Arbeit von den Vorurteilen einer Sekte, der sie angehörte, befreit hat und dadurch sich unbewußt der katholischen Wahrheit genähert hat. Wenn wir sie deswegen loben, machen wir es ihr und den ihr verwandten Seelen, die auch unter den katholischen Frauen sehr zahlreich sind, viel leichter, die katholische Wahrheit zu erfassen. Wenn wir in ihrem Werk vor allem Häresien wittern und sie deswegen verurteilen, dann erschweren wir durch unser Mißverstehen solchen Seelen das Verständnis einer wahrhaft katholischen Kirche, die alle Gottsuchenden herzlich empfängt.

Werke, in denen das aufrichtige Min-

gen nach Wahrheit sich offenbart, sind Augustinus nicht ausgenommen. Aber viel zu selten, als daß man sie geringschätzen könnte. Das Werk der Frau Baronin v. Blettinghoff enthält Widersprüche, wie die meisten echten Bekenntnisse, selbst die Bekenntnisse des heiligen Augustinus nicht ausgenommen. Aber ebenso, wie es durchaus falsch wäre, den hl. Augustinus deswegen zu verurteilen, ist es durchaus unzulässig, von einer suchenden Seele unbedingte Konsequenz zu verlangen! W. Lutosławski.

## Neues vom Büchermarkt

Adelt, Leonhard, 'Der Flieger'. (Mitten & Loening, Frankfurt a. M., M. 3.—.)

Ein dem Stoff angepaßter Stil: kühn mit glänzenden Kurven. Hier und da mutet das Buch etwas artistisch an, doch wird deutlich, daß eine werdende Persönlichkeit in ihm sich ausdrückt. Einer der Schlusssätze: 'Freunde, ladet eure Erde auf und fliegt!', gibt hinter dem Tatsächlichen ein schönes und wertvolles Symbol.

Bazin, René, 'Das Hemmnis', übersetzt von Bossi Fedrigotti. (Benziger & Co., Einsiedeln. M. 4.—.)

Von guten Absichten erfüllt: den religiösen Untergrund des vielverklärten Paris zu zeigen, schriftstellerisch hervorragend, wie von Bazin nicht anders zu erwarten; doch weht eine seltsame Kühle aus dem Buch, die Gestalten erscheinen konstruiert und abstrakt.

Grunow's Bücher für frohe und ernste Stunden, Bd. 1—3. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, je M. 1.25.)

Der vorzüglichen Charlotte Niese klaffische Skizzen 'Aus dänischer Zeit' bilden den ersten Band einer neuen billigen Bucherei. Der Roman 'Einsam', von D. Verbeck ist ein weitschweifiges, nicht unsentimentales Frauenbuch für Anspruchslose, Ernst Clausens Humoreskenbuch 'Der Wächner' wird mit seinem billigen Humor auch nur Anspruchslose ergötzen. Ausstattung der sehr starken Bände ist lobenswert.

Hessel, Franz, 'Der Kramladen des Glücks'. (Mitten & Loening, Frankfurt a. M., M. 3.50.)

Die Geschichte eines Menschen, der mit dem Leben nicht fertig wird. Unter Leben versteht er 'die Frauen', die häufigen Versuche in dieser Richtung bilden den Inhalt. Unerfreuliches Buch.

## Unsere Kunstbeilagen

Das 'Männliche Bildnis' (Porträt des Kritikers Geffroy) von Paul Cézanne (1836—1906) und das 'Bildnis des Dr. Gachet', sowie die 'Schlucht' von Vincent van Gogh (1853—1890) gehören zu den bedeutendsten und bekanntesten Werken der beiden Künstler, die, früher vielfach unter dem Sammelnamen Impressionisten mit anderen zusammengekommen, heute zu Ausgangspunkten für Kunstbestrebungen geworden sind, die ein dem Impressionismus gerade entgegengesetztes, 'synthetisches' Ziel haben. In dem offenen Brief an P. Desiderius Lenz 'Der katholische Kulturwille und die neue Kunst' wurde versucht, dieses meistens für bloß artistisch gehaltene Ziel in die weltanschaulichen und gesellschaftlichen Grenzmöglichkeiten der Gegenwart hineinzuverlegen. Die neue Kunst mit und seit dem Impressionismus ist schon Gegenstand vielfacher geschichtlicher Darstellungen und neuerdings ästhetisch-kritischer Untersuchungen geworden, in deren Mittelpunkt die Namen Cézanne und van Gogh, sowie der schwerer zu formulierende Degas und in gewissem Abstand Paul Gauguin stehen, von dessen tahitianischer teppichartiger Malerei unser Bild 'Die Flötenspielerin' einen Eindruck gibt. Dazu kommt dann noch der allerdings überschätzte Renoir, um neuere Namen, in denen sich

oft mehr eine Theorie als eine Kunst verkörpert, zu übergehen. Es seien hier zur weiteren Orientierung einige der hauptsächlichsten Werke über die neue Kunst genannt. Die kunstgeschichtlich umfassendste Darstellung der malerischen Entwicklung bis zur heutigen Kunst enthält das zweibändige Werk 'Impressionismus, ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit' von Werner Weisbach (G. Grote, Berlin, 35,— M.), aus dem unsere farbige Kunstbeilage 'Landschaft' von Cézanne entnommen ist. Der zweite Band des sehr gut auch mit farbigen Kunstbeilagen ausgestatteten Werkes ist nach einem kurzen Ausblick auf die in das impressionistische Problem einbeziehbare Kunst Ostasiens, die ja für den europäischen Impressionismus von Einfluß gewesen ist, ganz dem modernen Impressionismus und seiner Entstehung im 19. Jahrhundert gewidmet, wobei sachgemäß die französische Malerei am stärksten in den Vordergrund tritt. Dieses Werk dient in erster Linie der Belehrung über das Tatsächliche. In den Streit der Meinungen hinein führen die verschiedenen Publikationen von Julius Meier-Graefe, dem die Kenntnis der modernen französischen Malerei in Deutschland hauptsächlich zu verdanken ist. Sein viel umstrittenes, seit einigen Jahren vergriffenes dreibändiges Hauptwerk 'Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst' erscheint soeben in zweiter Auflage (München, R. Piper & Co., 1. Bd. 20,— M.). Seine Kenntnis ist bezüglich des tatsächlichen Inhalts wie der Denkweise unerläßlich und auch für den, der auf entgegengesetztem Standpunkt steht, fruchtbar. Von Meier-Graefe seien noch die kleineren Monographien 'Vincent van Gogh' und 'Paul Cézanne' genannt, je mit zirka 40 Abb. (München, R. Piper, je 3,— M.). Im gleichen Verlag ist je eine Cézanne-, van Gogh- und Gauguin-Mappe erschienen mit je 15 großen schwarzweißen Reproduktionen (je 5,— M.). Der Versuch einer philosophischen Klärung, die Darstellung der Grundzüge einer Ästhetik und Entwicklung der modernen Malerei ist kürzlich in einem mit 32 Abb. versehenen Buche 'Von Monet zu Picasso' von Max Raphael gemacht worden (München, Delphinverlag, 8,— M.). Das Werk ist wie auch die formalen Ausläufer der neuen Kunstbewegung leichter abzulehnen als zu verstehen. Wer aber eine wenn auch noch so einseitige gedankliche und formale Entwicklungskonsequenz zu überschauen liebt, der findet diese Konsequenz hier formuliert.

Das Bild von Maurice Denis, der dem Impressionismus gegenüber in seinen sonstigen Werken eine vermittelnde Rolle einnimmt, zeigt die patriarchalische Gestalt des nunmehr 82jährigen Gründers der Beuroner Kunstschule, mit seinen Hauptschülern und mit Beziehung auf seine Kunsttheorie.

Berichtigung: Das farbige Bodenseebild von G. Fugel im Aprilheft ist richtig zu betiteln: Hafen von Langenargen.

---

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Ruch, München-Golln  
 Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München  
 Mitleiter für Rußl: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg  
 Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpperl in Wien IV.  
 Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.  
 Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59  
 Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt, sonst nur bei genauer  
 Quellenangabe gestattet.







Jan van Huysum/Blumentorb







Elfter Jahrgang

Juni 1914

## La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna / Von Peter Dörfler

### I.

**R**omualdo, der Rektor einer Klosterschule vor den Mauern Roms, hatte seinen Schülern eine doppelte Gunst zugewandt. Sie durften statt trockener Übersetzungen einen freien lateinischen Aufsatz mit dem Thema: „Mein vitae curriculum“\* bearbeiten, und sie durften dieses seit langem skizzierte und gleichsam in Knospen verborgene Geisteserzeugnis heute im luftigen Klostergarten voll erblühen lassen, unbeengt von Gemäuer und Schuldunstigkeit.

Wenn Pater Romualdo seinen Schülern Gunst gewährte, so sorgte er dafür, daß sie vorher in den tiefsten Staub verdemütigt wurden. Denn sie sollten sich immer bewußt bleiben, daß sie Dummköpfe und von Natur Taugenichtse seien und Wissen und Fortschritt nur der unerhörten Klugheit und Lebenskunst ihres Professors verdankten.

Darum hatte er heute erst mit Getöse ein langes Sündenregister vorgeführt und gezeigt, wie Schüler, die noch solche „Monstra“ von Fehlern bei den einfachsten grammatikalischen Hindernissen zur Welt

\* Mein Lebenslauf.

brächten, durchaus in die engste Zwangsjacke simpelster Stilübungen gesteckt werden mußten. Nie hätte ein Lehrer eine solche Auslese von Schwachköpfen und Faultieren zu seinen Füßen gesehen, und doch sei nie einem anderen die Idee gekommen, das Schienennes vorgezirkelter Perioden zu verlassen, gewissermaßen auf die freie weite Campagna hinauszusteigen und zu sagen: „Hier, sucht selbst; wenn ihr's richtig anfaßt und die Logik als Führerin nehmt, ist euch alles erlaubter Weg!“ Mein, das sei noch nie erhört worden, soweit die Chronik des Klosters zurückreiche. Aber wie würden sie ihm seine Liberalität wieder lohnen! Er sehe das Schicksal schon schreiten. „Bei Zeus,“ rief er in Zorn geratend aus, „wie viele Augiasställe werde ich zu kehren, wie viele pontinische Sümpfe zu durchwateten haben! Denn ich kann euch wohl der Schwüle des dumpfigen Arbeits- saales entziehen, aber in die Schwüle und Dumpfheit eurer Hirn- kasten seid ihr gebannt wie die Schatten in den Hades, und kein Gott kann euch erlösen! Dixi! Jetzt aber schreibt mir endlich das Ge- fasel zu Ende. Schreibt und gafft nicht!“

Nachdem der scharfe Essigguß die süßen Gefühle der Freiheit, denen sich die Schüler allzu selig hingeegeben hatten, reichlich mit Herbnis durchseht hatte, gönnte der Professor den Knaben vorerst Ruhe. Aber er hatte sich noch durchaus nicht alle Beschwerden von der Leber geredet und führte, heftigen Schrittes hin und her wandelnd, sein Philippika in seinem Innern weiter. Solch ein zeit- weiliges Grollen und Wettern gehörte zu den Bedingungen seiner seelischen Gesundheit und zu dem wohligen Gefühle voll erfüllter Pflicht.

Endlich stellte er sich auf eine der Marmorstufen, die zu einer zierlichen Fontäne emporführten, und begnügte sich, gegen einen antiken Grabzippus gelehnt, seine Schüler mit liebevollem Grimme zu betrachten.

Indessen zogen diese ihre jungen Stirnen in gequälte Falten und mühten sich, ihren armen Stil mit Ciceronischen Perioden und mit Sentenzen aus Tacitus und Livius zu bereichern. Wen nicht Ehrgeiz stachelte, den trieb Furcht an, heute sein Bestes daranzusetzen. Es war die letzte Gelegenheit, die Arbeit einer Woche zu krönen oder zu verderben.

Schade, daß der langhaarige Maler, der draußen vor der Kloster- mauer stelzenbeinig und steif, die Augen nur auf die tausendmal gemalten Aquädukte gerichtet, der Campagna zuschritt, nicht einmal versuchte, über die Nasenkrone der rohgefügtten Basalte zu blicken.

Er wäre dann sicher über das Brombeergeranke geklettert und hätte wohl eine gute Zeitlang genossen. Denn hier war Frühling und Herbst, Jugend und Vorzeit, Leben und Tod zu einem wundersamen Bild verschlungen. Da zogen sich im Schutze der Mauern frische Blüten wohlgepflegt und in üppiger Fülle dahin, und über der Blumenpracht neigte sich die Rebe, müde ihrer goldgelben und schwarzblau geschwellten Frucht. Da standen, ins tiefe Himmelsblau getaucht, die Ziegelreste altrömischer Aristokratengräber, daneben lagen klägliche Torsi von Marmorbüsten, Trümmer von Inschriften mit schwungvollem Lobe auf vergessene Größen jener Welt, und frische braune Knaben schmiegt ihre jungen Leiber auf den antiken Marmor. Diese blutvollen, lebhaften Gesichter und diese geschmeidigen, in die faltigen Kutten gehüllten Körper hoben sich von dem starren Gesteine ab wie ein üppig junger Olbaum von einem modernden Wurzelstock, dem er entwachsen ist. Aber wie solch ein Bäumchen nur scheinbar ein Überwinder und Verächter des faulenden Ahnen ist, vielmehr mit all seinen Wurzeln aus ihm Nahrung und Kraft holt, so waren auch für die Schüler die Inschriften und Bildsäulen nicht nur Unterlage der Schreibhefte; die tiefsten Gefühle der ganzen Schar wurzelten vielmehr in der Größe und Fülle der altrömischen Kultur, und sie saugten sich darin mit solcher Inbrunst fest, daß der Maler, um das auszudrücken, unzählige Linien wie Fasern vom Marmor zu den lebenden Leibern hätte zeichnen müssen.

Indes sie erzählten, wie sie in irgend einem Vico Roms das Licht erblickt oder in einer der Provinzen herangewachsen waren, suchten sie den Beginn und weiteren Verlauf ihres schlichten Lebens auf alle Weise antik zu verbrämen oder mit einer geschichtlich wichtigen Ortlichkeit in bedeutungsvollen Zusammenhang zu bringen. Nur das schien ihnen der Erwähnung wert, was ihr Bild irgendwie in altrömischer Umrahmung zeigte. Die zeichneten sie sich und die Ihrigen vor dem Hintergrund einer heutigen italienischen Stadt oder vor einer Landschaft, wie sie das Auge eines Menschen unserer Kultur sieht, sondern in die Idylle, wie Horaz und Virgil sie besangen; und sie rekonstruierten Ruinen und untergegangene Städte, um mit ihnen zu prunken und ihr Leben zu bestrahlen. So war es ja gewiß nach dem Sinne des Lehrers, in den sich die Schüler nach Möglichkeit einzuleben suchten. Aber es lag ihnen auch im Blut. Es verkörperte ihr Ideal von Menschengröße, von Schönheit und irdischem Glanz.

Und so bekamen denn all diese Lebensläuflein, die zwischen den Liebkosungen der Mammina und den kleinen Zufälligkeiten des um-

hegten Kindergarten dahingeplätschert waren, einen eigentümlich heroischen Anstrich. Die Zweikämpfe zwischen den Knaben eines schmutzigen Nicos wurden fast alle eingeleitet mit einem Gleichnisse: Wie der männermordende Ajax auf seinem Streitwagen vor die Tore der Priamusstadt lenkte und, von einem Gotte angefeuert, die Trojaner alle, sei es den Hector, den Sohn des Priamus, oder den weichlichen Paris zum Zweikampfe herausforderte, gewiß, daß er jeglichen im Streite überwinde . . . so ritt ich mit meinem olivenhölzernen Steckensperde gegen Domenico . . . den dummen Sohn des Schusters . . .

Auf diese Weise erzählten sie langatmig die Geschichte ihrer ersten Kindheit, und doch hätte kein Leser sich die geringste Vorstellung von dem wirklichen Verlauf der stillen Knabenjugend machen können, so sehr war alles mit antikem Aufpuß kostümiert. Die wahre Mutter verschwand hinter Livia, der Gracchenmutter Kornelia oder einer der anderen römischen Heroinnen, mit denen sie verglichen wurde. Ebenso wurde die Tätigkeit der wirklichen Väter so sehr mit mythischen Helden zusammengesetzt, daß sie von all dem Beiwerk erdrückt wurden wie David von seiner Rüstung. Allmählich entzündete sich die Phantasie der Jünglinge, und je mehr die kleine Wirklichkeit phantastische Größe annahm, desto leichter floss der Strom der Erzählung dahin; das grübelnde Federbenagen und das rastlose Starren in die blaue Leere hörte auf, und durch den Garten ging ein Rauschen und Rühren wie von vielen krabbelnden Käfern. Als der Padre sich unterdessen seinen eigenen bunten Lebenslauf vormeditiert, daran alle die Betrachtungen der Welt geknüpft hatte, die sich aus seinen Erfahrungen ergaben, und am Stande der Sonne bemerkt hatte, daß die Frist für den Probeaufsatz abgelaufen sei, da klatschte er in die Hände, um die Schüler zum Schlusse zu drängen. Aber all die Gesichter, die zu ihm aufblickten, machten so ungeduldige und bittende Mienen, und die von Eifer glänzenden Augen flehten so innig: „Noch einen momentino, wir sind noch nicht zu Ende,“ daß er brummend zustimmte. Und die Federn kiselten mit wilder Hast weiter. Endlich aber legte einer nach dem andern das spitze Rohr beiseite. Der Pater schrie: „Ob ihr den Mist noch einmal lest und wenigstens von den „Monstra“ befreit!“ Er rollte dabei drohend seine großen, schwarzen Augen, und die Schüler überflogen prüfend ihr „Leben“, den einen oder andern Makel darin mit leichtem Federzug austilgend. Wieder klatschte der Pater in seine feinen, nervösen Hände; und dann ging er von Schüler zu Schüler, nahm ihnen die

Blätter ab und ließ zugleich seine Polizeiblicke über die ersten Sätze gleiten, wobei er immer allerlei ‚Monstra‘ entdeckte.

Indessen schrieb ein Schüler, der seinen Platz etwas abseits in einer Nische gesucht hatte, in selbstvergessener Hingabe weiter. Er hatte offenbar weder das mahnende Klatschen des Paters noch das Davonstürmen der Kommilitonen bemerkt. Man hätte glauben können, er gehöre nicht zu der Schar, so sehr übersah er ihr Tun und Treiben. Auch war er offenbar um ein Bedeutendes älter als all seine Mitschüler, denn wenn er auch die Größeren derselben kaum überragte, so zeigte der zarte, feingliedrige Körper und vor allem das blasse Gesicht mit der ausdrucksvollen Nase und dem festen Mund die Formen eines reifenden Jünglings. Der Pater hätte den Schreibenden wohl übersehen. Aber Camillo, ein Sieneser, beobachtete ihn und rief dem hüpfenden Peppo zu: ‚Sieh da, Cola die Rienzi ist eingeschlafen.‘ Cola — so nannten sie den Senior der Klasse, weil er dasselbe Schwärmergesicht und dasselbe, freilich meist sorgsam gehütete Schwärmerwort hatte und ein Fanatiker der Größe Roms war. Peppo war ein Hanswurst. Er erhob sofort ein lautes Gelächter und schlug mit seinen breiten Händen vor Vergnügen klatschend auf die Schenkel, wie toll schreiend: ‚Eingeschlafen! Er, das Licht!‘ Da wurde der Pater aufmerksam. Er knurrte Peppo an: ‚Merlo! Du hast Grund zum Übermut! Verkrieche dich und such nach Lappen für deine Schande. Ein solches Geschmiere!‘ Peppo schnitt eine Grimasse und verschwand in den Lauben, der Padre aber schritt jetzt auf den reglosen Schüler zu. Nein, der schläft nicht, aber warum vergift er, was die Zucht heischt? ‚Eh, Romolo,‘ schrie er wie weckend, ‚schläfst du?‘ Aber da schauten zwei glanzfeuchte, dunkle Augen zu ihm auf wie zu einer Erscheinung aus einer fremden Welt. So erschrocken war der Angesprochene, daß sich seine blassen und hageren Wangen mit Purpur färbten und die Stirne bis hinein ins rabenschwarze Haar rötete. Die Augen irrten, als durchliefen die Gedanken eben nochmals prüfend eine weite Bahn und suchten Fäden zu binden, die er plötzlich widerwillig hatte reißen sehen. ‚Wer bist du, und wer bin ich,‘ schien der Selbstvergessene erwachend zu fragen.

Da rötete sich auch des Magisters Stirn. Der Professoreneifer schwoll wieder an. Wie! Sein bester Schüler, der allein so viele Grüße im Kopfe hatte als all die anderen Muli zusammengekommen, der spielend in kurzer Zeit eingeholt hatte, was er den anderen in jahrelanger Mühe notdürftig eingeleut hatte, ließ ihn

bei der ersten selbständigen, aus der Schablone fallenden Arbeit schmähslich sitzen! Was sollte er dann von den anderen erwarten! Grimmig entriß er dem Jüngling das Papier, auch die losen Blätter, die aus dem Tagebuch gerissen waren und als Konzept dienen sollten, und schrie: „Romolo, ich will sehen, ob das aus Bosheit oder Dummheit geschehen ist. Wehe, wenn du dich nach Esels Muster eigensinnig auf alle Viere gesetzt hast und nicht weiter wolltest, wo die Bahn glatt gewesen wäre. Dann steck' ich's dem Pater Antonio, deinem blindguten Beschüzer, der dich verhätschelt, daß es ihm die Götter verzeihen mögen!“

Und er überflog die beschriebenen Blätter. Es waren deren eine große Zahl. „Was, und dies alles soll nur Einleitung sein? Dies Monstrum von Einleitung für ein Leben von etlichen dummen Jahren!... Wohin magst du Unglücksmensch dich verrannt und verirrt haben? Romolo, dein Leben, nicht das deiner Vorfahren ab Abame hättest du niederschreiben sollen. Find' ich nur einen grammatikalischen Fehler, dann ist dein Schicksal entschieden, du verlierst deinen Preis.“ Nach dieser Rede schritt der Pater mit seinem majestätischen Schritt, der des historischen Bodens, über den er hinwegging, wohl würdig war, aus dem Garten.

Der Schüler aber blieb unbeweglich an der umgestürzten Säule liegen, die ihm als Unterlage für sein Schriftstück gedient hatte. Die scharfe Aussprache des Meisters hatte ihn wohl aufgeschreckt; aber wie ein aus süßen Träumen Gerissener unwillig das Licht des Tages sieht und wieder in die dunkle, wundersame Unterwelt hinabzutauchen sucht, so ergriff er offenbar wieder den Faden der Erinnerung und schwang sich in die Welt, die hinter ihm lag. Sein großes Auge stand nachdenklich still, indes die Schüler durch den Garten kreischten und schwirrten und die Sonne mit uraltem Marmor und heute gewordenen Blüten wie mit gleich lieben Kindern spielte.

Der Magister aber zog sich eilig in seine Zelle zurück, um in der Nähe des Tintenfassers eifervoll tiefe rote Striemen in den krausen Leib der Aufsätze einzuzichnen.

Romolos Stilübung befriedigte ihn zu Anfang in hohem Grade. Der Jüngling fing an, indem er gleichsam als Lebensdevise seine Liebe zu Rom und den klassischen Studien hervorhob. Das war ganz im Sinn und Geiste des Lehrers. Grammatikalische Verstöße, das sah der Scharfäugige sofort, waren bei der Sicherheit, mit der sein Primus die lateinische Sprache beherrschte, ausgeschlossen. Auch

der Stil trug zu Anfang deutliche Anklänge an Cicero, das große Vorbild, das immer erst um den Ausdruck für irgendeine Empfindung oder Phrase gefragt werden mußte. Bravo, das war ganz vorzüglich! *Nota prima!* Aber allmählich verbüßerte sich die kaum erheiterte Miene des Meisters. Zwar brauchte er die vertrocknete Tinte in seiner Feder nicht zu erneuern. *Monstra*, will sagen faßbare Fehler, fanden sich nicht. Aber je weiter die Erzählung fortschritt, desto nachlässiger wurde der Stil. *Per Baccho!* Das war ja nicht mehr lateinische *Gravitas*, das war italienische Beweglichkeit! Kurzatmige Sätze! Kein Tropus, keine Periode, keine majestätische Aufmachung. Das entbehrte ja aller Würde. So erzählt ein Freund dem Freund während der Feierabende. *Corpo di Baccho!* Und dann! Ja dann, wo das eigentliche 'Leben' begann, da mußte er bei jedem Satz den Kopf schütteln. Da waren befremdliche Dinge erzählt, und noch mehr befremdlich waren die Gefühlsäußerungen eines Jünglings, der diesen Winter in das Noviziat eintreten soll. Mag der Aufsatz reif sein, die klösterliche Gesinnung ist unreifer als die des letzten Schülers. Der Aufsatz war nach des Paters Meinung ein unbewusstes Bekenntnis zum Heidentum. Romualdo las ihn noch einmal, strich die verdächtigen Stellen mit blauem Stifte an, und gab ihn dann dem Pater Antonio hinüber, dem Entdecker und Beschützer dieses Campagnawildlings, der anscheinend ein Zigeuner geblieben war trotz aller Stileleganz, ein Christ mit dem Kopf, ein Heide mit dem Herzen, unbewußt — gewiß, aber deshalb um so gefährlicher.

Der Schüleraufsatz und die Tagebuchblätter, mit denen sich Pater Romualdo wie ein Inquisitor beschäftigte, lauteten also:

O Roma, ewige Stadt, Königin, unvergleichliche, du siebenhügelige, Wunder der Welt. Ich liebe dich und schwöre mit heiligem Schwure: Wenn ich deiner vergesse und aufhöre deine Größe zu besingen, an deinem Ruhme zu arbeiten, deine Wunden zu heilen und dein Angesicht zu erneuern, dann faule meine Rechte und mein Geist verborre in meiner Stirn. Kein Ruhm ist diesem gleich, dein Sohn zu heißen und ein Römer aus Rom zu sein. Ich liebe deine Vergangenheit, denn du warst die Leuchte der Welt, du Gesetzgeberin, du Nährboden der höchsten Kunst, die je auf dieser Erde blühte, du Mutter der tapfersten Legionen, vor deren Tritt die Barbaren erzitterten und doch in Freuden erschauerten; denn sie brachten Menschlichkeit und Gesittung in ihre Wälder und an ihre rauchenden Opferaltäre. Ich liebe deine Sprache, denn sie

ist so wohlklingend, daß die Gottheit sich ihrer bedient, wenn sie nach Menschenweise spricht. Und doch ist sie scharf und knapp wie eine mathematische Formel, ein reines Gebilde der Logik, fähig, auf kürzestem Wege das Treffliche auszudrücken. Du bist ein Schmuck, ein Instrument und eine Waffe zugleich, von den größten Dichtern und Denkern aller Jahrhunderte für uns zurechtgelegt. Ich liebe deine Vergangenheit; denn sie ist überaus groß und preiswürdig. Von ihr melden die Bücher, deren Siegel uns die Schule allmählich erschließt, jede Seite der Klassiker kündigt den Ruhm der Vergangenheit, deren Königin und Göttin du gewesen bist. Darum liebe ich auch all die Bauten, die aus jenem goldenen Zeitalter in unsere Tage sich gerettet haben. Kraft und Schönheit zugleich hat sie in gemeinsamem Rat gebaut. Was wäre wohl die Welt, hätte sie noch nie ein Kolosseum schauen dürfen oder ein Forum oder die Engelsburg am gelben Tiberstrand! Wie arm wäre sie ohne die Peterskuppel, die wie eine Blume aus Erz und Stein und Ätherdunst gewoben in den Himmel ragt! Nie könnte dies Zwergengeschlecht sich Titankraft rühmen. Wie oft wandere ich im Geiste auf der Königin der Straßen hinaus gegen die Albanerberge! Wohl stehen die Ruinen der Grabdenkmäler wie elende Bettler zur Rechten und Linken. Ich aber vergegenwärtige mir die Pracht jener Tage, als diese verfallenen Bauten noch in Marmorblüte, wetteifernd an Reinheit und Schönheit mit dem Flor des Campagnafrühlings, die siegreich heimkehrenden Legionen grüßten. O Roma, ich liebe dich als das Paradies der Schönheit und Größe! Ich danke dem großen, guten Gott, daß er mich, als ich wie ein wildes Füllen ohne Vater und Mutter, ohne Freund und Familie, ohne jegliches Wissen in der Campagna umherirrte, eine Beute der Barbarei oder des Todes, einfing in dieses Klosters heiligen Bezirk und mir der Wissenschaft und Frömmigkeit lindes Joch über den Nacken warf, nein, was sage ich, mich der gütigen Mutter Humanität an die Brust legte, die mich nun hegt und nährt und mir schenkt Mark und Milch, Honig und Brot. O, welchen Hunger nach Wissen und Bildung fühl ich in meinem Innersten, wie lockt und treibt mich die Sehnsucht, die Schleier zu lüften, die vor dem Auge des Unwissenden liegen! Denn die Wissenschaft bringt Licht und macht hell und weitsichtig. Ungeheure Weiten der Vergangenheit tun sich vor mir auf, Geheimnis an Geheimnis schwindet wie Morgennebel vor der Sonne. Runen und Rätselschriften werden offenbar, Marmorstatuen und Wandmalereien fangen an zu reden und werden schließ-



lich wie Freunde und liebe Genossen. Das Unbeachtete wird schön, und das Bekannte offenbart seinen tiefen Wert. Meines Lebens letzte Kräfte will ich spannen vor den Triumphwagen der Musen, und als ein treuer Alumnus will ich dem Ruhme meiner Vaterstadt und der Pflege der klassischen Studien meine Dienste weihen und gerne wollte ich mit Spurius Dendatus mein Leben für ihre Größe opfern.

Wenn ich nun erzählen soll, wann ein gütiges Geschick mich einer römischen Mutter in den Arm legte, in welcher Region der Stadt das gewesen sei; wenn ich meines Vaters und meiner Mutter Namen und Stand angeben soll — so stocke ich traurig. Es steht geschrieben, daß viele Forscher mit leidenschaftlicher Sehnsucht den Quellen des Nil nachspürten, aber ohnmächtig und gebrochen an Geist und Körper umkehrten, ohne dem heiligen Strom das Geheimnis seines Ursprungs entreißen zu können. So habe ich Tage und Nächte lang um die Mysterien meiner Herkunft gerungen. Meine Phantasie habe ich zu Tode geheßt und mein Gedächtnis gewürgt und gepeitscht, damit es mir die Schicksale meines ersten Trienniums verrate. Aber das Paradies meines Lebens ist mit unübersteiglichen Mauern umfriedet, und nur leise verlorene Klänge bringen fernher zu mir. Auch die Erinnerung daran ist gestorben. — O, ihr glücklichen Freunde, die ihr mir zur Rechten und Linken sitzt, ihr schreibt als die natürlichste Sache der Welt: Ich bin geboren am . . . der Sohn der . . . katholischer Religion . . . das alles weiß ich nicht. Wo fängt denn mein Erinnern an? Auch das weiß ich nicht. Denn ich habe so oft und mit so leidenschaftlicher Eier in diese Nacht hineingestarrt, daß meine heißen Wünsche, etwas zu sehen, Scheinleiber angenommen haben und mir als wirkliche Gestalten vorgeschwebt sein müssen. Wieder horche und starre ich jetzt, da ich dieses schreibe, in die wallende Finsternis. Ich höre leises Tönen. Am Anfang meines Lebens steht die Musik; sie muß meine Wiege umklungen haben. Dann wiederum — Götter sagt, ob es kein Phantasiebild sei — seh' ich mich in einem schönen Garten; goldene Äpfel leuchten aus dunklem Laub und ich lache und strecke verlangend meine Hände nach ihnen aus. Der Mann, auf dessen Arm ich sitze, lacht auch und bricht mir den süßesten Apfel . . . Dann hängt von der Decke eines hellerleuchteten Saales ein kristallener Lüster; auch nach seinen glänzenden Gläsern, die mir zuderne Früchte scheinen, greife ich, und da ich sie nicht erhalte, beginne ich zu weinen. Doch laßt mich erzählen als von wirklich

Vergangenem. Einmal hatte mich eine Frau auf dem Arm, und ich hörte im Dämmern des Saales so bitteres Weinen, daß mein eigenes begehrlches Wimmern erschrocken stille hielt . . . Der Fußboden in meinem Vaterhaus war aus weißem Marmor; das weiß ich ganz gewiß — meine ich, ganz gewiß zu wissen. Denn die Geschichte — oder besser die Sage aus meiner prähistorischen Lebens-epoche weiß zu melden, daß mein Vater einmal spielend ein goldenes Ringlein fallen ließ, das hell auf dem harten Pflaster aufsprang und mit seinem gelben Glanze sich scharf von dem blühenden Marmor abhob. Das ist alles, was ich von meinem Vaterhaus weiß. Was kam doch nach diesen ‚Ereignissen‘ — sit venia verbo? Ich glaube, wie bei allen Kindern unschuldig harmloses Spiel und nichts, was dem Gedächtnis wertvoll genug erschienen wäre, um es aufzubewahren. Die Reihe meiner Lebenserinnerungen, die ununterbrochen, ‚Kette an Kette, Perle an Perle, weitergeht, beginnt mit einer Nacht, welche für mich alle Schrecken des brennenden Troja inbegreift. Bei der ältesten Vergangenheit unseres Volkes ist es schwer, reinlich zwischen Geschichte und Legende zu scheiden. So ergeht es mir — ich muß es immer wieder bemerken — bei der Urgeschichte meines Lebens. Ich würde Herzblut hergeben, könnte ich über das erste große Erlebnis in meinem Dasein Klarheit und Gewißheit gewinnen. Es war eine furchtbare Nacht, die all mein Geschick gewendet und entschieden hat. Aber mein Sinn war noch zu unerschlossen, um bestimmte Eindrücke festzuhalten und sie unverändert aufzubewahren. Ich strenge alle meine Geisteskräfte an und hole alle Eindrücke aus den letzten Winkeln meines Gedächtnisses — und stehe vor einem wildverworrenen Bild. Wenn ich ganz wahrheitsgetreu über jene geheimnisvolle Nacht berichten soll, so muß ich darüber folgendes aussagen: Die Gestalten meiner Erinnerung und meiner Phantasie sind unlöslich. Aber ich glaube diese wenigen Ereignisse als Tatsachen aussprechen zu dürfen. Es war in jener Nacht plötzlich ein großes Getöse in unserem Hause, wie von kämpfenden Männern. Ich hörte dann Schüsse knallen und darauf — dies ist die sicherste Erinnerung — einen furchtbaren, markerschütternden, aber gleichwohl sehr schönen, sehr klangreichen Schrei aus einem Frauenmund. Ich könnte ihn noch heute — wenn ich je die Kraft dazu hätte — nachbilden. Dann knallten Türen, Fadeln bligten auf und verschwanden wieder. Noch einmal erklang jener gräßliche Schrei, der aus Todesangst, Wut und Liebe seltsam zusammengeglüht schien. Gott, wie beschreibe ich ihn nur! So mag Medea

aufgeschrien haben, als sie erwachend des verräterischen Jason Schiff in den blauen Fernen entschwinden sah. Dann vernehme ich in meiner Erinnerung ein klägliches Wimmern, ich sehe fliehende, schreckgeschüttelte Menschen kümmerlich gekleidet hin und her irren. Blutige Schreden waren um mich, und meiner Mutter starker Arm trug mich aus dem Toben der ringenden Menschen. Jemand wollte mich aus ihren Armen reißen, da eben erklang wohl jener Schrei, ebenso schön als wildleidenschaftlich, und der Angreifer prallte zurück. Das letzte Bild jener Nacht erzählt mir von einem Gefühl, das jener empfindet, der an Bord eines Schiffes steht, wenn es der Sturmwind schüttelt. Aber jene wiegende Bewegung kam wohl nur von dem stolzen, königlichen Schritt der Mutter, die mich sacht und sicher irgendwohin trug — dorthin, wohin sie eben der Wahnsinn der Verzweiflung entführte.

Von jetzt an erzähle ich wie ein Chronist. Ich habe damals kein Tagebuch geführt, auch lange nicht, als ich im Kloster schon die Kunst des Schreibens lernte, aber die folgenden Tatsachen stehen mit einer Bestimmtheit vor mir, als könnte ich sie ablesen.

Ich wachte nach einem erquickenden Schlafe auf und sah über mir einen roten Schimmer. Ich rieb die Augen, und flammende Lichtfunken fuhren umher. Allmählich aber verglühten sie, und der rote Schein verdichtete sich zu einem roten Tuch, und dieses nahm Form und Gestalt eines mächtigen Regenschirms an, auf den eben die aufsteigende Sonne niederprallte. Ich wand mich aus meinem bunt zusammengestoppten Lager und bemerkte, daß auch weiter rückwärts, wo eine hohe rote Mauer aufstieg, zwei Lager hergerichtet waren. Das eine war leer und in dem anderen lag, rotbadig und die geschlossenen Fäustchen in den dunklen Loden vergraben, mein Schwesterchen. Ich erinnere mich nicht, früher irgendeine Notiz von ihrem Dasein genommen zu haben. Ich weiß auch nur, daß mir alles so fremd und gefährlich und feindselig vorkam, wie einem Vogel, welcher aus dem Nest gefallen, der Rasen unter dem Apfelbaum. Ich war ebenso hilflos wie dieser und wußte gleichfalls nach seinem Muster nichts anderes zu tun als zu schreien. Man sagt, der Mensch bekunde bei seiner Geburt die Tatsache, daß er lebe, zuerst mit einem kräftigen Schrei. Jener Morgen war eine Art Geburt für mich. Denn damals habe ich zuerst ein wirkliches Bewußtsein von mir und meiner Umgebung erlangt. — Meine Mutter erblickte ich gleich darauf. Sie stand an jener alten Mauer wie eine schlanke, stolze Säule und unbewegt

wie diese. Ich lief sogleich auf sie zu und stellte eine Frage an sie, an deren Inhalt ich mich jedoch nicht mehr entsinne. Aber das eine bleibt mir unvergesslich — und es ist zugleich charakteristisch für das Wesen und die Gemütsart meiner Mutter: sie presste mich heftig an ihre Brust, ohne mir Kopf und Blick zuzuwenden. Sie starrte mit ihrem schwarzen Flammenauge in die Ferne, ohne jedoch etwas anzusehen; weder die Ruinen, die sich in dieser Gegend aneinanderreiheten wie anderwärts Haus an Haus, noch die weite Ebene, die sich zu unseren Füßen hindehnte, noch die blauen Berge, die hinter dieser lagen. Zum erstenmal erfuhr ich, daß ich eine außerordentliche Mutter besaß, die felsenhart und glühend wie Lavaströme zugleich sein konnte. Ich war neben ihr wie ein gelbschnäbelig Vöglein neben einer jungen Löwin. Ich durfte keine Zärtlichkeiten erwarten, wie sie Mütter des Alltags ihren Kindern geben, die ganz in ihren Kleinen aufgehen. Sie lebte eine Tragödie und führte sie mit ungeheurer Wucht und Leidenschaft von Akt zu Akt, und nur eine kleine Episode darin gehörte ihren Kindern. ‚Mammina,‘ rief ich, ‚ecco mi, ecco cocca tua!‘ Ich schmeichelte mit den süßesten Lauten, die ein Kindermund hervorbringen kann. Aber es wollte mir nicht gelingen das Herz der Mutter zu erreichen. Diese frostfarbene Stirn, diese tiefschwarzen Mandelaugen, dieses blauschwarze Haar schien zu einer Statue zu gehören und nicht Hülle einer warmen Frauenseele zu sein. Ich glaube, daß ich in jener Stunde nicht so zärtlich und schmeichelnd ‚Mammina‘ gerufen und mich als ‚cocca‘ bezeichnet hätte, wenn nicht in meiner — nennen wir es also mit dem technischen Ausdruck — in meiner prähistorischen Zeit meine Mamma wirklich lieb und herzlich zu mir gewesen wäre. O, sie konnte lieb und herzlich sein! Sie hatte eine Glut in sich, die andere nicht nur erwärmen, sondern geradezu ersticken konnte. Aber damals hatte sie all diese Brände auf den Herd des Hasses hinübergeschöpft, wie ich jetzt weiß, und sie wachte mit Eifersucht darüber, daß sie ihr nicht auseinandergezogen würden.

Wo wohl die Gedanken meiner Mutter gewesen sein mochten, da sie nicht einmal durch den Jammer des eigenen Kindes zurückgerufen werden konnten! Vielleicht hat sie an irgendeinem Racheplan gebrütet, jedenfalls brachte ein rascher Entschluß sie dem Leben zurück. ‚Romolo,‘ sagte sie mit ihrer schönen, stolzen Stimme, die damals und auch später nicht im größten Jammer eine Spur von gebrochenem Mut und welker Müdigkeit zeigte: ‚Hier deine Schwester! Gib ihr zu trinken, wenn sie erwacht. Hüte sie, ich gebe

dir eine Rute. Treibe weg, was immer sich naht, denn alles ist böse, auch was Engelsantlig hat. Hörst du, alles, alles ist böse!' Ich nahm die Rute und sie ging fort. Ich glaube, daß nie ein kläglicherer Wächter bei einem Schafe zurückgelassen wurde, als ich weinerlicher, furchtsamer, durch all das Ungewohnte, Fremde und Seltsame eingeschüchterter Knabe war. Und zu all dem war noch gesagt worden: Alles ist böse. Also ringsum alles feindselig! In meiner Verzweiflung schaute ich immer meinem schlafenden Schwesterchen ins Gesicht. Sie war ganz gewiß nicht böse; denn sie hatte das lieblichste Gesicht, das je einem Menschen in die Welt mitgegeben wurde. Wangen hatte sie, purpurrot wie der Granatapfel, wenn er vollreif ist, und Haare lockig wie Weinreben, nur ganz schwarz und ebenholzfarben. Obwohl sie noch kleiner war als ich und dazu schlief, so brachte mir doch ihr Anblick ein Gefühl der Sicherheit. Ich wartete auf ihr Erwachen wie der nächtlich Verirrte auf den lieben Sonnenschein. Endlich rührten sich die beiden Patschhändchen, und sogleich setzte sie sich flink auf. Sie war ihr ganzes Leben lang ein Bild der italienischen Sommer Sonne, die jeden Tag an dem gleich heiteren Himmel aufgeht. Wie sie die bunten Tücher um sich her sah, lachte sie, warf sie empor, fing sie auf und spielte wie mit Bällen. Sie war sofort zu Hause, als wäre sie ein Zigeunerkind gewesen, das immer in denselben Lappen, aber alle Tage unter einem anderen Scheunendache schläft. Auch über den Regenschirm lachte sie, nahm ihn sofort als Spielzeug und versteckte sich hinter ihm und forderte mich auf, sie zu suchen. Dann kletterte sie auf die bröcklige Mauer, die sich uns im Rücken erhob und uns vor der Tramontana schützen sollte, die am Morgen so kühl weht. Da ich sie bei so kühnen Wagnissen gefährdet glaubte, erinnerte ich mich an den Befehl meiner Mutter und an mein Wächteramt und rief: ‚Virginia, alles ist böse!' Da lachte sie: ‚Romoluccio, alles ist gut, sogar du böser. Und was hast du für eine Rute? Soll ich dein Schäflein sein? Dann führ mich da hinauf, wo es so schön blau ist.' Und sie zeigte zum Himmel hinauf und fuhr fort: ‚Ich möchte mich in das weiße Bettchen droben setzen und immer fahren, immer weiter, wie der Wind.' Und sie streckte verlangend die Arme aus und jauchzte. Als ich sie so munter und guter Dinge sah, wagte auch ich ein lustiges Gesicht zu machen und versuchte einen schüchternen Jauchzer. Aber ich schaute mich ängstlich um, ob ich nichts Böses herbeigerufen habe.

‚Du,‘ sagte jetzt Virginia, ‚dein Schäflein will vor Hunger sterben.' Da errötete ich, wie wenn die Schwester mir einen schweren

Tadel gesagt hätte. Denn ich erinnerte mich des vergessenen Auftrages der Mamma und gab Virginia ein Gläschen mit Milch. Da schwieg der Plaudermund für Augenblicke, aber die Augen lachten um so heller. Als sie den ersten Hunger gestillt hatte, bot sie auch mir das Gläschen hin und wollte nicht eher weitertrinken, als bis auch ich getrunken hätte. Meine Weigerung schlug sie mit der überzeugten Begründung nieder: ‚Ich habe heute keine Puppe mehr, das böse Kind ist auf die Straße gelaufen, da hat sie der Hund aufgefressen und jetzt mußt du meine Puppe sein.‘ Nach diesen Worten dachte sie einen Augenblick ganz ernsthaft nach, dann sagte sie: ‚Ach nein! Die Puppe hat der Hund nicht aufgefressen; er hat dich mit deiner Rute gesehen und ist davongelaufen. Meine Puppe kauft etwas recht Feines ein. Du bekommst die Hälfte.‘ O süßes, holdes Schwesterchen, wie lieblich und frisch hast du alles mit deinem schönen Mündchen herausgeplaudert, dieses und vieles andere, worüber ich in einer Stunde den Palast vergaß, in dem ich wohl die ersten Jahre meines Lebens zugebracht hatte. Deine sonnenheitere Gegenwart macht mir die Fremde, in die wir verstoßen worden waren, zur Heimat und den roten Regenschirm zum fürstlichen Dache!

In einiger Entfernung von unserem Asyl führte eine Straße vorbei, die dann und wann von Menschen begangen wurde. Einige näherten sich uns, schienen an uns und unserem Regenschirm Gefallen zu finden und sprachen uns an. Aber sie redeten eine Sprache, die wir nicht verstanden und, eingedenk der Mahnworte meiner Mamma, versteckte ich mich hinter dem Regenschirm. Auch Virginia folgte mir und wir schauten mit Furcht und Trotz hinter dem Schirm hervor nach den ‚Bösen‘. Diese aber winkten uns freundlich und warfen uns Münzen zu. Da war es um Virginias Scheu geschehen. Sie sprang jauchzend auf das blizende Metall zu, fing es behende auf, wenn es noch in der Luft dahersflog und rief lachend und in die Hände klatschend: ‚Di più, di più!‘ Und ein neuer Regen von Kupfermünzen ging nieder und wir beide haschten nun in munterem Eifer nach dem Gelde, ohne eine Ahnung von seinem Werte zu haben. Wir dankten mit keinem ‚Grazie‘, denn wir hatten durchaus nicht das Gefühl beschenkt worden zu sein. Wir hatten nur gespielt. Jene Kupfermünzen waren die Bälle und wir hatten sie aufgefangen. Als die Fremden der aufgehenden Sonne entgegen gingen, von ihren Strahlen umgoldet, da war es uns, als ob sie in den blauen Himmel hineingegangen wären, dorthin, wo die weißen Lämmerwölkchen ziehen und die Sternblumen blühen. Da warfen

wir ihnen unaufhörlich Ruchhände nach und Virginia rief: „Kommt wieder und nehmt uns mit, ich möchte da oben im Bettchen sitzen und fahren, weit, weit!“

Darauf belustigten wir uns mit dem geschenkten Gelde, ließen es auf den harten Pflastersteinen hell klingen und warfen es in den Sonnenschein, in dessen Golde die Münzen hell auffunkelten. Auf einmal stand die Mutter vor uns. Im Eifer hatten wir ihre Rückkehr nicht bemerkt. Aber jetzt rafften wir hurtig die blizenden Münzen auf und streckten ihr die gefüllten Händchen entgegen. „Woher das Geld?“ fragte sie, und ihre Stimme klang unheil kündend. Da zeigte Virginia zum blauen Himmel und rief: „Die Männer sind herabgekommen und haben es uns zugeworfen. Mammina, viel, komm, nimm!“ Da fuhr sie heraus: „Ihr bettelt Geld von Fremden? Komolo, hörst du, alles ist böse, was von dort her kommt,“ — sie wandte sich und zeigte auf die Kuppeln und Türme der Stadt, die zwischen Pinien und Zypressen sichtbar waren — „Und betteln sollt ihr nicht, so arm ihr seid. Eher — aber nein, das versteht ihr nicht. Kinder, eure Mutter und die Mutter eurer Mutter und all eure Ahnen bis hinauf in die graue Vorzeit verbieten euch zu betteln. Werft ihnen nach, was sie euch schenken wollen, als hätten sie euch mit Rot beschmuht! Schreit sie an: „Fluch euch und eurem Gelde!“ Ja, so grüßt sie: „Fluch euch!“

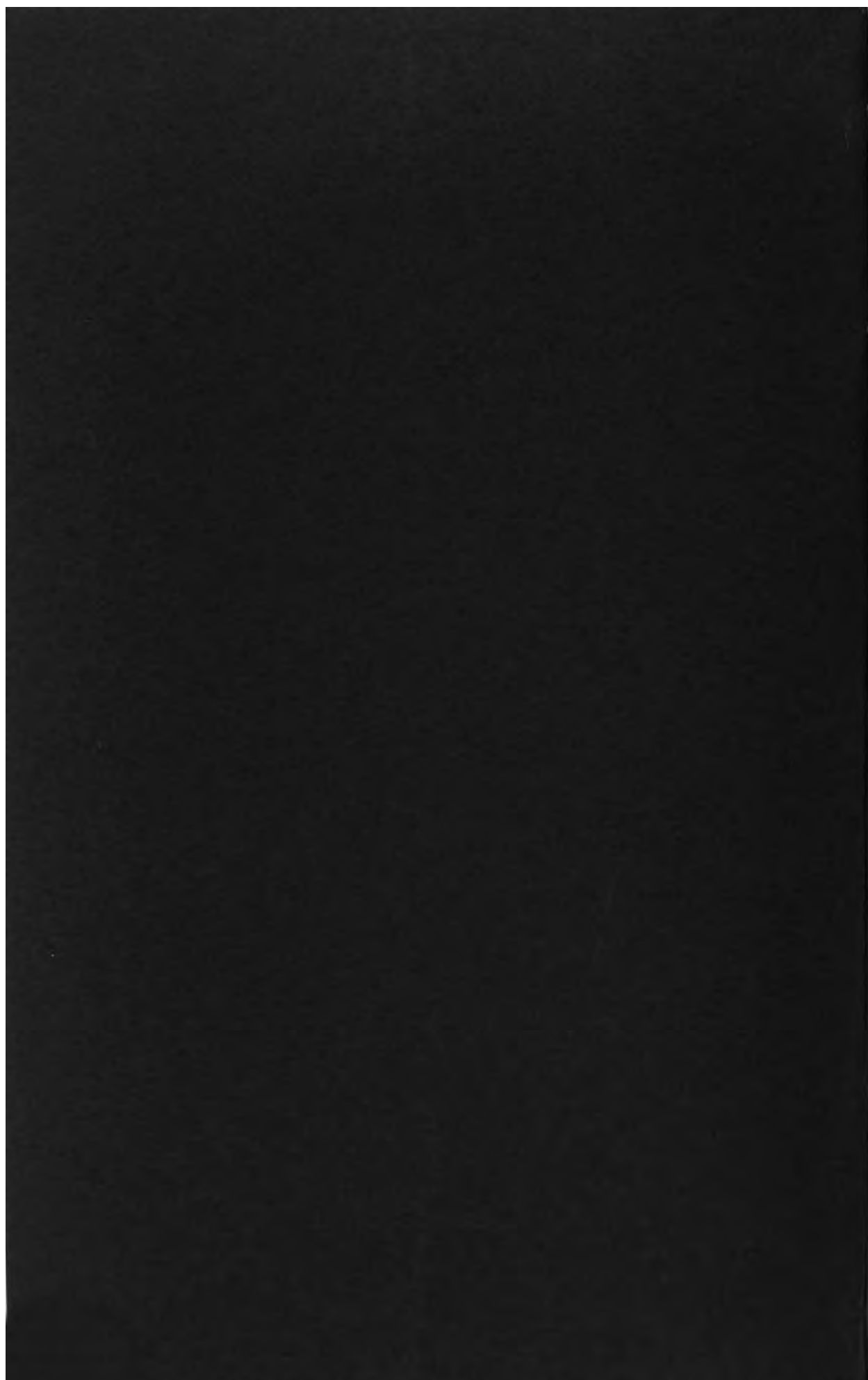
Und sie schleuderte das Geld weit von sich in das Röhrchen eines trägen Kanals, der dort hinzog. Als ein klingender Regen plätscherte es in die dunkle Tiefe nieder. Darauf nahm sie einige kärgliche Bissen zu sich und verfiel wieder in ihre Starrheit. Sie kauerte etwas abseits von uns in einer Mauernische nieder, die wohl von einer antiken Grotte übrig geblieben war. Keine Bewegung zeigte an, daß Leben in ihr war. Das in die Rechte gestützte Haupt war von einem dunklen Schleier verhüllt. Ihre Traurigkeit steckte auch mich an. Mich drängte es, ihr schmeichelnd die Wange zu streicheln und sie um Verzeihung zu bitten. Aber die Erfahrung des Morgens hielt mich zurück. Ich war von da an durch eine ehrfürchtige und bange Scheu von meiner Mutter getrennt. Virginia aber trauerte dem Verluste ihrer blanken Spielbällchen so wenig nach wie eine Schwalbe der Müde, die ihr entronnen ist. Diese schwingt sich in die Lüfte und fängt sich aus dem weiten fließenden Meer eine neue Beute. So war für das fröhliche Kind alles Spiel und Beute. Verlor sie einen Gegenstand, so boten sich tausend andere dar. Sie holte sich bunte Kiesel und glänzende Marmorwürfelchen aus den

Nesten eines alten Mosaikparaments. Sie breitete die Tücher aus und kostümierte mich mit ihnen, so daß ich bald einem burnusbekleideten Araber, bald einem in dicke Decken gehüllten Kranken glich. Als die Zeit der Mittagsschwüle kam, verkroch sie sich unter den roten Schirm, steckte einen Finger in den Mund und, wie an einem süßen Stück Zucker saugend, schlief sie rasch ein. Auch ich suchte den Schatten auf und ich wäre wohl sofort dem Beispiel Sinias gefolgt, wenn mich nicht eine Beobachtung noch länger wach erhalten hätte. Ich hatte wohl bisher noch nie so lange Zeit im Freien zugebracht. Nun fiel mir auf, wie unendlich groß die reine Decke des blauen Himmels war. Meine Augen wanderten ständig von der roten Wölbung des Regenschirms zu der ungeheuren Kuppel, die über die Erde ausgespannt war. Zum erstenmal entdeckte ich, daß die Fönung des Himmels am tiefsten leuchtete, wo seine Fläche mit den dunklen Zweigen einer Pinie oder mit den Umrissen einer dunkelroten Mauer zusammenzutreffen schien. Über diesen Betrachtungen erlag endlich auch ich der vereinten Gewalt der Gewohnheit und der mittägigen Schwüle. Als ich erwachte, hörte ich Virginias lustige Stimme. Die Kleine spielte bereits wieder mit Sand und Blumen. Die Mutter stand an der zerrissenen Mauer und blickte ins Land hinaus. So stehen die Karyatiden an den Portalen. Virginia näherte sich ihr, blickte ihr schalkhaft in die Augen und sprach: „Wir nehmen nie wieder Geld von den Männern. Sei darum lustig. Ich sage schon: Fluch euch, Fluch euch! Sieh, Romolo ist trüg, wie der Kater auf dem Dache. Mammina, worüber denkst du nach?“ Diese Frage hatte die merkwürdige Gewalt, das Haupt der Mutter um einen Knick seitwärts zu beugen. Von mir und Virginia abgewandt, sagte sie: „Ich sinne über Leben und Tod.“ Ich hätte ihr Gesicht sehen mögen. Wenn es einen so schrecklichen Ausdruck hatte wie ihre Stimme, dann muß es dem einer Medusa sehr ähnlich gewesen sein. Ich glaube heute fest, daß die Mutter in jenen furchtbaren Stunden, von Rachegeanken ganz erfüllt, noch hin und her grübelte, ob unser Tod oder unser elendes Leben für ihre Feinde größere Pein bedeute. Sie hat sich dann für das Leben entschlossen — aus Rachgier.

Als die Sonne sich meerrwärts neigte, gingen wieder einzelne Fremde mit breitkrempigen Hüten vorbei. Sie blieben in unserer Nähe stehen, zeigten lachend auf den roten Schirm, dies sonderbarste Wohnhaus, das in Rom zu sehen war. Die Mutter beachtete sie nicht, denn sie stand gegen Norden gekehrt. Wir aber fauchten, sobald sich die Gestalten näherten, wie wilde Katzen, krochen unter den Schirm







und zeigten ihnen die krallig gekrümmten Fingerlein; unsere feindseligen Blicke glühten und wir waren bereit, ihnen zu fluchen, sobald es ihnen wieder einfallen sollte, uns die Schmach eines Geschenkes anzutun. Wirklich kramten sie in ihren Taschen nach ‚Spiccioli‘ und warfen uns eine Handvoll zu. Wohl erwarteten sie, daß wir wie hungrige und gierige Vögel hervorschießen und uns um die Münzen balgen würden. Sie machten sehr erstaunte Gesichter, als ihnen das Unerhörte begegnete, daß in Rom klingende Soldi nicht beachtet wurden. Sie schüttelten die Köpfe und gingen in lebhaftem Gespräch weiter. Kaum waren sie hinter einer der alten Mauern verschwunden, da stürzten wir hervor, Virginia ergriff eine Münze, bespuckte sie mit allen Zeichen des Hasses und Abscheus und warf sie dann, soweit ihre kleine Kraft es vermochte. Ich bearbeitete ein anderes Geldstück mit einem Steine und stampfte es dann in die Erde.

Die Fremden hatten sich jedoch nur hinter die Mauer zurückgezogen, um zu beobachten, ob unsere Mammonverachtung etwa nichts anderes sei als die Scheu verschämter Armut vor lächelnden Gebern. Als sie unsere kindliche Wut und der Mutter Teilnahmslosigkeit sahen, kamen sie aus ihrem Versteck hervor und sprachen uns an. Da die Mutter immerfort schwieg, redeten sie viel und warm auf sie ein. Es muß diese Fremden ein Gefühl überkommen haben, wie wenn man spielende, junge Bestien aufschreckt. Diese verzerren all ihre Anmut und Schönheit zu wilden Grimassen der Wut und zeigen nur noch ihre Zähne und Tassen. So kehrten auch wir bei ihrer Annäherung alles Raubtierhafte hervor und nicht viel hätte gefehlt, so hätten wir gekracht und Gift gespieen. Die Mutter würdigte die mitleidigen Frager nicht eines Blickes und stand von ihnen abgewandt wie eine Pythia, die sich weigert, dem Befrager des Orakels eine Antwort zu geben. Die Fremden gingen endlich davon und haben wohl in ihrer nordischen Heimat noch viel darüber nachgegrübelt, ob jene Römerin eine einem alten Grabe entstiegene und dem Untergang der Weltkönigin nachtrauernde Heroine gewesen wäre oder ob sie wirklich in Fleisch und Blut durch jene Ruinen gewandelt sei, eine Schönheit, in der sich noch einmal das alte, stolztrockige Römerblut eine Blüte gebaut habe.

Aber am anderen Tage, als die Mutter immer noch zweifelnd nach der Schicksalswage ausschaute, kam ein Mann mit einem schwarzen Federhut und einer blanken Waffe an der Seite. Ich war nicht wenig erstaunt, als die Mutter diesem Frager Antwort gab. Ich milderte sofort meine feindselige Wallung und schaute mir den

Mann neugierig an, während Virginia das Fingerlein aus dem Mund zog und auf die wallenden Federn des soldatischen Hutes zeigte.

Ich weiß nicht, wie das Gespräch begann. Aber auf einmal fing der Mann zu schelten an und sprach: „Höre auf, mir sinnlose Rätselantworten zu geben. Eine klare Antwort: Woher? Wohin?“ Beim scharfen Klang dieser Worte krümmte sich Virginias zutraulich erhobener Zeigefinger wieder und die lachenden Augen glühten mit jenen der Mutter um die Wette. Der Bewaffnete machte eine Pause, und als auch die Mutter schwieg, fuhr er fort zu drohen: „Ich werde euch auf die Questura führen! Die Herren werden wohl herausbringen, in welchem Taufbuch dein Name eingetragen ist.“ Gott, Gott, was antwortete darauf meine Mutter? Ich weiß es nicht mehr. „So bist du eine Jüdin?“ sagte erstaunt der Mann auf das mir dunkle Wort. „Misera, misera,“ rief die Mutter feierlich. „So muß ich euch verhaften; zwingt mich nicht zur Gewalt!“

Wir Kinder flüchteten entsetzt in den Schuß der Mutter; denn als die Lage wirklich bedrohlich wurde, zerfloß aller wilde Mut in kindlich ohnmächtige Tränen. Die Mutter aber richtete sich hoch auf, zog mit der einen Hand gelenk einen scharfen Dolch aus dem Busentuch, setzte ihn auf ihre Brust und rief: „Galantuomo, laß einen Leichenwagen holen, wenn du uns vor die Richter bringen willst!“ Da wich der Mann und ging davon.

Als der Kiesweg knirschte, wagten wir, unsere Blicke aus dem Verstecke zu heben. Die Mutter stand reglos an ihrem Plage und blickte dem Schrecklichen nach. Dann reckte sie sich und hob lange die Hände zum Himmel auf. Ich weiß nicht, ob sie um Hilfe oder Fluch gerungen hat. Ich habe sie nie segnen und beten sehen, nie hat sie gewimmert und um Trost und Kraft gefleht. Sie trug all ihr Leid mit stolzer Hoheit und mit stumm brütendem Grimme. Flüche aber hat sie oft genug gegen den Himmel und gegen die Erde geschleudert. Fluchen hat sie ja auch uns gelehrt. „Alles ist böß; sagt den Menschen: Fluch euch!“ das war ihre einzige Lehre.

„So bist du eine Jüdin?“ hatte sie der seltsame Mann gefragt. Dies Wort hat sich wie ein grimmer Wurm in meine Seele gebohrt und darein gegraben und gewühlt und sich immer tiefer eingefressen. Gott, warum ist die heißeste Sehnsucht meines Lebens ungestillt, eine Antwort auf diese Frage aller Fragen zu finden! Misera, misera — das ist das Echo und die einzige Antwort, die mir geworden ist. Wenn ich all meiner Mutter Worte, deren ich mich irgendwie erinnere, vornehme, und sie siebe am Lichte meines

schärfsten Sehvermögens: Ich finde kein Wort, das christlich gelungen hätte. Wie Sand laufen alle ihre Reden vor mir weg und das eine Goldkorn blinkt mir nirgendwo entgegen. Und wenn ich mir die Bewegungen ihrer Hand vor Augen halte — Gott, wie beredt konnte sie mit ihrer Hand sprechen, mit diesen feinen, schlanken Fingern, an denen goldene, mit funkelnden Sternen besetzte Ringe glänzten bis in die Tage der äußersten Noth — nie schrieben sie vor meinen Augen ein Kreuz auf die dunkelfarbene Stirn und nie naheten sie sich unseren Locken mit dem himmlischen Zeichen. Auch ihre Knie haben sich niemals gebeugt, um betend niederzusinken. Mochte das Glockenmeer der fernen Roma in dumpfen Trauerweisen von des Herren Leiden erzählen oder seine freudigsten Osterklänge zu uns herübersenden; der klingende Strom von Frömmigkeit rauschte an ihrem unbewegten Herzen vorüber. Ach, sie hat wohl nie getröstet sein wollen. Ihr Leid war für sie ein düsterer Genuß. Ihre Rachegefühle sättigten sich bei dem Gedanken, daß ihr und der Kinder Leid mit seiner ganzen ungeheuren, lastenden Verantwortung auf die Seele des Feindes fallen werde, den sie haßte.

Und wer war jener Feind? War es mein Vater? Sie leugnete vor dem Bewaffneten einen Mann zu haben. Ist der Vater in jener unheilvollen Nacht ermordet worden? Wäre mein Sinn in jenen entscheidenden nächtlichen Stunden schon geweckt gewesen, die unser Glück begruben, ich wüßte Antwort auf alle die Sphinxrätsel, für die ich jetzt keine Lösung finde. Ich sagte schon, daß ich soviel über die Erinnerungen der Schreckensnacht nachgedacht habe, daß ich nicht mehr unterscheiden kann, was Wahrheit und was die Frucht phantastischer Grübeleien ist. Wenn ich doch das eine wüßte, ob der goldene Ring, der klingend auf den Marmorboden fiel und blickend an mir empor sprang, der Trauring meiner unglücklichen Mutter gewesen ist! Ach, wie ringe ich darnach, in den Kammern der Seele, die all meine Erinnerungen an das Zusammenleben mit meiner Mutter wie heilige Reliquien aufbewahren, ein Kreuzbild zu erspähen, und wären es auch nur zwei quer übereinandergelegte rohe Stecklein, von einer Staube gebrochen, oder ein Madonnenbild, und wär's nur ein halberlöschtes Papier mit der aufgedruckten holden Gestalt eines Santo, so wie es die Priester den Kindern auf der Straße geben! O welch ein Triumph wäre solch ein Fund! Welch ein Adelsbrief, welch ein weitläufiger Stammbaum — denn dann wäre ich gewiß, ein echter Römer zu sein und kein Jude oder Bastard. Romano de Roma — welch ein Mensch kann mit solchem Stolz von seiner

Waterstadt sprechen wie der Römer, welcher ein Fürst und König hätte eine erlauchtere Ahnenreihe als der echte Römer! Die lateinische Rasse, und mit ihr verschwistert und blutsverwandt die griechische, stellen das Edelreis dar, durch welches die ganze Menschheit der Wildheit und Barbarei entrissen worden ist. Das weiß ich jetzt, seitdem ich die klassischen Studien treibe und die Blätter der Geschichte mit begeistertem Herzen umwende und Augen bekommen habe für die Wucht der römischen Bauten und die Schönheit der griechischen Statuen. Wäre ich nur in Zweifeln, ob meine Mutter eine Römerin oder Griechin gewesen ist, so schwelgte ich in anmutigem Spiel des Für und Wider und eine wie die andere Entscheidung würde ich mit einem ‚Applaudo‘ begrüßen. Aber jene andere Frage, ob Römerin oder Jüdin, quält mich wie ein Volk die Ungewißheit, ob die nächste Stunde Sieg oder Niederlage, Triumph oder Schande bringen werde. Wenn ich denke, was Großes mir meine Mutter schenkte, wenn sie mit römischem Blute die Gefäße meiner Adern füllte, dann verehere ich ihr Andenken in heiliger Ehrfurcht trotz aller Leidabgründe, in die sie uns, ihre arme Brut, trozig mit hinabriß. Aber wenn sie als Jüdin mich in den jüdischen Stamm einreichte, dann habe ich an all dem Großen, was ich hier in Rom sehe und in den Büchern des Livius und Tacitus lese, keinen Teil. Als ein Fremder gehe ich durch Rom und bestaune mit neidischem Auge, was eine fremde Nation gebaut hat. Ich darf nicht sagen: Hier leben die Taten deiner Väter. Die Unsterblichen in die sterblichen Frühlinge und Sommer hineingebaut haben, sind Fleisch von deinem Fleisch. Ist doch alles gemein und niedrig, was andere Nationen geschaffen haben. Was ist mir Babylon und Memphis, was Salem und Ninive? Ich kenne nur eine Liebe: Roma, Roma!

Hätte ich schmiegsame Tonerde hier und gehorchte die Kraft und Geschicklichkeit meiner Finger dem Befehle meines Geistes und Willens, ich könnte der Mutter Gestalt und Gesichtszüge nachbilden bis auf den letzten Zug, so treu hat mein Gedächtnis jede Linie dieses schönsten Antlitzes aufbewahrt, das ich je gesehen habe. O diese Züge, die mir lange Zeit neben der Schwester kindlich unfertigem Antlitz entgegentraten, wie fremd und götterfern waren sie mir, und doch habe ich sie so heiß geliebt wie nichts auf der Welt. Diese breite Stirn, die wolken schwer über den Augen lastete! Der Schwung der tiefschwarzen, schmalen Brauen, deren Bogen von einem einzigen Pinselstrich eingeschrieben zu sein schien, kühn und zart zugleich. Darunter lohnte das Feuer der dunklen Augen. Es war kein

Herdfeuer. Meine Mutter glich einem düsterschönen, abgeschlossenen Götterhain und aus ihren Blicken glosteten Opferbrände ohne Unterlaß. Denn in Gedanken schlachtete und vernichtete sie zu jeder Stunde ihre Feinde und verzehrte sie mit dem hellauf lodernden Feuer ihres Hasses. Manchmal zog sie den Schleier der seidenen Wimper über diese einzig offenstehende Pforte ihres Innenlebens. Dachte sie wohl über die Ereignisse jener Schreckensnacht nach? Nie bewegte sich der schöne, stolze Mund, um im heimlichen Selbstgespräch mit den Gesichtern zu reden, die vor ihrer Seele standen. Dieser Mund! Einmal muß er doch auch gelacht haben! Sonst wäre er unmöglich so weich und schön gebildet worden. Jetzt aber war es ihm durch einen harten Entschluß ihres ungeheuren Willens verboten. Dio mio, unsere kleine Virginia war oft so drollig, daß sie mit ihrem holden Lachen und ihren lustigen Einfällen Wölfe bezähmt hätte. Aber Mutters Mund schien sich nicht einmal gegen ein Lächeln wehren zu müssen. Immer aber, wenn ich in Stunden heißen Heimwehs und quälender Zweifel das Antlitz der Mutter aufdeckte, dann lege ich dem göttlichen Bild die eine Frage vor: Welcher Rasse gehörst du an? O wie schön war diese Nase geformt! Wie wölbten und blähten sich ihre Flügel, wenn sie erregt war! Und der Rücken des schmalen Nasenbeins verlief in sanfter Schwingung, ohne allzu männlich und hart hervorzuspringen. War nur ein Zug, eine Linie semitischer Bildung in diesen Formen? In peinvoller Angst sehe ich sie bisweilen so. — Dann zuckt ein Schmerz in mir auf, als hätte mir jemand eine entehrende Episode aus ihrem Leben erzählt. Wie oft studiere ich die Gesichtszüge der altrömischen Frauen, die uns die Epitaphien und Statuen der großen Künstler aufbewahrt haben, oder ich betrachte die edlen Frauen, die unser Kloster besuchen oder in der Carrozza vor der Pforte vorbeifahren. Und wenn ich dann finde, daß gerade die römischen Frauen die starke, rückwärts neigende Stirn, den charaktervollen Schwung der Nase und die fast mandelförmig geschliffenen, weit und dunkel wie Krater geöffneten Augen besitzen, dann juble ich auf: Romana de Roma! Und ich schwöre bei Juno, der Mutter der Götter und Menschen, und bei der Mutter der Heroen Romulus und Remus und bei all den schönen und edlen römischen Frauen, die der Welt ihre Bezwinger und Herrscher gegeben haben: Meine Mutter ist ihrer wert, denn sie ist von echtem Stamm. Derselbe uralte-heilige Wurzelstock, dem die Gracchenmutter und Livia und Vittoria Colonna entsprungen sind, hat auch ihr Blut und Saft und Mark gegeben. Und darum,

wenn ich durch das Forum schreite und römische Geschichte studiere, bin ich im Vaterhaus und durchwandere meine Ahnengalerie. O Mutter, wenn ich dein gedenke, dann werden all meines Lebens Rätsel wieder in mir wach! Heimatsehnsucht umschleicht mich, die Campagna, das Land der Ruinen und Rätsel, zieht mich an. Ich vergesse, wie es voll von Fieberdünsten und Schrecken ist. Ich weiß nur noch, daß ich dort meine Mutter und Schwester begraben habe und daß meine ganze Liebe in einem der Täler begraben liegt und daß ich dort einmal selig wie ein Vogel und unglücklich wie ein ruhloser Dämon gewesen bin. Jetzt aber dünkt mir alles wunderbar schön. Campagna, ich fürchte mich vor dir wie vor einer Versucherin. Deine Erinnerungen umstricken mich wie eine Zauberwelt. Hilf, Himmel, — was steigt da plötzlich in mir auf, welche Bilder, welche Sehnsucht, so groß und schön, daß ich mich fürchte und entsetze! Als ein unwissender Wilder habe ich in der Campagna gelebt. Wie schön müßte sie sich dem Wissenden offenbaren! Noch einmal möchte ich durch das Steppengras zigeunern und den Frühling der Macchien schauen, noch einmal möchte ich am Strande dahinreiten, hoch auf struppigem Rosse, mit fliegendem Haar und fliegendem Herzen. Vor mir das blaue Meer, hinter mir die goldene Sonne und ganz im Süden der Zauberberg des Circefelsens. O Campagna, du hast mir die Schwester gemordet und die Mutter verschlungen! Campagna, du Füllhorn, überfließend von Schönheit, von Heiterkeit und göttlicher Melancholie! Ich habe dich geliebt wie Zeus seinen Olymp, und ich fühle es, daß die Liebe zu dir nur geschlafen hat, aber schlafend gewachsen ist und nun in mir brennt wie ein zehrend Feuer. Mein Geheimnis schlummert in dir. O wenn ich es wecken könnte! Der Mutter Grab könnte reden. All meine Zweifel und Nöte fänden dort ihre Erlösung. Mutter, warum habe ich dich so lange nicht heimgesucht! Dringen nicht fernher Stimmen zu mir und rufen: „Komm heraus, Sohn der Campagna! Die Mutter trauert um dich. Sie ist müde ihrer Einsamkeit und ihrer Geheimnisse und sendet dir Botschaft, du möchtest zu ihr kommen . . .“

Mehr hatte der Professor seinem Schüler nicht entrisen. Er sah wohl, daß der letzte Teil nicht für seine Augen bestimmt war, denn er war ein Bekenntnis, keine Stilübung. Das Gelesene genügte ihm zu dem bündigen Urteil: Romolo ist ein Schwarmgeist. Man muß ihm seine Flügel stutzen, — — — sonst ziehen wir einen Ruckuck in unserem Neste auf.

(Fortsetzung folgt.)



# Charles Stewart Parnell und die irische Homerulebewegung / Von Hubert Rüches

---



ie Homerule, das Gesetz, wodurch Irland eine eigene Selbstverwaltung gegeben wird, ist im Englischen Unterhause schon zweimal mit einer ansehnlichen Mehrheit angenommen worden. Asquiths Vorlage bedeutet eben, wie der irische Führer J. Redmond im historischen Rundsaal zu Dublin erklärte, einen ehrenhaften und großmütigen Versuch, den langen und verhängnisvollen Streit zwischen der britischen und irischen Nation zu schlichten. Das Oberhaus hat allerdings jedesmal die Bill abgelehnt; sollte sie aber bei der dritten Lesung wiederum im Unterhause angenommen werden, so tritt die von Asquith durchgesetzte Parlamentsakte in Kraft: Trotz der Ablehnung durch das Oberhaus wird die Bill ipso facto Gesetz. Ob das Unterhaus aber zum drittenmal annimmt? In verschiedenen Nachwahlen hat die liberale Partei, die Homerule zu einem Punkte ihres Programms gemacht hat, verschiedene Siege an die Unionisten verloren, aber damit ist die Aussicht nicht genommen. Homerule hat in England viele Freunde, aber auch viele Feinde. Ist auch die Opposition in Ulster vielfach auf künstliche Mache zurückzuführen, so gibt es doch im vereinigten Königreich ernst denkende Männer genug, die in der Gewährung der Selbstverwaltung an Irland den ersten Schritt zur Auflösung des Reiches erblicken — ein Gedanke, den Balfour im Parlament vertritt —; die Idee des allgemeinen Bundessystems jedoch, als dessen Beginn Asquiths Vorlage bezeichnet werden muß, hat in England immer mehr werbende Kraft gezeigt. Die irischen Parlamentarier haben ihrerseits im Namen ihrer Nation versichert, dem gemeinsamen Vaterland unverbrüchliche Loyalität zu erweisen, und tatsächlich ist seit der energischen Betreibung der Homerule der Ruf nach dem Repeal, der Auflösung der Vereinigung von Irland und England, wie ihn D'Connell zum erstenmal erhob, so ziemlich verstummt. Der große Katholikenführer hatte den Repeal besonders in der zweiten Hälfte seiner parlamentarischen Tätigkeit betrieben, weil er das unermessliche Elend, das die englische Herrschaft über sein Vaterland gebracht hatte, nicht anders beendigen zu können glaubte. Als er 1847 die müden Augen schloß, sollten noch dreißig Jahre und mehr vergehen, bis daß eine englische Regierung sich ernstlich beschäftigte, anders als durch Eroberungspolitik die irische Frage zu lösen, Jahre voller Hungersnot, blutiger Aufstände, geheimer Umtriebe und brutaler Gewalt. Daß Gladstone diesen Weg einschlug, ist nicht zum geringsten Teil einem Manne zuzuschreiben, der eine Generation nach D'Connells Tod gleiche Popularität, gleichen Einfluß wie der Erstreiter der Katholikenemanzipation sich erwarb, Charles Stewart Parnell. Über das Fazit seiner Arbeit geht das Urteil auseinander; spricht man aber von Homerule, so darf sein Wirken als eine ihrer ursächlichsten Kräfte für die geschichtliche Betrachtung nicht ausgeschaltet werden.

Parnell, der entschlossenste irische Nationalist, war dem Namen nach kein Irländer\*. Sein Vater stammte jedoch aus einer Familie, die vor zwei Jahrhunderten aus England ausgewandert, sich in Abondale niedergelassen hatte und in Irland Hibernis ipsis Hibernior geworden war; einer seiner Ahnen, Sir. Henry Parnell, obgleich Protestant, hatte sich als eine der besten Stützen D'Connells erwiesen. Charles Mutter, die Tochter des amerikanischen Admirals Stewart, war von glühendem Haß gegen England besetzt. Trotzdem erhielt Charles, am 27. Juni 1846 geboren, seine gesamte Erziehung vom sechsten Lebensjahr ab in England. 1865 ging er nach Cambridge, verließ die Universität jedoch 1869 ohne graduiert worden zu sein; eine Rauffzene hatte seine Ausschließung veranlaßt. Da sein Vater 1859 gestorben war, entschloß er sich, als Landlord der Bewirtschaftung der väterlichen Güter zu Abondale zu leben. Es war eine wilde Zeit für Irland, als der junge Landadelmann in sein Geburtsland zurückkehrte. Als D'Connell starb, wütete seit Jahren schon eine entsetzliche Hungersnot im Lande; weil die Regierung nichts tat, um den haltlosen, furchtbaren, sozialen Verhältnissen des immer mehr sich entvölkernden Landes abzuhelpfen, hatte in den fünfziger Jahren, unabhängig von den offiziellen Vertretern Irlands im englischen Parlament, die Young Irelandbewegung begonnen, die bald mit ihrem 1859 gegründeten Geheimbund Irish Revolutionary Brotherhood, im Volke ‚Fenierbund‘ (Fiaun = altkeltisch, Krieger) genannt, auf die Loslösung von England hinarbeitete. An der Spitze der Fenier stand in Amerika, wohin Iren massenhaft ausgewandert waren, D'Mahony; in Irland der Vollblutkelt James Stephens. Der Geheimbund wurde bald eine reale Macht; 1863 konnte in Dublin eine Fenierzeitung, der Irish People, erscheinen, in der Charles Schwester Fanny manchen poetischen Beitrag voller Revolutionsstimmung veröffentlichte. Schon nach zwei Jahren unterdrückte die Regierung die Zeitung; eine Revolte, die die Fenier wagten, wurde mit eiserner Gewalt verhindert. Das moralische Ansehen des Geheimbundes aber wuchs dadurch ungemein; die gefallenen Fenier galten als Märtyrer der Freiheit. Ein Ereignis besonders ließ die gährende, sich stets erweiternde Kluft zwischen beiden Völkern klar erkennen. Im September 1867 wurde beim Versuche, einige gefangenen Fenier zu befreien, ein Sicherheitsbeamter in Manchester zufällig getötet. Die Täter, als Mörder hingerichtet, erhielten in Irland eine beispiellose Verehrung; 150 000 Menschen folgten in Dublin dem ihnen zur Ehre veranstalteten Zuge.

Der leitende englische Staatsmann, Gladstone\*\*, erkannte trotz des augenblicklichen Sieges, daß hinter dem Fenierbunde die irische Nation stand; er hatte Weitblick genug, einzusehen, daß man einer Volksbewegung mit Gewalt allein nicht begegnen könne. 1869 setzte er seinen Antrag auf Entstaatlichung der Hochkirche in Irland, für die katholischen Irländer eine drückende

\* J. Mc Charthy: History of Our Own Times VI.

\*\* Herbert Paul: Life of W. E. Gladstone.

Raft, durch; 1870 folgte seine Landakte. Gladstone suchte tatsächlich durch seine Bill Irlands größte Wunde, das Agrarreland, zu schließen. Es gelang ihm nur zum Teil\*, da besonders die armen Kleinpächter von den gesetzlichen Erlaubnissen keinen Gebrauch machen konnten. Gladstones Gesetz konnte dem Fenianismus keine Hemmung bereiten, zumal da er seit 1868 in Isaac Butt einen befähigten Organisator gefunden hatte. Butt\*\*, seit 1852 im Parlament, zuerst als Tory, dann als whiggistischer Liberaler, war zuletzt Führer der Kleinen, Konstitutionellen irischen Parlamentspartei geworden. Angesehener Rechtslehrer an der Dubliner Universität, wurde er in den zahllosen Fenierprozessen der sechziger Jahre meistens als Rechtsbeistand der Angeklagten gewählt. Schließlich vertiefte er sich gänzlich in das Studium der Bewegung und wurde bald ein machtvoller Verteidiger der nationalen Sache, der im Parlament Gladstones Reformgesetze unterstützte, in Irland selbst auf eine allgemeine Amnestie für die Fenier hinarbeitete.

Trotz seiner glänzenden Reden gingen jedoch die meisten Prozesse verloren. Doch das tat nichts zur Sache. Das ganze Land war in Bewegung gegen England. Überall wurden Amnestiemeetings gehalten; an einem in der Nähe Dublins, das unter dem Voritze Butts stattfand, nahmen 200 000 Menschen teil. Zum erstenmal waren die verschiedenen Interessensparteien Irlands in einer Sache einig, so daß sich am 19. Mai 1870 in Dublin auf Butts Anregung die 'Home Government Association of Ireland' gründen konnte. An Stelle des Repeal, der Trennung von England, wozu eine englische Parlamentspartei nie die Zustimmung geben konnte, trat nun die Home Rule, die Forderung der Selbstverwaltung, die zum Schluß ins Programm der Liberalen im englischen Parlament aufgenommen wurde. Ein irisches Parlament für Irland, das war das Ziel, das Butt seinen Bestrebungen nun steckte.

Bis 1873 hatte sich Parnell scheinbar weder um Fenier noch um Homeruler bekümmert. Nur einmal gab er auf die Aufforderung, sich als Kandidat fürs Parlament zu stellen, die Antwort: 'Ich sehe noch nicht recht, wie ich meinen Weg nehmen sollte; ich will mir erst die Sache ansehen.' 1874 stellte er sich dann für Wicklow, fiel aber durch, ebenso in einer Ersatz-

\* Vgl. Artikel Butt in dem Dictionary of National Biography.

\*\* Aus dem altirischen Elansverhältnis hatte sich ein eigentümliches Landbesitzrecht entwickelt; der Landlord hatte das nackte Eigentumsrecht auf Grund und Boden; hierfür kam ihm eine Pachtrente zu. Der Pächter, tenant, besaß Nutznießungsrecht. Für jede Verbesserung und erhöhte Ertragsfähigkeit konnte der Landlord höhere Pacht fordern, so daß der Pächter für seine eigene Arbeit gleichsam büßen mußte. Bei Weigerung, höhere Pacht zu zahlen, konnte der Landlord zur gewaltsamen Eviktion des Pächters schreiten, das Haus anzünden, die Felder brachlegen, den Pächter auf die Straße setzen. Gladstones Landakte bestimmte in gewissen Fällen Entschädigung des Evinktierten und Schadloshaltung für eventuelle Verbesserungen. Ein Anhang zur Landakte, die Brightschen Klauseln (Bright, 1811 bis 1839, Sozialpolitiker), gestattete dem Pächter den Ankauf seines Gütechens.

wahl in der Nähe von Dublin\*. Hierauf kehrte er zu seinem bisherigen Leben als Gutsbesitzer zurück, bis eine Ersatzwahl in Meath ihn endlich im April 1875 ins Parlament brachte. Seine Wahl wurde stürmisch begrüßt, hatte er sich doch als entschiedenen Homeruler erklärt.

Als Führer der Homeruler im Unterhaus wurde Butt betrachtet; seinem liebenswürdigen, ruhigen Charakter entsprechend, suchte er die Sache seines Volkes in vollkommenster parlamentarischer Form zu fördern. In seinen Reden suchte er die Engländer zu überzeugen, zu gewinnen, die Vorurteile zu zerstreuen und so auf loyale Weise die Verfassung betreffs Irlands zu ändern. Die Engländer erkannten seine Loyalität an, legten aber alle seine Anträge ruhig zu den Akten. Seine Taktik gefiel vielen Abgeordneten ebensowenig wie den Iren draußen im Lande; die stürmische keltische Natur verlangte ein gewisses Draufgängertum und dies um so mehr, als Butt im Parlament für die nationale Sache fast nichts erreichen konnte. Der populärste Abgeordnete in Irland war Biggar, der sich für die Teilnahmslosigkeit der meisten englischen Abgeordneten an allem, was Irland anging, dadurch rächte, daß er der geregelten Abwicklung der Geschäftsordnung möglichst viele Schwierigkeiten bereitete. Ohne Rednergabe und höhere Bildung, ohne geschichtliche Kenntnisse, sich einzig auf seinen gesunden Menschenverstand verlassend, brachte er es fertig, stundenlang die Debatte aufzuhalten. Als Parnell ihn zum erstenmal hörte, sprach Biggar vier Stunden lang. Aus Zeitungen, Denkschriften, Broschüren usw., die er zu Duzenden um sich liegen hatte, las er Seite für Seite vor, sprach ein paar unzusammenhängende Sätze dazwischen, las wieder vor und ließ sich durch nichts stören, ruhig und kaltblütig die englischen Abgeordneten bis aufs Blut zu ärgern. Dann setzte er sich, freundlich lächelnd. Man war ihm wehrlos gegenüber, da ihm das Recht freier Diskussion zustand. Schlußanträge waren nicht gestattet. Parnell verhielt sich anfangs ruhig und trat kaum hervor, suchte sich aber über alles zu informieren. Ein ernstes, systematisches Studium der behandelten Materien haßte er, wie überhaupt das lernende Aneignen von Kenntnissen. Vor allem vergewisserte er sich über die Geschäftsordnung, aber meistens „by breaking it“. Allmählig bildete er sich ein Urteil über den Weg, den er gehen wollte, und da gerade erschien ihm Biggar vorbildlich, weil er schwieg, wo Arbeit getan werden mußte, aber endlos diskutierete, wenn solche im Interesse Irlands zu verhindern war. Parnell sah, daß durch positive Mitarbeit, gebiegene Reden die unbedeutende Homerulerpartei keinen Einfluß im englischen Parlamentismus erlangen konnte; nur geschicktes Botieren zwischen den großen Parteien konnte etwas erreichen. Zweiter Grundsatz wurde ihm ferner: Sich Rückhalt im Lande schaffen, weil die politische Partei der Homeruler allein machtlos war. Darum stand sein Entschluß fest, den Fenianismus in Irland überallhin zu

---

\* Nach dieser Wahl zogen 59 Iren offiziell als Homeruler ins englische Parlament ein (die „dritte Partei“).

verbreiten, die Fäden der Bewegung in seiner Hand zu vereinigen, um dann im Parlament als Vertreter einer ganzen Nation auftreten zu können.

Das Jahr 1875 verlief ruhig, nichts deutete auf das Heranziehen eines Sturmes; selbst die „Times“, Parnells und der Homerule schärfste Gegnerin, schrieb damals, noch niemals sei die Sicherheit und Ruhe in Irland größer gewesen. Ebenso brachte das Jahr 1876 keine bedeutenderen Ruhestörungen. Disraeli war mit den Konservativen zur Regierung gekommen, und damit waren die Aussichten der Homeruler, im Parlament etwas zu erreichen, sehr gesunken. Eine von ihnen eingebrachte Homerule Bill wurde mit überwältigender Mehrheit als zum eisernen Bestande parlamentarischer Kuriosa gehörend abgelehnt. Butt brachte darauf eine Landbill ein und suchte sie auf seine parlamentarische Weise durchzusetzen, mußte aber erleben, daß sie mit 290 Stimmen gegen 56 durchfiel. Parnell setzte unauffällig seine Beobachtungen fort; nur einmal trat er etwas mehr hervor, als der Sekretär für Irland, Hicks Beach, in einer Rede den blutigen Vorfall von Manchester als Meuchelmord bezeichnete. Parnell sprang auf und rief laut ins Haus hinein: „Es war kein Mord.“ Kaltblütig bedauerte Hicks Beach, daß ein Abgeordneter einen Mord zu verteidigen wage. Parnell hatte nun seine Ruhe wiedergefunden und bemerkte ruhig, daß er wie die ganze irische Nation nie davon überzeugt werden könne, in Manchester sei ein Meuchelmord durch die Iren begangen worden. Der unbedeutende Vorfall lenkte auf ihn die Aufmerksamkeit der Genier, die schon längst mit Butt unzufrieden waren, weil er nicht radikal genug vorging. Sympathiekundgebungen kamen ihm zu, und es ward ihm die ehrenhafte Aufgabe zuteil, Präsident Grant die Glückwunschadresse der Iren zum hundertjährigen Bestehen der nordamerikanischen Union zu überbringen.

## 2.

Die Zeit war gekommen, wo Parnell sich an die Spitze der irischen Bewegung im Parlament und Volk stellen wollte. Wäre er ein O'Connell gewesen, so hätte er sich die Hilfe der Kirche gesichert, die Genier fallen gelassen und eine gewaltige Tätigkeit in der konstitutionellen Sphäre ins Werk gesetzt; ein Stephens, er hätte Kirche und Konstitution beiseite gelassen und mit Geheimbünden und Revolution allein gehandelt. Er hatte aber die Macht all dieser Faktoren sondiert und war entschlossen, sie alle zu vereinigen. Rücksicht kannte er keine, die Personen opferte er unbedingt der Sache. Die irische Parlamentspartei unter Butt galt ihm als zu apathisch, er wollte sie deshalb „aufrütteln“, und was er bei Wiggars gesehen, zum System machen. Das englische Parlament hält bekanntlich seine Sitzungen am späten Nachmittag, wenn nötig bis tief in die Nacht hinein, Regel aber war, daß keine Vorlage, die Opposition gefunden hatte, nach halb ein Uhr in der Nacht behandelt werden durfte. So war es Parnell leicht, mit Hilfe Wiggars und anderen Radikalen die Geschäftsordnung aufzuhalten. Kaltblütig, ruhig, geschäftlich griff er alle Vorlagen, die die Regierung einbrachte, Punkt für Punkt an, brachte Amendments ein, die allerdings oft äußerst

zweckmäßig waren, und hinderte so, stets in der strikten Geschäftsordnung bleibend, jedes Fortschreiten der Arbeit. Biggar half; alles was nach halb eins vorgenommen wurde, mußte auf seinen Antrag für längere Zeit vertagt werden. Butt war mit dieser Obstruktionstaktik äußerst unzufrieden; ihm ging die Ehre des Hauses über alles. Scharfe Auseinandersetzungen mit Parnell folgten; aber dieser war entschlossen, nicht eher die Obstruktion aufzugeben, bis daß das Unterhaus dadurch gezwungen würde, sich ernstlich mit Irland zu beschäftigen und dessen nationale Wünsche zu befriedigen. Wollte Butt nicht mittun, so mußte er gehen.

Am 12. April 1877 kam die Entscheidung. Es lag eine Bill gegen Meuterei dem Hause vor. Parnell diskutierte ihre zahllosen Klauseln, obschon an den meisten nichts zu diskutieren war; halb eins kam Biggars Antrag der Vertagung; der Regierungsvertreter, verzweifelt, bat um einfache Annahme. Parnell weigerte sich, obschon das ganze Haus gegen ihn tobte; selbst die meisten Homerulers bestürmten ihn. Butt, der abwesend war, wurde herbeigerufen, informiert. Er eilte auf die Rednerbühne und hielt eine donnernde Apostrophe gegen Parnell. Lächelnd erhob sich Parnell und erklärte, Butt sei gar nicht im Saal gewesen, als er seine Ausführungen gemacht habe. Von diesem Augenblick war Butt, das wußte Parnell zu gut, für die Iren nicht mehr der Führer der nationalen Sache, hatte er doch vor dem ‚Feinde‘ das Solidaritätsprinzip preisgegeben. Die Iren waren nun ganz für Parnell. Eine öffentliche Auseinandersetzung folgte in den Spalten von Freemans Journal von Dublin; Parnell verlangte das Recht, im Parlament frei auftreten zu können, wie es die Interessen seiner Sache verlangten; Butt wollte Einheit der Partei und Folgsamkeit dem Führer gegenüber.

Butt mußte seine Ansicht verloren geben, als sich die ‚Home Rule Confederation of Great Britain‘ für Parnell erklärte. In England und Schottland wohnten zahlreiche Irländer, in einzelnen Orten hatten sie sich selbst so konzentriert, daß sie, wann auch nicht einen eignen Kandidaten durchbringen, so doch Einfluß auf die Wahl des Vertreters ausüben konnten. 1873 hatten sich diese Iren zu einer Organisation vereinigt, an deren Begründung Butt den hervorragendsten Anteil genommen hatte. — An den Orten mit größerem irischen Kontingent verlangte sie den ‚pledge for home rule‘, das Versprechen, für die Homerule Irlands zu stimmen. Wer das Versprechen gab, Tory oder Whig, erhielt die irischen Stimmen; so waren 1877 allein sieben englische Homeruler im Unterhaus. Obschon Butt sehr verpflichtet, war die confederation mit seiner Taktik unzufrieden. Einer ihrer Führer kam nach London und konferierte mit Parnell. Dieser sagte seine Mitwirkung zu, aber nur unter einer Bedingung: ‚Verschafft mir Rednertribünen, damit man im Parlamente sieht, daß eine Macht hinter mir steht.‘ Vierzehn Meetings waren in kürzester Zeit in den bedeutendsten Städten Englands arrangiert. Vor Tausenden sprach Parnell in Glasgow, Manchester usw.; überall fand er Zustimmung zu seiner Taktik, die er unter-

dessen im Parlamente zur Verzweiflung Butts konstant durchführte; so hielt er z. B. am 2. Juli mit fortwährenden Vertagungsanträgen, nur von vier Kollegen unterstützt, die Sitzung die Nacht hindurch bis sieben Uhr Morgens hin, wo dann endlich die Regierung nachgab. Nach und nach wurde von der gewichtigsten Mehrheitspartei die Geschäftsordnung geändert. In England bestgehaßt, wurde Parnell der populärste Mann für die Iren der ganzen Welt. Im September fand diese Meinung darin Ausdruck, daß er von einem gewaltigen Irenmeeting in Liverpool an Stelle Butts zum Präsidenten der Homerule Föderation von Großbritannien gewählt wurde. Die Kluft zwischen Parnell und Butt erweiterte sich zusehends; Versuche, sie zu überbrücken, blieben resultatlos. Beide blieben auf ihrem Standpunkt und handelten dementsprechend während der Parlamentssession von 1878, Parnell mit dem Feuer und der Kraft eines Kelten, aber nach außen kalt wie ein Engländer, Butt mit immer mehr erlahmender Kraft, von nur wenigen Homerulern unterstützt. Parnell ging allerdings in seiner Obstruktion 1878 nicht mehr mit derselben Vehemenz vor wie in den vorigen Jahren und suchte mit seinen Amendments auch tatsächliche Erfolge für Irland zu erreichen. Im Rücken durch eine mächtige Nationalbewegung gestärkt, war er eine Macht im Parlament geworden, die Gewandtheit seiner Taktik rang auch seinen Gegnern bald Bewunderung ab. 1878 wurde sein Erziehungsantrag für Irland, in betreff des höheren Schulwesens, Gesetz; die Regierung selbst gab eine Million Pfund Sterling aus den Geldern der entstaatlichten Hochkirche her\*.

Am 5. Mai 1879 starb Butt, der Gründer der Homerulebewegung, und ließ Parnell als unbestrittenen Führer zurück. Dieser hatte jedoch im Laufe des Jahres ernstliche Schwierigkeiten gehabt, sein Prinzip der Einigung von Parlamentarismus und Volksbewegung durchzusetzen. Obschon offiziell mit der Fenierverbindung nicht verknüpft, wollte er von deren moralischen Macht getragen sein; aber im Geheimbund waren viele, die mit einem Zusammengehen mit dem Parlamentarismus nichts zu tun haben wollten; im offenen Krieg und dessen Vorbereitung sahen sie einzig ihr Ziel. Diese Ansicht wurde besonders von den offiziellen Leitern des Fenianismus geteilt, obschon die große Menge ganz für Parnell war. Diesem kam nun im Augenblick, da ihm die Führer die Absage zuschickten, Hilfe von auswärts. Der Fenierbund hatte schon vor Jahren Ableger nach Amerika und Australien verpflanzt; die dortigen Geheimbünde, stark durch Mitgliederzahl und Geldmittel, sahen sich nun ebenfalls vor die Frage gestellt, ob sie der radikalen Richtung oder der durch Parnell vertretenen zur Befreiung des Stammlandes folgen sollten. Im Clan-na-Gael (keltisch, Irenbund), dem amerikanischen Zweige, entschieden sich die meisten für Parnell, und so schickte man einen Führer nach London, der ihn bestimmen sollte, offizieller Führer des Fenierbundes zu werden. — Parnell lehnte ab; offiziell wollte er nichts

---

\* Life of C. S. Parnell by Barry O'Brien.

mit der Geheimen Verbindung zu tun haben, obschon alle Welt wissen sollte, daß sie hinter ihm stände. Halb aus eigener Initiative, halb in seinem Auftrage ging nun Michael Davitt nach Newyork\*. Der vorsichtige Parnell hatte ihm keine Instruktionen für die Verhandlungen mit dem Clan-na-Gael mitgegeben. Bei seiner Ankunft in Newyork war die Spaltung akut geworden; im Verein mit Devoy, einem begeisterten Anhänger Parnells in Amerika, arbeitete Davitt nun in zahlreichen Meetings in den größern Städten der Union für die ‚new departure‘, d. h. Parnells Idee. Es gelang, die meisten Führer des Clan zu gewinnen, und im Oktober wurden Parnell folgende Punkte des Einigungsvorschlages übermittelt: 1. Selbstverwaltung für Irland. 2. Latkräftige Agitation in der Landfrage. 3. Einheitliches Abstimmen der irischen Abgeordneten in allen Reichs- und irischen Fragen; aggressive Politik. 4. Verteidigung aller gegen England um die Selbstverwaltung streitenden Völker. Parnell sandte vorsichtig keine Antwort, war aber zufrieden, da der Clan sich für ihn erklärt hatte. Als keine Antwort kam, kehrte Davitt nach Irland zurück, um dort mit Parnell zu verhandeln; Devoy begleitete ihn. In den Verhandlungen hielt sich Parnell sehr zurück, kam aber ebenso wie die beiden Vertreter des amerikanischen Fenianismus zur Einsicht, wie die new departure zu konkretisieren war: Es galt, eine intensive Agrarbewegung in Irland ins Werk zu setzen, die dann im englischen Parlament zu greifbaren Resultaten führen sollte. Die Zeit drängte.

Das soziale Elend war in Irland aufs höchste gestiegen. Die Armut der Kleinbauern und Tagelöhner, des Gros der irischen Bevölkerung, war grauenhaft, zumal die meistens im Ausland wohnenden Landlords durch ihre Agenten die Pacht auf manchmal brutale Weise einzogen; wurde sie nicht in voller oft ungerechter Höhe gezahlt, so wurden mit Hilfe der bewaffneten Macht die Eviktionen bewerkstelligt, die Gebäude in Brand gesetzt. Daß die Landbill von 1870 mit den Brightschen Klauseln praktisch nichts änderte, wurde oben bemerkt. Die von 1876/79 eingebrachten Bills scheiterten sämtlich im englischen Parlament\*\*. Davitt gründete deshalb, um das

\* Davitt, 1846 geboren, wurde 1870 Fenier; noch im selben Jahre des Hochverrates angeklagt, war er für 7 Jahre ins Gefängnis gesetzt worden. 1877 entlassen, trat er wieder in den Bund ein und wurde bald einer seiner tätigsten Leiter.

\*\* 1878 und 1879 wurden aus Leinster etwa 1300, aus Munster an 1200, aus Ulster 1300, aus Connaught etwa 900 Pächter wegen rückständiger Pacht vertrieben, zusammen also etwa 4700 Pächter. Mit den Eviktionen hängt der große Rückgang der Bevölkerung Irlands zusammen; wenn man bedenkt, daß 1841 noch 252 799 Bauern gezählt wurden, die 5—10 Acres in Pacht hatten, 1851 aber nur noch 191 854, während Bauern, die weniger als 5 bebauten, von 310 436 auf 88 083 sich verringerten, so versteht man, daß Irlands Bevölkerung von 8½ Mill. in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf 4½ Millionen sinken konnte. Das Sinken der Bevölkerung veranschaulichen folgende Zahlen. 1861: Gesamtbevölkerung 5 798 504, Rath. 4 505 165. 1871: Ges. 5 412 836, Rath. 4 150 867. 1881:



irische Volk zu organisieren, die politische Vereinigung der Landliga, die dem Grundherrnsystem ein Ende machen sollte. Er durchzog die entvölkerten und notleidenden Provinzen, hielt Meeting über Meeting und nahm alle erreichbaren Genier in die Landleague auf. Parnell schloß sich nun an, da er die machtvolle Entfaltung der Liga erkannte. Er zögerte nicht, bei den Versammlungen die Rednerbühne zu betreten, und seine ruhigen, ohne Pathos vorgetragenen Worte machten überall großen Eindruck. Bald trat Davitt an ihn heran, die oberste Leitung der Liga zu übernehmen. Er schwankte einen Augenblick; noch einmal brachte er einen Antrag im Unterhaus ein, der die Not des irischen Volkes lindern sollte\*. Die Regierungspartei, ohne Kenntnis der Gärungsprozesse in Irland, lehnte ab. Nun stand Parnells Entschluß fest. Die Obstruktion im Parlament, durch veränderte Geschäftsordnung unmöglich gemacht, hatte ihre Dienste getan, ihn emporzubringen. Die Agrarbewegung, jetzt einmal in Fluß, war nicht mehr aufzuhalten. Wenn er nicht in sie eingriff, so ging sie ohne ihn weiter. Diese Erwägung bewog ihn, vorläufig den Schwerpunkt seiner Tätigkeit mehr auf die Durchführung der Landliga zu verlegen; am 21. Oktober 1879 nahm er die Präsidentenstelle an; Davitt wurde Sekretär. Meetings wurden überall gehalten, um alle ins Interesse zu ziehen: Genier, Bauern, Priester. Die Regierung war in großer Verlegenheit; sie merkte, daß etwas im Gange war; anstatt aber dem Übel durch Linderung der Not oder mit eiserner Bedrückung zu begegnen, griff sie zu kläglichen Polizeimaßregeln; sie ließ einige Landligisten, die zu arge revolutionäre Reden gehalten hatten, verhaften, setzte sie aber bald wieder in Freiheit, da sie nicht die Lächerlichkeit eines freisprechenden Urteils riskieren wollte. Im Dezember reiste Parnell nach Amerika, um den Clan-na-Gael für die Landliga zu gewinnen und Mittel zu sammeln, die der Hungersnot im Vaterlande steuern sollten. Er war sich wohl bewußt, daß sein nunmehriges offenes Auftreten im Verein mit dem revolutionären amerikanischen Genierbunde in England übelsten Eindruck machen würde, und ihm im Parlamente leicht dessen Übergriffe zugeschoben werden könnten. Doch die Idee des geeinigten Irland in Heimat, Amerika, Australien beherrschte ihn jetzt und trieb ihn zu kraftvoller Aktion. Seine Arbeit in den Vereinigten Staaten war nicht leicht, zumal die alte Spannung im Clan noch bestand; seine Persönlichkeit jedoch erreichte es, daß eine gemeinsame Tätigkeit zustande kam; in seinen öffentlichen Reden stellte er stets das gemeinsame Vaterland, den gemeinsamen Feind, das imperialistische England, in den Vordergrund. So wurde seine Reise bald zum Triumphzug; in seinen Ver-

Gef. 5174836, Rath. 3960891. 1891: 4704750, Rath. 3547307. 1901: 4488775, Rath. 3308661. Vgl. Atlas hierarchicus von P. Strelt 1913. Ein anschauliches Bild von den Eviktionen und dem sozialen Elend in Irland überhaupt geben die Romane Sheehans, bes.: Lucas Delmege; Mein neuer Kaplan; Glenanaar.

\* Der Ertrag der Kartoffelernte war um 6 Mill. Pfund Sterling gesunken.

sammlungen präsidierten die höchsten Staatsbeamten der Union und selbst hohe Geistliche; der Kongreß öffnete ihm seine Tore zur Schilderung der traurigen Lage Irlands. In zwei Monaten hielt er 62 Versammlungen ab, jedesmal in einer anderen Stadt; ihr materielles Resultat belief sich auf mehr wie 200 000 Dollar. Kanada wurde im Fluge besucht; dort war es, in einer Versammlung zu Montreal, wo er zum erstenmal ‚der ungekrönte König von Irland‘ genannt wurde.

Seine Reise fand ein plötzliches Ende, als die Nachricht von der Auflösung des englischen Parlamentes eintraf. Gladstone hatte Disraeli in seiner ganzen Politik, besonders der auswärtigen, angegriffen und so die Resignation des konservativen Premier veranlaßt. Im Aufruhr der allgemeinen Wahlen von 1880 konnte Parnell nun seine Macht erproben. Die radikalen Genies wollten nach wie vor nichts von ihm wissen, und mehr wie einmal wurde er der Gegenstand ihrer persönlichen Angriffe. Die niedere Geistlichkeit war mit verschwindenden Ausnahmen für ihn, die Bischöfe, an der Spitze Kardinal Mc Cabe von Dublin, meistens gegen ihn, weil sie die Forderungen der Landliga als für die Regierung unannehmbar, ja als unerlaubt ansahen. — Parnell wurde in drei Bezirken gewählt und nahm den Sitz für Cork an. Das neue Parlament zählte 349 Liberale, 243 Konservative, 60 Homöopathen. Letztere wählten im Mai einstimmig Parnell zum leader der Partei.

### 3.

Die neue Regierung hatte als Premier Gladstone; Lord Comper wurde Vizekönig, Forster erster Sekretär für Irland. In der Thronrede der Königin wurde nichts von der irischen Landfrage gesagt; Gladstone erklärte, für Irland sei alles durch die Entstaatlungsakte der anglikanischen Kirche von 1869 und die Landakte von 1870 geregelt worden. Die Irländer aber ruhten nicht; schon im Juni brachte D'Connors Power, Parnells Genosse, eine Bill ein, die den überhandnehmenden Pächterausreibungen ein Ende machen sollte. Forster ging auf die Idee ein und brachte seinerseits eine Kompensationsbill ein, die den vertriebenen Pächtern eine Entschädigung sichern sollte. Die Bill fand viele Opposition und wurde vom Oberhaus verworfen. Diese Weigerung, den Pächtern nach der Eviktion Ersatz zu geben, regte das Land furchtbar auf. Bei den Eviktionen leistete man bewaffneten Widerstand; Pächter, die es wagten, sich auf dem Hofe eines tenant anzusiedeln, wurden mißhandelt, ihr Vieh vertrieben, die Scheunen verbrannt. Parnell hielt den Ministern Halbheit und Schwäche vor, Biggar drohte mit Krieg bis aufs Messer.

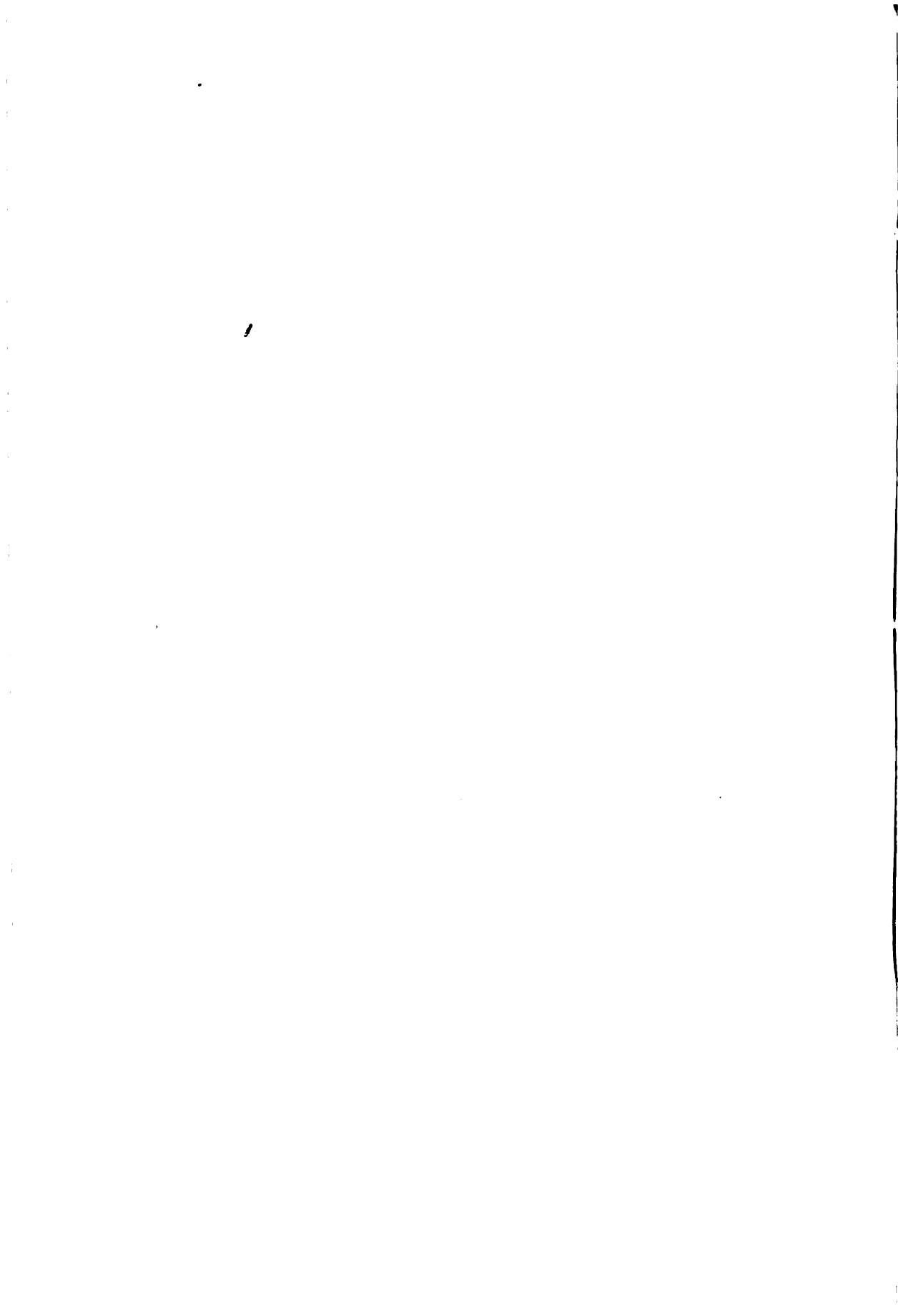
Nachdem im Parlament alles gescheitert war, eilte Parnell nach Irland zurück, um in fieberhafter Tätigkeit die Landliga zur Aktion zu bringen, und war entschlossen, alles daranzusetzen, um die furchtbaren Szenen vom Hungerjahr 1847 sich nicht wiederholen zu lassen. Er erhob förmlich den Schlachtruf zu einer gewalttätigen Aktion. Am 19. September hielt er seine Programmrede. ‚Keiner soll eine ungerecht hohe Pacht bezahlen; er



E. Quellinus und D. Seghers/Christus in einem Blumenkranz



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstäengl, München



muß sie verweigern; keiner darf die Farn eines Evinzierten annehmen, und mag die Versuchung noch so groß sein.' Ruhig fragte er dann: 'Was tut ihr mit dem, der es dennoch wagt?' Rufe ertönten: 'Ihn totschießen.' Parnell ließ sein Auge über die tausendköpfige, erregte Menge schweifen; ein Wort von ihm, und der blutige Aufruhr tobt in ganz Irland. Er winkte Schweigen und verkündigte dann den moralischen Tod für einen solchen, ein System, das nach der ersten drei Tage später stattfindenden Verwirklichung für immer 'Boykott' heißen sollte. Von Amerika aus mit reichen Geldmitteln versehen, konnte die Landliga bald bis in den entlegensten Dörfern Einfluß gewinnen; sie bildete tatsächlich eine mächtige Nebenregierung, die aber mehr und mehr zu einem wahren Schreckensregiment sich auswuchs. Mit eisernem Trotz bestanden die Landlords auf ihren Rechten; Untaten gaben die Antwort. Wie unhaltbar die Zustände waren, mag man aus folgendem ersehen: 1877 wurden 2177 Personen evinziert, 1878: 4679, 1879: 6239, 1880: 10 457. Die Untaten wuchsen ebenso 1877: 236 Morde, Brandstiftungen, Veralungen usw., 1878: 301, 1879: 863, 1880: 2590.

Lord Comper und Mr. Forster waren unterdes in großer Verlegenheit; die Kompensationsbill war gescheitert, das Oberhaus wollte keine Konzessionen. So blieb nur der alte Ausweg der Gewaltmaßregeln, an den man in Irland sattfam gewöhnt war. In einer Reihe von Briefen an Gladstone legte Lord Comper seine Politik dar; zunächst sollten, so schreibt er, noch nicht die äußersten Maßregeln angewendet werden. Er sehe die Ursache des Aufruhrs in den fortwährenden Meetings. Er wolle sie gerne verhindern, aber dies dürfte nicht leicht sein, da die Redner äußerst vorsichtig wegen der Überwachung durch Regierungsorgane zu Werke gingen. Vom juristischen Standpunkt aus könne man ihnen deshalb selten zu nahe kommen. Könne man die ganze Landliga als ungesetzlich ansehen, so werde es leicht sein, die Führer durch gerichtliches Urteil zu treffen. (Oktober 1880.) Ein zweiter Brief vom Oktober bestätigt die Unmöglichkeit, den Täter eines Agrarverbrechens zu packen, da alle für einen einstünden. Der Vizekönig wünschte eine Gewalttat, um dann selbst mit Gewalt begegnen zu können. Sie erfolgte. Am 1. November, dem Termin, wurden alle Abgaben an die Gutsbesitzer verweigert; am zweiten erfolgte die Anzeige gegen die Führer der Liga, an deren Spitze Parnell, lautend auf Verschwörung zwecks Verhinderung der gesetzlichen Abgaben. Parnell war die Anklage gleichgültig, da er wußte, daß eine Überführung unmöglich war; zwei Tage nachher hielt er ruhig große Meetings in Dublin und Limerick. Comper erkannte selbst den Lusthieb und riet Gladstone, schärfere Mittel gesetzlich vorzubereiten; die gewöhnliche Gesetzgebung sei für den Stand der Dinge unwirksam. Die Landlords verlangten alle Koerzion, die Suspension der Habeas Corpusakte. Er selbst wollte noch nicht recht. Mitte und Ende November aber gab er sie selbst als das einzige Mittel an. Am 24. November antwortete Gladstone dahingehend, zunächst alle gesetzlichen Mittel gegen die Liga anzuwenden, ehe die Habeas Corpusakte aufgehoben würde; aber am 12. De-

zember schrieb Comper, daß, wenn im Januar die Zustände noch dieselben blieben und die Suspension nicht erfolge, er abdanken werde. — Tags darauf begann der Prozeß gegen Parnell und die Führer der Landliga; er dauerte zwanzig Tage und endete mit Freisprechung. Festversammlungen wurden veranstaltet und auf den Hügeln Freudenfeuer angezündet.

Im Unterhause war unterdessen trotz Gladstones Widerstreben die Vorlage betreff der Gewaltmaßregeln für Irland eingebracht worden. Am 24. Jan. ging Forsters Koerzionsbill (Zwangsbill), die Aufhebung der Habeas Corpusakte verlangend, ein, und am folgenden Tage befürwortete Gladstone ihre Dringlichkeit; Parnell opponierte und wußte die Sitzung auf die Dauer von zweiundzwanzig Stunden auszudehnen. Am 31. wollte die Regierung die erste Lesung beenden, aber Parnell verhinderte dies; die Sitzung dauerte diesmal einundvierzig Stunden, bis endlich in Parnells Abwesenheit die irische Partei durch gewaltsamen Schluß der Debatte und sofortige Abstimmung zurückgedrängt wurde\*. Während der diesbezüglichen Debatten mußten Parnell und sämtliche irische Mitglieder unter Szenen beispielloser Aufregung einzeln aus dem Hause gewiesen werden. Am 4. Februar begann die zweite Lesung, am 2. März wurde die Bill Gesetz. Der Lordleutnant von Irland wurde durch sie autorisiert, jede Person in Irland, die er vernünftigerweise eines Agrarvergehens oder des Hochverrates für verdächtig hielt, ohne Untersuchung zu verhaften und ins Gefängnis zu stecken. Die irische Exekutivgewalt war so im Besitz aller Gewaltmaßregeln, die sie verlangt hatte, und im Laufe des Jahres 1881 füllten bald Hunderte von Landligaanhängern die Gefängnisse von Kilmainham. Die Bewegung jedoch war nicht zu unterdrücken; für die Gefangenen traten andere in die Bresche, die Meetings verdoppelten sich, die Agitatoren drängten offen zu ungesetzlichem Vorgehen, die Verbrechen nahmen überhand. Die ganze Ratlosigkeit der Regierung spiegelt ein Bericht Lord Compers an das Kabinett wieder.

Es ist die Frage, ob man die Landliga als solche für ungesetzlich erklären und ihre Führer insgesamt mit Gewalt unterdrücken soll. Doch würde dazu eine Parlamentsakte notwendig sein, die aber vor Monaten nicht herbeigeführt werden kann. Zudem ist die Liga überall verbreitet; ihre Zentralleitung greift immerhin hemmend in die Ausschreitungen ein. Wird sie unterdrückt, so werden die einzelnen Zweige selbständig, bleiben ohne Kontrolle, und den Verbrechen ist das letzte Hindernis hinweggeräumt. Die Priester üben großen Einfluß in der Landliga aus; ihre Entfernung aus der Bewegung würde ebenfalls ein Hindernis der Unordnung fortnehmen. Ich glaube daher, daß man die Landliga selbst nicht auflösen soll. Was die Meetings angeht, so wäre das beste, sie zu verbieten. Doch das dürfte zu spät sein, weil ihre Anordnung organisiert genug ist, um uns zu täuschen. Das beste ist daher, diejenigen Meetings zu verhindern, für welche eine

---

\* Diese hartnäckige Obstruktion brachte wiederum durchgreifende Änderungen der Geschäftsordnung mit sich.

beschworene Eingabe auf Gefährlichkeit für irgend eine Person vorliegt. Die einzelnen Individuen zu verhaften geht nicht an, weil kein Gesetz vorliegt, gegen das sie von vornherein verstoßen, obschon ich eine weite Interpretation des Koerzionsgesetzes annehme. Trotzdem nehme ich möglichst viele fest; bedarf aber dazu einer größeren Polizeimacht. Die Presse ist schlecht und bearbeitet die Massen. Bürgerkrieg droht jeden Augenblick.'

Die Regierung konnte sich nun nicht länger den Ernst der Lage verhehlen. Koerzion war zum größeren Teil mißglückt; so brachte denn Gladstone eine neue Landbill ein, die dem Elend steuern sollte. Die irischen Abgeordneten jedoch standen, durch das bisherige Verhalten der Regierung verbittert, ihr unsympathisch gegenüber; eine 'remedial legislation' schien ihnen dem nationalen Verlangen gegenüber wertlos. Aber Parnell schaute weiter; ihm erschien der nationale Gedanke viel zu tief im Volke befestigt zu sein, als daß durch Einzelerleichterungen die Idee der Homerule als Ganzes in den Hintergrund treten könne. Eine gute Landbill war ihm für den Augenblick willkommen; und in der Tat, Gladstones Vorlage bedeutete einen großen Vorteil für Irland. Die alte Gewalt der Landlords sollte aufgehoben, eine willkürliche Steigerung der Pachtrente unmöglich gemacht werden. Landgerichte zur gesetzlichen Bestimmung der Pacht und zur Regelung von Streitigkeiten zwischen Landlord und Tenant wurden vorgesehn, Erwerbung und Testierrecht gestattet. Die drei 'F's Butts (fixity of tenure, fair rents, free sale) waren demnach in der Regierungsvorlage enthalten. Die Iren selbst waren erstaunt über Gladstones Vorlage; aber Parnell kam durch sie in eigentümliche Lage. Die Bill zurückweisen, war Torheit; sie annehmen, würde eine moralische Unterstützung der Regierung bedeuten, die viele unter den Radikalen der Landliga ihm abwendig gemacht hätte. Er arbeitete deshalb still und einsig für die Annahme der Bill und als er für sie eine Majorität gesichert sah, verließ er mit 35 Homerulern bei der Abstimmung das Haus; die Bill ging bei der zweiten Lesung mit 352 gegen 176 Stimmen durch. Parnell hatte seinen Willen. In der dritten Lesung im Juli wiederholte er dieselbe Taktik. Am 22. August wurde die Bill Gesetz, ohne daß er sich selbst bei den Radikalen kompromittiert hätte.

Daß Parnell geschickt Politik geführt hatte, zeigte sich bald; seine amerikanischen Bundesgenossen vom Clan-na-Gael, deren Gelder die Kassen der Liga füllten, wollten nichts von der Landbill wissen, sie wollten entweder alles oder nichts. Parnell mußte sie beruhigen, anderseits aber auch sorgen, daß das Gesetz nicht bloß auf dem Papier blieb. Zu diesem Zwecke machte er Opposition gegen einen Teil des neuen Gesetzes; er griff die Landgerichtshöfe, wie sie das Gesetz vorsah, die ihm aber persönlich nicht zusagten, an. Vor den Richtern ließen sich nämlich die Pächter einzeln einschüchtern — rule of funk! —, höhern Pacht zu zahlen, als die Landlords bei einem starken Druck der Ligaaktion zu verlangen gewagt hätten. Durch seine Meetings hielt er demgemäß die Pächter ab, sich vor den Gerichten mit den Landlords zu verständigen, und tatsächlich erzielten im Süden, wo er alles

Kontrollierte, die Pächter bedeutende Reduktionen. Die Aktion blieb wach und Parnell erschien in Amerika, wie der Regierung in voller Obstruktion zu stehen. Gladstone drängte darum zu Maßregeln gegen ihn. In einem Meeting zu Leeds am 7. Oktober griff Gladstone den irischen Führer an; am 9. erwiderte dieser in einer Versammlung zu Wexford den Hieb und hielt eine fulminante Rede gegen den englischen Premierminister, den er einen verwundeten fahrenden Ritter, einen Verteidiger jeder Nation außer der irischen nannte. Am 11. Oktober fuhr Forster nach London, am 12. war Kabinettsrat und noch am selben Tage wurde Parnell verhaftet und nach Kilmainham gebracht. Kurz vorher war es ihm gelungen, im 'United Ireland' eine Zeitung zu gründen, die ihm gänzlich für seine Politik zu Gebote stand.

Die Landliga war über den gegen ihr Haupt geführten Schlag erbost und ließ im 'United Ireland' das No Rent-Manifest erscheinen, das die Pächter aufforderte, keine Pachtrente mehr zu bezahlen. Parnell hatte sich dem widersetzt, war aber von den Radikalen überstimmt und zum Unterzeichnen gedrängt worden. Der Aufruf erfuhr sofort scharfe Gegnerschaft von seiten der Bischöfe und der Geistlichen; aber der Aufruhr dauerte fort; die Landliga war jetzt ganz in der Gewalt der Extremen. Im Frühjahr 1882 mußte Forster an Gladstone berichten, daß das ganze Land von Anarchie beherrscht sei; Lord Cowper gab zu, daß Forsters Koerzionspolitik vollständig mißlungen war. Eine Frauenliga hatte sich gebildet, die die äußersten Extreme als Prinzipien verkündigte; im März allein zählte man 511 Agrarverbrechen.

Mit jedem Tag wurde die Lage der Regierung unhaltbarer. Lord Cowper und Forster verlangten noch mehr Koerzion, aber Gladstone schaute tiefer. Das vollständige Scheitern einer Gewaltpolitik hatte ihm die mächtige Volksbewegung gezeigt. Sollte nicht eine blutige Revolution Irland wie England trennen, dann mußte dem Volke Rechnung getragen werden, und so entstand in ihm zum erstenmal der Gedanke an einen modus vivendi mit Parnell. Unterstützung gegen Cowper und Forster fand er in Joe Chamberlain und Morley, dem Herausgeber der 'Pall Mall Gazette'; im Parlament wandte sich ebenso die Stimmung der konservativen Tories gegen die Gewaltpolitik. Gladstone erkannte dies bald und war entschlossen, den Tories nicht die Initiative einer irenfreundlichen Politik zu überlassen, wodurch er leicht aus der Regierung hätte herausmanövriert werden können. Parnell war seinerseits — er stand in lebhaftem Verkehr mit der Außenwelt — zur Überzeugung gekommen, daß die Landliga nicht vollständig sich in Extremen festfahren dürfe. Das halbe Jahr seiner Gefangenschaft hatte ihm die Zügel der Leitung in der Liga fast entrißen; sollte seine Führerschaft nicht ganz verloren gehen, so mußte er versuchen, aus Kilmainham herauszukommen. Über Gladstones Gesinnungen war er ziemlich orientiert, hatte doch die Landbill, die er nur nach außenhin bekämpfte, seinen Beifall gefunden; er beschloß deshalb, den Versuch zu machen, um durch einige Zugeständnisse und Versprechungen aus dem Gefängnis herauszukommen. Durch seinen Mittelsmann, Kapitän D'Shea, ließ er dem Premierminister



seine Ansichten nebst einigen Bemerkungen über die Landbill mitteilen: Sehr viele Pächter hätten sich nicht an dem No Rent-Manifest gestört, sondern ihre Pacht bezahlt; aber die Kleinpächter, über 100 000 an der Zahl, könnten ihre Abgaben nicht erschwingen und seien daher mit Eviction bedroht. Geschehe letztere, so sei Revolution noch mehr zu fürchten. Eine Arrears Act., ein Gesetz, wodurch die Regierung die Rückstände der kleinen Pächter auf sich selbst nehmen würde, könnte allein noch helfen. Gladstone und Chamberlain nahmen D'Sheas Ausführungen sympathisch an; in den folgenden Verhandlungen versprach Chamberlain im Namen Gladstones, daß die Arrearsbill eingebracht würde; D'Shea erklärte für Parnell, daß das No Rent-Manifest zurückgezogen, die Pächter aufgefordert würden, sich mit ihren Landlords zu verständigen. Dafür sollte Parnell frei werden. (Treaty of Kilmainham.) Am ersten Mai fand Kabinettsrat statt, dessen Beschlußfassung Gladstone an Lord Comper übermittelte: Da die No Rentpartei ihre Stellung geändert hätte, hielt man es für das Beste, die drei gefangenen Führer der Partei auf freien Fuß zu setzen. Widerstrebend gehorchte Comper. Mit stürmischem Jubel wurde Parnells Freilassung begrüßt.

Am 2. Mai wurde dem Parlament die Abbanfung Lord Compers und Forsters bekanntgegeben; am 4. gab letzterer dem Hause die Rechtfertigung seiner Politik. Gladstone und Parnell antworteten ihm beide im gleichen Sinn. Parnell konnte mit Befriedigung und Ruhe in die Zukunft schauen. Gladstone war für Homerule gewonnen, der Vertrag von Kilmainham ließ von ihm das Beste erwarten: da trat am 6. Mai ein furchtbares Ereignis ein, das Parnell alle Früchte seiner Politik zu rauben schien. Am genannten Tage hatte der neue Vizekönig von Irland, Lord Spencer, seinen Einzug in Dublin gehalten. Auf der Rückkehr von der Feierlichkeit wurden sein Sekretär für Irland, Lord Cavendish, mit dem Unterssekretär Burke im Phoenixpark überfallen und erstochen. Die Täter gehörten zur geheimen Verbindung der „Invincibles“, die sich unter Forsters Koerzionsregierung gebildet hatte. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von dem Mord über die Erde, überall die lebhafteste Mißbilligung erfahrend. Parnell war durch das unerwartete Ereignis vollständig erschüttert; einen Augenblick dachte er daran, das öffentliche Leben zu verlassen und äußerte sich dementsprechend Gladstone gegenüber, der ihm jedoch vorhielt, sein Rückzug würde die Lage in Irland nur noch schlimmer machen. Er raffte sich wiederum auf und ließ ein Manifest „An das irische Volk“ erscheinen, worin er und die irische Parlamentspartei den Mord aufs schärfste verurteilten. In der Sitzung vom 8. Mai wurde dem Hause der Bericht über das Geschehnis vorgelegt; Parnell hielt eine kurze Rede des Inhalts, daß Irland es durchaus verabscheue. Am 11. brachte Sir Harcourt eine neue Koerzionsvorlage ein, die wesentlich auf einer Ausarbeitung Lord Compers beruhend, ein summarisches Gerichtsverfahren bei Agrarverbrechen und Verhaftungen vorschlug. Parnell machte Opposition, unterlag jedoch. Gleichzeitig betrieb Gladstone dennoch die Arrearsbill, die Parnell zum größten Teil im Gefängnisse ausgearbeitet hatte. Sie ging auch durch;

im Juli erhielt sie die königliche Unterschrift. Ihre Bestimmungen waren hauptsächlich, daß die Pächter mit unter 30 Pfund Sterling Pacht für 1881 die Pacht völlig bezahlen sollten, von den rückständigen Pachten aber nur die Hälfte, während die Regierung das übrige an die Landlords zahlte.

Treu seinem Vertrage mit Gladstone suchte Parnell nun die ungesetzlichen Agitationen zu verhindern. Die Landliga war durch seine Gefangennahme faktisch zersprengt worden; jetzt bemühte er sich auch, die wilde Aktion der Frauenliga zu verhindern, was ihm denn auch nach und nach gelang. Ersatz suchte er dafür in der Neugründung einer ‚Nationalliga‘, die seinem ersten Prinzip der siebziger Jahre gemäß nur der Homerulebewegung dienen sollte. Am 17. Oktober wurde die Gründungssitzung gehalten, nach welcher Parnell sogleich J. Redmond nach Australien und Amerika sandte, um Geldmittel für die neue Liga zu sammeln. Dieser konnte konstatieren, daß noch die ganze irische Welt unter dem Eindruck des Mordes im Phönixpark stand und ihn überall mit Mißtrauen empfang.

Schwierig war unterdessen Parnells Stellung in der Partei; sein Entschluß, zu Gladstone zu stehen, wurde ihm äußerst schwer gemacht, da das Land über das neue Koerzionsgesetz in Aufregung war, und andererseits die hervorragendsten Mitglieder, wie Dillon und Davitt, seine neue Politik nicht billigten. Davitt besonders fand es schmerzlich, daß die Landliga aufgelöst bleiben sollte und Parnell allen diesbezüglichen Anträgen nur ein starres Nein entgegensezte. Doch blieb Parnell Meister; Dillon ging nach Amerika, während Davitt nach längeren Streitigkeiten nachgab. Obschon die Reibereien mit den Extremen in der Partei bestehen blieben, konnte Parnell die letztere nach außenhin in ihrer vollen Stärke zusammenhalten; das Land, dessen ungekrönter König er noch immer war, hielt treu zu ihm.

Lord Spencer, der neue Lordleutnant von Irland, verfolgte dieselbe Politik wie sein Vorgänger, mußte aber auch dessen Erfahrung machen, daß der Koerzition von seiner Seite die wildesten Umtriebe im Volke entgegengesetzt wurden; viel schadete er sich auch dadurch, daß er die beliebtesten Führer wie Biggar, D'Brien, Davitt und Healy vor Gericht stellen ließ. So wurde Parnell vollständig von der Gunst des erbitterten Volkes getragen, weil man in ihm den einzigen Mann ersah, der fähig war, to strike a blow at the English. Im Parlament war seine Stellung indes prekär. Der Sekretär Forster benützte die erste Gelegenheit nach der Hinrichtung der Phönixparkmörder, um einen Angriff auf Parnell zu machen, der diesen hätte vernichten müssen, wäre er nicht der kühle, selbstbewußte Realpolitiker gewesen. Der Angriff zielte indirekt auf Gladstone, der Forster hatte fallen lassen, und sollte ihn dadurch moralisch bloßstellen, daß er den Mann, dessen Verbündeter der Minister geworden war, als Rebellen und Feind Englands erwies. ‚Ich mache Parnell den Vorwurf,‘ schloß Forster am 22. Februar 1883 seine lange Rede, ‚daß, wenn er auch nicht selbst Verbrechen und Mordtaten geplant und ausgeführt hat, er dennoch nicht seinen Einfluß ausübte, sie zu verhindern.‘ Wenn Parnell auch der Führer der

Opposition, der Obstruktion und der verschiedenen Ligen in Irland gewesen war, dieser Vorwurf Forsters war objektiv nicht gerechtfertigt; aber sämtliche Tories und sehr viele Liberalen, alle, deren Zorn und Arger er genährt hatte, begrüßten Forsters Worte mit lautem Beifall. Als Forster geendigt hatte, blickten alle auf den Angegriffenen in der Erwartung, daß nun seine Klinge zur Abwehr aufblitzen würde. Er blieb sitzen, und erst, als man von allen Seiten seinen Namen rief, erhob er sich endlich ruhig und beantragte Vertagung der Sitzung. Am nächsten Tage erwartete man mit ungemessener Spannung sein Auftreten; der Parlamentssitzung wohnten auf der Tribüne der Prinz von Wales und Kardinal Manning bei. Parnell wußte, daß er sich vor der englischen Nation von der Anklage des Hochverrates zu reinigen hatte, aber Englands Meinung war ihm gleichgültig, und darum antwortete er mit keinem Wort auf Forsters Invektiven. „Ich versichere,“ begann er, „daß ich durchaus nicht glaube, alles, was ich sage, würde irgendwie Eindruck auf dies Haus oder die öffentliche Meinung machen; ich habe mich deshalb in meinem politischen Leben daran gewöhnt, mich auf die Meinung derjenigen zu stützen, denen ich zu helfen wünsche und mit denen ich gearbeitet habe, Irland glücklich und frei zu machen. Was ich hier sage, sage ich für Irland allein at home and abroad.“ Mit bitterm Spott nannte er Forster einen Staatsmann, der abgewirtschaftet hätte, weil er die Regierung zu den folgenschwersten Mißgriffen verleitete. Die Iren riefen frenetisch Beifall, die Engländer waren enttäuscht, weil Parnell kein Wort über die Anklage verloren hatte; alle mußten zugeben, daß der Versuch, Homerule mit Verbrechen zu verquicken, mißlungen war.

Für den Rest der Session trat Parnell wenig im Parlament auf; eine Agrarbill, die er einbrachte, wurde verworfen. In Irland selbst war er mehr genannt wie je; ein Gerücht von bedrängten Vermögensumständen ließ eine Nationalspende zustande kommen, die trotz des Abratens der kirchlichen Organe innerhalb eines Jahres fast 40 000 Pfund Sterling aufbrachte, ein mehr wie fürstliches Geschenk. Als man ihm bei einem Bankett in Dublin die Nationalgabe überreichte, steckte er den Scheck ohne ein Wort des Dankes in die Tasche. — 1884 wurde das Land sehr durch Dynamitattentate beunruhigt; in Birmingham wurde eine geheime Werkstatt — irisch-amerikanischen Ursprungs — entdeckt, wo für Pläne, London in die Luft zu sprengen, die Explosivstoffe hergestellt wurden. Die beunruhigte öffentliche Meinung brachte auch ihn in Verbindung mit den Verbrechern; weil er aber selbst die Pläne für Verrücktheiten ansah, lachte er über die Anklagen und wartete mit eiserner Stirn den Augenblick ab, wo die einsichtsvolleren Geister in England die Unhaltbarkeit von Irlands Lage handgreiflich fühlen mußten. Er behielt scharfes Auge für das Gebiet, wo allein er jetzt nach einem zeitweiligen „Untertauchen“ handeln konnte: das Parlament.

Gladstone hatte auf Mittel gesonnen, der liberalen Partei eine breitere Grundlage und eine größere Majorität zu sichern; im Dezember 1884 war eine Wahlreformakte durchgegangen. Durch das neue System wurden

in Irland die Wähler um 500 000 vermehrt; aber während Gladstone auf ein Umschwenken Irlands in den Liberalismus gehofft hatte, kam das Ganze Parnell zugute, denn die neuen Wähler waren Homeruler.


Im Sommer vor den Generalwahlen von 1885 war Irland vollständig in Aufruhr. Nieder mit Gladstone und seinem Koerzionsregiment war Kriegeruf in den Straßen Dublins. Parnell wußte, daß er mit seiner verstärkten Partei im Parlament, zwischen Tories und Whigs stehend, die einen wie die andern werde neutralisieren können. Er konnte Gladstone schachmatt setzen, aber er mußte sich dann auch sagen, daß es mit der Homerule vorläufig zu Ende sei. Drei Männer lenkten seine Aufmerksamkeit besonders auf sich, Lord Randolph Churchill, der demokratische Tory und Führer der vierten Partei; Chamberlain, mit dem zusammen er eine Bill auf Abschaffung der Prügelstrafe durchgesetzt, und welcher ihm durch sein Auftreten gegen Forster und dessen Koerzitionssystem Anknüpfungspunkte geboten hatte; endlich Gladstone, der „große alte Mann“. Parnell entschloß sich für Gladstone. Ihn erachtete er allein für kongenial, ja überlegen.

„Er ist der einzige, der mich ausmanövrieren kann!“ sagte er öfters vertraulich. Aber Gladstone war Führer der Liberalen, und, als Partei betrachtet, sagten die Konservativen Tories Parnell mehr zu, weil sie die Homerulebill eher durch das Oberhaus bringen konnten. Gladstone bot jedoch sichere Garantien auf Erfolg im Unterhaus. Vor dem Anschluß, den er nach den Wahlen im Herbst zu bewerkstelligen vorhatte, wollte Parnell dem Führer der Liberalen zunächst seine Macht fühlen lassen. Für den 10. Juni war von Gladstone die Einbringung einer Erneuerung der Crimes Act für Irland beabsichtigt; am 8. brachte bei der zweiten Lesung einer Budgetfrage Sir Hicks Beach ein Amendement ein; das Haus spaltete sich; Parnell stimmte mit den Tories und diese erhielten die Majorität von zwölf Stimmen. Parnell hatte den Entscheid gegeben und Gladstone ausmanövriert. Dieser mußte resignieren, Lord Salisbury wurde Premierminister, Churchill Staatssekretär für Indien, der Graf von Carnarvon Vizekönig von Irland. Die Erneuerung der Crimes Act ging natürlich nicht durch, da die Tories auf Parnell Rücksicht nahmen. Parnell benützte die Gelegenheit, um seine vorher verworfene Landbill durchzusetzen; die Regierung bewilligte 5 000 000 Pfund aus den Gütern der entstaatlichten Kirche, um den Pächtern die Erwerbung von Gütchen zu erleichtern.

In der kurzen Zeit, in welcher die Tories die Regierung führten, suchte Lord Carnarvon in näheren Konnex mit Parnell zu kommen. Mehrere Unterredungen fanden statt, führten jedoch zu keiner Verbindung von Tories und Homerulern; für erstere hatte eine solche nur Wert bei den Generalwahlen. Carnarvon erklärte zudem, nur in seinem Namen, nicht in dem des Ministeriums und der Partei Garantien bieten zu können. Nachdem Parnell seine Grundsätze und Forderungen ohne Aussicht auf greifbaren Erfolg dargelegt hatte, beschloß er, die Konservativen nicht zu unterstützen.

(Schluß folgt.)

## Kleine Blumenpredigten / Von Elise Hasse

önnen Blumen predigen? Ihr ganzes Wesen ist eine Predigt und spricht uns mit bedeutsamer Geberde an. Alle zeugen sie mit wundervollem Ausdruck von dem gleichen seligen Leben und Streben. Jede wendet sich mit Inbrunst Gottes Sonne zu, dieser alle Schönheit als ihr Werk entgegenbreitend, und keine weiß es, daß sie als Sonnenkind die Erde heller macht und ihre Lichtgestalt viel holdere als ein Stern ist. Blumen stehen immer als Licht im Lichte — nicht wie Menschen sind sie, die oft als Finstere mitten im Sonnenglanze weilen! Sonnige Zellen, aus denen das Licht sich selbst als Farbe entgegenlächelt, erbauen ihren Leib, rein ist er und rein bleibt er, ist das Strahlenkleid ihres Innenwesens. In Unschuld wetteifern sie mit dem Gewand des Himmels, ja die Rose ist purpurner als die Morgenwolke über grünen Meereswogen, und linder und tiefer als die Himmelsbläue sind Bergipfeleinmühen und Enzian. Und spricht sich in lebendigen Blumenformen nicht Kraft und Seele aus? Ein tapferes und wunderfeines Seelchen haben sie, jedoch kein Ich, und sind heiter wie alle Selbstvergessenen. Sie predigen: Freuet euch! Tausend kleine Freuden sind viel besser als das große Glück! Sie strömen ihre Wonne in berausenden Wohlgerüchen aus, mit Düften locken, lieben, loben, beten sie. Ihre Schönheit ist fromm und nicht dämonisch, und mit mancher Tugend sind sie verwachsen. Klein ist die Blume, doch ohne Niedrigkeit, die sturmtoste ist noch geduldig, die raubbehandelte doch immer zart und lieblich, die staubumwirbelte noch makellos, die glutdurchhauchte noch sanft und ohne Leidenschaft. Alle blühenden Pflanzen strömen und strahlen von guten Werken: jede aufspringende Knospe ist eines, jedes grüne Blatt, das ein nährendes, heilendes Balsam ist, jedes Staubgefäßlein und jede Frucht. Die Blumen welken an dem neuen höheren Leben in ihrem Schoß. Im Vergehen segnen sie die Erde und der Himmel segnet ihr hinterlassenes Werk.

Geist und Sinne. Soll man Blumen mit den Augen der Sinne oder des Geistes beschauen? Die Sinne haben nicht viel vom Grünenden und Blühenden: kleine Farbflecke, ein gefälliges Liniengekräusel und Formenspiel, ein wenig labenden Duft — anderes gewahren sie nicht. Blumen sind den Sinnen eine Würze ihres Lebens, kaum mehr. Die Sinne sehen und erleben nur den Reiz der äußeren Erscheinung, nur das bestrickende und schöne Bild, und das ist ein geringes; der Geist jedoch erlebt den Sinn dazu. Er schafft das Sinnenbild zum Sinnbild um. So sprechen ihn die Blumen an, und er spricht sinnig mit, leiht ihrer leisen Rede seine Worte, auf daß sie klangvoll werde — er haucht durch ihren süßen Mund.

Natur und Übernatürliches. Alle Natur ist zugleich natürlich und übernatürlich. Wenn Sinnesaugen und Verstand eine Blume betrachten und zerlegen, sagen sie: Natur — und somit gut! Sie meinen, die sezerte sei die verstandene Blume, es sei nichts Übernatürliches an ihr.

Der Geist aber schreßt wie aus verbotener Gedankenlosigkeit auf, wenn er mit seinem Auge eine längst vertraute Gartenblume gleichgültig ansah; er schilt sich selbst: Wie kannst du nur? Gleich hebt er an zu fragen und verwundert sich tief und rätselt lange an der Holdseligen herum: Wie ward sie zur Blüte? Welch geheimes Leben hat sich da in Außenbau und Ingestaltung, anmutiger Regung und feinem Geberdenspiel, in Düften, Farben und Farbenharmonien herausgestaltet? Das Blumenwesen ist Ausdruck eines übersinnlichen Innern, und gar so unbegreiflich ist's dem Geiste nicht als dem sinnbefangenen Verstande, wie dieser Ausdruck hervorgezaubert ward. Hier ist ein Daseinsrätsel, das der Verstand nicht lösen kann. Er, der das Wunderbare leugnet, müßte es am ersten bejahen, denn ihm ist eine unsichtbare Wesensart und Triebkraft unerfaßlich, unerklärlich ist's ihm, wie sie klar und schön sich in die Sichtbarkeit hinein entfalten kann. In den Blumen ist ein Uebernatürliches, das er nicht versteht, das nur dem Geiste aufgeht, weil auch er in seinen Werken ein Natürliches, in seinem Wesen ein Uebernatürliches ist. Er, der in Gestalten, Bauten, Tönen, immer bildend nach Ausdruck sucht und nur ein wenig von seiner Art und Fülle hervorzuzaubern vermag, spürt die unsichtbare hinter allem Sichtbaren und ihre Wunder, ihre göttlichen Geheimnisse.

Schönheit, Liebe, Gott. Schönheit, so geheimnisvoll sie ist, will doch durchschaut sein. Wir müßten sie vergöttern, sähen wir nicht jenseits alles Schönen seinen Schöpfer: Gott. Er läßt Schönheit nicht allein aus der Natur hervorleuchten —: wir tragen sie als lichten Schein im Auge. Aus ihm ergießt sich farbiger Schimmer, und aus unserer Seele quillt Liebe als innere Schönheit der äußeren entgegen. So sind denn Liebe und Schönheit eins, gleichwie auch Schönheit und Leben eines sind, denn das vollkommen Lebensvolle, Liebevollte ist schön. Durchschauen wir nun Schönheit wie einen Regenbogen? Was aus allen Weiten der Natur und aus zarten Kelchen schimmert: ist's nicht geheimnisvolle Liebe Gottes, die ins Auge dringt und deren Glanz sich, bunt gemildert, in die Seelen schwingt und durch die Blicke hin über alle Welt?

Christus liebte die Schönheit als ein Gleichnis. Er sprach nicht viel von ihr, ließ jedoch die Lilien auf dem Felde von ihrer reichen Armut predigen. Die nichts begehren, weil sie alles von Gott empfangen, sind so reich als rein, und alle Reinheit geleitet wiederum zu Gott und zu den Menschen durch die Liebe. Was uns das Lieben lehren kann, muß etwas Reines sein. Blumen, Kindlein, eine Seele, die sich heiligt, Jesus Christus selber: alle eins in Reinheit, ob auch ganz verschieden an Lauterkeit und Klarheit, Licht und Glanz, alle schön bis zum Wunder, alle arm und reich bis zur Fülle der Gottheit in Christo, bewegen unsre Herzen hin zu ihr.

Blumensprache. Viele Sprachen erfand sich die Schönheit, aber ihre Kunstsprache, dichterisch und überreich, redet sie durch die Blume. Die

Fülle dieser Sprache und ihrer Abwandlungen ist kaum auszukennen, und wo auch nur ein Laut von dieser Sprache ertönt, da breitet sich der Hauch der Schönheit in sanften Wellen aus und stimmt alles ringsumher in sich hinein. Alle Dinge müssen am Aufbau dieser schönheitsgeligen Sprache mitthätig sein. Wird nicht durch die Blume jeder Wassertropfen, jedes Erdkrümchen, jedes bißchen Felsenstaub, Abfall, Spreu und Moder zur Schönheit? Jetzt hängt noch der Tau an den Gräserspitzen und beugt sie zu schön-gerundeter Neigung; noch blinken Regentropfen im langgezogenen Gespinst der Bartflechten und werden wie Demanten von grau-grünen Zellgeweben eingefasst, dann perlen sie nieder und helfen das Schöne bauen. Erst ist's das Moos mit seinen winzigen Blättlein, Palmetten, Farren, Fiederhärchen, das denkbar jedes Tröpfchen aufsaugt und dem Schöneren Boden bereitet — bis sich aus kleinen Anfängen die mannigfaltigsten Formen herausbuchstabieren. Welch unbegreifliche Verschiedenheit schon in dem Blattgewirr auf moosigem Grund! Da sind die anmutig geschwungenen, reichgezackten, flaumigen Erdbeerblätter, die vielen feingezahnten Rispfen, die wie nach einer Melodie sich wiegenden, biegenden Ranken. Und dann die Blumen! Da guckt ein gelber Lippenblütler, ein weitbekannter Walbeinsiedler aus dem Moose; lieblich Flug breitet er seine schmalen, zu bräunlicher Farbe sich verjüngenden Blättchen über die kleinen Blüten und schnellst elastisch alle harten Regentropfen, die von hohen Nadelbäumen fallen, ab. Selbst im dunklen Lamm, am steilen Abhang, auf Geröll und Steinen — überall vernimmst du eine Sprache, der unbewußten Weisheit, Formvollendung und des Wohlklangs voll. Kein Kräutlein, das nicht etwas Schönes zu sagen wüßte: holde Laute, kleine Sprüche und ein Lenzgedicht.

**Blume und Element.** Die Blume, wie wandelt sie die Elemente um und zähmt und adelt sie nach ihrer Weise! Das Sonnenfeuer dämpft sie zur Farbe, an der sie nicht verbrennt, in deren Schmucke sie am heißesten Mittsommertage noch in köstlicher Frische prangt. Das Wasser aber wärmt sie an und bereitet allerlei Balsam aus klarem und trübem Maß. Aus Erdstoffen baut sie zartlebendige Zellen, feinfühlende Nerven, zähe Fasern, trachtige Samen und braut ätherische Öle, die sie der Luft als ihren geistigen Atem entgegenhaucht. So sollte auch der Mensch die Elemente, die um ihn, in ihm sind, nach seiner Weise veredeln und vergeistigen. Den Baustoff seines Leibes sollte er zu zäher Kraft verfeinern; das Feuer seines Willens, seiner Leidenschaft in Liebe dämpfen und diese Liebe durch eine bunte Reihe guter Taten täglich frisch erhalten; das kalte, verstandesmäßige Denken soll er im Gemüt erwärmen lassen, aus Gedanken Balsam für sich und andere bereiten, aus trüben selbst noch Trost, reine Gefühle ausatmen und Phantasie als schöngeistigen Duft in lustige Weiten entschweben lassen.

**Das ideale Maß.** Wie maßvoll sind doch Blumenformen! Ausschweifend und barock ist keine, — barock können nur menschliche Künste und Charaktere sein. Blumen haben ihr ideales Maß in sich und ver-

fehlen's nicht. Wie herrlich! Jedes Blättchen wächst bis zur bestimmten Schönheitsgrenze, dann ruht es in seiner Vollkommenheit. Alle einzelnen und vielen Blumenblätter einer Aster oder Edeldahlie erreichen ihre Vollform und schmiegen sich den größeren und kleineren Nachbarn an, bis der bunte Strahlenstern in ebenmäßiger Schönheit sich in letzten Sommerlüften wiegt. Was wäre die Menschheit, wenn alle Seelen ihr ideales Maß erreichten und — in sich vollendet — sich an andere schmiegen wie zu einer vielblättrigen Blüte!

Gehaltene Geberden. Bewegtes Leben verrät in aller Geschwindigkeit einen Charakter, läßt indes die Schönheit der Form nicht deutlich hervortreten. Schäumende Meereswellen verjagen einander in leidenschaftlicher Unruhe, in wogenden Kornfeldern huscht ein jehnsüchtiger Schatten hinter dem andern her, auf menschlichen Angesichtern erscheinen und schwinden mannigfaltige Gemütsbewegungen — in der Blume ist jede Regung festgebannt und still. Blumen versteht man nicht so leicht, weil sie durch gehaltene Geberden reden. Und doch kündet sich in ruhewollen und zugleich schwunghaften Formen, in beharrenden und fließenden, gezackten, gekräuselten, tanzenden Linien, in zartumrissenen, anschwelenden Lichtern und hinschwindenden Schatten die innere Bewegung an. Und wie die Einzelblüte, so haben auch Gemeinschaftsblüher ihre verlaufenden und rastenden Bewegungen. Ihr goldfarbenen Rauten, weißen Dolben, lila und rosa Trauben: eure Kaskaden stehen still wie diejenigen des Gletschereises, eure Blüten perlen in leisen Wellen und Sprüngen hernieder — was verrät der leuchtende Tropfenfall? Aus ihm wispert's: ‚Laß mich ruh'n und abwärts fließen, aufwärts sprühen!‘ und das ganze duftige Gebilde raunt uns zu: ‚D laßt mich scheinen, was ich bin — und was ich habe — hätten's alle!‘ Was bist du uns? Ein Bild des frohbewegten inneren Friedens, der gebändigten und seligen Regsamkeit, der Seelenruhe in der Tätigkeit, der Beharrlichkeit im Auf und Ab des Lebens — ein Bild des gefestigten Charakters, der im Fluß und Wirbeltanz des Geschehens seine schöne Form bewahrt und offenbart.

Der Schicksalsort. Was ist schöner? Das in Millionen Jahren Gewordene, die große Landschaft, oder das in einem Tag Erblühte, das den glitzernden Schmelz der Jugend auf den Blättern trägt? Aber führt nicht eine Schönheit die andere mit sich? Die eine kommt wahrlich nicht allein. Zwar kann man sich unbegrünte Wüsten und Lavafelder, kahle Felsen ohne Gras und Blumen denken, doch keine Blume ohne ihren Siedelplatz und Schicksalsort. Jede Blume bringt das Bild der Landschaft mit, aus der sie erwuchs. Dem Menschen und seiner doch beredten Art merkt man nicht gleich an, wo er innerlich daheim und an welchem Schicksalsort er stand und kämpfte; die Blume redet bald und wortlos von ihrer Welt und Herkunft, ihrer Kampfesweise und feinen Lebensflugs. Der Geist der Berge und Täler, der Wälder, Felder, sandigen Einöden, feuchten Klüfte, aller Sonnen- und Wettergewalten lebt in ihr,



wiewohl sie denen ihr „trotzdem und dennoch“ entgegenruft. Allein sie troht in Sanftmut wie in seinem weichen Pelz das Edelweiß, dessen Anblick dir die scharfe Felskante über dem Gletscher und den rauchenden Schneegipfel im Sonnenglast vor Augen zaubert. Sie lächelt mit Vorsicht wie der kleine Frühlingsenzian, der bei Regengüssen und in finsterner Nacht die Augen schließt, die blauer leuchten als der Himmel über eisenfarbenen Bergzacken und grünen Matten. Sie behauptet sich erglühend und freudig wie die zähwurzelnde Alpenrose ob dem Felsenhang, über welchen im Winter Lawinen ziehen und im Sommer der Staubbach seine Schleier und Regengbogen breitet. Sie bricht flammengleich hervor wie die rote Kaktusblüte und triumphiert durch rasches Leben, ehe noch der Glutwind über die gelbe Wüste fegt. Die Alpenanemone, die ihre seidigen Fiedersamen über Karrenfelder fliegen läßt, die silberlila Glyzinie über grauem Kalkstein und dunkelblauen Seen, die rosigen Teppichpolster blühender Moose am Fuß der lavaüberlaufenen Gletscher Inseln, die winkenden Federbüsche der Spiräen am Waldufer eilender Bäche —: denkst du ihrer und der Gefährten überall, so tragen sie dir ein Stücklein Gotteswelt und eine Lebensgeschichte zu und predigen ihre feine Lebensflugheit: Bleib auf heimischem Boden, gewinne deinem Schicksalsort das Beste ab, behaupte dich in milder Festigkeit und siege in Schönheit!

Das Herbstblatt. Ich sah einmal ein blutrotes Herbstblatt, vom langen Dorn eines kahlen Strauches aufgespießt und festgehalten. Es hatte Herzform und bewegte sich im Winde gelassen hin und her, als wie zufrieden mit seinem Los. Lange blieb ich davor stehen. Es ging mir durch den Sinn, wie so manches Menschenherz dem roten Blatte gleicht: von Dornen ist's durchdrungen und doch zufrieden mit seinem Los, da es sich im Leiden zu edler Farbe röten kann: zur Farbe des starken Lebens und der Liebe.

Seine Lebenslage lieben! Von den Blumen kann man sagen: sie lieben ihre Lebenslage, benützen sie weise, gewinnen selbst dem ungünstigsten Standort ihr holdes Leben ab, tun bei dürftigster Ernährung ihr Möglichstes, um dennoch einen Lenz zu schmücken, und passen sich jeder schwierigen Wetterzone an. So wie Blumen sollten wir auch unsere Lebenslage lieben — als unsere „Versuchstation“. Wird uns auf dieser das Leben schwer gemacht, um so besser! Um etwas zu werden, zu erreichen, dürfen wir es nicht zu leicht im Leben haben. Man soll zu größerer Kraft durch größere Schwierigkeiten kommen. Um alle Überwinderstärke zu erlangen, müssen wir in bittere Schmerzen und heiße Kämpfe hinein. Lauheit und Lässigkeit würde unser Feind sein, wenn nicht der quälende Anstoß zu immer neuen Anstrengungen wäre. Hemmungen sind dazu da, uns darüber hinwegzuspornen. Alle Anfechtungen, die durch bessere Liebe entwaffnet werden können, sind eher eine Hilfe als eine Hinderung. Das erst ist Liebe, die sich der Lieblosigkeit gegenüber zu betätigen verlangt. Darbst du auf deinem Standort, entbehrst du, was

das Herz erfreut, den Geist anregt, das Dasein wohligh macht, so sollst du deinen inneren, gottgeschenkten Reichtum in Demut kennen und entfalten lernen; wird dir in finsterner Zeit und Zone genommen, was der Eigenliebe schmeichelt und den Eigendünkel nährt, so ist es, weil das Ich wie eine welke Blüte zerfallen soll, auf daß du einen neuen Lenz und eine strahlendere Wesensblüte unter Gottes Sonne erleben magst. Laß uns also — gleich den Blumen — unsere Lebenslage lieben und in ihr verharren, solange wir darinnen das Meiste, das Notwendigste, Schwerste und Edelste erwerben und gewinnen können!

**Die Unverwöhnten.** Kinder, die mit Liebe und Guttaten nicht verwöhnt wurden, pflegen für jeden Beweis der Zuneigung und Güte mit ihrem strahlendsten Gesicht zu danken und tun das volle Häufchen auch gern für andere auf. Verwöhnte Kinder geben und danken nicht so freundwillig. So ist's mit vielen Blumen auch. Ich kenne eine unter dem Namen 'Weidenrösschen'. Sie wächst im Unterland auf Waldlichtungen, auf begrünten Dämmen und auf unfruchtbarem Schotter in der Nähe des ewigen Eises. Drunten, wo es ihr gut geht, klettern die rotgestielten Blüten vereinzelt an langer, steifer Raute empor und verfärben sich zu einem unlustigen Blaurosa; in den Alpenwäldern neigt sich die mattgrüne Doldenspiße grazios vornüber und die einsame Pflanze steht leichten Fußes wie eine Längerin im kräftigen Rosakleid auf hartem Boden unter Bergföhren; auf dem Gletschergeröll ist die gleichblühende Pflanze eine andere worden. Ich sah sie zum erstenmal nicht fern vom Eismeer des Montblanc: da wuchs sie ganz allein auf splitterndem Gestein, tagsüber in ausdörrender Sonnenglut, im Frosthauch der Nacht, von schneidenden Morgenwinden umweht, von kaltem Tau ernährt. Sie erhob sich nicht, wie ihre Schwestern, auf steilem Stengel, in niederen Büscheln standen ihre Blüten leuchtend rosa mit purpurnen Teilungsstrichen — eine dicht an der andern. Wo sie am kärglichsten zu leben hat, blüht sie am üppigsten. Die Darbenden sind oft die reichsten Geber. Und wem am meisten entzogen wird, der wird am besten erzogen: sowohl zur Gebeseligkeit als auch zur Dankbarkeit für das Geringste. Dank ist unaussprechlich frohe Anerkennung einer Wohltat und des Wohltäters. Sich als Gesegneter ihm strahlend zeigen und neigen, das heißt danken. Und so danken — die Unverwöhnten.

**Halten die Kraft.** Willst du einmal mit Augen sehen, wie das genügsam Zarte, Kleine, Feine mit stiller Macht über das Rohe, Grobe, Gewalttätige kommen und es vor sich selbst behüten kann, so steige auf einen hohen Berg. Da haben sich aus seiner aufgerissenen Brust Steinlawinen ergossen und die wilde Geröllhalde deckt seine Flanken stundenweit; mit der Zeit aber sprießen eine Unmenge von feinen Pflänzchen aus den Gesteinslücken hervor; man weiß nicht, wie sie wurzeln und sich nähren können, sie grünen aber doch, offenbaren ihre Seele in kleinen Blüten und umspinnen die scharfkantigen, fall- und sprungbereiten Steine mit

zarten Ranken, daß sie friedlich liegen bleiben und nicht schadengierig in die Tiefe rollen.

**Bewahrende Sanftmut.** Blumen auf der Alp samt ihren Kelchen und Blättern sind oft zart bewimpert und behaart, ja manche haben einen silbergrauen Flaum oder eine weiche Samthülle, ein weißes Pelzchen umgetan und verteidigen sich mit etwas so Gelindem, Sanftem, Reinem gegen die Unbilden der Witterung. Der rauhe Frost, der hartgesinnte Sturm und Hagel wüthen rücksichtslos, Neuschnee liegt am Zulimorgen unversehens auf blühender Berghalde, aber wenn die Sonne wiederkehrt, tauchen die Blümlein unversehrt hervor —: ihre Sanftmut bewahrte sie. Kein Blättchen hat gelitten! Bäumten sie sich trotzig auf und schlugen sich mit dem wilden Wetter herum, so würden sie zersezt; statt dessen ducken sie sich ohne heftige Widerregung ins niedere Berggras, im Schutze ihrer eigenen Gelindigkeit. So bewahrt die Sanftmut auch den Menschen, wenn ihn der Zorn anfauchen will, und Lindigkeit und Milde sind wie ein weißer, weicher Pelz, eine zarte Hülle, die selbst in winterlichen Stürmen, in kalten Schauern Wärme in sich hält und ausstrahlt.

**Inwendig weiß!** Welch ein freier, kleiner Erdenbürger ist die Alpenblume! Du bist nach einer Sturmnacht über weite Gletscher emporgestiegen und kimmst mit der triumphierenden Sonne den Gipfelgrat hinauf: halb verborgen unter zertauendem Neuschnee lugt die Gletscheranemone hervor — frostrot die feinbehaarte Außenseite ihrer Blumenblätter, innen aber strahlt sie in reinem Weiß. Sie verschloß sich gegen dunkle Gewalten und ließ sie nicht hinein in ihren Kelch, sonst hätten sie das Licht ihres Lebens, die zarten Staubgefäße, ausgeblasen; in Nacht und Eis wahrte sie die gottverliebene Reinheit und blieb — inwendig weiß!

**Blumenhafte Keuschheit.** Man schenkte mir einmal einen großen Strauß gelbweißer Löwenmäulchen. Um eine Blüte zu beschauen, öffnete ich sie, sie aber schnappte muskelkräftig wieder zu, und ich sah nur, wie sie ihre durchsichtigen Staubgefäße auf ein Polster von weißem Flaum niederlegte —: wie sie da ihr Bestes vor der rauhen Außenwelt behütete, wie sie es unberührt vom Schmutzhauch des Alltags erhielt! Das war blumenhafte Keuschheit, und das feine, starke Löwenmäulchen wußte sie zu predigen und ließ mich an den Spruch gedenken: ‚Wer von Gott geboren ist, der bewahret sich‘ (1. Joh. 5, 18).

**Blütengeheimnisse.** Menschenkinder, die in ihrer Art etwas Kindlich Holdes haben, etwas Rührendes, eine selbstvergessene Emsigkeit und Offenheit, eine heitre Unbefangenheit und ihr inniges Wesen nicht verbergen, werden von denen geliebt, die dies Wesen im Gemüt umfassen, und erregen die Leidenschaft der Sinnenmenschen, die sie wie begehrte Blumen mit harter Hand brechen möchten und danach unverstanden weilen lassen. Wie könnte man wohl Kindermenschen so weise machen, als es manche Blumen sind, die sich nicht immer offenhalten und ihre traueste Schönheit verhehlen? Aus ihren Kelchen schimmert Gold und Purpur

auf, aber nur dem tieferdringenden Auge wahrnehmbar. Das Innigste bleibt ihr Blüthengeheimnis.

**Anmut und Bescheidenheit.** Schau dir ein graziöses Zweiglein an: während es sich neigt und hin- und herbiegt, tauchen kleine Spannen des gewundenen Stengels in den Schatten ein. Sähest du ihn als helle Schlangenlinie, so wirkte er leblos und steif, gar nicht anmutig. Auch in jeder reichgefüllten Blüte gleiten Farben in den Schatten zurück und glühen purpurner aus ihm heraus; ja in einer Blüthentraube, einem vollen Strauch und Strauß hebt sich nur da und dort ein Blättchen, Sternchen oder Glöcklein belichtet vom bunten Blüthenschattengrunde ab. Besattung und Bescheidenheit fördern die Anmut —: in der Menschenwelt ist sie auch nur dort zu finden, wo die Schönheit, die Güte, die Tugend- und Latenfülle nicht hell betont und grell hervortritt, sondern wohlbeschattet wird.

**Reife.** Die unreife Ahre steht aufrecht, voll Stolz und selbstbewußten Strebens, und läßt sich sehen; die reife Ahre neigt sich in Demut und in die Verborgenheit zurück.

**Seltenheit.** Ich sah ein Gänseblümchen am Wege stehen, ein wonniges mit purpurroten Spitzen an den Blättlein, und dachte: du schönes, wenn man dich oben auf der Alp entdeckte als ein seltenes Gewächs, welch ein seliges Verwundern und Staunen gäbe es da; unerhört lieblich fände man dich, pflückte dich zaghaft, freute sich an dir und pflegte dein — weil du aber nicht selten bist, gucken dich die Leute kaum an und wohl nur Kinder sind fröhlich über deine Schönheit. So ist es, und ein kleines ‚Muß‘ ist auch dabei: das Schöne muß selten sein und bleiben, um für die meisten schön zu bleiben! In der Außenwelt reicht man dem Seltenen eher als dem Häufigen den Preis der Schönheit. Draußen sind's die Wiederholungen, die etwas Schönes entwerthen können; innen werden schöne Gefühle und Gedanken um so schöner, je öfter sie erscheinen, und jede Wiederholung fügt dem Glanz der Tugend etwas hinzu.

**Blumen in der Blume.** In aller Welt gibt es Blumen voll kleinerer Blüten. Durch vielfältige Füllung werden sie erst zur Blume, und das ganze Körblein tut sich mit einem Male auf und jede Innenblüte müht sich um ihre Frucht. Alle diese Blüher — von unserm heimischen Löwenzahn, dessen Gold die Mairiesen färbt, bis zur dunkelroten Bougainvillea an süblichen Gestaden, die sich wie ein Königsmantel über Luffgestein und altersgraue Klostermauern breitet, ihre Blätter mit derselben Farbe überzieht und aus loser Hülle gelbe blüthengleiche Stempel hervorlugen läßt — diese Blüher, so wunschlos wir vor ihnen selber stehen, geben uns doch Wünsche für den Menschen ein. Sie sehen, heißt danach verlangen, daß auch in uns ein inneres hundertfältiges Blühen sein und alle eingeborenen Innenkräfte sich, wie Blumen in der Blume, miteinander, durcheinander entfalten möchten, sich um viele Früchte mühend.



P. P. Rubens und Jan Brueghel/Madonna im Blumenkranz



**Jugend an der rechten Stelle.** An sonniger Landstraße lag eine Wiese, die voller Blumen war, und gegenüber zog sich langgestreckt ein Ahrenfeld hin, mit Wicken, Kornblumen, Mohn vermischt. Die Blumen zur Linken waren Unkraut, weil sie nicht an rechter Stelle und unter ihresgleichen standen; sie, die man im Blumenfeld bewundert hätte, sah man betrübten Sinnes auf dem Ackersack wachsen. Wie die Blumen, so gehören die Tugenden der Menschen auch nicht unter die Nutzpflanzen; spreizen sie sich auf einem Boden, wo man nur sät, um reich zu ernten, tun sie auf der Feldmark des Vorteils sich bligblau und knallrot hervor, so sieht man sie nicht gerne, und Unkraut sind sie vollends, wenn sie vereinzelt stehen: die Unschuld ohne holde Unbewußtheit, die Reinheit ohne Demut, die Ueberwinderkraft ohne Dankbarkeit, Tüchtigkeit ohne die Bescheidenheit, Geduld ohne die Betriebsamkeit, Fleiß ohne Fürsorglichkeit, Ordnungsliebe ohne Rücksichtnahme, Gerechtigkeit ohne Milde, Barmherzigkeit ohne Verständnis, Freigebigkeit ohne Weisheit, Wohlthätigkeit ohne Anspruchslosigkeit und Entsagungskraft; oder Tapferkeit ohne Mäßigung, Willensstärke ohne Selbstbeherrschung, Sanftmut ohne Festigkeit, Selbstverleugnung ohne edle Selbstbehauptung, Opferwilligkeit ohne Beharrlichkeit und Treue. Nur unter ihresgleichen, unter lauter Sprößlingen des guten Willens und Gemütes, mitten im Blumenfeld der Liebe stehen alle Tugenden an rechter Stelle.

**Zusammenleben.** Dürer hat ein Rasenstück gezeichnet und mit allen Einzelheiten der Natur getreulich nachgebildet. Das kleine Blatt von Meisterhand zeigt uns ein Gewirr von Kräutern und Gräslein, und indem wir es betrachten, begreifen wir das feine Zusammenleben der Pflanzen. Da ist kein Drängen, Schieben, Stoßen — jede findet noch einen Luftraum für ihre Halme, Ahren, Blätter oder Blüten, worin sie sich mit bescheidener Freiheit rühren kann. Kein 'Platz da! weg da!', vielmehr ein gegenseitiges Sichdulden und Vergönnen und Genughaben, ohne daß sich eins am andern reibt. Wer sich nicht breit macht, gibt keinen Anstoß!

**Farbvereinigung.** Liebe redet nicht bloß durch Worte, Mienen, Taten, sie redet in der Pflanzenwelt durch Farben. Sieh dir die Farbengeselligkeit in einer Blume an, wie liebevoll sie ist! Immer sind die verwandten Farben beieinander, eine hebt die andere — sie ergänzend — hervor, oder schmiegt sich zärtlich an sie an, geht in kräftiger Tönung oder sanft verhauchend in sie über, schimmert wie in geistigster Gemeinsamkeit durch sie hindurch. Der Frühlingsenzian, hoch droben in der Sonnenglut, hat auf dem klaren Blau seiner Blumenblätter einen dunklen Kupferschimmer, der die Bläue doch nicht trübt. Wundersam ist diese Einigkeit, geheimnisvoll und offenbar! Warum hat die Steinnelle, deren Farbe wie aus Milch und Blut gemischt ist, graublau-lila Staubbeutelchen, die, durch ein gelbgrünes Kelchrändchen von den Blättern geschieden, deren Rosa doch mit ihrer Farbe küssen? Warum wählte sich die seltene braunrote Bergrapunzel nur einen Glanz zum Trautgesellen, einen Glanz wie Firnenlicht bei Mondenschein? In einem winzigen Schmetterlingsblütler wird eine geistige Farbenahe



zwischen Azurblau und Krapprot geschlossen und die kleinste Wiesenorchidee wie ihre vornehmste Schwester, die bescheidenste Wald- und Feldwicke, wie ihre edelste Enkelin —: alle offenbaren sie ein köstliches Nebeneinander, Zueinander von Farben. Die wundersamste Einigkeit und harmonische Verschiedenheit der Tönung sah ich einmal an einer „Königin der Nacht“. Eines Morgens schwebte sie blühend über dem hartschaligen Rumpf der Kaltee, deren Stacheln auf dem schlanken, ins Grünlichweiße abgeschattierten Blumenhälschen zu rötlichem Flaum werden, der sich aus kleinen Narben hervorspinnt. Er umhüllt den weiten Kelch, aus dessen grüner Dämmertiefe die federartigen, blaßrosa Blumenblätter hervorkommen, diesseitig an den Rippen und jenseits mattbraun überhaucht. Unendlich zart, gebündelt und auch den Kelchrand fransend, liegen die lichtgelben Staubgefäße auf den rosa Spitzblättern und weisen das Auge wiederum hinein in den grüндämmernen Kelch. Und soviel liebevolle Farbenschönheit, dieses Märchen einer Nacht und eines Tages schlummert in der unförmigsten und rauhesten Hülle!

**Himmelspeise.** Wer am Sommermorgen über eine Ammwiese geht, wird sonderlich im Niedersteigen ein Funkeln und Flimmern wie von großen Diamanten allerwärts gewahren. Das kommt aus kleinen Bechern. Der Kaisermantel und Trauermantel sind steifgefaltete, mit feinem Zäckchenrand versehene Blätter, die wie in einer Schale den Tau aufzufangen und zu halten wissen. Sie sind ganz angefüllt mit der Himmelspeise — diese schwankt darinnen, aber fließt nicht aus und noch die hochstehende Sonne malt ihr bligendes Bild hinein in das klare Maß. Die Seele so voll zu haben von himmlischer Speise, im Hochsommer des Lebens und in seiner Mittagshöhe —: wie herrlich wäre das! O haltet, haltet jeden Tropfen, der von oben kommt: jede Weisheit, allen Tau der Liebe! Ein Tröpflein Liebe ist schon ein Strahlenfänger des göttlichen Lichts!

(Fortsetzung folgt.)



## I.

**H**ense gerecht zu werden, ist für den mit seiner Zeit fühlenden Literaturfreund von heute kein leichtes Stück, trotz aller schönen literarischen Totenkränze, die dem durch sein Alter schon ehrwürdigen und mit nicht alltäglichen Lorbeeren gekrönten Dichter aufs Grab zu legen sich einige gedrängt, die meisten wohl nur verpflichtet fühlten. Auf den ersten Blick scheint vor allem die zwei volle Generationen umspannende zeitliche Ausdehnung seines Schaffens, scheint auch die Vielseitigkeit seines in allen Arten und Unarten der Dichtung sich auslassenden Künstlertums ein bewußtes und begründetes Urteil zu erschweren und das Eigentliche und Positive seines literarischen Seins dem, der nicht Spezialforschung treiben will, zu verdecken. Allein diese beiden äußeren Momente tragen doch nicht die entscheidende Schuld dafür, daß die Heutigen im allgemeinen für Hense weder eine reflexionslose, unmittelbare Anteilnahme, noch den richtigen historischen Respekt aufzubringen vermögen; denn über das Reifste, Wesentlichste und Persönlichste in der abnorm langen Bänderreihe seiner gesammelten Werke hat man sich über Vermuten schnell orientiert, und zudem verkündet jedes literarische ABC-Buch, daß der Schwerpunkt von Henses schöpferischer Leistung in der Novelle zu suchen sei. Was den kritischen Leser, der sich Rechenschaft von seinen unwillkürlichen Neigungen oder Abneigungen zu geben gewohnt ist, Hense gegenüber zur Unsicherheit, zu schwankendem Urteil verführt, das ist seine eigentümliche Stellung zwischen zwei Tendenzen der Weltanschauung und der geistig-künstlerischen Weltbeherrschung, einer klassizistisch-gebundenen, nach Geschlossenheit und Abrundung, nach Bejahung drängenden, die im wesentlichen sein ästhetisches Denken, sein Formgefühl im höheren Sinne bestimmte — und einer modern-evolutionistischen, skeptischen, abgrenzungsfeindlichen, die mit Haß auf Verwältigung der Realität in ihrer ganzen chaotischen Breite, in ihren unendlichen Nuancen hinarbeitet und sich für alle Fragen, die eine höhere Ordnung in dieses Chaos bringen könnten, fürs erste mit einem *πάρα γὰρ*, einem ignoramus, begnügt. Von diesen letzteren Entwicklungen zehrt Henses Philosophie und Ethik, und so konnte der seltsame Widerspruch entstehen, daß demselben Autor, der in den siebziger Jahren als gefährlicher Anhänger einer neuen, zügellosen Weltanschauung befehdet und anfangs der achtziger von Brandes im zustimmenden Sinne als ‚modern‘ gefeiert wurde\*, wenige Jahre später aus den Kreisen der literarischen Revolutionäre, die in der Hauptsache doch auf eben dieser Weltanschauung ihr ästhetisches Kredo aufbauten, der Spottname eines altmodischen Salonpoeten entgegenschallte. Besonders die 1885 gegründete Münchener ‚Gesellschaft‘ be-

---

\* Georg Brandes, *Moderne Geister*. Frankfurt a. M. 1882. S. 1—64. Paul Hense.

nützte von Anfang an jede Gelegenheit, sich an Henke zu reiben, indem sie zunächst den ein Jahr vorher mit dem Schillerpreis ausgezeichneten und damals, wie es scheint, besonders eifrig um Bühnenerfolg sich mühenenden Dramatiker schroff ablehnte, — in einer der ersten Nummern schon verspottet Wolfgang Kirchbach in einem literarischen Faschingscherz ‚Münchener Parnas‘ den dramatischen Ehrgeiz Henkes —, allmählich auch den Lyriker und Erzähler als minderwertig hinstellte, bis dann das Juliheft 1889 mit Konrad Albertis Aufsatz ‚Paul Henke als Novellist‘ die literarisch-moralische ‚Vernichtung‘ auf Henkes eigenstem Gebiet brachte, nachdem etwas früher schon Bleibtreu in seiner ‚Revolution der Literatur‘ den Erotiker Henke als einen ‚ins Große gewachsenen Claren‘ abzutun versucht hatte. ‚Lügen haben kurze Beine. Paul Henke hat sich abgenutzt, als literarische Persönlichkeit ist er fertig, das Publikum will ihn nicht mehr‘ — mit dieser kategorischen Feststellung schließt der Angriff Albertis, der trotz aller auftrumpfenden Maßlosigkeiten und persönlichen Ungerechtigkeiten, wie sie in jenen Flegeljahren der modernen Literaturbewegung nicht eben selten waren, das Unzulängliche in der Kunstübung des Befehdeten mit bisher kaum wieder erreichter Schärfe erkannt hat, wenn er behauptet, in seinen Erzeugnissen vermisste man das ‚immanente Gesetz der Dinge‘ — der sich dann freilich wieder seine Kritik bedauerlich leicht machte und ihre sachliche Stoßkraft, ihren klärenden Wert erheblich schwächte, wenn er die ungenügende Fundierung mit herausfordernder Eindeutigkeit als bewußte Fälschung eines geschäftsschlauen Fabrikanten hinstellte. Alberti fühlte den Widerspruch zwischen einer ziemlich vag und labil erscheinenden gedanklich-sittlichen Anschauungswelt und einem auf saubere Abrundung, glatte äußere Lösung hinarbeitenden Künstlertum, hielt den Rest von Zwang in vielen dieser Lösungen für mechanische Konstruktion, und sah für skrupellose Maché an, was doch nur die Schwäche — in einem gewissen Sinne freilich auch die Stärke, das Talent, alles fertig zu machen — der von Naturanlage und Zeiteinfluß geformten Dichterpersönlichkeit Henkes war.

Auf der anderen Seite haben modern denkende Kritiker, die in Henke einen verwandten Geist, ja sogar einen poetischen Bahnbrecher zu erblicken glaubten, sich bezeichnenderweise von ihrem Weltanschauungsstandpunkt aus durch gewisse, zumal in den Romanen ziemlich oberflächlich zutage liegende ideelle Tendenzen des Dichters bestechen lassen; mitunter aber auch, in dem dunklen Gefühl das für die wirkliche Werte zeugende Kraft eines Kunstwerks, sozusagen für seine kulturentwickelnde Keimfähigkeit letzten Endes doch entscheidende immanente Gesetz der Dinge nachweisen zu müssen, in Henkes Werk innere Strebungen hineininterpretiert, deren er sich schwerlich bewußt war, die auch kaum als verdeckte Antriebe und Kraftquellen im seelischen Zentrum seines Schaffensdranges wirksam waren, insolge dessen von dem voraussetzungslosen Leser aus dem Geschaffenen auch nicht herausgelesen und nicht einmal herausgefühlt werden können. Wenn Wilhelm Bölsche, der bekannte literarische Vorkämpfer des

Monismus, der sich mehrfach essayistisch mit Heyse beschäftigt hat\* und in dem Heyse der siebziger Jahre geradezu einen Anfang sieht, diese seine Einschätzung damit begründet, daß in den in Frage kommenden Dichtungen zum ersten Male die moderne Weltanschauung diesseits von Feuerbach und Darwin ‚dichterisch verarbeitet und verklärt‘ entstanden sei, so hat in dieser Konstatierung der philosophische Beurteiler den ästhetischen Kritiker eben nicht zu Wort kommen lassen. Denn in den ‚Kindern der Welt‘ — auf diesen großen Erstlingsroman Heyses bezieht sich doch wohl Bölsches Bemerkung in erster Linie — ist die neue Weltanschauung in einem halbwegs tieferen Sinne eben nicht dichterisch verarbeitet, höchstens gedanklich und in der ganz unzulänglich objektivierten Absicht des Dichters. Damit, daß die Hauptpersonen des Romans sich bei passenden Gelegenheiten mit schönen und klugen Worten zur neuen diesseitsbeschränkten Philosophie und Ethik, zu einem *ignoramus*, bekennen, damit, daß sie ihre Handlungen auf diese neue Ethik beziehen und sie mit ihr rechtfertigen, ist noch lange, lange nicht gesagt, daß nun das betreffende Werk als historische Erscheinung im entwicklungsgeschichtlichen Sinne die ästhetische Frucht der neuen Weltanschauung sei, daß in ihm die neuen Ideen samt ihrem etwaigen Anhang von neuen Gefühls- und Stimmungswerten den Dichter zu neuen inhaltsgefättigteren und doch zugleich geklärteren Ausdrucksformen buchstäblich genötigt hätten. Mit einem Wort: Die ‚Kinder der Welt‘ sind in der äußeren Tendenz stecken geblieben — wie übrigens fast alle Spätromane, z. B. ‚Merlin‘ (1892), der den Dichter des Schönen und Großen mit den bösen Naturalisten kontrastiert, ‚Über allen Gipfeln‘ (1895), der sich gegen mißverständenes, modegewordenes Übermenschentum richtet, ‚Gegen den Strom‘ (1907), der verschiedene Konflikte einer Sittlichkeit der Natur, des Herzens und der Vernunft mit der bürgerlichen Ordnung ziemlich nüchtern zergliedert, endlich ‚Die Geburt der Venus‘ (1909), der die Frage, ob das Nackte an sich unsittlich sei, eingehender behandelt und natürlich verneint, nachdem sie schon in dem Münchener Künstlerroman ‚Im Paradiese‘ (1876) als einer der Programmpunkte im Hintergrund gestanden hatte. Das letztgenannte Buch steht indessen im ganzen weit weniger unter dem ernüchternden Bann vorausgesetzter Meinungen als der Erstlingsroman. Noch konkreter ist der nach einer Pause von elf Jahren folgende ‚Roman einer Stiftsdame‘ (1887), das am geradesten und gleichmäßigsten ausgewachsene größere Prosawerk Heyses, gleichsam in einem Atem und ohne viel demonstratives Räuspern, ohne viel Kommentar erzählt. In ‚Erone Stäublin‘ (1905) aber läßt sich trotz der auch hier ziemlich gedrungenen Handlung die besonders vom alten Heyse beliebte doktrinaire Problemstellung und Problembehandlung nicht verkennen. Die Vorliebe

---

\* ‚Paul Heyse als Lyriker‘. Deutsche Rundschau 1898. Bd. 95. Zum 70. Geburtstag‘. Ebda. 1900. Bd. 102. Siehe auch die Sammlung ‚Hinter der Weltstadt‘. Leipzig 1901.

für ausgesprochene Dispute, die ein Thema von seinen verschiedenen Seiten aus geradezu durchnehmen, wird immer deutlicher. Sie führt schließlich zu einem charakteristischen Alterswerk, den ‚Plaudereien eines alten Freunds paares‘ (1912), eines Medizinalrates und einer Professorswitwe, die im Anschluß an einzelne mit novellistischer Technik erzählte Fälle und teilweise in lebhaftem Für und Wider allerhand Fragen der persönlichen und gesellschaftlichen Moral erörtern, die Duellfrage z. B. oder die Frage, ob es recht sei, Schwächlinge wider den Willen der Natur zu erhalten, Selbstmörder wider ihren Willen zu retten usw.

Von Henses Romanen\* erinnern manche, zumal die ‚Kinder der Welt‘ und ‚Über allen Gipfeln‘ in der Stellungnahme zu aktuellen Zeitströmungen und Zeiterscheinungen an die des befreundeten Wilbrandt, denen sie die literarhistorische Betrachtung überhaupt sehr eng an die Seite stellen wird wegen des stark gedanklich gehaltenen Eklektizismus, der in ihnen herrscht und der sich in recht charakteristischer Weise seine Helden mit Vorliebe in den Kreisen zwischen Künstlertum und Gelehrtentum sucht. Man könnte die Gruppe mit einiger Übertreibung geradezu ‚didaktische Romane‘ nennen, da man ihnen die deutliche und bewußte Absicht, eine handgreiflichere Klarheit zu schaffen, als dem reinen Erzähler möglich wäre — die immanente wäre mit Geist und Geschmack allein ja gar nicht zu erreichen — sehr leicht nachweisen kann. Doch sind die besten der Wilbrandtschen Schöpfungen gesättigter mit Leben, Bewegung, durchpulster Realität — dank dem Quantum plattdeutscher Wirklichkeitsfreude, das in ihm steckt; insbesondere haben einzelne seiner männlichen Helden viel mehr wirksames, durch sich selbst sprechendes Relief, obwohl auch in diesen Romanen das dialogische Hin und Her der Erörterung, der in Worten präsentierten Lösung wahrlich nicht fehlt.

Jene ganz grobschlächtige ‚Tendenz‘ im gewöhnlichen Sinne, die ohne eigentlich künstlerische Antriebe mit Hilfe mechanisch erdachter Figuren sich einfach polemisch ausläßt und je nach Für und Wider schematisch Licht und Schatten verteilt, sucht man, wie bei Wilbrandt, so auch bei Hense im großen und ganzen vergeblich, mit Ausnahme etwa des ‚Merlin‘, wo die persönlich interessierte literarische Stellungnahme dem Verfasser manche den Genießer verstimmende, den rein historischen Betrachter aber, der das Buch als Dokument nimmt, weidlich ergözzende Äußerungen und Schilderungen entlockt. Wenn gesagt wurde, die ‚Kinder der Welt‘ und die meisten

---

\* Die Romane Henses, die jetzt wie fast alle Werke des Dichters, sämtlich von der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart verlegt werden, füllen in der ‚wohlfeilen Ausgabe‘ der Werke die erste Serie mit 12 Bänden, wovon auf ‚Die Kinder der Welt‘, ‚Im Paradiese‘ und ‚Merlin‘ je 2 Bände treffen. Jeder Band kostet in gefälligem Leinenband 3 M., die zweite Serie mit 24 Bänden enthält die Novellen, die dritte mit 4 Bänden die epischen und lyrischen Dichtungen, ‚Jugenderinnerungen und Bekenntnisse‘ mit 2 Bänden schließen die reichhaltige Ausgabe ab.

Spätromane Heyses seien in der äußeren Tendenz stecken geblieben, so heißt das: die jedem Kunstwerk notwendig innewohnende Idee habe in diesem Falle nicht so viel Triebkraft, nicht so viel elementaren Anreiz entfaltet, um sich zur Form einerseits sättigen und beleben, anderseits vereinfachen und vereinheitlichen zu können; das Bewußte und Gewollte in den fraglichen Werken stamme aus leichteren Schichten als das Intuitive, nicht aus jenem Urgrund der Dichterpersönlichkeit, wo sich geistiges Schauen und poetische Naturkraft innig berühren und von wo sie, im Gestaltungsdrang zu reinem Formwillen geläutert, alles von ihnen Ergriffene auf sein Weltwesentliches hin durchleuchtend ausströmen. Freilich ist gerade der Autor der „Kinder der Welt“ auch jener oberflächlichen polemischen Tendenz beschuldigt worden — selbst von ruhigen, unparteiischen Beurteilern wie Karl Goedeke („Nord und Süd“, 1877, III) und einem „Grenzboten“-Anonymus des Jahres 1881 — weil er Atheisten und Jenseitsgläubige wie Schafe und Böcke gesondert oder doch den letzteren keinen geistig vollwertigen Vertreter gegönnt habe. Dieser Vorwurf ist im ganzen wohl unberechtigt, denn wenn auch Heyses Herz offensichtlich bei den Ungläubigen ist, an denen er ja zeigen will, daß sittliche Werte nicht an eine religiöse Überzeugung gebunden seien, so besaß er doch zuviel menschlich-künstlerische Objektivität, um sich absichtlicher Fälschungen schuldig zu machen. Die strenggläubige Professorin Valentin und namentlich der alte kindlichfromme Maler König sind als durchaus ehrliche, gute, ja vornehme, wenn auch geistig etwas kurzsichtige Menschen sogar mit einer gewissen Wärme gezeichnet und sehr wohl imstande, den etwas romanhaft geratenen, übrigens gar nicht orthodoxen Kandidaten Lorinser mit seiner famosen Theorie der Sünde als des Nährbodens wahrer Erkenntnis Gottes aufzuwiegen. Einen geistig vollwertigen Christen aber hätte der diesseitsbeschränkte Heyse eben beim besten Willen nicht darstellen können; er hätte höchstens auch ihn ein Buch schreiben lassen müssen wie seinen atheistischen Haupthelden Edwin, in das sich der geneigte Leser die tiefe Weisheit hineindenken kann, die ihm der Roman selbst offenbaren müßte. Heutzutage wird man weder das große Aufsehen begreifen, das die „Kinder der Welt“ wegen ihres Gedankengehalts erregten und von dem man sich etwa aus Abelsheid von Schorns inhaltsreichem Memoirenwerk „Zwei Menschenalter“, und zwar aus dem Heinrich von Stein gewidmeten letzten Abschnitt ein Bild machen kann, noch die in gläubigen Kreisen in jenen Tagen herrschende Entrüstung und Erbitterung, als die Spenersche Zeitung 1872 den Roman zuerst als Feuilleton veröffentlichte, welches Wagestück ihr ihre Stammabonnenten und damit ihre Existenz kostete\*.

---

\* So berichtet wenigstens Helene Raff in ihrem materialreichen und trotz inniger persönlicher Beziehungen und wärmster Verehrung für den Dichter gar nicht unkritischen Buche „Paul Heyse“, das wie die Studie gleichen Titels von Heinrich Spiro und Erich Pezets Untersuchung über „Paul Heyse als Dramatiker“ bei Cotta erschienen ist.

Ähnlichen Angriffen von konservativer Seite war einige Jahre später auch der Roman „Im Paradiese“ ausgesetzt wegen des darin proklamierten Vorrechts einer im Sinne des Autors wahren und notwendigen Ehe vor einer nur noch vor dem Gesetz bestehenden Scheinehe. Auch hier spricht man mit mehr Recht von äußerlicher Knotenschürzung als von frivoler Tendenz; denn ein leichtfertiges Hintwegsetzen über sittlich begründete Gebundenheiten kann ein einigermaßen aufmerksamer Beurteiler Heyse gewiß nicht zum Vorwurf machen, wenigstens nicht im Roman, wo er Raum hat zu sagen, wie er das meint, was in die Dinge selbst zu legen ihm nicht immer gegeben ist. Doch ist gerade hier der Zug, daß ein ausgesprochen frivoler Ehebruch ohne eine Spur von wahrer Neigung (Felix und Luzie) das Zustandekommen einer wahren ersten (Felix und Irene) und einer wahren zweiten Ehe (Jansen und Julie) gefährdet, ganz deutlich als Ausfluß eines strengen sittlich-poetischen Verantwortlichkeitsgefühls zu erkennen, mag man die Kombination, die Felix zu Jansens Herzensfreund und Luzie zu Jansens erster Frau macht, und beide sündigen läßt, ohne sich zu kennen, auch vom ästhetischen Standpunkt aus als grobe Romantechnik verwerfen. Eine organische Technik kann man ja bei dem Mangel an innerer Form von den Heyseschen Romanen nicht erwarten; namentlich die größeren behelfen sich mitunter mit den recht altmodischen Mitteln der Spannung auf die Lösung eines Rätsels, mit überraschenden Identifizierungen, die sich bis zu plötzlich wiedergefundenen illegitimen Vätern und Großvätern versteigen, mit einer alles Maß übersteigenden gutmütigen Freude am glücklichen Ausgang, die uns am Ende des Paradies-Romans nicht weniger als ein halbes Dutzend glücklicher Braut- und Ehepaare beschert. Manches ist deutlich jungdeutsches Erbe: die blasierten „Malcontenten“ wie der Heinrich Mohr des ersten, der Herr von Schnez des zweiten großen Romans, die dämonisch-foketten Gräfinnen, die rachsüchtigen Intriganten, dann vor allem die effektvollen Szenen, in denen ein Held voll redegewandter Entrüstung dem leeren Schein und der gleißenden Heuchelei die Maske abreißt, was mit Vorliebe in adeligen Salons besorgt wird. Zu irgendeiner selbständigen Förderung des Romans als eines künstlerischen Ausdrucksmittels hat es Heyse nicht gebracht, wenn er auch den äußeren Rahmen der Gattung für einzelne Probleme etwas erweitert haben mag. Da aber der „Fall“ für den Roman nicht entfernt die entscheidende Bedeutung haben kann wie für die Novelle, so war dies Verdienst nur ein nebensächliches.

Jedenfalls beweisen Heyses Romane mit ihrer oft nur zu bewußten Handlungsführung, daß sich Georg Brandes einer Übertreibung schuldig machte, da er ganz allgemein die schriftstellerische Eigenart und wohl auch die Modernität Heyses in dem völligen Mangel an Absichtlichkeit, in dem ausschließlichen Lauschen auf die Stimme des Instinkts und des Blutes erblickte und damit aus einem Kern richtiger Beobachtung eine Behauptung herauskonstruierte, die auch dann noch nicht vollgültig ist, wenn man sie statt auf den schaffenden Künstler auf die aus seinem Geist geborenen Ge-

stalten ausdeutet. Edwin z. B. bleibt der ‚intellektuellen Liebe‘ zu Lea treu, trotzdem ihn die Stimme des Blutes mit aller Macht zu Loinette zieht; er predigt diese vernünftige Entsagung mit den sehr deutlichen Worten: ‚Es wird lange brauchen, bis dieser Sturm, den dein Ruß in mir aufgewühlt hat, wieder zur Ruhe kommt. . . Die Natur ist in ihr Recht getreten, das Schicksal hat seinen Willen gehabt — das ist nicht beschämend für sterbliche Menschen. Aber nun soll auch der Wille in sein Recht treten, wir sollen die Augen öffnen und sehen, wohin die blinde Leidenschaft uns reißen will — und sollen Halt! sagen und unsere Schuldigkeit (!) tun, gleichviel, was es uns kostet.‘ Auch Loinette verzichtet, nachdem sie Leas Wert erkannt hat. Daß freilich der Konflikt zwischen Instinkt und Vernunft gerade hier ohne einen Rest von Widerspruch sich gelöst habe, wird niemand behaupten wollen. Kompromisse sind bei Heyse nicht eben selten, sind eine notwendige Folge der ungenügenden Verschmelzung der intellektuellen und triebhaften Elemente seiner Veranlagung. Selbst die erotischen Beziehungen, deren intuitiv sichere Darstellung doch als sein Eigenstes gerühmt wird, z. B. von einer so wenig altmodischen Frau wie Laura Marholm\*, müssen sich zugunsten einer glatten Geschichte Umbiegungen gefallen lassen. Christiane in den ‚Kindern der Welt‘ fühlt sich doch offenbar ursprünglich mit allen Kräften des Instinkts zu Edwin hingezogen, die ‚rote Jenz‘ des Romans ‚Im Paradiese‘ ebenso zu Felix, — beide finden dann doch in einer anderen Ehe ihre Erfüllung und ihr Glück. Die Tendenz zum äußerlichen Abrunden, von der eingangs gesprochen wurde, macht sich hier wie in vielen anderen Fällen breit auf Kosten der unerbittlichen Rechte, die ‚das immanente Gesetz der Dinge‘ und seine ästhetische Projektion: die poetische Wahrheit geltend zu machen hätten.

## II.

Die Fülle der Diesseitswelt nach außen und innen ist dem Dichter Stoff und Anreiz seines Gestaltens; doch die Wesentlichkeit, die seine Formungen zu aus sich selbst seienden, in sich selbst ruhenden Wirklichkeiten macht, muß ihm aus jenen Kanälen zufließen, die dem Weltchaos die Ahnung einer ewigen Notwendigkeit zuführen. Ein reines Kunstwerk ist nicht mehr und nicht weniger als ein in seinen Maßen ausschließlich auf diese Notwendigkeit bezogener Stoff. So gewiß der Künstler, wenn er eben als Künstler wirken will, fest und sicher, ja selbst mit einem gewissen Prometheusstolz auf seiner Erde stehen muß, so gewiß muß er sich das Feuer, das seine tongeformten Gestalten zur Dauer härten soll, vom Himmel herabholen, muß er die kindlichen Schauer vor dem Ewigen tief in der Brust tragen, soll sein Werk mehr sein als flüchtig-müßiges Spiel. Für so hohe Künstlerschaft war Paul Heyses Persönlichkeit zu leicht fundamentierte, war er viel zu sehr im Sinne einer Beschränktheit Diesseitsmensch, nicht nur,

\* Paul Heyse und das ‚Incommensurable‘ in ‚Wir Frauen und unsere Dichter‘ 2. Aufl. Berlin 1896.

weil er bis über den Tod hinaus alle äußeren Anzeichen, als fühle er sich einer überweltlichen Macht verbunden oder gar unterworfen, mit einer fühlen, sich selbst genügenden Konsequenz ablehnte, sondern weil — und das ist für den Dichter entscheidend — seine Gefühlsbeziehungen überhaupt nicht in jene Tiefen hinabreichten, aus denen psychologisch die ‚Religion‘ erwächst. Wohl läßt er seine Menschen von dem weltalten Rätsel des Zusammenhangs der menschlichen Geschichte, an dem sich gerade die Besten oft Kopf und Herz brechen, von dem tiefen Grauen gegenüber den geheimnisvollen Lebensmächten, von ewigen Mächten, vom Geist des Weltalls, ja sogar von der Fähigkeit zur ‚Andacht‘ reden, die über den Wert eines Menschen letzten Endes entscheidet — aber das sind Worte, die hauptsächlich der einen Ausweg suchende Verstand eingegeben zu haben scheint, die vielleicht von Stimmungen unterstützt worden sein mögen, hinter denen man aber vergeblich einen zentralen, die einzelnen Dichtungen wirklich beeinflussenden oder be-seelenden Kern von Intuition suchen wird. Seltsame, fast atavistisch anmutende Reste dunkler Anschauungen ersetzen die lebendige und fruchtbare Beziehung zum Ewigen: Die Anschauung von dem dämonischen Zauber der Sünde, die ihm den Merlinstoff nahebrachte, von der unheimlichen Macht des Blutes, von einem blinden, grausamen Schicksal. Hätte Heyse einen persönlichen Gott anerkannt, so wäre es ein düsterer Jehovah gewesen. Da diesen seine weiche, kurzsichtige Menschlichkeit nicht ertragen konnte, lehnte er ihn ab. Die Qualen eines einzigen armen Pferdes, das unter der Geißel seines rohen Treibers zusammenbreche, seien ein himmelschreiendes Zeugnis gegen das Dasein eines allgerechten, allmächtigen Gottes, behauptet der Dr. Abel im ‚Merlin‘; und wenn ein Gott existiere, müsse er das allernseligste Wesen in der Welt sein, falls sein Herz vom Pulschlage des Gefühls bewegt würde, das wir Mitleid und Liebe nennen. Damit ist natürlich nicht nur das Dasein eines persönlichen Gottes, sondern überhaupt die Überzeugung von einer irgendwie gearteten, schließlich doch zu einem harmonischen Ausgleich führenden Weltordnung, von einer höheren Notwendigkeit alles Geschehens preisgegeben.

Die Heyseschen Helden stellen uns oft und oft vor, welcher Mut und welche Stärke und wieviel geistige Kraft der Persönlichkeit dazu gehöre, sich in dieser Weise auf sich selbst zu stellen und das Disharmonische im Leben, die unerklärbar grausamen Rätsel des Schicksals tapfer zu ertragen, statt sich mit der großen Masse der Unselbständigen dem ‚Quietiv‘ der Religion und dem ‚Manna der Offenbarung‘ anzuvertrauen — und sie sind vollständig im Recht, insofern sie damit Front machen gegen die pharisäischen Selbstgerechten, die sich durch den äußeren Besitz der Wahrheit schon als Kinder Gottes fühlen. Genau gesehen ist aber diese Heysesche Stärke auch wieder eine Schwäche, eine Enge. Er hat nicht den weitichtigen Mut, für die Disharmonien des Daseins eine wenn auch nur intuitive Erklärung zu versuchen, und flüchtet sich ins reine Irdische, ins reine Menschliche. Damit sich zu beruhigen, ist nur dem möglich, dem die Welttiefe der Per-



sönlichkeit fehlt. Er sucht nach dem notwendigen Ausgleich, der ihn das Leben bewußt ertragen läßt, und er beschränkt diesen Ausgleich auf die einzelne Individualität, verzichtet damit von vornherein auf eine Weltanschauung und begnügt sich mit dem Versuch einer Lebensanschauung. In den verschiedensten Formulierungen lehrt dieser Ausgleich, der zugleich die individuelle Ethik Henses begründet, in den Büchern aller Schaffensperioden wieder: sich selber treu zu bleiben, die innere Harmonie mit dem eigenen Gefühl sich zu erhalten, sich im vollen Genuß seiner eigentümlichen Kräfte und Gaben zu befinden, sich seiner Persönlichkeit bewußt zu werden, sie zur Reife zu bringen, das Heil seiner Seele aus eigener Macht zu schaffen, nach eigenem inneren Gesetz seiner Kräfte froh zu werden — das ist Pflicht und Glück zugleich, ist die wahre ‚Vornehmheit‘, auf die alles ankommt, und die den Adelsmenschen vom Herdenmenschen scheidet. Der starke und hohe Geist hat die Kraft, sich selbst und sein Leben als Harmonie zu genießen — wie es Balder in den ‚Kindern der Welt‘ tut —, auch das Leid zu einem Bestandteil dieser Harmonie zu erklären, und dieser Genuß ist eigentlich der Sinn und die Erfüllung des Lebens. Die wahre Ehe aber, in der man sich hingibt, ohne sich zu verlieren, ist das natürlichste Hilfsmittel zu diesem höchsten Glück; denn jede der wahlverwandten Seelen erhält von der andern ihr Bestes, ihr Eigenes vermehrt und verstärkt wieder zurück. Daher ist Hingabe ohne Liebe, ohne Instinkt oder gar wider den Instinkt, ein Frevel wider die Natur, eine Zerstörung der Lebensharmonie, die dem Baron Felix des Romans ‚Im Paradiese‘, der in frivoler Laune mit Luzie gesündigt hat, nur nach schweren Kämpfen verziehen wird, und die immer, wo sie geschieht, fatalistisch fortzeugend Böses gebärt, im ‚Merlin‘ den grellen tragischen Ausgang — den Selbstmord des Helden im Irrenhause — herbeiführt, sonst aber durch entsagungsvolle Selbstbesinnung und aufopfernde Arbeit in der Richtung der eigenen Kräfte gesühnt werden kann.

Das junge Deutschland hatte die Rehabilitation des Fleisches gepredigt. Hense erweitert die aus diesem Schlagwort sprechende Tendenz zu einer Rehabilitation der Menschlichkeit, offenbar unter literarischer Fühlungnahme mit den jungdeutschen Einflüssen; denn deren Kennzeichen, wie das polemische Eintreten für die nackte Schönheit, für antike Sinnenfreude, die, noch weiter zurück mit Eichendorffschen Venusmotiven in Verbindung stehend, in einen Gegensatz zu den asketischen Forderungen des Christentums gebracht wird, lassen sich auch bei Hense nachweisen, sind für den jungen Hense sogar charakteristisch. Darüber hinaus hat er als positiven Zentralkpunkt seiner Gedankenwelt die Überzeugung von der natürlichen sittlichen Kraft des Einzelmenschen entwickelt, und diese seine Ethik der persönlichen ‚Vornehmheit‘ gegen die angeblich unlebendigen, unorganischen und daher für alle, die sich als lebendige, mit sich einige Individuen fühlen, nicht bindenden Forderungen der Gesellschaftsordnung namentlich in seinen Romanen poetisch verteidigt. Die Konsequenz, die aus der Tiefe einer starken Persönlichkeit stammt und die allein derartigen Konflikten ein weiterförderndes Moment

abgewinnen kann, war ihm versagt; aber er hatte den ‚guten Willen‘, den er einmal als den Erlöser, der in der eigenen Brust lebt, bezeichnet, und so wird man die Kritik an seiner Gesamterscheinung weniger gegen seine Absichten — die nichts weniger als frivole waren — als gegen seine Veranlagung richten müssen, die ihm tiefer wurzelnde, sittliche Probleme zwar ernsthaft und ehrlich anzugreifen, nicht aber zu einer durchschlagenden, zu einer dichterischen wahren, weltreifen Lösung zu bringen gestattete. In der Novelle als einer Gattung, die sich an sich schon in ziemlich engen und ziemlich aufs Materielle beschränkten Grenzen hält, schadet diese Wurzelfremdheit ewigen Zusammenhängen gegenüber weniger als im Roman Heyses, dem die Weltweite des Weltbilds, das er sein soll, die Beziehung der Zeit auf die ewige Norm fehlt, weniger als in seinen Dramen, denen die ein geheimnisvolles Fluidum entwickelnde Stoßkraft einer an Urkonflikten entbrannten Menschheitsdramatik mangelt, weniger als in seiner Lyrik, die der in sich selbst schwingenden und unmittelbar, nicht auf dem Umweg der Reflexion, die Schwingung weitergebenden, elementaren Weltinnigkeit und Weltvertrautheit entbehrt, die höchstens in den vielgepriesenen Klageliedern um den toten Sohn Wilfried ihre sonstige Spröde zu schmerzvoller Zärtlichkeit erweicht. Aber menschliche Rührung ist noch nicht poetische Ergriffenheit, ist mit ihr so wenig identisch wie das tragische Mitleiden des Aristoteles mit dem alltäglichen menschlichen Mitleid. Erst wenn ein Dichter im Einzelstoff die Fingerspur der zufallslosen Gültigkeit entdeckt und heißen Mut und kühle Beherrschung genug hat, dieser Spur in ihrer den Weichling hart dünkenden Konsequenz zu folgen, erst dann wird Leben zu Dichtung.

# Das Schlachtfeld / Roman von Franz Herwig

---

## XVIII.

An der gesellschaftlichen Verödung, der das Welonskische Haus seit Jahren überantwortet war, trugen sicher die törichten und kurz-sichtigen Leute schuld, die da glaubten, den Eltern jene, nach ihrer Meinung verwerflichen Irrwege der Welonskischen Kinder anrechnen zu müssen; ohne Zweifel hatte aber auch Frau Lisa überall da, wo sie bei den Bekannten auch nur eine Spur von Zurückhaltung, Bedauern und Besserwissen wahrzunehmen glaubte, mit dem ganzen Stolz ihrer engen aber geraden Natur den gesellschaftlichen Verkehr eingeschränkt und schließlich ganz aufgegeben. Als nun, von dem Tage an, da ihr Bruder Stanislas Tscharniecki nach seinem Leben in Einsamkeit und fruchtbringender Stille das Haus in der Swietego Jana wieder aufgesucht hatte, und besonders nachdem Agenor der „Adelsgesellschaft“ beigetreten war, eine Anzahl von Gästen allwöchentlich ihren Salon wieder betrat, war Frau Lisa in einen seltsamen, fördernden Konflikt ihrer Empfindungen geraten. Sie war nicht kurzfristig genug, um den Unterschied zwischen ihren früheren Gästen und diesen neuen Gästen zu übersehen: gewiß waren früher auch zuweilen Menschen von geistiger und menschlicher Bedeutung bei ihr zu Gaste gewesen, im allgemeinen jedoch hatte sie eine schwaghafte und oberflächliche Gesellschaft heimgesucht, die, soweit es Damen waren, den holden Klatsch pflegte und die, soweit es Herren anging, der Flasche in erschöpfender Weise huldigte. Das war jetzt anders; Frau Lisa wohnte zuerst mit ablehnender Kühle, dann mit lebhafter Unruhe den ernststen und fruchtbaren Gesprächen bei, die ihres Bruders und ihres Gatten Genossen und Freunde in ihrem Salon hielten, und wenn auch ihr Stolz verletzt war, weil die Gäste nun nicht mehr ihretwegen kamen, und trotz aller gelassenen Höflichkeit ihr doch schon durch ihr Wesen zu verstehen gaben, daß nicht sie der Mittelpunkt der Gesellschaft war, so fand schließlich dieser Stolz doch sein Genüge darin, daß jene Männer überhaupt in ihr Haus kamen. Und als sie sehen mußte, daß Agenor sein Abstinenzgelübde hielt und daß infolgedessen sein Wesen noch eine späte, aber nicht durchaus unscheinbare Blüte trieb, so siedelte sie zwar noch nicht mit Kisten und Kasten in die neue Welt über, hatte jedoch zuweilen Stunden, in denen sie mit Nüchternheit an diese neue Welt dachte.

Mißtrauischer gab sie sich indessen, wenn, wie es in den letzten Wochen geschah, Frauen, Schwestern oder Töchter der Mitglieder

der ‚Adelsgesellschaft‘ sie besuchten, sie hielt zäh an der Meinung fest, daß die Frau, welche sie ‚modern‘ nannte, nichts anderes anstrebte als ein freieres und infolgedessen leichtfertigeres Leben zu führen, sie sah doch an Valerie, wohin diese modernen Ideen führten! Zwar konnte sie über ihre Tochter nicht klagen; als sie bei ihren Eltern angefragt hatte, ob es ihnen recht sei, wenn sie für einige Zeit bei ihnen wohne, hatte Frau Lisa mit den gehörigen ironischen Bemerkungen ihre Zustimmung gegeben, war aber erstaunt, als sie durchaus keine gebrochene Tochter empfang, sondern eine stille und zurückhaltende Valerie, die aber energisch sich zu ihrem Gatten bekannte und der Trennung von ihm eine harmlose Bedeutung gab.

Frau Lisa hatte sich achselzuckend damit beschieden, um so eher, als Herr Tscharniecki nicht nur einmal die Meinung ausgesprochen hatte, daß ein Mann wie Professor Edermann mit seiner verständnisvollen Kenntnis des polnischen Wesens die Mission habe, bei seiner eigenen Nation aufklärend und vermittelnd zu wirken. Mit Befriedigung hatte sie auch den Ton vollendeter Höflichkeit empfunden, auf den ein Brief Edermanns an sie durchaus gestimmt war; er hatte zudem dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß sie ihm erlauben würde, ihre persönliche Bekanntschaft in nicht allzuferner Zeit zu machen; er hoffe, schrieb er, daß sie sich beide in dem Wunsche, Valerie glücklich zu sehen, gut verstehen würden.

Nun, das alles ließ sich ja ganz verheißungsvoll an; mit Genugtuung gewährte sie auch, daß Valerie sich von jedem ‚kompromittierenden‘ Verkehr zurückhielt und in Gesellschaft keine Ansichten vorbrachte, die sie vielleicht zu empörtem Widerspruche herausgefordert hätten. Dennoch pries sich Frau Lisa glücklich, daß sie den neuen Verhältnissen und Ideen gegenüber sich niemals durchaus zustimmend verhalten hatte, als nämlich unter den Herren der ‚Adelsgesellschaft‘ der Fall Lelewel besprochen wurde. In der That, hier sah man doch wieder, wohin diese ganze so überschwängliche Neuerungssucht führte: Professor Lelewel hatte nicht etwa widerrufen und dem Urtheil der Inderkongregation sich, wie es sich für einen geistlichen Herrn gehörte, unterworfen, sondern er hatte mit scharfen Angriffen geantwortet und hatte sich damit von der Kirche losgesagt. Sie vernahm daher, als einige Tage später Herr Tscharniecki den Freunden mittheilte, daß er Professor Lelewel auf der Straße getroffen und ihn gebeten habe, doch noch heute in die Swietego Jana zu kommen — sie vernahm diese Nachricht mit lebhaftem Unbehagen,

um so mehr, als Julian heute anwesend war und ein Zusammentreffen mit Lelewel ihm bei der geistlichen Behörde, die jetzt gerade zu einer Billigung der Arbeit Julians sich verstehen zu wollen schien, schaden konnte.

Zum Überflus rief Herr Tscharniecki in diesem Augenblick Julian zu, daß Lelewel besonders nach ihm gefragt habe und erst auf die Zusicherung, daß Julian sicher anwesend sein werde, versprochen hatte, zu kommen.

„Was kann er von mir wollen?“ fragte Julian. „Ich liebe ihn sehr; aber natürlich würde ich ihm zu verstehen geben, daß ich seine Art zu handeln entschieden verurteile.“

Herr Plawiski, den man wegen seiner gewaltigen Größe den „Fahnenträger der Adelsgesellschaft“ nannte, erhob sofort seine drohende Stimme, und mit einem großen Aufwand an starken Worten verwünschte er die Kurzsichtigkeit Lelewels, der gerade jetzt, wo man alle Kräfte notwendig brauche, wieder einmal Zersplitterung und Unsicherheit in Polen säe.

„Das Schlimmste ist,“ fügte Herr Tscharniecki hinzu, „daß die Bewegung der „Marienbrüder“ bereits nach Rußland hinübergegriffen hat. Es hat Zusammenstöße mit den Kosaken gegeben — wird Lelewel das vergossene Blut verantworten können? In den Heidebestrecken der Grenzgebiete drängen sich Tausende schwärmerischer und fanatischer Menschen zusammen. Da sie überzeugt sind, Gottes Gebote zu erfüllen und nun zuversichtlich glauben, daß ihnen „alles andere zufallen“ wird, so haben sich bereits schreckliche Szenen ereignet. Man spricht von Kindern und Erwachsenen, die an Erschöpfung und Hunger gestorben sind; wenn Lelewel das weiß — und er wird es wissen —, wie trägt er das alles?“

Es konnte sich niemand in Mutmaßungen darüber ergehen, wie Lelewel dies alles tragen könne, denn er selbst trat ein, hastig, wie es sonst nicht seine Art war, mit flackernden Augen, die in eingefallenen Wangen brannten. Er nahm keine der ihm gebotenen Hände, sah sich nur unsicher um und sagte, als er Julian gewahrte: „Ah, mein lieber Sohn, da sind Sie ja, entschuldigen Sie, aber ich habe eine Frage an Sie.“

Man lud ihn zum Gehen ein, er nahm widerstrebend Platz, indem er murmelte, daß er keine Zeit habe, und als ihm Frau Lisa Tee anbot, wehrte er ab und sagte mit einem rührenden Schmerz in der Stimme: „Nein, nein, verzeihen Sie, ich — wie kann ich genießen, wo diejenigen hungern, die auf mich vertraut haben.“

‚So wissen Sie?‘ fragte Herr Tscharniecki.

Selewel nickte; er sah gequält und abwesend vor sich hin.

‚Ich glaube gehört zu haben‘, sagte Julian, den dies Wesen im Tiefsten ergriff, ‚und vielleicht kann Sie das beruhigen, daß die Augustiner von Tschenschowau einige Wagen voller Lebensmittel dorthin geschickt haben, wo die Unglücklichen lagern.‘

‚Ah natürlich, natürlich,‘ rief Selewel aufgebracht, ‚weil sie glauben, daß sie die Armsten dann desto leichter von ihrer Überzeugung abziehen können.‘

‚Nun, ich meine,‘ warf Herr Tscharniecki ein, ‚daß die Augustiner zunächst wohl nur einer Pflicht genügen, wenn sie mit den Hungernden ihr Brot brechen.‘

Selewel antwortete nicht; er saß in sich zusammengesunken da und starrte ins Leere.

‚Sie müssen uns, die wir Sie verehren,‘ begann Herr Tscharniecki wieder, und Agenor Welonski unterbrach ihn mit einem eifrigen: ‚In der That, wir alle lieben Sie von Herzen‘; — ‚Sie müssen uns eine Frage erlauben: Finden Sie keine Möglichkeit, jetzt noch, nachdem bereits Menschenleben zugrunde gegangen sind, dieser ganzen Bewegung Einhalt zu tun? Um so mehr vielleicht — als Sie natürlich selbst die Leiden jener armen Menschen im Innersten nachempfinden?‘

‚Mein Gott, Sie alle werden mich nie verstehen,‘ erwiderte Selewel mit matter Stimme. ‚Wenn Menschenleben zugrunde gingen, so mögen die es verantworten, die mit Knute und Säbel auf gottselige Menschen einschlugen und ferner diejenigen, die den Darbenden von ihrem Reichtum nicht mitteilten. Aber das alles ist nicht sehr wichtig, zweifellos haben diejenigen Märtyrer, die das irdische Leben um der Wahrheit willen verloren, es in Ewigkeit gewonnen. Deshalb kann auch durchaus keine Rede davon sein, daß ich mit Schmerz etwas nachempfinde, was in Wirklichkeit ein Glück ist. Aber, wie gesagt, wir werden uns nie verstehen.‘

Das Schweigen, das seinen Worten folgte, war lähmend. Julian machte eine verzweifelte Bewegung der Arme, aber ehe er etwas sagen konnte, trat unbefangen rasch Valerie herein, blieb aber, als sie die bestürzten Mienen aller gewahrte, an der Thür stehen und sah schweigend im Kreise umher. Professor Selewel erhob sich jedoch, begrüßte sie und sprach seine Verwunderung aus, sie hier in Krakau zu sehen. Sofort begannen die Herren das Gehörte halblaut zu besprechen, Selewel, der es bemerkte, lächelte schmerz-



Abraham Mignon/Blumen und Tiere



Nach Originalaufnahme von Franz Hanffstaengl, München





lich und sagte zu Valerie: „Liebe Tochter, ich hätte Ihrem Bruder zwei Worte zu sagen, vielleicht erlaubt Ihre Frau Mutter, daß ich das Nebenzimmer einen Augenblick benütze?“

Valerie führte ihn hinaus, versprach Julian zu rufen und entschuldigte Lelewel bei den Gästen.

Inzwischen hatte Lelewel Julians Hand genommen und ihm lange und eindringlich in die Augen gesehen. Julian wartete die Anrede nicht ab, sondern rief: „Ich beschwöre Sie, machen Sie diesen schmerzlichen Zuständen ein Ende, vergeben Sie mir als Jüngerem die Dreistigkeit, wenn ich Sie anflehe, doch einzustehen, daß Sie auf einen falschen Weg geraten sind —!“

„Mein lieber Sohn — seien Sie versichert, daß ich dieses Geständnis sofort ablegen würde, wenn ich überzeugt wäre, daß ich mich wirklich auf falschem Wege befinde — aber ich fühle mich in Übereinstimmung mit den Worten Christi.“

„Es kann ein Extrem der Wahrheit geben, das schädlicher ist als der Irrtum.“

„Was höre ich da —? Nun freilich —. Aber genug. Ich hatte eine Bitte, ich wäre mit dieser Bitte schon zu Ihnen gekommen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Sie mit meinem Besuch, wie die Dinge nun einmal liegen, zu kompromittieren. Hier, an einem dritten Orte, kann ich sagen, was ich auf dem Herzen habe.“

Er nahm seinen unruhigen Gang quer durch das Zimmer und zurück wieder auf und rang sichtbar nach Worten. Endlich, da Julian hartnäckig schwieg, sprach er in die leere Luft hinaus: „Ich war bei meinen geistlichen Kindern und habe ihnen, so gut ich es vermochte, zugeredet, das Vertrauen auf Gott nicht zu verlieren, ich habe ihnen Herrn Moschynski zurückgelassen und werde selbst zu ihnen zurückkehren, sobald ich kann. Soll es eine Katastrophe geben, so bin ich natürlich bereit, zu ihren Opfern zu zählen. Aber eins — ich spreche als Priester zum Priester, ja, ja, Sie müssen mir schon gestatten, mich als Priester zu fühlen, trotzdem man mir das Recht dazu genommen hat. Kurz — es betrifft etwas sehr Merkwürdiges und Seltsames, was ich Ihnen anvertrauen muß —,“ er blieb stehen, vor einer an der Wand hängenden meisterlichen Nachbildung des Kruzifixes aus der Marienkirche, und sagte halblaut: „Ich hungere nach — ihm.“

Unbewußt, und ein wenig in Zweifel, wie er dieses Wort zu deuten hätte, trat Julian zu ihm und versuchte, Lelewels Gesicht zu sehen. Er sah nur die bebenden Tropfen an den Wimpern seiner

Augen und murmelte: „Aber so sprechen Sie doch, sprechen Sie deutlicher.“

„Bitte, behalten Sie Platz,“ sagte Lelewel leise, „ich will Ihnen alles sagen. — Mir sind die priesterlichen Funktionen genommen, ich habe zwar das Gefühl, als könnten mir dieselben nicht genommen werden — aber, es ist seltsam, ich bringe nicht den Mut auf, die Folgerungen zu ziehen und das Messopfer zu feiern wie sonst. Die Stufen zum Altar darf ich nicht besteigen, aber natürlich könnte ich die Messe auch auf meinem Zimmer lesen —. Nun, ich habe es getan, oder vielmehr ich habe es versucht zu tun, und —.“

„Und?“

„Und als ich an die entscheidenden Worte kam: *accipite et manducate ex hoc omnes; Hoc est enim corpus meum* — sanken mir die Hände herab — und ich sprach nicht weiter. Ja, ja, — wie ein Dieb ließ ich die Hände sinken, wie ein Dieb, der nicht wagt, die Kostbarkeit zu stehlen, nach der sein Sinn steht. Wie erklären Sie sich das?“

„Aus einer göttlichen Warnung.“

Lelewel ging auf diese Antwort nicht ein, sondern fuhr fort: „Ich kann aber ohne die Gemeinschaft mit Christus nicht leben. Ich habe nirgends Ruhe. Ich denke an nichts Dogmatisches, nicht an die Kirche, nicht an das, was von ihr mich trennt, ich denke nicht an meine Ideen, nicht an meine Kinder — ich denke nur an ihn, der ihm Sakramente lebt und —“ Er wendete sich langsam Julian zu und sagte leise und bestimmt: „Wenn ich nun morgen früh zu Ihnen käme — niederkniete vor Ihrem Altar — würden Sie mir den Leib des Herrn verweigern? Antworten Sie! Antworten Sie schnell!“

„Ich würde Ihnen den Leib des Herrn nicht verweigern, wenn Sie die Bedingungen vorher erfüllten, die Sie erfüllen müssen: das Bekenntnis der Sünden und den öffentlichen Widerruf. Sie kennen ja den Weg, er ist Ihnen gezeigt worden, er führt übrigens nicht zu mir, Sie verstehen. Mein Gott, wozu sprechen wir über diese Dinge. — Wie können Sie denken, daß ich —“

„Gut, gut,“ erwiderte Lelewel mit unsicherer Stimme, „natürlich, wie kann ich denken, daß Sie etwas tun werden, was die Kirche verbietet. Ich war töricht. Sie haben recht: sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen. Indessen — Sie verstehen — ich bin verwirrt —. Nur eins weiß ich — so oder so, ich gehe zugrunde. Leben Sie wohl, mein lieber Sohn, beten Sie für mich, das können Sie doch?“

„Ich werde beten,“ sagte Julian und schüttelte Lelewel die Hände, „und ich glaube zuversichtlich, daß Sie in den Frieden zurückfinden. Wohin gehen Sie jetzt?“

„Zu den Meinen, in das halbfertige Haus, das ich so hoch erbauen wollte, und das mich begraben wird unter seinen Trümmern.“

Nach einer Weile fühlte Julian sich aus seinen tiefen und schmerzlichen Gedanken durch Valerie erweckt, die ihn fragte: „Ist er schon fort?“

Er nickte. „Was wollte er?“ fragte sie.

„Laß mich darüber schweigen. Der arme, arme Lelewel!“

„So gibt er sein Werk preis?“

Julian verneinte. „Dann ist es gut,“ sagte Valerie.

„Wie? Du verteidigst ihn?“

„Ich verteidige ihn nicht, er braucht meine Verteidigung nicht. Nur bin ich der Meinung, daß man ein Werk, für das man einmal geglüht hat, auch zu Ende bringen muß. So oder so. Ich mische mich natürlich nicht in eure theologischen Ansichten. Ich spreche nur von dem Mann, der zufällig Lelewel heißt. Ich bewundere gern.“

„Nun, ich würde ihn bewundern, wenn er den hohen Mut hätte, entschlossen umzukehren. Auch ich spreche nur von dem Mann, nicht von dem Priester. Es würde aber eben diesen Mann ehren, wenn er die Torheit einsehen würde, ein großes und dauerhaftes Werk aus Luft erbauen zu wollen! Du preisest die unbedingte und tödliche Treue für ein Werk, das man einmal mit Blut ergriffen hat. Das wundert mich. Denn du selbst —. Ich glaube nicht, daß ich eine ähnliche Treue bei dir suchen könnte, verzeih, aber ich muß es sagen.“

„Mein lieber Julian, ich bin mir bewußt, in der Richtung nie abgewichen zu sein. Was wie ein Schwanken und Ablassen aussieht, ist vielleicht ein Ausprobieren des rechten Angriffspunktes. Nach wie vor habe ich ein Ziel, für das ich lebe: die menschliche und infolgedessen nationale Bedeutung.“

Julian legte den Kopf auf eine Seite und lächelte ein klein wenig hinterhältig. „Du sagst: infolgedessen,“ erwiderte er, „du hast recht. Man strebe erst nach vollkommener menschlicher Bedeutung, und die Bedeutung der Nation ergibt sich von selbst.“

„Hast du auf mich gezielt?“

„Es gibt auch Zufallstreffer.“

Valerie erhob sich unruhig. — „Natürlich“, sagte sie, „weiß

ich, was du sagen willst. Ich habe es vor langer Zeit sogar selbst gefunden. Nun — es ist gut, daß du es mir ins Gedächtnis zurückgerufen hast. Man sollte sich freilich immer vor Augen halten, dieses — insofgebeffen —.

War die erste Zeit ihres neuen Krakauer Aufenthaltes für Valerie mehr ein Ausruhen, Abwarten, ein beruhigtes Atmen in der Luft der Heimat gewesen, so gewann ihr Leben nach dieser kurzen Unterredung ein anderes Aussehen. Sie saß an diesem selben Spätnachmittage am offenen Fenster ihres Zimmers im elterlichen Hause, die altersbraunen Holzbalustraden des stillen Hofes waren behängt mit den schwankenden Blüten der Kresse, indessen von dem dunklen Ziegeldach, dort wo Vorderflügel und Seitenflügel zusammenstieß, ein stummer und verzauberter Sturzbach blauer Glyzinen in die Tiefe des rasenbelegten Hofes niederzufliegen schien. Inmitten des Rasens aber stieg aus dem flachen Brunnenbecken ein dünner und spielender Strahl, der mit dem gleichmäßigen Fall seiner Tropfen eine vage und nachdenkliche Musik machte. In dieser Stunde war es, daß Valerie die Sehnsucht nach ihrem Gatten schwer und traurig überfiel. In dieser Stunde war es auch, daß sie mit Bitterkeit einsah: wollte sie zu ihrem Gatten zurückkehren, so durfte nicht die alte Valerie zurückkehren, es lag auch plötzlich sehr wenig daran, daß sie mit einer großen Aufgabe im Herzen zurückkam, sondern daß sie selbst verwandelt zurückkam, in beruhigter Wärme, im Gleichklang von Gefühl und Willen, schlackenloser und geläuterter.

Freilich kam diese Einsicht einher mit wühlendem Schmerz; es schien ihr, als müsse sie nun ableugnen und verwerfen ihr ganzes Leben bis diesen Tag: begraben das eigensinnige Kind, ferner die das Größte wollende und das Kleinste nie bezwingende Jungfrau, zusammen mit der Frau, die mit verderblichem Stolz ihre Rechte gegen die Rechte des Gatten auf das Schlachtfeld geführt hatte. Gnadenreiche Mutter Gottes — wie sollte sie je also sich verleugnen? In diesen Zwiespalt der Gefühle trat ruhig und heiter ein Brief ihres Gatten, den sie beim scheidenden Tageslicht mühsam entzifferte und in dem eine leise Einsicht deutlich war, daß er vielleicht nicht immer ihr gegeben, was ihr gebührte, ihrer Eigenart, ihrem nationalen Wesen, das er ja doch gekannt hatte, nicht genügend Rechnung getragen hätte. Und seltsam — dieser Brief bewirkte das Gegenteil von dem, was er vielleicht wirken wollte: Valerie richtete sich mit einer starken, nur im Innern etwas morschen

Befriedigung auf; nun also, er sieht ein, daß ich recht hatte. Und sowenig wohl ihr in diesem Gefühl war, so nahm sie doch beim Abendessen, als ihre Mutter das ganze überhebliche, marktschreierische und großtuende Wesen gewisser emanzipatorischer Frauenkreise, die gerade jetzt in Krakau eifrig am Werke waren, ironisierend abtat, entschieden Partei für diese Kreise und fragte siegesgewiß, ob es denn nicht etwas Großes sei in dem bei der polnischen Frau sich regenden Drange nach einer fürsorgenden sozialen Tätigkeit zum Heile der Nation? Etwas Großes und überdies etwas Neues?

Frau Lisa legte in seltener Ruhe ihre Hand auf Valeriens Arm und sagte ernst: ‚Mein gutes Kind, gewiß etwas Großes, sofern wirklich etwas geleistet wird. Aber dieses Große ist etwas sehr Altes, es ist bestenfalls eine neue Einkleidung der — sieben Werke der Barmherzigkeit. Nenne sie ruhig, widme dich ihnen und du wirst erstaunt sein, wenn du siehst, daß ihre Tiefe unerschöpflich ist.‘

Valerie sah sie groß an, errötete heftig und, zum ersten Male in ihrem Leben, sagte sie zu ihrer Mutter: ‚Ja, du hast recht.‘

Leider mußte Frau Lisa bemerken, daß in diesem Augenblick Herr Agenor freudig bewegt und dankbar nach Valeriens Hand griff, worauf sie sofort spöttisch sagte: ‚Mein Lieber — es ist gegen alle Klugheit, eine wunderbare Erscheinung zu berühren, sie wird verschwinden, sei versichert, in Nebel und Rauch.‘

Wirklich saß plötzlich die alte Valerie am Tisch, die unter dem Bliken ihrer großen Augen ausrief: ‚Verzeih — ich vergaß, zu wem ich sprach!‘

‚Mir scheint, du vergißt es jetzt, wie früher, so oft!‘

Herr Agenor erhob sich schwerfällig, suchte nach Worten, machte aber nur eine beschwörende Handbewegung und wollte hinausgehen. Valerie hielt ihn jedoch fest, drückte ihn in seinen Sessel zurück und begann von Italien zu erzählen. Immerhin hatte sie für den Rest des Tages und auch am folgenden Tag den Wunsch, ihre Mutter um Entschuldigung zu bitten. Ja, wenn dieser Akt nicht so abschreckend schwer wäre! Sie ging aus, um sich abzulenken oder einen Entschluß zu fassen. Unter den Arkaden der Zuchhallen wurde sie jedoch von einem jungen Menschen angesprochen, der im Winter zu ihrer Gefolgschaft gehört hatte. Sie entsann sich dunkel, daß dieser Mensch Adamski hieß; im übrigen war es ihr fast so, als begegne sie einem Abgestorbenen: so fern und tief lag die Zeit begraben, in der sie von ihm und seinesgleichen auf

den Schild gehoben worden war. Natürlich lächelte sie denn auch innerlich über die halben Vorwürfe, die jener Herr Adamski bei ihr anbringen zu müssen glaubte, weil sie damals so plötzlich und seltsam aus der Stadt verschwunden war. Man sagte, sie habe sich verheiratet? Nun? Und der Herr Gemahl? In Italien? Ja, er habe davon gehört, und seine Augen begannen begehrlieh zu funkeln, er trat, indem er sein Spazierstöckchen unternehmend schwang, an ihre Seite und schlug einen gemeinsamen Spaziergang vor. Valerie, die das alles mehr belustigte als verlegte, weigerte sich nicht geradezu, mit ihm zu gehen und hörte interessiert zu, als er ihr zugab, daß sie wohlgehandelt hätte, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Im übrigen habe ihre Erbschaft — um so zu sagen — schon bald ein anderer angetreten, ein genialer Mensch, ein univverseller Kopf, der philosophische und politische Ideen verkünde, die eine überraschende und wundervolle Synthese der Ideen Niessches und Tolstois darstellten. Herr Adamski selbst konnte ihm nicht immer durchaus beistimmen, aber natürlich interessierte ihn das alles; ja freilich, dachte Valerie, euer verwünschtes Interesse, es gibt nichts, das euch nicht interessant wäre, habt ihr je etwas mit ganzem Herzen gewollt? —, und sie errötete bei dem Gedanken, daß man sie selbst mit jenen hatte zusammenwerfen müssen. Außerdem, fuhr Herr Adamski fort, seien kurz nach ihrem Fortgange von Krakau ein paar Leute zu ihrem Bruder Mieschko gegangen, um sich ihm anzuschließen, aber Mieschko Welonski sei ein fanatischer Doktrinär, er verlange einfach zu viel.

„Ah, ich verstehe,“ sagte Valerie, „er war mit eurem Interesse allein nicht zufrieden?“

„Nein, in der Tat nicht.“

Man habe Mieschko sogar gewarnt und ihm geradezu prophezeit, daß er einmal übel enden werde. Valerie pflichtete ihm bei und meinte, daß alle jene Menschen übel endeten, die ihre ganze Persönlichkeit, nicht nur ihr Interesse, an eine Idee hingen. Indessen Herr Adamski, der wohl die Ironie in ihren Worten spüren mochte, sie zweifelnd ansah, fragte sie, ob er ihr vielleicht sagen könne, wo Mieschko sich eigentlich aufhalte und was er treibe, und ihr Begleiter schlug ihr vor, in eine Kaffeestube in der Grodzka zu gehen, wo sie jemand treffen werde, der mit Mieschko zuweilen noch korrespondiere.

Er führte sie in ein Lokal dritten Ranges, das im ersten Stockwerk eines alten Hauses lag, und Valerie fand an zu-

sammengerückten Tischen eine Gesellschaft von zwanzig Personen beisammen, von denen sie einige bereits kannte. Man begrüßte sie allgemein sehr freundschaftlich, nur ein auffallend blasses und langaufgeschossenes Mädchen, das Herrn Adamski vergeblich an seine Seite zu locken versuchte, sah Valerie feindselig an, die nunmehr selbst den freien Platz einnahm, da ihr schließlich doch die dreiste Art Adamskis, der sie mit vieldeutiger Vertraulichkeit behandelte, widerwärtig wurde. Sie kam so auch mehr in die Nähe jenes Menschen, der, wie es hieß, mit Mieschko zuweilen korrespondierte, und von ihm erfuhr sie zu ihrem tödlichen Schrecken, daß Mieschko seinem Haß gegen Oesterreich und seiner Liebe zu Polen neuerdings dadurch zu dienen glaubte, daß er im Dienste Rußlands Spionagetriebe. Näheres war nicht zu erfahren, auch von Mieschkos Aufenthalt wußte der Sprecher nichts; Welonski pflege seine Briefe überhaupt nicht zu datieren, und er selbst habe nur einmal vor Wochen an eine Deckadresse geschrieben. Das Gespräch über Mieschko wurde zunächst allgemein, man pflichtete durchaus einem Menschen bei, von dem Valerie durch ihre Nachbarn erfuhr, daß es jenes von Adamski gemeinte Genie war, welches Genie mit hypnotisierendem Glühen seiner tiefliegenden Augen verkündete, daß Mieschko ihrer aller Sympathie sicher sein dürfe; die Vorherrschaft der Bürgerlichkeit nicht nur in der Politik, sondern auch in den Künsten müsse gebrochen werden: Tyrannis oder Anarchie, einen Mittelweg gebe es nicht. Es waren Maler, Musiker, Dichter unter der Gesellschaft, die dieses Anspruches sich sofort für ihre Kunst annahmen, Valerie saß zurückgelehnt und hörte zu. Früher, ja bis vor kurzem noch, hatte sie eine bewundernde Liebe für die Boheme gehabt, sie sah in ihren Vertretern Menschen, die, unberührt von bürgerlichen Rücksichten, frei und entschieden für ihre Ideen lebten; die Liebe zur Kunst stand so hoch, daß sie nie und nimmer einen Kompromiß mit dem Leben schließen durfte. Sie sah hier aber nur posierende Hohlköpfe, die sich in jedem Augenblick in anderer Beleuchtung zeigten, nur drauf bedacht, zu verblüffen. Sie haßten die Tätigkeit nicht, weil ihre Ideale unbefleckt erhalten bleiben sollten, sondern weil die Tätigkeit Mühe macht, Entschluß fordert und Ausdauer. Valerie fühlte in dieser Umgebung sogar etwas wie Teilnahme für Mieschko, der doch wenigstens etwas wagte, etwas einsetzte, wenn sein ganzes Leben auch unsinnig und selbstmörderisch erschien.

Hier wurden nur Meinungen ausgesprochen, je paradoxer, mit

desto größerem Erfolg, hier wurde nur Interesse gezeigt, für solche Dinge am meisten, die ungewöhnlich waren. Hier galt nur das Absonderliche; jemand riet die Kunst der tanzenden Derwische zu erproben, da er sich mächtige Sensationen für das Innenleben von solchen Übungen versprach, ein anderer behauptete, daß diese Sensationen im Gehirn eines Fakirs noch mächtiger sein müßten, der drei Tage, an den Füßen aufgehängt, regungslos verharre. Es wurde von dämonischer Mystik gesprochen, vom Urerdhafsten, von rhabdomantischen Versuchen, von Werwölfen, Tobaustrahler, Incubi und Succubi, vom Sufismus, dazwischen schrie ein Disput über malerische Probleme, man nannte die Geometrie als Grundwesen der bildenden Kunst, wie man als eben dies Grundwesen die Auflösung jedes Gesetzes im durchaus individuellen Sehen pries. Jener Mensch, mit den tiefliegenden, dämonischen Augen, brach in einen Paroxysmus der Wut aus, als irgendwie der Ausdruck ‚mütterliches Prinzip‘ fiel. Er schrie, daß man dieses Prinzip nennen möge wie man wolle, nur nicht ‚mütterlich‘. Etwas sehr Verächtliches möge man mit diesem Ausdruck belegen, nicht aber ein so hohes Prinzip wie das in Rede stehende. Valerie, die weder wußte, um welches Prinzip es sich eigentlich handelte, wendete sich doch bei dem Geschwäg mit deutlicher Empörung ab. Der Sprecher wendete sich nun, gereizt, an sie und behauptete, daß derjenige niemals würdig sei, sich Mensch zu nennen, der nicht von der albernen und hemmenden Verehrung der Väter und Mütter sich freigemacht habe, was ihn angehe — wolle sie wissen, wann er bereits alles das über Bord geworfen habe? In seinem fünfzehnten Jahre bereits, jawohl, er habe damals in einem heiligen Entschlusse die Bilder seiner Eltern zerrissen und ins Feuer geworfen.

‚Schade,‘ sagte Valerie sehr laut, ‚daß ich Sie damals noch nicht kannte.‘

Ihr Gegner ließ seine Augen glühen und ein unsauberes Lächeln kroch über seinen Mund. ‚Ah, in der Tat,‘ sagte er.

‚Ja,‘ fuhr Valerie fort, ‚sehr schade, denn dann hätte ich (und sie erhob sich mit einer entsprechenden Geste) Ihnen handgreiflich die rechte Antwort gegeben.‘

Herr Adamski holte sie auf der Treppe ein, sie möge einen Augenblick warten, er gehe mit ihr, ihre Entschlossenheit habe ihn entzückt, er liebe energische Frauen.

‚Kommen Sie nicht näher!‘ rief Valerie zornig, ‚ich bin in der Tat energisch!‘



Auf dem Ringplatze sah sie ein barfüßiges Bauernkind stehen, das einen ganzen Korb voller starkduftender, gesunder, rotwangiger Bauernrosen feilbot. Sie kaufte den ganzen Vorrat, ging eilig nach Hause und schlich sich in ihrer Mutter Schlafzimmer. Hier blieb sie aufatmend einen Augenblick stehen und schüttete die Blumen dann langsam auf das Bett ihrer Mutter. Um ihr jedes Wort zu ersparen, verschloß sie sich für den Abend in ihrem Zimmer und nach einer schlaflosen Nacht ging sie am frühen Morgen zu der Vorsitzenden eines Frauenvereins, der sich mit caritativen Aufgaben befaßte. Sie stellte sich zur Verfügung, wie sie ausdrücklich betonte, für die geringsten Dienste, denn sie merkte wohl, wie man stugte, als sie ihren Namen nannte. Nein, nein man solle sie recht verstehen, sie wolle keine Rolle spielen, noch überhaupt irgend etwas Besonderes vorstellen, sie wollte durchaus keine irgend welche großen Ideen propagieren, sondern nur zufassen, irgendwie Gutes wirken, sich einfügen, meinetwegen unterordnen, man möge ihr getrost einen Dienst zuweisen, sie würde auch den niedrigsten mit Liebe und Eifer erfüllen.

Es geschah nun, daß sie in der nächsten Zeit, in der Ausübung der ihr zugewiesenen Arbeit, zunächst mit einer älteren, erfahrenen Frau, dann allein, in verwahrloste Wohnungen kam, wo sie nicht nur schreckliche körperliche und seelische Krankheiten antraf, sondern auch selbst nachhaltig Hand anlegen mußte, um diese Leiden zu lindern. Natürlich kostete ihr das zunächst Überwindung, aber sie fühlte deutlich, wie von eben dieser Überwindung eine große Zufriedenheit und Wärme ihres Empfindens ausging, und sie wirkte entschlossen weiter. In dem Wunsche nun, einem heruntergekommenen Mädchen zu helfen, das krank und verlassen auf einem Strohsack in fürchterlicher Umgebung lag, ging sie eines Tages in die Wohnung eines untergeordneten Beamten, mit dem jenes Mädchen sehr entfernt verwandt sein sollte. Sie traf die junge Frau zu Hause und sie erkannte in ihr ein Mädchen wieder, das früher durch seine Lebenslust, Koketterie und Leichtlebigkeit in Krakau viel von sich reden gemacht hatte, um so mehr, als ihre Eltern zwar nicht reich waren, aber der guten Gesellschaft angehörten. Valerie war nun nicht wenig erstaunt, jenes junge Mädchen in so bescheidener Umgebung als Frau wieder zu finden, und vor allem sie ganz erfüllt von einer warmen und gesunden Heiterkeit zu sehen. Sie ging, nachdem ihr Anliegen vorläufig erledigt war, nachdenklich davon, wiederholte aber ihren Besuch schon nach einigen Tagen, worüber die junge Frau sich lebhaft erfreut zeigte. Sie fanden in der Folge Gefallen aneinander, und schließlich glaubte

Valerie, nach dem Grund der auffallenden Veränderung im Leben ihrer Freundin fragen zu dürfen. Sie erlebte, daß ihr mit lachendem Munde von dem alten, so rauschenden, aber unbefriedigten Leben erzählt wurde, das plötzlich ein Ende fand, als die Eltern innerhalb einer Woche starben und kaum so viel hinterließen, daß die Kosten der Bestattung aufgebracht werden konnten.

„Nun also, die Folge war, daß ich mich schleunigst entschließen mußte, irgendwo unterzukriechen, wie ich es nannte. Und da zeigte es sich, daß von all den Anbetern und Freunden, die ich hatte, nicht einer Stand hielt, natürlich, wie sollte es auch anders sein? Dagegen hatte ich seit meiner Kindheit einen treuen Verehrer, den Sohn armer Nachbarsleute, den ich nie ernst genommen hatte. Jetzt heiratete ich ihn, geradewegs um nicht zu verhungern, ich war innerlich empört, daß das Leben mich so erniedrigte, wirklich, ich fühlte mich wie eine Königstochter, die aus irgend einem dunklen Geschick den Schweinehirten heiraten muß, verstehen Sie das?“

Valerie nickte eifrig.

„Die ersten Monate waren fürchterlich. Ich habe meinen Mann wie eine Here geplagt, um so mehr, als ich eigentlich vermöge meines doch schließlich unverdorbenen Herzens sein gutes, edles und liebevolles Wesen schätzen lernte, bis dann unser erstes Kind geboren wurde, und da — nun kurz und gut, es war einige Tage später, und mein Mann kehrte in der Dämmerung aus seiner Amtsstube zurück, ich stellte mich schlafend, das Kind schlief wirklich. Wie er da vorsichtig hereintrat und behutsam das Kind auf die Stirn küßte und auch meine Hand küßte und dann versunken an unserem Bette stehen blieb — mit gefalteten Händen — verklärt vom Glück —, nun da habe ich dem Leben für die Zukunft ein stummes Gelöbniß getan. Sie können sich denken welches. Und je mehr ich die alte Elisabetha in mir überwand, desto herrlicher kam das Glück, jeden Tag herrlicher zu mir. Das ist alles.“

Dieses Bekenntnis geschah in einem einfachen Zimmer, in dessen einer Ecke ein dreijähriger Knabe mit einer Garnrolle und einigen Schächtelchen eifrig und ernsthaft spielte; in einem zum Kinderbettchen avancierten Wäschekorb schlief das Jüngste, ein Mädchen von einigen Monaten. Valerie erhob sich leise und trat an dieses Bettchen. Zur Seite geneigt lag das Köpfchen, die Lippen machten im Traum zuweilen rührende Saugbewegungen, die winzigen Fäustchen, von der Farbe heller Rosenblätter, lagen geballt. Die Mutter trat neben Valerie, ihre Schläfen berührten sich, und plötzlich fühlte

Valerie in sich aufsteigen die stille, ahnungsvolle Wärme eines ersten Mutterglücks, und ihre entschleierte Augen sahen deutlich ihren Gatten, „Franzino mio“, wie er, sehr fern und doch nahe, sie erwartungsvoll und fragend ansah. „Du, du,“ murmelte sie, und man konnte im Zweifel sein, ob es diesem schlafenden Kinde oder ihrem Gatten galt.

## XIX.

Franz Eckermann hatte zwar nach der Abreise Valeriens seiner zornigen Bitterkeit sich ganz hingegeben, doch kaum war ein Tag vergangen, so sah er die Dinge in ganz anderer Beleuchtung. Er wog nicht mehr Schuld gegen Schuld ab, um dann zu finden, daß seine Schale leicht und hoch emporstieg, sondern ganz einfach übermannte ihn die Liebe, die ihn hieß, sofort seiner Frau nach Krakau nachzureisen. Nur die Überlegung, daß eine Zeit des Besinnens für beide wohlthuend sein könnte, hielt ihn davon ab, wirklich den Zug zu besteigen. Alles hing schließlich an der Frage, ob Valerie die starke und große Liebe zu ihm hatte, die er für sie in sich fühlte; verhielt es sich so, dann war alles gut und es war weiter nichts zu tun, als auf die Wirksamkeit jener Liebe zu warten.

Zudem hatte er ja seine dichterischen Pläne, und, ein klein wenig doch auch vom Zeitgeiste infiziert, der jedem Künstler eine durch kein Amt behinderte freie Entwicklung seiner Individualität zusprach, fand er es gut und recht, daß sich keine Möglichkeit geboten hatte, mit längerem Urlaub im Amte zu bleiben, und es tauchten nun vor seinem geistigen Auge die Schatten der Shellen, Genelli, Carstens, der Nazarenen, des Gregorovius auf, die in Rom die echte Heimat für ihre Kunst gefunden hatten. So blieb er in der Stadt, auch als die Glutströme des Sommers regungslos in den Straßen standen und die ungeheure Stadt während ganzer Stunden am Tage in einer schaurigen und gespenstischen Verlassenheit dalag. Er fühlte, wie diese Stadt allmählich von seinem Wesen Besitz ergriff, und sein ohnehin auf das Tiefe und Große gerichteter Geist entfaltete sich; nur für ein Schaffen und Leben aus solchem Geiste heraus war Rom der einzige Ort, und er fand mit glücklichem Erstaunen, daß er eben nur hier an die Schilderung seiner Zeit gehen konnte, hier, wo er so sehr fern seiner Zeit war. Er hatte den rechten Abstand erreicht, sah hin hoch über das Vorbild, und — eigentümlich — plötzlich sah er die Torheit ein, sich in einem Roman oder einem Zyklus von Romanen auszusprechen, wenn er die gewohnten, wenn auch gesteigerten Kunstmittel des Romans auch nur in etwa gebrauchen wollte.

So sah er schließlich die Notwendigkeit, einen anderen und neuen Weg zu gehen, sich zu hüten vor dem Verrinnen in Einzelheiten, und er beschloß in einem Epos nichts zu geben als ein Menschenschicksal, das mit den großen und eigentümlichen Strömungen der Zeit sich auseinanderseht, von ihnen mitgerissen, von ihnen getragen wird, und das sich schließlich auf eine zeitlose Insel rettet, in bewußtem Widerstand gegen die Zeit. Dantes Komödie, Byrons Pilgerfahrt konnten ihm Wegweiser sein, nicht mehr; es konnte kein Werk sein, wie man davon mehrere schreibt, ja er zweifelte überhaupt, ob ihm die nötige und letzte Reife, alles in der rechten Art zu schauen und in gebührender Form wiederzugeben, nicht noch abgehe, und schließlich sah er sich der strengen Notwendigkeit gegenüber, lange Jahre seines Lebens, vielleicht sein ganzes Leben, an sein Werk zu setzen. So wendete er sich zunächst rückwärts und begann den ersten Gesang, die Jugend des Helden, und sofort, als er den ersten Vers schrieb, der ja doch unverändert, für immer, stehen bleiben sollte, überfiel ihn, erschütternd, das Gefühl der Verantwortlichkeit, und schließlich dauerte es, nach leidenschaftlichen Kämpfen mit dem Stoff mehrere Wochen, bis es ihm schien, als könne dieser eine Vers so bleiben.

Und so begann sein Leben in Rom, ein seltsames und feierliches Leben, das aber eines gewissen idyllisch-bukolischen Charakters nicht entbehrte. Denn da er mit der Lira rechnen mußte, so ergab sich die Notwendigkeit, in denkbar strengster Einfachheit zu leben. Zunächst suchte er wohl eine der primitiven Trattorien auf, wo man für drei Soldi, an einem Tisch mit den Arbeitern, essen kann, bald aber merkte er, daß der Zwang, unbedingt zu einer gewissen Stunde seine Wohnung zu verlassen, lediglich um sich zu sättigen, ihm lästig war, und so nahm er die Gewohnheit seiner Studentenjahre wieder auf und führte, wie man es damals genannt hatte, 'eigene Wirtschaft'.

Das ging wunderschön. Er wohnte im vierten Stock eines Hauses in der Via Sardegna, hoch genug, daß er aus seinen Fenstern noch die Pinienwipfel der Villa Borghese sehen konnte. Eine Stunde nach Sonnenaufgang, regelmäßig, stand er auf, lief nach dem Tiber hinunter, in dessen blonden Fluten er ein Schwimmbad nahm, fuhr mit der Tramvia zurück, legte die Holzläden vor und war in seiner kühlen Höhle dann von aller Welt abgeschlossen. Drang schließlich gegen Mittag doch die Glut herein, so streckte er sich nach dem Beispiel der Einheimischen aus, schlief, träumte, oder sann, und, wenn es ihm gefiel, so zündete er sein Spiritusflämmchen an und kochte sich seine Spaghetti oder briet seine Salsicci mit betulicher Gewissen-

haftigkeit. Das Essen war ein Fest, das Wasser aus der Aqua Vergina war kühl und frisch, wie es sich für ein Wasser mit solchem Namen geziemt, und erst nach Sonnenuntergang stieg er aus seiner Höhe herab, um irgendwo einen Kaffee zu nehmen oder eine Quinte des goldgelben, ganz zart moussierenden Frascati zu trinken. Die Notwendigkeit, seine Einkäufe selbst zu besorgen, brachte ihn zudem in eine fruchtbare Verührung mit dem Volke. Er fand bei aller Naivität selbstbewusste Leute, die, dienstestrig ohne bedientenhafte Ergebenheit, im Geschäft ein Vergnügen erblickten, die in einem gesunden demokratischen Gefühl auch mit Eckermann verkehrten, wie mit ihren Volksgenossen, die jeden Einwurf und jedes Bedenken ernsthaft nahmen und dies auch für sich selbst verlangten und kurz, die, weit entfernt von dem unruhigen und ungesunden Wesen der unteren Klassen im Norden, sich noch einen guten Rest alter Kultur bewahrt hatten.

Zuweilen auch besuchte Eckermann die Gesellschaft der alten Gräfin Carla Cavallotti, die seit einem halben Jahrhundert in der Via Gregoriana wohnte und voll von Erinnerungen an das päpstliche Rom war. Bei dieser Gelegenheit fand sich alles zusammen, was sich mit der modernen Entwicklung der Stadt nicht einverstanden fühlte. Rom war eine große Fremdenherberge geworden; nicht aus Sehnsucht und nicht in der Liebe zu Rom kamen diese Regimenter von Fremden, sondern weil es so Mode war. Die ganze Leichtfertigkeit, Hohlheit, Niedrigkeit, Anmaßung und Überheblichkeit der modernen Welt strömte breit und rauschend nach Rom. Abenteuerer und Demimondänen mischten sich mit Emporkömmlingen, und die wenigen, echten Romfahrer wurden überspült und abgedrängt von dieser immer steigenden unsauberen Flut. Die Gräfin Cavallotti aber lebte ganz in der innigen Verehrung für die wesentlichen Dinge des Lebens, sie war des Gregorovius Freundin gewesen, in ihrem Salon war Liszt heimisch gewesen, Kardinal Hohenlohe sowohl wie Bunsen und Feuerbach, Antonio Fogazzaro versäumte nie sie aufzusuchen, wenn er in Rom weilte, und so herrschte um sie eine Atmosphäre, die durchaus von der Liebe für das Bleibende und Echte erfüllt war. Geriet einmal, was zuweilen geschah, ein Mensch in diesen Kreis, der eigentlich zu der Gesellschaft in irgendeinem Aktienhotel gehörte, so schädete das nicht viel: er empfahl sich sehr bald, verschucht von der lähmenden Geistigkeit, die ihm hier zu herrschen schien und kehrte nie wieder. Da die Gräfin eine Reise nicht mehr unternehmen konnte, so empfing sie auch im Sommer, und sie hatte stets Gäste, die Rom im Sommer überhaupt erst bewohnbar fanden.

In diesen Kreis war Edermann aufgenommen, er fühlte deutlich die innige Verwandtschaft des Geistes, der in seinem Werk wohnen mußte, mit dem Geiste der Gespräche in diesem Salon. Hier hatte ebenfalls nichts Nichtiges und Alltägliches Raum, man versuchte in den Künsten, in der Wissenschaft, im Leben zu den Tiefen vorzudringen, und selbst die Sprache bewahrte hier eine adlige und ruhige Form, da sie ganz der Ausdruck des Wesens war, das hier herrschte. Alles war auf Förderung gestimmt, und, wie Edermann der in ihrem mächtigen Lehnstuhl stets in unübertrefflicher Haltung sitzenden Gräfin einmal sagte, konnte sich in seiner tiefgreifenden, stillen Wirksamkeit der Cavallotti-Orden getrost mit jedem anderen Orden messen.

Die Gräfin hatte lächelnd erwidert: „Es gibt in der Welt nicht nur diesen einen — Cavallotti-Orden.“

„Sicher muß es deren noch mehrere geben, oder Plejaden Sobineauscher Art, und diesen geheimen Orden ist es zu danken, wenn die Welt schließlich doch den Materialismus überwinden wird.“

In diesen Kreis wünschte Edermann Valerie einführen zu können; ein solcher Boden war es, in dem sie Wurzel schlagen konnte. Vielleicht würde sie dann auch das unvergessene Wort mobilisieren, daß nichts und niemand seiner Bedeutung auch nur eine Spannlänge hinzufügen konnte; denn so sicher Edermann wußte, daß er natürlich alles allein und mit seinen eigenen Kräften erreichen mußte, so bereichert und beschwingt fühlte er sich doch, ja, auch in seiner Kunst, nach den Stunden bei der Gräfin Cavallotti.

Seine Arbeit sowohl wie sein Verkehr bewirkten im Laufe der Zeit jedoch, daß auch mit ihm als Menschen eine gewisse Veränderung vorging. Seine Arbeit zwang ihn, nur das Wesentliche und Wertvolle zu suchen, alle die kleinen lockenden Nebensächlichkeiten hatten zu versinken, zudem war, wenn anders dieses Wesentliche und Wertvolle rund und gelassen in die Erscheinung treten sollte, eine stete, erbitterte Modellierung der Form nötig. Natürlich mußten die geistigen Kräfte, die zu diesem Zweck am Werke waren, aus seinem Innern steigen, und da konnte es geschehen, daß diese wesen- und formbildenden Kräfte sich eines Tages umfahen und an dem Nächsten, an dem Menschen Franz Edermann selbst, noch manches zu wirken fanden. Dazu kam, ansteckend, der tiefe Eindruck, den die Lebensführung der Gräfin Cavallotti und ihres Kreises machte. Die Herrschaft der edlen Form schien, hier wie dort, durchaus zu triumphieren, und schließlich gestand sich

Edermann, daß, wenn diese Herrschaft in ihm selbst und immer wirksam gewesen wäre, er manche Konflikte mit Valerien gemildert, ja ganz vermieden haben würde. Stimmungen, nervöse Erregungen, Ironien des sich erhabenen Fühlenden, gewisse bequeme Einbildungen von der Minderwertigkeit eines anderen nationalen Wesens als seines eigenen — alles das hatte, das fühlte er mit beschämender Stärke, sein Verhältnis zu Valerien mehr beschwert, als ein nach Form und Wesen der möglichen Vollenendung zustrebender Mensch hätte billigen können. Ob das auch für seine Frau galt, danach fragte er nicht, er blieb zunächst vor sich selbst stehen und gestand sich vieles, was er noch vor Wochen mit trotziger Empörung von sich gewiesen hätte. Als er selbst einmal soweit war, schien es ihm notwendig, dieses alles Valerien zu gestehen; daß er es nicht tat oder wenigstens nicht in dem Umfang, wie er es hätte tun sollen, daran trug zunächst seine unüberwindliche Scheu vor dem Pathos schuld, in das zu verfallen er sich fürchtete. Schließlich aber war ja auch ein Geständnis anderen gegenüber, selbst seiner Frau gegenüber, weniger entscheidend, als das Geständnis sich selbst gegenüber. Wenn er trotzdem ein derartiges, wenn auch dicht verschleiertes Geständnis nach Krakau schickte, so geschah es, um ein übriges zu tun; der Erfolg war zunächst ja gewesen, daß Valerie, sich befriedigt aufrichtend, gesagt hatte: nun also, er sieht es ein; ich hatte recht. Ähnliches schrieb sie ihm denn auch, und erst sehr viel später, als sie selbst in einer Krise der Umwandlung sich befand, schwieg alles andere Gefühl, nur nicht das der reinen Freude, und nicht der Stolz auf sich selbst erhob sich, sondern der Stolz auf ihn, ihren Gatten.

Noch eine andere Entdeckung machte Edermann in diesem fruchtbaren Sommer, diese nämlich, daß seine dichterische Arbeit weder seine Zeit gänzlich ausfüllte, noch überhaupt seine Begabung vollständig erschöpfte. So fest er daran glaubte (und die Richtigkeit dieses Glaubens an sich selbst erfahren hatte), daß künstlerische Arbeit zum guten Teil Produkt eines energischen Willens war und das Sichüberlassen der Inspiration krasse Schwankungen im Werte des Werkes zur Folge hatte, so sicher wußte er auch, daß die Muse nicht immer dem Zwange gehorchte. Die für die Kunst unfruchtbaren Stunden brauchten aber nicht unfruchtbar für eine mehr wissenschaftlich gerichtete Tätigkeit zu sein, und überhaupt zeigte es sich ihm immer mehr, daß die Beschäftigung mit den Fragen des Lebens und des Wissens den Wunsch zur Folge hatte, sich über die Ergebnisse dieser Beschäftigung, sobald sie allgemeines Inter-

esse hatten, auch auszusprechen und zu seinem Teile an der Klärung dieser Fragen beizutragen. Kurz, er merkte, daß ein Amt nichts Drückendes und Lähmendes zu haben brauchte, und er bereute, so leichtens Herzens damals seine Professur aufgegeben zu haben. Zunächst versuchte er also, von den Rathedern einiger Zeitschriften aus, das Seine zu wirken, und seltsam, die wissenschaftlichen Fortschritte, die immer mehr angestrebte Klarheit des Denkens wirkten durchaus günstig zurück auf die Klarheit und Tiefe seiner dichterischen Arbeit, und zuweilen übermannte ihn dann wohl ein so starkes Lebensgefühl, daß er in seinem Zimmer in ein ekstatisches Toben ausbrach, so daß er bei den Nachbarn in den Verdacht geriet, zuweilen, wie sie sagten, *d'andare nella vigna del Signore* — also gerade heraus: des süßen Weines voll zu sein.

Je gehobener, reifer, schwungkraftiger er sich fühlte, desto mehr wuchs aber auch die Sehnsucht nach seiner Frau. Abgesehen davon, daß einfach die Liebe ihm diese Sehnsucht eingab, erhob sich auch, mit dem Gefühl seiner Kraft, das männliche Bedürfnis nach der Familie. Anregungen nach dieser Richtung bei Valerien fanden Schweigen oder bestenfalls Ausweichen, es läßt sich nicht leugnen, daß Eckermann sich dadurch verletzt fühlte. Ja, es kamen doch wieder Stunden, in denen ein höhnischer Spuk ihm eine unbewährte Valerie zeigte; er wehrte sich gegen diesen Spuk, bannte ihn für lange Zeit gänzlich, aber er kam deutlicher in seinem grinsenden Hohn wieder, als Valerie eines Tages den Tod ihres Vaters meldete. Sie schrieb einen langen Brief, dessen Worte vor Erschütterung zu beben schienen, dennoch war eine Stelle in diesem Brief, ungefähr so, daß sie ihrem Gatten den Todesfall nicht telegraphisch gemeldet habe, weil sie fürchtete, daß er dann nur wegen dieses Ereignisses nach Krakau kommen würde. Nur wegen dieses Ereignisses! Ja freilich, einen anderen Beweggrund konnte sie bei ihm wohl nicht annehmen? Wünschte wohl auch keinen anderen Beweggrund? — Die Sache lag vielmehr so, daß Valerie die fördernde Wirksamkeit der Trennung noch nicht erschöpft glaubte, und da sie nichts so sehr haßte und ewig hassen würde, wie einen halben Frieden unter der sanften Nötigung irgendwelcher äußeren Zufälle, so setzte sie sich lieber Mißverständnissen aus, ohne freilich an sie zu glauben. Ferner trat für kurze Zeit in ihr jedes andere Gefühl zurück angesichts der Erschütterung, die der unter merkwürdigen Umständen erfolgte Tod ihres Vaters in ihr bewirkte. Man hatte ihn in seinem Zimmer, im Lehnstuhl am Schreibtisch sitzend und bereits





Rachel Ruysch/Blumen und Früchte



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München



erkaltet, aufgefunden. Die Schublade des Schreibtisches stand offen, in ihr fand man nichts als die Bilder seiner Kinder aus der frühesten Jugend, das Doppelbild der beiden Verlobten Lisa und Agenor und darüber ein Häuflein welker, dorniger Blätter und vertrockneter Rosenblüten. Eine Hand des Toten ruhte auf diesen Blüten, die noch einen fernen und schwachen Duft bewahrten. Es waren dies aber, wie Valerie sah, jene Rosen, die sie damals, in einer stummen Abbitte, über das Bett ihrer Mutter gestreut hatte, jene Rosen, die in einem ebenso stummen Verzeihen während dreier Tage in einer Vase auf dem Schreibtischen ihrer Mutter erschienen waren, und die, man glaubte, durch die Hand einer Bediensteten verschwunden waren. Diese Friedenszeichen, diese Zeugen der Beendigung eines langen Kampfes, hatte Herr Welonski an sich genommen, und in ihrer Betrachtung hatte ihn auch der Tod getroffen.

Valerie erkannte daraus mit einer Rührung, die nicht frei von Bitterkeit war, ganz und restlos die so liebevolle anspruchslöse Natur ihres Vaters. Die Bilder seiner Kinder und seiner Frau unter dem Schmucke gerade dieser Blumen zeigten zudem unter diesen besonderen Umständen sein Empfindungsleben mit einem Male offen, und mit einem seltsamen Erschrecken erkannte Valerie, daß auch dieser Mann die großen Hoffnungen des Lebens gehegt hatte, und daß ihm schließlich von diesen Hoffnungen nichts geblieben war als eine Handvoll welker Rosenblätter. Sie sah sich selbst als Gattin und Mutter in ferner Zeit und — ewiges Erbarmen! —, sie erbehte, indem sie dann zurückfah, auf einen Weg zurückfah, wie ihn ihr Vater, wie ihn ihre Mutter zurückgelegt hatten, erbehte in einem namenlosen Schmerz, daß ihre eigenen Kinder sich dann so losgelöst hätten wie die Kinder der Welonskis. Und als sie endlich noch erlebte, daß ihre stolze, so herrische Mutter angesichts dieses Todes zusammenbrach, da nahm sie zum ersten Male, solange sie denken konnte, ihre Mutter an das Herz und vermischte ihre Tränen mit den eigenen. Und wenn sie dann in den nächsten Tagen, nachdem die schrecklichen Erregungen der Bestattung verebbt waren, sich mit leidenschaftlicher und reuevoller Inbrunst im Geiste an ihren Gatten klammerte, so klagte sie verzweifelt: Wie kann er dir je vergeben?

Davon ahnte Eckermann nichts. Er wußte auch nicht, daß Valerie nach einer kurzen Zeit des ratlosen Schmerzes entschlossen sich dem Willen hingab, jeden nur denkbaren Weg, der zu ihm hin-

führte, zu gehen, und daß sie mit Freuden einen Auftrag ihres Frauenverbandes annahm, die für ihn in Frage kommenden deutschen Verhältnisse und Einrichtungen zu studieren und die Erfahrungen zum Heile der polnischen Frauenbewegung anzuwenden. Sie begab sich im Anfang September auf die Reise. Und diese Reise war voll so großer Eindrücke von dem Ernst und der Tiefe der deutschen Arbeit, daß sie sich in ihrem Nationalstolz kleiner und kleiner werden fühlte. Hier trat sie zum ersten Male in ein praktisches Studium ein; früher in ihrer deutschen Zeit hatte sie sich hartnäckig und überheblich von allem abgesondert, was mit echtem deutschen Wesen auch nur entfernt zusammenhing. Hier, und gerade in den mittleren und kleineren Städten, erkannte sie zum ersten Male, daß ihr Vaterland Polen durchaus kein Recht habe, irgendwelche Beachtung und Teilnahme der anderen Nationen zu fordern, solange es nicht Kulturwerke aufweisen konnte, die auch nur im geringsten mit den Kulturwerken deutschen Geistes wetteifern konnten.

Diese Erkenntnis war elementar erschütternd, und zu gleicher Zeit eröffnete sie auch den Ausblick, was alles für Polen noch zu tun sei, sie konnte vielleicht in großen Linien die Richtung zeigen und vielleicht selbst ein klein wenig dazu tun, daß diese Richtung eingehalten wurde. So kehrte sie klarer und mutiger nach Krakau zurück, wo sich inzwischen das Drama, dessen Held Lelewel war, ausgewirkt hatte. Dieser hatte in seiner letzten Unterredung mit Julian Welonski die Absicht ausgesprochen, zu seinen ‚Kindern‘ zu gehen. Er hatte auch den Bahnzug bestiegen, war abgefahren, um jedoch eine halbe Stunde später von Unruhe und Zweifel gänzlich übermannt, wieder auszusteigen. Auf dieser kleinen und verwahrlosten Station hatte er mehrere Tage in einsamen und bitteren Seelenkämpfen zugebracht, hin und hergerissen von seiner Überzeugung und von der Sehnsucht nach Christus im Sakrament. Endlich, nahezu erschöpft, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, kehrte er nach Krakau zurück, lief auf dem Bahnhof Herrn Moschynski in die Arme, der gekommen war, ihn zu suchen, und ließ sich von der fanatischen Natur seines Jüngers mitreißen. Endlich unter seinen ‚Kindern‘ angekommen, überwältigte ihn zunächst die so rührend und restlos erscheinende Liebe der Seinen. Alles drängte sich um ihn, über sein Gewand rauschte nieder der Regen inbrünstiger Küsse, und, getragen von dieser Wolke der Begeisterung, sprach er zu den um ihn Gescharten und gelobte ihnen, sie nie zu verlassen. Am nächsten Tage merkte er, daß man von ihm mehr und anderes erhofft hatte, als nur eine Predigt und ein Gelöbnis: man

hatte erwartet, ihn mit Reichtümern beladen wiederkehren zu sehen, und man enthielt sich des Murrens nicht, als Leluwel mit einer verzweifelten Geberde ihnen nichts spenden konnte, als die kargen Reste seines baren Vermögens, kaum hinreichend für einen Tag die bitterste Not zu bannen.

Weshalb tut er kein Wunder? Weshalb spricht er nicht ein Wort, damit diese Steine Brot werden? Weshalb wiederholt er nicht das Wunder der Gerstenbrote? Ist Gott mit ihm, mit ihm gegen die verfluchte Welt, weshalb tut er seiner Macht kein Zeichen? — Und Leluwel, gehorsam dem Willen seines Volkes, getrieben von dem heißen Atem der natürlichen Forderungen, rang mit dem, von dem er sich gesandt glaubte, ohne aus diesem Ringen etwas anderes mitzubringen, als völlige Mutlosigkeit und Verzweiflung.

Dazu bröckelten Tag für Tag von der ehemals so imponierenden Masse kleinere Gruppen ab. Die Augustiner aus Tschénstochau bewogen die einen zur Umkehr, andere wurden von den Gendarmen abgesprengt und, nach einer Nacht im Gewahrsam, in ihre Heimat abgeschoben, und es blieben eigentlich nur die wenigen ganz fanatischen und in der Hauptsache diejenigen, die nichts zu verlieren hatten und auch wohl zu willensschwach waren, um ohne eine lebhafteste Kraft von außen, die sie nach irgend einer Richtung trieb, einen Entschluß zu fassen. In dieser Zeit erschien auch ein Hirtenbrief der beteiligten Bischöfe, der Leluwels Ideen von der Nichtigkeit, ja Verderblichkeit des Fleisches und der Erde zergliederte und verwarf. Es war darin ferner ausgesprochen, daß, wenn die Art der Schriftauslegung, die Leluwel praktiziere, in den Zeiten des Urchristentums allgemein geübt gewesen wäre, so spreche doch nichts dafür, daß sie auch in der veränderten Zeit- und Weltlage geübt werden dürfe. Die Kirche brauche sich diesen Verhältnissen nicht unterzuordnen und sei doch gehalten, den so gänzlich andern Verhältnissen der Neuzeit Rechnung zu tragen. Das gerade mache ihre Größe aus, daß sie, ohne sich je zu verändern und ohne sich zu widersprechen, neue Seiten ihres Wesens zeigen könnte. Jetzt aber sei es nötig, daß sie die großen sozialen Bestrebungen auf ihre Arme nehme, damit sie geheiligt und mit dem Geiste Christi erfüllt würden.

Diese eingehend und eindringlich behandelten Gedanken, gestützt durch Stellen aus der Heiligen Schrift und aus den Schriften der Väter, liefen in die Aufforderung an die Anhänger Leluwels aus, sowie an diesen selbst: zurückzukehren in einer vorgeschriebenen Frist, andernfalls werde über sie die feierliche Exkommunikation ausgesprochen werden.

„Nun,“ sagte Herr Moschynski triumphierend zu Lelewel, „nun gehen sie zu Drohungen über! Als wenn sie glaubten, dadurch Sie und uns wieder zu sich herüberziehen zu können.“

„Ach, mein Lieber,“ erwiderte Lelewel nachdenklich, „sie haben viel sanftere, aber desto unerbittlichere Mittel, uns zur Umkehr zu bewegen.“

„Wie — Sie sprechen so? Liegt in Ihren Worten die Ankündigung irgend einer Überraschung?“

„Ich weiß nicht.“

„Nun, so sagen Sie mir, welche so sanften und unerbittlichen Mittel Sie meinen?“

„Die Sakramente — eigentlich nur das Sakrament.“

Herr Moschynski sah ihn groß an und schüttelte den Kopf. „Was hindert Sie,“ fragte er erstaunt, „unabhängig von der Kirche Ihrerseits eine Spendung der Sakramente innerhalb unserer Gemeinschaft in die Wege zu leiten, was — wie ich gestehe — geradezu notwendig wäre?“

„Was mich hindert? Der Zweifel an der Gültigkeit. Verstehen Sie mich recht,“ fuhr er fort, „alle Häresien haben die Sakramentspendung in irgendeiner Form ausgeübt, und alle Häresien sind vergangen oder, sofern sie neueren Datums sind, in Auflösung begriffen. Woran liegt das? Ich will es Ihnen sagen: es liegt daran, daß sie früher oder später an der Wirksamkeit und Gültigkeit ihrer Sakramente zweifeln mußten, noch deutlicher — weil sie das eine Sakrament nicht entbehren konnten, das ihnen die Möglichkeit gibt, sich auf mystischem Wege mit Christus zu vereinigen. Das ist der einzige und einfache Grund. Er gilt für alle diejenigen, die es in innerster Seele ernst meinen. Und das ist der Punkt, um den ich selbst unaufhörlich kreise, ich kann nichts mehr denken als das eine.“

„So haben Sie allen Ernstes die Absicht —?“ rief Herr Moschynski zornig und überlaut. Lelewel fiel ihm ins Wort:

„Zunächst habe ich keine Absicht, mein Lieber, wenn ich sie habe, werde ich es Ihnen rechtzeitig mitteilen.“

Noch erregter erwiderte ihm Moschynski: „Aber ich sehe deutlich die Gefahr! Sie brauchen nichts zu sagen, ich sehe ziemlich klar. Also das ist das Ende! Und die Tausende, die Ihnen blind gefolgt sind? Die Ihnen ihr bürgerliches Leben zum Opfer gebracht haben, ja einige von ihnen auch ihr leibliches Leben? Wie? Denken Sie auch an sie?!“

Mit verlöschender Stimme sagte Lelewel, indem er den Kopf sinken ließ. „Ja freilich — sie. Ich denke an sie. Mein Gott, welche Last! Welche Last!“

Er ging gebeugt davon, dennoch war er sich bereits klar, welchen

Weg er gehen würde. Ebenso wußte er, daß er den Entschluß, den er fassen wollte, rasch erfassen mußte. Und so reiste er denn heimlich ab, kehrte nach wenigen Tagen wieder, und es schien, als wenn er jetzt freier, größer und milder daherkomme. Er ließ die Herren Moschynski und Rygier zu sich bitten und eröffnete ihnen, daß er in Krakau seinen Widerruf bewirkt habe und sich nummehr von ihnen und denjenigen, die seine Anhänger gewesen, trennen müsse. Zugleich sagte er ihnen, daß er sofort jenes Kloster in Italien, von dem die Bewegung zuerst ausgegangen sei und das ihm gehöre, verkauft habe, er habe es möglich gemacht, durch ein preiswürdiges Entgegenkommen anderer, den Kaufpreis in barem Gelde zu bekommen, welches nunmehr an diejenigen ausgezahlt werden solle, die ihm angehangen hätten. Seine Mitteilungen wurden mit eisigem Schweigen aufgenommen, Lelewel begab sich nummehr ins Freie, wo er die alten Anhänger herbeirufen ließ. Er teilte auch ihnen seinen Entschluß mit, und als ihn ein unwilliges Murren unterbrach, rief er, ja, ja, er wisse, wie groß ihr Zorn sein müsse, über ihn, der sie zuerst verlockt habe und nun im Stiche lasse. Er flehe sie an, ihm zu verzeihen, damals, wie heute folge er seiner Überzeugung, und wenn es ihm heute, wie damals gelingen könne, sie wiederum zu sich zu ziehen, so werde seine Dankbarkeit und seine Liebe für sie keine Grenzen kennen. Während die besseren und ernsteren unter den Leuten ohne ein Zeichen des Beifalls und des Tadelns sich schweigend absonderten, gab es andere, die Lelewel mit erregten Gesten vorrechneten, was sie seinetwegen aufgegeben und verloren hatten. Bis zum letzten Heller, rief er, möge man ihm alles nehmen, was er besitze; er sprach von dem Verkauf des Klosters, und so sehr er überzeugt sei, daß das, was er ihnen zu geben vermöge, sie zwar nicht völlig befriedigen könne, und er sich stets in ihrer Schuld fühlen würde, so bitte er sie doch um Christi willen, den auch sie ja doch liebten, das Wenige von ihm anzunehmen. Nun wollte man Zahlen wissen, Lelewel gab sie; da sie so niedrig waren, stieg die Empörung immer mehr, diejenigen, die nach Geld hungrig waren, und diejenigen, die wirklich in ihm einen verfluchten Abtrünnigen von der heiligen Sache sahen, vereinigten ihre Stimmen, überboten sich gegenseitig in Schmähungen und, kaum daß der Schrei: ‚Steinigt ihn‘, erschollen war, erhielt Lelewel die ersten Würfe. Er rief laut: ‚Meine Brüder! Was tut ihr?!‘

Aber ehe die Einsichtigen es hindern konnten, und ehe Moschynski und Rygier das Zentrum des Tobens erreichen konnten, taumelte Lelewel, stürzte und senkte sein blutendes Haupt in den Staub.

Sofort trat Stille ein, man murmelte: „Ihm geschah recht,“ und zerstreute sich langsam. In kurzer Zeit war der Platz leer, bis auf Herrn Moschynski und einige Frauen, die den bewußtlosen Lelewel aufhoben, auf einen Wagen legten und in das nächste Kirchdorf fuhren, wo der Pfarrer ihn aufnahm. Moschynski blieb noch einige Augenblicke mit hartem Gesicht am Bette stehen und ging dann davon. Im Lager fand er bereits den Aufbruch im Gange. Eine Anzahl nahm das Lelewelsche Geld an und zog fort, die einen hierhin, die anderen dorthin. Moschynski aber und Rygier sammelten den Kern der Gläubigen, die fast alle aus einem Dorfe am Nordfuße der Lysa-Gora, in Russisch-Polen, stammten, erklärten ihnen, daß sie sich nie trennen würden und schlugen vor, gemeinsam in das Heimatdorf zurückzukehren und für alle Zeit ihre Überzeugung zu bewahren. Und am gleichen Abend noch machte der Zug sich auf und zog unter Gesängen und Gebeten davon, als eine der vielen Sekten, die sich in den endlosen Weiten Rußlands verlieren.

Lelewel aber lag lange auf seinem Schmerzenslager; von Krakau besuchten ihn Herr Tscharniecki und Julian, sowie viele von denen, die ihn immer geliebt hatten. Er empfing sie still und abgeklärt und sprach die feste Absicht aus, sobald er gesund sei, um Aufnahme in ein Kloster zu bitten.

Einmal hörte die Wärterin ihn aufstöhnen. Sie wendete sich zu ihm und fragte: „Haben Sie Schmerzen?“

Lelewel schlug die Augen auf und sah die Fragende mit einem tiefen Lächeln an.

„Nein,“ murmelte er, „es ist nicht der Schmerz — es ist das Glück.“

## XX.

Anfang Oktober fuhr Julian Welonski von Krakau nach dem alten Gutshaus Onkel Malekzis, das nun die Filiale des Krakauer „Heim“ war, und unter der vorläufigen Aufsicht Jans stand. Julian hätte hier und dort sein mögen, ihm fehlten besonders die geschulten Gehilfen, die er auf die Dauer nicht entbehren konnte. So sehr er Jan Malekzi liebte, so lebhaft fürchtete er doch immer, daß er einmal irgend eine Torheit begehen würde, die von nachteiligem Einfluß auf seine Schutzbefohlenen sein müßte. Denn auf das Land waren gerade die gefährlichsten geschickt worden, während das Krakauer „Heim“ die schon gefesteteren unter seinem Dache barg.

Indessen war Julian lebhaft überrascht und beglückt, als er draußen alles in schönster Ordnung fand. Nicht nur, daß der Geist



der Kinder ein guter war, auch die Melioration der sumpfigen und sandigen Wiesen war auf das beste gefördert, so daß seine Zweifel an der Solidität des Malek'schen Entschlusses endgültig schwanden.

Sie saßen am Abend behaglich zusammen, um das Haus schrie der Herbststurm, und in Abständen rauschten schwere Regenböen über das ächzende Land. Julian fragte, womit Herr Malek die Buben im Winter beschäftigen würde, und Jan stand ausführlich Rede und Antwort. O, man glaubte nicht, wie vieles da zu tun war! Da mußte zunächst am Hause selbst gearbeitet werden, die Türen und Fensterläden waren zu erneuern, die Wände zu tünchen, Ackergeräte instand zu setzen, Kohl zu schneiden und so noch vieles.

„Aber,“ fuhr Jan fort, „das alles ist jetzt vielleicht überflüssig. Dein Vater hat euch so viel hinterlassen, daß du die alte Kabache niederreißen kannst. Vielleicht beabsichtigst du das auch?“ fragte er unruhig, „gesteh es nur, um dann einen Palast hierher zu bauen, mit Zentralheizung, nicht wahr? Und Land dazu zu kaufen, o, schone mich nicht, sage es nur offen heraus.“

„Nun,“ erwiderte Julian, „zunächst würde ich dieses Haus nicht niederreißen lassen, dieses Haus, das du so liebst —.“

„Wer liebt? Ich? Papperlapapp.“

„Ruhig, ruhig, zudem gibt es wichtigere Aufgaben, als einen „Palast mit Zentralheizung“ zu bauen. Freilich haben meine Buben und alle, die je ihre Nachfolger werden, nun ein gewisses Vermögen, aber da ich sein Verwalter bin, heißt es genau haushalten, und ich finde — eigentlich — wenn ich nämlich an alles denke, was zu schaffen ist — so ist das Vermögen nicht zu groß. Wir müssen da mit dem Heller rechnen. Zunächst brauchen wir Gehilfen, sie werden mit Hilfe der Zinsen eines gewissen Kapitaleils allmählich herangezogen werden müssen. Ich denke da natürlich an Theologen; es sind unter meinen Kindern einige, die dafür in Frage kommen. Nun, und dann —“ er sprang auf und rief laut: „wie unruhig, wie voller Angst ich bin, wenn ich mir vorstelle, daß überall, im ganzen Land, so viele, so jammervoll viele Buben auf mich warten! Ich habe mich über die Verhältnisse in Lemberg orientiert. Sie sind entsetzlich! Nicht anders ist es in Brohobycz, in Bradh, in der Bukowina, ohne von dem flachen Land überhaupt zu reden! Wo soll man zuerst anfangen? Alles wächst einem in die Hand, man sollte keine Minute schwagen und schlafen, ohne etwas zu wirken, das Leben ist so kurz!“

„Nun, nun,“ brummte Onkel Malek, „übernimm dich nicht, du weißt, daß alles seine Zeit hat, die Arbeit und die Ruhe, und ohne

das eine wird das andere nie gesegnet und fruchtbar sein. Freilich, ihr mit euren wilden Ideen — ihr ruiniert euch einfach. Überhaupt — welch eine Zeit! Man lebte früher so friedlich, jetzt — man predigt sogar gegen den Trunk. Euer Herr Tscharniecki, möge es ihm Gott nicht anrechnen, gebärdet er sich nicht gerade so, als wäre jeder Adelige minderwertig, der nicht gelobt enthaltsam zu sein und seiner verwünschten „Adelsgesellschaft“ beitrifft? In der Tat. Man will doch gern als etwas Rechtes gelten, nicht wahr, ich wenigstens will es. Übrigens vertrage ich nichts mehr, Jüngling, der ich doch schließlich bin. Ob es am Magen liegt? Nun, jedenfalls haben sie mich wirklich auch in ihrem Netz gefangen, die nüchternen Brüder.'

„Du? Du bist —?“

„Du beleidigst mich, wenn du mir nicht zutraust —.“

„Onkel Malecki! Laß dich küssen! Mein — die Welt ist inzwischen nicht untergegangen —!“

„Schwätz nicht; wir wollen Tee trinken, nun es einmal nicht anders sein soll. Erlaubst du, daß ich einschenke? Übrigens kann man bei diesem Getränk nicht einmal von den guten Weinen und Likören träumen, die man früher getrunken hat. Es stellt sich durchaus kein Traum ein. Himmlische Mutter, welche Nüchternheit in dieser neuen Zeit!“

Julian lachte und sagte: „Der Rausch ist unser Verhängnis gewesen, der Rausch in jeder Form.“

„Schön, schön, für ein gewisses polnisches Reich. Aber für den einzelnen Adligen? Ja, du schweigst und lächelst. Lächle immerhin, ich habe doch recht. Möge mein Großvater mir nicht eines Nachts erscheinen! Das war ein Mann. Er hat mir soviel erzählt in meiner Kindheit. Damals mußte jeder für sich einstehen; hatte er mit einem Adligen Handel, so schlug man sich mit ihm auf Säbel, verging sich ein Nichtadliger, so schoss man ihn tot, bezahlte fünfzehn Gulden und alles war erledigt. Heute geht man zum Richter, nun wohl, ich will nichts sagen, aber ein reicher Jude bekommt eher recht als ein armer Adliger.“

„Du willst doch nicht im Ernst die alte Zeit verteidigen?“

„Verteidige ich sie? Ich erzähle nur. Wenn ich sie verteidigen wollte, mein Guter, dann würde ich sagen, daß man damals solche Sachen nicht anstellte wie euer Lelewel oder, entschuldige, Mieschko. Sag was du willst, aber was hätten unsere Großväter mit einer Frau wie Valerie gemacht? Nun, siehst du, übrigens liebe ich deine Schwester, das weißt du, und ich gebe ihr recht, weil es sich in ihrem Falle um einen Deutschen handelt.“

„Vorläufig befindet die Zeit sich noch in der Gärung und sie treibt seltsame Blasen; laß sie sich beruhigen, dann wird sich alles finden.“

„Du sprichst, als wenn ich nicht ganz auf eurer Seite stünde! Gärt immerhin, soviel ihr wollt, es wundert mich nur, daß ihr dann nicht wenigstens ein rechtschaffenes, ausgegorenes Getränk erlaubt, damit es euch ein Vorbild sei!“

Man saß noch eine gute Weile beisammen, plauderte oder hörte mit einem leichten Gefühl des Geborgenseins auf den Sturm, der an den vorgelegten Holzläden rüttelte und mit den Dachpfannen klapperte. Schließlich erhob sich Julian, um schlafen zu gehen. In diesem Augenblick klopfte es an die Tür; einer der Zöglinge, der das Amt des Pförtners versah — da man auch hier draußen an dem Prinzip festhielt, keine Bedienstete zu haben —, trat ein und meldete, daß ein Bote vom Pfarrer des Dorfes draußen stehe, der Herrn Welonski sprechen wolle. Der Mann wurde eingelassen, es war ein mürrischer Fünfziger mit tief eingezogenem Kopf, klein und stämmig, und Herr Malecki sah zu seiner Verwunderung, daß es nicht der alte Knecht vom Pfarrhof war, sondern ein gänzlich Fremder. Natürlich fragte er ihn sofort aus; der Mann überreichte Julian statt jeder Antwort einen mit Bleistift geschriebenen Zettel von der Hand des Pfarrers und stellte sich wartend an den Türpfosten.

Julian las, daß dieser Mann ein Jagdaufseher des Grafen Zielski sei, fünf Wegstunden von hier, mitten im Walde wohne und hierher, zum nächsten Dorfe, gekommen sei, um Hilfe für einen Verwundeten, vielleicht einen Sterbenden, zu suchen. Er, der Pfarrer, habe an den nächsten Arzt telephonieren lassen, er selbst liege im Bett, könne wegen eines heftigen Anfalls von Podagra keinen Stiefel über die Füße ziehen und bitte Julian, mit dem Manne zu eben jenem Verwundeten zu gehen.

Als der Fremde sah, daß Julian den Zettel zu Ende gelesen hatte, fragte er kurz und hart, wann am andern Morgen er zur Stelle sein solle. Julian fragte zunächst, um wen es sich denn eigentlich handele; der Mann zuckte die Achseln.

„Öffne das Maul, mein Lieber,“ rief Onkel Malecki, „und antworte, wenn man dich fragt.“

„Ich weiß nichts.“

„Wie ist er verwundet,“ fragte Julian.

„Schuß in der Brust.“

„Hast du ihn geschossen?“

„Nein, nein,“ und mürrisch stoßend fuhr er fort: „Es ist ja in der Nacht viel geschossen worden — bei dem Außenfort. Gegen Morgen kamen drei und brachten diesen, der bewußtlos war. Sie haben mir Geld gegeben, ich sollte einen Arzt holen. Sie hatten es sehr eilig, fortzukommen. Ich bin dann hierhergeritten und dachte mir so, der Geistliche muß auch hin. Das ist alles.“

„Ich werde gleich mit dir gehen.“

„Gleich? Ich will schlafen; mein Pferdchen braucht auch Ruhe.“

„Nein, nein, daraus wird nichts. Ich lasse anspannen, du wirst morgen schlafen können. Vorwärts, vorwärts!“

„Mit einem Wagen kommen wir nicht hin, es gibt keinen rechten Weg.“

Onkel Malecki rief dazwischen: „Dann Sorge ich für ein Pferd,“ und machte sich selbst fertig, um ins Dorf zu gehen.

„Nun, in Gottes Namen,“ brummte der Mann.

„Ist jemand bei dem Verwundeten?“ fragte Julian.

„Freilich ist meine Schwester bei ihm; die versteht sich auf solche Dinge.“

„Iß und trink inzwischen, in zehn Minuten reiten wir.“

In zehn Minuten war Julian bereit, gleich darauf kam Onkel Malecki mit einem struppigen Bauernpferd aus dem Dorfe, Julian stieg auf, der Fremde erhielt eine Stalllaterne, die an einer Stange schwankte, und sie ritten davon.

Es ging auf Mitternacht; der Sturm brüllte zornig und wühlte in den ächzenden Kiefern, Weg und Steg waren nicht sichtbar. Vor sich sah Julian die unförmige Gestalt des Führers, über dem die Laterne schwankte; der Schein huschte unsicher über den Rücken des trabenden Pferdes, und unaufhörlich sprangen Baumstämme, rot und flüchtig, in diesen Schein. Sobald die Reiter aus den Wäldern ins Freie kamen, warf sich der Sturm auf sie, riß sie fast von den keuchenden Pferden, und ihre Mäntel erhoben sich zu abenteuerlichen Formen in die Luft, als wenn sie Leben hätten. Zuweilen erblickte Julian weit, weit in der Ferne ein einsames Licht, das sich zu bewegen schien, die alten, gespenstischen Volkssagen gewannen Gestalt und Gewalt und ließen das Herz schneller klopfen. Julian empfand keine Furcht, wohl aber das feindliche Grauen, das überall in der nächtlichen Natur wach ist und einsame Menschen überfällt. Dazu preßte der Sturm für lange Augenblicke den Atem ab; man mußte den Kopf unter dem Mantel bergen, wollte man nicht ersticken.

Man ritt geraume Zeit an einem tüftischen, gurgelnden Wasser hin, dessen Furt der Führer verfehlt hatte; endlich nach langem Suchen fand man die Übergangsstelle; die Pferde schnoben mit vorgestrecktem Kopf und mußten mit Schlägen in das Wasser getrieben werden, über das die Laterne ihren abenteuerlichen, schwankenden Schein warf. Und weiter und weiter ging der widerwillige, stolpernde Trab, die Stunden schienen nie zu enden.

Plötzlich im Schutze einer Berglehne hielt der Führer sein Pferd an, stieg ab und steckte den Stod mit der Laterne in den Waldboden.

„Nun? Was gibt es?“ fragte Julian.

„Das Pferdchen tut's nicht mehr; steigt auch Ihr ab, hochwürdiger Herr, mögen sie sich verschnaufen, so gut es geht.“

Die Pferde drehten die Köpfe nach dem Licht, das hier ruhig brannte, hoch in den Lüften war der Sturm, zuweilen nur schlug die letzte ohnmächtige Welle eines Wirbels in diese Tiefe. Der Führer stand, die Zügel über einem Arm, an einen Baum gelehnt und blinzelte schläfrig in die gelbe Flamme; auch über Julian kam die Müdigkeit und Ermattung; er nahm sich gewaltsam zusammen und fragte: „Wie weit ist das Fort, von dem du sprachst, von deiner Hütte?“

„An die sechs Stunden mögen es sein.“

„Es ist ein Krakauer Fort?“

„Ja, ein Krakauer.“

„Was, meinst du, mögen die Leute in dem Fort gewollt haben?“

Der Mann grinste. „Nun, spionieren, was geht's mich an, aber es treibt sich schon lange solches Gesindel herum. Was geht's mich an? Ich mag mit dem Militär und mit den Behörden nichts zu tun haben.“

Julian konnte eine seltsame, quälende Bangigkeit nicht los werden und fragte weiter: „Welch ein Mensch ist es, den du bei dir hast? Du hast sicher in seinen Taschen irgend etwas gefunden.“

„Rein nichts, wie soll ich auch, da seine Genossen alles ausgeleert haben, ehe sie sich empfahlen. Übrigens ist es ein hübscher, sauberer Mensch, ein junger Mensch; wie er so dalag, traute ich ihm gar nichts Böses zu.“

Julian wehrte einen dummen und unsinnigen Gedanken ab, der ihn unaufhörlich umtanzte, dennoch bebte er vor Unruhe und fragte, ob man noch nicht weiter könne.

Sie stiegen wieder in den Sattel; der Ritt ging weiter, und

während des Rittes kam Julian von dem Gedanken nicht frei an diesen hübschen, jungen Menschen, wie jener gesagt hatte. Natürlich war es töricht, an Mieschko zu denken, es gab mehr hübsche junge Menschen auf der Welt. Auch daß in Krakau davon geredet wurde, daß Mieschko Spionagedienste in russischem Golde verrichte — nun, das war sicher nur Geschwätz, verruchtes Geschwätz. Natürlich.

Indessen trabten die Pferde weiter. Die Laterne schwankte, und der Sturm wütete wie zuvor. Einzelne schwere Regentropfen fielen. Julian empfand das Unwetter nicht einmal mehr. Und mit einem Male sah er Mieschko wieder, wie er damals im Gasthaus zum ‚weißen Adler‘ seines Vaters Geld einsteckte und rief: Ich gehe nicht. Dieser Mieschko — ja dieser —! Der konnte wohl auch . . . und sofort sah ihm die heiße Angst im Nacken, er rief mit lauter Stimme: ‚Schneller! Schneller!‘ und schlug auf sein Pferd ein. Der Führer versuchte, ihm Vorstellungen zu machen. ‚Schneller, sage ich! Reit dein Pferd zuschanden, gilt gleich, ich ersetze es doppelt!‘

So gut es ging, zwischen den Stämmen galoppierten die Pferde, von den Schlägen getrieben, los. In Julians Seele war nur ein Gebet: Laß es nicht wahr sein, Gott, laß es nicht mein Bruder Mieschko sein! ‚Schneller! Schneller!‘

Die Laterne zerschellte an einem überhängenden Ast, durch die dicke Finsternis ging es weiter. Feld wölbte sich vor ihnen; mühsam nahmen die Gäule die Höhe und schossen dann abwärts; ihre Rüster warfen Schaum. Wieder ein Wasser und wieder Wald. Der Sturm schien ein wenig nachzulassen, zwischen den jagenden Wolken blühten einzelne Sterne auf, ein holder Trost.

‚Wie weit ist es noch?‘

‚Eine halbe Stunde.‘

‚Weiter! Weiter!‘

Endlich kamen sie auf geradem Weg; ungeheure Eichen mit ihren schwarzen, schwankenden Gerippen standen rings umher und endlich — dort vorn — ein Licht, ein winziges, rotes, ruhiges Licht, das langsam größer wurde. Dann schlugen Hunde an, ihr Gebell ging in tobendes Heulen über. Da war das Haus. Julian sprang vom Pferd, riß eine Tür auf und sah: der dort, auf dem Lager, war Mieschko.

Ein graues, gekrümmtes Weibwesen erhob sich hinter dem Ofen, knirzte und küßte Julians Rock.

‚Er liegt jetzt ruhig,‘ flüsterte sie eifrig, ‚seit Stunden schon. Vorher freilich — nun, er hat getobt wie einer, den der Satan in den Krallen hat, und geschrien.‘

Julian rührte sich nicht. Er sah nur das leicht gerötete Gesicht, die zerwühlten Haare, und hörte den scharfen, kurzen Atem seines Bruders. Die Knie begannen ihm zu zittern, er tastete nach einem Stuhl und sank nieder. Einen Augenblick schloß er die Augen, dann hatte er wieder Macht über sich, nickte der Alten zu, erinnerte sich ihrer Worte und sagte: „Konnte man verstehen, was er rief?“

„Ja, hochwürdiger Herr, er glaubte wohl, daß er auf einem Schlachtfeld wäre. In einem fort schrie er Befehle.“

„Du hast die ganze Nacht bei ihm gewacht?“

„Ich wache oft. Ich denke immer, er muß wieder kommen. Er war jung wie dieser und sicher nicht häßlicher. Im Jahre 61 — da hat er auch von dem Tod auf dem Schlachtfeld geredet, und die Preußen haben ihn ja wohl im Posenischen totgeschossen. Wer kann das sagen? Kann er nicht nach Amerika geflohen sein und wiederkommen? Sagt, hochwürdiger Herr, kann er nicht wiederkommen? Natürlich muß er nachts kommen und an den Laden pochen. Dann muß er doch sehen, daß ich auf ihn gewartet habe.“

„Sicher wirst du ihn wiedersehen,“ sagte Julian.

Sie brummelte zufrieden vor sich hin und zog sich in ihre Ofenecke zurück.

Mieschko schlief noch immer, der Waldwärter trat auf einen Augenblick herein, und Julian fragte ihn, ob er denn glaube, daß die Wunde so schlimm sei, dieser hier scheine doch jetzt ganz ruhig? Der Mann schüttelte den Kopf, er kenne das, er habe die Wunde gesehen, das Geschosß sei ein Querschläger gewesen; der hochwürdige Herr wisse nicht, was ein Querschläger sei? Nun es komme vor, daß das lange Geschosß des Militärgewehrs sich überschlage und nun nicht spitz auftreffe, sondern breit. Nun also, die Wunde sei dann viermal so groß. Er kenne das von Bosnien her. Da sei nichts zu machen, sagte er und schob sich kopfschüttelnd wieder zur Tür hinaus.

Julian fror. Der Regen hatte ihn durchnäßt; er sah einen jener großen grauen Mäntel aus Schaffellen liegen und hüllte sich darin ein. So saß er und wartete. Zuweilen schien es, als werde Mieschko erwachen; die Muskeln seines Gesichtes spielten, und die Augenlider vibrierten; zuweilen auch schien der Mund Worte bilden zu wollen, aber kraftlos sanken die Lippen wieder zusammen. Durch die herzförmigen Ausschnitte der Holzläden kroch das fahle Grau des Morgens. Der Sturm schien nachgelassen zu haben; dafür hatte Regen eingeseßt und plätscherte eintönig. Das offene Pl-

Lämpchen knisterte und blakte im Begriff zu verlöschen. Julian drückte das Flämmchen aus, trat auf einen Augenblick vor die Hütte und stampfte auf und nieder. Als er wieder eintrat, sah er Mieszkos Augen mit einem seltsamen, gegenwartsfremden Blick auf sich gerichtet, aber sofort sanken die Lider wieder herab. Julian zog seinen Stuhl näher zum Bett und nahm die Hand, eine schlaffe, lauwarme Hand, die ihm wie etwas bereits Abgestorbenes in seinen festen, warmen Fingern lag. Die Berührung mochte aber doch Mieszko zum Bewußtsein gekommen sein, er schlug wieder die Augen auf und sagte sofort: „Hübsch von euch, daß ihr mich so im Schlaf hierhergebracht habt. Vater hatte es mir versprochen, wir wollten beide nach Zakopane.“

Julian fühlte einen Stich, in Zakopane lag das väterliche Gut, auf dem sie als Kinder so oft gewohnt.

„Guten Morgen, mein Mieszko, wie geht es dir?“

„Gut, gut, nur brauchtest du mich nicht so früh zu wecken, ich bin noch müde.“

„So schlafe weiter, niemand stört dich.“

Aber Mieszko schloß nicht einmal die Augen. „Ist Valerian schon zurück?“ fragte er interessiert. „Hat er etwas geschossen? Es fielen Schüsse —“

Valerian war der Welonskische Jäger, nun schon längst tot. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Mieszko flüsternd fort: „Immer möchte ich in Zakopane bleiben, immer. Ah, wie still es ist, die großen Birnbäume müssen bald blühen; wie die Bienen summen in der Mittagsstille! Immer hier bleiben. Einmal träumte ich — o — Unrast, Not, Haß — fort, fort; wenn ich nur zu trinken hätte!“

Julian legte seinen linken Arm um Mieszkos Hals und führte ihm die Tasse mit Wasser an die Lippen. Im Begriff sich aufzurichten, stieß Mieszko einen gellenden Schrei aus und fiel ohnmächtig zurück. Die Decke hatte sich verschoben, Julian sah die blutigen Leinwandsegen; er konnte die Tränen nicht zurückhalten und murmelte: „Mein Gott, welch ein Ende!“

Als nach langen Stunden Mieszko wieder erwachte, war er gänzlich verändert; die Fieberhitze glühte in ihm und schien ihm aus allen Poren zu dampfen. Trotzdem schien er noch der Meinung zu sein, daß er im heimatlichen Zakopane liege; er murmelte hastig abgerissene Sätze. Julian begann ängstlich zu werden.

„Höre,“ sagte er, „mir scheint, du bist ein wenig krank, wie?“



Ich weiß, im tiefsten Herzen hast du immer Gott geliebt, wenn du ihn beleidigt hast — nun — wolltest du nicht mit ihm Frieden machen?’

„Natürlich,“ sagte Mieschko und lächelte, „glaubst du, ich würde wie ein Heide und ein Vieh hinfahren wollen?’

„O dann ist es gut, habe Dank für dieses Wort.“

„Wie ein Vieh, wie ein Heide hinfahren? Glaubst du? Aber so hole doch den Propst!’

„Der Propst, mein Guter, — o der ist längst dahin. Aber sieh mich an,“ und er warf den Mantel zurück, indem er die Arme ausbreitete, „weißt du nicht, daß auch ich geweiht bin? Nimm mit mir vorlieb.“

Des Verwundeten Augen öffneten sich weit; mit einem entsehten Blick, in dem das volle Empfinden für alles lag, was gewesen, für alles, was war, für alles, was kommen würde — mit diesem schauerlichen Blick sah er Julian an, und sofort schlug das Fieber mit roten Wellen über ihm zusammen und verschlang ihn. Geduldig wartete Julian, er mußte wieder auftauchen, und dann mußte der Friede kommen. Indessen begann der Sturm wieder zu heulen. Die schwarzen Gerippe der uralten Eichen vor dem Fenster schwankten stöhnend; zuweilen brach mit einem markerschütternden Knattern ein großer Ast und schlug dumpf zur Erde. Niedrig, bleigrau, mit zersehten Rändern schossen die Wolken dahin, und in das Toben klangen die heiseren, abgerissenen Worte aus Mieschkos Munde, die niemand verstand. Gegen die Dämmerung endlich fuhr auf dem Waldwege die Britschka des Arztes heran. Julian empfing ihn an der Tür, klärte ihn über alles auf und erwartete stumm und inbrünstig das Ergebnis der Untersuchung. Der Arzt hob nur flüchtig den Verband, schüttelte den Kopf und sah Julian an. Julian verstand. Freilich hatte er damit gerechnet, daß es zu Ende gehe, nun aber, vor der Gewißheit, schwankte er doch wie einer jener Bäume da draußen im Sturm. „Nur eins,“ sagte er endlich. „Ich bitte nur noch um einige Minuten Klarheit für ihn. Sie verstehen. Glauben Sie, daß es möglich ist?’

Der Arzt machte statt jeder Antwort eine Kampferinjektion, wartete einige Minuten und zuckte dann die Achseln.

Mieschko fuhr mit den Armen herum, seine Stimme wurde lauter, einzelne Worte wurden verständlich.

„Zögern,“ rief er, „nicht zögern! — Die Schanzen! — Feuer-speiende Schanzen. — Heilige Fahnen und heilige Musik. — Betet

doch, so betet — um den Tod — den Tod auf dem Schlachtfelde — bitten wir dich, o Herr. — Die Schanzen. Ah — prächtige Burschen. — Ja Valerie — jedes Leben — überall Schanzen — überall Schlachtfeld. Sieg oder Tod.'

Dann begann er zu singen, leise, abgerissen, Fetzen einer Melodie, immer das gleiche: 'Mit der Feuerbrünste Glut, mit des Bruderblutes Rauch —.' Indessen wurde sein Toben matter; Julian verzweifelte, daß er noch einmal zum Bewußtsein komme, aber hatte Mieschko nicht freudig, 'ja' gesagt und 'glaubst du, ich würde wie ein Heide und ein Vieh hinfahren wollen?' Hatte gedrängt: 'So hole doch den Propst?' Er nahm die Stola um, erteilte dem Bewußtlosen mit inbrünstigem Beben in seiner Stimme die Absolution und begann die letzte Olung.

Allmählich wurde der Sterbende stiller, seine Finger spielten auf der Decke, seine Lippen standen weitgeöffnet.

Plötzlich erschrak Julian, sein Bruder hatte den Kopf gewendet und sehr laut, mit gänzlich klarer Stimme gefragt:

'Aber — wo sind die andern, — die Genossen, die Freunde geblieben?'

'Mein Mieschko,' sagte Julian, 'sie sind alle geflohen, nur einer wird immer bei dir sein — bis zum Ende — Christus.'

'Christus?' flüsterte Mieschko, seufzte tief und lag still. —

An demselben Abend noch trug Julian mit der Alten, die ihr Geschäft mit geheimnisvollem Ernst verrichtete, Mieschkos Leichnam zu dem Wagen des Arztes. Mieschko sollte auf dem alten Friedhof dicht bei dem alten Hause Onkel Malekzis ruhen. Der Arzt war auf Julians Pferd weitergeritten, Julian selbst aber ging einsam durch die Nacht dahin, dicht hinter dem Wagen, der den toten Mieschko trug.

♦ ♦ ♦

Einige Wochen später, am frühen Vormittag empfing Julian die telephonische Nachricht, daß der Fürstbischof am Nachmittage das 'Heim' besuchen wolle. Von irgendwelchen Vorbereitungen und Festlichkeiten bitte man abzusehen. Nun, dazu hätte natürlich die Zeit auch nicht ausgereicht. Es war nicht einmal möglich, für eine gehührende Ausschmückung der Räume zu sorgen. Dennoch hatte Julian den schönsten Schmuck jederzeit zur Verfügung: die so große Schar seiner Kinder. Sofort trabten denn auch Boten los, von Eifer glühend, und brachten allen denen, die das Heim bereits wieder verlassen hatten und in irgendwelchen Handwerken beschäftigt waren,



Albrecht Dürer/Das große Rasenstück



Phot. Dr. F. Stöedmer, Berlin



die große Nachricht, mit der Bitte an die Meister und Vorgesetzten, für diesen Nachmittag ihnen Urlaub geben zu wollen. Dieser Bitte wurde allgemein entsprochen, und bald nach Mittag begannen die alten, lieben Räume des Heims sich mit hellen Burschen in Sonntagskleidung anzufüllen. Welche Erinnerungen stiegen auf! Erinnerungen an eine trübe und wüste Kindheit, über die allmählich die große Güte Vater Julians Macht gewonnen hatte. Man tauschte diese Erinnerungen aus, ein starkes, gemeinschaftliches Band umschlang alle, wo Julian sich blicken ließ, hatte er einen ganzen Schwarm an sich hängen, und die Großen taten es den Kleinen noch zuvor. Tannengrün umrahmte alle Türpfosten, und jeder hatte Hand angelegt, damit das Haus von Sauberkeit geradezu glänzte.

Julian hatte auch Mutter und Schwester gebeten zu kommen. Da der Bote eine Antwort nicht gebracht hatte, machte er sich, eine Stunde vor der Ankunft des Kardinals, noch auf, um die Frauen einfach zu holen. Frau Lisa lehnte es entschieden ab zu kommen. Sie wisse nur zu gut, sagte sie, daß sie an dem Werke Julians nicht den geringsten Anteil habe, ja, daß sie, hätte sie es vermocht, dies Werk wohl überhaupt unmöglich gemacht hätte.

„Sprich nicht von vergangenen Dingen,“ erwiderte Julian, „überdies kenne ich ja dein Herz. Dieses trostige Herz gebärdet sich oft schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Und dann — du vergißt den wichtigsten Grund für dein Erscheinen.“

„Nun?“

„Daß du meine Mutter bist. Du darfst nicht fehlen. Nein, nein, sträube dich nicht länger. Glaubst du, ich wäre dir nicht dankbar, daß du mir das Leben geschenkt hast?“

„Dich dem Leben geschenkt, wäre richtiger.“

„Nun, nun, laß, zudem verdanke ich dir doch manche Charakterzüge, die mich erst befähigt haben, überhaupt etwas zu leisten. Du lächelst? Du gibst nach? Herzlichen Dank!“

„Ach mein Julian,“ murmelte Frau Lisa und zog den Sohn, der ihr die Hand küssen wollte, an ihre Brust, „bleibe mir immer gut, mein Kind. Ich fürchte — ach, ich habe euch allen nicht immer das alles gegeben, was —“

„Schweige, schweige,“ rief Julian und verschloß ihr den Mund mit der Hand. „Du bist unsere Mutter. Wollten wir abrechnen, Gott sei uns gnädig, wie wenig würden wir alle wohl vor ihm bestehen! Kleide dich um, rasch; wo steckt meine Schwester?“

„Sie ist nicht wohl, weißt du, sie hat sich ein wenig ausgestreckt; hast du nicht bemerkt, daß sie Mutter wird?“

„Bemerkt, bemerkt, ich glaubte wohl zu bemerken, aber da du mir nie sprachst — und sie —“

„Glaubst du, sie hat mir auch nur ein einziges Wort gesagt? So ist sie, als ich sie einmal fragte, hatte sie da nicht die Kühnheit, ganz ruhig zu sagen: Du irrst?“

„Laß sie nur, sie ist so, daß sie alles mit sich allein abmachen muß; nun hoffe ich auch, daß die seltsame Angelegenheit mit ihrem Gatten endlich sich aufhellt. Laß sie nur, sie findet sich schon zurecht.“

Als Julian mit seiner Mutter am ‚Heim‘ ankam, war die Eminenz, auf ihrem Spaziergang durch den scharfen Ostwind vorzeitig gestört, bereits eingetroffen. Der Kardinal hatte die Zeit benützt, um mit seinem Hauskaplan sich einfach an die Besichtigung zu machen, und es schien ihm durchaus nicht unlieb zu sein, die Buben ungestört zu examinieren. Das Ergebnis mußte ein befriedigendes gewesen sein, denn der kleine, überaus bewegliche Bischof strahlte geradezu, als Julian eintrat und sich entschuldigte, daß er erst seine Mutter abgeholt hatte.

„Was braucht es da einer Entschuldigung, mein Lieber, die Mutter steht immer höher als ein Kardinal.“

Er begrüßte Frau Lisa, die, ganz von den langen Trauerschleiern umwallt, geradezu majestätisch aussah, und fuhr dann fort, die Buben in seiner etwas derben Art zu befragen. Julian legte ihm sodann das goldene Buch des ‚Heimes‘ vor, in dem jeder einzelne, der jemals hier geweilt hatte, mit seinen ganzen Schicksalen und den vorläufigen Ergebnissen eingetragen war. Anschließend fand sich die peinlich genau geführte Statistik, und als Julian den Erklärer machen wollte, wehrte der Kardinal ab und sagte: „Einen Augenblick, mein Lieber, lassen Sie sehen.“

Nun — der Augenblick dauerte nahezu eine halbe Stunde. Der Fürstbischof, mit vielem unverständlichen Murmeln, wie er das so an der Art hatte, fuhr mit dem Zeigefinger in den Zahlen hin und her, schlug häufig in den einzelnen Schicksalen nach, und verweilte besonders bei den Endzahlen der im Laufe der Jahre Aufgenommenen. Dann legte er sich im Stuhl zurück, trommelte auf den Blättern herum, indem er dabei aus dem Fenster sah, blickte Julian darauf über seine Brille hinweg an und sagte langsam: „Mein Sohn, dieses alles hier ist erschütternd!“ Seine Mund-

winkel bebten, er sah Julian unverwandt an: „Es ist erschütternd, ja, und nun — was erwartest du von mir?“

Julian trug seine Zukunftsabsichten vor, besonders brauche er Helfer am Werk, er habe einige Zöglinge, die er wohl zum Studium hingeben würde, wenn ihrem späteren Eintritt in dieses Heim zu seiner Hilfe nichts entgegenstünde.

„Was soll dem entgegenstehen? Natürlich kannst du dich auf mich verlassen. Es ist nicht der Rede wert, was ich damit tue, mir scheint, ich bin dir gegenüber ein wenig nachlässig gewesen, wie? Aber Gott hat das so gewollt, was hätte ich dir helfen können? Was kann ich dir in Zukunft geben? Nichts. Aber du, du hast mir so sehr viel gegeben, heute, und wirst mir immer wieder viel geben, sooft ich in Zukunft an dich denke.“

Er stand auf.

„Nun willst du natürlich wissen, was du mir eigentlich geben kannst. Ich habe nicht selten an dieser Zeit, an diesem Volke verzweifelt. Verstehst du nun? Ich werde von heute ab nicht mehr zweifeln! Übrigens besuche mich zuweilen, hörst du?“

Und zu Frau Lisa gewendet fügte er hinzu, indem er die Hand auf das goldene Buch legte: „Wir danken Ihnen für diesen Sohn Julian.“

Dann schritt er sehr langsam, mit glücklichem Lächeln, an den langen Reihen der Zöglinge hin, bei denen angefangen, die bereits einen Schnurrbart hatten, bis zu den kleinsten, die jenen großen kaum bis an den Magen reichten. Und überall sah er diese hellen Augen, diese frischen Farben, diese stramme und kühne Haltung, und als er sie alle gesegnet hatte, nahm er den Arm seines Kaplans und ging davon.

Julian und seine Mutter saßen eine Weile schweigend beisammen; zwischen diesen so einfachen Bretterwänden und den Geräten, die noch aus der ersten Zeit des Heimes stammten; nur eine große getönte Kreuzigungsgruppe, die Kopie nach einem Werke der Weit-Stoß-Schule, war neu hinzugekommen. Frau Lisa brach endlich das Schweigen und fragte ihren Sohn: „Bist du von dem Besuch befriedigt?“

„Laß mich davon schweigen,“ erwiderte Julian, „natürlich bin ich befriedigt, aber nur wegen der Zukunft meiner Kinder. Der Kardinal ist ein prächtiger Mann, und für die Welt werde ich von heute ab überhaupt erst existieren. Aber was kümmert das mich?“

„Und hier —“ Frau Lisa ließ langsam und scheu ihren Blick

durch das Gemach gehen, hier hast du immer gelebt? Mein Gott. Aber jetzt — nun, dir fehlen doch jetzt die Mittel nicht, dich ein wenig anders einzurichten?’

„Ich habe freilich schon daran gedacht, einige Änderungen vorzunehmen. So sind zum Beispiel eiserne Bettstellen gesünder, auch sollen meine Buben freundlichere Wände um sich haben, auch Bilder —. Nun, das findet sich alles.’

Frau Lisa wurde auf ihrem Stuhl unruhig, ihre Finger spielten mit den Schleiern, und ihre Stimme erinnerte ein klein wenig an jene Stimme, die früher so oft das Welonskische Haus erfüllt hatte.

„Nun ja,“ sagte sie, „und du selbst? Du sprichst von den Kindern — aber ich meinte dich.’

„Ich? O, ich bin sehr glücklich gewesen — hier. Ich würde nicht eine Spur glücklicher sein, wenn ich dies alles veränderte. Mutter —, ich kann es auch nicht, ganz einfach: ich kann es nicht.’ Er legte die Hand auf den schlichten Tisch aus gebeiztem Tannenholz und fuhr fort: „Kann es wertvollere Geräte geben als diese? Die von meinen lieben Jungen in Freudigkeit und Liebe gearbeitet sind? Nein, nein, ich werde mich nie von ihnen trennen.’

Seine Mutter erhob sich und ging einige Male auf und ab, sodaß die Dielen knarrend schwankten. In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Einer der „Ordnern“ fragte, die Augen zweifelnd auf Frau Lisa gerichtet, die bei seinem Erscheinen stehen geblieben war: „Vater Julian, entschuldige, aber sie schicken mich, um zu fragen, ob wir ein wenig — ein wenig uns unterhalten dürfen.’

„Aber sicher, mein Guter, wenn ihr Tee getrunken habt. Ja? Nun dann — vielleicht wollt ihr auch tanzen, also tanzt in Gottes Namen.’

Der Junge verschwand. Gedämpftes Jubelgeheul drang herein, man hörte im großen Schlaßsaal das Rücken der Geräte, und sofort hörte man auch, wie Geigen gestimmt wurden. Und nun erklang es: Mazurken und Krakowiaks und schließlich, nach einer kurzen Stille, die ersten erregenden Noten der Polonäse. Julian lauschte und lächelte. Die Melodie erklang voll, die Füße setzten sich mit kurzen Schritten in Bewegung und der Zug erschien im Hofe. Frau Lisa sah mit hartem Gesichtsausdruck aus dem Fenster, dabei aber schimmerten ihre Augen feucht. Julian trat zu ihr und nahm ihre Hand; ohne sich zu wenden, legte sie den Kopf an Julians Schulter.



„Sollen sie schweigen?“ fragte er.

„Nein, laß die Kinder in ihrer harmlosen Fröhlichkeit. Ich muß ja nun auch gehen.“

Dennoch rührte sie sich nicht; sie saß und schwieg, aber ihre Hände, die beieinander im Schoße lagen, spielten und krampften sich, verschlangen sich und lösten sich wieder, als hielte eine innere Bewegung sie im Kampf.

Endlich sagte sie, mit einer unnatürlich weichen und gebrochenen Stimme: „Jenes Kind — jener Sohn — Mieschko, — kann ich ihn sehen?“

Sofort überlief Julians Gesicht der Abglanz eines unendlichen Glückes, er zögerte einen Augenblick, sah seine Mutter, die sich nicht rührte, dankbar an, öffnete das Fenster und rief mitten in die Polonäse hinein: „Mieschko! Mieschko!“ Der Knabe löste sich von seinem Partner, sah sich zweifelnd um und, als er den winkenden Julian bemerkte, schoß er davon, indem er den rechten Arm im Kreise schwang, damit der Lauf schneller werde. Atemlos, mit gerötetem Gesicht, die Haare ein wenig unordentlich, stand er dann im Zimmer. Frau Lisa drehte sich langsam auf ihrem Stuhle herum, zog den Knaben mit einer Hand näher und sah ihn an. Dieser Blick war lang und tief, versuchte er in den Zügen dieses Knaben zu lesen? Fand er hier eine Linie, dort einen Zug, der an einen anderen Mieschko erinnerte? Genug, endlich trübte sich dieser Blick, Tränen verdunkelten ihn, aber er gab nicht nach, er behielt starr seine Richtung, bis das Wasser in zwei großen Tropfen niederfiel: da nahm Frau Lisa den Knaben an ihr Herz und murmelte mit einem mütterlichen Beben in der Stimme: „Mieschko. Mein Mieschko.“

Und sie erhob dann ihr feuchtes Gesicht mit einem leisen, leisen Lächeln zu Julian und fragte: „Ist es sehr vermessen, zu glauben, daß Gott mir meinen Mieschko noch einmal geschenkt hat? Damit ich mich noch einmal an ihm versuche?“

„Nein,“ antwortete Julian laut, „ich sage dir, es ist die Wahrheit!“

## XXI.

Julian hatte richtig prophezeit, daß von dem Besuch des Cardinals an sein Werk für die Menschen überhaupt erst zu existieren anfange. Und indessen er mit gelassener Ruhe die Besuche derer empfing, die man die „Spitzen der Gesellschaft“ nennt, und mit gebührendem Dank auch gegebenenfalls über die Summen quittierte,

die man ihm zur Unterstützung seiner Bestrebungen übergab, begann überhaupt der ein wenig lange in Vergessenheit geratene Weg nach dem grauen Hause in der Swietego Jana wieder entdeckt zu werden. Frau Lisa jedoch vermochte den Wert dieser Rehabilitierung nicht einzusehen und blieb steif zurückhaltend, so daß schließlich auf dem soeben neu entdeckten Wege wieder Gras zu wachsen begann. Es war vielleicht auch der Umschwung der öffentlichen Meinung daran schuld, daß das Zentralkomitee der Frauenvereine beschloß, Valerie aus einem mehr untergeordneten Arbeitsverhältnis in ein höheres aufsteigen zu lassen, und so erschienen eines Tages drei Damen bei Frau Eckermann, um ihr anzutragen, mit Vereinsmitteln ein Institut für die Töchter höherer Stände zu gründen, wie es Valerie einmal geplant hatte. Valerie fragte nicht nach den Gründen, sondern empfand die Möglichkeit, ihre Ideen anerkannt zu sehen, als ein bezauberndes Glück. Dennoch schwankte sie nicht lange und erklärte den Damen, daß sie selbst nicht mehr imstande sei, diese Gründung zu unternehmen, da sie näher liegende Pflichten gegen ihren Gatten und ihre Familie zunächst zu erfüllen habe. Sie stelle, so sagte sie, ihre genau gearbeiteten Pläne gern zur Verfügung und werde glücklich sein, wenn es mit Hilfe dieser Pläne möglich wäre, den Charakter und das Wesen, nicht das Wissen der polnischen Frau der Zukunft zu vertiefen und zu heben. Ferner bitte sie, falls ein geeigneter Platz frei werde, um Aufnahme in das Zentralkomitee; sie werde lebhaft wirken, wo sie in Zukunft auch immer sich aufhalten werde. Man sicherte ihr bereitwillig einen derartigen Posten zu. Sie wünschte besonders die Ergebnisse ihrer deutschen Reise deutlich vor aller Augen zu stellen. Infolgedessen bewirkte sie, daß das Zentralkomitee einen schriftlichen Bericht von ihr veröffentlichte und in einer Massenaufgabe verbreitete. Nachdem Valerie die Ergebnisse und die überragende Macht deutscher Art an trockenen Zahlen bewiesen hatte, ging ihre Schrift von dem engeren Gegenstande ab und verbreitete sich über das Polen der Gegenwart überhaupt. Sie flehte die Volksgenossen an, in einen kulturellen Wettstreit mit Deutschland zu treten, und versicherte sie, daß in dem Maße, wie Polen Kulturgüter schaffe, es auch der Achtung und Anerkennung der übrigen Nationen sicher sein könne. Recht zur Existenz gebe nur die Kulturhöhe. Zunächst habe Polen von Deutschland praktisch zu lernen. Aber es solle nicht nur empfangen. Es werde als Gegengabe seinen leidenschaftlichen Idealismus bieten, eben dessen Verleugnung den großen Na-

tionen, nicht zuletzt Deutschland, eines Tages zum Verhängnis werden könne: die letzten Endes mehr technische Kultur der fortgeschrittenen Staaten werde gesättigt werden und erfüllt von der polnischen, selbstlosen Hingabe an die Idee. Tot seien die polnischen Dummheiten, tot die nationale Selbständigkeit, aber das polnische Volk lebe und mit den geistigen Kräften dieses Volkes und seinem besten Wesen sollten seine Nachbarn noch zu rechnen haben. Das Schlachtfeld, auf dem Kanonen donnern und die Fahnen mit dem weißen Adler im Pulverdampf schwanke, müsse aus den Träumen der Nation verbannt werden. Dafür aber dehne ein anderes Schlachtfeld sich hin, auf dem die polnischen Tugenden die polnischen Fehler besiegen werden, und dahinter ein noch größeres, auf dem der polnische Idealismus die Bollwerke des Materialismus zu erstürmen habe. Aber auch in diesen Kämpfen bedürfe es todverachtender Tapferkeit, und auch in diesen Kämpfen werde es — sie hoffe wenige — Marodeure geben, die sich abseits des Schlachtfeldes niederlassen und ihren verächtlichen persönlichen Interessen nachgehen: diese Marodeure werde die kalte Verachtung der Nation treffen. Und in der Zukunft gewahre sie das zauberische Bild: Polen geachtet von aller Welt, und ein gegenseitiges Mitteilen des Besten, was jede Nation hat, und ein friedlicher und gebefreudiger Austausch der guten Kräfte.

Diese Schrift, die Valerie sich in erbitterten Kämpfen mit ihrem versagenden Körper abgerungen hatte, machte eine gewaltige und beispiellose Wirkung. Ehe diese Wirkung jedoch eintrat, schrieb sie an einem wehmütig-sonnigen Novembertage an ihren Gatten den folgenden Brief:

„Franzino mio! Deine Valerie hat schwere Monate gelebt, doch nicht davon will ich sprechen, sondern von dem Schmerze um Dich und die Sehnsucht nach Dir, die in all jener Zeit in mir gewühlt haben. Siehe, ich verzweifle, ob es Dir je gelingen wird, einmal wieder ohne Bitterkeit an mich zu denken. Ich weiß, daß Du es ablehnen würdest, von mir irgendwelche Versicherungen für die Zukunft zu empfangen, ich muß mich ganz auf Deine Güte verlassen und auf Deine Liebe. Gewiß, wie die Dinge liegen, könnte ich in Zukunft der Wirksamkeit genug und übergenug haben, nach der ich Zeit meines Lebens mich gesehnt habe, aber ebenso gewiß ist es, daß mir das nicht mehr genügen würde, sondern — daß ich nur wieder froh werden könnte, wenn Du mir Deine gute Hand reichst, und, vielleicht, mir erlaubst, immer ein wenig an mein Volk zu denken und

für mein Volk zu sorgen. Ich kann Dich auch um nichts bitten, das weiß ich wohl, dagegen will ich mich Dir ganz preisgeben und mich Dir auf Gnade und Ungnade, Dir, meinem Herrn und Sieger, überantworten. Du findest mich durchaus bereit, mit Dir hinzugehen, wohin Du immer willst, nur mußt Du mir dann noch eine kurze Zeit schenken, denn, Franzino mio, wir werden ein Kindchen haben, ich denke im Februar, und ich möchte meiner Mutter die Freude machen, daß es in unserm alten grauen Haus in der Swietego Jana zur Welt kommt. Aber dadurch, daß unser Bund gesegnet ist, sollst Du dich nicht bewegen lassen, mich in Deine Arme zu nehmen, nach denen sich sehnt Deine schlimme Valerie.'

Der törichte Zufall hätte es indessen beinahe bewirkt, daß dieser Brief nie in die Hände Eckermanns kam. Dieser hatte, nach der Vollendung des ersten Gesanges seines Epos, in diesen abgeklärten römischen Herbsttagen eine Fußwanderung in die Berge der Bolsker unternommen. Valerius Brief reiste ihm bis Segni nach, versuchte ihn in Norma zu erreichen und verfehlte ihn in Cori. In irgendeinem Posthause blieb er liegen und tauchte endlich, nach drei Wochen, wieder in der Via Sardegna auf, in die Eckermann schon längst wieder zurückgekehrt war.

Inzwischen hatte die Wirkung von Valerius Schrift in Polen begonnen. Nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer begeisterten sich an ihr, im ganzen nur der bessere Teil der Nation. Auch Herr Stanislas Tscharniecki konnte sich der Wirkung dieser Schrift nicht entziehen, und da er zur Erholung nach Rom fuhr, beschloß er, Herrn Eckermann aufzusuchen, denn er hatte seine wohlüberlegten Pläne mit ihm. So traf es sich, daß an demselben Morgen, als Eckermann den Brief seiner Frau erhielt, er auch den Besuch Tscharnieckis empfing, und da es Eckermann im Zimmer vor Glück nicht aushalten konnte, schlug er vor, gemeinsam in die Villa Borghese hinüberzugehen und unter den Pinien der Latteria ein Glas Granatino con Selz zu trinken.

Sie gingen also hinüber und saßen lange an diesem so idyllischen Ort. Eine heitere Kühle atmete unter den großen Wipfeln der königlichen Bäume, aus dem Giardino herüber scholl das Schreien der weißen Pfaue und auf dem Sand der ovalen Reitbahn trabten und galoppierten lautlos die glänzenden Pferde, indessen aus der Arena die dumpfen Schläge erschollen, mit denen die Seminaristen die Faustbälle trieben.

Eckermann schwieg natürlich von seinem Brief, indessen saß er,

selig zurückgelehnt, den Hut im Genick, und legte es darauf an, ein schlechter Gesellschafter zu sein. Er wurde jedoch sehr bald munter, als Herr Tscharniecki mit seinem Plan hervorkam. Schon als jener von Valerie sprach, erwachte die Munterkeit; Herr Tscharniecki war erstaunt, daß der Gatte von der aufsehenerregenden Schrift nichts wußte, und entwickelte ihm den ganzen Plan dieser Schrift. Besonders lange verweilte er bei den Sätzen, die von dem ‚gegenseitigen Mittheilen des Besten, was jede Nation hat‘ sprachen, und dem Gedanken des ‚friedlichen und gebefreudigen Austauschs der guten Kräfte‘. Er ließ sich breit über diese Ideen aus und gestand, daß sie sich mit den seinigen deckten, ja, daß sie die seinigen klarer gemacht hätten, als sie zuvor waren. Sodann sprach er von dem Einfluß, den er im Landtag gewonnen hatte, und davon, daß es nun für ihn entschieden sei, für den Reichsrat zu kandidieren; der Erfolg sei sicher. Aus diesem Einfluß resultiere für ihn aber auch die Verpflichtung, diesen Einfluß anzuwenden, wo immer es möglich sei, und da habe er sehr bald gewünscht, der studierenden polnischen Jugend einen Mann zu schenken, der ihr von dem Katheder der Krakauer Hochschule herab das deutsche Wesen, seinen erstaunlichen Wert und seine vorbildliche Entwicklung näher bringen könnte. Wohl hätte ein Teil dieser Jugend Gelegenheit, an deutschen Hochschulen sich dieses fruchtbare Wissen anzueignen, aber eben wäre es nur ein Teil, und sodann bestünde ein lebhafter Unterschied, ob man eine Belehrung in der Fremde oder sozusagen am eigenen Herd empfangen. Die Wirkung in letzterem Falle werde tiefer und fruchtbringender sein.

Das Wichtigste sei, den geeigneten Mann zu finden, der natürlich ein gewisses Verständnis und eine gewisse Liebe für das polnische Wesen habe und nicht, wie die Hakatisten, einfach alles für minderwertig halte, was polnisch sei.

Das Wichtigste und das Schwierigste, jawohl, und kurz und gut, er frage geradeheraus, ob Professor Edermann sich entschließen könnte, einem solchen Rufe, wenn er an ihn ergehen würde, zu folgen.

Edermann setzte seinen Hut grade und rief überrascht: ‚Ich? Ich soll an die Krakauer Hochschule —? Daran habe ich natürlich nie gedacht!‘

Aber indessen Herr Tscharniecki eindringlich auf ihn einsprach, begann der Vorschlag für Edermann eine sehr lockende Gestalt anzunehmen. Er verkannte nicht den Wert, den eine solche Tätigkeit für Deutschland wie für Polen haben konnte, noch den Wert, den sie für ihn selbst haben konnte, ohne zunächst einmal überhaupt an Vale-

riens Empfindungen zu denken. So fragte er denn nach Einzelheiten, die ihm Herr Tscharniecki bereitwillig gab, und als dieser hinzufügte, daß er ihm einen solchen Vorschlag selbstverständlich nie gemacht hätte, wenn er nicht sicher wäre, für seinen Antrag im Landtag eine Mehrheit zu finden, reichte ihm Eckermann über den Tisch hinweg die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen. Ich werde die Berufung annehmen.“

Herr Tscharniecki versicherte seinerseits: „Meine und meiner Freunde Dankbarkeit wird stets groß sein. Es muß in Polen anders werden, helfen Sie dazu, da wir der Hilfe gebrauchen.“

Sodann ging er auf Valerie über und auch — sehr diskret — auf das eheliche Verhältnis, nachdem er um Entschuldigung gebeten hatte, daß er an diese Dinge rühre, aber er sei doch Valeriens Onkel und habe somit eine gewisse Legitimation.

Lachend antwortete Eckermann: „Aber was haben Sie von uns gedacht? Sind diese Gedanken etwa verbreitet? Da bleibt mir nichts übrig, als heute abend noch zu meiner Frau zu fahren, damit sich nicht die guten Leute noch mehr den Kopf zerbrechen.“

„Ah! Sie wollen abreisen?“

„Heute abend noch, jawohl.“

„Dann gestatten Sie mir, daß ich Sie telegraphisch anmelde und Ihrer Gattin auch den Erfolg unseres heutigen Gesprächs mitteile. Ich glaube fast, sie wird darüber glücklich sein.“

„Glauben Sie? Nun, ich glaube es auch!“

Sie schüttelten sich die Hände und brachen auf. Sie verließen die Villa Borghese nach der Porta del Popolo zu und stiegen dann, da sie wieder in ein lebhaftes Gespräch geraten waren, den Pincio hinauf. Herr Tscharniecki hatte nämlich begonnen, auch den zweiten Teil seiner Wünsche auszubreiten, die dahin gingen, daß es nötig sei, im Deutschen Reichstag einen Mann zu sehen, der auch dort eine aufklärende und vermittelnde Rolle spielen könne. Natürlich müsse das ein Deutscher sein, dessen wissenschaftliche und moralische Qualitäten dem deutschen Volke eine Gewähr für die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit seiner Bestrebungen böten. Auch dazu sei Professor Eckermann wie geschaffen, und nichts sei leichter, als in einem der oberschlesischen oder posenschen Wahlkreise ihn bei nächster Gelegenheit wählen zu lassen, denn die Wahlkomitees unterständen einer zentralen Leitung, und an dieser Leitung sei er fortan stark beteiligt. „Nun also, darf ich auch hier auf ein ja rechnen?“

„Dieser Punkt ist natürlich schwerer zu behandeln,“ erwiderte Eckermann, „aber freilich drängt in mir alles nach Wirksamkeit; ich

habe geradezu einen Heißhunger nach Wirksamkeit; meine dichterischen Pläne bleiben davon unberührt. Also denke ich wohl, daß ich Ihnen auch auf diese Frage mit ja antworten kann.'

In diesem Augenblicke erschien auf einem Nebenwege ein ungesund aussehender Herr, dessen klassisches Profil, noch gehoben durch eine bewußte Aufmachung, von überraschender Schönheit war. Ihn umringten vier Jünglinge, anscheinend Italiener, die unter einer glatten Larve und einer schreienden Eleganz die Niedrigkeit ihres Wesens nicht verbergen konnten.

Eckermann gewährte die Gruppe, stuzte und rührte seinen Begleiter am Arm.

„Sehen Sie dort! Ist das nicht Herr Korze?" —

„Ah, in der That, es ist Herr Korze mit seinen Epheben, aber kommen Sie, ich mag mit ihm nicht zusammentreffen. Sie sind nicht orientiert? Nun, er hat Krakau gänzlich verlassen, hat sich auf Capri eine Villa gebaut und lebt dort ein unwürdiges Leben. Aber schweigen wir, es lohnt nicht darüber zu sprechen. —"

Mit dem Nachtzuge reiste Eckermann von Rom ab. Am übernächsten Tage kam er in Krakau an.

Ihn erwarteten Valerie, die ihn stumm und lange umarmte, und Frau Lisa mit dem Knaben Wiescho an der Hand.

Hand in Hand fuhren Eckermann und Valerie nach der Swietego Jana, indem sie sich oft heiß und dankbar anblickten. An der bekränzten Schwelle umarmte sie Frau Lisa und sagte:

„Tretet ein in euer Haus und nehmet Besitz von ihm, duldet mich bei euch, ich bitte euch inständig. Und seid glücklich in diesem Hause!"

Ende.

# Kleine Bausteine

---

## Der Klavierauszug / Von Eugen Schmik

Ofters schon war in den musikalischen Beiträgen unserer Zeitschrift von der kulturellen Bedeutung des Klavierauszugs die Rede, sei es im Anschluß an konkrete Neuerscheinungen wie z. B. der erst im vorigen Heft besprochenen Ausgabe des Wagnerschen ‚Lannhäuser‘, sei es in allgemeiner historischer oder pädagogischer Hinsicht, wobei wir namentlich an unseren früher gebrachten ‚Baustein‘: ‚Das Klavier als Hausinstrument‘ erinnern. Die Rolle, die der Klavierauszug im modernen Musikleben spielt und die Mission, die ihm für Fundierung unserer musikalischen Gesamtbildung zukommt, ist aber eine so außerordentlich umfassende, daß es sich verlohnt, seinen Problemen noch einmal in einer kleinen Spezialstudie näherzutreten.

Unter Klavierauszug versteht man das Arrangement eines größeren vokalen oder instrumentalen Ensemblewerkes (einer Sinfonie, einer Oper, eines Chorwerkes, eines Streichquartetts usw.) für das Pianoforte. Der Begriff ‚Auszug‘ besagt dabei nicht etwa, daß das betreffende Konv. im Arrangement nur bruchstückweise wiedergegeben werde, sondern er bezieht sich auf die innere, technische Struktur. Es ist nämlich natürlich unmöglich, z. B. eine vielstimmige Orchesterpartitur notengetreu auf das Klavier zu übertragen, da zu deren Bewältigung weder die Tastatur noch die Fingertechnik des oder der Spieler ausreichen würde, auch manche der für den Orchesteratz nötigen Füllstimmen, figurativen Ausschmückungen u. dgl. am Klavier nur verwirrend wirkten. Es werden in das Klavierarrangement darum lediglich die führenden Hauptstimmen und die zur klanglichen Ausfüllung notwendigen Nebstimmen aufgenommen, mit Übergang alles dessen, was sich als nur im Orchester mögliche klangliche Verstärkung, Verdopplung, Auszierung u. dgl. darstellt, so daß sich also tatsächlich ein ‚Auszug‘ des Wesentlichen, Ausschlaggebenden aus dem Stimmgerewebe der Originalpartitur ergibt. Ein beliebiges praktisches Beispiel wird dies sofort klarmachen.

Die ersten Takte von Beethovens achter Sinfonie etwa sehen in Partitur (hier mit Zusammenziehung auf möglichst wenig Notenlinien wiedergegeben) folgendermaßen aus:



Allegro vivace e con brio.

Flöten  
Oboen  
Klarinetten

Fagotte

Trompeten  
und  
Hörner

Pauken

Violin  
I. u. II.

Viola  
Cello  
Kontrabaß

col 8va

Im zweihändigen Klavierarrangement ist es auch bei sehr vollgriffigem Spiel unmöglich, alle Noten dieses Orchestersatzes zu bringen; zudem würde dies dem tatsächlichen orchestralen Tonbild keineswegs entsprechen; die liegenden Akkorde der hohen Holzbläser z. B. und die Verdopplung der Melodie durch die Flöte in der höheren Oktave, die im Orchestersatz nur als klangliche Bereicherung dienen, kämen auf dem Klavier viel zu vordringlich heraus, wodurch die eigentliche thematische Zeichnung verdeckt und entstellt würde. Der wesentliche musikalische Kern der vier Takte nun sieht in einfachster Fassung so aus:

Um die klangreiche orchestrale Einleidung der Originalpartitur anzudeuten, wird man im Klavierauszug etwa folgendermaßen schreiben:



So ist die motivische Zeichnung klar und deutlich hervorgehoben und dabei doch auch das Klangkolorit des Originals in einer dem Wesen und der Spieltechnik des Klaviers entsprechenden Weise gewahrt. — Je vollkommener ein Klavierauszug beide Bedingungen erfüllt, als desto gelungener darf er bezeichnet werden; freilich sind hierbei sehr viele technische wie prinzipielle Schwierigkeiten zu überwinden. Davon soll später noch die Rede sein; zunächst sind die allgemeinen Konsequenzen aus dem nunmehr erkannten Wesen des Klavierauszugs zu ziehen.

Der Klavierauszug ist also ein „Arrangement“, eine Übertragung des Tonwerks aus seiner ursprünglichen klanglichen Sphäre in eine sekundäre. Solche Übertragungen werden in der Regel ihr Bedenkliches haben, mögen sie auch noch so geschickt gemacht sein. „Denn“, sagt R. Grunsky in seinem vortrefflichen Spezialwerk über die Technik des Klavierauszugs (Leipzig 1911), „sie zielen mit anderen Mitteln auf die gleiche sinnfällige Wirkung der echten Mittel, arbeiten also auf etwas nicht ganz Echtes hin.“ Immerhin darf gerade in diesem Punkt das Klavier eine gewisse Ausnahmestellung beanspruchen. „Hier und hier allein schwindet der unangenehme Eindruck des Unechten, und wir vollziehen die Verbindung der Töne wie in der bloßen Klaviermusik auch. Die Erfahrung lehrt, daß der Eindruck einer dem Klavier anvertrauten Musik wohl dem Grad, aber nicht der Art nach verschieden ist von der Wirkung der vollen Mittel.“ Grund hierfür ist eine Eigenheit des Klaviers, die sonst zu seinen besonderen Nachteilen gerechnet wird: die indifferente Koloristik seiner Tongebung, die das Moment der Klangfarbe überhaupt so gut wie ganz ausschaltet, so daß also bei einer Klavierübertragung nicht an Stelle der originalen Farbtönung eine andere erscheint, sondern dem Farbenbild überhaupt nur eine Linienzeichnung gegenüber tritt; der Klavierauszug verhält sich demzufolge zum Original wie ein Stahl- oder Kupferstich zu einem Gemälde. Freilich ist damit nun schon gesagt, daß nicht alle Musik sich zur Wiedergabe im Klavierauszug eignet. Wo nämlich die Klangfarbe stilistisch so stark hervortritt, daß sie ein wesentliches, grundlegendes Moment des musikalischen Ausdrucks bildet, wird der Klavierauszug stets in gewissem Grade unzulänglich bleiben. In diesem Sinne widerstreben z. B. schon viele der Werke von Berlioz dem Klavierarrangement; vor allem aber bietet die gesamte moderne Orchestermusik, die das Kolorit ja in weitestgehendem Maße kultiviert, der Wiedergabe im Klavierauszug viele Schwierigkeiten.

rigkeiten. Aber selbst wenn, wie in solchen Fällen, der Klavierauszug sich nur als in einem wesentlichen Punkt versagende, unvollkommene Reproduktion des Originals darstellt, ist sein Wert nicht zu unterschätzen; auch dann kann er immer noch die wichtigsten seiner Funktionen erfüllen.

Diese Funktionen liegen zunächst einmal auf dem Arbeitsgebiet des Fachmusikers. Die Wiedergabe großer komplizierter Werke, wie z. B. eines Oratoriums oder mehr noch einer Oper, bedarf des Klavierauszugs in allen Phasen ihrer Vorbereitung und Durchführung. Aus dem Klavierauszug studieren die Sänger ihre Partien, aus dem Klavierauszug orientiert sich der Orchestermusiker über den aus seiner Stimme nicht ersichtlichen Zusammenhang des Ganzen; mit Klavierauszügen sind während der Opernaufführung alle maßgebenden Faktoren der bühnentechnischen Leitung versehen, vom Regisseur angefangen bis zum Souffleur und Vorhangaufzieher: kurz ohne dieses bequeme übersichtliche Orientierungsmittel wäre der vielgliedrige Organismus z. B. einer Opernaufführung überhaupt kaum denkbar. Immerhin, wenn wir von der musikalisch kulturellen Bedeutung des Klavierauszugs sprechen, so denken wir nicht in erster Linie an die Rolle, die er für den Fachmusiker spielt, sondern an die Mission, die ihm in den allgemeinen Kreisen der Musiktreibenden und Musikgenießenden zukommt. Diese Mission läßt sich mit kurzen Worten als Verbreitung der Kenntnis und Vertiefung des Verständnisses musikalischer Meisterwerke definieren. Es liegt im Wesen der Musik begründet, daß gerade ihre in komplizierten Formen gehaltenen mächtigsten Offenbarungen der Auffassung manche Schwierigkeiten bereiten. Diesen Schwierigkeiten kann am besten durch vorbereitendes Studium begegnet werden, und dieses Studium ist wieder in leichtest eingänglicher Weise an Hand des Klavierauszugs möglich. Der gebildete Musikfreund wird z. B. der Aufführung einer Sinfonie von Brahms oder Bruckner mit unvergleichlich größerem Genuß und Verständnis folgen können, wenn er das Werk vorher zu Hause im Klavierauszug gespielt hat, und die Nachwirkungen der öffentlichen Aufführung werden für ihn eine viel dauerndere künstlerische Phantasiebereicherung bilden, wenn er die Erinnerung daran durch das Spiel des Klavierauszugs wieder auffrischen kann. So bietet der Klavierauszug namentlich auch einen gewissen Ersatz für das nicht jedem ermöglichte öftere Hören der Meisterwerke. Aber auch während der Aufführung selbst kann das Mitlesen im Klavierauszug unter Umständen ungemein fördernd wirken und die Vertrautheit mit dem Kunstwerk in einer durch bloßes Hören kaum je zu erreichenden Weise steigern. Die genaue Kenntnis z. B. des musikalischen Teils der Wagnerschen Dramen, die man heute mit freudigem Staunen auch in Laienkreisen oft beobachten kann, wäre ohne die große Verbreitung Wagnerscher Klavierauszüge nicht denkbar. Ja, teilweise kann — wenn auch in beschränktem Maße — der Klavierauszug die öffentliche Aufführung ersetzen; namentlich gilt dies bei der älteren einfacheren Musik unserer Klassiker. Die Mehrzahl der Sinfonien Haydns z. B. sind selbst manchem Fachmusiker wohl nur durch vierhändiges Klavierspiel bekannt.

Die angeedeutete vielseitige musikalische Kulturmission wird nun freilich der Klavierauszug nur erfüllen können, wenn er seiner Anlage und Technik nach allen billigen Anforderungen entspricht. Daß hierbei nicht geringe Schwierigkeiten im Spiel sind, wurde bereits angedeutet, auch die ausschlaggebende dieser Schwierigkeiten, die richtige Wahl der ‚auszuziehenden‘ Stimmen an einem Beispiel erläutert. Es stehen sich da eben immer zwei konträre Forderungen gegenüber: einerseits soll der Auszug eine möglichst vollständige und genaue Wiedergabe des orchestralen Tonsatzes bieten, andererseits aber doch auch der Spielart des Tasteninstrumentes entsprechen. Beiden Forderungen gerecht zu werden wird um so schwieriger, je komplizierter der Tonsatz des zu übertragenden Werkes ist, weshalb gerade die moderne Musik seit Wagner das Problematische der Klavierauszugsfrage verschärft hat. In früherer Zeit war freilich die Anlage der Klavierauszüge überhaupt eine außerordentlich primitive; man begnügte sich mit Angabe der Hauptmelodie und einer dürftigen Bassbegleitung; irgend ein Versuch zu sorgfältigerer Beobachtung und Wiedergabe auch der Mittelstimmen des Originals wurde kaum gemacht. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts sind vielfach die Klavierauszüge in solch oberflächlich skizzenhafter Form gehalten. Eine Änderung brachte hier vor allem der mächtige Aufschwung der Klaviertechnik in den dreißiger Jahren, der sich speziell an das pianistische Wirken Franz Liszts knüpft. Liszt hat dem Problem des Klavierauszugs eine neue Seite abgewonnen: die koloristisch-virtuosenhafte. Er ging in seinen berühmten Klavierbearbeitungen z. B. Berliozscher Werke darauf aus, nicht eine möglichst getreue klaviermäßige Übertragung des Partiturbildes, sondern eine Nachahmung des orchestralen Klangbildes zu geben. Mit größter Freiheit stellte er alle Errungenschaften des modernen Virtuositums in den Dienst dieser Aufgabe und verfuhr dabei seiner Vorlage gegenüber oft mit großer Freiheit; von den wuchtigen nachschlagenden Bassoktaven, den rauschenden und blitzenden Figurationen dieser Lisztschen Arrangements steht in dieser Form selten etwas in der Partitur; es sind freie Zutaten des Bearbeiters zur Andeutung orchestraler Effekte mit pianistischen Mitteln. So hochkünstlerisch nun die Verwirklichung dieser Lisztschen Arrangementmethode an sich war, so lenkte sie doch von der ursprünglichen, eigentlichen Mission des Klavierauszugs, ein möglichst getreues Surrogat der Partitur für den Allgemeingebrauch zu sein, ab; schon wegen der hohen technischen Ansprüche war solchen Klavierübertragungen der Weg in die Hände des Durchschnittsmusikers oder gar Dilettanten verschlossen. Dies mag auch der Grund sein, warum z. B. Wagner die Klavierauszüge seiner bahnbrechenden Werke nicht von seinem genialen Freunde, sondern von jüngeren Schülern desselben bearbeiten ließ, die, ohne wichtige Errungenschaften der Lisztschen Methode preiszugeben, doch aus den Sphären der farbenreichen pianistischen Nachdichtung wieder zur einfachen klaviermäßigen Reproduktion der Partitur zurückkehrten. Aber noch bei dem ‚Tristan‘auszug Hans v. Bülow's und einigen ‚Ring‘auszügen Hindworth's macht sich die übermäßige technische Kompliziertheit des Lisztschen Vorbildes in so hohem

Maße geltend, daß Wagner gelegentlich dagegen im Interesse der praktischen Brauchbarkeit zu protestieren sich genötigt sah. „Es ist“, schreibt er in einem Brief an Klindworth, „bei so verzweifelten Dingen wenig zu sagen. Immerhin glaube ich doch, wir sind genötigt: 1. nicht zuviel Kunst an die Arpeggien und Figurationen zu verschwenden, dagegen 2. die Hauptstimme, nötigenfalls selbst auf Kosten der harmonischen Mittelstimmen, herauszuheben und, wo dies dem Verständnis zu sehr schadet, 3. lieber ein Zwischensystem mit kleinen Noten . . . in Gebrauch zu nehmen. Fast kein Mensch spielt doch solch einen Klavierauszug so, wie Sie es sich gedacht haben; lieber also gleich nur für den gebildeteren Musiker besorgt sein und diesem wenigstens das Verständnis erleichtern, welches dann ganz und gar erschwert wird, wenn die Partitur ganz im Klaviersatz wiedergegeben werden soll (wie z. B. in Bülow's Arrangement des „Tristan“), — denn, wie ungeheuer wenige können es endlich, selbst nach großer Vorübung, spielen. Also: lieber gleich nur Andeutung, während jetzt der gewöhnliche Klavierspieler doch nur durchkommt, wenn er über die Hälfte der Noten ausläßt.“

Mit diesen höchst bedeutsamen Ausführungen hat Wagner in knappster Fassung die ausschlaggebenden Gesichtspunkte fixiert, die für die Grundlage eines modernen Klavierauszugs maßgebend sind und heute auch allgemein befolgt werden. Freilich sind mit der Erledigung dieses prinzipiellen Verhältnisses zwischen Original und Auszug noch lange nicht alle Schwierigkeiten behoben; gar viele technische Details spielen vielmehr auch sonst noch herein: z. B. die Frage, wie gewisse Orchestereffekte, die sich (wie etwa die verschiedenen Nuancen des Streichtremolos) auf dem Klavier überhaupt nicht genau wiedergeben lassen, andeutungsweise ersetzt werden sollen u. dgl. Endlich gilt es, Stellung dazu zu nehmen, in welcher pianistischen Form sich der Klavierauszug am besten repräsentiert, ob für zweihändiges oder vierhändiges Spiel, ob mit oder ohne Text usw.

Der vierhändige Klavierauszug hat vor dem zweihändigen jedenfalls den einen Vorteil voraus, daß bei ihm eine viel getreueere Nachbildung der Partitur möglich ist, da zwei Spieler mit zusammen zwanzig Fingern natürlich einen größeren Tonkomplex bemeistern können als einer. Noch weiter entfalten sich diese Möglichkeiten, wenn man vierhändiges oder gar sechs- und achthändiges Spiel an zwei und mehr Instrumenten in Rechnung zieht. Freilich ist damit die eben nur durch den zweihändigen Auszug gebotene Gelegenheit, daß der einzelne ganz für sich allein die größten Werke zu Hause durchspielen und studieren kann, ohne auf irgendwelchen komplizierteren Apparat angewiesen zu sein, wieder vereitelt. Deshalb wird die Hauptbedeutung doch stets dem zweihändigen Klavierauszug zukommen, und zwar bei Gesangswerken, wie Opern, Dratorien u. dgl., dem zweihändigen „Klavierauszug mit Text“, welcher neben der Klaviermäßig arrangierten Orchesterbegleitung die vollständigen Singstimmen auf separaten Systemen bringt. Zu den früher angedeuteten Studienzwecken für Sänger usw. ist diese Art Klavierauszug allein brauchbar; aber auch in allen übrigen

Fällen verdient sie entschieden den Vorzug. Der in früheren Zeiten namentlich in der Opernliteratur wohl übliche „Klavierauszug ohne Text“, der den gesamten instrumentalen wie vokalen Tonkomplex auf zwei Systemen klaviermäßig arrangiert bietet, erscheint zum mindesten beim modernen Musikdrama mit seinen innigen Beziehungen zwischen Ton und Wort ganz illusorisch und wertlos; an seine Stelle ist darum der Auszug mit überlegtem Text getreten, der dem zweiliniigen Klavierarrangement Lakt für Lakt die zugehörigen Worte der Dichtung beigibt. Es ist das immerhin ein gewisser Ausweg für diejenigen, denen das Spielen und Lesen des komplizierten Auszugs mit Text Schwierigkeiten macht; freilich erscheint das Surrogat ziemlich dürftig; denn abgesehen davon, daß natürlich das Hineinbeziehen des ganzen Vokalparts in den Klavierfaß bei der Wiedergabe des orchestralen Teils zu großen Beschränkungen zwingt, ist auch das für Gewinnung eines klaren Eindrucks so nötige genaue Verfolgen der Singstimmen unmöglich. Um wenigstens diesen letzteren Übelstand zu beseitigen, hat Grunsky (a. a. O.) den Vorschlag zu einer neuen Art der Anordnung gemacht, die sich gewissermaßen als eine Verschmelzung der beiden Formen des Klavierauszugs mit Text und mit überlegtem Text darstellt. „Man sehe“, sagt Grunsky, „über den für Laien bestimmten Auszug, in den die Singstimmen eingearbeitet sein müssen, den vollen musikalischen Wortlaut der Singstimmen . . . Der Spielende wird dann an jeder Stelle erkennen, wo in seinen zwei Systemen die Singstimme steckt. Er braucht Orchester und Gesang nicht mehr mühsam ineinanderzuflechten; für sein Spiel ist alles beisammen, während Auge und Geist beides trennen können. Der sich bildende Laie hat also nichts als Gewinn von einem Auszug mit doppelten Singstimmen: Text und klare Melodie oben, zur Nachprüfung; unten aber in den Orchesterpart das Gesangliche spielbar einbezogen. Dem, der die Werke einstudieren muß, erwüchse nur die kleine Mühe, da, wo es nötig ist, die Begleitung ohne die Singstimme herauszulesen. Dies kann kaum ernstlich gegen die Vorteile des einheitlichen Auszugs in Betracht kommen, der Singstimmen und Orchester miteinander verbindet.“ Dieser Vorschlag Grunskys hat manches für sich; meines Wissens ist er aber praktisch noch nicht verwirklicht worden. Es wäre jedenfalls z. B. für die jüngste Wagner-Klavierauszugs-Industrie, die im Konkurrenzkampf ja ohnedies stets auf „neue Attraktionen“ denken muß, ganz lohnend, einen Versuch damit zu machen, lohnender jedenfalls als spekulative Entgleisungen wie die geschmacklosen Auszüge mit numerierter Angabe der Leitmotive u. dgl.

Ein Klein wenig ist ja wohl in neuester Zeit die kulturelle Bedeutung des Klavierauszugs zurückgedrängt worden durch den Aufschwung, den die Ausgabe kleiner Studienpartituren erfuhr; denn die kleine Studienpartitur wird dem, der damit umzugehen weiß, in jedem Falle mehr bieten, als auch der beste Klavierauszug vermag. Trotzdem aber wird für weite Kreise des musizierenden Publikums und für viele Bedürfnisse auch des Fachmusikers doch nach wie vor der leichter zu handhabende Klavierauszug eines der wertvollsten Bildungsmittel bleiben.

# Hochland-Echo

## Naturerkenntnis und Weltanschauung

„Die Weltanschauung der Halbgebildeten“, so lautet der treffende Titel\*, unter dem der Essayist Oskar A. H. Schmitz mit Ostwalds Monismus eine sachlich entschiedene und deutliche Abrechnung hält, jeweils die mildeste von mehreren möglichen Ausdrucksweisen wählend. Die Quintessenz seiner lesenswerten Ausführungen faßt er selbst in folgenden Sätzen zusammen:

„Der Anspruch des Monismus geht dahin, daß von der Naturerkenntnis aus alle staatlichen, künstlerischen, sittlichen und Glaubensfragen gelöst werden sollen. Ich habe nachzuweisen gesucht, daß dies aus dem Grund unmöglich ist, weil die Naturwissenschaft nicht im Besitz der Wahrheit, sondern nur von einzelnen richtigen Erkenntnissen ist. Dem Naturforscher kann nicht erlaubt werden, in alle Dinge hineinzureden und den Einwand zu erheben, dem oder jenem fehle es an naturwissenschaftlichen Kenntnissen; Nießsches Philosophie oder die preußische Politik oder die neuzeitliche Kunst oder was auch immer seien aus dem Grund unzulänglich, weil sie nicht hinreichend naturwissenschaftlich begründet waren. Es würde sonst nur neben gewissen berufs- oder kastenmäßigen Überheblichkeiten, die der Monismus selbst so sehr angreift, eine neue geschaffen. Der Monist ist mit Recht empört, wenn jemand nur dem Offizier Verständnis für Ehrenfragen, nur dem Philologen das Recht, über Dichtung zu reden, nur dem Rechtsgelehrten die Fähigkeit zutraut, über Recht oder Unrecht ein Urteil zu haben. Der Monist aber wähnt sich allein berufen, über alle Fragen des Glaubens, der Sittlichkeit, Ehre, Kunst, des Rechts in seinem Sinn zu entscheiden; jedem, der anderer Meinung ist, setzt er einen schulmeisterlichen und kastenmäßigen Hochmut entgegen. Ostwald nennt Nießsches Haß gegen die Masse „eine pathologisch gewordene Form des gewöhnlichen Philologenhochmuts, der damals bei den Vertretern dieser Wissenschaft noch in Blüte stand“. Heute ist er allerdings verdrängt durch einen noch viel widerwärtigeren, weil auf geringerer Bildung fußenden Hochmut gewisser Vertreter der exakten Wissenschaften, die mit ihren paar Entdeckungen einige Teile der Welterschöpfung in der Hand haben, ohne zu ahnen, daß ihnen das geistige Band leider dazu fehlt.

Ohne jeden Paß, ohne jede Ermächtigung überschreiten die Monisten die Grenzen des Geistes. Wenn sie auch den Materialismus und den Mechanismus scheinbar ablehnen, sie verneinen das wesentlich Geistige bei der Energieentfaltung, nämlich das, was ihr die Richtung und damit überhaupt erst den Wert verleiht, was sie zu Kunst, Religion, überhaupt zu Kulturgestaltungen befähigt . . .

Es ist nun die Pflicht aller Geistigen, unsere Grenzen scharf besetzt zu halten. Dann haben wir keinen Grund zur Feindschaft gegen die Natur-

\* München 1914, Verlag G. Müller. Geb. M. 4.—.

wissenschaften. Je genauer sie den Ablauf der äußeren Erscheinungen erforschen, je mehr die Technik ihre Ergebnisse ausnützt, desto eher werden Naturerkenntnis und Technik ihre eigenen Grenzen finden. Wir haben nur gegen die Herrschaft von Naturwissenschaft und Technik zu kämpfen, nicht aber gegen ihren Dienst bei den Kulturaufgaben, für die wir selbst eintreten.

Man mag von verschiedenen Standpunkten aus verschieden über die Äußerungen des Menschengesistes, über Glauben, Kunst, Gesittung denken, aber dem ist das Recht des Urteils abzusprechen, der nicht einmal weiß, was diese Begriffe eigentlich bedeuten, sich selber in abgelegte Priesterkutteln verkleidet, monistische Sonntagspredigten hält, monistische Klöster gründen will und sich selbst der unfehlbare Monistenpapst zu sein dünkt.\*

Schmitz führt seinen Kampf gegen Ostwalds Monismus und gegen alle sog. naturwissenschaftliche Weltanschauung im besonderen Interesse des humanistischen Bildungsideals\*. Aber er verfißt damit zugleich die Sache aller derer, die nicht im beschränkten Erkenntnisrahmen des Natürlichen, sondern allein in den unendlichen Ausblicken des Geistigen die Pforten wahrer Weltanschauung eröffnet finden.

Durch den eigenen Abschnitt, den Schmitz seinem Buche über 'Monismus und Religion' einreicht, wird es jedem Leser zur Genüge klar, daß der skeptisch gesinnte Verfasser weder die Propaganda noch die Apologetik irgendeines bestimmten Bekenntnisses bezweckt. Ihm handelt es sich nur darum, einer Geistesrichtung entgegenzuwirken, die er als aller echten Bildung feindlich erkennt und als eine Gefährdung der geistigen Höhe, die unser Volk bereits erreicht hatte; als ein depravierendes Entgegenkommen gegenüber jenen 'aufgeklärten' Halbgebildeten, deren Fortgeschrittenheit in Geldverdienen, Streben nach „Komfort“ und heillosen Besserwisserei besteht. Gegen ein solches Beginnen können in der Tat alle guten Geister der Menschheit zu Hilfe gerufen werden:

„Wie sehr auch Geister wie Plato, Goethe, Bismarck im einzelnen auseinandergehen, einig sind sie sich wohl alle darin, daß sie jene chemische Weltanschauung, die sich heute Monismus nennt, ablehnen. Hier treffen sich die Priester aller Religionen mit den Künstlern jeder Richtung, die schöpferischen Tatmenschen mit den intuitiv schaffenden Gelehrten in vollkommener Übereinstimmung. Noch kein Großer hat an eine naturwissenschaftliche, den „Geist“ ausschließende Welterklärung geglaubt.“

r.

\* Hierüber vergleiche das frühere Hochland-Echo 'Menschliche und praktische Bildung' (Aprilheft 1913). Den damals zitierten Äußerungen von Schmitz über 'Monismus und Humanismus' begegnen wir in der vorliegenden Essaysammlung gerne wieder.



# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Die 3. Haager Friedenskonferenz.

Als im Jahre 1899 die Haager Friedenskonferenz nach der Schaffung eines Schiedsgerichtshofes ihre Beratungen schloß, hatte man ihren neuen Zusammmentritt nicht vorgesehen. Trotzdem versammelten sich 1907 die Kulturstaaten in noch größerer Anzahl und setzten das begonnene Werk fort, ohne freilich in den wichtigsten Punkten, dem wirklich ständigen Staatsgerichtshofe und dem Weltschiedsvertrage, zu einem Resultate zu gelangen. Die zweite Haager Konferenz war nur nach langer Verzögerung zusammengetreten; ja, es war eine Zeitlang ungewiß gewesen, ob sie jemals tagen würde. Am Schlusse dieser Versammlung waren sich daher die Delegierten darüber einig, daß sowohl die Schwierigkeiten des Zusammentritts wie der Beratungen selbst für die Zukunft möglichst aus dem Wege geräumt werden müßten, um die Vereinigung einer dritten Konferenz zu sichern und einen Mißerfolg derselben zu verhindern. Man bestimmte deshalb, daß nach einem Zeitraume, wie er zwischen der ersten und zweiten Konferenz gelegen habe, eine dritte Konferenz einberufen und diese durch einen internationalen Ausschuß vorbereitet werden sollte.

1915 sind nun bereits acht Jahre — der Zeitraum zwischen der ersten und zweiten Konferenz — verstrichen, ohne daß die neue Konferenz gesichert wäre. Ganz gewiß wird also der Zusammenritt erst verhältnismäßig später erfolgen, als man angenommen, 1916 oder 1917, da die Vorbereitung nicht früher vollendet werden kann. Immerhin haben bereits Verhandlungen zwischen Rußland und

Holland begonnen, um den vorbereitenden Ausschuß zu bilden.

Die Zusammensetzung dieses Komitees wird von großer Bedeutung sein, da es zu bestimmen hat, welche Gegenstände überhaupt auf der dritten Haager Konferenz zur Beratung gelangen sollen. Es wäre denkbar, daß durch eine unrichtige Wahl der Mitglieder dieses Ausschusses die Haager Konferenzen auf eine ganz falsche Bahn gelenkt werden. Dies führt uns auf ein wichtiges Problem, das nicht nur für die nächste Haager Konferenz, sondern für die gesamten Konferenzen überhaupt von der größten Bedeutung ist. Die Wahl der Beratungsgegenstände, die der vorbereitende Ausschuß auf die Tagesordnung der nächsten Konferenz setzen wird, hängt nämlich in hohem Maße davon ab, ob man die Haager Konferenzen als ‚Völkerrechtskonferenzen‘ oder als wahre ‚Friedenskonferenzen‘ auffaßt. Sollen die Staaten im Haag nur zusammentreten, um das Völkerrecht zu kodifizieren, oder von Grund aus untersuchen und Vorkehrungen treffen, wie die heute vorhandene Anarchie auf zwischenstaatlichem Gebiete durch eine langsame Reform in eine internationale Ordnung umgewandelt werden kann? Wenn man die Entstehungsgeschichte der ersten Haager Konferenz sowie die Reden der Präsidenten der bisherigen Konferenzen betrachtet, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Zweck jener Staatskongresse die möglichste ‚Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens‘ war. Die Konferenzen sollten Mittel und Wege finden, um den Krieg mehr und mehr zu beseitigen. Deshalb erscheint es unzutreffend, den Haager Konferenzen nur die Kodifikation des Völkerrechts zuzu-

weisen. In ihren Bereich gehört vielmehr alles, was einen dauernden Friedenszustand vorzubereiten geeignet ist. In glänzender Weise hat kürzlich Professor Walter Schücking (Marburg) in seinem auch ins Englische übersetzten Werke „Der Staatenverband der Haager Konferenzen“\* diesen Nachweis geführt, und ich möchte überhaupt dieses Werk Schückings allen denen empfehlen, die in einer gemeinverständlichen und Begeisterung erweckenden Sprache eine wissenschaftliche Einführung in das Problem der Haager Friedenskonferenz wünschen. Ein besseres Buch über diese Fragen gibt es schlechtweg nicht.

Es leuchtet ein, daß die praktischen Konsequenzen ganz anders sind, wenn man die Haager Konferenzen als Völkerrechtskonferenzen auffaßt, als wenn man in ihnen wahre „Friedenskonferenzen“ erblickt. Die Probleme des Völkerrechts sind viel begrenzter als die der gesamten Friedenssicherung. Die Frage einer Rüstungsverständigung, einer Beseitigung der Spionage, der Bekämpfung der Hehartikel in Tageszeitungen usw. scheiden ohne weiteres aus dem Bereiche der Konferenzen aus, wenn man sie als Völkerrechtskonferenzen betrachtet. Deshalb wird es von großer Bedeutung sein, daß der vorbereitende Ausschuß die wahre Natur der Haager Konferenzen erkennt.

Von den Vereinigten Staaten soll kürzlich vorgeschlagen worden sein, das Haager diplomatische Korps als einen vorbereitenden Ausschuß einzusetzen. Dem dürfte kaum Folge gegeben werden. Das vorbereitende Komitee muß aus Männern bestehen, die sich eingehend gerade mit den Friedensfragen befaßt haben. Am besten wird man daher Persönlichkeiten wählen, die sich bereits auf den Haager Friedenskonferenzen hervorgetan haben.

Es ist sehr wichtig, daß der vor-

bereitende Ausschuß die Beratung von Gegenständen auf der nächsten Konferenz verhindert, deren Mißerfolg gewiß ist. Denn dadurch würde die öffentliche Meinung nur noch ein ungünstigeres Bild von jenen Versammlungen erhalten. Man glaubt ja sowieso irrtümlich, die Haager Konferenzen hätten mit einem Schlage der Welt den Frieden bringen sollen, während es sich nur darum handeln kann, langsam und allmählich Keime zu einer zukünftigen Organisation der Staaten zu legen. Schon im Interesse des Ansehens der Friedenskonferenzen muß man daher wünschen, daß nur solche Fragen im Haag zur Beratung gelangen, denen in der Hauptsache ein Erfolg beschieden ist. Auf der zweiten Haager Konferenz war es von Anfang an gewiß, daß Deutschland den Weltschiedsvertrag ablehnen würde, und trotzdem hat man immer wieder diese Frage diskutiert. Ebenso ist ja auch das Problem eines Staatengerichtshofes gescheitert. Ein solcher Mißerfolg wird durch die Tätigkeit des vorbereitenden Ausschusses verhindert werden.

Die Probleme, die 1916 oder 1917 im Haag zu beraten sein werden, lassen sich heute noch nicht aufzählen, da man die Stellungnahme der Staaten noch nicht kennt. Nur wenige Regierungen haben in ihrem eigenen Lande ein nationales Vorbereitungskomitee eingesetzt, deren Feststellungen der Öffentlichkeit bekannt geworden sind. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß die beiden Hauptfragen der letzten Konferenz auch die wichtigsten Probleme der neuen Konferenz sein werden: ein Staaten-gerichtshof, d. h. ein Tribunal, das im Gegensatz zum jetzigen Haager Schiedshof nicht von Fall zu Fall aus einer Richterliste gebildet wird, sondern ständig tagt und nach Rechtsgrundsätzen anstatt nach Billigkeit urteilt, ferner ein Weltschiedsvertrag, d. h. ein Schiedsvertrag, der nicht lediglich unter zwei, sondern unter allen Staaten der Welt

\* München, Dunder & Humblot, 1912.

geschlossen wird und möglichst alle Streitigkeiten der Schiedsgerichtsbarkeit unterwirft, die nicht die Ehre oder Lebensinteressen berühren. Dr. Hans Wehberg.

**Der zweite österreichische katholische Frauentag** (15. bis 19. April 1914 zu Wien) bestritt — als ‚Kongreß der Arbeit‘ und ‚Frauenparlament‘ — den geistigen Aufwand der Beratungstage fast gänzlich aus jenen Mitteln, die in der praktischen Arbeit der vier letzten Jahre (seit der ersten Tagung 1910) erworben worden waren. Der durchgreifende Unterschied beider Tagungen war bereits aus dem Programm ersichtlich: die I. Tagung beschäftigte sich intensiv mit Fragen, die für die praktische Arbeit der kath. Frauenorganisation zunächst weniger Bedeutung besaßen (Frau im öffentlichen Leben), die II. Tagung hielt sich von Erörterungen rein theoretischen Charakters fern und besprach lediglich Fragen von durchgreifender praktischer Bedeutung. Diese enge Verschwisterung von Theorie und Praxis, Vorberatung und Tat ist das äußere Zeichen des inneren Erstarkens der ganzen jungen katholischen Frauenbewegung.

Der Erfolg des II. katholischen Frauentages erbrachte den Beweis für eine so weitgreifende, mächtige Vertiefung und Erweiterung der Bewegung, daß wir für dieses Voranschreiten nicht in der Einzelerrscheinung, sondern nur in der kulturellen Gesamtbewegung des katholischen Volksganzen eine hinreichende Erklärung finden können, die seit 1910 ganz bedeutende Neuererscheinungen aufweist.

Denn das Jahr 1910 — bezeichnet durch den Tod Karl Luegers — steht als Wendepunkt in dem politisch-kulturellen Leben Österreichs da. Vor dem Jahre 1910 beherrschte die machtvolle Persönlichkeit Luegers die Massen und das politische Leben dermaßen, daß die politische Machtfrage der christlich-sozialen Partei durch seinen Einfluß günstig gelöst und damit auch eine gewisse Deckung

für die Lebensinteressen des katholischen Volksteils geboten schien. Diese augenblicklich so vorteilhafte Stellung ließ die Notwendigkeit innerer Konsolidierung, programmatischen Ausbaus, politischer und sozialer Schulung als weniger dringend empfinden. Und die daneben bestehenden katholischen Gruppen, die im Piusverein, im Katholischen Schulverein und später (seit 1908) im Katholischen Volksbund und in der Katholischen Frauenorganisation (seit 1907) Aufklärungsarbeit leisten wollten, genossen vielleicht weniger Ansehen und weniger Unterstützung als die politische Werbearbeit der Christlich-sozialen, da man — in Sicherheit gewiegt — die Notwendigkeit einer Aufklärungs- und Erziehungsarbeit übersah, wie sie in Deutschland seit zwei Jahrzehnten durch den Katholischen Volksverein geleistet worden war.

Der Tod des großen Führers endete mit einem Schläge die Sachlage. Bereits im nächsten Jahre — 1911 — verloren die Christlich-sozialen bei den Juniwahlen in den Reichsrat zwanzig Mandate, darunter fast alle Mandate der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Beinahe alle Parteiführer standen außerhalb des Reichsrates. Dieser Mißerfolg war ein Wendepunkt in der sozialpolitischen Arbeit Österreichs: man begann, die Notwendigkeit sozialer Schulung der Massen, die Bedeutung kultureller Organisationen zu erkennen, vor allem der rasch nacheinander entstandenen Bundesorganisationen, der Katholischen Frauenorganisation (seit 1907) und des Katholischen Volksbundes (seit 1908). Gehoben durch die öffentliche Meinung, begannen sie, ihre Tätigkeit zu entfalten, und der Katholische Volksbund, der von Anfang an über einen Stab geschulter Nationalökonomien und Sozialpolitiker verfügte, schulte in seiner vom 5. bis 10. September 1911 in Wien veranstalteten I. Sozialen Woche auch einige Führerinnen der Katholischen Frauenorganisation.

Inzwischen waren auch Gründungen des 1. Frauentages ins Leben getreten: eine Mädchenmittelschule, ein Frauenblatt; die Bewegung, die bisher nur über Bureauhilfskräfte verfügt hatte, fand in einer festangestellten Sekretärin und später in einer zweiten Konzeptkraft einen technischen Mittelpunkt. Die praktische Arbeit schulte die vorhandenen Kräfte und warb andere. Die Schöpferinnen der jungen Bewegung, die greise Reichspräsidentin Gräfin Zichy-Metternich und die Präsidentin der Landesorganisation Niederösterreich, Gräfin G. Waltherkirchen, fügten diese wie vorher. Drei Frauen von hervorragender Intelligenz und Arbeitsenergie traten in die Bewegung und in die Leitung der Organisation ein: Prinzessin Klementine Metternich als Schöpferin der hauswirtschaftlichen Sektion der Frauenorganisation und Protektorin des Verbandes christlicher Hausbediensteter, Gräfin Marschall-Allemann als Schöpferin eines zweistufigen Sozialen Seminars und Organisationsleiterin der katholischen Arbeiterinnen, Frau Dr. Burjan als Begründerin einer christlichen Heimarbeiterinnenorganisation. Der großen seelischen Energie dieser Frauen verdankt die Katholische Frauenorganisation vor allem die Eroberung und Erweiterung ihres sozialen Arbeitsfeldes.

Die Beratungen des Kongresses waren auf vier Tage verteilt. Der erste Tag war den Fragen der Familie, der Hauswirtschaft und der Mädchenbildung gewidmet (Mutterschutz und Säuglingsfürsorge; Hausfrauen und Hausbedienstete; Kellnerinnenfrage; Höhere Mädchenbildung). Die Forderungen dieses Tages gipfelten in dem Ruf nach gesetzlicher Einführung von Stillkrippen in den Fabriken, nach geschulten Kinderpflegerinnen, nach Einführung eines gesetzlichen Dienstvertrags zwischen Hausfrauen und Hausbediensteten, nach Kellnerinnenfürsorge auch in Österreich (Festlegung eines Minimallohnes, der Alters-

grenze nach unten, des Normalarbeitstages, der gegenseitigen Kündigungsfrist; Überwachung der Betriebe, Stellenvermittlung durch Staatsbeamtinnen, Schaffung alkoholfreier Restaurants).

In der Bildungsfrage wurde die Förderung der höheren Mädchenbildung auf katholischer Grundlage empfohlen, die Notwendigkeit praktischer sozialer Schulung im Rahmen der Mädchenmittelschule, der Regelung des Berechtigungswesens der Mittelschule, der Verwendung weiblicher Lehrkräfte und der Gründung einer Wohlfahrts Einrichtung nach dem Muster des deutschen Hildegardisvereines betont.

Der zweite Beratungstag war den Fragen sozialer Hilfsarbeit gewidmet (Kindererleid und Heimarbeit; Die sozialdemokratische Gefahr in der Arbeiterinnenbewegung; Landwirtschaftliche Frauenvereinigungen). Gesetzlicher Heimarbeiter- und Kinderschutz, weibliche Kontrollorgane zur Überwachung, Arbeiterinnen-schutz, Arbeiterinnenfürsorge und Unterstützung der katholischen Arbeiterinnenbewegung wurden gefordert, die Angliederung einer landwirtschaftlichen Sektion an die Reichsorganisation wurde beschlossen, landwirtschaftlicher Unterricht an Lehrerinnenbildungsanstalten verlangt.

Der dritte Beratungstag (Die Stellung der Frau zu Literatur und Theater; Soziale Frauenberufe) befürwortete die Gründung eines Vereins zur Reformierung der heutigen Theaterverhältnisse und empfahl die Verwendung von Frauen in sozialen Berufen, vor allem als Polizeiasistentin und Gewerbeinspektorin.

Während die drei ersten Tage der Behandlung der Arbeitsmaterien und Arbeitsmethoden und der Technik des Organisationslebens gewidmet waren, kamen am vierten Tage die ethisch-religiösen Grundlagen katholischer Organisationsarbeit zur Besprechung. Referate über Laienkatechese, Mithilfe der Frau bei der religiösen Erziehung, Laienapostolat am Krankenbett, Eucharistischer Frauendienst,

Förderung der Exerzitienbewegung vertieften und veredelten den Tatendrang des Marthadienstes.

An die Beratungen schloß sich eine von anderthalbtausend Mädchen besuchte Jugendversammlung, an welche die Delegierte des Katholischen Frauenbundes, Frä. Maria Buczkowska-München, ergreifende Worte über die soziale Jugendarbeit in den Münchener Jugendgruppen richtete, die eine österreichische Studentin durch den Plan einer umfassenden Jugendorganisation ergänzte. In der Festversammlung zeichnete Gräfin Marschall-Allemann nochmals die Grundlinien: die Bewahrung der Weiblichkeit als Ideal der christlichen Frauenbewegung, jenes Ideal, das im Weibe eine dem Manne nicht gleichartige, aber ebenbürtige göttliche Schöpfung erkennt, mit ihm gemeinsam berufen, die vollkommene Menschheitsidee darzustellen. Die tiefdurchdachte Festrede und viele Referate des Frauentages wiesen darauf hin, daß der ethische Ausbau der österreichischen katholischen Frauenbewegung unter dem Einfluß des großen christlichen Pädagogen und Ethikers Fr. W. Foerster erfolgt sei. Eine Rede des Konsulenten Weihbischof S. Waiz über „Frauenwelt und Kulturfortschritt“ beendete den II. Frauentag, dessen mustergültiger Verlauf einen Markstein im kulturellen Leben der Katholiken Österreichs bilden wird. Dr. Maria Marešch-Jezewicz.

## Psychologie

Die Signalabhängigkeit der ‚denkenden‘ Pferde in Elberfeld und ebenso des ‚denkenden‘ Hundes in Mannheim hat zwar bisher, mangels Zulassung einer wirklich sachverständigen und methodisch einwandfreien Nachprüfung, nicht so exakt bewiesen werden können, als es seinerzeit durch Pfungst beim Berliner ‚flugen Hans‘ geschah. Aber im Laufe des nun schon zwei Jahre währenden Streites um diese tierpsychologische Sensation hat sich doch das Indizienmaterial

gegen Herrn Krall (den Besitzer der rechnenden, lesenden und durch Klopfsprache redenden Hengste) und gegen seine Helfer dermaßen gehäuft, daß es nur einer gründlichen Durcharbeitung alles vorliegenden Nachrichtenmaterials bedurfte, um die Annahme einer menschlichen Signalübertragung vollends zur Gewissheit zu erheben. Stephan von Máday, durch seine ‚Psychologie des Pferdes und der Dressur‘ (1912) wie durch seine vorangegangene Erfahrung als Reiteroffizier ein theoretisch und praktisch besonders geeigneter Sachverständiger, hat sich diese unendliche Mühe nicht verdrießen lassen, und das Gesamtergebnis seines soeben unter dem Titel ‚Gibt es denkende Tiere?‘ erscheinenden, mehr als 400 Druckseiten umfassenden Werkes\* muß für die Elberfelder Pferdegemeinde als geradezu vernichtend bezeichnet werden.

Es ist nicht nötig, hier auf die fast allzu ausführlichen Einzelnachweise Mádays, die namentlich in der detaillierten Fehlerstatistik zahlenmäßig genau durchgeführt werden, näher einzugehen. Gar manche seiner wichtigsten Beweisgründe sind bereits in unseren eigenen früheren Ausführungen (Hochland, Maiheft 1912 und Juniheft 1913) vorweggenommen worden und finden nun bei Máday ausdrückliche, noch wesentlich ergänzende Bestätigung. Auch auf die wohlverdiente und notwendige persönliche Abrechnung Mádays mit dem wahrheitswidrigen und wissenschaftsfeindlichen Verhalten Kralls sei hier nur verwiesen, um denen recht zu geben, welche die eigentliche Lösung derartiger Rätsel schließlich mehr in der Psychologie der Menschen als der Pferde gegeben finden.

Wir wollen uns hier nur noch einmal fragen: Was ist eigentlich bisher bei dem ganzen, leidenschaftlichen Hin und Wider für die noch so aufklärungs-

\* Verlag W. Engelmann, Leipzig. Brosch. M. 9.60, geb. M. 10.40.

bedürftige Psychologie des Pferdes, in die uns Krall ungeahnte Einblicke eröffnen wollte, an wirklich neuen Ergebnissen auch nur beiläufig ermittelt worden? Und die Antwort muß leider lauten: Gar nichts. Máday hat vollkommen recht, wenn er schreibt:

„Alles, was Osten, Krall und Frau Mökel in nunmehr 14jähriger Arbeit gefunden haben wollen, ist, daß das Pferd (der Hund) auch lesen, rechnen, denken könne wie der Mensch. Wir haben nicht die geringste spezifisch dem Pferde (dem Hunde) eigentümliche seelische Erscheinung kennen gelernt. Ja, es ist Krall — obwohl er seit 1905 einen geistigen Verkehr mit Pferden zu pflegen vorgibt — nicht einmal geglückt, jene seelischen Eigenheiten des Pferdes zu entdecken, welche den Reitern und Fahrern seit Jahrhunderten bekannt und in Fachwerken vielfach besprochen sind. Er begnügt sich damit, alles, was er sah, irgendeiner menschlichen Eigenheit (meistens dem „Eigensinn“) einfach gleichzusetzen, und damit ist das Rätsel im Augenblick gelöst. Was er aber vom Menschen her nicht kannte, das ist für ihn gar nicht da.“

Und auch mit dem weiteren Sage dürfte Máday vorläufig Recht behalten, daß unter den Elberfelder besonderen Verhältnissen die genaue Nachweisung der für die Pferde ausschlaggebenden Signale auf große technische Schwierigkeiten stößt. Wenn sich aber dann Máday mit dem allgemeinen und bündigen Nachweis zufrieden gibt, daß die Pferde ohne eigenes Denken offenbar auf irgendwelche Zeichen reagieren, und die Frage nach der Art dieser Zeichen nur für „ein Problem vierten Rangs“ erklärt, so muß ihm in diesem einen Punkte widersprochen werden.

Es wäre denn doch auch theoretisch von erheblichem Interesse, wenn man einmal endgültig feststellen könnte, welche weiteren sinnlichen Zeichen — außer den bereits von Pfungst ermittelten opti-

schen Signalen — in Elberfeld zur vermeintlichen ‚Gedankenübertragung‘ dienen. Eine weitere Art solcher Zeichen hat bereits Tierarzt Wigge bei dem blinden Pferd Werto unbestreitbar erkannt, nämlich Zügelhilfen für den Tastsinn — die übrigens ähnlich auch bei dem an der Leine gehaltenen Mannheimer Hund zur Anwendung gelangen dürften —. Um den weiteren (unwillkürlichen oder willkürlichen) Zeichen endlich einmal genau auf die Spur zu kommen, wird man sich vermutlich mehr mit dem Pferdepfleger Albert Bühren als mit Herrn Krall selbst zu beschäftigen haben. Wigges diesbezügliche Wahrnehmungen sind nämlich unterdes durch zwei weitere Elberfelder Augenzeugen, Herrn Edelberg (Kopenhagen) und Herrn Baege (Berlin), ausdrücklich bestätigt worden, und beide gedenken hierüber selbst Ausführliches zu publizieren. Auch einer der langsam zurückzufinden Anhänger Kralls, der Bienen spezialist H. von Buttels-Reepen, gibt nunmehr in der ‚Naturwissenschaftlichen Wochenschrift‘ (Bd. XIII, Nr. 13) der Überzeugung Ausdruck, daß, nicht Herr Krall, sondern Albert die „Autoritätsperson“ bei den Pferden ist, und findet es nötig, sich von dem Pferdepfleger die Erklärung ‚an Eidesstatt‘ unterschreiben zu lassen, daß dieser weder schwere Wurzelrechnungen ‚im Kopfe auszurechnen‘ vermöge noch den Pferden ‚Zeichen gegeben‘ habe. ‚Diese Erklärung‘, meint Buttels-Reepen behutsam, ‚ist immerhin von Interesse.‘ Ähnliche Erklärungen haben Sarasin und Buttels-Reepen auch von Herrn Krall verlangt und erhalten, in deren vorsichtiger Fassung aber Máday (S. 185 f.) absichtliche Hinterpfortchen belassen findet. Mag dem sein wie immer: solange noch unaufgeklärte Zeichen in Frage stehen, braucht man solchen Erklärungen die subjektive Gutgläubigkeit keineswegs abzuspochen und kann es trotzdem vorziehen, die objektiven Wahrnehmungen der obengenannten Au-

genzeugen für glaubwürdiger zu halten. Wenn allerdings Herr Krall fortfährt, methodische Nachprüfungen zu verweigern — und das hat er neuerdings wieder gegenüber mehreren Gelehrtenkommissionen getan —, dann wird die Zahl derer immer mehr wachsen, die mit Mabay über diese ganze Elberfelder „Tierpsychologie“ zur Tagesordnung übergehen.

Dr. Max Ettlinger.

## Literatur

**Die Erschließung der Goetheschen Sammlungen.** Goethes Bild scheint für uns abgerundet und bis ins kleinste ausgeführt. Es läßt sich nicht annehmen, daß jemand vermessen genug gewesen wäre zu glauben, er könne diesem Bilde noch irgendeinen wesentlichen Zug anfügen. Das Auftauchen eines noch unbekannten belanglosen Gelegenheitsgedichtes, irgendein Brief eines Zeitgenossen über Goethe, alles dies durfte in allen Zeitungen mit der gehörigen Wichtigkeit verkündet werden. Und nun, achtzig Jahre nach seinem Tode, erhebt Goethe selbst seine Stimme und gibt uns eine neue und nachdrückliche Darstellung seines Wesens. Er redet zu uns durch seine Sammlungen, die bis zum heutigen Tage in Kisten und Schränken des Goethehauses begraben lagen, nicht einmal den Forschern bekannt, und die nun, Ostern 1914, in ihrer überwältigenden Eindringlichkeit der Gegenwart und der Zukunft wiedererstanden sind. „Nicht leicht“, sagt Goethe, „wird jemals so vieles und so vielerlei an Besitztum interessantester Art bei einem einzigen Individuum zusammenkommen. Es wäre schade, wenn dies alles auseinandergetrennt würde. Ich habe nicht nach Laune und Willkür, sondern jedesmal mit Plan und Absicht zu meiner eigenen, folgerechten Bildung gesammelt und an jedem Stück meines Besitzes etwas gelernt.“ Und wenn Goethe die „Konservierung“ seiner so aufschlußreichen Sammlungen wünschte, so ver-

standen seine Nachkommen dieses „Konservieren“ eben lediglich als ein Bewahren. Aber selbst als endlich nach dem Tode des letzten Goethe 1885 das Goethehaus seine Pforten weit aufst, mußte man sich doch zunächst damit begnügen, die persönlichen Erinnerungsstücke auszustellen, höchstens, daß dem Publikum vergönnt war, einen Teil der Majoliken, oder irgendeine hervorragende Kleinplastik zu sehen. An eine systematische Erschließung des gesamten Besitzes ging man nicht. Vielleicht waren wirklich die beschränkten Raumverhältnisse an der Sekretierung schuld, obgleich nicht einzusehen ist, weshalb die Vorgänger des jetzigen Direktors, Geheimrat Dr. v. Dettingen, in irgendeinem der zur Verfügung stehenden Räume nicht in systematischer Reihenfolge Teil auf Teil der Sammlungen zugänglich machten. Jedenfalls begann erst unter von Dettingens Regime im vorigen Jahr der Bau eines neuen Hauses neben dem eigentlichen Goethehaus, und jetzt ist der Bau beendet, und die Sammlungen sind überführt.

Gleich nach dem Bekanntwerden der Bauabsichten waren hier und da Proteste gegen die Veränderung der Umgebung des Goethehauses zu lesen. Aber eigentlich handelt es sich gar nicht um eine Veränderung, sondern um eine, wenigstens annähernde Wiederherstellung des alten Zustandes. Die nach der Seifengasse zu, gegenüber der Rückfront des „Weißen Schwans“, dem Goethehaus schon bei Goethes Lebzeiten angebauten Kleinbürgerhäuser wurden 1890 abgerissen, da man wegen einiger in der Nähe vorgekommener Brände für das Goethehaus selbst fürchtete. Von diesem Zeitpunkt an also erst präsentierte das Haus sich nach Osten freiliegend, und da man in Goethes Hausgarten nicht gut bauen konnte, der Neubau aber in innigstem Zusammenhange mit dem alten Hause stehen mußte, so benützte man den an der Seifengasse vorhandenen Platz, um hier ein schlichtes Haus, acht Fenster

Front, mit einem Stockwerk und einer Mansarde, in gut bürgerlichem Stil zu bauen. In diesem Haus sind nun in fünf Räumen die Sammlungen Goethes untergebracht und zum ersten Male seit Goethes Tode in ihrer Vollkommenheit dem Publikum zugänglich.

Wer die neuen Räume betritt, wird bestürzt sein. Es handelt sich nicht um hundert, nicht um tausend, sondern um mehrere Tausend Nummern. Man glaubt das Museum einer wohlhabenden Mittelstadt zu betreten. Aber man sieht ja hier nicht wahllos Zusammengerafftes, sondern Stück für Stück ist von Goethe, wie er selbst sagt, „mit Plan und Absicht zu meiner eigenen und folgerechten Bildung gesammelt“. Und wenn gewiß die 160 Bände der Sophien-Ausgabe Ehrfurcht vor der Schaffenskraft und dem Reichtum der Persönlichkeit des Dichters erwecken, so erweckt die Betrachtung dieser Sammlungen das gleiche Gefühl: Ehrfurcht. Es ist nicht wahr, daß wir bis zu diesem Tage Goethe gekannt haben: wir haben ihn nicht gekannt, auf jeden Fall ist uns Goethe nie in solch einer überragenden Größe entgegengetreten. Gelehrte haben immer gesammelt, aber sie beschränkten sich auf das, was ihres Faches war, hier aber sehen wir in die geistige Werkstatt eines universalen Geistes. Wie Goethe wurde — das haben wir hier handgreiflich vor Augen.

Gewiß ging Goethe von einem fertigen Plane aus, ja mehr: Der Empirie ging die Intuition voraus, aber dadurch eben wurden diese Sammlungen Goethes Sammlungen und nicht die irgendeines weitinteressierten Gelehrten. Sicher ist kein Stück aufgenommen, es entspräche denn dem unverrückbaren Plan, aber dadurch gerade wird jedes Stück ein notwendiger Teil an Goethes Bildung selbst, von selbständigem Werte für sein Wesen und aufschlußreich für dasselbe. Die Majoliken, fast alle derselben Epoche angehörend, deuten noch am ehesten auf Liebhaberei, aber schon in den Medaillen

und Plaketten zeigt sich der vorgefaßte Plan, nicht weniger in den Kleinplastiken und den geschnittenen Steinen. (Einzelne persönliche Erinnerungsstücke gehören eigentlich nicht in die neuen Räume.) Aber dann kommen die Handzeichnungen, die Stiche und Holzschnitte, die physikalischen Apparate (zum Teil in Goethes Hause selbst angefertigt), Hilfsmittel zu chemischen Experimenten, die Apparate, denen Goethe seine Farbenlehre verdankt, meteorologische Apparate, eine Bibliothek, prähistorische Funde, die Schädel Sammlung, aus der die Entdeckung des Zwischenkiefers resultierte, die überaus reichhaltige Sammlung zur Metamorphose der Pflanzen, die geologische Sammlung, ja sogar instructive Stücke zur Pflanzenpathologie. Was in seinen Schriften von diesem allen niedergelegt ist, hier erst wird es in seiner ganzen umfassenden Größe offenbar. Das wichtigste aber ist, daß für jeden, der Augen hat, in diesen Räumen der Begriff „Goethe“ sich ungeahnt weitet; wenn drüben das alte Haus dem Menschen Goethe geweiht ist, so ist das neue Haus dem Geiste Goethes geweiht.

Herwig.

## Theater

### Paul Ernsts „Ariadne auf Naxos“.

Die dreiteilige Mythen-Dichtung „Ariadne auf Naxos“ von Paul Ernst stellt dar, wie Theseus und Ariadne auf der Insel Naxos ankommen, wie Ariadne, der der Ruf einer Watermörderin vorausgeeilt ist, vom Volke bitter angefeindet wird, wie Theseus vom Priester als dem Vertreter des Volkes aufgefordert wird, sich von der Ruchlosen zu trennen, wie er ahnungslos schließlich das Geständnis Ariadnes hört, die aus Liebe zu ihm gehandelt hat, und sein Entsetzen über ihre die Schranken des Menschlichen durchbrechende Tat nicht fassen kann; wie Dionysos, der Gott, dem Ariadne ursprünglich bestimmt ist, ihre Freveltat begreift, verzeiht und die Schuldig- und



schuldige, während Theseus den Streichen des empörten Volkes erliegt, entsühnend zu sich emporzieht: denn wer sich mit Absicht und Tatkraft über die engen Schranken des Menschlichen erhebt, der steigt zum Göttlichen auf. Der Mensch wird Gott. Man sieht die enge Verbindung mit der Gedankenwelt Nietzsches.

Dieser einfache Vorgang ist in einer streng stilisierten Form und in stilisierter Verssprache ausgedrückt. Alle drei Akte zeigen den nämlichen Aufgang zu einer Tempelhalle; dreimal eröffnet das Gespräch eines Greises und eines Jünglings die Geschehnisse; in großem und strengem Wechselspiel ziehen die Szenen Theseus Ariadne, Ariadne Dionysos, Theseus Dionysos an uns vorüber. Theseus, erst empört über das Verlangen des Dionysos, sich von Ariadne zu trennen und sie ihm zu überlassen, erkennt sterbend diese Lösung als einzig mögliche an. Die Erscheinung des Dionysos, der im Mittelpunkt des Geschehens und der Szene steht, macht einen wunderbaren Eindruck.

Es ist nicht leicht, zu dem dramatischen Schaffen Paul Ernsts Stellung zu nehmen. Von der einen Seite — ich nenne nur Karl Scheffler — wird er als der größte deutsche Dramatiker seit Hebbel bezeichnet; Aufsätze, die zu seinen Gunsten erscheinen, heben hervor, daß Ernst die hergebrachte Bewunderung Shakespeares nicht teile, sondern sie für überwunden ansehe; von der anderen Seite wird sein dramatisches Schaffen als kalt, rein dialektisch, als die Produktion eines reflexiven Grüblers bezeichnet, seine Gestalten als blutlos und schattenhaft, seine Anschauungen als abstrakt. Wenn man den Neuklassizismus nach dem vorliegenden Drama beurteilt, dem echte dramatische Konflikte, Größe des Stils und der Anschauung nicht abgesprochen werden können, so läßt sich diese Erneuerung des Racine sicherlich als ein fremdartiges Gewächs bezeichnen: als der äußerste Gegensatz gegen das, was Les-

sing durch seine dramaturgischen Kämpfe uns zu erstreiten suchte: die Befreiung von dem französischen Vorbild in der Tragödie — was Goethe, Schiller, Kleist, Grabbe, Otto Ludwig in Anknüpfung an Shakespeare zu schaffen suchten: das nationale Volksdrama. Die neuklassizistische Richtung würde sich darnach als eine Gegenströmung gegen die innerste Grundrichtung eines germanischen Volksdramas auf charakteristischer Grundlage erweisen, wie es unter den Lebenden Lienhard, Faldenberg, Geucke anstreben; sie will Typen, nicht individuelle Charaktere, Annäherung an die griechische und französische, kurz die klassizistische Form, nicht Fortgang innerhalb der germanischen Kunstform des neueren Dramas; sie müßte deshalb von diesem Standpunkt aus bekämpft werden, wenn anders sie zur Macht gelangte. Aber das ist kaum anzunehmen; die von Ernst, wenigstens in diesem Fall, gewählte Kunstform ist bei aller Schönheit doch eine zu ferne und fremdartige, als daß sie auf deutsches Gemütsleben einen tieferen Eindruck machen könnte. Sie ist durch und durch unvollständig.

Trotz dieser grundsätzlichen Gegnerschaft, trotz des Umstandes, daß auch in diesem Stücke eine starke dramatische Bewegung fehlt, die sich nur an einzelnen Stellen entläßt, hinterläßt Ariadne auf Naxos einen bedeutenden Eindruck, der sich noch steigern würde, wenn die Hauptrollen von überragenden Schauspielkräften gegeben würden, was in Weimar nur zum Teil der Fall war, wo das Stück am 24. Februar seine Uraufführung erlebte.

Dr. Ernst Wachler.

## Verschiedenes

**Filmkritik.** Der Kultur der Gegenwart, insbesondere der Jugend- und Volksbildung, ist im Film eine Hilfe erwachsen, deren Bedeutung schnell anerkannt werden mußte. Heute unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel mehr, daß der

Film sich vor unseren Augen zu einer Großmacht entwickelt hat, die alle anderen Erscheinungen auf dem großen Gebiete der Unterhaltung und des Vergnügens machtvoll übertrifft.

Wenn die Mehrheit der heutigen Filmprodukte roh, kunstlos, ja direkt kitschig ist, so ist das einzig und allein die Schuld des modernen Publikums, das sich Rohheit, Kitsch und offenbaren Blödsinn ruhig bieten läßt. Und warum das? — Jedenfalls nicht deshalb, weil das Publikum es so haben will! Was das Publikum tatsächlich wünscht, läßt sich heute überhaupt noch nicht feststellen, denn es fehlt an einem Organ zur Meinungsäußerung, es fehlt an der öffentlichen Kritik des Einzelfilms durch die Presse. Demgegenüber kann nicht darauf verwiesen werden, daß erfahrungsgemäß bestimmte Darsteller ganz besonders „ziehen“. Diese Zugkraft ist weniger auf ein wahres Bedürfnis als auf die Wirkung einer strapellosen Reklame, die für gewisse Kinostars unter Aufwand großer Kosten losgelassen wird, zurückzuführen. Wer aber kann sich heute der Reklame und ihren Einflüssen entziehen? Am wenigsten jedenfalls der Kinobesucher, der Theater und Variété aus Gründen persönlicher Bequemlichkeit meidet und dem Filmtheater den Vorzug gibt, weil hier seiner Fassungskraft am wenigsten zugemutet wird, weil er an keine Zeit gebunden ist, weil er rauchen, weil er sich während der Vorführung nach Herzenslust auf seinem Stuhl herumlegen kann! Ein solcher Besucher — und die überwältigende Mehrheit der Kinostammgäste ist von dieser Art — will gar keinen eigenen Willen haben, sondern der Arbeit der Erschließung, der Mühe des eigenen Urteils dadurch enthoben werden, daß er dem größten und grellsten Plakat, dem unverschämtesten Prospekt einfach folgt! — Ist es hiernach wohl ein Wunder, wenn die Früchte der Filmindustrie so oft für einen ernsthaften Menschen ungenießbar sind? Solange jeder Film-

fabrikant für sich selbst Reklame, laute, schreiende Reklame machen muß, ist an eine Besserung nicht zu denken, denn so lange steht hinter dem größten Maul — das nie die größte Leistung hinter sich hat — der größte Erfolg!

Von der Möglichkeit und Notwendigkeit der Reklame muß der Film befreit werden! Der gegebene Weg ist der der öffentlichen Besprechung, die Einführung der „Kritik“. Ganz allgemeine Wert- oder Unwerturteile, meist moralischer Art, wie sie bisher über das Filmwesen fast ausschließlich gebracht werden, sind gänzlich unkontrollierbar und daher zwecklos! — Nun hat aber das Wort „Kritik“, namentlich aber das Wort „Theater-“ und insbesondere das Wort „Musikkritik“ einen oft sehr üblen Beigeschmack für den Zeitungsleser. Wer beruflich der Presse zugehört, wird sich — nebenbei bemerkt — hierüber nie einigermaßen klar werden können mit Rücksicht auf den gänzlich verschiedenen Standpunkt des Lesers. Der Kritiker wird als ein Vormund empfunden, er richtet, der Leser aber ist mündig und hat schon selbst gerichtet! Wenn sich dann die Urteile nicht decken, ist die Sache böse, am schlimmsten stets auf dem leidenschaftsvollen Gebiete der Musik, wo überdies noch wirtschaftliche Abhängigkeiten und somit Klüngel oft genug zu besonderer Bedeutung gelangen. — Wird auch die Filmkritik Schwierigkeiten solcher Art in die Welt setzen? — Nein! — Film bleibt Film, er bleibt unabhängig von der Aufführung, die für die Wirkung musikalischer und dramatischer Werke unbedingt bestimmend ist. Ein einseitig subjektives Urteil, gewollte Mißgunst und beabsichtigte Lobhudelei werden ohne Wirkung bleiben, weil die Vorführung des Films nicht lokal begrenzt ist. Während eine dramatische Aufführung in einer mittleren Großstadt zwei oder drei kri-

\* Anfänge zu einer solchen Kritik finden sich in der Zeitschrift „Bild und Film“, M.: Gladbach. D. Med.

tische Zeitungsgeister findet, die sich gleichen lokalen Einflüssen oft schwer entziehen können, steht zur Beurteilung eines und desselben Films die Presse beider Welten zur Verfügung. Welch großes Interesse eine Vergleichung der Ansichten verschiedener Nationen bieten wird, versteht sich von selbst. Es ist hierbei immer daran zu denken, daß das zu beurteilende Objekt stets das gleiche ist, mag die Vorführung in Lissabon, in Konstantinopel, in San Francisco oder in Sidney erfolgen! Der kritische Niederschlag ist also ein ganz reiner und unverfälschter. — Es gibt kaum ein Ding, das dem abändernden Einfluß der Zone so wenig unterworfen wäre wie der Film, jedenfalls nichts unter den Dingen, die der breiten Allgemeinheit so zugänglich sind wie dieser.

Die Frage, ob seitens der Leserkreise den Filmbesprechungen genügendes Interesse entgegengebracht wird, ist eine recht müßige! Die Antwort kann da ruhig lauten: „Das wollen wir mal abwarten!“

Bleibt noch die — mit der vorigen eng zusammenhängende — Frage, ob der Einfluß der Kritik ein tiefgreifender sein wird. Auch hier kann man sich mit einem bloßen Hinweis auf die Zukunft begnügen. Die Antwort ist aber zum Teil schon in dem Vorgesagten enthalten. Was nämlich bisher die Reklame machte, wird die sachliche Kritik besorgen. Wenn einmal schwarz auf weiß konstatiert wird, daß die Vorführungen der ewigen Nachlaufepossen mit zerbrochenen Eiern, einfallenden Gerüsten usw. eine Herausforderung des Publikums sind, daß diese

oder jene Diva nebst den zugehörigen Filmdramen auf die Dauer kein Interesse zu erregen vermag, so wird das der vorerwähnte Stammgast, der sich so gerne auf seinem Stuhl herumflegelt, sofort mit vieler Wonne auch seinerseits konstatieren und finden, daß das eigentlich schon lange seine Meinung gewesen sei. Es muß eben einmal gesagt werden. Die Presse aber ist der Mund der Gegenwart.

Welche Folgen eine sachliche Kritik, die in einem Verhältnis zur Kunst stehen muß, für den Film und sein Publikum haben wird, ist nicht schwer zu erkennen. Was der Zensor für das Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit tut (oder tun sollte!), hat die Kritik für den sogenannten guten Geschmack zu leisten. Dieser letzteren Aufgabe kann und darf sich der Zensor schon von Gesetzes wegen nicht unterziehen. Die Öffentlichkeit darf hier nicht fehlen. Die vielfach angeregten „Prüfungskommissionen“ sind also unbedingt zu verwerfen!

Die Kritik selbst erfordert einen ganzen Mann! Der Film hat schon zur Genüge Leistungen, die ernst zu nehmen sind, gezeitigt. Die Möglichkeiten hoher Kunstgenüsse durch den Film sind in unabsehbarer Zahl vorhanden, insbesondere bei einer Verbindung mit guter Musik. — Die Zeit, wo man das Filmtheater möglichst unter dem Schutz der Dunkelheit betritt und dann etwaige Bekannte mit einem verlegenen Lächeln begrüßt, wird sehr schnell dahin sein.

Dr. Wilhelm Schlechtriem.

## Neues vom Büchermarkt

Kromer, Heinrich Ernst, „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt“. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M., M. 3.50.)

Wie ein junger Mensch von Hause flieht, um Maler zu werden, und wie er wieder heimfindet, ist hier erzählt. Und zwar erzählt in einer wohlthuend naiven Art, wie der arme Mann aus Loggenburg er-

zählt hat. Es gibt eine gute Stunde, dieses Buch zu lesen, das in seiner Schalltheit, Treuherzigkeit, „blonden Jugendbuselei“ so ganz deutsch ist, deutsch auch in Art der Stellung zum Weibe.

Lilien, Anna Freiin von, „Duell und Ehre“. (J. P. Bachem, Köln, M. 4.—.)

Der Verleger hat zu diesem Roman

ein Vorwort geschrieben, Alois Fürst zu Löwenstein ein Nachwort. Daraus schon geht hervor, wie das Buch angesehen werden soll, als eine Anti-Duell-Schrift. Und wirklich ist die ganze Handlung nur um die Absicht herumgeschrieben, das Unsinnige des modernen Duells zu zeigen, ohne daß man von einem sonderlichen Gelingen dieser Absicht sprechen kann. Dazu mangelt es doch auch an der überzeugenden Gestaltungskraft.

M a t t h e y, Maja, 'Die Stadt am See'. (Drell Füßli, Zürich, M. 3.60.)

So schwerfällig dieser Züricher Roman auch erzählt ist, so besticht den Leser doch der menschliche und künstlerische Ernst der Verfasserin. Zwei Familien, zwei Frauen eigentlich nur, die eine leichtfertig tänzelnd, die andere schwer ringend, sind gegeneinandergestellt, die Pflichterfüllung siegt. Die etwas spröde, hölzerne Art der Darstellung mag dem Wesen der Schweizerin entsprechen, der reichsdeutsche Leser wird sich erst in dieses Wesen hineinfinden müssen.

M e r k l, Kaspar Ludwig, 'Der Gutsbesitzer von Holderau'. (Albert Langen, München, M. 2.—.)

Die schwachen Versuche eines schwachen Menschen, des Lebens Herr zu werden, bilden den Vorwurf dieser psychologischen Studie. Ein besonderes Talent ist an ihr nicht zu gewahren.

Z o f f, Otto, 'Das Haus am Wege'. (Rütten & Loening, Frankfurt a. M., M. 3.—.)

Es beginnt sich allmählich eine gewisse uniforme, an sich recht gute Art, sich auszudrücken, allgemein zu verbreiten. Aber wie fehlt es im wesentlichen! Gestaltung, gesunde Kraft, Tiefe, — davon ist auch in diesem Buche wenig. Dafür aber Liebesverhältnisse mit alt und jung; der junge Held des Buches liebt einfach die ganze Familie durch. Was soll man mit solchen Büchern anfangen? Steinbeil.

## Unsere Kunstbeilagen

Die Blumenbilder der alten niederländischen Meister, in denen im Gegensatz zu modernen Blumenstücken die Freude an einer gewissen materiellen Fülle und prunkenden Farbigeit überwiegt, und die eingehenden Pflanzenzeichnungen Dürers, in denen sich zu der liebevollen Sorgfalt der alten deutschen Maler für den Pflanzenorganismus eine neue fast wissenschaftliche Detailschilderung gesellt, sind als eine bildliche Begleitung der 'Kleinen Blumenpredigten' von Else Hassé gedacht.

---

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Golln  
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München  
Mitteiler für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg  
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München  
Für Österreich-Ungarn preßgesetzlich verantwortlich: Georg Schöpferl in Wien IV,  
Favoritenstraße 35

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.  
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59  
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.  
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau  
nur bei genauer Quellenangabe gestattet.





Hans Thoma/Feldblumen



Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart



Elfter Jahrgang

Juli 1914

## Der erste Fürst von Albanien und seine Aufgabe / Von E. Schulz

Wenn es mit diplomatischen Verhandlungen nicht anders werden sollte, so stünde das neue Fürstentum Albanien als ein isoliertes Gebilde da. Es wäre erschlagen und auf dem Balkan besetzt. Auf dem Balkan befindet sich ein Gebiet, in welchem jetzt erst aus der Theorie in die Wirklichkeit überzugehen ist. Vorläufig besteht das Fürstentum als ein geographisches und nicht als politisches Gebilde.

Die Aufgabe des Prinzen zu Wied als designierter Herrscher ist eine der schwersten, die wohl je an einen Herrscher herangetreten ist. Sie kann gar nicht verglichen werden mit denen, die Fürst Karl von Rumänien, Alexander von Serbien, Ferdinand von Bulgarien, der 80 Jahren das Haus Wittelsbach, sein Vorfahr, das Kaiserthum Bulgariens in Griechenland übernommen hat. Sie kamen ohne jede Tradition und Beziehung. Sie waren Edelreiter, die auf einen wilden Kampf mit den Türken von denen man nicht wußte, ob sie sich mit den Christen vereinigen würden. Aber ihre Aufgabe war nicht so leicht, das Experiment nicht halb so gefährlich, wie das von Wied\*.

\* Der Auftrag war vor Ankunft des Fürsten zu Wied. (Hochland XI. 10.)





Hans Thoma, Sommer I

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt, Leipzig.





Elfter Jahrgang

Juli 1914

## Der erste Fürst von Albanien und seine Aufgabe / Von E. Schulz

### I.

**W**enn es mit diplomatischen Beschlüssen allein getan wäre, so stände das neue Fürstentum Albanien da, die albanische Hydra wäre erschlagen und eine Hauptursache der ewigen Unruhen auf dem Balkan beseitigt. In Wahrheit tritt das albanische Problem jetzt erst aus der Theorie in den Zeitpunkt des wirklichen Versuches. Vorläufig besteht das Fürstentum Albanien noch immer als geographisches und nicht als politisches Gebilde.

Die Aufgabe des Prinzen zu Wied als designierten Fürsten ist eine der schwersten, die wohl je an einen Herrscher herangetreten sind. Sie kann gar nicht verglichen werden mit denen, die Fürst Karl von Hohenzollern in Rumänien, Alexander von Battenberg in Bulgarien und vor 80 Jahren das Haus Wittelsbach, später ein Prinz des dänischen Königshauses in Griechenland übernommen haben. Auch sie waren fremdstämmisch, kamen ohne jede Tradition und Beziehung zu ihren Untertanen ins Land; sie waren Edelreiser, die auf einen wilden Stamm gepfropft wurden, und von denen man nicht wußte, ob sie sich mit ihm zu einem fruchttragenden Baume vereinigen würden. Aber ihre Aufgaben waren trotzdem unverhältnismäßig leichter, das Experiment nicht halb so gewagt wie das des Prinzen von Wied\*.

\* Der Aufsatz war vor Ankunft des Fürsten in Albanien geschrieben. Die  
Hochland XI. 10.

Bulgaren, Rumänen und Griechen hatten zwei von drei Dingen vor dem neuen Albanien voraus, die zur Entwicklung eines jungen Staates von unermesslichem Vorteil sind und wofür das glaubensglühende Spanien focht, wenn es sich mit dem Schrei gegen den mohammedanischen Erbfeind stürzte: „Einen Gott, ein Vaterland, einen König!“

Erstens haben Bulgaren, Rumänen und Griechen „einen Gott“; denn sie bekennen sich fast ausnahmslos zum orthodoxen Glauben. Die religiösen Minderheiten der Mohammedaner unter ihnen konnten einer orthodoxen erdrückenden Mehrheit nicht gefährlich werden. Die befreiten Länder stellten zweitens abgerundete Gebilde dar, die vor allem einig waren in der Sprache, einig in der Lebensart, einig in den Zielen und zusammengeschrumpft durch eine harte, halbtausendjährige Knechtschaft. Dann aber waren sie ferner das Gehorchenmüssen und ein strenges Regiment gewöhnt. Gemeinsam hatten sie unter barbarischen Fremdlingen für den Glauben als oft mißhandelte Völker gelitten. Es hatte in der großen Masse dieser drei Nationen keine erhebliche Minderheit oder Mehrheit gegeben, die den andern Volksteil brutal unterdrückte und in Glauben und Sitte vergewaltigte wie bei den Albanern. Denn alles, was Renegat wurde und den Islam, die Religion des Eroberers und Blutsaugers, annahm, galt und gilt noch heute auf dem Balkan bis in die jüngste Zeit als Türke und als von der Rasse, nicht nur vom Glauben, losgelöst. Bulgaren, Griechen und Rumänen fehlte nur das Oberhaupt als Krönung und sichtbarer Träger nationaler Einigung, Befreiung und nationaler Wiedergeburt.

Wie steht das mit dem neuen Fürstentum Albanien? Wir wollen hier die Schwierigkeiten untersuchen, mit denen jeder Herrscher zu rechnen haben wird.

Um es kurz zu sagen: Er findet nur rohe, schwer zu behauende und noch schwerer zusammenzufügende Blöcke vor, aus denen er erstmal die Grundmauer des Staatsgebäudes zusammenfügen soll. Er hat mit andern Worten erst die Basis zu schaffen, um ein modernes Staatesgebilde lebensfähig zu gestalten. Man weiß nicht, welche Schwierigkeiten man als größer ansehen soll, die religiösen, die nationalsprachlichen oder die sozialpolitischen.

Die geghische Masse des Nordens ist in Sprache, Charakter und teilweise in der Religion radikal verschieden von der toskischen des Südens. Geghen im Norden sprechen einen Dialekt, der von den Tosken, die südlich des Schkumbi, wo die Grenze beider Sprach- und Stammesgebiete liegt, wohnen, so verschieden ist, daß nicht selten Tosken und Geghen sich des Neugriechischen bedienen, um sich verständlich zu machen. Nicht einmal über einheitliche Schriftzeichen konnten sich die Albaner bisher verständ-

---

Ereignisse haben einen überstürzenden Charakter und die Dinge einen Verlauf genommen, wie sie hier angedeutet werden. Was für den Fürsten von Wied gilt, gilt für jeden seiner Nachfolger. Ob der Prinz von Wied sich noch längere Zeit halten kann, ist mehr als zweifelhaft. Hamburg, 27. Mai 1914.

digen. Der Norden mit seinem stark katholischen Einschlag will im Prinzip lateinische Lettern, der Süden, dank alter national-griechischer und griechisch-orthodoxer Einflüsse, das griechische Alphabet. Eine beträchtliche Gruppe der Mohammedaner, die zwei Drittel Seelen vom zukünftigen Fürstentum ausmachen, die den Grundbesitz zum überwiegenden Teil in Händen haben und den Hochadel des Landes zu fünf Sechstel repräsentieren neben zahlreichem Niederadel, kämpfen für das schwierige und unpraktische arabisch-türkische Alphabet aus Glaubensrücksichten und aus Tradition. Damit nicht genug sind im geghischen Norden die Befürworter eines lateinischen Alphabets selber wieder nicht einig über die Schreibweise vieler Wörter; so daß ein Kenner der albanischen Verhältnisse meint, daß man schließlich soviel Rechtschreibungen haben würde, als Nordalbaner vorhanden seien. Die Schwierigkeit liegt mit in den verschiedenen albanischen Lauten, die sich, ähnlich dem französischen Nasal- und dem englischen Zischlaute, nur durch das Ohr erlernen und nur schwer oder gar nicht schreiben lassen. Ein Kompromiß aber in der Art, daß die griechisch-orthodoxen Losken des Südens sich der sogenannten Cyrillischen Buchstaben, die zum Teil römisch-katholischen Geghen des Nordens und die Mohammedaner in Mittel- und Ostalbanien aber der lateinischen Schriftzeichen bedienen dürfen, hieße den Staat national von vornherein zerreißn und den Süden direkt in die Arme Griechenlands treiben, wo ein großer Teil der Bevölkerung schon jetzt sich bewaffnet hat und entschlossen ist, sich der Einverleibung in den neuen Staat mit Waffengewalt zu widersetzen. Man darf nicht einwenden, daß die Einführung des lateinischen oder cyrillischen Alphabets mit seinen bedeutend komplizierteren Schriftzeichen gleichgültig sei, wenn überhaupt nur ein einheitliches durchgesetzt werde. Der Entscheid wird von unabsehbarer Tragweite sein. Denn das lateinische Alphabet wird Albanien mit der westeuropäischen Zivilisation verbinden, das cyrillische fettet es an die slawo-griechische Welt des Ostens. Die römisch-katholischen Slawen, Kroaten, Tschechen, Polen, Slowenen und die Magyaren stehen aus dem Grunde vollständig in der Kultur Westeuropas, weil sie als Katholiken mit Westeuropa, dann aber durch gemeinsame Schriftsprache in engster Verbindung mit ihm geblieben sind.

Eine Einführung der türkisch-arabischen Schrift aber, wie sie die offizielle Türkei für Albanien vorschrieb, kann nicht in Frage kommen, trotz des Geschreis einiger mohammedanischer Fanatiker in Albanien. Sie mag für religiöse Bräuche und Vorschriften der Mohammedaner weiter geduldet werden. Sie war für die gebildeten Albaner, auch für die Mohammedaner, immer etwas Fremdes und kann auch aus religiösen Gründen niemals zu einer herrschenden Bedeutung gelangen. Mit der Wahl eines deutschen Fürsten dürfte das Übergewicht der lateinischen Buchstaben für den Schulunterricht gesichert sein. Ob es aber einem deutschen Fürsten je gelingen wird, im Süden des neuen Albaniens die griechische Schule zur Annahme der lateinischen Buchstaben zu zwingen, ist zweifelhaft. Katholiken und Mo-

hammedaner werden keine Schwierigkeiten machen, aber die griechisch-orthodoxe Bevölkerung des Südens, die zwei Zehntel der Seelen des neuen Fürstentums ausmacht, wird sich mit echt griechischer Zähigkeit wehren, dessen können wir nach den jetzigen Proben mit 'Freiwilligen-Bataillonen', 'Heiligen Scharen' usw. gewiß sein.

Hinter der Wichtigkeit eines einheitlichen Alphabets mit einheitlicher Rechtschreibung tritt das Problem gemeinsamer Amts- und Verhandlungssprache etwas zurück. Für Albanien können Toskisch und Geghisch als gleichberechtigt anerkannt werden mit der Bedingung, daß jeder Beamte die beiden Dialekte beherrschen muß.

Entscheidend dagegen ist wieder für eine schnelle oder langsame Modernisierung und Entwicklung Albaniens die Form der Regierung. Für den neuen Fürsten handelt es sich darum, ob er mit einem Parlament auf allgemeinen Wahlen beruhend oder einer Art Stände- und Landsmannschaftsversammlung regieren will, die von Städten und einzelnen Stämmen gewählt wird. Nach den Proben, die die während des Krieges in Valona zusammengekommenen Führer bei ihren Beratungen angesichts der furchtbaren Notlage ihres Volkes und Landes abgelegt haben, läßt sich von einem albanischen Parlament wenig fruchtbringende Arbeit erwarten.

Das Beste für Albanien ist ein aufgeklärter Absolutismus mit einer parlamentarischen Altrappe, wie er in Montenegro faktisch besteht.

Man braucht nicht soweit zu gehen wie der ehemalige serbische Ministerpräsident Dr. B. Georgewitsch\*, der dem neuen albanischen Staate jede Lebensfähigkeit abspricht und die Gründe dafür im albanischen Volkscharakter, der Geschichte usw. sucht. Daß ein Serbe den alten Erbfeind, der seine Brüder in Altserbien und Westmazedonien, besonders in den Vilajets Kossowo und Novipazar, in oft unmenschlicher Weise bedrückt, beraubt und strichweise ausgemordet hat und allein in den letzten Jahrzehnten fast 100 000 Serben nackt und bloß über die Grenzen nach Serbien zu fliehen zwang, objektiv und nachsichtig beurteilt, kann man nicht erwarten. Trotzdem bleibt aber sein Buch ein Dokument liebevollen Hasses, wo mit Bienenfleiß alles zusammengetragen ist, was die Albaner als Volk und Menschen verächtlich zu machen geeignet ist. Das Buch ist geradezu ein Musterbeispiel für Leute, die behaupten, daß man trotz buchstabenhäufig richtigen Zitierens den ganzen Charakter eines Mannes oder einer Bewegung zu fälschen vermag. Deshalb kann auch die scheinbare Ehrlichkeit von Georgewitsch, wenn er sagt: 'Steinmetz, Ropcza, Sieberz, die den Albanern sonst gewogen sind, selbst sagen usw.', an der offensichtlichen Tendenz dieses Buches und seiner innern Unehrllichkeit nichts ändern, weil er diese Autoren nur dort zitiert wo es ihm für seine Tendenz paßt, nicht aber wenn sie das Gegenteil seiner Behauptungen beweisen. Es ist

\* Dr. B. Georgewitsch: 'Die Albanesen und die Großmächte'. Verlag von G. Hirtzel. Leipzig 1913.

hier nicht der Platz, um über die Albaner als Volk, ihre Fähigkeiten, einen Staat zu bilden, ihre Kultur, ihre Vorzüge und Schattenseiten ausführlich zu sprechen, weil der Raum es verbietet. Ich verweise aber auf die vorzüglichen Schriften von Karl Steinmeyer, dessen Beobachtungen und Beurteilungen für die oberalbanischen Alpenstämme als durchaus zuverlässig und treu zu betrachten sind, wie ich an Ort und Stelle erfuhr. Als Standardwerke für albanische Sprache und Kultur müssen noch immer für ganz Albanien die von Georg von Hahn, dem eigentlichen Wiederentdecker Albaniens und Begründer der modernen Albanienforschung, angesehen werden. Zwei neuere Autoren darf man indes neben Sieberz, Steinmeyer, Tppen nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn man Albanien und die Albaner kennen lernen will, nämlich Miß E. Durham (*The burden of the Balkan*) und Brailsford (*Macedonia*). Letzteres Werk ist geradezu klassisch zu nennen in bezug auf die Schilderung der himmelschreienden Zustände, unter denen die Christen Mazedoniens infolge einer fast märchenhaft klingenden Korruption und Erpressung der türkischen Beamtschaft litten und die, wie Brailsford schon 1905 in seinem obengenannten Buche richtig prophezeite, zur letzten Katastrophe für die Türkei führen mußten. Diese beiden Autoren geben objektiv die Schatten- und Lichtseiten der Albaner als ausgesprochenen Herrenvolks wieder.

Von der Unkultur und Unbildung des heutigen Albaniens macht sich der Westeuropäer gar keine Vorstellung. Schuld daran sind die Blutrache, die jahrhundertalten Fehden und der Mangel fast jeglicher Verkehrstechnik im ganzen Lande. Albanien ist das typische Land einer jahrhundertalten Anarchie, die aus türkischer Indolenz und Kraftlosigkeit ihre Nahrung zog.

„Eine nationale Regierung wäre ein Danaergeschenk für die Albanesen,“ sagt Hassert (*Mitteilungen der I. I. Geographischen Gesellschaft*. Wien 1898 S. 369), und man kann ihm in gewisser Beziehung zustimmen. „Das Lebens-element des Albanesen ist die Anarchie,“ sagt Freiherr von Chlumetzky in seinem Buche über die albanische Frage und Österreichs Politik.

Der Charakter des Volkes, die trostlose Unwissenheit, Mangel an Gemein Sinn, der so weit geht, daß selbst während der Zeit, als die Serben sengend, mordend und plündernd Nordalbanien bis zur Adria durchzogen, die Stämme zum Teil trotz Bewaffnung ruhig zusahen, wie ihre Landsleute und Nachbarn niedergemacht wurden; ferner die moralischen Auffassungen der Masse über Privateigentum, Raub und Diebstahl, die Korruption der sogenannten intellektuellen Mittelklasse in den Städten (siehe Freiin von Gobin *Aus dem neuen Albanien*, Wien, Joseph Röllner, 1914), das alles sind Gründe, die gegen Einführung eines Parlaments, auf allgemeinen Wahlen beruhend, sprechen. Was allein ernstlich in Betracht käme, wäre ein Nationalrat nach Ständen, Konfessionen und Berufen zusammengesetzt, mit beratender, nicht gesetzgebender Stimme, sonst aber ein aufgeklärter Absolutismus des Fürsten. Der starre Konservatismus, der ein hervorragender Charakterzug des Albaners ist, und der die Arbeit auch der katholischen

Geistlichkeit im jahrhundertalten Kampfe um Ausrottung der Polygamie und der Blutrache aufs äußerste erschwerte, kommt hinzu, um die Hoffnung auf eine schnelle Modernisierung und einen raschen Kulturaufschwung des Volkes zu dämpfen. Ali Pascha, der, selbst Albaner, sie mit furchtbarer Grausamkeit beherrschte, tat den denkwürdigen Ausspruch: „Jede Neuerung erscheint ihnen schamlos und beleidigend, vor allem dann, wenn sie geeignet ist, eine gute Ordnung einzuführen.“ (S. Ibrahim-Manzour, „Memoires“ S. 377 und 378.)

## II.

Noch nachdenklicher muß die Frage stimmen, mit wem der Fürst regieren will. Sich auf ausländische Elemente in erster Linie zu stützen, würde der Rassen- und Herrenstolz mit dem aus Unwissenheit und Tradition geborenen Dünkel der Albaner, speziell des weitverbreiteten niedern Adels und der sechs Familien vom Hochadel, mit ihren teilweise ungeheueren Latifundien und Tausenden von Pächtern als blind ergebenden Werkzeugen darauf, nicht dulden. Der ausgebrochene Aufstand beweist es. Die Bauern fordern sogar Rückkehr zur Türkei. Der neue Fürst wird nicht imstande sein, gegen die mächtigen Feudalfamilien der Biora und Brioni im Süden oder der Loptani mit dem maßlos ehrgeizigen, bis zur Brutalität rücksichtslosen und in der Wahl seiner Mittel völlig skrupellosen Essad Pascha an der Spitze in Mittelalbanien und verschiedener anderer, z. B. der Bib-Doba in der Miriditha, zu regieren\*. Verfügen doch die Biora und Brioni im Süden Albaniens allein über einen Latifundienbesitz des besten Landes von zirka 400 000 Morgen zusammen. Wie groß der der Loptani ist, weiß man nicht bestimmt, er dürfte dem der Biora und Brioni kaum nachstehen. Auf diesem Besitz leben Tausende von Pächtern, die sich als blind ergebene Knechte, ähnlich den Schotten im Mittelalter, ihrem Feudalherrn gegenüber fühlen und zu jeder Unruhe und selbst zum Mord eines unbequemen Gegners ihres Herrn sich aufstacheln oder dafür bezahlen lassen. Die Gesellschaft Albaniens ist reich an Mordmorden solcher Art.

Welchen Ruf Essad Pascha im Lande selbst genießt, genau wie der Miridithenfürst Bib-Doba, spricht Freiin von Gobin in ihrem oben zitierten Buche offen aus. Ich setze die Stelle wörtlich hierher, weil Essad-Pascha

---

\* Die Arbeit lag bereits druckfertig da, als die Ernennung des ersten Ministeriums durch den neuen Fürsten herauskam. Sie bestätigt die Annahme, daß der Fürst sich auf die Feudalfamilien des Landes stützt, wohl weil ihm nichts anderes übrig bleibt. Ob zum Nutzen des Landes und Fortschrittes, ist mehr als zweifelhaft. Aus den sechs großen sog. Feudalfamilien hat er drei Minister ernannt: von den Loptani Essad Pascha, ferner den Fürsten Bib-Doba der Miridithen und einen anderen aus der Familie der Biora. Auch Turham Pascha gehört zu den reichen Familien und ist Südalbanier. Katholik ist nur Fürst Prenk Bib-Doba; ihnen gesellen sich zwei Christen griechisch-orthodoxer Konfession zu, der Rest der Minister ist mohammedanisch. Interessant ist, daß die Familie des Fürsten Bib-Doba den Fürstentitel um 1700 vom päpstlichen Stuhl erhalten hat. Er ist aber schon wieder zurückgetreten.

als Verteidiger von Skutari und Führer der Deputation, die dem Prinzen von Wied die Krone anbot, in Europa allgemein geehrt wurde, und weil er bei seinem brennenden Ehrgeiz aller Voraussicht nach noch eine große Rolle im neuen Fürstentum spielen wird. So wird man am besten erkennen können, mit was für einem Milieu, mit was für Personen der neue Fürst zu rechnen hat.

Was Bib-Doba und Essad Pascha Loptani anbetrifft, so sind beide hervorragende Vertreter dessen, was man in der Türkei die Hamidische Schule nennt. Durch Gunst und Willkür des Sultans wurden sie auch ohne jede Vorbildung zu Generalen ernannt. Verdorben, ja im wahrsten Sinne korrumpiert, Opportunisten in einem Maße, das nicht seinesgleichen hat, ohne einen Anflug von moralischen, ästhetischen, überhaupt wirklich kulturellen Begriffen. Echte Kinder jenes albanischen Adels, der durch Kontakt mit den Türken entartet ist.

Und mit solchen Männern muß der neue Fürst rechnen. Ausgesucht mit diesen beiden in erster Linie, weil Durazzo, seine Residenz, in der Einflußzone der Loptani und weiterhin der Miridithen liegt.

Von Ismael Kemal und seiner Käuflichkeit, seiner Lücke und Falschheit zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Es genügt, daran zu erinnern, daß er erst vor einigen Monaten als Haupt der provisorischen Regierung den Prinzen Wied einlud, als Herrscher nach Albanien zu kommen, und zu gleicher Zeit als Mitwisser, wenn nicht Anstifter des Komplotts von Bekir-Bey entlarvt wurde. Auch Essad Pascha steht in dringendem Verdacht, darum gewußt zu haben. Bekir landete bekanntlich mit einigen hundert Leuten, um die Wahl eines christlichen Fürsten zu verhindern und einen albanischen bekannten General und Mohammedaner, Izzet Pascha, zum Fürsten auszurufen.

Muß sich aber der Fürst auf die großen Magnatenfamilien des Landes mit teilweise ungeheuerem Grundbesitz des besten und fruchtbarsten Bodens stützen, weil vorläufig die gegebenen Verhältnisse stärker als er sind, so kann er an eine der brennendsten Fragen, die Lösung der Agrarfrage, nicht herangehen.

Sie lösen, hieße gegen den mohammedanischen Großgrundbesitz mit seinem allmächtigen Einfluß regieren wollen. Der Aufstand vom 20. Mai mit z. T. auf die Agrarverhältnisse zurückzuführen. Auch Österreich sah sich in Bosnien, wo der eingeborene Adel nach der Eroberung durch die Türken massenhaft zum Islam übertrat, um seinen Großgrundbesitz zu retten, sehr ungünstigen Agrarverhältnissen gegenüber, die nach Abhilfe schrien.

Auch in Mittel- und Südalbanien (in Nordalbanien herrscht der Großgrundbesitz nur beschränkt) ist das beste Land in Händen der Loptani, Bushati, Blora und Brioni. Wie der ungeheure Besitz erworben wurde, weiß jeder, der die Geschichte Albaniens und seiner Christen kennt. Raub, Mord, Gewalt und Wucher brachte die Latifundien zusammen, und daneben die Willkür der Sultane.

Da Albanien ein Agrarstaat ist und wohl bleiben wird, muß jeder künftige Fürst suchen, einen wirklich freien Bauernstand zu schaffen, auf den er sich stützen kann im Kampf mit dem Hoch- und Niederadel, der einmal ausgefochten werden muß, wenn das Land und Volk von den Schlacken türkischer halbtausendjähriger Korruption und Verlotterung befreit werden soll. Der Kampf ist inzwischen ausgebrochen, die Entfernung Essads ist nur die Einleitung. Aber diese Frage, so wichtig sie für die Entwicklung Albaniens ist, bleibt in absehbarer Zeit unlöslich, schon aus materiellen Gründen. Woher sollen die ungeheueren Summen zur Enteignung des Landes und Unterstützung der Käufer kommen, die nötig sind, wenn man das Land den Großgrundbesitzern ablaufen, es enteignen und an die Pächter als freies Eigentum verteilen oder zu mäßigen Preisen verkaufen wollte? Die Agrarfrage muß von der Masse der Kleinbesitzer und Pächter gelöst werden. Bildung und Kultur, durch junge, in landwirtschaftlichen Betrieben Deutschlands und Österreichs ausgebildete Albaner heimgebracht, wird allmählich Unzufriedenheit gegen die bestehenden Besitzverhältnisse bei den Pächtern hervorrufen, die, vom Fürsten unterstützt, zu Reformen führen wird. Wie fast überall trostlose Agrarverhältnisse mit dem Bucher Hand in Hand gehen, so auch in Albanien, wo Gesetze gegen den Bucher nottun, weil der Zinsfuß bis zu 60 Prozent beträgt und einen wirtschaftlichen Aufschwung der Minderbemittelten niederhält.

Die Bevölkerung der albanischen Alpen kann sich nicht ernähren, wovon sich jeder überzeugen wird, der die wilden, schönen, aber größtenteils unfruchtbaren und überfüllten Gebirge betreten hat. Die ewigen Raubzüge der Miridithen und anderer Bergstämme in die fruchtbaren Niederungen sind zum größten Teil mit auf den wirtschaftlichen Notstand der Bevölkerung jener unfruchtbaren Alpen zurückzuführen. Ein Netz von guten Straßen durch das ganze Innere des Landes, Erleichterung von Absatzmöglichkeiten und Verkehr der Stämme untereinander sind notwendiger als Gründung von Schulen.

Anders ist es in den Städten. Dort beherrscht eine sog. Intelligenz die gesamte öffentliche Meinung. Was Freiin von Godin über diese albanische sog. Intelligenz sagt, die sie genau kennt, ist schlimm. Sie ist bis ins Mark korrumpiert, ohne Treu und Glauben, habgierig, nur auf eigenen Vorteil bedacht und käuflich. Mag die Verfasserin auch betonen, daß neun Zehntel des albanischen Volkes nach albanischen Begriffen absolut ehrlich sowie tüchtig, moralisch und sittenrein seien; vorläufig ist die Masse für den neuen Fürsten keine Stütze, da gerade die bodenlose Unwissenheit des Volkes es jenen korrumpierten Klassen leicht macht, diese Masse in ihrem Sinne gegen den Fürsten aufzuheizen, wenn sie sehen sollte, daß sie ihre, d. h. der 'Intelligenz', egoistische Rechnung unter ihm nicht weiter machen kann wie unter der türkischen Lotterwirtschaft. Dies Ereignis ist bereits eingetreten. Es ist eben das Tragische, daß der ins Land gekommene Herrscher für den guten Kern seiner Untertanen nur wenig oder gar nichts tun und



nur tastend vorgehen kann, um die unhaltbaren Zustände allmählich zu bessern. Dabei findet er in den rechtlichen Sitten und Anschauungen des Volkes selbst den leidenschaftlichsten Widerstand.

Alles wird in Albanien nach den Gesetzen der Blutrache geregelt; sie ist ein uraltes, geheiligtes, ehernes Gesetz, an dem der Mann im Volke festhält, weil mit ihm feststehende Ehrbegriffe über Freiheit, persönliche Würde und Ansehen der ganzen Familie und der gute Ruf des einzelnen aufs engste verknüpft sind. Mag die Blutrache auch nicht überall gleich wüten, sie fordert noch jetzt Hekatomben. Nach Nopca, der die Auszüge zahlreicher katholischer Pfarrbücher der Stämme Oberalbaniens zur Grundlage seiner Statistik gemacht hat, sollen in Loplana bis 42 Prozent der Männer ihr zum Opfer fallen; bei anderen christlichen Stämmen zwischen 3 bis 30 Prozent. Das sind furchtbare Zahlen, die erschrecken müssen. Der Kampf der katholischen Geistlichkeit ist aber nicht vergebens gewesen. Es gab bei meiner Anwesenheit schon einige Stämme Nordalbaniens, z. B. bei den Hotti und Gruda, wo die Blutrache fast ganz unterdrückt war. Freim von Gobin erwähnt ein Haus in Südalbanien, wo in zehn Jahren von dreißig Männern einer Sippe alle bis auf einen Greis und ein Kind der Blutrache zum Opfer gefallen sind. Die Blutrache lähmt streckenweise vollständig Handel und Verkehr, ja selbst in einzelnen Stämmen. Das erste, was der neue Fürst durchzusetzen hätte, wäre eine allgemeine Bessa\*.

Ich verstehe in diesem Falle unter Bessa einen wirklichen allgemeinen Gottesfrieden, nicht nur einen Frieden und eine Versöhnung zwischen einzelnen Stämmen und ihren uralten Fehden, denen unzählige Männer und Greise, ja sogar unmündige Knaben, selbst Weiber, wenn auch versehentlich, noch heute zum Opfer fallen.

Wenn aber der neue Fürst als dringendste und wichtigste Maßnahme den Frieden unter Stämmen und Familien durch eine aus den angesehensten Männern der verschiedenen Stämme bestehende Kommission herstellen läßt, so muß die nächste seiner Maßregeln sein, den ersten Brecher des Landfriedens und Selbstträcher dem Strange oder dem Pulver und Blei zu überliefern.

---

\* Es ist unmöglich, das Wort Bessa schlicht zu übersetzen. Das für einen Albaner ungemein wichtige Wort enthält eine ganze Sammlung von Begriffen. Bessa bedeutet oft nur Schwur, Eid, Ehrenwort. Dann Asyl. Viele wichtige Pässe, die oft die einzige Verbindung zwischen einzelnen Alpenstämmen bilden, haben die Bessa, d. h. hier darf keine Blutrache ausgeübt werden. Dann wieder kann eine Kirche, ein Platz die 'Bessa' haben, d. h. in diesem Falle Asylrecht. Gewisse hohe kirchliche Feste haben die Bessa, an denen Leute, die das ganze Jahr wie Zuchthäusler in ihren Häusern leben, weil sie in Blut stelen', wie der albanische Ausdruck heißt, an diesen Tagen zur Kirche gehen können, ohne daß jemand von ihnen 'Blut nehmen', d. h. Blutrache gegen sie ausüben darf. In diesem Falle also bedeutet es 'Gottesfrieden' ähnlich der im Mittelalter von den Päpsten durchgesetzten 'Treuga Dei'. Nebenbei gesagt ist es überraschend, festzustellen, wie die ganze Kultur Oberalbaniens durchaus noch mittelalterlich ist.

Und da tritt die mit der Blutrache aufs engste verknüpfte Frage an ihn heran, welche Mittel ihm bei der Durchführung seiner Befehle zu Gebote stehen. Blutrache und allgemeine Bewaffnung vom 14. Jahre an hängen eng zusammen. Niemand der Männer im Lande geht ohne gespickten Patronengürtel und ohne Gewehr und Revolver, buchstäblich lieber ohne Hemd. Der größte Segen und ein mächtiger Fortschritt zum Besseren wäre eine allgemeine Entwaffnung; das sprechen die einsichtigen und europäisch gebildeten Albaner in Wort und Schrift selbst aus. Sie ist indes, wie die Verhältnisse liegen, einfach undurchführbar. Der letzte Versuch, die Albaner zu entwaffnen und direkte Steuerabgaben einzuführen, hat die Türkei Duzende von Millionen, ein zerrüttetes Heer und eine untergrabene Disziplin gekostet. Die Katastrophe im verflochtenen Balkankriege ist am Ende eine Folge des albanischen Bürgerkrieges. Außerdem muß man objektiv sein und zugestehen, daß eine allgemeine Entwaffnung nur Sinn hätte, wenn der neue Fürst und seine Regierung den Untertanen absoluten Schutz der Person und des Eigentums garantieren könnten. Dazu aber ist er vorerst noch gar nicht imstande. Es fehlt vor allem an einer geordneten Rechtspflege und allgemein anerkannten Gesetzen. Zwar haben die Albaner, besonders die Gegenden des Nordens, ihren „Kanon Lek Dukatschinit“ (Gesetzsammlung des Alexander Dukatschin), der vor einigen hundert Jahren die mündlich überlieferten, bis ins tiefste Mittelalter, ja vielleicht in das Heidentum zurückgehenden Gesetze zusammenstellte. Aber er ist entweder außer Kraft gesetzt oder vielfach umgemodelt, und wo die Feudalherren über ihre Pächter wie über Leibeigene herrschten, blieb er ein toter Buchstabe. Selbst unter den Stämmen Nordalbaniens, wo in dem letzten Jahrzehnt eine Umwandlung alter Stammeseinrichtungen bei manchen Stämmen vor sich ging, schützte er den wirtschaftlich Schwachen trotz seiner Bewaffnung nicht. Denn vor Macht und Reichtum des einzelnen machen die Gesetze auch dort halt.

Ein einheitliches Straf- und Zivilgericht für das ganze Fürstentum aus dem Boden zu stampfen, ist unmöglich; brauchten wir Deutsche doch als hochzivilisiertes Volk mit jahrhundertalter nationaler Kultur noch 30 Jahre nach der politischen Einigung, um ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch für das Reich zu schaffen. Vorläufig wird deshalb dem Fürsten nichts anderes übrig bleiben, als schlecht und recht Gerichtsbarkeit nach alten Gewohnheitsrechten halten zu lassen. Aber will er die Zustände bessern, so wird er auf unbedingte Ausrottung resp. schwere Ahndung jedes Mordes und Totschlages dringen müssen. Das einzige wirksame Instrument zur energischen Durchführung seiner Befehle bleibt fürs erste die straff organisierte Gendarmerie unter Leitung ausländischer Offiziere, aber aus albanischem Material bestehend, das mit Gelände, Schlichen und Gewohnheiten des Volkes aufs engste vertraut ist. Dieses Gendarmenkorps muß allmählich so verstärkt werden, daß es als Grundstock zu einem kleinen, stehenden Heer dienen kann. Denn an ein kleines, selbst bescheidenes stehendes Heer jetzt schon zu denken, ist bei der Verwüstung des Landes, der sprichwörtlichen Armut seiner Bevölkerung und seiner Steuerscheu unmöglich.

Wird eine allgemeine Bessa verkündet, und soll der erste Bessabrecher, wie es nötig ist, unnachsichtlich mit dem Tode bestraft werden, so tritt an den Fürsten die Frage der Unterzeichnung des Todesurteils heran. So ist es Brauch in Ländern mit monarchischer Spitze. Hier sehe ich eine persönliche Gefahr für den Fürsten. Befiehlt er, den Missetäter hingerichten, so ist er nach albanischem uraltem Recht bei der Familie des Hingerichteten 'in Blut gefallen'. Dem ungebildeten Albaner der Berge sind Begriffe von Staatsobrigkeit und Forderungen von Gesetz und Recht jetzt noch unfassbare Dinge. Er hält sich zunächst an den Urheber der Tötung eines seiner Familienangehörigen oder an den Vollstrecker des Urteils. Nirgendwo gilt das Menschenleben so wenig wie auf dem Balkan. Und unter den Balkanvölkern wieder gilt am wenigsten das Menschenleben unter den Albanern. Das können selbst die besten Freunde der Albaner nicht leugnen, wenn es auch übertrieben sein mag, zu sagen, ein Mann sei dort soviel wie eine Patrone wert. Und daß ein fanatischer Unwissender unter den Mohammedanern, die zum Teil mit heftigem Widerstreben einen christlichen Herrscher angenommen haben (es ist bezeichnend, daß die Mohammedaner Skutari, der größten und wichtigsten Stadt Albaniens, sich überhaupt weigerten, an der Deputation teilzunehmen, die dem Fürsten die Krone in Wied anbot, weil der Koran verbiete, daß ein Giaur — d. i. Ungläubiger — über Gläubige herrsche'), sich finden wird, um an dem Fürsten Rache zu üben, ist durchaus in Rechnung zu ziehen. Wie leicht es ist, einen Gegner durch Meuchelmord zu beseitigen, beweist Essad Pascha. Seinen Konflikt mit dem holländischen Offizier Slunß wollte er dadurch lösen, daß er ihn durch einen seiner Diener zu vergiften suchte. Als dieser Diener sich weigerte, ließ er ihn durch fünf Kugeln ermorden, um den unbequemen Zeugen zu beseitigen. Auf ihm ruht der dringendste und begründetste Verdacht, daß er den genialen Verteidiger von Skutari, Hassan-Riza-Bey, ermorden ließ, um sich an seine Stelle zu setzen. Hassan-Riza-Bey wurde ermordet, als er nachts vom Mahle bei Essad Pascha nach Hause ging. Mehrere Albaner ermordeten ihn auf der Straße; aber keiner der Mörder wurde wie immer ergriffen. Essad bekam die Gewalt in die Hände. Daß er Skutari verkauft hat, gilt gleichfalls für feststehend. Um nun diesem für den neuen albanischen Fürsten entstehenden Dilemma zu entgehen, könnte man zu einem Mittel greifen, das unter den albanischen Stämmen uralter Brauch ist und von Zeit zu Zeit immer angewandt wurde, nämlich: Hinrichtung des ersten Missetäters durch den ganzen Stamm, nachdem die allgemeine Bessa vom Stamme beschworen ist.

In Montenegro, das bis vor 60 Jahren noch unter denselben Verhältnissen, die die Blutrache im Gefolge hat, litt, griff Danilo, der Vorgänger und Oheim des jetzt regierenden Königs, zu radikalen Mitteln, um endlich mit der jahrhundertalten Sitte energisch aufzuräumen. Er ließ ohne Gnade jeden Bluträcher stets von einer ganzen Abteilung eigens zu dem Zweck befohlener Montenegriener erschießen. Leider entging Danilo, der als eigentlicher Erleger der Blutrache-Hydra für Montenegro zu betrachten ist, seinem Schicksal nicht.

Im Lande selbst wagte keiner der Verwandten von Hingerichteten, an ihm selbst Blutrache zu nehmen; aber auf österreichischem Boden, auf der *'Marina'* von Kattaro erreichte ihn doch die Kugel eines Montenegriners, dessen Verwandten Danilo hatte erschießen lassen. Danilo wurde nämlich ermordet, als er sich an Bord eines Dampfers nach Triest einschiffen wollte. Ich erwähne das Ende Danilos nur, um zu zeigen, welche Klippen der neue Fürst zu befürchten und mit was für Anschauungen er zu rechnen hat. Das Beste wäre, ihm Fragen über Hinrichtungen vorläufig gar nicht vorzulegen, sondern für schwere Verbrecher einen besonderen aus den geachteten und weisesten Männern des Volkes bestehenden Rat zu ernennen und diesem den Entscheid über die Todesstrafe zu überlassen. Trotz aller schweren Maßnahmen wird es noch Menschenalter dauern, bis diese jahrtausend alten Instinkte ausgerottet sind. In Albanien hat erst eine vollständige Umwandlung vieler Moralbegriffe stattzufinden, die mit den Blutgesetzen in engem Zusammenhang stehen, z. B. die Sitte der Asylgewährung an flüchtige Verbrecher, Bluträcher usw., wenn es besser werden soll. Die lebende Generation ist in ihren oberen und mittleren Schichten der Bevölkerung durch die türkische Herrschaft zum größten Teil bis ins Mark korrumpiert; die kommende muß das moderne Albanien schaffen. Wenn auch Albanien in erster Linie wirtschaftliche Hilfe not tut durch Erbauung eines einigermaßen brauchbaren Straßennetzes, so ist doch die Hebung der furchtbaren Unwissenheit der großen Masse nicht minder wichtig. Was die Jesuiten in Skutari speziell und mit ihnen der übrige Klerus und die Schwesternkongregationen für die Katholiken Nordalbanien auf geistigem und materiellem Gebiete geleistet haben, ist gewiß anzuerkennen. Aber es drang und bringt nur langsam in die einsamen Hochtäler und unter die katholischen Stämme. Denn es sind leider die fast ganz katholischen Stämme der zentralen oberalbanischen Alpenwelt, wie die Mita, Schalla, Schoschi, der Blutrache am fanatischsten ergeben, trotz der Bemühungen ihrer Geistlichen. Für das neue Albanien muß Österreich bewunderungswürdige Arbeit in Bosnien und der Herzegowina als Vorbild dienen, um schnell Wandel zu schaffen. Österreich übernahm diese zwei gänzlich verlotterten Provinzen und erneuerte geradezu — allerdings unter Entfaltung einer festen, tüchtigen Militärherrschaft — in einem Menschenalter das Antlitz dieser okkupierten Länder. Um die Bevölkerung rascher zu erziehen, wählte es noch heute tüchtige junge Männer, oft noch halbe Knaben, aus den mohammedanischen, griechisch-orthodoxen und katholischen Bosniaken aus, schickte sie auf Ackerbau-, Industrie- und andere Schulen Österreichs und läßt sie als ebenso viele Pioniere neuer Kultur, neuer Ideen heimkehren. Genau so muß in noch höherem Maße der neue Fürst von Albanien handeln. Junge Albaner müssen zu Hunderten nach Deutschland, Österreich und vielleicht auch nach Italien geschickt werden, um dort das Beste zu erlernen, was für das praktische Leben und den Verwaltungskörper not tut.

Die wichtigste Grundlage eines konfessionell so stark gemischten Staates, wie das neue Albanien ihn darstellt, ist die Gleichberechtigung des Bekennt-

nisses aller Bewohner, die sich von der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz nicht trennen läßt. Bisher stellten die Mohammedaner, die auch im neuen Staat mit seinen 700 000 Seelen zwei Drittel der Bewohner ausmachen, die herrschende Klasse ausschließlich. Die Lage der Christen war an vielen Orten eine sehr gedrückte, besonders das fanatische Dibra genoß einen üblen Ruf. Nur in den Zentralalpen Oberalbaniens, die für die türkischen Eroberer schwer zugänglich waren, behaupteten die katholischen Malzoren, wie sich die Stämme mit ihrem Sammelnamen bezeichnen, eine gewisse Unabhängigkeit dank ihrer Tapferkeit und ihren Gewehren. Die unter ihnen lebenden mohammedanischen Minderheiten waren nicht der geringsten Bedrückung ausgesetzt im Gegensatz zu den christlichen, unter Mohammedanern lebenden. Den Mohammedanern begreiflich machen, daß die Zeiten vorüber sind, wo sie allein über Christen zu regieren hatten und alle Ämter für sie reserviert waren, wird ein schweres Stück Arbeit kosten. Noch gefährlicher wird es werden, wenn der neue Herrscher christliche Verwaltungsbeamte in die Gegenden von Dibra und Ljuma schicken sollte, oder wenn die düsterhaften mohammedanischen Beys und Agas, der zahlreiche Niederadel — vom Hochadel zu schweigen — Anordnungen christlicher Beamten befolgen sollen oder Christen bei festlichen Anlässen im Rang nicht nur neben sich, sondern vorangehen sehen dank ihrer offiziellen Stellung. Neuere Berichte aus Albanien selbst besagen, daß die Mohammedaner gar nicht daran denken, ihre bevorzugte Stellung aufzugeben. Im Gegenteil, die Rebellion hat religiösen Fanatismus als Haupttriebfeder. Die Haltung Ismael Kemals und das Komplott Bekir-Bey's sprechen für diese Annahme. Die Katholiken Oberalbaniens, speziell Skutaris, haben den ganzen Handel in den Händen, haben vortreffliche Schulen, stellen die gebildeten Klassen Skutaris und hoffen gerade vom neuen Fürsten, daß er mit der Gleichberechtigung aller Untertanen in Verwaltung und vor dem Gesetz Ernst machen wird. In dieser Hoffnung haben sie freudig die Wahl eines protestantischen Fürsten unterstützt und ihm, den Erzbischof Sereggi an der Spitze, gehuldigt. Am neuen Fürsten liegt es nun, die Hoffnungen zu erfüllen. Vorläufig sind gerade die Katholiken Oberalbaniens seine zuverlässigste Stütze; die Mohammedaner sind zweifelhaft und stehen zum größten Teil unter dem Einfluß von Essad Pascha, der selbst die höchste Stelle zu gern eingenommen hätte, und anderer Feudalfamilien. Die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit aber steht ihm kühl gegenüber.

Die Lage der Katholiken im Fürstentum ist sodann vorläufig noch in anderer Beziehung eine ungeklärte, und hier hat der neue Fürst eine verwickelte Aufgabe zu lösen. Ich meine die Frage des Protektorats. Unter der Türkenherrschaft übte Österreich-Ungarn fast zwei Jahrhunderte das Protektorat über die ca. 120 000 oberalbanischen Katholiken aus; erst 1911 z. B. machte es durch seinen energischen Einspruch dem Mordbrennerfeldzug Dschawid-Paschas in der katholischen Malzia ein Ende. Ist das Protektorat mit der Konstituierung des neuen Staates erloschen oder nicht? Das ist eine sehr wichtig und schwer zu beantwortende Frage. Österreich würde meines Er-

achtens einen sehr schweren Fehler begehen, wenn es leichtherzig und vorschnell auf dieses wichtige Protektorat verzichtete. Niemand kann sagen, ob sich der neue Staat halten kann und wie lange. Wir wissen gar nicht, wie bei der fieberhaften Rüstungswut aller Staaten das Gleichgewicht durch Sieg oder Niederlage der sich feindlich gegenüberstehenden Staatengruppen Europas sich ändern wird und zu welcher Zeit der furchtbare Krieg, den alle fürchten, losbricht. Gelingt es den Griechen und Serben, das neue Fürstentum unter sich aufzuteilen, wie sie schon einmal beschlossen hatten, so wäre die Lage der albanischen Katholiken eine verzweifelte, nachdem Österreich sein Protektorat über die albanischen Katholiken aufgegeben hätte. Als Rechtsnachfolger kämen die gleicherweise romhassenden Griechen und Serben in Betracht. Eine Zertrümmerung Deutschlands und Österreichs wäre allerdings die Voraussetzung zu diesem Unheil. Aber der Fall wäre denkbar, daß die Balkanstaaten untereinander selbst in Krieg gerieten, in den das neue Albanien gegen seinen Willen hineingerissen und dann besiegt, von Griechen und Serben aufgeteilt würde. Dann hätte Österreich, wenn es nicht in aller Form sein Protektorat über die Katholiken Albaniens an den neuen Staat abgegeben hätte, immer noch eine wichtige Handhabe, um die Katholiken Albaniens vor der Willkür und der Verfolgungswut der Serben und Griechen zu schützen. Mit der Möglichkeit eines neuen Balkankrieges scheinen aber tatsächlich alle Völker dort unten zu rechnen, wie die Rüstungen Griechenlands, Serbiens und Bulgariens, das sich um die Siegesbeute trotz furchtbarer Opfer durch seine verräterischen ehemaligen Verbündeten gebracht sieht, beweisen. Das Beste wäre wohl für Österreich, eine abwartende Stellung einzunehmen und vorerst den Lauf der Dinge in Albanien zu beobachten. Denn es kommt hinzu, daß das neue Albanien finanziell gar nicht in der Lage ist, für Kultuszwecke Aufwendungen zu machen. Kirchengüter aber stehen den Katholiken wenig zur Verfügung, und die Malzoren der Alpen sind so arm, daß in irgendeinem Teil der Malzia fast immer Hungersnot herrscht. So wird Österreich auch fernerhin noch finanzielle Opfer für die katholische Kirche Oberalbaniens bringen müssen. Bedenklich ist dagegen für den Fürsten die Epirusfrage. Sie scheint an Gefährlichkeit von Tag zu Tag zuzunehmen. Man kann die Aufregung der Griechen nur verstehen, wenn man die Frage vom historischen Standpunkt aus betrachtet. Epirus mit Janina war von jeher ein Hauptsitz des hellenischen Gedankens und der Einfluß der griechischen Kirche dort groß. Selbst das Scheusal Ali-Pascha von Janina, dem nur unwissende Historiker eine Gloriole von Größe geben konnten, stand gewissermaßen unter ihrem Einfluß. (Seine letzte Favoritin, Bassiliski, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ und die letzte furchtbare Zeit seiner Belagerung mit ihm aushielt, war griechisch-orthodox, und er hat ihr sogar eine Kapelle eingerichtet.) Da er weder lesen noch schreiben konnte, so hielt er sich die sog. Grammatikos, griechisch-orthodoxe Sekretäre, die ihn natürlich in ihrem Sinne zu beeinflussen suchten. Daß er den Aufstand der Griechen 1821 angezettelt hat, ist zweifelhaft, daß er aber mit ihnen in Verbindung stand und sie unterstützte, zweifellos.

Die Eulioten, jener heldenhafte, christliche, toskische — d. h. albanische — Stamm, der den Ruhm der griechischen Freiheitskämpfer mit Marko Botzaris an der Spitze in Westeuropa begründete, waren Epiroten\*.

Epirus zu besitzen war von jeher das Sehnen der Griechen. Südepirus mit Janina als Hauptstadt ist ihnen durch den letzten Krieg zugefallen, aber Nordepirus wurde dem neuen Albanien zugeschlagen. Es enthält eine überwiegend griechisch-orthodoxe Bevölkerung, die seit Jahrhunderten völlig hellenisiert, sich als Griechen und nicht als Albaner betrachtet. Aber gerade Epirus, wo drei Stunden süd-westlich von Janina das uralte Orakel Dodona vor fünfundzwanzig Jahren wieder entdeckt wurde, ist die Wiege des albanischen Volkes. Denn es steht jetzt für alle Ethnographen fest, daß wir in den Albanern die Urbewohner des Balkan und direkten, wenn auch vielfach vermischten Nachkommen der Pelasger zu sehen haben. Seit urdenklichen Zeiten war Epirus pelasgisch, d. h. albanisch. Denn schon in der Ilias Homers heißt es: „Jener ging nach Dodona, dort aus des Gottes hochgewipfelter Eiche den Ratsschluß Zeus' zu vernehmen.“ Der zweite Zeuge ist Hesiod: „Zog nach Dodona, sowie zur Eiche, dem Sitz der Pelasger.“ Vom völkischen Standpunkt aus müßte ganz Epirus also den Albanern gehören. Aber die Griechen betrachteten es immer neben den Inseln und Saloniki als den erstrebenswertesten Teil des größeren Griechenlandes.

Die Epirusfrage ist für das neue Albanien eine sehr ernst zu nehmende und für den Fürsten die erste schwere Frage seiner auswärtigen Politik. *Meminisse juvabit.* Als im Frieden von San-Stefano Gussinje und Plava sowie einige Teile des katholischen Oberalbanien an Montenegro abgetreten wurden, kam es zu denselben Zuständen wie jetzt in Nordepirus. Die Türken räumten das Land. Aber da schlossen sich die Bewohner, die katholischen Stämme, wie die ungemein fanatischen mohammedanischen Einwohner des Plavabeckens zusammen und gründeten die Oberalbanische Liga, um sich mit Waffengewalt einer Besignahme ihres Landes durch die Montenegriner entgegenzustellen.

Mit Nordepirus könnte es genau so gehen. Denn vorläufig fehlt dem neuen Fürsten ein zuverlässiges Heer; und mit der Gendarmerie allein die fanatisierte Einwohnerschaft zum Gehorsam zu bringen, ist aussichtslos. Viel schlimmer aber wäre es, wenn er mit einem albanischen mohammedanischen Heere gegen die Christen des Epirus zu Felßen ziehen würde.

---

\* Ich weise hier auf ein ungemein fesselndes Werk: die *Memoiren Ibrahim-Manzour Effendis*, eines elsässischen Renegaten, hin. Er lebte drei Jahre (1816 bis 1819) am Hofe Ali-Paschas und hat das intime Leben dieses Sultans und Barbaren sowie die Zustände im Epirus geschildert. Das Buch ist leider sehr selten, wird augenblicklich von mir ins Deutsche übertragen und im Sommer 1914 im Verlage Luz erscheinen. *„Ibrahim Manzour, Mémoires sur la Grèce et le Gouvernement d'Ali-Pascha. Paris 1827.“* Ferner ist das große Werk Pouquévilles, der zur selben Zeit französischer Generalkonsul bei Ali-Pascha war, ungemein wichtig für die damaligen Zustände.

Die heutige Generation der Albaner hat noch mittelalterliche Begriffe von der Kriegführung (es ist müßig und unwahrhaftig, das Gegenteil behaupten zu wollen, mag man dem Lande und Volke noch so sympathisch gegenüberstehen) und Erzeße wären zu befürchten, da der schlimmste Feind von humaner Kriegführung auf beiden Seiten hinzukommt: der religiöse Haß. Würde aber die griechische Regierung einer Niederwerfung der Epiroten durch ein albanisches Heer, etwa unter Essad Pascha, tatenlos zusehen, so können wir mit Sicherheit darauf rechnen, daß eine Revolution sie fortsetzen würde, zumal das griechische Selbstbewußtsein von der Unbesiegbarkeit seines Heeres nach dem letzten Kriege mit Türken und Bulgaren, das nie klein war, üppig gewachsen ist. Inzwischen hat eine Massendefektion unter aktiven Offizieren und Soldaten schon eingesetzt. Ob die letzten Konzessionen des Fürsten, der den Griechen Freiheit ihres Kultus, ihrer Sprachen, ihrer Schulen zusicherte, die Bewegung dämpfen wird, muß die Zukunft lehren. Mit dieser Konzession aber allein hat er schon einen Staat im Staate geschaffen.

Dem Fürsten bleibt in Anbetracht seiner ungünstigen Lage vorerst nichts übrig, als zu versuchen, mit Konzessionen die renitenten Epiroten zur Anerkennung der albanischen Herrschaft zu bewegen. Denn selbst wenn er überhaupt kriegerische Machtmittel zur Niederwerfung der aufständischen Epiroten entfalten könnte, bleibt es für ihn doch ein böser Anfang seiner Regierung, mit Waffengewalt einen Teil seiner Untertanen unterjochen zu müssen und Bürgerblut zu vergießen.

Die äußere Politik des Landes braucht für ruhige Entwicklung gute Beziehungen zu allen Nachbarn, auch zu Serben und Griechen. Die Zerstückelung Albaniens, das nur ein Torso ist, und dessen Grenze besonders im Osten so unglücklich wie möglich für die Bewohner des neuen Fürstentums verläuft, weist die äußere Politik gerade an der Ostgrenze auf den guten Willen Serbiens an; wenigstens so lange, bis eine ordentliche Straße von der Ostgrenze Albaniens bis zum Meer fertiggestellt ist. Denn das ganze Landgebiet von Dibra und Ljuma, sowie das Hinterland von Djalowa und Speß gehört zum neuen Fürstentum, aber die Städte selbst, d. h. die eigentlichen Märkte für diese Gegenden, sind Serbien und Montenegro zugeschlagen. Die Sperrung dieser Märkte rief den letzten Aufstand der Albaner hervor, weil sie in größte Not durch das Verbot, die jetzt serbischen Städte zu betreten, geraten waren\*.

Dem Serben gegenüber fühlt sich der Albaner von altersher als Todfeind, nicht aber dem Bulgaren, noch weniger dem Griechen. Es wäre daher vorteilhafter gewesen, wenn Bulgarien Westmazedonien bekommen hätte

---

\* Infolgedessen kostet heute ein Pfund Zucker in Ostalbanien 1 Mark 20 Pf., ein Pfund Salz gar 60 Pf. und ein Liter Petroleum 1 Mark 80 Pf. dank der unsagbaren Wegverhältnisse, die die Leute zwingen, die Waren auf dem Rücken und den Köpfen von Mensch und Tier zu befördern.







und damit Nachbar des neuen Albanien geworden wäre. Auch jetzt verbindet ein gemeinsamer Haß Bulgaren und Albaner gegen die Serben, der für die Zukunft von großer Bedeutung bei der Neugruppierung auf dem Balkan sein kann, die sich immer deutlicher vollzieht. Denn auf der einen Seite stehen Serbien, Griechenland und Montenegro, also jene Mächte, die Bulgarien teils um seinen Siegespreis durch Zerreißung des vor dem türkischen Kriege abgeschlossenen Vertrages und seine spätere Besiegung im zweiten Balkankrieg brachten und Rumänien, das die Notlage Bulgariens ausnützte und sich kampflos eines Stückes Landes des wehrlos am Boden sich verblutenden eigentlichen Siegers im ersten Balkankrieg aneignete. Ich möchte sagen: das böse Gewissen hält diese vier Mächte zusammen. Das Natürliche ist, daß Bulgarien einen Bundesgenossen auf dem Balkan selbst suchen muß; dafür kämen nur die Türkei und Albanien in Frage. Tatsächlich sehen wir denn auch eine auffällige Nachgiebigkeit Bulgariens gegenüber den türkischen Forderungen in bezug auf die Pomaken, d. h. jene in Bulgarien lebenden Mohammedaner, die, selbst Bulgaren, zum Islam im Laufe der Zeit abgefallen sind. Ein starkes, feindliches Albanien im Rücken, wäre Serbien und Griechenland gezwungen, ganz erhebliche Streitkräfte bei einem Rachekrieg, den die Bulgaren vorbereiten, über den sie aber, ihrem verschlossenen Charakter entsprechend, nicht reden, gegen Albanien festzulegen. Deshalb ist es mehr Vernunft als Liebe, die alle Balkanvölker zwingt, sich mit dem neuen Albanien gut zu stellen.

Zum Schluß müssen wir noch die wichtige Frage erörtern, ob Albanien solche natürlichen Hilfsquellen selbst hat, daß an eine gedeihliche materielle Entwicklung gedacht werden kann. Hört man die einen unter den Forschungsreisenden, so ist es ein Land ohne jede Zukunft in dieser Beziehung. Hört man Wirth und andere, so ist Albanien sogar reich an Quecksilber, Kohle, Petroleum usw. Sicher ist, daß im Innern noch große Wälder, echte Urwälder, vorhanden sind, besonders im Herzen der nordalbanischen Alpen (siehe darüber bei Steinmeyer) und in der Mirditha, in Dibra und Kuma. Hier vermodern jährlich Hunderttausende von Mark an Holz, weil jede Möglichkeit des Transportes fehlt, denn die natürliche Straße des Landes, der Drin, ist so reißend und so unbeständig in seiner Wassermenge, dazu so klippenreich, daß ein Flößen nur mit großen Gefahren verknüpft ist. In gewisser Beziehung hat das Fehlen aller Kommunikation das Land vor der Verraubung dieser Naturschätze bewahrt. Italien und Oesterreich sind seit Jahren bemüht, sich in Albanien wirtschaftliche Absatzgebiete zu verschaffen, sei es durch Gründung von Banken oder von Schifffahrtslinien. Ein- und Ausfuhr betrug unter der Türkenherrschaft nur einige Millionen, und es geschah von der Türkei nach altem Brauche alles, um das Land niederzuhalten und seine wirtschaftliche Erschließung zu verhindern. Das wird nun anders werden. Die wirtschaftliche Entwicklung Albaniens, die zweifellos jetzt rasch in Angriff genommen wird, sollte von deutschen Kapitalisten und Industriellen mit größter Aufmerksamkeit ver-

folgt werden. In Österreich hat sich unter Beteiligung des Österreichischen Lloyd, von Parlamentariern, Forschern, Industriellen, Kaufleuten und des Hochadels ein „Österreichischer Verein zur Förderung Albaniens“ gebildet, der von großer Bedeutung werden kann\*. Für Deutschland wäre es dringend notwendig, eine ähnliche Gesellschaft zu gründen; denn bei Albanien handelt es sich um ein wirkliches Neuland in jeder Beziehung.

Das Staatseinkommen selbst ist gering und kann vorerst nicht gesteigert werden.

Albanien war überdies von jeher sehr steuerscheu. Weite Strecken der Malzia bezahlten gar keine oder nur unregelmäßig Steuern; daher war Albanien von jeher eine jener türkischen Provinzen, die dem Reiche viel mehr kostete als einbrachte. Man kann die bestehenden Steuern (Vieh- und Gebäudesteuern) bestehen lassen. Aber die Erhebung der Steuern von Korn, Fruchtbäumen usw. bedarf einer radikalen Änderung. Gerade das Steuerwesen ist eine der furchtbarsten Geißeln der türkischen Untertanen gewesen. Das System der Steuerverpachtung an Unternehmer, Paschas, mächtige Familien usw. war weiter nichts als eine staatliche Institution zu abscheulichsten Erpressungen und Veraubungen der armen Bauern und Pächter (siehe darüber Brailsford „Macedonia“). Das Steuerwesen muß deshalb von Grund auf reformiert und in die Hände von Nichtalbanern gelegt oder wenigstens scharf von geeigneten, unbestechlichen Verwaltungsbeamten kontrolliert werden. An neuen Steuern kann das Fürstentum vorläufig nur indirekte einführen; jede neue, direkte Steuer würde zur Unzufriedenheit, wenn nicht Schlimmerem, führen. Und mit den bestehenden Einkünften heißt es für die neue Regierung haushälterisch umgehen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Man kann nicht einwerfen, daß die erste Anleihe von 20 Millionen Mark, die dem neuen Fürsten bewilligt ist, zu gering sei. Man muß in Betracht ziehen, daß das neue Fürstentum nur den Umfang wie das Königreich Bayern hat und nur 600 000 bis 700 000 Seelen zählt. Das neue Fürstentum tritt deshalb mit einer Schuldenlast von rund 30 Mark pro Kopf der Bevölkerung ins Leben, die verzinst werden muß. Nehmen wir als Vergleich Deutschlands Bevölkerung zu 66 Millionen gerechnet, so ergäbe das 1980 Millionen Mark Schulden, d. h. zwei Milliarden rund, die wir auf einmal machen würden.

---

\* Die Geschichte des österreichisch-italienischen Gegensatzes in der albanischen Frage ist ein Kapitel für sich, und zwar ein sehr unerfreuliches; es ist vorläufig abgeschlossen, d. h. solange Albanien sich halten kann und die Ergebnisse nicht einen Lauf nehmen, daß doch noch eine Okkupation des Landes durch Österreich und Italien nötig wird, wie viele befürchten, und in deren Durchführung sie nicht ohne Berechtigung ein zweites Schleswig-Holstein sehen. Alle Beschwichtigungsversuche nützen nichts mehr. Die Gegensätze zwischen Italien und Österreich haben sich durch die Entfernung Essads Pascha, der sich als Opfer Österreichs gebärdet, verärgert, daß es direkt beunruhigenden Charakter angenommen hat.

Und dabei sind wir jetzt eines der reichsten Länder der Erde, und das neue Albanien eines der ärmsten.

Aus allem sieht man, wie schwierig die Aufgabe des neuen Fürsten ist. Die ungebildete Masse des Volkes verspricht sich von ihm ein goldenes Zeitalter. „Reich muß der neue Fürst sein, reich, sehr reich!“ ist immer das Leitmotiv des gemeinen Mannes. Alter Gewohnheit gemäß erwartet er sogar Geldgeschenke vom Fürsten. Sieht er, daß die Fortschritte und die Wohlhabenheit des Landes und seiner Bewohner nur langsam vor sich gehen, so stellt sich die Enttäuschung ein, die Begeisterung verfliegt und die Unzufriedenheit wächst. Hunderte und aber Hunderte von Albanern waren überdies als Offiziere, Beamte des Zolls, der Post und der Eisenbahn, viele als Richter in türkischen Diensten tätig. Sie sind von der türkischen Regierung nach der Unabhängigkeitserklärung Albaniens entlassen worden. Die meisten von ihnen kehren in ihre Heimat zurück und erwarten vom Fürsten und seiner Regierung Beschäftigung und Brot, ihren Kenntnissen entsprechend. Nur eine kleine Zahl kann untergebracht werden. Der Rest bildet leicht den Grundstock einer gefährlichen Opposition, besonders wenn sie Fremde in allen wichtigen Zweigen der Verwaltung und der Heeres-tätigkeit sehen und glauben, deren Dienste für weniger Geld und viel besser wahrnehmen zu können.

Das sind alles Verhältnisse, die bei der Beurteilung der Frage, ob sich das neue Albanien im Innern ohne Ersütterungen entwickeln wird, ja überhaupt halten kann, in Betracht zu ziehen sind. Man vergesse ferner die Buntscheckigkeit der Regierung nicht: Der politische Berater des Fürsten wird von Österreich gestellt, der militärische von Italien, sein Privatsekretär, der ein sehr wichtiges Amt versieht, ist ein Engländer, sein Leibarzt ein Deutscher, sein Ministerium, buntscheckig aus Feudalfamilien des Nordens, Mittelalbaniens und des Südens zusammengesetzt, dazu mohamedanisch, griechisch- und römisch-katholisch, nebenbei übt die internationale Kontrollkommission wichtige Funktionen aus; Skutari ist von internationalen Truppen noch besetzt. Wenn das ohne bedenkliche Konflikte abgehen soll, müßte ein Wunder geschehen.

# La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna

## Von Peter Dörfler

---

### II.

Als Romolo an seinem Plaze über dem antiken Marmor immer noch nach Erinnerungen haschte und vergeblich nach Umrissen in den unzähligen Schattengebilden, die ihn umwogten, griff, erwachte er plötzlich von einem gellenden Ruf zur Wirklichkeit. Vom Spielplatz seiner Mitschüler her klang sein Name. Romolo erhob sich hastig, obwohl die zornig herrschende Stimme nur einem seiner Kameraden angehörte. Er strich sich über die Stirn und zupfte ordnend an seinem Gewand wie ein Schauspieler, der in ein paar Schritten aus dem Dunkel der Kulissen auf die helle Bühne vor ein scharfsehendes Publikum treten soll.

Hinter einer Runde von Lorbeerbüschen öffnete sich ein freier, mit spärlichem Gras bewachsener Raum, eine Art Arena, deren Achse ein geplündertes, feines Marmors und seiner Statuen beraubtes Grabmal bildete.

Die Schüler tobten um den stumpfen Kegel, den sie ihre Meta nannten, wie ein Schwarm von Mänaden. Denn sie spielten Blindenfuß und suchten sich gegenseitig verräterisch dem Knaben, der eben die Binde trug, auszuliefern. Romolo war wie ein Käfer, der eben erst an das Licht gedrungen ist, dessen Sinne noch blöde und dessen Glieder steif von der Erdkühle sind. Er stand ohne Bewegung und ohne Lachen in dem Kreis und schaute nur auf das Zittern der Sonne, die den oberen Teil des Steinskelettes mit wunderbarem Rot überhauchte. Aber plötzlich fühlte er sich umschlungen und ein dichtes Tuch legte sich um Stirn und Augen; emsige Finger schürzten einen Knoten und Peppo, der übermütige Kamerad und eifersüchtige Bekämpfer aller Eigenbrödlar, rief: „Olla, olla, Simson, Philister über dir! Olla, du Hebräerheros, auf zu Taten!“ Gleichzeitig warf den Geblendeten eine kräftige Hand gegen die flüchtige Schar. Romolo hörte den Sand ringsum von raschen Sohlen knirschen, er vernahm Rufe und Gelächter und verspürte zupfende und neckend zustoßende Hände. Aber er stand wie gebannt. Peppos Wort von dem Hebräerheros hatte ihn getroffen wie ein Funke auf die Hand. Er überprüfte sein eigenes Gesicht mit einem blisschnellen Blicke, als stünde er sich als einem Fremden gegenüber. Darüber vergaß er fast seine ganze Lage. Aber da ihn die gelenken Flüchtlinge durch Hohnrufe verletzten, ihn am Ohr kniffen und auf seine tastend emporgehobenen Hände schlugen, geriet er schließlich doch in Erregung

und versuchte einen der Angreifer zu erfassen. Indem er aber dabei innerlich gegen die von Peppo aufgerufenen Gespenster ankämpfte, wurde ihm das Spiel immer mehr Ereignis. Mit der körperlichen Bewegung kam auch sein Geist in Wallung. Er haschte nicht mehr nach den Schülern, sondern nach den Gestalten, die er vorher auf das Papier zu bannen versucht hatte. Sein Schicksal narrete ihn und glitt aus seinen gierig ausgespreizten Fingern. Seine Geheimnisse tanzten vor ihm einen bacchantischen Tanz. Er sah sie wie die harten, nackten Krieger auf Reliefs mit Zentauren kämpfen. Zuletzt stürzten die Gebilde seiner Phantasie aufeinander los und verstrickten sich in einen Kampf, zu dem das Geschrei und der Tumult der spielenden Knaben sich verhielt wie das Tosen eines fernen Wasserfalls zum Streite ringsum ineinander gekelter Männer. So sehr wurde sein Ringen ein inneres, daß er sich fast willenlos hin- und herschieben ließ und doch die Vorstellung hatte, alle Muskeln seines Körpers seien in heftigstem Kampfe angespannt. Seine Bilder wurden wirklich und die Wirklichkeit verflüchtigte sich zu Schemen. Nur Peppo vermochte von Zeit zu Zeit seine Gesichte zu Fragen zu verzerren. Er benutzte die raschen Annäherungen an seinen so sonderbar geliebten Freund, um ihm allerlei aufreizende und tolle Spässe zuzuflüstern. Romolo schaute auf seine hämischen Gegner hin, die huschend aus seiner Nacht traten, und knirschte: ‚Flieh, Dämon, der du mit schwarzem Finger auf meine Schwester hinweist, wie sie Münzen zählt und mit mir um Münzen rauft. Ich versteh’ dein Sathyrgrinsen, du meinst darin ein Zeugnis zu sehen für ihr hebräisches Blut. Aber du hast unrecht, ich beweiße es dir!‘ Und Romolo schaute in eine große, heroische Landschaft. Aber da verdeckte sie Peppo, indem er flüsterte: ‚Wir machen diese Nacht Musik — Rachenmusik! Bist du dabei? Natürlich als göttlicher Nachahmer sämtlicher Tierlaute!‘ . . .

Romolo wandte sich mit einer zornigen Gebärde weg und sprang in die Richtung, wo er Geräusch und enteilende Schritte vernahm. Aber indem er nach dem Weggleitenden haschte, wandte er sich schon wieder zugleich an den inneren Spötter:

‚Lügendämon, flieh oder ich durchstoße dich mit allen Feuerpfeilen unentrinnbarer Logik! Was wußte jenes holdselige Kind, dessen Lust das Spiel war, von Besitz und Macht! Virginia liebte die Münzen, weil sie behende Fingerchen hatte, deren Gelenkigkeit sie an dem rasch gleitenden Golde üben ließ‘ . . .

‚Rachenmusik, mein Freund,‘ hauchte Peppo, der sich förmlich

an seiner Schulter festgesaugt hatte und nicht zu greifen war. „Der Rektor hat umsonst alle Kater auf unseren Dächern erschossen. Er soll seine Nachtruhe nicht haben. Wir treiben ihn aus dem Bett. Ich, Camillo und du — willst du?“

„Dämon, in die Unterwelt mit dir!“ schrie Romolo laut, so daß die erstaunte Schar in ein jauchzendes Gelächter ausbrach. Er aber stritt, ohne es zu merken, im stillen gegen den Spottschatten weiter: „. . . . Sie war begabt mit Schönheitsinn, und die griechischen Münzen, die Köpfe mit dem Schlangenhaar, die Harphen und Abler, die Eulen und Biergespanne gefielen ihr als Bilder . . .“

„Wir üben ein Trio; ich sei der Oberkater, du der felis sentimental und Camillo der felis triumphalis. Das ganze Kloster soll lachen, alle Betten in ihren Grundfesten erzittern . . .“

Romolo stand hochatmend, zwischen dem feinen Gefraus seiner geöffneten Lippen zog sich eine dunkle Linie wie ein Schlangenleib dahin. Selbst die Schüler konnten sehen, daß der Gefangene litt.

„Geht den frei,“ rief Camillo, „er rast wie Orestes.“

„Wohl,“ trumpfte Peppo, „und wir sind die Erinnyen, wir haben dich umstrickt, Romolo, wir Töchter der Nacht, auf, Gebannter, Erinnyen über dir!“

Als Romolo schauernd, wie um diesen bösen Worten auszuweichen, auf die Seite wich, war ihm, als tauche eine schwarze Gestalt vor ihm auf, und gleichzeitig rannte er mit solcher Hefigkeit an das zerrissene Grabmal, daß er rückwärts niederstürzte.

„Lerne: wer blind ist, soll tasten, ehe er rennt,“ lachte Peppo. Er aber riß sich den Bund vom Gesicht, stieß die herandrängenden Genossen heftig von sich und enteilte in einen der Nebgänge, die sich durch den Garten zogen.

Peppo rannte ihm nach, aber als Antonio, der ehrwürdige Kloster-senior, der väterliche Freund und Beschützer Romolos, aus einer Laube hervorkam, kehrte er unmutig zum Spielplatz zurück.

Auch Romolo begegnete jetzt, in seiner zornigen Stimmung, dem Greise nur ungern, aber er war entschlossen, sein Schicksal aufzupeitschen und nicht mehr ruhen zu lassen, und auf dieser Jagd kannte er nur den einen Antonio, der ihm Hilfe leisten konnte.

Die dunklen Augen des Seniors leuchteten gütig auf den Jüngling herab, der dem Gebrechlichen den Arm zur Stütze geboten hatte. Denn er liebte ihn wegen seiner Geistesgaben und weil das Geschick ihm die Rettung dieses hoffnungsvollen Sohnes zugewiesen.

Dieser aber ging schweigend an der Seite des Mönches weiter.



Er senkte tief das grübelnde Haupt und schloß bisweilen die Augen, als ob er sich auf etwas Fernes besinnen wollte. Sie traten auf eine kleine Terrasse, die über die Klostermauer hinweg eine Aussicht auf den Teil der Campagna, der zwischen Rom und den Albanerbergen und zwischen Rom und Ostia lag, gewährte. Antonio setzte sich auf einen Travertinblock, der unter einer Zypresse lag. Der Jüngling lehnte sich an den von der Sonne rot angeglühten Stamm und schaute spähend in die weite Ebene hinaus, die anscheinend ohne Kinnfal, ohne Bodenschwellung, wie eine an den Enden aufgeworfene Kiesenrolle vor ihnen dalag.

Der Greis plauderte immerzu. Er war voll innerer Bewegung wie einer, der daran ist, Abschied zu nehmen: ‚Sohn,‘ sagte er, ‚von Rom werde ich harten Abschied nehmen. Denn das himmlische Paradies kann nur ein vergeistigtes Abbild der unvergleichlichen Stadt sein. Aber härter noch scheide ich von der Campagna, obwohl sie eine Wüste ist und ein weites Grab. Denn überall sonst hatte ich Mißerfolg: Mit meiner Kunst, mit meinen Büchern, mit meinen kirchenpolitischen Plänen — alles ist mir zerronnen vor meinen ausgestreckten Händen, zurückgewichen vor meinen durstigen Lippen, und Spott war die Ernte für meine begeistert ausgestreute Saat. Da draußen in der Campagna ist eine Zeugin für mich bei dem Gerichte des Ewigen: La Perniziosa, die Fieberfurie. Sie muß künden und bekennen, daß ich ohne Furcht vor ihr durch die Täler gewandert bin, um als Hirt die verlassenen und zerstreuten Schäflein zu erquicken. Sie hat mich gewürgt und Jahre lang immer wieder mit erneuter Wut angefallen. Sie hat mein Blut in Brand gesetzt, so daß meine Lippen schwarz und wie verkohlt waren, und ich bin ihr entronnen. So furchtlos bin ich ihr entgegengetreten, daß sie mich zuletzt floh — seit vierzig Jahren hat mich keine Malaria mehr angefaßt, ich bin gefeit gegen das Gift, wie Mithridates, der König von Pontus. Und bezeugen muß sie, daß ich gegen sie gekämpft habe in Nachtwachen und vielen Reisen über ein glühendes Land oder mitten durch Sümpfe und Gewitterregen. Romolo, habe wohl acht, ich rühme mich nicht. Ich will mich nur vor Verzagtheit retten . . . Bezeugen wird sie, daß ich viele Hunderte, die wie Tiere sterben wollten, stumpf, verzweifelt, mit vergrabenen Seelen und verschrumpften Hoffnungen, ein verlorenes Volk, leiblich und geistig, zur Hoffnung und Liebe geweckt und zum Erlösertrost erhoben habe, so daß aus den verbrannten und verwelkten Leibern junge, knospige Seelen aufstiegen zu dem vergessenen Gott. Endlich

aber zwingen sie, Zeugnis zu geben für meinen höchsten Ruhm und meine beste und folgenreichste Tat, daß ich dich, mein Sohn, dem Rachen des Todes entrissen habe. Denn dein Verstand ist so edel und dein Herz so glühend für meine Ideale, für die Größe Romas — —'

Romolo unterbrach bei diesen Worten, die ihm das Rot der Scham in die Wangen pressten, die unaufhaltsam flutende Rede rasch, indem er lebhaft einwarf:

„Ja, Vater, du hast mich dem Fieber entrissen und der Wildnis. Solange ich atme, werde ich dir das danken. Doch du redest heute, was mich traurig macht. Du offenbarst mir die Ahnungen deines Herzens von einem baldigen Scheiden. Wolle Gott verhüten, daß ich noch einmal vaterlos werde. Aber einmal muß das Schreckliche, an das ich nicht denken mag, um das Schicksal nicht zu reizen, doch Wahrheit werden. Und dann — verzeihe, bester Vater — solltest du doch nicht mit ins Grab nehmen, was du allein besitzest. O Vater, ich flehe dich an um mein Erbe. Ich bin arm wie ein nestloser Vogel und du bist arm. Aber ich habe doch einen Besitz, der mir zukommt, und das ist meine Vergangenheit. Sie liegt wohl verwahrt hier in meinem Kopfe und hier in meinem Herzen. Aber nur in Trümmern. Du hältst mir noch einen guten Teil meines Erbes zurück. Denn du weißt mehr von meinen Eltern als ich.“

Der Jüngling warf sich vor Antonio auf die Knie und flehte ihn mit Händen und Augen an.

Aber der Greis schüttelte den Kopf: „Täusche dich nicht, Romolo, ich weiß von ihnen, was dieser Stein hier weiß.“

Der Jüngling hatte den Vater bei diesen Worten scharf beobachtet. Er sah, daß er ihm nichts zu verschweigen hatte. Seine Spannung wich einer träumerischen Traurigkeit, endlich aber zuckte in ihm ein neuer Gedanke auf, der sein Antlitz feurig belebte.

„Vater,“ hub er an. „Du hast mir, als ich ein kleiner Knabe und halber Wilder war, erzählt, wie du mich gefunden habest. Seitdem schwiegen wir von jener Zeit, da ich in Lumpen zum Kloster gebracht als ein Bastard kaum nach Menschenweise sprechen konnte, schwiegen, als läge ein dunkler, entehrender Fleck auf jener Zeit meines Lebens. Ist das recht? Muß ich mich meiner Vergangenheit schämen, oder sollte ich so stolz und selbstbewußt geworden sein, daß mir die Erinnerung an die körperliche und geistige Niedrigkeit peinlich sein sollte? Ich weiß nichts von meinen Eltern. Auch dir ist es nicht eingefallen nach ihnen zu forschen. Und doch

bist du der einzige, der hoffen kann ihre Spur aufzufinden. Denn wer kennt alle Schlupfwinkel der Campagna wie du, und wer kann sich rühmen, dem verlorenen Volke, das sich in die Fiebergegenden geflüchtet hat, ein Vertrauter und Vater geworden zu sein! Erzähle mir! Vielleicht wird mir Licht aus einer Rede, die scheinbar ohne Beziehung zu meinem Leben ist. Und wenn alles dunkel bleibt — so ist es doch süß zu hoffen und von seiner Heimat zu hören, denn die Campagna ist meine Heimat. Erzähle mir doch einmal die Umstände, wie du mich aufgefunden hast! Tu es so, wie ein Forscher auch die kleinste Scholle anrührt, weil gerade in einem unbeachteten Stück ein Fund verborgen sein kann.'

Der Greis war seelenfroh, daß er einen gefunden hatte, der ihm zuhören mochte, wenn er über die Campagna sprach. Denn seine Mitbrüder pflegten sich eiligst zurückzuziehen, wenn er von seiner Seelsorge unter dem verlorenen Volke erzählte. Er hatte sie längst durch die ständige Wiederkehr derselben Abenteuer ermüdet, ähnlich wie ein Veteran, der von nichts reden mag als von seinen Kriegstaten. Am wenigsten hatte er gewagt, vor Romolo zu sprechen. Denn eine große Scheu hatte ihn abgehalten, den Findling an seine Elternlosigkeit und einstige Verwilderung zu erinnern.

Er faßte nun mit einer lustigen Bewegung nach der Hand seines Lieblings, zog ihn zu sich auf die Bank und scherzte: 'Ich will treu und gewissenhaft in meinem Berichte sein wie Tacitus und farbenreich wie Homer. Wie er beginne ich mit einer Anrufung der Musen und sage zu den verschwundenen Stunden: Kommt zurück und öffnet die Falten eurer dunklen Gewänder, in denen ihr die vollendeten Tatsachen gesammelt und geborgen habt gleich reifen Früchten! Kramt alles hervor, vor allem aber, was meinem lieben Sohn angenehm und wertvoll zu wissen ist. Du aber, Romolo — vielleicht wird dir dieser Bericht zum letztenmal — nimm den Griffel und tauche ihn tief in die weichen Tafeln deines Gedächtnisses, damit die Runen nimmer im Staube der Zeit verloren gehen!'

Romolo klaskte in seine Hände wie einer, der das Zeichen zu einem ungeduldig erwarteten Spiele geben will.

Antonio begann: 'Die Campagna ist ein furchtbarer, aber schöner Todesrachen, zumal im Sommer und im frühen Herbst. Wir waren damals tief im August. Der Himmel, der seit Mitte des Wonnemonats seine Schleusen verschlossen und ununterbrochen und erbarmungslos Glutströme über die schußlose Odnis ausgegossen hatte, war plötzlich aus gewaltigen Gewittern und glückseligen

Regengüssen auf sie niedergeströmt. Der zweite Frühling blühte nun auf. Ich suchte zu dieser Zeit die *isola sacra* auf, die ‚heilige Insel‘, die nahe der Tibermündung zwischen zwei Armen des sterbenden Flusses liegt. Die Gnade des Spätregens hatte sie in ein leuchtendes Blumenmeer verwandelt. Ha, wenn ich daran denke, wie wonnenvoll der Anblick solch einer blühenden Farbenglut ist, dann überkommt mich mit Macht das alte Heimweh und der Schmerz über die Gebrechlichkeit meines Alters, die all den Streifereien durch die Schönheit des giftvollen, aber in ewig neuen Reizen prangenden Landes ein trauriges Ende bereitet hat. Wie glühten damals die Cyklamen um die Myrtenbüsche! Wie leuchtete der schneeige Schimmer der Margariten über die Heide! Ich wanderte staunend wie ein nordischer Bär, der zum erstenmal solche Herrlichkeit schaut, durch die Asphodelosfelder hindurch, deren rosige Blütenolden meine Brust streiften, als wollten sie mich in kokettem Spiel zu einem Stillhalten und Betrachten der jungen Schönheit auffordern. Freilich war ich oft genug durch dies vergängliche Paradies gewandert, aber man wird dadurch nicht stumpfer. Damals bin ich stehen geblieben und habe mit den fernen Neapolitanern disputiert und ihnen das Recht strittig gemacht, ihren berühmten Spruch nur allein auf ihren Golf anzuwenden. War hier nicht auch Überfluß an Schönheit? Grüßte nicht das Meer am Horizont herauf und dort unten aus leuchtend klarer Atmosphäre ein Gebilde aus Götterwelten, stand das Cap der Circe empor, blaßblau, sonnübergossen, sagenumwoben! Ich zitierte homerische Verse, angeregt von dem ständigen Blick auf das Cap, sprach virgilische Gesänge laut vor mich hin, und eine Sehnsucht nach der heiteren, reinen Schönheit der antiken Vorzeit wurde — ich bekenne es — in mir wach. Ich grollte dem Schicksal, das mich als einen Spätgeborenen ans Licht brachte, in einer Zeit, die nur aus Trümmern ahnen kann, wie göttlich das Leben damals gestaltet war. Als ich merkte, daß sich diese Sehnsucht zur Versuchung gestaltete und mich über den Herrlichkeiten der Welt die Wunderwerke der Gnade vergessen ließ, in deren Licht ich wandern durfte, da schlug ich ein Kreuz und sprach ein *De profundis*. So kam ich an das Ufer des Tiber, setzte über und wanderte gegen die Ruinen von Ostia. Auf einmal hörte ich ein Stöhnen, das aus einer menschlichen Brust kommen mußte. Ich konnte mir zuerst nicht klar werden, von welcher Seite die schmerzlich wimmernden Laute kamen. Aber bei dem ersten Tone waren Homer und Virgil vergessen. Die alte Zauberin Circe mit all ihren ästhetischen Lockungen

verstummt vor der Stimme der Caritas. „Herr Jesus,“ rief ich an die Brust klopfend, „du haſt mich gerufen, dein Samariter zu ſein! Nimmer will ich weltlüſtern und weichlich werden!“ Und ich ſuchte die andere Schönheit, die mir winkte, das Lächeln getröſteten Elends. Das Wimmern war verſtummt. Ich kletterte durch das von Geſtrüpp überwucherte Trümmerfeld und ſtieg ſuchend in den Schutthaufen hin und her. Das morſche Mauerwerk riefelte und bröckelte geräuſchvoll vor meinem Fuße nieder, ſo daß die vielen Eidechſen und Schlangen, die ſich hier ſonnten, erſchreckt über die Mauern rannten und ihre Schlupfwinkel aufſuchten. Ich ſtand biſweilen wieder ſtill und lauſchte. Mein Herz ſchlug, ich hörte das Rauſchen des Blutes. Rings war lautere Stille. Auch die Eidechſen hielten mit mir ſtill und ſchauten mich mit ihren hellen Augen an, ob ich etwa ihren Frieden noch weiter ſtören wolle, — oder lauſchten auch ſie auf die Stimme des verunglückten Menſchenkindes, das da irgendwo in den Trümmern liegen mußte? Noch jezt, nach Jahren, iſt die Erinnerung an die Spannung jener Augenblicke ſo gewaltig in mir, daß ich mein Herz raſcher gehen fühle. So heiß und flehentlich wird ſonſt wohl nur ein Freudenlaut aus einer Menſchenbruſt erſehnt, wie ich auf dieſes Seufzen lauſchte.

Jezt hörte ich eine ſingende Knabenſtimme. Sie ſang kein Lied, nur Vokale, nach Hirtenweiſe lang gezogene Tonreihen aneinander flechtend. Ich erkannte, daß es die gleiche Stimme war, die vorhin ſo wehevoll geſtöhnt hatte. Ich ſtand eben auf einem turmartig aufſpringenden Reſte irgend eines Tempels. Daneben ragte ein gut erhaltenes, von Efeu faſt ganz überkleidetes Mauerwerk. Aus dieſem drang die Stimme; alle Rigen ſchienen zu klingen. Die ſingenden Weiſen und die ſtöhnenden Klagelaute wechselten ab. Ich kletterte in fliegender Haſt über die Trümmer herab und ſuchte einen Eingang in die Ruine, in der das unglückliche Kind liegen mußte. Ich legte mein Ohr an die Mauer, um mich zu vergewiſſern, daß ich nicht das Opfer einer Täuſchung ſei. Wie kam in dieſen unzugänglichen Turm ein menſchliches Weſen? Sangen und klagten etwa die Laren und Penaten über des Hauſes und der edlen Familie Untergang? Endlich fand ich ein in ziemlicher Höhe über dem Erdboden eingebrochenes Fenſter, eigentlich ein rundes Mauerloch. Ich ſtreckte mich, rollte einige Trümmer und Steine herbei, und es gelang mir zulezt, in das Innere des Turmes zu blicken. In dem ſchwarzen, wüſt-öden Raum lag auf bunte Feſen gebettet ein Knabe — Romolo, du! Du warſt ganz mit Schmuß

und Erde bedeckt, deine Wangen waren hohl. Innerliche Brände und Schwäche hatten dir den Schweiß auf die Stirne getrieben. Du lagest im Fieber. — Mir schien, daß dich schon die Perniziosa erfaßt habe; was du stöhntest, das verlangten diese Unglücklichen alle: Aqua, aqua! So behend als möglich kletterte ich durch das Mauerloch in den dumpfen Raum hinab, in dem du eben wieder eine schwermütige Weise zu singen begonnen hattest. Nachdem ich dich mit etwas Rotwein gestärkt und dir die notwendigste Erleichterung hatte angebeihen lassen, stieg ich wieder ins Freie und brachte dich mit Hilfe einiger Hirten in die nächste Tenuta\*. Es bestand wenig Hoffnung auf Rettung, allein ich selbst wachte Tag und Nacht. Denn ich hatte dich rasch sehr lieb gewonnen und wollte Buße dafür leisten, daß ich den Lockungen der Circe für die kurzen Augenblicke nachgegeben hatte.' — — —

Der Greis schwieg und forschte mit nach innen gekehrten Augen nach den Spuren der Circe auf seinen Lebenswegen. Romolo schaute ihn mit hungernden Blicken an. Um seinen Mund zuckte die Qual zurückgepreßter Fragen. Er rang sie mit Gewalt in seine Seele zurück und suchte nach klugen Worten, die den ahnungslosen Greis dazu führen könnten, ihm seine Rätsel zu lösen, ohne von Rätseln zu wissen.

Die Klosterglocke zerriß die Stille des lautlosen Gedankenkampfes. Sie rief alle Klosterinsassen aus dem Garten, und wie das Meer zur Ebbezeit die weitverlorenen Wasser an sich saugt, so zog das alte Gemäuer Brüder und Schüler in seine tiefen Gänge und Zellen hinein. Camillo und Peppo kamen in eiligem Laufe an Romolo vorbei. Peppo schaute Romolo mit einem Blicke an, der den Abtrünnigen in den Staub geworfen hätte, wäre er so mächtig als verachtungsvoll gewesen. Als der Pater von einem Bruder abgeholt und zu seiner Zelle geleitet wurde, stieß der Junge Romolo an und zischte: ‚Pfui, wie hochnäsiger! Ich werde einen Circestab auf deinem Rücken tanzen lassen, der dich wieder zu einem homo simplex zurückverwandeln wird.‘ Romolo ging wortlos weiter und suchte aus der Nähe des Erzürnten zu kommen. Da faßte ihn dieser bei der Hand und schrie: ‚Du — ich verbiete dir heute nacht, wenn in jedem Bette Lust und Gelächter erwacht, auch nur eine Miene zu verziehen. Ich verbiete dir zu lachen. Was Camillo und ich tun, ist für alle, nur nicht für dich!‘ Dann fügte er leise und den boshaften Mund Romolos Ohr nähernd, hinzu: ‚Meinst

---

\* Gehöfte.

du, ich merke nichts? Die Äpfel werden auch brav und fein, wenn der Wurm in ihnen sitzt!

• • •

Als Pater Antonio seine Zelle erreicht hatte, fand er Romolos Aufsatz auf seinem Pulte. Der Rektor hatte den Rand reichlich mit mächtigen Ausrufezeichen versehen, die den Text wie plänkelnde Reiter, bald hämisch und spottend, bald mit wütenden Angriffen verfolgten. Ein Zettel wies ihn an: Tolle, lege, luge!\*

Der Greis zwinkerte seine fernsichtigen Augen zusammen, hob das Schriftstück weit von sich und erschrak von Zeile zu Zeile mehr über die Gewalt, mit der die Campagna in dem Herzen seines Lieblings erstanden war, und über die dunklen Schicksale, die sich aus der vergessenen geglaubten Kindheit Romolos reckten und die junge Seele gespenstisch bedrohten. Ach, darum heute die Bitte um sein Erbe! Er sollte ihm unwissend eine Fackel durch die Campagna vorantragen, und indes er glaubte, daß der Jüngling nur wehmütigen Erinnerungen nachhing, folgte ihm dieser mit den Gefühlen einer Ceres, die nach der verlorenen Tochter Welt und Unterwelt durchstreift. Aber warum hatte ihm Romolo seine dunklen Geheimnisse so ängstlich verborgen? Waren sie erst in den letzten Tagen in schlafenden Gründen seiner Brust aufgewacht oder hatten sie schon immer gegen das Heiligtum seines Friedens gepocht?

Vor allem, was war es mit Romolos Christentum?

Als er ihn damals auf der Campagna aufgelesen hatte, da war kein religiöses Zeichen an ihm zu finden gewesen. Er war allem Anscheine nach aufgewachsen wie so manche *pianta uomo* vor den Toren Roms, als ein reines Kind der Natur, wildwachsend und von keinerlei höheren Einflüssen berührt. Man hatte das angenommen, weil es da draußen nichts Seltenes ist, und gab ihm die Taufe. Romolo hatte sich in alles gefügt und mit wahrer Eier auf die Studien geworfen, in denen er unerhörte Fortschritte machte. Scheu war er wohl immer gewesen. Aber Antonio hatte das der Gewalt der Umwälzungen zugeschrieben, die jede Jünglingsseele in diesem Alter ergreift, und die bei dem ungeheuren Gegensatz der jetzigen Lebensführung zu der gänzlich wilden Frühzeit seiner Entwicklung alle Tiefen erschüttern mußte.

So tief war er in seine Gedanken und Träume versunken, daß er gar nicht merkte, daß Padre Romualdo, der doch wahrlich nicht

---

\* Nimm, lies, traure!

leise aufzutreten pflegte, an seiner Seite Platz genommen hatte. Dieser räusperte sich einige Male recht laut und auffällig, dann aber plakte er in seiner Art los: „Nun, was sagst du zu dem *Vitae curriculum*, eh? Ich meine, die wilde Kage hat ihren zerzausten Pelz glatt gestrichen, aber wild ist sie geblieben. Ich glaube, wir füttern da einen groß, der uns dann eines Tages wieder entwischt und draußen jegliche Spur von klösterlicher Zucht und christlichem Geist von sich tut. Wäre nicht das erstemal, daß solches *Scandalum* geschehen. Romolo hat eine Seele, an der christliches Tauf- und Gnadenwasser abfließt, wie der Tiber am Entengefieder. Ich meine, wir sollten uns beraten, ob wir solch hoffnungsloses Kraut noch länger in unserem Topf großziehen sollten!“

Als Antonio eine abwehrende Geste machte, da geriet Romualdo erst recht in Eifer. Er nahm heftig das letzte Blatt hervor und rief: „Eh, was sind dann das für Stimmen, die der Junge rufen hört?“

„Stimmen der Pietät,“ erwiderte ruhig und ernst Antonio, „Stimmen, die jeder Sohn hört, wenn er seiner toten Mutter gedenkt. Ist's uns denn nicht selber hart genug, daß des Klosters Zucht und Regel uns verbietet, die Gräber der lieben Toten aufzusuchen — und sie sind doch schon alle viel, viel länger vermodert als Romolos *Mamma*.“

„Pietät,“ rief Romualdo, „ist eine Tugend und hat Taubengestalt. Aber aus diesen Zeilen glüht Leidenschaft. Das hat einer geschrieben, der sich im Gefängnis glaubt und sich heiß nach Freiheit sehnt. Bist du denn blind dafür, daß in dem Jungen schlimme Säfte gären? *Caveant consules!*“

Aber milde erwiderte der Greis: „Romualdo, sieh, es braucht viel Zeit und Sonnenglut, bis diese grüne, ungenießbare Orange sich golden färbt und mit Süßigkeiten füllt. Wir beide haben manchen Sommer erlebt, und viel Licht und Glut ist auf unsere Häupter niedergeflossen, und immer harren wir noch auf die goldne Reife. Laß doch den Wildling einmal nur die Hälfte unserer Zeit am Wurzelstock der *magna mater* reifen! Du wirst sehen, daß etwas Köstliches aus ihm hervorbricht.“

Auf einmal drang durch das Fenster der Zelle ein grimmes Katerkriegsgeheul. Romualdo fuhr auf, öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. Zwei wütende Feinde schienen da außen zum bitteren Kampfe bereit erst in Schmähungen zu weiteifern und in Truggefängen ihre Kraft beweisen zu wollen. Als er sich überzeugt hatte, daß die beiden Rivalen wirklich den Kloster-



garten zu ihrem heutigen Turnierfeld auserkoren hatten, war er nicht mehr zu halten. Er hatte Romolo und Auffaß vergessen und eilte in den Garten, um die verhassten Störenfriede zu erlegen. Aber das süßeste Schweigen lag auf allen Bäumen und Dächern. Kein Schatten regte sich. Vergeblich schlich, lauerte, lugte er. Nirgendwo zeigte sich ein dicker Katerkopf. Sobald er sich aber in das Kloster zurückziehen wollte, dann fauchten die Gegner irgendwo aneinander empor. Als seine Glieder von der peinlichen Kälte der Nacht zu fliegen und zu zittern begannen, zog er sich endlich, oftmals in einem Hinterhalt zögernd, in seine Schlafkammer zurück. Indes er sich zur Ruhe legte, nahm er sich vor, morgen seinen Schülern zu beweisen, daß der Glaube der Alten an Dämonen, die sich in Wüstenfüchse, Hyänen und Wölfe inkarniert hätten, auf einer feinen Beobachtung beruhe. Sie möchten nur einmal eine Stunde lang die Gesänge eines Katers belauschen, dann müßten sie, wenn sie keine Eselsohren hätten, heraus hören, daß da nicht bloß tierische Laute hervorkämen. Ein anderes, wilderes, unheimliches, geistbegabtes Wesen schreie aus dem Tier . . .

O, wie lachte den Bösewichtern in ihren sicheren Verstecken das Herz! Odysseus hat über Polyphems Wut und Ohnmacht nicht glückseliger triumphiert.

Auch Romolo hörte das grause Konzert. Aber Peppos Verbot zu lachen war überflüssig gewesen. Denn ihm war, als kämen all die Gestalten des drangvollen Tages nun noch einmal zu ihm, und jetzt, nur um ihn zu höhnen und seine ganze Welt, seinen Jammer und seine Liebe fragenhaft zu verzerren. Plötzlich aber wuchsen aus den Tierlauten auch riesenhafte Tierleiber auf. Sie alle verscheuchte eine Sphinx, die sich kalt und grimm vor ihm ausstreckte, so daß er schauderte und seine geschlossenen Augen noch verhüllte, als könnte ihm der böse Blick des starren Steinantlitzes ein Leid antun.

### III.

Am folgenden Tage wartete Antonio nicht, bis ihn Romolo aufsuchte, sondern rief ihn, sobald die freie Zeit gekommen war, zu sich her; denn er war überzeugt, daß die bösen Geister des Grübelns und Brütens nicht durch das Dunkel, sondern durch gemeinsame Besichtigung am hellen Lichte beschworen werden konnten.

Romolo eilte etwas verlegen auf ihn zu, Pater Antonio nahm ihn bei der Hand und führte ihn über eine alte, ausgetretene Stein-  
treppe zu der Veranda des Kasino an der Nordecke des Gartens.

Oben bot sich ein unvergleichlicher Anblick dar. Man sah auf einen großen Reich der ewigen Stadt, deren Kuppeln und ehrwürdige Ruinenhügel hinter Nignen und Zypressen emportauchten. Ebenso frei und groß war der Blick auf die Campagna und die Albanerberge mit ihren Städtchen. Noch schwieg der Greis; er atmete auf und rang um das Schlüsselwort zu dieser ungewöhnlichen Jünglingsseele. Der forschende Blick des Lieblings ruhte zuerst auf der Campagna, dann suchte er fest und ruhig das Auge des Meisters.

„Romolo,“ sprach Antonio endlich mit einer Stimme, die trotz allen Willensaufwands leise zitterte, „ich habe dein vitae curriculum gelesen.“

Die Augen des Schülers glühten auf wie Kohlen, von denen man die Asche geblasen, und ein purpurner Schreck überflog sein schönes Gesicht. Er schien sich erst jetzt so recht bewußt zu werden, daß er in seinem Auffass innerste Gedanken und geheimste Erlebnisse verraten habe. Verschämt barg er sein Antlitz in den braunen Ärmelfalten des auf die Steinbrüstung gelegten Armes.

Da brach der Bann, und Antonio redete mit bewegtem Herzen und in überquellender Liebe auf den verwirrten und beschämten Jüngling ein: „Romolo, warum betrügst du mich? Warum zeigst du ein glattes Gesicht, wenn deine Seele voll aufgewühlter Fluten ist? Du tust, als wandeltest du im Licht und tappst im Dunkeln. Dein Schicksal saugt an deinem Blute, und du heuchelst, als wäre deine Vergangenheit von dir abgefallen wie Herbstlaub. Warum verbirgst du mir deine Seele? Romolo, du bist nicht, wie du scheinst. Aber glaubst du denn, ich liebe dich nur so, wie du zu sein vorgibst und nicht auch wie du wirklich bist mit all deinen Abgründen? Hat dich der gute Gott nicht mir in die Arme geführt, warum mißtraust du meiner Vaterliebe?“

Der Jüngling weinte, daß der Krampf seine Brust erschütterte. Nochmals dachte Antonio tief nach, wie er dieses scheue Wild sicher einfangen und zum Frieden führen könne. Da glaubte er ein Licht in seiner Seele zu sehen. Er sprach in gütigen Worten:

„Mein Sohn, ich nehme an, du wolltest mir nur einen Kummer ersparen. Dein Schicksal ist so dunkel und außerordentlich, daß du dich scheuest, vor anderen Augen darin zu wühlen. Ich verstehe dein Herz. Aber glaube mir, der Weg, den du wähltest, ist falsch. So wirst du nicht entwirren, sondern das Irrsal nur mehrern. Kann ich dir denn nicht sicherer helfen, wenn ich weiß, warum du meine Erzählungen liebst, als wenn die Aufklärung nur von einem



Wilhelm Trübner/Edelweiß



Mit Genehmigung der Gemäldegalerie Karl Haberstock, Berlin



zufälligen Worte kommen soll? Und ist es nicht besser, du gehst den Wegen deines Lebens selbst erzählend nach und ich begleite dich führend und aufklärend, als daß ich meine Campagnaerinnerungen ausbreite und dich zwingen, meinen Schritten zu folgen, die dich meist wohl weitab führen von den Spuren deiner Geschichte? Ich ehre deine kindliche Scheu, vor fremdem Blicke an den Schleiern deiner Mutter zu rühren. Aber vielleicht kann meine erfahrene Hand deine gierigen Finger lenken, daß sie lüften und nicht zerreißen. Gott hat mir die Gnade geschenkt, dich zu finden, sollte es nicht Fügung sein, daß ich dich zu Mutter und Schwester und Familie zurückführe?“

Romolo schrie auf: „O Vater, meine Mutter ist tot, meine Schwester ist tot, mein Vater . . . ach Gott, mein Vater, ich will ihn nicht sehen, wenn er noch lebt! Ich hasse meinen Vater!“

„Gut,“ unterbrach der gütige Greis den wild dorein blickenden Jüngling, „sei es wirklich, wie du sagst! Aber dich drängt es doch mit Macht nach dem Geheimnis deiner Mutter und deines Vaterhauses. Und ich glaube, es bedeutet für dich eine Erlösung, wenn von ihnen nur Verdacht und Vorwurf abgeschüttelt ist. Denn vorher wirst du vor ihnen nicht Ruhe finden. Romolo, laß es mein Vermächtnis an dich sein, daß ich die heimlichen Parasiten von deinem Leben weghebe; sie möchten dir sonst Blut und Mark aussaugen, bis auch du zum Schatten geworden bist. Liebling, vertraue mir! Denke, ich sei ein Grab, in das du hineinredest. So verschwiegen will ich sein. Denke — wenn du willst — ich habe alle Lichter meiner Seele aufgesteckt, um dich auf deiner dunklen Fahrt zu begleiten. Sieh, die Stunde ist heilig und geweiht. Ruinen lauschen — auch ich bin eine Ruine. Das alles verstehende, gütige Alter nimmt dich in seinen Schoß: Sohn, rede dich aus! Roma, die ewige schaut dich aus Kuppeln, Zypressen und Rosenwolken an, und ihre göttliche Seele ist dir und deinen Rätseln zugewendet. Romolo, vertraue, erzähle!“

Der Jüngling stützte sein Haupt in seine schmale, langfingrige Hand wie in eine Schale, darin er seine Bitternis ausgoß. Als der Greis ihm aber Rom wie eine Göttin mit Ewigkeitsaugen vorzauberte, entzündete sich sein Schwarmgeist. Seine Augen leuchteten. Noch rang er mit sich. Aber als er sah, wie sich der Greis zurücklehnte, die Augen schloß, die Hände wie betend zusammenlegte und sein Gesicht jene Feierlichkeit annahm, die heilige Gefühle aufprägen, da begann er sein Vitae curriculum weiterzusetzen. Erst langsam

und stoßend, seine Worte oftmals mit peinlicher Sorgfalt verbessernd und seine Erinnerungen wiederholt überprüfend. Aber dann belebte sich die Rede immer mehr, seine Schilderung wurde farbenreich und leidenschaftlich. Sie wurde ihm nicht nur ein Mittel, um seine Erlebnisse aus verschütteten Tiefen emporzuholen, sondern sie gestaltete sich zur Rhapsodie, welche sich an ihren eigenen Gestalten verzückt. Der Pater wagte sich kaum zu regen, um die Gesichte des Jünglings nicht zu trüben oder zu verscheuchen. Er lauschte stumm und starr wie die stillen Denkmäler der Jahrhunderte. Komolo erzählte:

„Wenige Stunden, nachdem der Soldat uns verlassen hatte, rüstete sich die Mutter zum Aufbruch aus unserer Zufluchtsstätte. Sie schlug einen roten Schal in weitem Bausche um ihre Schulter. In diesen hob sie die kleine Virginia, und nie vergesse ich, wie das Kind jauchzend in dies Nestchen kroch, und wie ihr lachendes Gesichtchen zur Seite des düsteren Medusenhauptes meiner Mutter vorschaute, indes die roten Ärmchen sich als eine anmutige Korallenkette um den Hals schlangen. Weniges von dem zerstreut Umherliegenden raffte die Mutter noch zusammen. Dann nahm sie mich bei der Hand und schickte sich an, mit uns aus der Ruinenstadt in die freie Campagna hinauszumwandern. Allein auf einmal erhob Virginia ein klägliches Geschrei. Mamma wandte verwundert ihr Haupt zu ihrem Nestvöglein, und dieses zeigte zurück zu dem großen roten Schirm, der von uns verlassen worden war. Er leuchtete in der Sonne wie edles Metall. Wie konnte man solche Schätze zurücklassen! Einen Augenblick zauderte die Mutter, dann wandte sie sich um, klappte den Schirm zusammen und nahm ihn unter den Arm. So ward uns das Zelt erhalten, das uns bei allen Campagnafahrten geleiten sollte. Sein roter Schimmer und die Spannweite seiner Stangen bedeutete für uns Heimat und Vaterhaus. Wir wanderten immerfort eine gerade Straße entlang, die sich zwischen hohen grauen Mauern dahinzog. Sie raubten uns jede Aussicht, und man glaubte immerfort in einer engen, öden Stube einherzuwandern. Nur dunkle Zypressen und hochschultrige Pinien schauten bisweilen über die Mauern herein, und zerbröckelte Ruinen unterbrachen sie da und dort. Meine Erinnerung zeigt mir die Straße voller Schrecken. Ich fürchtete mich so, daß ich zitterte, und schmiegte mich, bald vorwärts, bald rückwärts blickend, eng an die Mutter. Was mich schreckte, das war die Stille, Leblosigkeit und Enge. Immer glaubte ich, ein Ungeheuer müsse vor uns auf-

tauchen und uns verschlingen. Die Mutter sprach nicht ein Wort. Auch Virginia war verstummt.

Auf einmal hörte die Mauer auf; die Häuser verloren sich und mein Blick schweifte wieder in eine unendliche Weite, an deren Horizont sich blaue Berge mit dem Himmel vermählten. Ich weiß nun, daß diese Ebene die Campagna war. Bei einer der rot und schwärzlich blickenden Ruinen, die unsere Straße weithin umsäumten wie alte Weiden einen gerade und träge hinfließenden Kanal, verließen wir die gepflasterte Straße, und unser Fuß tauchte in hohes Gras. Es mag, soweit ich's noch schätzen kann, zu Anfang Dezember gewesen sein. Die Sonne stand hinter uns und neigte sich hinter der Stadt dem Untergang entgegen und vergoldete die farge Gabe des Campagnabodens mit ihrer königlichen Glutenfülle. Noch erinnere ich mich, wie die Städtchen am Hange der Albanerberge, Grottaferrata, Marino und Frascati sich in schneeigem Weiß von dem zartmetalligen Blau der Berge abhoben und wie die Strahlen der untergehenden Sonne gleich wilden Bränden im Widerscheine aus den Fenstern hervorbrachen. Auch die Pfeiler der Aquädukte sah ich damals zum erstenmal. Wie ein Zug von Riesen scheinen sie über das wellige Land zu schreiten. Alles war von der Sonne verklärt. Das Ärmste und Kläglichste erschien vergöttlicht und erhaben. Die nackten, zerrissenen Ruinen der Grabdenkmäler, die grauen Blöcke der Travertinsteine und die zerbröckelten Ziegelsteine, die aus ihrem Verbande gerissen waren — sie seufzten nicht über ihren Verfall, sondern taten groß, als wären sie noch heute harmonische Teile ruhmvoller Kunstmäler. Das Gras wie die Zäune aus dürrer Rohr und alten, halb morschen Olivenstecklein, die sich da und dort quer über die Ebene zogen, die Sandgruben und rotbraunen Tuffsteinbrüche — alles prangte in überreichem Festtagsgewande und war von so himmlischem Lichtglanze übergossen, daß ich stehen blieb, in kindlichem Staunen die Hände faltete und ausrief: „Adesso andiamo al Paradiso!“ Da lachte meine Mutter so bitter auf, daß es mir schmerzlicher Klang als das bitterste Weinen, und eine Ahnung überkam mich, daß wir nicht in ein Paradies, sondern ins Elend hinaus schritten. Ob wohl der Mutter damals Hagers Bild vor Augen schwebte?

Bald verlor sich der bittere Tropfen wieder in dem großen Entzücken, das meine kindliche Seele ergriffen hatte. Ich war ganz erschüttert von dem Gemälde, das all seine mächtige Schönheit vor mir offenbarte.

\* Jetzt gehen wir ins Paradies!

Wir gingen immerzu durch das hohe, goldtropfende Gras und die Blumen, die mit dem blauen Himmel um die Wette leuchteten. Und wie wonnesam wehte die Luft über das Land! Wie man in die kristallene Flut einer stillen, felsumfriedeten Meerbucht die matten Glieder eintaucht, und die balsamische Kühle der rinnenden Wasser über Brust und Hals und Haupt hinwegbranden läßt, ganz umwallt von der Kraft dieser Kühle, so tauchte ich in die Flut von Farbe, Licht und wogenden Lüften Seele und Leib. Zum erstenmal war ich vielleicht damals herausgekommen aus der großen Stadt, wo der verlangende Blick überall an harte Mauern stößt, wie die Schwalbe, die sich im Stalle gefangen hat. Nun durfte er hinaus-schießen, so weit und so hoch ihn seine Kräfte tragen mochten. Wir wanderten auf und ab und auf und ab wie ein ziehender Kahn auf dem atemholenden Meere. Manchmal sperrte ein Fluß unseren Weg, und wir sahen uns an steilabfallenden Ufern gezwungen unsere Richtung abzubringen. Oder Schilf und Gesträuch im Talgrund machten den Weg beschwerlich. Doch nur für kurze Zeit. Bald schritten wir wieder dahin wie der Pilger auf der Heerstraße, ganz ebenes Land lag vor uns. Erschreckte Vögel schossen vor uns aus dem Grase, und grasgrüne Eidechsen und Molche, die sich an den warmen Felsen gesonnt hatten, flohen vor uns davon. Manchmal näherten wir uns Gebäuden, die sich auf einer Bodenschwellung erhoben. Aber wenn wir sie erreicht hatten, so fanden wir, daß sie nichts anderes waren wie die Wildscheuchen, die man auf den Äckern trifft: Kleider ohne lebendige Menschenleiber. So waren auch jene Häuser ohne Leben und Inhalt, Ruinen, längst von den Menschen verlassen und ihrem Schicksal überlassen, Überreste von Städten, von denen nicht einmal der Name mehr aufbewahrt worden ist. Ringsherum graste oder ruhte bisweilen eine Schafherde, oder ein paar Muli standen in träger Ruhe im Schatten der Ruinen. Wir vermieden es, diesen Campagnabewohnern nahe zu kommen. Vielleicht fürchtete die Mutter die halb wilden Hunde, die wachsam die anvertrauten Herden umsprangen, oder sie hatte sich vorgenommen, jedem menschlichen Antlitz auszuweichen.

Virginia saß in ihrem Nestchen; ohne jede Mühe konnte sie alle Campagnaherrlichkeit schauen. Ihre Füße brauchten nicht wandermüde zu werden. Aber was wir mit unseren Beinen an Kraft aufwandten, das verschwendete sie mit ihren Armen. Diese gaukelten immerfort, wenn sie nicht eben losend Mamminas Hals umschlangen, in der Luft. Sie griff nach den wehenden Fäden,



die über uns in krauser Anmut schwammen, oder nach den Vögeln, die uns flohen. Sie reckte sich, um die rosigen Fingerchen in Ätherblau zu tauchen, oder zeigte auf die blizenden Fenster der Campagnastädtchen, auf die dunkelästigen Bäume, die in scharfen Linien in die klare Luft einschnitten, oder sie verlangte nach Blumen, die auf unserem Pfade blühten, und nahm sie lustig krähend aus meiner Hand entgegen. Bald sang sie ein Liedchen, bald spitzte sie das Mündchen, um das Piepsen der Vögel nachzuahmen. Ihre fröhliche Laune war unerschöpflich wie ein sprudelnder Quell.

Die Mutter sprach nicht ein Wort. Obwohl ich mich später an ihr stummes Brüten gewöhnte, so lag es doch immer wie eine lastende Schwüle auf mir.

Ich hatte gehofft, nach einem kleinen Spaziergang an den Rand der Campagna zu gelangen und den Fuß auf die blauen Berge setzen zu können. Aber wir erreichten kein Ziel. Die Berge blieben immer gleich fern, und so oft wir aus einem Talgrund empor tauchten, sah ich mit Staunen neue Gründe, die sich vor den Bergen faltenreich hindehnten. Einmal blieben wir auf einer Höhe aufatmend stehen. Wohl blickte die Mutter nach einer geeigneten Nachtherberge. Da sie sich rückwärts wandte, kehrte auch ich mich um und sah am Horizont über einem in der Dämmerung zu einer einzigen dunklen Wand aufgelösten Häusergewirr die Kuppel von St. Peter schweben. Es kam mir vor, als wäre die blaue Wölbung vom Himmel herabgeschüttelt worden gleich einer reifen Frucht. Nicht etwas Irdisches und von gemeinem, schwerwuchtem Erdenstoff Gebildetes schien sie mir, sondern etwas Himmlisches, Schwebendes. „Mamma,“ rief ich, zum erstenmal meinerseits das ehrfurchtsvolle Schweigen unterbrechend, „sieh dort, was ist das?“, und meine Hand, von der Abendröte noch licht umflossen, zeigte nach dem Wunderwerk des Michelangelo. „La cupola“ erwiderte die Mutter kalt und gleichgültig und wandte sich wie von einem Ekel durchschauert ab, um wieder weiter in die abendliche Dämmerung hinauszuwandern.

Warum hat sie nicht gesagt: „La cupola di San Pietro?“ Dann hätte ich das Wort „heilig“ und den Namen des Patrons unserer Stadt doch einmal auf ihren Lippen klingen hören, und das heiße Suchen nach christlichen Äußerungen hätte bei diesem Worte verweilen können wie bei einem köstlichen Unterpfand und einem glimmenden Funken in lastender Nacht. „San Pietro“, „Madonna“ — gibt es einen Römer, der jahrzehntelang diese geheiligten Namen entbehren könnte? Ich habe sie nicht aus Muttermund zuerst gehört.

Auf einmal erlosch das Leuchten auf den Bergen, und der Schimmer der weißen Albanerstädtchen verblich. In der Tiefe, wo wir wanderten, war alles nächtlich öde. Das Auge sah nur dunkle Massen. Am Himmel allein war noch Schönheit und Farbe. Wie alle Blumen um uns her die Augen schlossen und die Vögel ihr Zwitschern unter Träumen vergaßen, so war auch Virginia in ihrem Nestchen eingeschlummert. Ihr fröhliches Plaudern und Lachen war verstummt. Wie drückend lag nun das stumme Schweigen auf dem düstern Land! Ich fürchtete alles, sogar meine Mutter.

Eine Reihe hoher Pinien tauchte aus der Nacht, denn ihre Zweige waren noch um viele Schatten dunkler als die durchs Sternlicht gebrochene Nacht der Lüfte. Ihre dürrn Äste schauderten im Wind wie Ketten gefangener Sträflinge. Ich begann zu weinen. Mammina sprach kein Wort der Beschwichtigung. Was mag die Unglückliche gelitten, mit welchen Mordgedanken mag sie gekämpft haben! Wie ist's wohl gekommen, daß sie's nicht machte wie andere Mütter, die sich und die Kinder durch einen Sprung in die Tiefe von allem Leid erlösen! Tiefen gähnten ja empor und Wasser rauschten aus der Ferne mit Sirenenfang. Ich bin sicher, daß es nicht die Liebe, sondern der Haß gewesen ist, der ihr die Kraft zum Weiterleben gegeben hat.

Auf einmal tauchten Gebäude und Baumwipfel vor uns aus der Nacht. Wir waren zu einem kleinen, runden Hügel gelangt, auf dem ein Boschetto von Steineichen stand. Die Gebäude waren nichts als zerfallene Ruinen. Aus einer der leidlich erhaltenen Grotten rauschte ein Quell. Das halb zerfallene, von Efeuranen, wie es schien, allein noch zusammengehaltene Mauerwerk starrte steil und phantastisch empor. Wir stillten erst den Durst an dem vortrefflichen Wasser, dann tappten wir umher und suchten einen Raum, der uns vor der Kälte der Nacht im Verein mit unseren Decken schützen könnte. Denn unser Schirm war ja nur ein Sonnenhaus. Wir fanden einen Torbogen und schritten über Geröll hinweg ins Innere eines Raumes, dessen Größe wir in der Dunkelheit nicht schätzen konnten. Wir nisteten uns furchtlos in einer Ecke fest. Der Fuchs hat Heimatgefühl, wenn er eine Höhle erreicht hat; und auch ich sollte mein ganzes Denken und Erleben mit Ruinen und Gräften verknüpft sehen. Die Müdigkeit bannte alles Denken. Nur eins ist mir noch in Erinnerung. Eh' ich einschlief, erhob ich mein Auge und sah, wie hoch oben durch eine breite Risse eine sanfte Lichtwelle in die dichte Finsternis herabdämmerte, die uns umschloß. Dann

bligte sogar ein Stern auf und flimmerte eine Zeitlang feierlich still durch das seltsame Fenster und verschwand.

So brachte ich denn auch die zweite Nacht, deren ich mich deutlich und klar erinnere, bei altem Gemäuer zu und erwachte in Ruinen. Wieder sah ich vor dem Tore meiner Ruinenbehausung den roten, in der Sonne glänzenden Regenschirm. War das auch in der Zeit meines unbewußten Lebens so gewesen? Und sind also die Geschehnisse der Schreckensnacht und die Ereignisse mit dem Ring und den goldenen Äpfeln nur Märchen, mit denen ich mich selbst betrogen habe? Dann bin ich mir klar, wie ich mein Vitae curriculum hätte beginnen müssen: Meine Geburt war eine wundersame. Matrix et radix meines Lebens ist die Grotte irgendeiner Nymphe. Ihr habe ich mich an einem lichten Sonnenmorgen entronnen. Meine Gespielin und Schwester ist ein holdschönes, immer lachendes Faunenkind gewesen. Meine Mutter lebte ein Schicksal, das ihr ergrimmte Götterhände spannen. Ich sah sie als Ruine. Aus den Trümmern des Colosseums oder der Caracallathermen ist die Seele getreten und hat sich mir als Mutter gezeigt. . . .

Noch hatte der Knabe diese Worte kaum zu Ende gesprochen, da erhob der Greis seine bleiche Hand und rief mit erregter Stimme: „Halt ein, Romolo! Nun mußt du deinem Begleiter das Wort geben. Denn er ist auf eine Spur gestoßen. Seltsame Verschlingung der Schicksalswege! Hast du schon einmal gehört, daß die Jäger von einem Verhängnis des Wildes erzählen, das immer wieder dem Schützen in den Weg kommt, der es schon einmal angeschossen hat? Als ich dich in Altopia aus den Ruinen zog, warst du solch ein Wild, das mir lange vorher begegnet und damals entronnen war. Höre mich an, ob mich ein Irrtum narret! Vielleicht habe ich in jenen Tagen nicht nur dich, sondern auch deine Mutter und Schwester gesehen. Vielleicht! Gebiete deiner Seele und juble nicht zu früh. Prüfe nüchtern! Denn auch, wenn mein Geist sich nicht täuscht, kann mein Erlebnis deinen Rätseln nur geringes Licht spenden.

Es war — Gott, wo war es nur, laß mich ganz zu jenem Tag, zu seiner Sonne und seinen Lüften zurückkehren! Weit vor der Porta Furba war es, bei Roma Vecchia, wo die vielen Trümmer liegen und ragende Säulen wie versteinerte Wachtposten stehen. Da sah mein Auge das Bild, das nun vor mir auflebt. Ich trat aus der Tenuta del Corvo, wo sich eine häßliche Szene abgespielt hatte. Schön war der Vorwintertag und leise Lüfte trugen von Norden her

Schwärme von Zugvögeln. Rechts und links von mir knallte es. Müßige Römer vergnügten sich damit, die wirren, müden, heimatfernen, von einem unwiderstehlichen Triebe gequälten Vögel zu erjagen. Mir tat das Morden weh und ich beschleunigte meine Schritte, um jene Täler zu erreichen, die von den Sonntagsjägern nicht mehr betreten werden. Wie gerne hätte ich den gefährdeten Fremdlingen in den Lüften zugerufen: Kommt mit mir, ich zeige euch ein Asyl, dessen geheiligter Boden von Menschengier nicht entweiht wird! Aber ich war kein Santo wie Bruder Franziskus, und die Vögel verstanden mich nicht. In solchen Gedanken gelangte ich zu einem Steineichenhain, dessen Grotte und Ruinen mir wohl bekannt waren. Als ich darauf zueilte, um mich an dem Quell zu erfrischen und dann weiter zu wandern, hörte ich eine helle Kinderstimme und blieb verwundert stehen. Mein erster Gedanke war: Sollte es hier für mich Beute geben, den Jäger Gottes? Vorsichtig näherte ich mich, Deckung hinter den dicken, ihre Zweige tief niederneigenden Bäumen suchend. Der Jäger jeder Art muß ja da draußen gefaßt sein, auch einmal als Beute behandelt zu werden trotz Pio VI. Aber bald überzeugte ich mich, daß ich dem harmlosesten und lieblichsten Idyll gegenüberstand, das nur jemals aus Menschenschönheit, ländlicher Natur und antiker Größe zusammengewachsen war. Vor der Ruine eines alten Römerhauses lagen in grandioser Wirrnis Trümmer von prächtigen, kannelierten Marmorsäulen, als hätte irgendein Sturmwind sie durcheinander geschleudert. Kräuter und Brombeerranken hatten ihre geschmeidigen Leiber um sie geschlungen und die Toten da und dort mit dem grünen Gewande des Lebens umkleidet. Ein Altar von halber Manneshöhe stand aufrecht vor ihnen und auf ihm saß ein fast nackter Knabe. Ich mußte an einen sinnenden Faun denken und war fast verwundert, daß das schöne Antlitz nicht durch Tierohren verunstaltet war. Im tiefen Gras, das vor dem Altar wucherte, saß ein ebenso naturhaftes Mädchen; wohl war es ein paar Jahre jünger als der Knabe. Jetzt hob es die eine Hand in reizender Geste über das dunkle Köpfchen, stemmte die andere mit zierlicher Anmut in die Hüfte und tanzte singend vor dem Opferaltar. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge erwies auf den ersten Blick, daß hier Bruder und Schwester spielten. Das Gesichtchen des Mädchens zeigte nur rundere und vollere Formen. Immer wieder flog mein Blick zu dem ernststen, nachdenklichen Knaben empor. So muß Isaak auf dem Altar ausgesehen haben, als ihn allmählich die Ahnung überkam, daß er als Gottes Schlachtopfer sterben sollte; und so hat wohl Adam, zum

Lichte erwacht, in die unbegriffenen Herrlichkeiten des Paradieses hineingespäht, von den liebreizenden Engellindern, die in Gottes Geleite niedergestiegen waren, umtanzt. So sehr war ich von der Schönheit des Bildes, das mich an Träume altrömischer Dichter gemahnte, verzaubert, daß ich erst eine Frauengestalt, die am Eingang der Ruine lauerte, übersehen hatte. Sie erregte in mir eine Verwunderung. Denn sie war nicht gekleidet wie eine der Campagnafrauen, sondern trug ein Gewand, das sicher in einer florentinischen Werkstätte gefertigt worden war. Ein seidenes, glänzendes Busentuch faltete sich um ihre Schulter, schwere, goldene Ohrringe hingen an den Wangen nieder. Blauschwarzes Haar umrahmte ein Angesicht, das der tragischen Muse angehören konnte. Denn alle Züge waren von jener herrischen Schönheit, die wir an den großen Tragödiinnen unserer Theater lieben. Männliche Energie und eine gewisse herbe Strenge in dem markig großen Antlitz ließen sofort eine außerordentliche Frau erkennen, deren Schönheit durch grausame Bitternisse einen Zug ins Harte, ja Grausame erhalten hatte. Wie kam die vornehme Frau in diese Einsamkeit und wie harmonierte die Nacktheit und Armseligkeit der Kinder zu ihrem Festkleid? War sie die einzige Schützerin dieses Jhylls? Oder lauerte ihr Gemahl im Gemäuer und hatte er ihr vielleicht von einem seiner Streifzüge das prunkende Kleid zurückgebracht, um sie als die schöne Häuptlingsfrau zu schmücken? Das Verlangen, diesen reizenden Kindern vielleicht Träger einer himmlischen Gnade sein zu können, trieb mich trotz aller Bedenken aus meinem Versteck, eben als der Knabe von dem Altar abgesprungen war. Kaum war ich aus dem Schatten der Eichen getreten, da zerstäubte das liebliche Bild wie ein Morgen-  
traum; das kleine Mädchen stieß einen Schrei aus, wie ihn die verfolgten Tiere im Schreck und zur Warnung ihrer Genossen ausstießen; der Knabe setzte über die Säulentrümmer gleich einem gejagten Fuchs und versteckte sich im Geranke, das im Mauer Schatten gedieh. Er raffte Steine zusammen, offenbar auf Verteidigung bedacht. Das sinnende Lauscherantlitz hatte sich verwandelt und glühte dem vermeintlichen Angreifer wild entgegen. Auch das Mädchen verbarg sich und war nicht mehr zu sehen. Die Matrona richtete sich, ohne aufzustehen, von ihrer lauerten Stellung empor, indem sie ihren Oberkörper langsam und stolz aufreckte, wobei sie den Einbringling mit einem Blicke maß, wie Könige auf gefangene Rebellen herabzublicken pflegen. Ihre Haltung schien zu sagen: „Wurm, weiche von hier, sonst zertreten wir dich!“ „Laudetur Jesus Christus!“ sprach

ich demütig und feierlich. Welcher Römer wagte es, solchen Gruß nicht zu erwidern! Die Donna aber schwieg. Ich suchte sie von meiner Ungefährlichkeit und Harmlosigkeit zu überzeugen und sprach darum: „Ecco, welch reizende Kinder, glückliche Mutter, ich beneide Euch, erlaubt doch nur die einzige Gunst, daß ich ein klein wenig mit ihnen plaudere. Gern setze ich dann meinen einsamen Pfad wieder fort. Die Campagna ist so traurig und schwermütig, das Plaudern der holden Geschöpfe wird mich bei meinem Gange wie eine wundersame, fröhliche Musik begleiten. Gestattet, daß ich sie frage, wie sie heißen. Ihr seht ja, ich bin ein armer Frate, der ihnen nichts zuleide tun wird.“ Und zu dem Knaben gewendet: „Liebes Kind, sage mir, wie du heißest, ich gebe dir dafür einen Santo. Sieh her“ — ich griff in die Falten meiner Kapuze und zog ein Bildchen hervor — „welch schöner Santo!“ Der Knabe schwieg. Ein unbeschreiblicher Ausdruck, gemengt aus Furcht, Neugierde, Troß und Verlangen sprach aus den kindlichen Mienen. Er beobachtete jede der Bewegungen, die ich machte. Auf einmal schob auch die Kleine ihr Gesichtchen hinter einer Mauer hervor und starrte mich und das Geschenk in meiner Hand voll naiver Gier an. Als ich mich auch an sie mit der schmeichelnden Frage wandte: „Figliola, wie ist dein Name?“ da blieb auch ihr roter Mund stumm und verschlossen. Jetzt zog ich eine Orange aus der Tasche, streckte sie erst den Kindern entgegen, und da ich sah, daß sie es nicht wagen würden, sie aus meiner Hand zu nehmen, warf ich ihnen die Frucht zu. Ich hatte einen Zankapfel unter sie geworfen. Noch schwebte der goldene Schein in der Luft, als die Kleinen sich schon hervorstürzten und sie zu ergreifen suchten, wobei eines das andere zurückdrängte. Aber da erscholl die Stimme der Mutter — welch eine Stimme: „Cospetto, Kinder, zurück! Wißt ihr's nicht: Sie heischen euer Blut!“

Die Kinder prallten beim ersten Klange dieser gebieterischen Worte zurück und duckten sich, wie von einer unsichtbaren Macht niedergeworfen.

Ich hatte sofort begriffen, daß ich eine Unglückliche aufgestört hatte und beschloß daher, ohne weitere Umschweife mich als Seelsorger der Campagna vorzustellen und zu versuchen, ob ich diese Seele zur Herde des Meisters zurückführen könnte. Ich sprach darum feierlich: „Ich komme im Namen des großen Hirten, ein Diener Gottes und ein Gesandter der Güte, die alle Unglücklichen an ihr Herz geschlossen hat. Ihr seid unglücklich. Ihr seid fern von den Tempeln und Altären Roms und ferne seinen Gnaden und

Gebeten. Herrin, Ihr seid ins Elend gegangen. Denn Ihr seid hier in Hunger und Durst. Die sieben Quellen fehlen Euch, die Eure Seele tränken könnten. Erbarmt Euch der lieblichen kleinen Täubchen hier, die Euch Gott anvertraut hat! Ich führe Euch zurück zur jubelnden Mutter."

Da streckte sie die Hand mit gebieterischer Gebärde aus und sprach mit grausiger Härte: „Geh, woher du gekommen bist! Wir sind unglücklich, aber wir frohlocken im Unglück. Nimm uns unser Frohlocken und unsere Rache nicht!" Das war sibyllisch gesprochen. Ich überlegte und zauberte. Da erhob sich ihre Stimme, als spräche sie in einer Volksversammlung vor einer tausendköpfigen Menge und rief: „Geh, wir brauchen deine Hilfe nicht! Das Schicksal ist unentrinnbar und wir wollen ihm nicht enttrinnen."

„Madonna," rief ich erschrocken. „Ihr sprecht als eine Heidin. Sagt mir nur eines, ich flehe Euch an, sind die Kinder getauft?"

Sie schwieg.

Da überkam mich die ganze Leidenschaft des Jägers Gottes und ich sagte: „Wohl, jetzt versteh' ich, daß der Knabe auf dem Altare saß. Das schuldblose Opfer einer dunklen Schuld."

Da stöhnte sie: „Schuld, ha, Schuld!" und dann machte sie wiederum ihre ausdrucksvolle, abweisende Geste und sprach: „Geh, was weißt du von Schuld!" und ein undurchbringlicher geheimnisvoller Zug umspielte ihre Augen und ihren Mund. „Geh, was geh'n dich fremde Schicksale an!"

Da rief ich in schmerzlicher Bewegung: „Ich darf nicht ruhen, bis ich die Kleinen, die Gott gehören, gerettet habe!"

„So kann man denn nicht einmal in dieser Wüste Ruhe und Freiheit finden," grollte sie jetzt bitter auf und erhob sich dabei von ihrem Sitze zu ihrer königlichen Größe. Wie eine Medea stand sie vor mir, grimmig und erbozt, die Mästern der schönen Nase wild aufgebläht. Ich sah, daß jede weitere Rede nur die Leidenschaft dieser Frau reizen konnte. Darum sprach ich: „Ich gehe, aber diese Kinderseelen hole ich mir früher oder später. . ."

Aber ich hatte meine großen Worte umsonst gebraucht. Als ich zurückkehrte, fand ich zwar Grotte, Säulen und Altar, auch einzelne umherliegende Felsen; die Nester eines wohl schon vor mehreren Tagen verglommenen Kohlenfeuers zeugten für die Tatsächlichkeit meines damaligen Erlebnisses; aber die Beute war entwischt. Weit und breit keine Spur von Mutter und Kindern. Traurig stand ich oft an den unheimlich quirlenden Tiefen des Flusses. Ob dieser vielleicht

in seiner krausen Sprache ein schauerliches Geheimnis berebete, das ihm anvertraut worden war? Wenn die Frau in ihrem wilden Wahn das Grab der Fluten gesucht hatte, um sich in den schweigsamen Tiefen vor allen Nachstellungen zu retten? Dann hatte ich auch ein Glied in der verderblichen Kette von Verhängnissen geschmiedet, die sich um die unschuldigen Kinder gezogen und sie erwürgt hatten. Aber nun sage, mein Romolo, daß du dich des Verführers erinnerst, der dich damals mit süßer Lockspeise für Christi Netz einfangen wollte — dann erneuern wir heute eine vergessene Freundschaft; ich begrabe ein Leid um dunkle Schicksale und du blickst in ein Auge, das gleich dir deiner Mutter Antlitz schauen durfte.'

Romolo hatte bebend vor Erregung aufgehört, sobald der Pater sein Gespräch mit jener Frau zu erzählen begann. Antonio mußte aber die Aufforderung, mit der er seinen Bericht abgebrochen hatte, wiederholen, um den Jüngling von seiner starren Versunkenheit, in die er geraten war, aufzuwecken. Romolos Gesicht war ein einziges leidenschaftliches Nachdenken. Endlich sagte er wie aus tiefem Traum: 'Ich weiß nicht sicher, ob ich mich an dich erinnere. An jener Stelle meines Gedächtnisses steht ein Mann, der grimmig war wie ein Wolf und Krallen nach uns ausstreckte wie die Sirenen. Nie glaubte ich in solcher Todesnot gezittert zu haben, wie in den Tagen, da der mörderische Mann in unser Nest hereinblickte. . . .

Aber jene Medea war meine Mutter. So hat sie geredet. Und keine andere Frau in der weiten Campagna hat solche Worte im Munde geführt. Riverendo, Ihr habt meine Mutter gesehen!'

Romolo schaute den Greis an, wie man eine heilige Stätte anblickt, voll Pietät, Staunen und Rührung. Dann stand er plötzlich auf, trat geheimnisvoll ganz nahe zu dem Pater heran und fragte, das Gesicht fast verzerrt vor Angst und Erwartung, aber mit leiser und ruhiger Stimme: 'Ihr habt meiner Mammina ins Antlitz gesehen?'

'Ja, mein Figliolo.'

Des Knaben heißer Atem berührte des Padres Wangen, so groß waren Gier und Erregung. Aus seinen Augen glühte eine Frage, der sein Mund keine Worte zu geben wagte.

Der Pater verstand. Einen Augenblick schwankte er, wie er die Qual seines Lieblings heilen könnte. Dann gab er, von der Feierlichkeit des Augenblicks so hingerissen, als wäre seiner Befragung ein feierlicher Eid vorausgegangen, dem fragenden Blick die Antwort: 'Nein, Romolo, ich glaube nicht, daß sie eine Jüdin war.'



Nie hätte der Pater geglaubt, daß diese beruhigende Versicherung solch einen niederschmetternden Eindruck auf den Knaben machen könnte. Romolo weinte und schluchzte in grimmem Schmerze auf. Vergeblich tröstete Antonio: „Aber Romolo, ich versichere dich, sie war keine Jüdin. Ich lebe der festen Überzeugung, sie war eine Römerin. Ich habe sie immer Medea genannt, wenn meine Gedanken bei ihr weilten. Damals als ich sie sah, bin ich durchaus nicht auf die Vermutung gekommen, sie möchte etwa eine Jüdin sein. Erst deine Blätter ließen mich darüber nachgrübeln, und deine eigenen Aufzeichnungen brachten mir einige Zweifel. Nicht so fast ihr Aussehen, als vielmehr ihr Haß gegen mich nährte solche Vermutungen. Aber es ist ja nichts damit, Romolo. Es sind Hirngespinnste. Deine Mamma war eine unglückliche Frau, die Schreckliches erlitt. Wie viele haben in der Verzweiflung Gott und Kreuz von sich geworfen, und Liebe ist Haß geworden, Gebet Fluch, Anbetung Überdruß! Glühend und beharrlich im Hasse sind doch auch Römerinnen, wie die Geschichte lehrt. Romolo, denk' an die Würgerinnen der Vorzeit!“

Romolo faßte sich allmählich wieder. Aber er stand tieftraurig wie die Psyche auf Grabmälern vor dem Greis und murmelte, indes seine Brust noch immer krampfhaft schluchzte: „Wiederum nicht „ja“, nicht „nein“. Niemals eine Gewißheit! O Padre, warum habt Ihr nicht gesagt: „Sie war keine Jüdin!“ Es wäre das Wort der Verwandlung gewesen. Die Sphinx wäre gebannt, Engel hätten mich umspielt. Warum sagtet Ihr nicht: „Nein!“ Warum, warum? Was sind mir Vermutungen, über die wie böse Dämonen die Verneinungen hereinblicken? Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten habe ich genug und übergenug. Die Wahrscheinlichkeiten töten mich. Nur Gewissheiten bedeuten Befreiung und Leben. O Campagna! — er breitete seine Arme wieder leidenschaftlich nach ihr aus — ,warum schweigst du mich so grausam an, warum lösest du meine Rätsel nicht? Ich werde über dich kommen mit List und Gewalt, ich werde gegen dich ausziehen und dich umschleichen, bis du mir ein Mein oder Ja sagst. O Himmel, ein Mein, ich fleh' dich an, ein Mein!“

Wie eine wehrdurchbrechende Flut in steigender Leidenschaft war die Rede hervorgequollen; so naturhaft unwiderstehlich, daß der Pater die Hände faltete und voll innerem Beben seufzte: „Figliolo, wie schäumt das Meer und spritzt Gischt und Wogen! Romolo, du schauerst vor einem Abgrund. Aber wag es einmal,

klar und scharf in seine Tiefen zu schauen, wage es, auf jene Gedanken zu horchen, die du Dämonen nennst: Sage dir tapfer: Ich bin ein Jude! Meine Mutter und meine Ahnen waren Israeliten, alle bis hinauf. — O Romolo, laß einmal deine Phantasie, die immer um Roms Herrlichkeiten kreist, um Sions Zinnen flattern! Wie weit führt dein Stammbaum hinauf, wenn deine Voreltern jenem unvergleichlichen Volke angehörten! Als die Römer noch ein Geschlecht von Räubern waren, da konnte sich in Jerusalem schon jeder Wasserverkäufer und Lastträger königlichen Blutes rühmen. Von einem Herrscher in Israel heißt es, daß er von der Schulter an über alles Volk hinausragte. Stelle einmal Moses und Isaias neben die Großen der Erde! Sind sie nicht Berge unter Hügeln, Ströme unter plätschernden Quellen? Du sagst wohl: „Aber sie haben kein großes Reich gebaut.“ „Wo ist ein Land, wo sie nicht geherrscht haben?“ „Kunst? Der salomonische Tempel ist die einzige Blüte, und sie ist längst spurlos zerstäubt.“ „Ja — aber mein Sohn, wie zeige ich dir Judas Größe . . . Sie dort die Pinie, eine Königin. Ihr Stamm wie gebaut, das Himmelsgewölbe zu tragen. Ihre Krone ein Wunder von Kraft und Maß. Dagegen dort der Olbaum: zerschliffen der niedere Stamm. Lauter Armut, Not, Verkrümmung und Verkümmern. Soll ich dir die zwei Bäume deuten? Die Pinie ist Rom. Der Olbaum Juda. Der Lenker der Menschheit hat Juda immer auf Steine gepflanzt. Es wurde früh zerspalten, getreten, zerrissen. Aber überall hat es mit köstlichem Öl die Völker gesegnet. Sein Blut war der anderen Nahrung. Wir alle zehren nicht von der königlichen Pinie, sondern vom kümmerlichen Olbaum. Der Messias wollte kein Zweig aus römischer Wurzel sein — er ist aus dem alten, heiligen Olbaum herausgewachsen. Und du, Romolo? Dich hat Circe verzaubert, sonst müßtest du auffauchzen: Juda ist das Volk der Völker, und ich sein Sohn!“

Der Greis schwieg und horchte mit geschlossenen Augen, wie erfüllt von inneren Bildern, zu dem Schüler hinüber. Dieser schüttelte leise den Kopf, ließ seine Augen schwärmerisch über Roms sonnüberstrahlte Herrlichkeit gleiten, und in seinem Antlitz war der Zug eines Liebenden, der Treue schwört. Er küßte dem Pater stumm die Hand und ging langsam die Stufen hinab, um einen einsamen Platz zu suchen und dort alle Brunnen des Schmerzes zu öffnen.

Der Pater blickte ihm traurig nach, dann lehnte er sich zurück

und betrachtete wie ein Ratloser das dichte Gewinde der Nebel. Wie blutrote Wunden leuchteten einzelne Blätter zwischen dem schwärzlichen Gemäuer. Des Paters Gemüt übermannte eine unentrinnbare Schwermut. Ja — so ist römische Jugend, so ist auch er gewesen. So sind sie seit Cola di Rienzis Tagen als Schwärmer herangewachsen und an ihren Träumen untergegangen. Denn nie hat diese brennende, wunderliche Blüte Frucht gebracht. Immer haben sie geglaubt, große Träume würden von selbst zu großen Taten. Als Sprossen Roms haben sie alles Niedere verachtet: kleine Arbeit, stille Pflichten, nüchterne Beharrlichkeit. Darum sind sie nie gewachsen und als Zwerge und Schwächlinge an den weltumspannenden Plänen zugrunde gegangen.

Indessen überdeckte sich der Himmel mit der Glut des Sonnenuntergangs. Ein zweiter Herbstgarten tat sich am fernen Westhorizont auf. Auch dort oben schienen auf einmal herbstliche Ulmen und Platanen ihre Äste auszuweiten und mit dem flockigen Golde üppiger Blätterfülle zu schmücken. Auch dort oben waren ungeheure Blutstreifen und girlandenartig hingezogene Blättergewinde sichtbar, und Lauben und Blumenbeete zogen in rosigem Geäder hoch in den Himmel hinein bis dorthin, wo er sich ostwärts wieder senkte. Bei diesem Anblick verließ der Pater wie so oft den festen, harten Boden und wanderte in die himmlischen Gärten hinein. Seine Phantasie ließ ihn fast vergessen, daß sein Körper noch am grauen Gemäuer der Veranda lehnte. Im Weiterschreiten spann er heimlich Träume von der Größe Roms. Wann wird der Tag kommen, da sich diese himmlische Glorie wieder herabsenken wird auf die sieben Hügel am gelben Strome? Zu Augustus Zeiten war es für den irdischen Bereich wahr geworden; welcher Papst würde es für das Innere und Geistige verwirklichen! Kunst des Himmels und Wissen des Himmels müßten dann die paradiesischen Quellen sein, die Seele und Natur befruchten, und schön müßte die Campagna sein wie die goldene Himmelspracht, dies zerfließende Zeichen und Symbol für dauernde und feste Zustände. Wer bringt das neue augusteische Zeitalter? Wer ist sein König und Held? Romolo, vielleicht Romolo . . . ?

Der Greis schlug mit einem lauten Mea culpa an die Brust, weil er sich eben wieder seines Wahnes bewußt wurde. Alles in ihm war matt und lahm geworden, nur nicht seine Phantasie. Diese hatte immer noch Wangenrot und beflügelte Füße und alle Astese hatte ihr noch nicht Mauern und Dämme gebaut, die stark genug waren, die plötzlich aufbrechenden Brunnen der Tiefe zurückzuhalten.

Als er endlich von der Veranda niederstieg, läutete eben die Klosterglocke, die für die Schüler das Sammelzeichen und den Ruf zu der Studierbank bedeutete. Sie schossen wie Schwalben aus den Lauben und Gängen hervor und stürzten gegen das enge Seitentürchen, hinter dem die steile Seitenwendeltreppe zum oberen Stockwerk führte, in dem die Arbeitsräume lagen. Um die Zeit nach Sonnenuntergang soll der Römer das Innere des Hauses aufsuchen, denn in der Dämmerung geht der Fiebergeist um. Auch Antonio beeilte sich. Denn eben, als er mühselig die Treppe niederstieg und das unsichere Tasten seines zitternden Fußes von Stufe zu Stufe zum Gleichnis für die beschwerliche Arbeit des suchenden und forschenden Menschengeistes nahm, da kam ihm auf einmal der Gedanke, daß er Romolo habe entwischen lassen, ohne ihm das Mittel anzugeben, das die gefährliche Spannung seiner inneren Welt sachte und unschädlich lösen könnte. Schreibend hat er diese schlafende Sehnsucht geweckt, schreibend soll er sie auch wieder einschläfern.

Eben wollte Romolo an ihm vorbeischlüpfen, um als letzter durchs dunkle Pförtchen zu verschwinden, da rief er ihn an, und als der Liebling demütig und wie ein ertappter Sünder an ihn herantrat, da legte er ihm die Hand auf den Scheitel und sprach: „Romolo, du denkst jetzt dies und das, zäumst bald vorn, bald hinten auf. Das wird dir nie Klarheit bringen. Führe dein Vitae curriculum schriftlich weiter! Dadurch zwingst du dich, in chronologischer Folge deinem Leben nachzugehen, es Schritt um Schritt zu verfolgen, den Erinnerungen das rechte Gewicht zu geben und aus deinen Beobachtungen im Zusammenhalt sichere Linien zu gewinnen, die dich zur Klarheit über gewisse Zweifel führen werden. Du sehest deinen Lieben damit zugleich ein schönes Denkmal, und wenn einmal dein Gedächtnis alt und gebrechlich sein wird wie meines, dann hast du ein lebendiges Zeugnis und Andenken, das für dich — und wer kann es wissen — für die Nachwelt von unschätzbarem Werte sein wird. *Avanti Romolo, exegi monumentum, . . . denk' an das Horazische Wort!* Und dann, was man geschrieben hat, das hat man überwunden. Was du aus deiner Seele gehoben, ausgelegt und weggestellt hast, das liegt vor dir da wie ein Fremdling, ein abgelegtes Kleid. Dir bleibt ja manche freie Stunde, bist ja der Liebling der Musen.“ Und da er dies sprach, kraute er ihm im Haar, koste seinen Scheitel, und die Stimme wurde so weich und väterlich, daß sie Liebe und Nührung wie ein zarter Hauch umwehten. „Romolino, tu, was dein Padre dir ratet; schreib alles rein so, wie



Paul Cézanne/Stilleben mit Tulpen



1

2

3

wenn nur himmlische Leser dir über die Schulter schauen würden. Nicht denke an Padre Romualdo, auch nicht an mich. Ich werde, wenn du's willst, die Blätter anschauen wie ein heilig Buch mit sieben Siegeln.'

„Ja, Padre, vielleicht werd' ich's können,“ erwiderte zögernd und nachdenklich der Schüler, indes er seinem Meister die Hand küßte. Dann feurig: „Und ich schreibe es in der lateinischen Sprache, der Sprache meiner Väter!“

Der Padre dachte bei der feinen Geste, mit der Romolo diese Worte begleitete, an Cicero, wenn er auf der Rostra stand und lächelte: „Du hast mich gefragt, wie denn deine Mutter ausgesehen hat. Dio mio, das ist lange her, daß ich ihr gegenüberstand. Aber dich, deiner Mutter Ebenbild, in dem sie weiterlebt bis zur Stunde, hab' ich ja vor mir, und ich sage dir, wie ich dir eben ins Antlitz sah und beobachtete, mit welcher adeliger Gebärde du den Arm hobest, da dachte ich mir: Mein Romolo stammt in gerader Linie von der Gens Tullia, ist also nicht nur Romano de Roma, sondern aus uraltem Aristokratenblut und verdient drei Namen zu haben, wie die echten Optimaten: Romulus Tullius Porphyrogenitus, letzteres, weil du unter dem roten Regenschirm zuerst erwachtest.“

Ein leises, aber wehmütiges Lächeln umspielte bei diesem Scherz die Lippen des Schülers. Er verbeugte sich und verschwand im Hause.

Der Pater wandte sich an der Schwelle des Türchens, um durch das große Portal seine Zelle aufzusuchen.

Als er über den gepflasterten Weg schritt, schaute er noch einmal nach seinen himmlischen Gärten aus. Aber sie waren bereits verblüht, und nur da und dort leuchtete eine Flocke feurigen Laubwerks nieder. Die Wolken dehnten sich wie entlaubtes Buschwerk, kahl, trocken und düster. Der Tag hatte sein letztes Gemälde abgenommen, und die Nacht kam mit ihrem Kohlenstift. Sie zeichnete. Ihre Lieblinge sind Pinien und Zypressen. Ihre dunklen Formen formte sie noch dunkler, die ernstesten Gruppen dehnte und weitete sie, so daß sie die ganze Gegend beherrschten, als gäbe es andere und lichtere Bäume nicht. Der Friedhofcharakter der Campagna trat jetzt deutlich hervor, ein großer ernster Akkord, den kein Nebenton störte. Alles, was bettelhaft, zerlumpt, kleinlich war, bedeckte die Dunkelheit zu. In jeder Nacht wird die Campagna wieder zu einer Majestät, zu einem Garten, der wert ist, daß Proserpina, die Göttin der Unterwelt, auf ihr lustwandelt.

Langsam und immer wieder zögernden Fußes den Blick auf



den großen Friedhof der Weltgeschichte gerichtet, schritt der Greis dahin. Der Stein blieb stumm bei dem Auftreten der lindenden Sandalen. Es war Stille im Garten und Stille weithinaus auf der ganzen Via Appia bis hinab zu den Pontinischen Sümpfen, und die Salaria hinauf bis in die tuskanischen Lande. Nur ostwärts gegen die Albanerberge zu war Leben. Da und dort blühte auf den Höhen Licht auf. Die schweigende Campagna schaute düster und grausam zu den Stätten empor. Denn hinter ihrem dunklen Mantel lauerte der Tod! Schon hoben sich aus den tieferen Gründen Nebelgestalten und glitten langsam schleichend dahin wie heutesuchende Rudel von Wölfen und Schakalen. Sie müssen wie alle Wüstenräuber weite Wanderungen machen, um auf etwas Lebendiges zu stoßen, denn ihr Hunger hat ja auf lange Strecken alles, was atmet, längst verzehrt.

Und wie der Pater die unheimliche, tausendköpfige Fieberhydra schleichen sah, da ging ein heißes Erbarmen durch seine Brust. „O ihr armen Hirten, ihr Verstürmten und Verwehten, die ihr irgendwo in einer Hütte im Schläfe liegt, hütet euren Schlaf! Denn der Tod geht um. Wann wird der Tag kommen, wo dieses Land statt zu verschlingen wieder gebären und ernähren wird?“

Hekatomben sind gefallen. Wann wird der alte Fluch weichen . . ?“

(Fortsetzung folgt.)



## Literarischer Satanismus. Ein Beitrag zur Psychologie der Moderne / Von Maria Maresch-Jezewicz

**W**ie der Ritter auf dem Bilde Dürers, wie Luther auf der Wartburg, so mußte sich der Mensch des Mittelalters und der Reformationszeit mit dem Oben und Unten, Gott und Satan, unbedingt auseinandersetzen, da das Gute und das Böse für seinen lebendigen Glauben kraftvolle Wirklichkeiten waren. Dieser Lebenskampf spiegelt sich selbstverständlich in der Literatur jener Zeiten wieder, die wie jede wahrhafte Volksliteratur das Leben des Menschen in seinen Höhen und Tiefen umfaßte. In dieser durch die künstlerisch gestaltende Phantasie des Dichters gesteigerten Darstellung realer Lebensverhältnisse hatte das Böse in allen seinen Personifikationen seinen berechtigten Platz. Daher die Faust- und Merlinsage in ihren vielfachen Bearbeitungen durch Volksbücher und Volksschauspiele, daher die Höllenwanderungen, die in Dantes 'Divina Comedia' klassischen Ausdruck gefunden haben. Aber all' das war kein Kult des Bösen, kein Satanismus. Hier kam es vor allem darauf an, das Böse in sich und anderen zu überwinden, Kampfgenosse Gottes zu werden.

Ganz andere psychische Ursachen hat das Interesse am Bösen und seinen Inkarnationen in einer Zeit, die philosophisch-religiös bereits jenseits von Gut und Böse steht, in der das Böse für jene Volksschichten, denen die Führer der literarischen Bewegung angehören, bereits keine reale Lebensmacht, sondern ein Märchen der Vorzeit ist. Während der Homunculus dieser Zeit sich in seiner Retorte unbedingt wohlfühlt, sprengt der Dichtergenius die gläserne Wand weltfremder Abstraktionen und wendet sich aus Sehnsucht nach Realitäten, nach vollem, ganzem Menschenleben der Gestaltung mittelalterlicher Sagenwelt zu, befruchtet seine Phantasie durch die Faustsage, wie es Klingler, Goethe, Lessing, Lenau, Chamisso getan haben, oder schafft gleich Immermann die Merlinsage zu einem mächtigen Problemdrama um. Oder etwa ein ganz Moderner gleich Ibsen, der über seine Zeit Gerichtstag hält, erschafft eine neue, grandiose Verkörperung des Bösen, indem er den typischen Halbmenschen Peer Gynt, der trotz des ungeheueren Stolzes auf seine Persönlichkeit nie 'er selbst' war, dem Knopfgießer überantwortet, oder aus dem vom Willen zur Macht verzehrten Halbmanne, dem Baglerbischof in den 'Kronprätendenten', den satanischen Kreuzbruder hervorgehen läßt.

Im Gegensatz zu diesen Großen, deren künstlerischer Blick das ganze Menschenleben umspannt, erscheinen aber im 19. Jahrhundert zahlreiche Künstler auf der Bildfläche, die nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem Lebensbild, und zwar nur das Böse, mit mehr oder minder unbedingter Teilnahme dafür darstellen, die Dämonisten und Satanisten.

Dieser moderne Kult des Bösen hat ganz verschiedene psychische Voraussetzungen. Zunächst tritt uns im Anfang des 19. Jahrhunderts in England

und Italien eine Dichtergruppe entgegen, welche in ihren Werken künstlerisch den Pessimismus predigt, wie es Schopenhauer ungefähr zu gleicher Zeit philosophisch tat. „Und alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht“ (Faust). Aus diesem Weltsehmerz, dessen größte Vertreter in England Byron und Shelley, in Italien Leopardi waren, erhebt sich mächtige Klage gegen den Schöpfer des Alls, die zur Anklage wird. Der Mensch fühlt sich durch Gott geschädigt und wird deshalb von leidenschaftlicher Anteilnahme an jenen Wesen höherer Ordnung ergriffen, die ebenfalls durch die Übergewalt des Allmächtigen Schaden zu leiden scheinen. Alle seine edelmenschlichen Ideale von Freiheit, Güte, Menschenfreundlichkeit träumt der pessimistische Dichter in die Seele des Fürsten der Finsternis hinein und aus diesem Traumgebilde ersteht „der schöne Gott der Welt, der Frühlingsgott“ (Immermann). Mit düsterer Gewalt hat uns Byron im ‚Cain‘ und ‚Manfred‘, vielleicht den größten philosophischen Dichtungen der Weltliteratur, den pessimistischen Gottesfeind in all seinen Qualen und seiner machtlosen Auflehnung gezeichnet. Während Cains Eltern sich allem Leid mit den Worten beugen: ‚Sein Wille war’s, und er ist gut‘, grübelt Cain: ‚Woraus ergibt sich das? Weil er allmächtig, sei allgütig er?‘ (Byron, Cain.) Aus diesem inneren Kampfe gehen Byrons und Shelleys Helden mit der Überzeugung hervor, daß Gott der Erztyrann sei, Luzifer aber, der Geist der Empörung und Auflehnung gegen Gott, der schöne Menschheitsgott, der Lichtbringer und Freiheitsheld. Damit hat die Gestalt des Satan bereits jene Umbildung erfahren, die ihn einer antiken Gestalt nahebringt, dem Menschenfreund und Zeusbekämpfer Prometheus, dessen Verhältnis zu Zeus in Aeschylus’ leider teilweise verlorener Trilogie ganz ähnlich gestaltet ist.

Zeus und Jehova erscheinen beide als allmächtige Wesen, die eben nur durch ihre Allmacht und durch die Leidenschaftlichkeit des Luzifer-Prometheus ihren Gegnern überlegen sind. Shelley hat diesen Zusammenhang erfaßt und statt Luzifer den Gottesfeind Prometheus verherrlicht.

Seltam allerdings wirkt die Leidenschaftlichkeit ihrer Auseinandersetzung mit Mächten, deren reale Existenz sie leugnen. (Shelley zum mindesten war Atheist.) Die Veranlassung dazu dürfte wohl die Lebens- und Gesellschaftsordnung des damaligen England, seine offizielle Moralorthodoxie gewesen sein, die nie stärker war als damals, in der Zeit nach den Kriegen mit Napoleon. Die Gewalt der religiösen Mächte der Vergangenheit über die Gegenwart war für die modernen Geister Byron und Shelley jene erbitternde Macht, die sie mit leidenschaftlichem Haß gegen den Glauben dieser noch lebenden Vergangenheit erfüllte.

Bei den Italienern war eine ähnliche treibende Kraft vorhanden: der Freiheitspatriotismus, die Sehnsucht nach Einigung der Italia irredenta. Von leidenschaftlichen Vertretern, denen der Kirchenstaat als Bollwerk der Knechtschaft und Finsternis erschien, wurde dieser politische Gegensatz auf religiöses Gebiet übertragen, dem Gott des Papsttums als einem Gotte der Knechtung Satan als Gott der Freiheit gegenübergestellt. So ist der Satanis-

mus bei Mario Rapisardi (Luzifero), so in Carduccis weltbekanntem ‚Satanas‘ zu erklären.

,Gleichwie des Sturmes und  
 Blitzes Geschosse  
 Zieht durch die Welt einher  
 Satan der Große.  
 Wohltaten spendend  
 Sieht man ihn ragen,  
 Thronend auf siegreichem  
 Feurigen Wagen.  
 Heil dir, o Satanas,  
 Herr der Zerstörung,  
 Meister des Aufruhrs, der  
 Geisterempörung.  
 Anbetend laß uns dir  
 Opfer verschaffen,  
 Weil du vernichtet hast  
 Gott und die Pfaffen!

Diese Art des Satanismus beruht auf Begriffsverwirrung, mangelhafter Erkenntnis. Daneben existiert aber ein Kult des Bösen in der modernen Literatur, der freudiger Willenshingabe entspringt. Das 19. Jahrhundert hat einen Künstler- und Menschentypus geschaffen, dessen Devise die Worte des Skeptikers in Sudermanns Drama ‚Sodoms Ende‘ sind: ‚Es gibt keine Liebe, es gibt kein Schicksal, es gibt keine Pflichten — es gibt bloß Nerven‘; der sich, losgelöst von den Kämpfen und Leiden der Menschheit, zunächst dem Kult der eigenen Person widmet und, da die Genußmöglichkeiten des einzelnen in sich selbst trotz Alkohol und Wollust beschränkte sind, dann die Sphäre des Unten aufsucht, um seine Nerven mit ungewohnten Mitteln aufzupeitschen, mit den Sensationen des Teufelskultes. Durch Spirituosen aller Art (E. T. A. Hoffmann, E. A. Poe, Hawthorne, Verlaine, Rimbaud) oder durch Haschisch (Baudelaire) oder sexuelle Ekstasen (Joris Hunsmans) versetzen sich diese Dichter des Satanismus in einen künstlichen Rauschzustand, der ihre Seelen über die Grenze des Bewußten nach Avalon, in das Land des Unbewußten, geleiten soll. Da aber die unendliche Einfachheit des Oben keine angenehmen Vibrationen der Nerven gewährt, suchen sie das Unten auf. In einer kurzen Monographie über E. A. Poe hat Heinz Ewers, der bedeutendste Vertreter des Satanismus in der modernen deutschen Literatur, die Vernichtung des normalen Bewußtseins durch den Rausch als unerläßlich für die Dichtung der Hochkultur erklärt. Für diese Rauschkunst ist der Traum die eigentliche Wirklichkeit. Der Vater dieser Rauschkunst ist der Romantiker E. T. A. Hoffmann, jedenfalls der harmloseste Satanist, derjenige, dessen tolle Phantasien gleich dem Bruder Medardus in den ‚Elixieren des Teufels‘ doch wieder heimkehrten und in der Wirklichkeit büßten.

In Amerika erstanden ihm in E. A. Poe und Hawthorne Nachfolger, welche eine Poesie der Verzweiflung, der Angst, des Entsetzens begründeten. Poe, der für die breiten Schichten des Volkes die Detektivgeschichte schuf und damit Begründer der Sherlock Holmes-, Nick Carter-Literatur geworden ist, hat aus der nämlichen psychischen Disposition heraus für die höheren Schichten seine dämonistische Literatur geschaffen, welche die raffiniertesten Vorstellungen des Grauens im Leser wachruft. Aber während Poe nur durch die Wollust der Grausamkeit wirkt, verbindet der Satanismus seiner Nachfolger damit das Element der sexuellen Wollust, eine Verbindung, die am schärfsten bei Huysmans und Ervens zutage tritt.

Der Satanismus faßte in der einen oder anderen Form beinahe bei allen Kulturvölkern festen Fuß. In Schweden fand er in Almquist, in Spanien in José de Espronceda Anhänger. Die größte Ausbreitung aber fand er in Frankreich und Deutschland.

In Frankreich führte ihn Gérard de Nerval ein, der Übersetzer des ‚Faust‘ und der Werke E. T. A. Hoffmanns. Daneben aber wirkte der direkte Einfluß E. A. Poes auf die französischen Literaten, vor allem auf den Parnassien Baudelaire, ein. Unter diesem Einfluß sang Baudelaire seine Litanei auf den Satan (Fleurs du mal):

„Du, im Engelchor durch Weisheit höchstes Haupt,  
Verkannter, schönster Gott, verdienter Ehr' beraubt:  
Du Satan, sende Hilf', erbarm' dich über mich!  
Du verbannter Fürst, dem unrecht wir getan,  
Du Held, der, kaum besiegt, zum Sieg dich schickst an:  
Du Satan, sende Hilf', erbarm' dich über mich!“

Am Ende des 19. Jahrhunderts zeigten sich auf den meisten Gebieten der Kunst Spuren, daß eine einzigartige nervöse Erschöpfung die Kulturmenschen überfallen hatte. Fin de siècle. In der Literatur wandte man sich vom Naturalismus ab, um die Dämmerreiche des Mystieriums aufzusuchen. Der frühere Jünger Zolas, Joris Huysmans, brach 1891 in seinem Roman ‚Là-bas‘ offen mit dem Naturalismus und wandte sich dem Mystierium des Satanismus zu. Huysmans Held Durtal — die Maske, die Huysmans in seinen Romanen anlegt, — vertieft sich in die Geschichte des mittelalterlichen Satanismus, als dessen Heros ihm der Kindererschlächter Gilles de Rais, ein Kampfgenosse der Jeanne d'Arc, erscheint. In dem Maß nun, als er in der Aufzeichnung der Lebensgeschichte Gilles de Rais fortschreitet, erlebt er selbst durch Vermittlung der satanischen Frau Chantelouve die Greuel des Teufelskultes im modernen Paris. Das Entsetzen über das Erlebte, an dem er fast wider Willen mitschuldig geworden war, veranlaßt ihn zum Bruch mit diesem Weibe und zur inneren Umkehr, deren Geschichte er uns in ‚L'Oblat‘ erzählt.

Deutschlands Literatur hat ähnliche Wendungen durchgemacht. Aber während im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts die deutschen Naturalisten wie Gerhard Hauptmann und Max Kreßer sich im wesentlichen

der Gestalten der christlichen Religion und der heimischen Sagenwelt bemächtigten, ragt die jüngste Neuromantik in den Satanismus hinein. Heinz Ervers hat aus dem Bedürfnis heraus, ‚stofflich neu zu tönen‘, als Pionier in das Neuland des Satanismus einzudringen versucht. Sein Held Frank Braun — die Maske seines träumenden Ich — versucht in seinem Leben eine Umwertung aller Werte: ‚Meine Tugenden sind meine schlimmsten Sünden und meine größten Sünden meine Tugenden.‘ Er experimentiert mit den Menschen seiner Umgebung, spielt ihr Schicksal. In dem Roman ‚Der Zauberlehrling‘ läßt Ervers seinen Helden in ein entlegenes Gebirgsdorf — Val di Scodra — kommen, dessen Bewohner in tiefster Gläubigkeit leben. Frank Braun stachelt absichtlich den Fanatismus der Menge auf, bis sie in orgiastische Greuel losbricht, denen er nicht mehr gebieten kann. Er selbst wird gezwungen, seine Geliebte und ihr Kind mit der Heugabel zu durchstechen und zu fliehen. Ervers Romane — vor allem seine ‚Alraune‘, deren Inhalt nicht wiedergegeben werden kann, — bieten für den Psychologen und den Nervenarzt Material, den engen organischen Zusammenhang zwischen sexueller Ekstase und der Wollust der Grausamkeit zu beweisen. Während Hunsyans-Durtal sich fast wider Willen, durch seine Leidenenschaften gedrängt, dem Satanismus ergibt, ist Ervers-Frank Braun der mit mathematischer Genauigkeit kalt und klar berechnende Erfinder neuer Stoffgebiete, dem nach eigenem Bekenntnis die Erde klein und häßlich und die Hölle groß und schön erscheint, der mit dem Menschenmaterial experimentieren will, wie seine perversen Kindergestalten in der ‚Alraune‘ es mit dem Frosch tun, dem sie so lange Zigaretten ins Maul stecken, bis er, innerlich von Rauch erfüllt, zerplatzt.

Eine ganz andere Physiognomie zeigt der slavische Satanismus, dessen bekanntester Vertreter der Pole Przybyszewski ist. Hier ist der Satanismus nichts anderes als Nihilismus, grenzenlose Freude am Zerstören und Vernichten. In Przybyszewskis Roman ‚Satans Kinder‘ predigt Gordon, der Vertreter Satans auf Erden, seine Lehre. Ohne Zusammenhang mit irgendeiner Idee — selbst der Anarchismus wird verworfen — sollen Satanstaten ausgeführt werden:

‚Und sag den dummen Idioten in London, sag nur dem lächerlichen Zentralkomitee‘, Gordon lachte höhnisch, ‚daß ich auf ihren Organisationsgedanken spucke. Sag ihnen, daß ich von ihren Menschheitsideen nichts wissen will. Was ich tue, tu ich nur, um Leben zu zerstören. Sag‘ ihnen, daß mein einziges Dogma Lebenszerstörung ist . . .

. . . . Vielleicht werden die Menschen bald Geschmack daran finden, Leben zu zerstören, dann hat man nicht mehr nötig, ihnen eine bessere Zukunft vorzuspiegeln.‘

Der Satanismus zeigt demnach bei verschiedenen Völkern verschiedene Eigenart: bei den Engländern erscheint er als metaphysische Grubelei, bei den Italienern als Kult der Freiheit, bei den Nordamerikanern eng verknüpft mit der Detektivgeschichte in der Stimmung des Grauens und Ent-

setzens, in Frankreich und Deutschland in engster Verbindung mit den Sensationen der Grausamkeit und der Wollust, in den slavischen Ländern vor allem als orgiastische Feier wutvoller Vernichtung.

Uns allen drängt sich eine Frage auf: Welche psychische Disposition setzt der literarische Satanismus bei dem Autor und dem Publikum voraus?

Überall dort, wo er nicht intellektuelle Auseinandersetzung und metaphysische Grübeleien ist wie bei den englischen und italienischen Vertretern des weltlich-merzlichen Pessimismus, ist der aufs höchste gesteigerte Immoralismus die Voraussetzung für das Entstehen einer satanistischen Literatur.

Der Satanismus tritt zunächst im engsten Zusammenhang mit dem reinen Ästhetizismus in Kunst und Leben auf — bei E. A. Poe und den Parnassiern — und dieser Zusammenhang ist kein Zufall, sondern eine tief in dem seelischen Organismus des Menschen begründete Notwendigkeit. Das Versenken in die immanente Form der Kunst und des Lebens, die Abwehr außerhalb liegender Ziele und ethischen Inhalts, die Ablehnung des teleologischen Prinzips in der gesamten Natur ist eine der menschlichen Natur fremde Erscheinung, und immer war die Leugnung der Inhaltswerte in Leben und Kunst, die Entfernung von jeder Wirklichkeit, die gewaltsame Stilisierung des Lebens die fruchtbarste Quelle jeder Art seelischer Pathologie, weil Ästheteten und Träumer die trefflichste Entladung aller nervösen Spannungen und Erregungen, die Lat im Dienst des sozialen Organismus, nicht kennen. Die Erregungen, Einsamkeiten und Ängste der aus dem großen Kreis der menschlichen Gesellschaft gerissenen, auf sich selbst eingegengten Seele verlangen mächtig nach Entladung und Entspannung in Gestalt jener großen traumhaften Sensationen, die Alkohol und Haschisch zur Helligkeit wirklicher Ereignisse steigern müssen. Der Angstschrei der von der Wirklichkeit verlassenen Seele: *Je suis l'immensément perdu!* (Verhaeren) führt nur bei ganz wenigen schöpferisch stark veranlagten Menschen wie bei Maeterlinck und Verhaeren zur Überwindung und zur Formung einer Art moderner Mystik, die an die mittelalterliche anknüpft, aber den Dienst eines außerweltlichen, persönlichen Gottes ausschließt, bei den meisten nur zum Streben nach restloser Selbstbetäubung und, wenn alle anderen gewaltsamen Erzeße ihre lösende Wirkung verloren haben, dazu, mittels einer technisch vorgenommenen Einschläferung des normalen Bewußtseins in das Land des Satanismus einzudringen. Diese auf künstlichem Wege erreichte Einschläferung und Zerstörung der menschlichen Natur ist eine wesentliche Vorbedingung für das Entstehen des Dämonismus und Satanismus, der seinem Wesen nach Rauschkunst ist. Wir finden daher bei allen Satanisten technische Betäubungsmittel in Anwendung.

Die Existenz einer satanistischen Literatur beweist aber nicht bloß das Irregehen einiger Schriftsteller, sondern ist eine zeitpsychologische Erscheinung von großer Tragweite, ein *Memento mori!* für die Kulturmenschheit. Die Existenz einer derartigen Literatur offenbart, daß diese Strömung starke Resonanz im Publikum gefunden hat. Denn nur der zahlungsfähige Konsum

bestimmt den Büchermarkt. Sie gibt uns Aufschluß über das Innenleben gewisser Volkskreise, welche, durch die hohe technische Kultur der rauen Wirklichkeit und jeder persönlichen Arbeitsleistung entrückt, ihre von Tag zu Tag steigenden raffinierten Bedürfnisse nach seelischen Sensationen auf diese Weise zu befriedigen suchen. Ibsen hat in seiner „Hedda Gabler“ über diesen Typus des Kulturmenschen Gericht gehalten, — denn um einen Typus des den Gefahren der technischen Kultur unterliegenden Menschen handelt es sich hier. Und je weiter die technische Kultur der Menschheit fortschreitet, um so weitere Kreise werden der Gefahr seelisch unterliegen, durch die auf technischem Weg herbeigeführte Zerstörung des Normalbewußtseins neue Genußsphären schaffen zu wollen. Der literarische Satanismus ist für uns nur ein Beispiel dafür, wie eine technisch hochstehende, aber seelisch nicht gefestigte Zeit auf die großen Lebenserleichterungen unserer technischen Kultur seelisch reagiert, ein unbewußter Hilferuf der Menschheit nach innerer Gebundenheit durch ewige Ordnungen, die allein den Kulturmenschen vor der schwarzen Magie der Selbstzersehung und Selbstauflösung schützen können.

## Kleine Blumenpredigten / Von Else Hassé

---

Geist der Stille. Der Geist der Stille, der gestaltlos die glänzenden Weiten des Alls erfüllt, ist der Mittler zwischen Blumen und Sonne, Mond und Sternen, Wolken und Winden. Mit seiner Sprache reden sie einander an und verstehen sich. Die niederkommenden Strahlen, der fallende Tau, — durch die Stille rieseln sie und werden mit verschwiegener Gebärde aufgenommen. Welch ein sanftes Hin und Wieder! Vielleicht ist das gemeinsame Schweigen aber doch von einer feinen Musik erfüllt. Ob die Tauperle nicht mit einem zarten Freudenlaut in der Blüte empfangen wird und das Atherlicht, durch Zellmembranen schwingend, himmlische Klänge weckt — einen Widerhall von Sphärenharmonien? Ob nicht der Abendwind leise in den Staubfäden harft und in feingefiederten Blättern? Ob im stillen, sanften Säuseln wundersame Blumenstimmen erklingen? Wer kann wissen, welche Zwiegespräche die Stille birgt? Verhehlt sich unserm Ohre doch selbst das wohl lautende Geflüster unserer eigenen feinsten Gefühle!

Die Geruchsamern. Stille Blumen an rauschenden Wassern — welch schönes Sinnbild! Gleich ruhevollen Seelen stehen sie unerschüttert im stäubenden Gisch, verzaubern alles Donnern und Brausen zur Stille und schauen zu den Schwestern im feuchten Winkel leis atmend hinüber, Grüße tauschend. An den Geruchsamern kann die äußere Unruhe nicht heran; mitten im Geräusch der Welt lebt er doch fern von diesem, durch einen Ring des Schweigens von der Welt zugleich getrennt und ihr verbunden. Lautlose Botchaften schweben hin und wieder zwischen ihm und stillen Blumenangefichtern, zwischen seiner freudigen Ruhe und aller friedevollen Heiligkeit jenseits goldner Abendwolken. So lebt er — ob auch einsam — in der Welt; der Unruhvolle hingegen lebt außer ihr; von stillen Beziehungen weiß keiner, in dessen Innern ein Tumult ist, und besser als unter Blumen gefällt es ihm an Orten, wo man lärmt und kreischt und tobt — dort aber hat er nichts und niemand als sein aufbrausendes, leerschäumendes, unruhvolles Ich!

Die Frommen im Licht. Die Blumen schweigen einander an und verstehen sich doch auf dem Umweg über die Sonne, denn sie haben alle die gleiche innige Beziehung zum Licht. So können auch Menschen einander nicht mißverstehen — nicht im tiefsten Schweigen noch in trennender Ferne — wenn sie die gleiche innige Beziehung zum ewigen Lichte haben. Dann werden sie einmütigen Sinnes bleiben.

Durch Dornen empor! Ein Keimling des Labkrauts, das alle kennen, wenige nennen, hatte unter einem großen Dornstrauch das Licht der Welt erblickt oder auch nicht erblickt, denn da unten war es wie in einem Keller. Wohin sollte nun die kleine Raute? Seitwärts im Staube aus dem Dunkel kriechen? Sie wußte sich Besseres, sie ist sehr geschickt und kann sich langdehnen und strecken, bevor sie aus fadenartigen Kreuzblütchen den Insekten Honigduft entgegensendet. Und so schob sie sich furchtlos durch die hochgewachsenen Dornen empor, und dieser Weg, obwohl der



schwerste, war der beste, weil der nächste Weg zum Licht! Auf nackten Dornen sah ich ihre reichbesterten Blüentrauben in der Sonne liegen.

**Die Edelweißsucherin.** Der Mensch hat Kraft, sobald er ein Ziel hat. Da ist eine Unlustige, die sich nicht rühren mag, und versichert, sie könne nicht laufen, geschweige denn klettern. Als aber eine andere, vom Gipfel kommend, ihr ein Sträußlein Edelweiß in die Hand drückt, nimmt sie es nicht, — sie will die weiße Blume selbst erbeuten. Und sie müht sich ächzend auf steilen Pfaden! Der Schatten der alten Wettertanne und die Bank vor der Sennhütte und die Quellen auf der Matte droben locken sie nicht, eine Rast erfreut sie kaum, mindere Ziele wollen ihr nicht taugen — aufwärts will sie, und endlich geht's fast ohne Beschwer den letzten Hang hinauf bis zum Felsenwinkel, wo die hellen Sterne neben Feuerlilien im Grase leuchten. Ein Ziel und ein Wille: sie kommen zusammen.

**Sich aufranken.** Wenn ein Rankengewächs aus der Erde hervorbricht, streckt es seine Fingerlein bald tastend aus. Manchmal ist es ringsum finster, Gestrüpp und Bäume werfen Schatten — läßt sich aber ein Sonnenstrahl zu ihm herab, so merkt es wohl, wohin es soll. Das Pflänzchen kann nicht denken und weiß doch ganz genau: nicht gleich kann es hinauf ins Licht; es braucht manch' erdennahe Stufe und Stützen, welche hoch und höher ragen. Es erfühlt sie von weitem und findet ohne Augen den nächsten haltenden Zweig. Wie selten aber erkennt der Mensch, wer seine nächste Stütze ist! Manch' einer merkt's erst, wenn sie bricht. Und der und jener Denkgeübte weist den Rat und Trost von sich, der ihn halten könnte, die Wahrheit und Erkenntnis, an welcher er sich aufzurichten vermöchte. Augen hat er und entdeckt die erdennahen Stufen und hohen Stützen nicht, weder Menschenfreunde noch Gottesfreunde, die ihn aufwärts leiten könnten, ja er sieht und weiß es nicht einmal, wohin er soll, wiewohl das Licht der Gottheit zu ihm niederfließt. Ach, ihrer sind nicht viel hienieden, die sich aufranken!

**Im Schutz der Großen dieser Welt.** Im Schutz und Schatten der großen Bäume gedeihen die Blumen nicht, sowenig wie der Mensch im Schutz und Schatten der Großen dieser Welt. Bleich und langhalsig recken sich die Blumen auf, ohne rechte Kraft der Selbstbehauptung. Auch die Kleinsten möchte ein selbständiger Kämpfer mitten in der Sonne, in Sturm und Wetter sein — lieber draußen als im Schatten einer grünen Krone leben!

**Männlich und weiblich.** Die grünen Blätter besitzen eine bestimmtere, mehr männliche Form; als tüchtige Miternährer der ganzen Pflanze sind sie auch wetterharte, sturmerprobte Kämpfer, stehen für sich ein und sind als Einzelwesen eckiger und individueller als die Blumenblätter. Diese sind weicher gerundet, geschmeidiger und schmiegsamer, verzüngen sich oft zu kindlicher Zierlichkeit, sind in ihrer Zartheit für das Alleinsehen, für die Selbstdurchsetzung, für ein langes, hartes Ringen nicht gemacht, aber dennoch Schützerinnen: zu Kränzlein und Gruppen gereiht, umringen sie

die Staubgefäße, die Kindlein in ihrer Mitte, und bilden in ihrer zusammenstehenden Fülle eine neue höhere Lebensform, eine überpersönliche Schutzgemeinschaft.

**Das Volk von Edelingen.** Die gleichen Säfte und Kräfte werden aus demselben Boden von allen blättrigen, blühenden, tragenden Pflanzen eingesogen und dabei: welche Mannigfaltigkeit der Blätter, Blüten, Früchte! Der Schöpfer und seine Schöpfung verstehen sich auf das Individualisieren. Es ist ein vornehmes Völklein, das auf göttlichem Grund und Boden aufwächst: lauter eigenartige Edelinges, keine Herdenwesen von gleicher Art gedeihen da. So gestalten sich auch Menschen dann erst zu edelgearteten Persönlichkeiten, wenn sie ihre Kraft aus göttlichem Grunde saugen, ihren Geist aus göttlichem ernähren wollen. Der Eine gibt allen dieselben Gnaden ein, denselben adeligen Willen, die gleiche Liebe und Erfahrungswisheit und dennoch sind die Gotteskinder: die Jünger und die Väter, die seligen und heiligen Seelen so verschieden wie die Blumen eines bunten Kranzes und jedes ist einzig in seiner Art. Die anderen hingegen, die ihre Kraft nicht aus Gott, sondern aus dem Ich entnehmen wollen, unterscheiden sich nicht durch ihre Art, nur durch Unart voneinander und jedes Ich gleicht doch dem andern in seinem mangelhaften, gewöhnlichen, unpersönlichen Wesen.

**Persönlichkeit.** Ein Haufen welker Blätter besteht aus kaum zu unterscheidenden Gebilden: Formen sind in dem dunklen Durcheinander nicht mehr wahrzunehmen. Wie anders, wenn der Rauhreiß seine feinen Kristalle ansetzt! Da heben sich alle Zäpfchen, Bogen, Rippen, Adern aus der Masse heraus und jede Form wird wieder sichtbar und persönlich. Auch die schneeweiße Seele, der reingewordene Mensch wirkt als Persönlichkeit; er hebt sich aus der großen Masse heraus und seine Wesensform wird mit allen feinen und charakteristischen Einzelheiten sichtbar werden.

**Entlasten.** Kannst du es ruhig mitansetzen, wenn die Blumen in deinem Garten nach einem Regenguß verschlammmt und mit Schmutz beklebt am Boden liegen? Wirfst du ihnen die lebensfeindliche Last nicht alsbald abzunehmen suchen? Wie wir Blumen entlasten sollen, so auch Menschen. Wir sollten ihren Seelen täglich alle Schuld abnehmen, als sei sie fremder Schmutz und nichts vom eigenen Wesen; wir müssen sie in der Stille unseres Herzens entlünden, auf daß wir jeden Morgen einen neuen Anfang mit ihnen machen können — und sie mit sich! So leben sie wieder auf, wenn wir ihnen, was sich in Ungewittern auf ihre Seele legte, nicht belassen noch behalten.

**Die Krokusblüte.** Eine weiße Krokusblüte, die das Erdreich durchdringt, ist unbefleckt, kann aber von dem ersten Regen, der auf die schwarzen Schollen ringsum niederprasselt, beschmutzt werden. Das ist ein Gleichnis, welches uns zur Liebe taugt. Die Nächstenliebe kann sich allein am Bild der Seele wach erhalten, die, aus Gott lebend, gleichsam an ihrer Wurzelstelle Vollkommenheit bewahrt und Reinheit in sich birgt, ob sie auch,

wie eine weiße Krokusblüte aus dem Erdreich der Menschheit hervorgehend, von der irdischen Scholle beschmutzt wird. Mit dem Gedanken der Gotteskindschaft aber bringen wir durch alle irdischen Befleckungen immer wieder in den reinen Kelch der Seele ein, dahinein, wo sich die unsichtbare Güte birgt — und der Glaube an dies Unsichtbare, das geistige Schauen des Unsichtbaren, die stete Berücksichtigung des Unsichtbaren in Gedanken läßt unsere Liebe nicht ermüden noch entschlummern.

**Der Platz an der Sonne.** Siehst du eine Blume im Schatten kränkeln, so stellst du sie zu allererst an die Sonne. Den Platz in Gottes Sonne mußt du auch den armen Seelen gönnen, den gramverlorenen und verbitterten, den verdumpften, selbstischen und Kranken. Sie beschatten sich selbst mit ihren Gedanken, während sie doch aller Himmelsglanz immerfort umfließt, und wir beschatten sie mit unserer Trauer. Sei den Schattenwerfenden ein Schattenbanner, stelle sie hinein ins reinigende Gotteslicht, denke, daß zwar die betrübende Krankheit, das schattendunkle Ich, der finstere Irrtum und Kummer dem Bewußtsein näher sind, Gott aber dem Wesen! Mit solchen Gedanken gibst du ihnen ihren Platz an der Sonne.

**Leuchtende Angesichter.** In Dantes Hölle bergen sich die plumpen und entstellten Leiber in Finsternis und wollen ihre Häßlichkeit nicht sehen lassen; auf dem Läuterungsberge ist der Mensch zum durchscheinenden Schatten geworden, im Paradiese verschwindet die Gestalt vor dem Leuchten der Seele, und in der Himmelsrose dürfen die Heiligen mit ihrem ganzen Sein zum Vorschein kommen und offenbaren in aller Klarheit ihre gottebenbildlichen Züge. Blumen gibt es, die von ferne den seligen Seelen gleichen: wunderbar Vollkommene, Klare mit aufgedecktem Angesicht, leuchtende, durchscheinende, Halbschattenblumen, aber keine, die eine Häßlichkeit im Finstern zu verbergen hätte.

**Lichtdurchlässig.** Liebt man eine schöne Blume um ihrer selbst willen? Man liebt sie als 'einen reinen Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen' (Weish. 7, 25). So kann man durch die Blume dem Allerhöchsten verbunden werden, wenn man, was sie uns aufleuchtend beut, Ihm wiedergibt. Durchscheinend werden für den Höchsten, das ist ihr Höchstes! — Und wie sollen wir Menschen lieben, die schön und gut und groß sind? Eignest du ihnen all das Gute als das ihre zu, so ist es wie ein Raub an Gott. Trägst du das Beste am Menschen Gott wiederum hinauf, so nimmst du dem Menschen nichts und hast Gott nichts genommen. Dann wirst du auch durch Menschen Ihm verbunden werden, dessen Klarheit in gebrochenen Strahlen durch schöne Seelen, gute und große Geister hindurchschimmert. Durchscheinend zu werden für den Höchsten, ist auch ihr Höchstes. Lichtdurchlässig soll der Mensch sein, strahlend ist die Gottheit. Ihr gibt er allen Glanz zurück, ihm aber bleibt das Leuchten.

**Auf Schönheit wandeln.** Du gehst über eine Wiese und die Blumensterne schauen dir gerade in die Augen und warnen dich: Tritt sachte, denn dein Fuß könnte soviel Wunder niedertreten! Vergiß nicht,

daß auch wir kleinen Sonnen, Strahlenblüten, Glöckchen aus unergründlichen Tiefen des Lebens hervorgebrungen sind. Du wandelst auf lauter Leben und Schönheit, denke daran! Das wird deinen Schritt leicht machen und deine Seele sorglich.

**Kleine Liebestaten.** Einmal reinigte ich meine Schuhe an feuchten Gräsern, aber als ich die Verwüstung im Kleinen sah, richtete ich die zertretenen Hälmdchen wieder auf. Muß man nicht allem zu Hilfe kommen, was da lebt? Das Herz verhärtete sich, wenn man nicht tate, was möglich ist. Die Liebe erlernt sich nur vermitteltst kleiner Liebestaten und die Welt getretener Geschöpfe fordert dazu auf.

**Vorübungen.** Jedes erbarmende Suchen, Umsorgen, Pflegen einer armen Seele bedarf vieler Vorübungen an kleinen Dingen. Wer treulich Schädlinge von Pflanzen abliest, vermag zuletzt auch Schädlinge von Charakteren zu entfernen; wer jedem Pflänzchen die geeigneten Lebensbedingungen schafft, macht es endlich mit dem Menschen ebenso. Die Geschichte jener Elternherzen, die dem verlorenen Sohn entgegenschlugen, hat eine lange Vorgeschichte: dazu gehört auch die Geschichte des verirrtten und gesuchten Schäfleins, des herabgefallenen und gefundenen Groschens — und viele solcher kleinen Geschichten und Vorübungen sind der Treue eines Landmanns, der Sorgfalt eines Gärtners, der mütterlichen Güte, der milden Einsicht des Erziehers, der Barmherzigkeit des Retters und der großen Heilandsliebe vorangegangen.

**Für euch!** Das Wort 'Für euch' ermöglicht uns alles. Ich sah einmal, wie eine Häuslerin mit ihren Händen Mist ins Berggärtchen trug und denselben um die Gemüsepflänzchen häufte, und gleich hätte ich ihr dabei helfen mögen. Warum auch nicht? Es ist ja eine Liebesmühe für ein anderes, das gerne leben und gedeihen möchte. Und die Pflanzen, die auf dürrem Boden schmachten — bitten sie nicht stillblickend um solche Liebesmühen und lenken nicht auch sie dadurch das Herz zur Güte?

**Stehen und wandern.** Blumen stehen still und wandern doch. Nach ihrem Liebesfrühling werfen sie ihre Samenkörnlein aus oder lassen sie vom Winde weitertragen oder vertrauen sie den Härchen der Insekten, den Federchen der Vögel an. Und dann wandert ihr kleines Lebenswerk, schwebt und läßt sich nieder, da und dort, tiefer unten oder weiter oben. — Berge sind auch stehende Wanderer: sie geben von ihrer Masse nach unten ab, Steine rollen zerstäubend zu Tal, das Gletschereis löst sich schmelzend und schäumt hinab, nimmt vieles mit, was oben stand und ruhte, und führt es segenspendend den Menschen zu oder schleudert es mit drohender Gebärde in die Tiefe. — Ein Wanderer, der steht und geht, ist auch der Mensch. Wie Steine von den Bergen, so wandert in Jahrtausenden und in einem kurzen Lebenslauf vieles von ihm ab, weit nach unten; das Wildgewaltige, Rohe, Bedrohliche fällt und zerfällt, und aller Segen, der in ihm ruht, ergießt sich niederwärts und duftet zu himm-

lischen Höhen auf. Je fester er steht, der Mensch, desto mehr des Schlimmen wird weggeschleudert, desto mehr vom Guten verrinnt nach allen Seiten. Ein stehender Wanderer gleich den Bergen und nach Art der Blumen ist er: so wie die Pflanze springt und steigt, sich den starren Fels, ja den Gipfel erobert, so wandert der rechte Mensch von Standpunkt zu Standpunkt, von Überzeugung zu Überzeugung, von Erkenntnis zu Erkenntnis — überall festwurzelnd, aber immer weiter aufwärts steigend — und streut seine Früchte aus, seine Werke, Tugenden, Gedanken, Offenbarungen.

Trost für die Schaffenden. Mancher Schaffende ist wie eine Pflanze, die ihre Samen weit fort entsendet und in der Nähe fast nichts wachsen sieht. Die Pflanze geht auf ihrer Felsenecke ein — würde es nicht tröstlich für sie sein, wenn ihr ein Böglein zuzwitscherte: ‚Drüben in der Felsennische und hüben, neben einem Moosfleck und in jungem Mattengrün wachsen deine Fröschchen!?‘ Wenn du einem einsam Schaffenden, der in der Ode lebt und in der Nähe fast nichts wachsen sieht, diesen selben Trost spenden kannst, so tu’s — ruf’ ihm ein Wort hinüber auf seine Felsenecke!

Die Großen und die Kleinen. Die schlanke Birke, die hohe Silberpappel, der breitästige Ahorn, sie stehen blattlos im Novembernebel; die kleinen Kräuter und Gräslein grünen weiter, dicht über der feuchtkalten Erde. Die Großen leiden mehr als die Kleinen. Sie kennen die Zeichen der Zeit, ihre Stürme und harten Fröste, sie spüren die Rauheit und Not der trüben Lage am ersten; denn sie recken ihre Häupter hoch in die Welt hinein. Sie wollen mit dem Himmelslicht verbunden leben; das kleine Volk gedeiht im Nebel und Dämmerlicht. Es sproßt und wuchert, die Großen wachsen. Die Kleinen kümmern, aber verderben nicht; die Großen werden gebrochen oder überwinden alles unangekränkt.

Jahreszeiten. Der Erwigkeitskeim, der in der Pflanze verborgen ruht und wirkt, kann sich erst nach abgelebten Jahreszeiten recht entfalten — und das ist eine Weisung für den Menschen. Wie die Pflanze genießt auch er seinen Frühling und wird schön und üppig, wenn ihn kein Reif befiel, steht in sommerlichen Gluten, muß hinein in Mühen und Leiden, unter Fährlichkeiten auf seine Früchte warten, die der Herbst erst reift, und sollte seinen Winter nicht als ein trübes Ende, vielmehr als einen Anfang erleben. Denn in der Spätzeit keimt ein neues Werden, das köstlicher als alles Blühen und Reifen in früheren Jahreszeiten ist: ‚Wenn es gänzlich Winter ist und dürre, finstere, drückende, quälende Finsternis und Verlassenheit, das geht über alles genießende Empfinden!‘\* Deut das Erdbdasein keine leichte Lust mehr, ward dem Menschen alle Üppigkeit beschnitten, ist er der jugendlichen Schönheit bar, wärmt und liebt ihn keine irdische Sonne mehr, vergingen seine zukunftsfrohen Triebe

\* Aus Taulers Predigten.

wie an verdorrter Staude, sind alle Lebenswirkungen scheinbar zunichte gemacht: dann, o Wunder, entdeckt sich der Seele ihr in der Ewigkeit und Gottheit hineinreichendes Leben. Zwischen ihr und Gott steht nun kein irdisches Hindernis mehr: wie sie in ihn, reicht er in sie hinein und sein geistiges, sein ewiges Licht ruft jene unendlichen Kräfte in ihr hervor, die im heißen Sommer nicht aufkommen noch sich in irdischen Jahreszeiten ausleben können. Sie wachsen nun mit freudiger Stärke über alles Borige hinaus und eine erste weltüberlegene Seligkeit bricht wie Frühlingsglanz aus neuen Knospen hervor.

In Schönheit sterben: das vermögen Blumen. Alles andere Vergehen ist traurig und oft häßlich, aber welkende Blätter, verdorrrende Fruchthüllen lächeln noch mit kleinen Reizen und geben einen lichten Schein. Wie köstlich sind die in feinsten Farben vom dunklen Blaurot ins Purpurviolette und rötlich Grüne spielenden Blätter der sterbenden Akelei! Ahornblätter und die blutroten der amerikanischen Eiche, in denen sich die letzten Feuerstrahlen der Sonne fangen, sind blendend schön. Selbst Blätter von Nusspflanzen, die ihre Schuldigkeit getan: vom Sellerie, Birnbaum, Weinstock, Brombeerstrauch prangen noch im späten Herbst. Die Schönheit der verwelkten Blüte und gereiften Frucht drängt sich durch Stamm und Stengel nun in die Blätter ein. Irgendwo muß sie hervorscheinen, noch im Lobe. Drängte sich doch Schönheit in die Seelen sterbender Menschen ein, schiene sie von daher lichtvoll hervor — als ein Nachglühen und ein verheißungsvolles Morgenrot!

Lied ohne Worte. An der Paßstraße von Hochfinsternmünz steht ein Gasthaus an der Berglehne; aus seinen Fenstern schaut man hinunter in die tiefe, lange Schlucht, durch die der Inn seine Schaumwirbel wälzt, und in welche die Turmmauern des Gebirges, atembeklemmend eng zusammenrückend, ihren festen Fuß hineinstemmen. Eine Wand nach der andern schiebt sich vor, jede ein wenig blauer, duftiger, lichter, und ganz in der Ferne schimmert ein weißer Gipfel. Was aber ist tröstlicher als das Licht in der Ferne? Blumen, die am Felsenabhang vor dem Hause wachsen, hellblauer Rittersporn und eine wirre Fülle bunten Flattermohns: seine Blätter schwimmen auf der Luftströmung der Ferne zu, wie gaukelnde Schmetterlinge den Ausweg aus düsterer Enge suchend, und sinken nicht hinab in den grauenvollen Schlund des Todes.

Genius loci. Es ist, als verstünden die Blumen den Geist einer Ortschaft und den Odem, der aus altem Gemäuer weht. Auf Trümmerstätten der Sage und Geschichte siehst du kleine blühende Ansiedler, die die abgebrochenen Reden der Steine auf eine feinsinnige Weise weiterspinnen. Zuweilen hat Menschenhand den Keim gelegt — dann war es eine Seele, die Natur und Geist der Blume und der Stätte verständnisvoll verband; oft aber gaukeln Samen von fern herüber und senken sich, wie von einem warm anmutenden Hauche angelockt, dort in den Boden ein, wo alles, was sie tragen, mit allem, was er trägt

und trug, zu einem stimmungsvollen Bild zusammenwächst, wo sie von alten Zeiten redend zeugen und den *genius loci* zur Sichtbarkeit verdichten. — Dort, wo die prunkenden Kaiserpaläste auf dem römischen Palatin standen, wuchern übergroße Fensterbüsche in aller Appigkeit und streuen ihr Gold über die Aufgänge, Abhänge und auf das Forum hinab — gleichwie ehemals Ströme von Gold in glänzenden Hallen zusammenrannen und sich verschwenderisch ergossen. — Jenseits der Palastruine träumt und zerbröckelt ein rotes venetianisches Haus unter Pinien und Zypressen; die Fensterhöhlen hinter grauem, steinernem Maßwerk sind leer und ein Flügel nach dem andern fällt denen, die den Hügel unterwühlen, den Schatzgräbern nach antiker Herrlichkeit, zum Opfer — rings um das rote Haus aber blüht ein rotes Meer von Rohn zu Sommersanfang, und das gibt ein Verflattern von seidenen Blättchen, ja ein Windstoß wirbelt sie mitunter in offene Fensterhöhlen hinein und zu den alten Pinien hinauf, die im Abendschein als wie erinnerungsvoll erglügen. Sahen sie das Flatterwesen und die rote Pracht der späten Renaissance, die in der venetianischen Villa einst aus- und einging? — Unten auf dem Forum, im Tempelgärtchen der Vesta, verwittert ein Wasserbecken; das grünvermooste umsäumen, frühverblühend, dunkelrote Rosen und umlagern die leeren und halbleeren Postamente, von denen Marmorbilder der Vestalinnen vormals auf die Rosen niedersahen, die ihre glühenden, doch makellosen Blätter ins klare Wasser fallen ließen, um in Reinheit zu vergehen, — sie schauten auf ihr eignes Schicksal mit steinernem Antlitz nieder! — Und weiter drüben, am kapitolinischen Hügel, blühen an den Basen der drei gewaltigen Säulen, welche die Zerstörung des Kastor- und Polluxtempels überlebten, lichtblaue, violette und buntgefleckte Schwertlilien, herrlich in Farbe und Zeichnung, Flug im Bau, die gewölbten Deckblätter wie Schilde über das Kelchinnere breitend, von den nüchternen Blättern wie von Schwertern und Lanzen umwachsen. Die stolzen Blumen — Farben aller blauen Länder, Wüsten, Gebirge, Meere auf ihren Blättern einend, überall gedeihend, aber immer nach Sumpfboden hungernd — erschließen sich rasch, erschaffen bald, welken, ohne zu entblättern, und hinterlassen eine kleine Welt in Waffen: reden sie nicht vom römischen Wesen, wie es war, als jene Tempelsäulen alle in Reih und Glied standen, und wie es ward, als nach kurzer Frist soviel von seiner Herrlichkeit verfiel?

Das Große im Kleinen. Wir Menschen nehmen erst das Kleine, danach das Große wahr und endlich das Große im Kleinen. Kinderaugen achten auf das Kollernbe Steinchen, das fließende Brunnlein, die bunt hinschwebende Seifenblase, das springende, tanzende, schweifwedelnde Hündchen — lauter kleine Dinge! Im Mittag des Lebens schauen wir zu den Bergen auf und sehnen uns hinaus in die Welt; wenn es Abend wird, neigen wir uns zu dem Kleinen, Kleinsten nieder, um über das unsäglich Große zu staunen, das sich in jeder Blume birgt. Groß ist das Gebirge,

hoch der Himmel, weit die Welt, aber weiter, höher, größer werden sie, wenn das winzige, lebendige Wunder, das aus mürbem Gestein aufsprießt, dich als ein tönend Wort des Weltengeistes anspricht, wenn du es hinnimmst als Geschenk des Himmels, als ein dem Lebenssaft der Berge entspriessendes, jedoch vergeistigtes, verschöntes Sein. Das Große im Kleinen — wer ermüßt es und versteht es? Und so, vom Kleinen zum Großen hin und wiederum zur Größe im Kleinen soll sich nicht nur unser Blick und Denken, auch das gesamte innere Leben hinbewegen. Im Nebensächlichen, Geringsfügigen, äußerlich Anregenden, Sachlichen, in kleinen Eitelkeiten lebt der junge Mensch; der ältere bewundert Helden von gewaltiger Geberde, sucht den Ausblick auf weite Lebensbahnen, schaut nach hohen Zielen aus und strebt danach, große Taten zu tun, ragende Werke zu schaffen; der zum Alter der Reife erwachsene Mensch kennt und übt das Kleine, aus welchem alle Größe herkommt. Daß ein menschliches Rühren, eine großmütige Regung, eine kleine Liebestat, ein wenig Selbstvergeessenheit, eine gering erscheinende Selbstüberwindung, eine Wallung der Freude und Dankbarkeit mitten im größten Leid, ein befreiender Gedanke und die heilige Vision eines Augenblicks vor Gott mehr wert sein kann als das größte Werk — er weiß es wohl und trachtet nach der kleinen Großtat. Ja, was uns am meisten zu verkleinern scheint und zu einem Nichts zusammenbrückt: die Demut — sie erst macht uns groß, weil empfänglich für das Höchste, sie lenkt den Blick über alle Welt hinaus, öffnet den Himmel und nimmt seine strömenden Gnaden in sich auf, sie ist Vorempfindung eines schöneren, vergeistigten Seins und Übergang zur Gottseligkeit.

Im Tal der Fürsten. Auf seiner visionären Reise den Läuterungsberg ersteigend, langt Dante mit Virgil, als der erste Abend dämmert, im Tal der Fürsten an: von einem Bergvorsprung blicken sie hinab und sehen stolze Herren, Könige und Kaiser, die über Staatsgeschäften die sittliche Erhebung versäumten und sich durch Rang und Stand und Reichtum bereits erhaben wähnten, in verborgenem Grunde auf blühender Matte wandeln. Da sind Blumen zu ihren Füßen, glänzender als Gold und Silber, prächtiger als Topase, Saphire und Rubine in Perlmutter-schalen. Die schlichten Schönheitswunder im Grase beschämen allen Erdenprunk — war doch auch Salomo in seiner Herrlichkeit nicht bekleidet wie derselbigen eines! Die selbstbewußte Herrlichkeit reicht an die unbewußte Schönheit nicht heran. Und nichts anderes wird den Stolzen so bald in bescheidene Selbstvergeessenheit hineinlocken als das Entzücken über die Wunderwerke der Natur. Wenn er, seiner Würde nicht eingedenk, sich über kleine Wunder neigt, schweift sein Blick erst über irdische Throne, dann über Gipfel der Natur hinaus; im blumenreichen Tale wird sein Trachten größer. Nicht als Obenstehender, als Untenweilender will er empor und immer weiter nach oben, und je höher streben seine Triebe, je kleiner wird er selbst, je größer



seine Liebe!\* Das ist die Zauberformel seiner Demut. Erst hebt sie ihm die tiefgesenkte Wimper hoch und höher, läßt seine Sehnsucht bis zu Gottes Thron aufsteigen; danach — das echte Gottesgnadentum erkennend — stürzt sie das falsche Königtum des Hochmuts, lehrt jedermann die eigne Kleinheit fühlen, den Rang und Herrenstand des Ich als ein Nichts empfinden und Künste und Geschäfte, Rat und Staat der Menschen als ein geringeres denn die mit Gottes Purpur geschmückte Blume auf der Aue. Demut zieht alsdann die Liebe groß. Denn wer herrisch empfindet, kann nicht lieben — er reißt nur an sich, was er haben will; wer aber ohne sein stolzes Ich an Gottes Geschöpfe herantritt, lebt sich in sie ein, und selbst die kleinste Blüte beseligt ihn mit ihrer Schönheit, beschenkt ihn aus ihrer unbewußten Fülle und Größeres wird seiner Liebe dargeboten, als sie fassen kann — im Tale drunten, unter den von Gott Gefürsteten.

**Traumhafte Einigkeit.** Der Mensch fühlt sich in festlichen Traum- und Ruhestunden eins mit allem Umgebenden; er empfindet sich als nichts Höheres denn die stillwurzelnde Blume, die sich von blauen Lüften leise schaukeln läßt, oder fühlt mit einem Falter, dessen Schwingen sich im flimmernden Sonnenlicht zitternd heben wollen — und dies Empfinden, dies Untertauchen des menschlichen Stolzes in brüderlichen Gefühlen ist der größte Segen der Naturfreundschaft.

**Die Gärten der Französin.** An der heimatlichen Meeresküste lebten zwei hinterlassene Töchter eines französischen Admirals in ärmlichen Verhältnissen. Die eine sehnte sich aus ihrem Schaukelstuhl in die Welt hinaus; nach Afrika, nach Amerika, um den ganzen Erdball hätte sie reisen mögen und klagte über ihr eingezogenes Leben, ihre Abgeschlossenheit. Die andere, immer tätige, schuf in freien Stunden mit einer ganzen Schar von Dorfkindern wunderfeine Gärtchen zwischen unfruchtbarem Geröll, in das sie gute Erde, Dünger, Samen hineintrugen, und antwortete auf eine staunende Frage mit einem feinen Lächeln und dem Wort: „Das ist meine Welt.“

---

\* Schiller.

(Schluß folgt.)

# Charles Stewart Parnell und die irische Homerulebewegung / Von Hubert Rüches

---

## 4.

Der Sommer des Jahres 1885 verging für alle Parteien unter fieberhaften Vorbereitungen zur Wahl; Parnells Taktik ging dahin, eine absolute Mehrheit irgend einer Partei zu verhindern, damit er mit seinen 85 Homerulern den Ausschlag geben könnte. Zunächst galt es, die irischen Wähler ganz gefügig zu machen, eine Absicht, die er durch eine Rede in Dublin, für die Iren ein warmer Appell zu nationaler Unabhängigkeit, für die Engländer fast revolutionär, erreichte. Lord Salisbury hielt sich jedoch in seiner Antwort auf die Rede zurück, da ihm die Verhandlungen mit Carnarvon in etwa Aussicht gaben, irische Stimmen durch Parnell zu erreichen; aber Lord Hartington, der Führer einer kleinen aristokratischen Gruppe mit altwhiggistischen Traditionen in der liberalen Partei, und bald mit Chamberlain der erbitterteste Gegner der Homerule, erklärte zu Waterford, ganz England würde sich einigen, um dem unseligen Beginnen Parnells zu widerstehen; Chamberlain sagte vor einer Versammlung in Warrington, niemals mit Parnells Programm, wie er es in Dublin dargelegt hatte, sich befreunden zu können. Hartington wie Chamberlain gehörten der liberalen Gruppe an; diese ersten Zeichen des Widerstandes bedeuteten, daß Gladstone nicht mit einer geschlossenen Partei für die Homerule werde eintreten können. Gladstone selbst hielt an seiner Ansicht betreffs der Homerule fest, wenn er auch in einzelnen Wahlreden dagegen zu sprechen schien; durch Mittelspersonen ließ er Sir Eaven Duffy, einen irischen Nationalisten und früheren australischen Minister von großem Ansehen, bewegen, in einzelnen Artikeln die öffentliche Meinung über Irlands Forderungen aufzuklären; in seinem Wahlmanifest bestimmte er die Grenzen, inwieweit seine Partei für irische Selbstverwaltung eintreten würde; am 12. Oktober ging er noch weiter, indem er durch seinen Vertrauten öffentlich die Absicht kundgeben ließ, Irland vollständige Selbstverwaltung zu geben, außer in Fragen, die auswärtige Politik, Heeresorganisation, überseeischen Handel, Post und oberstes Appellationsgericht angingen. Parnell konnte mit diesen Aussprüchen zufrieden sein, wollte aber Gladstone zu bindenden Zusagen betreffs der Homerule drängen. Aber trotz der Werbungen Lord Salisburys und der Tories, die Gladstone bei Parnell bemerken mußte, ging Gladstone nicht weiter. Parnell konzentrierte nun kurz vor den Wahlen seine ganze Arbeit darauf, Gladstone eine absolute sichere Mehrheit zu entziehen. Es gelang; in Munster, Leinster, Connaught wurden nur Homeruler gewählt, in Ulster, wo er trotz der Drangemen\* beträchtlichen Einfluß gewonnen hatte, gingen lauter Tories hervor; in englischen Städten wurden liberale Majoritäten verhindert. Nach der Wahl im November zählten die Liberalen 335 Sitze,

---

\* Freimaurerorganisation gegen die Homerule Irlands.

hatten also über die 249 Sitze starken Tories eine Majorität von 86 Stimmen, die Parnell mit 86 Homerulern jedoch vollständig paralysieren konnte.

Für die Parteiführer war die Entscheidung gekommen. Salisbury handelte schnell; Parnell konnte der Torypartei von keinem Nutzen sein, deshalb hörten alle Verbindungen sofort auf. Als Gladstone im Dezember Balfour und durch ihn den Tories den Vorschlag machte, die irische Frage unabhängig von Parteipolitik zu behandeln, lehnte Salisbury ab. So sehr dieser Vorschlag den Ernst Gladstones in seiner Trennpolitik bewies, so ließen andererseits Äußerungen Chamberlains deutlich erkennen, daß innerhalb der liberalen Partei die Radikalen nicht mit Gladstone gehen würden.

Am 12. Januar 1886 trat das Parlament zusammen; das Toryministerium führte die Geschäfte vorläufig weiter, wurde aber noch im Januar gestürzt, und am 1. Februar war Gladstone wiederum Premierminister, John Morley Sekretär für Irland, Chamberlain Präsident der Lokalverwaltung. Gladstone begann sofort die Ausarbeitung einer Homerulebill, worin er besonders nach Etablierung eines irischen Sonderparlamentes den Ausschluß der irischen Abgeordneten vom gemeinsamen in Westminster bestimmte. Parnell war letztere Sache gleichgültig, aber Chamberlain, in dessen Verhältnis zu Gladstone persönliche Antipathie eingetreten war, machte sie zum Casus belli. Er dachte sich neben dem irischen Parlament noch eine Bescheidung des gemeinsamen Unterhauses, wodurch faktisch die irische Volksvertretung in Dublin, mehr oder weniger bedeutungslos, eine Art Provinziallandtag mit erweiterten Vollmachten wurde. Chamberlain suchte jetzt Gladstone zu seiner Meinung herüberzuziehen; aber der alte Parlamentarier sah zu gut, daß damit die Homerule nach seiner Auffassung gegenstandslos gemacht werden konnte. Noch im März war keine Einigung zwischen ihm und dem Führer der Radikalen zustande gekommen; in einem Schreiben vom 15. März erklärte Chamberlain Gladstones Antrag, weil die Separation Irlands von England involvierend, für unvereinbar mit seinen politischen Prinzipien und bot seine Enthebung vom Amte an. Gladstone machte einige Veränderungen in seiner Vorlage, um den Riß zu verkleistern, aber am 26. März trat Chamberlain mit Jesse Collings, Trevelyan und Heneage aus dem Ministerium aus.

Am 8. April begann die erste Lesung von Gladstones Homerulebill. Sie sah für Irland zwei Kammern vor, die alle spezifisch irischen Fragen zu erledigen hätten; dem gemeinsamen Parlament verblieben die Materien von Krieg und Frieden, Heer, Flotte, Ausland und Kolonialpolitik, Handel und Post, Titel- und Ehrenverleihungen, Münze usw.; für die Polizeigewalt wurde eine eigenartige Teilung vorgeschlagen. Die irischen Parlamentarier sollten von Westminster ausgeschlossen sein. Diese erste Lesung ging ohne Stockung, wenn auch nicht ohne Kritik von Seiten der Tories und der dissidentierenden Liberalen Chamberlains, vonstatten.

Einige Tage später brachte Gladstone als Pendant zur Bill eine neue Landbill ein, die eine Etablierung der irischen Pächter als Eigentümer be-

zweckte: Der Staat sollte die Pachtgüter je nach Schätzung von den Landlords aufkaufen und den Pächtern verkaufen, indem er diesen zugleich die Pachtsumme, in 49 Jahren zu amortisieren, vorstreckte. Mit dieser Bill glaubte Gladstone die Landlords zufrieden zu stellen und sie zur Annahme der eigentlichen Homerulebill geneigt machen zu können, täuschte sich aber und mußte bald erkennen, daß ihre Einbringung ein taktischer Fehler gewesen war. Er ließ sie deshalb fallen, als er für den 10. Mai die zweite Lesung der Homerulebill eingebracht hatte, und ließ kein Mittel unversucht, die dissidentierenden Liberalen zurückzugewinnen, erklärte jedes Detail der Diskussion zu überlassen, wenn nur die Bill dem Prinzip nach angenommen würde. Lord Hartington jedoch machte die heftigste Opposition und dehnte die Debatte bis zum 7. Juni aus. Verhängnisvoll war es auch, daß ein Mann wie Bright, der Irland außerordentliche Sympathien entgegenbrachte, und in verschiedenen Landgesetzen stets für die Rechte der unterdrückten Bevölkerungen eingetreten war, sich gegen die Bill erklärte. Seine Ansicht wurde von vielen Parlamentariern geteilt: Er glaubte zwar nicht daran, daß die Iren eine religiöse Verfolgung in Ulster gegen die Protestanten inszenieren, oder daß sie die gänzliche Trennung von England erreichen würden; dazu war die furchtbare Macht Englands zu nahe. Aber ein irisches Parlament, das nicht die volle Regierungsgewalt besäße, würde die englandfeindlichen Strömungen in Irland stets wachhalten; wenn eine Separation auch unmöglich wäre, Versuche dazu würden nicht unterbleiben; eine Art Kolonialparlament würde noch am meisten angehen. Aber Homerule wäre seiner Meinung nach überhaupt nicht notwendig; Englands Richtlinie in irischer Politik wäre nach vielen Mißgriffen doch so geworden, daß man nach ihnen eine segensreiche Agrarreform bewerkstelligen könnte, wozu England auch fest gewillt war\*. Parnell sprach am Schlußtag der Debatte und zeigte noch einmal, was die Regierung in fünf Jahren durch die Koerzionsverwaltung in Irland erreicht hatte, nichts wie Unruhe und Elend.

Die Opposition war zu stark; bei der Abstimmung wurde Gladstones Bill mit 343 gegen 313 Stimmen abgelehnt. Gladstone löste sofort das Parlament auf, und so befand sich das Land im Juli schon wieder in der Aufregung der allgemeinen Wahlen, die diesmal ganz im Zeichen der irischen Frage standen. Parnell hielt Meetings in England und versuchte durch Broschüren die englischen Demokraten über die Homerulefrage zu orientieren. Alles war umsonst; das Land, schon vorher mit Gladstones äußerer Politik in Afghanistan und Ägypten nicht recht zufrieden, konnte den Gedanken des großen alten Mannes in betreff Irlands nicht folgen, die Landlords hatten zuviel Stimmung für sich gemacht. Die Wahlen waren vor Ende Juli beendet; ins neue Parlament zogen ein: 316 Tories, zu welchen 78 dissidentierende Liberalen unter Chamberlains kamen; ihnen standen 191 Liberale und 85 Homeruler gegenüber. Gladstone resignierte noch vor Zusammentritt des Parlamentes; am 5. August wurde Lord Salisbury Premier,

---

\* Interview vom 28. Mai 1886.

Lord Londonderry Vizekönig, Sir Hicks Beach erster Sekretär für Irland. Das neue Ministerium setzte sich aus Konservativen zusammen, hielt sich aber nur durch die Unterstützung der Dissenters unter Chamberlain; die Konservativen waren genötigt, letzteren zuliebe einige Änderungen in ihrem Programm vorzunehmen, wodurch es aber gelang, die große Partei der Unionisten herzustellen, der es beschieden sein sollte, trotz stetigen Sinkens der Majorität bis 1892 die Regierung zu behalten.

Parnell trat in den folgenden Jahren im Parlament weniger hervor. Krankheit, sein unseliges Verhältnis zu Frau O'Shea — hierüber später ein Wort —, eine gewisse Entmutigung über das fortwährende Scheitern der Homerulebill, endlich die Tatsache, daß Gladstone selbst eifrigst für letztere wirkte, machten ihn im Parlament weniger intransigent, mehr gemäßigt. Doch ruhte er nicht.

Sofort bei Beginn der Session brachte er eine neue Landbill ein und bemerkte warnend gegen die Regierung, daß bei ihrer Verwerfung in Irland der Agrarkrieg von neuem beginnen würde. Die Bill wurde mit 297 Stimmen gegen 202 abgelehnt. Die Antwort Irlands war der 'Plan of Campaign'. Sir Hicks Beach hatte Irland mit dem gewöhnlichen Gesetz regieren wollen und gehofft, daß alles in Frieden bliebe; aber die Landlords vereitelten seine Pläne; im Herbst verlangten sie ihre Pacht, die Pächter ihrerseits Reduktionen. Da diese nicht zugestanden wurden, verweigerten sie überhaupt eine Zahlung, und so begannen die Evictionen von neuem. Hicks Beach suchte die Landlords zu bewegen, auf 'ihr Recht' zu verzichten, erreichte aber nichts. Bevor er andere Mittel versuchen konnte, Pächter und Landlords zu einer Einigung zu bringen, veröffentlichte William O'Brien im 'United Ireland' einen Artikel, der die Pächter aufforderte, die Pacht konstant zu weigern. Einige Tage nachher wurde dieser 'Plan of Campaign' dahin geändert, daß der jeweilige Pächter seinem Landlord eine entsprechende Rente anbieten sollte; wollte dieser eine höhere, so sollte die angebotene Summe von einem Komitee auf einer Bank deponiert werden; der Landlord hätte dann mit dem Komitee zu verhandeln. Parnell war persönlich gegen den 'Schlachtplan', weil er die furchtbare Aufregung einer Landagitation dem Lande ersparen wollte. Aber die Agitation begann und dauerte bis 1889, da die Regierung schon anfangs 1887 die Koerzionsbill wieder in Kraft gesetzt hatte.

Je enger sich die Unionspartei zusammenschloß, um so einträglicher arbeiteten jetzt Liberale und Homeruler zusammen. In Irland wurde Gladstone beinahe als Irländer gefeiert, und bei liberalen Meetings in England war der Homeruler stets ein gern gehörter und vielfach applaudierter Redner. Parnell ließ sich von der allgemeinen Sympathie der Liberalen tragen, innerlich, so äußert er sich einmal in Cork, dachte er dasselbe vom englischen Volk wie in den Jahren, wo er seinen Haß offen ausgesprochen hatte. In diesen Jahren lernte er auch Cecil Rhodes kennen, mit dem er in der kühnen, strupellosen Art des Vorgehens viele Ähnlichkeit hatte\*.

\* Rhodes stand der Homerule ganz sympathisch gegenüber, weil sie ihm der

Wie sehr sich Parnell an Gladstone angeschlossen, zeigt ihr beiderseitiges Verhalten dem ‚Plan of Campaign‘ gegenüber. Parnell, der vor einem Jahrzehnt durch die Fenierbewegung und die Landliga seine machtvolle Aktion hatte unterstützen lassen und das No Rent-Manifest erscheinen ließ, verurteilte jetzt öffentlich den Plan. Nur seine Krankheit, sagte er am 8. Mai 1888, habe bewirkt, daß er ihn im Entstehen nicht bekämpft hatte\*. Gladstone schob in feurigen Reden die Schuld am Plan in erster Linie der Regierung zu; als bei einem Aufruhr in Mitchelstown die Polizei gefeuert hatte, verurteilte er scharf ihre Rücksichtslosigkeit; in Birmingham sprach er vor Tausenden aus, Homerule für Irland sei ebenso eine Sache der Gerechtigkeit wie der Klugheit.

Gladstone fand Anklang; die Liberalen erklärten den Homerulegedanken als ein Prinzip ihrer Partei; Homerule für Schottland und Wales wurde ins Auge gefaßt, homerule all round wurde Schlagwort.

## 5.

Ob schon Homerule nicht zum Faktum geworden war, konnte Parnell zufrieden sein; eine starke Parlamentspartei, wenn auch augenblicklich in der Minderheit, erklärte, nicht zu ruhen, bis Irland seine Selbstverwaltung erhalten haben würde. Man war sich in England klar, daß seine Taktik das englische Parlament dazu gebracht hatte, sich ernstlich in freundlicher Gesinnung mit Irland zu beschäftigen; man kannte seinen Einfluß auf die Irländer und die liberale Partei. In konservativen Kreisen war er der bestgehaßte Mann; die offiziellen Vertreter bekämpften ihn mit den Waffen, die er auch gegen sie anwandte; bei gewissen Leuten setzte sich jedoch die Meinung fest, ihn auf jegliche Weise vernichten zu müssen. Am 7. März 1887 begann die ‚Times‘ eine Reihe von Artikeln über ‚Parnellism and Crime‘, worin die Parnellbewegungen als revolutionär und von Verbrechen befleckt dargestellt wurde. Am 18. April wurde ein Faksimilebrief Parnells an einen ungenannten Adressaten veröffentlicht. Er stammte angeblich aus der Zeit der Morde im Phoenixpark und lautete: ‚Geehrter Herr, — ich bin gar nicht überrascht, daß Ihr Freund sich geärgert hatte; aber er und

---

Anfang der Homerule für das Reich zu sein schien; er wünschte deshalb, daß die irischen Abgeordneten im Reichsparlament erscheinen sollten. Parnell erwiderte ihm, nicht er, sondern Gladstone habe ihren Ausschluß von Westminster verlangt; Cecil Rhodes zeigte ihm nun den Vorteil, den eine große Anzahl von irischen Abgeordneten in Westminster für die Homerule in den Kolonien haben würde. Am 23. Juni 1888 schrieb ihm Parnell, daß er sich die Sache überlegt habe und er nun auch vollständig dafür sei, daß die Iren in unverminderter Anzahl auch im Reichsparlament sitzen sollten; er spricht dann seine Überzeugung aus, daß Gladstone sich den Gründen nicht verschließen und bei der nächsten Homerulebill die nötigen Klauseln in dieser Sache anfügen werde. — Rhodes schickte ihm 10 000 Pfund für die Homerulebewegung.

\* Leo XIII. verwarf in einer Enzyklika den Plan of campaign.

Sie selbst müssen wissen, daß die Verurteilung der Morde der einzige Weg war, der uns offen stand. Das war unsere beste Politik. Aber Sie können ihm und allen, die es angeht, sagen, daß ich, obschon ich Lord Cavendishs Tod bedauere, annehme, Burke habe nur erlitten, was er verdiente. Sie haben die Freiheit, ihm und anderen, auf die Sie sich verlassen können, dies hier zu zeigen; lassen Sie ihn bloß nicht meine Adresse wissen, er soll ans Abgeordnetenhaus schreiben. Ihr ganz ergebener Charles St. Parnell.'

Dieser Brief in den Spalten der 'Times' erregte ungeheures Aufsehen; die Wahrhaftigkeit der 'Bibel' unter den Zeitungen anzweifeln, war unmöglich, in den Augen vieler Liberalen erschien Parnell vernichtet. Als Parnell von andern auf den Artikel aufmerksam gemacht wurde, las er ihn ruhig durch, und mit dem Finger auf die Unterschrift deutend, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen: 'Das „S“ habe ich seit 1878 nicht mehr so gemacht.' Am Abend erklärte er ebenso ruhig im Abgeordnetenhaus den Brief als Fälschung und urgierte den Umstand, daß eine geübte Hand ihn niedergeschrieben haben mußte, während er selbst nicht ordentlich schreiben könne. Das war das einzige, was er tat; die 'Times' veröffentlichte weitere Artikel über Parnellismus and Crime und brachte noch eine Anzahl von Briefen Egans, des Schatzmeisters der Landliga, welche die ganze irische Partei kompromittierten. Parnell verlangte nun im Parlament einen Richterausschuß zur Untersuchung. Für Parnell führte bei der Kommission der glänzendste Advokat Englands, Lord Russell of Killowen, die Verteidigung. Um die Anklagen gegen die Landliga, wie sie in der Artikelserie der 'Times' erhoben worden waren, bekümmerte er sich wenig, sondern konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf den Brief.

Die Ergebnisse des Prozesses dürften ein interessantes Schlaglicht auf englisches Parteigetriebe werfen und mögen deshalb hier kurz erwähnt werden. Im Mai 1885 gründete sich in Dublin eine unionistische Vereinigung, deren Sekretär ein gewisser Mr. Coultfield Houston wurde. Um nun den irischen Bestrebungen tatkräftig entgegenarbeiten zu können, sicherte sich Houston die Mithilfe eines heruntergekommenen Journalisten, Richard Pigott. In den erbitterten Kämpfen von 1882 hatte Pigott sich gleichzeitig in den Dienst Forsters gestellt, der ihm mehrmals Zuweisungen aus seiner Privatkasse machte, als auch sich Egan und der Landliga angeboten. Egan, der ihn kannte, schob ihn ab. Durch eine Broschüre 'Parnellism Unmasked' wurde Houston auf ihn aufmerksam und verlangte die Dokumente der Publikation Pigotts. Dieser gestand ihm die Unmöglichkeit, sie zu erbringen, ein; Houston drängte und versprach Pigott eine Guinea und vergütete Reisekosten für jeden Tag, wenn er solche Schriftstücke suche, die Parnell oder seine Partei der Begünstigung der Morde überführen könnten. Pigott sagte nicht nein und reiste nun auf Kosten der Gesellschaft in England, der Schweiz, Frankreich, Amerika umher. Im März endlich meldete er aus Paris die Auffindung von Briefen Parnells und Egans und sandte zugleich ihre Abschrift ein. Mit dieser ging Houston zum Herausgeber der 'Times', der aber

nichts mit der Sache zu tun haben wollte. Houston fuhr nun nach Paris und erhielt von „geheimnisvollen Männern“, die sofortige Bezahlung verlangten, die Originale. Jetzt verweigerte die „Times“ die Annahme nicht mehr; ohne weitere Verweise als die Erklärungen Houstons, dem sie für diese und andere Bemühungen an 30 000 Pfund Sterling zahlte, nahm sie die Dokumente für echt und druckte sie ab.

Parnell und Egan verlangten die Autographien zu sehen, und auf der Stelle erklärte Egan Pigott als ihren Verfasser. In einem Briefe war nämlich *Lesitancy* mit „e“: *Lesitency* geschrieben, eine Gewohnheit, die Egan an Pigott kannte. Pigott wurde sofort als Zeuge verhört und von Lord Russell in ein furchtbares Kreuzverhör genommen. Er leugnete anfangs, verwickelte sich dann in Widerspruch und gab die Fälschung zu. Bevor er verhaftet werden konnte, floh er nach Frankreich; als die Polizei ihn verfolgte, reiste er nach Madrid, wurde dort in einem Hotel überrascht, gab sich aber den Tod, bevor man Hand an ihn legen konnte. Die „Times“ anerkannte die Fälschung und zog ihre Anklagen zurück.

Liberalen und Homeruler, die anfangs unter dem furchtbaren Schlage gewankt hatten, konnten jetzt Rückhalt in der öffentlichen Meinung finden, die schließlich die konservative Regierung für den Mißgriff des offiziellen Regierungsblattes verantwortlich machte. Parnell war in jenen Tagen viel umworben, selbst Lord Spencer, sein Antagonist in der ersten Hälfte der 80er Jahre, und Rosebery suchten seine Bekanntschaft. Der erste Versuch, ihn zu vernichten, war mißlungen; der zweite, der bald einsetzte, sollte es, trotz gewaltigen Gegenringens von seiten Parnells, erreichen.

Seit 1881 hatte Parnell, der unverheiratet geblieben war, intimere Beziehungen zur Gattin des Capitain D'Shea gehabt. Dieser hatte schon damals Verdacht geschöpft und Parnell zum Duell gefordert. Das Verhältnis war allgemein bekannt, so daß der vollblütige Biggar einmal, als Parnell den Kapitän als Kandidaten gegen einen andern Homeruler durchdrücken wollte, an ihn telegraphierte: „Frau D'Shea wird Ihr Unheil sein.“ Am 24. März 1889 brachte D'Shea die Ehescheidungsklage wegen Ehebruch ein. Weil die Generalwahlen vor der Tür standen, waren die Parlamentssitzungen von 1890 ohne Interesse, weshalb denn auch alle Welt auf die *cause célèbre* des irischen Parteiführers schaute. Vom Parlament bis zur letzten Hütte in Irland sprach man von nichts anderem. Es war klar, daß die Gegner Parnells brannten, die Niederlage mit den Pigottbriefen wieder wett zu machen; für die irische Partei ergab sich die überaus schwierige Frage, ob sie im katholischen Irland einen notorischen Ehebrecher als leader behalten sollte. In zahlreichen Parteiausschüssen kam man zum Entschluß, zu Parnell zu stehen; seine Affäre sollte als Privatsache angesehen werden. Parnell selbst dachte keinen Augenblick daran, seine Stellung aufzugeben. Am 18. November 1890, am Tage nach der Ehescheidung, erließ er in *Freemans Journal* eine Erklärung, weder zeitweilig noch für immer die Position verlassen zu wollen, die ihm Irland durch Stimmenabgabe zu



erteilt hätte. Tatsächlich erhielt er auch herzliche Sympathieerweise von seiten einflußreicher irischer Parlamentarier. Der Klerus zog sich selbstverständlich von Parnell zurück und geriet in die peinliche Lage, vor dem Mann warnen zu müssen, dem er vorher selbst Vertrauen und Hoffnungen entgegengebracht hatte. Aber erst nach und nach fand sein Mahnen Gehör. Vorläufig war Parnell, der aus seinem ruhigen, verschlossenen Wesen nicht herauskam, Herr der Situation; Healy, Mc Carthy, Dillon, D' Connor erklärten, ihn nie verlassen zu wollen. Am 25. wurde er als Parteivorstand fast einstimmig wiedergewählt.

Nun zog sich aber die dunkle Wolke zusammen. Am 21. November hatte die liberale Föderation unter Morleys Vorsitz eine Versammlung in Sheffield gehalten, wo zum schärfsten Ausdruck kam, Parnell müsse als Parteiführer resignieren. Morley eilte sofort zu Gladstone nach London und bearbeitete im Verein mit Harcourt den liberalen Führer\*. Wenn die Liberalen Bundesgenossenschaft mit dem kompromittierten Manne hielten, würden die allgemeinen Wahlen für sie unglücklich verlaufen. Das wurde für Gladstone maßgebend, und so ließ er Justin Mc Carthy kommen und sagte ihm seine Meinung; Mc Carthy machte jedoch Parnell keine Mitteilung davon. Darauf schrieb Gladstone am 24. seinen berühmten Brief an Morley, der gleich darauf in der Presse erschien. „. . . Trotz der glänzenden Dienste, die Parnell seinem Lande geleistet hat, würde die Fortsetzung seiner Führerschaft für Irland verhängnisvolle Folgen herbeiführen. — Nicht nur werden überzeugte und tatkräftige Freunde der irischen Sache in große Verlegenheit gebracht, sondern meine fernere Führerschaft der liberalen Partei, eben weil sie sich auf die irische Frage stützt, werde auch fast zur reinen Nichtigkeit herabsinken“ — dies war eine Andeutung, und allgemein wurde sie so verstanden, daß Gladstone sich zurückziehen würde, wenn Parnell bliebe.

Damit war die Entscheidung im Prinzip gegeben; selbst liberale Politiker erklärten die Veröffentlichung für einen Fehler; bei Parnells Charakter mußte sie ihm wie eine englische Diktatur erscheinen, der er sich nicht unterwerfen konnte. Für viele Irländer lag die Sache ebenso; bei einer Wahl zwischen einem Engländer und einem Iren war ihre Entscheidung von vornherein für letzteren. Tiefer blickende Politiker aber sahen die Sache anders an. Mc Carthy verlangte zeitweiligen Rücktritt; Gladstone verlangte nicht mehr, weil das ihm freie Bahn für die Generalwahlen gab. Bei einer Vorstandssitzung gab Mc Carthy dieser Ansicht Ausdruck; die einen stimmten bei, weil sie einsahen, daß ohne die liberale Partei Home Rule für immer ausgeschlossen war, die andern waren dagegen. Parnell antwortete erst am 28. November. Er war entschlossen, zu bleiben.

Zu Anfang der bewegten Versammlung las Parnell ein „Manifest an

---

\* Gladstone erklärte in einem Interview 1898, daß alle Welt ihm geraten habe, Parnell zum Rücktritt zu bewegen.

das Volk von Irland' vor, das er in Irland veröffentlichen wollte. Er ging von einem Besuch bei Gladstone in Hawarden aus, wo er mit dem liberalen Parteiführer über wichtige, für Irland vitale Fragen (Beibehaltung der Iren im englischen Parlament, Agrarschwierigkeiten, Kontrolle der Polizeibehörde, Richter und Gerichte) ungenügende Antwort erhalten habe. Gladstone habe keine Garantien gegeben, daß er, zur Regierung gelangt, die Anhänger des 'Plan of Campaign' — überaus zahlreich in Irland — halten werde, wogegen er selbst alles dafür eingesetzt habe. 16 Jahre habe durch ihn Irland eine von jeder englischen unabhängige Partei gehabt und gerade diese Unabhängigkeit habe Homerule vorangebracht.

Parnell wollte also Trennung von Gladstone und den Liberalen. Nach einer langen Pause erklärte Mc Carthy sich durchaus nicht mit dem Manifest einverstanden; Parnell aber weigerte sich, selbst einen Ausdruck wie 'englische Wölfe' zu streichen. Am folgenden Tage erschien das Manifest in allen Zeitungen und der Kampf begann. Am ersten Dezember war wiederum Komiteesitzung der irischen Partei; Parnell sollte sich aussprechen. Meisterhaft wußte er den Kernpunkt der Frage — seinen Rücktritt — auszuspalten und die Aufmerksamkeit auf Gladstone zu lenken. Dieser hatte das Manifest dahin beantwortet, daß er die Darstellungen Parnells von den Verhandlungen in Hawarden für ungenau und unwahr erklärte. Parnell urgierte dies nun und forderte die Versammlung auf, sich Garantien bei Gladstone zu holen, ehe sie ihn über Bord würfen. Die Taktik gelang; Parnelliten und Antiparnelliten einigten sich, bei Gladstone, Harcourt und Morley Garantien für bestimmte Punkte in der Homerule zu erlangen. Es war eine eigentümliche Befriedigung für Parnell, in dem Augenblicke, wo man sich anschickte, ihn wegen einer schmutzigen Affäre preiszugeben, noch einmal die Partei geschlossen in die Hand zu bekommen. Aber Gladstone war auf seiner Hut. Mit eifriger Höflichkeit empfing er die Abgesandten und las ihnen kalt und ruhig seine Antwort vor: 'Sie haben jetzt über die Führerschaft in der irischen Partei zu verhandeln. Ich möchte nicht, daß diese Angelegenheit mit der Homerulefrage vermengt würde. Ich habe dieselben Ansichten über Homerule, wie immer, und wenn die Zeit für eine neue Bill kommt, sollen Sie davon wissen. Seien Sie überzeugt, daß ich keine Homerulebill einbringe, die nicht vollständig den Beifall der irischen Partei fände.' Weiter war nichts aus ihm herauszubringen.

Der Bericht der Abgesandten bei den irischen Abgeordneten erregte eine wilde Diskussion, die Mc Carthy dadurch beendete, daß er mit 44 Abgeordneten den Saal verließ, während Parnell mit 26 zurückblieb. Die Spaltung unter der irischen Parlamentspartei war ein Faktum geworden; es fragte sich bloß, ob sie auch das irische Volk erfassen würde. Ein Versuch ergab sich bald. Eine Ersatzwahl war in Kilkenny nötig geworden; Kandidat war ein Sir John Hennessy. Weil die Wahl gleichsam den Kampf zwischen Parnell und seinen Gegnern in der Partei praktisch ins Volk verpflanzte, eilte Parnell selbst nach Irland, um die Agitation zu leiten. In Dublin hielt er vor einer

tausendköpfigen Menge eine Ansprache, nach welcher man ihn mit Fackeln nach Haus geleitete; alles schien unverändert, und doch war ihm der tödliche Streich beigebracht worden. Am 5. Dezember hatten nämlich die Bischöfe ein Manifest erlassen, worin sie sich von ihm als Führer der Partei losjagten. Kilkenny sollte zum Schauplatz des Kampfes zwischen Parnell und der Hierarchie werden. Bevor Parnell Dublin verließ, ereignete sich eine Szene, die für sein Vorgehen bezeichnend sein dürfte. „United Ireland“ war von der Gegenpartei aufgekauft worden; Parnell, nun ohne Organ, machte kurzen Prozeß, um die Zeitung wieder in seinen Besitz zu bringen. An der Spitze einer Volksmenge eilte er zur Redaktion, ließ die verschlossenen Türen einschlagen und besetzte das Haus mit seinen Anhängern. Dann bestieg er den Zug nach Kilkenny. Bei seiner Ankunft erfuhr er, daß Hennessy sich für die Kirche gegen ihn erklärt hatte; einen Augenblick in Verlegenheit, bestimmte er dann ohne weiteres einen Mister Scully als seinen Kandidaten. Eine wilde Agitation tobte jetzt im ganzen Distrikt vom 13. bis 22. Dezember; die Pfarrer hatten sich gegen ihn erklärt; aber Parnell verdoppelte seine Tätigkeit, hielt ein Meeting nach dem andern, mußte aber schließlich seine Aussichtslosigkeit erkennen. Sein Kandidat unterlag gegen Hennessy und die Priesterpartei mit 1300 gegen 2500 Stimmen. Parnell war unentmutigt; „die erste verlorene Schlacht entscheidet noch nicht den Krieg,“ meinte er.

Tatsächlich schien sich auch ein Weg zu finden, die mit Mc Carthy, dem nunmehrigen offiziellen Führer der Antiparnelliten, haltenden Abgeordneten zurückzugewinnen. William O'Brien und Dillon, die wegen eines Haftbefehls nicht nach England kommen konnten, schrieben ihm von Boulogne aus, um Friedensverhandlungen zur Einigung der Partei anzuknüpfen. Parnell machte nun mehrmals die Reise über den Kanal, hielt aber an seiner Aufstellung fest; er wollte erst dann resignieren, wenn Gladstone Garantien der liberalen Partei über die künftige Bill gegeben hätte. Die Verhandlungen waren verwickelt und verliefen resultatlos. Ob Parnell ernstlich Frieden schließen oder nur seine Gegner teilen wollte, dürfte unentschieden sein. Er war entschlossen, bis zum Ende zu kämpfen. Sein entschiedenster Gegner war Healy, der von einer Versöhnung mit Parnell nichts wissen wollte; letzterem gelang es, wenigstens durch seine Taktiken, offenen Bruch zwischen Healy und Dillon und O'Brien herbeizuführen. Allerdings erklärten sich letztere nach einigen Monaten auch gegen ihn.

Hatte sich Parnell bisher als ruhiger, überlegender Engländer erwiesen, so schien in seiner nunmehrigen Tätigkeit nur echt keltischer, fast titanenhafter Troß zu liegen. Jeden Samstag nachmittags verließ er London, um nach Dublin zu gehen. Am Sonntag hielt er dann irgendwo in Irland Versammlungen ab, ging montags nach Dublin, um seine Anhänger zu orientieren; am Dienstag kehrte er nach London zurück, um an den Parlamentsverhandlungen teilzunehmen. Zwischenher reiste er noch nach Boulogne. Trotzdem schmolz seine Partei immermehr zusammen; in sämtlichen Nachwahlen unterlagen seine Kandidaten denen des Klerus. Als er

im Juni die geschiedene Frau D'Shea heiratete, sagte sich auch der Herausgeber von „Freemans Journal“ öffentlich von ihm los. Obschon er sich im Laufe des Sommers öfters sehr krank fühlte, wollte er von Ruhe nichts wissen, Verhandlungen über die Gründung einer neuen Zeitung „The Irish Daily Independent“ beschäftigten ihn noch bis acht Tage vor seinem Tode. Daß seine Rolle ausgespielt war, darüber äußerte er sich nur in Augenblicken der Melancholie und des Gefühls der Vereinsamung. Aber es waren nur Augenblicke; sonst kam er in allen Gesprächen darauf zurück, daß er allein Homerule durchsetzen könnte; keiner der lebenden liberalen Staatsmänner würde innerhalb einer Generation dies vermögen; Gladstone nicht, denn der „große alte Mann“ zählte damals schon 82 Jahre, Morley habe keinen Einfluß; Asquith sei wohl der kommende Mann, aber nichts garantiere, daß er sich um Homerule kümmern würde — hierin täuschte sich Parnell —; Campbell-Bannermann sei gutgesinnt, habe aber keinen Anhang, Harcourt, wohl nach Gladstones Tod Führer der Liberalen, würde alles daran setzen, die Liberalen wieder zu einigen\*.

Im September wurde sein Zustand bedenklich. Gicht und allgemeine Erschöpfung warfen ihn nieder, aber noch am 27. September hielt er ein Meeting; bis zum 30. verhandelte er in Dublin über seine Zeitung und kehrte dann nach London zurück. In Brighton angekommen, warf ihn die Krankheit nieder. Gegen Mitternacht vom 6. auf den 7. Oktober starb er, 45 Jahre alt. Er war kämpfend untergegangen.

Ganz Irland klagte; unter allgemeiner Beteiligung wurde seine Leiche nach Dublin überführt und in der Nähe des Grabes von Irlands größtem Sohn D'Connell der Erde übergeben. —

Parnell hat die verschiedenste Beurteilung erfahren; wenn der jetzige Trennführer der Parlamentspartei von ihm sagt: „Was immer für einen Fortschritt die Sache der Irischen Nation bei den Engländern gemacht hat, alles ist dem Genie Parnells zu verdanken,“ so sehen andere in seiner Geschichte

---

\* Die Spaltung verblieb auch nach seinem Tode; in den Wahlen von 1892 erhielten die Antiparnelliten 72 Sitze, die Parnelliten, die schroff jeden Anschluß an die Liberalen ablehnten, 9; ihr Führer wurde John Redmond. 1893 wurde von Gladstone eine neue Homerulebill dem Parlamente vorgelegt; das Unterhaus nahm sie an, die Lords verwarfen sie. Obschon 1896 und 1903 neue Landakte, 1898 die Gewährung lokaler Selbstverwaltung irische Verhältnisse aufbesserten, blieb eine feindliche Stimmung gegen England zurück. 1898 wurde eine neue Liga gegen die Grundbesitzer gegründet, die United Irish Leage; im Burenkrieg wurde jeder Sieg der Buren mit Jubel begrüßt. 1907 und 1908 erfolgten neue Pächtergesetze, welche das Wyndhamsche Landgesetz von 1903 im pächterfreundlichen Sinn vervollständigen sollten; eine Landbill Birrells, des Sekretärs für Irland, scheiterte am Widerstand des Oberhauses. Andersseits wurde eine von Birrell eingebrachte Irish-Councils-Akte, die Irland administrative Autonomie bringen sollte, vom Nationalistenkongreß in Dublin verworfen und vom Einbringer zurückgenommen. Die irische Partei, Führer Redmond, hat große Bedeutung seit 1910 wieder erlangt.

nur eine Episode, eine für den regelrechten Fortgang der irischen Bewegung gefährvolle Abirrung\*. Wenn das eine Urteil aus den begeisterten Anschauungen eines Mannes geflossen ist, der stets an der Seite Parnells für sein Ideal, das freie Irland, gekämpft hat, so mag das ablehnende nicht bloß einem Engländer, sondern auch dem Gegner eines Sonderparlaments seinen Ursprung entnehmen. Sonderparlamente haben sich in den Ländern der englischen Krone bewährt und politische Reife gezeigt. Die öffentliche Meinung in England ist dank der Führerrolle eines Genies wie Gladstone im allgemeinen für ein irisches Abgeordnetenhaus; es fragt sich nun, ob Irland sich tatsächlich selbst regieren kann. Die Frage von vornherein verneinen, geht nicht an; die Iren sind ein begabtes Volk, haben nur unter einer mehr wie brutalen Herrschaft nicht zeigen können, was sie vermochten; Tatsache aber ist, daß sie in fremden Ländern, wie Amerika und Australien, nicht bloß politische Schulung und politischen Fernblick zeigen, sondern auch die höchsten Verwaltungsstellen einzunehmen befähigt sind. Eine bloße Regelung der Agrarfrage, wie Gladstone sie inaugurierte, dürfte nicht genügen; wenn auch die wichtigste der irischen Angelegenheiten, ist sie nicht die einzige und wird es vor allem nicht bleiben. Irland ist eine Nation und fühlt sich als solche, und eine Nation empfindet eine Verwaltung durch Fremde stets als unwürdig und bedrückend, mag sie noch so wohlwollend sein; was England den Kolonien gewährte, kann der irischen Nation nicht vorenthalten werden.

In dieser Voraussetzung gewinnt Parnells Wirken an Größe: es war der Kampf für seine Nation, die im Elend schmachtete. Ein deutscher, in Irland lebender Priester schrieb über ihn 1886\*\*: „An hoher Begabung, an Beredsamkeit, an Kenntnis des englischen Rechts war O'Connell dem Abgeordneten Parnell weit überlegen; selbst Stanley und Peel konnten die wichtigen Schläge des großen Agitators nicht parieren. Aber so tief Parnell unter O'Connell in dieser Hinsicht steht, so sehr übertrifft er ihn in der Gabe, eine Partei zu bilden, die Talente seiner Genossen zu verwenden, sie zusammen zu halten.“ Das war Parnells große Gabe. Wenn Parnells Politik und Aktion auf Worte zurückgeführt werden sollen, so könnten sie nur lauten: „Organise that you may be strong“, sagte einmal Redmond. Es ist ein Beweis, wie tief greifend, faszinierend und imponierend Parnells Persönlichkeit auf die irischen Abgeordneten eingewirkt hat, daß er, der Protestant, der mehr wie einmal geringes sittliches Selbstbeherrschen gezeigt hatte, Männer von so eigenartigem subjektivem Denken und Empfinden und so starker katholischer Überzeugung, wie Iren es sind, unter seiner unbestrittenen Führerschaft geschlossen, geeint zu erhalten vermochte. Nur das im Namen Gottes gegebene Beto der Bischöfe, das sie als Hüter der öffentlichen Moral aussprachen, vermochte den Klerus und damit das Volk von ihm loszureißen. Der Rückschluß auf die Bedeutung seiner Person ist damit gegeben. Ihre Wirkungskraft läßt sich auch nicht darauf zurückführen,

\* Vgl. Soziale Revue 1903. \*\* Vgl. Historisch-Politische Blätter 1887.

daß er, an die Instinkte des Pöbels appellierend, die Iren zur Aktion trieb; nie ist eine einzige seiner Reden eine Hezrede gewesen. Und der Beweis, daß die Homerulepartei ihm folgte, weil sie in ihm die Gedanken und die Energie fand, die ihn zum Führer prädestinierten, liegt wohl darin, daß Mc Carthy und das Gros der Partei ihn in dem Augenblick verließen, als er durch sein Manifest an die irische Nation egoistische Hezpolitik treiben wollte.

Er war ein Kühner, rücksichtsloser Realpolitiker, aber am Plage in einer Zeit, wo der Prügelstock noch die Zucht in der Armee aufrecht erhalten sollte, wo Koerzion das Aufbäumen einer Nation niederhielt. Das englische Parlament war nicht auf eine Gefühlsnote gestimmt, als die irischen Abgeordneten das Elend des Volkes schilderten; erst die kunstgerechten Vorerhiebe Parnells ließen erkennen, daß das Wehren der Iren nicht ein bloßes gegenstandsloses Aufmucksen war. Nicht ethische Reflexionen bestimmten Parnells Handeln; ihm fehlten dafür die festen Glaubensprinzipien, die O'Connells Bild so leuchtend machen. Der stahlharte Mann war abergläubig wie ein Kind; die Zahl 13 perhorreszierte er, sie brachte ihm förmliche Nervenerschütterungen. Beim zufälligen Erlöschen einer Kerze verfiel er in die Schauer trüber Ahnungen. Zehn Jahre lebte er im Ehebruch mit der Gattin eines Freundes, um zuletzt die ganze Schmach des Prozesses über sich ergehen zu lassen, ohne beim ersten Zusammentreffen mit seinen politischen Gefährten nach seiner Verurteilung zu erröten. Bei der Entdeckung der Bombenattentate O'Donovan Rossas hatte er nur ein spöttisches Lächeln über ihren Urheber; eine moralische Entrüstung hielt er für nicht am Plage. Die Realitäten waren für ihn allein maßgebend; unverwirrt durch Spekulation und Buchwissen packte er die Fäden der Zeit mit derselben Energie und derselben britischen Stiernackigkeit, die einen Cecil Rhodes, einen Chamberlain so erfolgreich machten. Gerade dadurch gewann er sich die Achtung der englischen Staatsmänner; Rhodes nannte ihn 'the most reasonable and sensible man I ever met', und Chamberlain bemerkte einst einem Interviewer gegenüber: 'Ich halte Parnell für einen bedeutenden, einen großen Mann. Auch für skrupellos, wenn ich so sagen darf. Skrupellos so wie jeder andere große Mann. Ich habe mir oft gedacht, daß Parnell Napoleon glich. Nichts duldete er in seinem Wege; nirgends blieb er stehen, wenn er zu seinem Ziele wollte. Widerstand ihm jemand, so warf er ihn nieder und ging über ihn weg. Er war gleichgültig für die Mittel, die er brauchte. Andererseits war er ein Mann, mit dem man ein Geschäft abwickeln konnte; er hatte dafür ein scharfes Auge. Er war ein guter Parlamentarier, denn er verstand die Politik.'

Als Gladstone 1897 auf Parnell zu sprechen kam, schaute der große alte Mann seinen jungen Antagonisten von ehemals wie in einer Vision, dann brach er in die wehmütigen Worte aus: 'Armer Mann! Er hat viel gelitten zuletzt! Welch eine Tragödie! Ich denke oft an ihn und ich kann nicht sagen, welch' Interesse ich an allem habe, was ihn angeht. Ein wunderbarer Mann, ein schrecklicher Fall.'

# Kleine Bausteine

## Friedrich Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft / Von Walther Kaufenberger

Neben der Gestalt des ‚Übermenschen‘ tritt die Lehre von der ewigen Wiederkunft als bedeutsamstes Moment in der Philosophie Friedrich Nietzsches hervor. Diese Lehre ist pythagoräischen Ursprungs. Nietzsche hielt sich aber selbst für den Urheber derselben und erhoffte von ihr die denkbar größten Wirkungen auf die Menschheit. Er nennt sie den ‚mächtigsten Gedanken‘, denjenigen, dem ‚das größte Schwergewicht‘ innewohnt. ‚Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln.‘ ‚Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine große Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislauf der Welt, wieder zusammenkommen. . . . Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschendaseins überhaupt gibt es immer wieder eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags.\*

Wie kam Nietzsche zu dieser seltsamen Lehre, der er solche Dithyramben weiht? Wir verstehen ihn am besten, wenn wir seinen Entwicklungsgang betrachten, wenn wir uns daran erinnern, daß er zuerst ein begeisterter Anhänger Schopenhauers war, daß er sich dann von ihm abwandte, und daß aus der Gegnerschaft gegen ihn seine eigene Philosophie erwachsen ist. Nietzsches Philosophie ist eine der größten Reaktionserscheinungen der Weltliteratur. Gegen den Pessimismus, gegen das Christentum, gegen die nivellierenden demokratischen Tendenzen unserer Zeit wendet sie sich gleichermaßen. Sie ist der Ausdruck höchster, intensivster Lebensbejahung. In der Lehre von der ewigen Wiederkunft aber erreicht diese Lebensbejahung ihren Höhepunkt. Es ist dies nichts anderes als der blinde, drangvolle, unersättliche Wille zum Leben, der jedes Endziels, jedes endgültigen Fortschritts entbehrt, vor dem Schopenhauer grauend sich abwendet, — den Nietzsche verherrlicht und heiligt.

Nietzsche findet für seine Lehre der Wiederkunft nicht nur die höchsten Worte, sondern er tritt — eine Seltenheit bei ihm! — sogar den Weg des Begründens an. Er betrachtet die Zeit als unendliche, die Energie dagegen als endliche Größe. Daraus ergibt sich für ihn eine zwar ungeheuer große, aber doch e n d l i c h e Zahl von Kombinationen, von Veränderungen. Hätte

\* Nietzsches Werke. 2. Abt. Bd. 12. (Nachgelassene Werke.) Leipzig 1901. S. 63.  
Hochland XI. 10.

die Welt ein Endziel, so müßte es in der unendlichen Zeit erreicht sein. Da dies nicht der Fall ist, da die Welt sich stetig verändert, so muß alles schon unzählige Male dagewesen sein, muß sich alles in der unendlichen Zeit unendlich oft wiederholen. Jedesmal, wenn ein solcher ‚Ring‘, ein solches Weltjahr abgelaufen ist, beginnt der Kreislauf von neuem.

Dieser Gedanke ist theoretisch anfechtbar. Die Annahme einer endlichen Energie ist willkürlich; sie ist unbewiesen und unbeweisbar. Aber selbst unter der Voraussetzung ihrer Richtigkeit würde die Folgerung einer endlichen Zahl von Kombinationen nicht zutreffen. Auch eine endliche Größe bietet vermöge ihrer unendlichen Teilbarkeit unendliche Kombinationsmöglichkeiten. Hierzu kommt der weitere Umstand, daß das Zeitmaß und das Weltbild überhaupt von möglichen belebten Wesen relativ ist, daß sich hier weitere unendliche Möglichkeiten eröffnen, daß der Begriff einer (endlichen oder unendlichen) Energie psychischen Erscheinungen gegenüber, die hier in erster Linie in Frage kommen, unmaßgebend ist. Auch fühlt jeder instinktiv die Unmöglichkeit, daß seine Individualität durch ein bloßes Spiel der Atome aufs neue zusammengewirbelt werden könnte. Das Individuum ist nicht nur unteilbar, wie sein Name besagt, sondern auch unzusammensetzbar.

Aber derartige Untersuchungen sollen uns hier nicht beschäftigen. Man entschließt sich bei Nietzsche ungern zu rein theoretischer Erörterung. Seine Werke sind viel mehr Erzeugnisse des Dichtens als des Denkens.

Wäre die Lehre von der ewigen Wiederkunft mit den sonstigen Anschauungen Nietzsches vereinbar, so möchte sie hingehen. Dies ist aber nicht der Fall. Sobald man in der Unendlichkeit der Zeit anderes als einen möglichen progressus in infinitum, sobald man in ihr eine Wirklichkeit, eine ‚vollendete‘ Unendlichkeit erblickt, wird dieser Gedanke zur Metaphysik, die mit den sonstigen antimetaphysischen Tendenzen der Philosophie Nietzsches unvereinbar ist. In der Lehre von der ewigen Wiederkunft ist Nietzsche, der sonst für die metaphysischen Bestrebungen der deutschen Philosophie nur Spott und Hohn hatte, selbst diesem deutschen Hang zur Metaphysik unterlegen.

Am schwersten aber wiegt, daß mit dieser Lehre der Kernpunkt von Nietzsches Gedankenwelt, der Gedanke der Höherentwicklung, der Steigerung des Lebens getroffen und seines Wertes beraubt wird. Welchen Sinn hat alle Anstrengung, alles Ringen um neue Werte, wenn sich die Welt beständig im Kreise dreht, wenn in ewiger Monotonie selbst das Kleinste und Unbedeutendste wiederkehrt? Wenn das Große sich nur erhebt, um zurückzusinken zur untersten Stufe, von der es ausgegangen ist, nur deshalb, um Raum zu schaffen für eine Wiederholung seiner Entwicklung, für eine neue unveränderte Auflage seines Daseins, so ist jeder Sinn der Entwicklung dahin. Alle Not, alle Pein, jeder Schmerz wiederholen sich unendlich oft nur um ihrer selbst willen. Wenn irgendeine Lehre, so kann diese ein Grauen vor dem Sein hervorrufen!



Nietzsche aber sagt: „Dies Leben — dein ewiges Leben!... Von dem Augenblick an, wo dieser Gedanke da ist, verändert sich alle Farbe, und es gibt eine andere Geschichte. Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben! Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig.“\* Damit verzichtet Nietzsche selbst auf die Wahrheit seiner Lehre. Denn wenn jemand überhaupt endgültig aussterben kann, so gibt es eben keine ewige Wiederkunft! An dieser Stelle tritt klar hervor, daß sich Nietzsche diese Lehre als Mittel zur Züchtung des Übermenschen dachte, daß er sich aber des Widerspruchs nicht bewußt war, der zwischen beiden Gedanken besteht.

Nietzsche glaubt, daß der Gedanke der Wiederkunft von tiefster Wirkung auf das Handeln der Menschen sei. „Die Frage bei allem, was du tun willst: „ist es so, daß ich es unzählige Male tun will?“, ist das größte Schwerkgewicht.“ Gewiß! Nur fragt es sich, ob das Schwerkgewicht in der Richtung wirksam ist, die Nietzsche annimmt. Man wird dem naiven Menschen nie glaubhaft machen, daß alles Zukünftige nach dem Kausalitätsgesetz schon jetzt feststeht, weil es ihm dazu an der nötigen Abstraktionsfähigkeit fehlt. Bringt man ihm aber den Glauben bei, daß er schon unzählige Male in seiner jetzigen Gestalt mit all ihren Schwächen dagewesen ist, daß er in alle Ewigkeit in gleicher Gestalt wiederkehrt, so wird eine solche Lehre sicher mehr lähmend als fördernd auf ihn wirken. Dann steht sein Leben in allen Einzelheiten seit Ewigkeit fest, und daran ist nichts mehr zu ändern. Wenn schon der gewöhnliche deterministische Glaube erfahrungsgemäß eher schädlich als fördernd auf das Handeln einwirkt, so gilt dies in noch viel höherem Grade von dieser Lehre. Nicht diejenigen sind die Überlebenden, auf deren Gedanken ein möglichst großes „Schwerkgewicht“ ruht, sondern diejenigen, die das Leben leicht nehmen und sich über dasselbe hinwegsetzen!

Mit Nietzsches Lehre verschwindet jeder eigentliche tragische Zug aus dem Leben. Wenn der Held in der Tragödie fällt, um unendlich oft wieder aufzustehen, so ist aus dem höchsten ästhetischen Gefühl, dem tragischen, der Kern herausgebrochen, so ist der tragische Gedanke verschwunden.

Jedes Einzeldasein ist einzigartig und groß, weil es nie dagewesen ist und weil es nie wiederkehrt. Keine einzige Erscheinung der Natur ist zweimal vorhanden, sobald man das einzelne nicht als Typus, sondern als Individuum auffaßt. Kein Blatt ist dem andern gleich. Jeder muß sein Leben im eminenten Sinn selbst leben, weil er sich nie ganz in andern wiederfindet. Zwar beruht die Möglichkeit der Wissenschaft darauf, daß Allgemeinurteile gebildet werden. Aber die Wissenschaft ist nicht das Leben. Ihr Wesen besteht darin, daß sie von dem Individuellen abstrahiert. Was aber das Leben ewig neu und jung macht, ist das schlechtthin Individuelle,

\* A. a. O. S. 67, 65.

Unwiederholbare jedes Erlebens. In dieser Niewiederkehr liegt Ernst der Ewigkeit genug. In dem Gedanken, daß das, was vergangen ist, nie wiederkehrt, liegt das unendlich Tragische jedes Untergangs. Unter diesem Gesichtspunkt geschieht jede Handlung für immer; sie wiederholt sich nie und ist niemals zurücknehmbar. „Was man der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück.“

Wir stellen der Lehre von der ewigen Wiederkunft die Lehre von der Niewiederkehr entgegen. Auch in ihr liegt Wert der Ewigkeit.

## Maeterlincks Gedanken über den Tod

### Von Franz Zimmer

„Der Tod! Ihn allein muß man über das Leben befragen und nicht irgendwelche Zukunft und irgendein Nachleben, an welchem unser Ich keinen Anteil hat. Er ist unser wirkliches Ende; alles läuft zwischen uns und ihm ab. Redet mir nicht von jener trügerischen Fortdauer, die uns mit dem kindlichen Zauber der Zahl bestrickt! Redet mir nicht von Gesellschaften und Völkern, wo ich ganz und gar sterbe! Alle Wirklichkeit, alle wahre Lebensdauer liegt zwischen Wiege und Grab. Der Rest ist Vergrößerung, Schaustück, falsche Optik! Sie nennen mich Meister, weil meine Worte irgendeinen Zauber besitzen; und doch bin ich dem Tode gegenüber hilflos wie ein Kind.“

Mit diesen Worten aus dem Drama „Les affranchis“ von Marie Lenéru stellt sich Maeterlinck vor die große Frage des Lebens\*. Ich weiß nicht, ob er, der 1862 geboren ist, bereits das Fazit seines Lebens ziehen will; ich weiß nicht, ob er in reifer Abgeklärtheit nach den Worten Bosquets handelt, den er wohl kennt, und den er den „großen Dichter des Grabes“ nennt: „Es ist eines Menschen unwürdig, dem Tode nur in dem Augenblick ins Antlitz zu schauen, wo er uns hinwegraffen will;“ ich weiß nicht, ob er, der dereinst in kindlich-frommem Glauben gelebt, der dereinst Priester, Jesuit hat werden sollen, von einem innern Drange getrieben, sich mit diesem letzten und praktisch wichtigsten aller Probleme auseinanderzusetzen muß, um zu seiner Beruhigung zu der Weisheit letztem Schluß zu kommen: „Unser Dasein nach dem Tode wird schlimmstenfalls nicht minder groß und glücklich werden als das jetzige. Es hat keine andere Laufbahn als die Unendlichkeit, und die Unendlichkeit ist nichts oder sie ist das Glück;“ aber es ist etwas Großes, etwas Gewaltiges um den Tod. Wenn wir es nicht wüßten, wenn Geist und Herz es uns nicht sagten in den Stunden, in welchen der Tod an uns vorübergeht, die größten Geister der Menschheit würden es uns sagen, weil gerade von ihnen fast keiner an

\* Maeterlinck, Vom Tode. Deutsch von Fr. v. Lypeln-Bronikowski. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

dem Problem des Todes und der Fortdauer vorübergehen konnte. Man spottet bisweilen über Hamlet, der in der Konsequenz des Handelns über die Frage ‚Sein oder Nichtsein‘ gestolpert sei, und man übersieht, welch eminenten Wirklichkeitswert diese Szene hat, und wie tief Shakespeare dabei in die Psyche der Menschheit eingetaucht war. In diesen Fragen gibt letzten Endes das Herz den Ausschlag, nicht die kalte Logik; hier bewahrheitet sich das schöne Wort Pascals: ‚La raison a des raisons que la raison ne connaît pas.‘ Das sind die Imponderabilien, die für das Herz Beweiskraft haben, weil sie auf das eigene innere Wesen sich gründen, wie sie daraus hervorgewachsen sind. Es klingt wie ein Scherz, daß der faustische Mensch durch eine Erinnerung, durch eine rinnende Träne von den Pforten zurückgerissen wird, ‚an denen jeder sonst sich gern vorüberschleicht‘; es klingt wie ein Scherz, aber es ist Ernst und erhabene Wirklichkeit auf dem Gebiete dieser Imponderabilien, die ungestraft niemand zurückweisen kann, und die als Tatsachen, welche tief in das Leben eingreifen, auch für die Vernunft von weittragender Bedeutung sind.

Tatsächlich macht die Logik des Verstandes vor dem Tode halt, und wenn das Denken unseres Geistes in das Reich des Todes hinübergreift, dann verliert es sich im Abgrunde der Unendlichkeit. Tausende haben ihre Gedanken in jenes Dunkel gesandt, und sie kamen zurück still und entsagungsvoll. Auch Maeterlind hat versucht, dort einzudringen, aber die Bogen der Unendlichkeit sind über ihm zusammengeschlagen, und er bringt uns nichts zurück als die destruktive Weisheit, was wir bisher vom Jenseits geglaubt, sei, wie überhaupt alle positive Religion, naiver und barbarischer Irrtum, im übrigen sei die Unendlichkeit ein ‚Meer des Unbegreiflichen‘, so recht ein Feld für eine moderne, pantheistisch angehauchte Mystik.

Darin hat Maeterlind recht: wir sind ungerecht gegen den Tod. Wir fürchten ihn und klagen ihn an. Aber nicht darin besteht unsere Ungerechtigkeit, daß wir den Tod fürchten, obschon er eine Geburt zu sicherem Glück ist, denn das glaubt unsere Seele nie und nimmer. Nein, das ist unsere Ungerechtigkeit, daß wir den Tod fürchten wegen derselben Schrecknisse, die wir selbst ihm geben. Maeterlind zerlegt den Begriff ‚Tod‘ und unterscheidet den Abbruch des Lebens von dem eigentlichen Tod. Ersteres ist das Schreckliche; der Tod selbst das Milde. Zwei Schrecknisse sieht der Mensch hinter dem Tode lauern. Das eine ist das Grauen der Verwesung. Aber was hindert den Menschen des 20. Jahrhunderts, dieses Grauen durch ‚die Geburt zur Unsterblichkeit in einer Feuerwiege‘ in Ästhetik aufzulösen? Es bleibt also nur der Schrecken des Todes, der in der Furcht vor dem Unbekannten besteht. Da gibt es nur ein Mittel: kühne Befreiung des Geistes von allem, was die positiven Religionen in dem Begriff zurückließen. — Wenn das nicht gerade der springende Punkt wäre, dann hätte Maeterlind recht, und das radikalste Mittel zur Befreiung des Geistes wäre das beste. Aber hier stehen wir vor der ernstesten Frage: Sind diese Imponderabilien Produkte der positiven Religion? Oder auch der Religion überhaupt? Weit

tiefer bringen in das Wunderland der menschlichen Psyche die ein, die im Gegensatz zu dieser Auffassung behaupten, die Religion sei das Produkt dieser geheimnisvollen, unfaßbaren und doch allmächtigen Imponderabilien. Die Geschichte der Religionen ist nichts anderes als ihre verschiedenartigen Äußerungen, und gerade die moderne Mystik in ihren verschiedensten und phantastischsten Formen legt ein sprechendes Zeugnis für ihre Allgewalt über Herz und Gemüt des Menschen ab. Diese geheimen psychischen Mächte können unmöglich Zufallsmächte sein, sonst könnten sich nicht Sinn und Bedeutung der höchsten Lebensäußerungen darauf gründen. Darum dürfen wir bei ihnen nicht stehen bleiben, sondern müssen tiefer gehen, wollen wir nicht dem Gedankengebäude seine objektiv-intellektuelle Stütze nehmen und es dem Gefühlssubjektivismus preisgeben. Augustinus hat dieses Problem in seiner ganzen Bedeutung gekannt, er ist ihm nachgegangen und hat eine Antwort gegeben voll großartiger Einfachheit und psychologischer Tiefe: „Fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te.“ So hat er das Problem gestellt und so die Lösung gegeben. Freilich, hier scheiden sich die Geister, aber das ist Tatsache: eine bessere Lösung hat vor und nach ihm keiner gegeben.

So stellt uns Maeterlinck vor einen Abgrund, der leer ist von all den „Hirngespinnsten“, mit denen unsere Voreltern auf Grund der positiven Religionen nach seiner Meinung ihn bevölkert haben. Nur eine einzige Frage ist dann noch von Bedeutung: Ist das Unbekannte, das unser wartet, furchtbar für uns oder nicht? Beantworten wir diese letzte Frage, wie Maeterlinck es in hedonistischem Optimismus tut, auch noch mit „Nein“, dann ist die letzte Frage über Tod und Unendlichkeit von wirklich praktischer Bedeutung gelöst, und Hamlet und Faust, diese großen Repräsentanten des menschlichen Wesens, waren phantastische Loren, und Shakespeare und Goethe mit ihnen.

Die einzige praktische Konsequenz dieser Eschatologie wäre das Nirwana oder auch völlige Vernichtung, die einem ewigen, traumlosen Schlaf gleichkäme. Diese Vernichtung aber hält Maeterlinck für ausgeschlossen. Kein Körper und kein Gedanke, kein Atom und keine Nervenschwingung kann zu Nichts werden, weil es keinen Ort gibt, wo das Nichts ist; denn das Nichts ist überhaupt nicht vorhanden. Wäre es vorhanden, so wäre es eben dadurch nicht mehr das Nichts. Wenn die völlige Vernichtung ausgeschlossen ist, ist dann nicht doch vielleicht der absolute Tod möglich? Beides können wir gleich wenig begreifen. Mit dem Wort und Begriff „Tod“ bezeichnen wir nur die Teile des Nichts, die wir zu begreifen wä h n e n. In Wirklichkeit ist unsere Vorstellung von dem Tod kindlich, um nicht zu sagen kindisch. Tot nennen wir eben alles, was ein von dem unsern verschiedenes Leben besitzt.

Der gewöhnliche Glaube der Menschheit ist der, daß unser Ich mit seinem jetzigen Bewußtsein fortlebt. Das ist die zweite Hypothese, die Maeterlinck untersucht und kühn verwirft.

Woraus besteht unser Ichgefühl? so fragt er und gibt die Antwort: Nicht aus den Empfindungen unseres Körpers; denn wir kennen Körper ohne Gedanken. Andererseits aber gibt es keine Gedanken ohne Körper; denn unser Verstand, der an die Sinne gebunden ist, kann nicht ohne seine Organe existieren und doch das bleiben, was er war. Das Ich, das Maeterlind hier meint, deckt sich weder mit dem Körper noch mit dem Geist, wir können es nicht fassen und bestimmen, wir kennen seinen Sitz nicht. Es ist wie ein Nebelfleck, und der deutlichste Punkt darin ist unser Gedächtnis, das nicht einmal auf die Zeit vor unserer Geburt reicht. Dieses Ich, so unfassbar und flüchtig es ist, ist doch der Mittelpunkt unseres ganzen Wesens und für uns die erste aller Realitäten, und nichts hat für uns Bedeutung, wenn es nicht zu unserm Ich in Beziehung steht. Deshalb ist es unserm Ich gleich, ob das Höchste und Schönste unseres Geistes ewig lebt oder nicht, hat doch der Tod die Fäden zerschnitten, die diese Teile unseres Ich mit dessen Mittelpunkt verbinden. Aus demselben Grunde ist es dem Ich gleich, ob unser Leib und sein Stoff in eine Ewigkeit der Wonne eingeht, ob er zu Blume, Duft, Schönheit, Licht, Äther, Stern wird. In diesen zufälligsten und flüchtigsten Teil unseres Wesens legen wir die ganze Bedeutung unseres Fortlebens; welche Unsterblichkeit aber kann man dem Menschen unter dieser Bedingung versprechen? So zerstört sich unser Verlangen nach Unsterblichkeit, denn unsere Unsterblichkeit reicht nur so weit wie unser Ich, das wahrscheinlich eine Schwäche unseres jetzigen Denkens ist. Ein solches Ich ist nicht fähig, uns in die unendliche Zeit zu folgen, uns diese begreifen und genießen zu lehren. Können wir also diesen Punkt zum Brennpunkt des Problems Unsterblichkeit machen? Ferner ist es auffallend, daß wir diesen im Tode so eminent wichtigen Punkt im Leben oft verlieren. Im nächtlichen Schlaf schwindet dieses Ich unzählige Male. Eine Verletzung, etwas Alkohol oder Opium genügen, es für Stunden oder Tage zu verändern. Es ist also Tatsache, daß dieses überaus wichtige Organ nur mit Unterbrechungen funktioniert. Wenn wir aber so an Unterbrechungen des Bewußtseins gewohnt sind, woher dann die Angst vor dem Tode? Denn ob die Unterbrechung kurz oder lange dauert, darauf kommt es nicht an, wenn wir nur den Trost haben, daß wir als dieselben wiedererwachen. Daraus folgt, daß wir nach dem Tode nicht mit gleichem Bewußtsein erwachen.

Maeterlind entwickelt hier eine glänzende Sophistik. Aber aller Glanz kann diesen Gedankengängen nicht den Stempel des Sophistischen nehmen. Nicht der Gedanke an den möglichen Verlust des Ichs ist es, der den Tod mit Schrecken umkleidet. Für Millionen hätte der Tod seinen Stachel verloren, wenn sie die Gewißheit hätten, daß er ihr Wesen in Nichts zurückführe oder sich doch in bewußtlose Atome auflöse. Der unerschütterliche Glaube bei den einen, die dunkle Ahnung bei den andern, daß unser Ich nicht in den bewußtlosen Abgrund der Unendlichkeit sinken wird, die sind es, die unsere Stellung zum Tode bestimmen. Ewige Ideen des Menschen

herzens sind hier die geheimen Faktoren, Ewigkeitswerte sind hier im Spiele, und diese ewigen Ideen, unveränderlich und unveräußerlich, führen letzten Endes wieder auf jene Imponderabilien zurück. Diesen Glauben kann man leugnen, diese Ahnung verspotten, ihr Dasein aber und ihre praktischen Konsequenzen, die über das Grab hinausreichen, sind psychologische Tatsachen, an denen auch der Unglaube und der Spott nicht rütteln kann. Damit fällt Maeterlinds destruktive These in ihrem Beweisgang.

Wenn unser Bewußtsein uns nach dem Tode folgte, so führt Maeterlind seinen Gedankengang in eigenartiger Weise weiter, so müßten wir in unserm Bewußtsein eine Spur des Unendlichen, in dem unsere Seele vor der Geburt war, besitzen. Denn wer behauptet, er werde stets sein, der muß gleichzeitig behaupten, daß er stets gewesen ist. Wenn wir uns in die Mysterien der Ewigkeit vertiefen, wird uns klar, daß wir zahllose Male ein Bewußtsein hatten, das durch unser heutiges Leben nur verschleiert ist. Soll nun unser gegenwärtiges Bewußtsein uns überleben, so könnten auch jene zahllosen Bewußtseine nicht spurlos untergegangen sein.

So stark Maeterlind in den Gedanken der modernen Mystik ist, ebenso schwach ist er auf dem Boden der Tatsachen. Diese sollen eben mit jenen Ideen im ‚Meer des Unbegreiflichen‘ in Einklang gebracht werden, und das ist ohne Verzerrung der Logik der Tatsachen nicht möglich. Wie kann er aus der erwähnten Tatsache eine logische Konsequenz ziehen, die für unser gesamtes ethisches Leben von einschneidender, ja grundstürzender Bedeutung ist, ohne andere mögliche und weit näher liegende Forderungen zu berücksichtigen? Nicht auf die Konstruktion leidenschaftlich-einseitiger Tendenz wollen wir das Gebäude unserer Weltanschauung aufbauen, sondern auf die ruhige, ernste und allseitige Beobachtung der Welt um uns und in uns. Hier ist jedes ehrlich-ernste Streben, jede abgeklärt-tolerante Überzeugung heilig, und Spott hat in diesen Fragen keinen Raum.

In diesem Zusammenhang werden auch die beiden Lösungen des Problems erörtert, die in der theosophischen Hypothese der Reinkarnation und der neuspiritistischen Hypothese versucht werden. Nach dem zuletzt angeführten Argument sollte man meinen, Maeterlind stehe auf dem Boden der Reinkarnation. Tatsächlich sagt er auch: ‚Unstreitig ist von allen religiösen Hypothesen die Reinkarnation die annehmbarste.‘ Und so urteilt er, obschon er selbst schreibt, daß die besten Gründe für diese Hypothese aus dem reinen Gefühl genommen sind und nur eine Glaubensmeinung begründen. Zu Lehrsätzen umgestaltet, seien sie unerträglich. Im Gegensatz dazu arbeitet die neuspiritistische Hypothese streng wissenschaftlich-experimentell. Sie beweist uns nach seiner Meinung, daß die Geister sich im Augenblick des Todes oder doch unmittelbar darauf kundgeben können. Wirklich bedeutsam wäre diese Hypothese erst, wenn sie uns die Erscheinung und Rundgebung seit Jahren verstorbener Menschen feststellen ließe; denn das würde erst den Beweis liefern, daß der Geist nicht vom Körper abhängt. Es handelt sich bei dieser Hypothese zu sehr

um eine Wissenschaft von heute und gestern, als daß man sie ernstlich in Betracht ziehen könnte. „Die Stunde, wo man Schlüsse ziehen kann, ist noch nicht gekommen.“ Und, fügen wir hinzu, wer diese Hypothese in den Bereich wissenschaftlicher Arbeit ziehen will, muß ihr objektiver gegenüberstehen. Denn spiritistische Erscheinungen, die gerade in der letzten Zeit von einwandfreier Seite untrüglich als Täuschung oder Betrug nachgewiesen worden sind, läßt er noch als unbestrittene Tatsachen gelten. Ubrigens bedeuten Reinkarnation und Spiritismus keine Lösung, sondern eine Verschiebung der Frage.

Da Maeterlinck die Fortdauer mit unserem jetzigen Bewußtsein für ebenso undenkbar hält wie völlige Vernichtung, handelt es sich nur noch um die Frage, ob wir ohne Bewußtsein weiterleben oder mit verändertem Bewußtsein. Erstere Vorstellung übt große Anziehungskraft aus, steht aber mit völliger Vernichtung ungefähr auf gleicher Stufe. Der Geist findet so in ewiger Nacht die oft ersehnte Ruhe und einen ewigen Schlaf. So leugnen denn auch viele jede Art von Bewußtsein. Tatsächlich sind die Begriffe Unendlichkeit und Bewußtsein nicht zu vereinen. Denn Bewußtsein bedeutet gerade die Selbstbestimmung des Endlichen. Andererseits ist für uns der Begriff der Intelligenz mit dem des Bewußtseins untrennbar verbunden. Nun sehen wir auf der Erde eine Unsumme von Intelligenz, und die Frage ist unabweisbar, daß diese Intelligenz die Emanation eines unendlichen Bewußtseins ist. Den Weg aus diesem Gewirr von begrifflichen Unmöglichkeiten sucht Maeterlinck darin, daß all unser Denken zu anthropomorphistisch ist. Gibt man aber dieses Bewußtsein der Unendlichkeit zu, dann müssen wir daran teilhaben, dann können wir kein bewußtloses Fortleben annehmen, so daß die einzig annehmbare Lösung der Frage die wäre, daß unser Bewußtsein in der Unendlichkeit ein anderes sein wird als jetzt.

Hier zieht Maeterlinck einen Vergleich, bei dem in allen wichtigen Punkten die Gleichheit fehlt. Wir müssen, sagt er, den Tod als eine Form des Lebens ansehen, wie auch die Geburt. Angenommen ein Paar Zwillinge im Mutterchoß besäßen Bewußtsein und könnten ihre Gedanken austauschen. Sie kennen nichts anderes als das warme Dunkel ihrer Wohnung und fühlen sich weder beengt noch unglücklich. Wenn sie nun wüßten, daß sie dies schützende Dunkel einmal verlassen müssen, um sich in die grenzenlose Welt zu stürzen, müßten sie nicht die Furcht empfinden, die wir vor dem Tode haben? Ja wir brauchen weniger Furcht zu haben. Denn für uns öffnet sich „die Märchenpforte in das unvergleichliche Mysterium“, wo Unglück und Leid keinen Raum mehr haben, weil wir dann das Organ für Leid und Schmerz verloren haben. Die Unendlichkeit kann nur ein „Meer der Freude“ sein. Die trotzdem ihr Ich im Tode besitzen möchten, schaffen sich die Leiden, die sie im Tode fürchten, selbst. Wer das Ich will, will Grenzen. Bleibt unser Geist aber im Tode so, wie wir ihn kennen, dann wird er diese Grenzen überschreiten wollen. Das bedeutet einen ewigen Kampf zwischen Wesen und Wollen. Wer aber möchte geboren werden und sterben,

um nichts zu finden als diesen Kampf? Also muß unser Ich, so schließt Maeterlinck, ein anderes sein als jetzt. Aber wie? Er hält es für möglich, daß unser Ich sich in der Unendlichkeit erst entwickeln muß. Wenn schon zwischen dem vollkommenen Menschen und dem Embryo fast kein Band mehr besteht, wie hoch mag unser Ich in der Unendlichkeit dereinst über dem jetzigen Ich stehen! 'Es ist wohl möglich, daß unsere höchsten Erdenwünsche zum Gesetz unseres künftigen Wachstums werden, daß unsere edelsten Gedanken uns am andern Ufer des Seins empfangen.' So redet Maeterlinck mit immer neuen Bildern um des Wesens Kern herum. Er vermag dem Tode seinen Stachel nicht zu nehmen, und so bleibt das Problem ungelöst. Der Schlüssel zu dem Problem besteht in der untrüglichen Gewißheit, daß die Unendlichkeit wirklich ein 'Meer der Freude' sein wird; denn dann lauert hinter dem Tode nicht mehr das finstere Unbekannte, sondern es winkt sonnenhelle Klarheit und Freude. In dem Augenblick, in welchem Maeterlinck der Menschheit diese überzeugende Gewißheit geben kann, ist die Frage gelöst. Er kann sie nicht geben, weil er vergebens gegen die Imponderabilien des innern Lebens ankämpft. 'Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.' Der Glaube hat so viel Überzeugungskraft, wie seine Gründe ihm geben. Die Gründe des Glaubens aber liegen nicht allein auf dem Felde der reinen Vernunft, nicht allein auf dem Felde der Erfahrung — noch viel weniger auf dem Gebiete einer uferlosen Mystik; sie entspringen der Harmonie zwischen dem Denken des Geistes und den Gründen des Herzens, und Sinn und Bedeutung des Daseins ergibt sich allein aus dem Zusammenhang aller Erscheinungen des innern und äußern Lebens.

So weit geht der destruktive Teil der Maeterlinckschen Weltanschauung, und wo er versucht, auf dieser Kritik positiv aufzubauen, da beginnt auch für ihn die eigenartige Tragik all dieser Versuche. Er taucht in das Meer der Unendlichkeit ein, aber wo er Fuß fassen will, da schwindet ihm der Boden. Alles bleibt unfaßbar im Reiche der nebelhaften Schemen und der unzähligen Kombinationen in Milliarden von Welten. Unser Ich mit dem Bewußtsein, das Maeterlinck ihm gestattet, gleicht einer rollenden Kugel in diesen Milliarden, ein Teil des Weltgeistes, der selbst wieder durchaus unfaßbar ist. Ist er ein geistig-persönliches Wesen, ist er die Intelligenz des Alls, die einer Kraft gleich das Universum durchdringt, ist er die Kombination verschiedener Faktoren oder Bedingungen? Ist er persönliches Wesen, wie kann sich die Einzelintelligenz innerhalb dieses Wesens zu immer reinern und vollkommenerem Bewußtsein entwickeln, ist doch die Weltintelligenz nichts anderes als die Summe der verschiedensten Einzelintelligenzen. Ist er Kraft, wie kann sich diese Kraft im Menschen zum persönlichen Wesen verdichten? Oder hat auch Geist und Seele nicht Persönlichkeit und fließt mit dem Tode als wesenlose Kraft in ihren Ursprung zurück, wie der elektrische Strom, wenn die Leitung unterbrochen ist? Ist er Kombination, woher dann seine Un-



endlichkeit? Und dann die Hauptfrage: Welches ist unser Schicksal in dieser Unendlichkeit? Auf alle diese Fragen weiß Maeterlinck keine Antwort. Ein Problem sollte gelöst werden, und tausend andere stehen vor uns auf. Und dafür sollen wir unsere Innenwelt mit all ihrem Reichtum an intellektuellen und ethischen Werten preisgeben, dafür sollen wir unser gesamtes Leben von Grund aus umgestalten! Wer solche Werte preisgibt, der will einen Ersatz dafür haben, der für ihn eine Lebenserhöhung bedeutet. Es ist so leicht, eine Weltanschauung kritisch zu untergraben, und so furchtbar schwer, positive Werte an ihre Stelle zu setzen; es ist so leicht, eine Seele von allem zu entblößen, und so furchtbar schwer, ihr einen neuen Inhalt zu geben. An dieser letzteren Aufgabe ist Maeterlincks Versuch einer neuen Weltanschauung gescheitert, und wenn er uns schließlich als einzigen positiven Ersatz für die vermeintlichen Trümmer des Alten den Trost gibt, daß unser nur das Glück in der Unendlichkeit warten kann, so empfinden wir das nur als einen glänzenden Rückzug. So sehr das Glücksverlangen in der Tiefe unserer Seele wurzelt, — ein Glück, das ihr unfaßbar in der Verschwommenheit eines unendlichen Als entschwindet, ist ihr nichts, und an ein Glück, das ihr ohne jedes Verdienst in den Schoß fällt, das die höchste Vollkommenheit mit der tiefsten Gemeinheit teilen muß, glaubt sie nicht. Setzen wir diese Weltanschauung in die Wirklichkeit um. Welche Konsequenzen für das praktische Leben, welche grundstürzende Bedeutung für das ethische Empfinden und Handeln, welche verderbliche Gefahr für die gesamte Kultur! Trotz der auf den Instinkt berechneten Agitation unserer Lage wird die Menschheit von Ideen geleitet. Die Ideen haben ihre Macht nicht aus sich selbst, sondern weil sie als Teile einer einzigen, gewaltigen Teleologie im Innern des Menschen Saiten berühren, die mit ihnen harmonisch zusammenklingen. Unter diesen Ideen sind jene für das Ganze der Menschheit am stärksten, welche am unmittelbarsten Geist und Gemüt der Durchschnittsmenschen — denn mit diesen müssen wir rechnen — berühren. Darum spielen diese Ideen auch in allen Religionen eine so eminent wichtige Rolle, wie die Idee der allwaltenden Vergeltung, die von jeher den Kernpunkt fast jeder Weltanschauung bildet. Wir können nicht leugnen, daß solche Ideen unser ethisches Leben bestimmen und veredeln. Nun setze man an ihre Stelle diese neue Weltanschauung des unbedingten Glückes, und das ganze Gebäude des ethischen Lebens der Masse, das wie ein gotischer Dom nach der Höhe strebt, bricht in sich zusammen, und mit ihm die Staatsgebilde, wenn Politik auf andern Faktoren beruht als auf der reinen Macht. Erklärt sich vielleicht daraus, daß Maeterlinck den belgischen Sozialisten vor zwei Jahren für den politischen Generalstreik eine größere Summe zur Verfügung stellte? Freilich, zu diesem Zusammenbruch wird es nie kommen, dafür sind die Konsequenzen zu vernichtend und die Imponderabilien des innern Lebens zu allgewaltig.

So führt Maeterlinck die Menschheit von der klaren Höhe eines Berges Stufe für Stufe hinab ins Tal, wo die Abendnebel brauen, und ehe er

auf der anderen Seite wieder bergan führen kann, hat sich die Nacht auf das Tal gesenkt. Er hat den Weg verloren und irrt in der Finsternis umher. ‚Nur Mut und Ausdauer, dort oben wohnt das Glück,‘ ruft er. Gewiß, dort oben wohnt das Glück, aber er kennt den Weg nicht.

## Zu Chr. W. Glucks 200. Geburtstag Von Eugen Schmik

Das letzte Dezennium hat für die musikalische Welt eine ungewöhnlich große Zahl Gedenkfeiern gebracht, die alle ebenso gewissenhaft wie respektvoll begangen worden sind. Um die wahre innere Anteilnahme stand es dabei freilich sehr verschieden. Sie war z. B. bei Mozart wesentlich größer als bei Haydn, bei Schumann wärmer als bei Spohr und erreichte voriges Jahr bei Wagner einen wohl überhaupt kaum mehr zu überbietenden Höhepunkt. Wenn es dagegen nun heuer gilt, den 200. Geburtstag von Wagners großem dramatischen Ahnen Chr. W. Gluck zu feiern, so wird leider wieder der ‚historische‘ und ‚Pietäts‘-Standpunkt fast allein tonangebend sein. Denn Gluck gehört zu den Größen der Musikgeschichte, die die Gegenwart zwar sehr gerne im Munde, destoweniger aber im Herzen führt, woran vorläufig auch die offizielle Jubiläumsbegeisterung nichts ändern wird, da es sich dabei um nicht so ohne weiteres zu überbrückende grundsätzliche Geschmacksverschiedenheiten handelt. Darüber gibt ein Blick auf den geschichtlichen Werdegang des Meisters sowie auf die Quellen und das Wesen seiner Kunst den besten Aufschluß.

Um die geschichtliche Kenntnis steht es im Fall Gluck ja heute relativ nicht so schlecht. Wie viel es hier im einzelnen auch noch zu tun geben mag — dank der unermüdlichen Arbeit der modernen Forschung sind wesentliche Fortschritte doch bereits erzielt worden. So liegt das Leben des Meisters wenigstens in den Hauptzügen klar vor Augen. Gluck wurde am 2. Juli 1714 zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz als Sohn eines Försters geboren. Seine Jugendbildung erhielt er auf dem Jesuitengymnasium in Komotau, wo er auch mannigfache künstlerische Anregungen und den ersten gründlichen Musikunterricht empfing. Vornehme Protetoren ermöglichten es dem Jüngling, dessen musikalisches Talent früh hervortrat, sich in Italien auszubilden, und zwar bei Sammartini in Mailand. Das Ziel des Kunsteleven war, wie für den vornehmen Musiker von damals selbstverständlich, die Laufbahn des italienischen Opernkomponisten. Seit Anfang der vierziger Jahre sehen wir dann tatsächlich den jungen Maestro mit zahlreichen italienischen Modeopern herkömmlicher Faktur hervortreten, die den zukünftigen Reformator noch kaum ahnen lassen. Ein 1745/46 unternommener Versuch, in London als Opernkomponist Fuß zu fassen, mißlang. Nach abermaligem mehrjährigen Wanderleben als Dirigent der

Mignottischen Operntruppe, fand Gluck endlich in Wien 1754 als Hofkapellmeister feste Stellung. Hier vollzog sich nun unter den verschiedenartigsten Einflüssen von auswärts jene Wandlung in seinem schöpferischen Geschmack, die ihn zum Reformator der Oper werden ließ. Am 5. Oktober 1762 kam in Wien mit *Orfeo* die erste der Reformopern zur Ausführung, an die sich Glucks musikgeschichtlicher Ruf knüpft, und die — als älteste Teile unseres Opernspielplans — sich bis heute lebendig erhalten haben. In *Alceste* (1767) und *Paris und Helena* (1770) schritt Gluck auf gleicher Bahn weiter, nicht ohne inzwischen auch der herkömmlichen Opernmode noch das eine oder andere Opfer zu bringen. Bis dahin war seine Reformtätigkeit, der es, wie stets in solchen Fällen, von Anfang an neben begeisterter Zustimmung auch an Gegnerschaft nicht fehlte, mehr oder minder ein Wiener Lokalereignis geblieben. Dies änderte sich, als Gluck durch Vermittlung des französischen Gesandtschaftsattachés Du Roulellt Fühlung mit der Pariser Oper erhielt: damit war seine Kunst in den Mittelpunkt des Interesses der ganzen gebildeten Welt gerückt. Mit *Phigénie en Aulide* (1774) errang der Meister in Frankreichs Hauptstadt einen sensationellen Erfolg; freilich erstarkte gleichzeitig auch seine Gegnerschaft, die ihm nun in dem außerordentlich begabten Italiener Piccini einen gefährlichen Rivalen an die Seite stellte. Im Anschluß daran entspann sich in der musikalischen Welt ein regelrechter Parteikampf, der *Streit der Gluckisten und Piccinisten*, der jahrelang mit großer Hefigkeit in Broschüren, Flugblättern, Zeitungen usw. sich austobte, und in manchen Phasen auffallend den ein Jahrhundert späteren Streit um Wagner und Bayreuth vorwegnahm. Gluck selbst hatte zunächst mit *Armida* (1777) halb und halb einen Mißerfolg zu verzeichnen, schlug aber endlich mit seinem reifsten und schönsten Werk, der *Phigénie auf Tauris* (1779) die Gegner endgültig aus dem Feld und konnte den Platz als Triumphator verlassen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er wieder in Wien, zurückgezogen von der Öffentlichkeit, doch in anregendem künstlerischem Verkehr (u. a. mit Mozart). Am 15. November 1787 machte ein Schlagfluß dem Leben des Meisters ein Ende. —

Was Glucks allgemeine historische Stellung betrifft, so hat die alte Anschauung, der Schöpfer des *Orpheus* sei ein vom Himmel gefallener Messias gewesen, welcher der in Grund und Boden verderbten Oper seiner Zeit erst wieder die eigentlichen Gefilde der Kunst erschlossen habe, ebenfalls längst einer maßvolleren und richtigeren Auffassung Platz machen müssen. Glucks Reform, deren Wesen man am kürzesten mit dem Schlagwort kennzeichnen kann, daß sie der dramatischen Natur der Oper gegenüber der reinmusikalischen wieder zum Rechte verhalf, steht so wenig wie die gleichgeartete Wagnersche isoliert in ihrer Umgebung. An Handels Dratorien wie an dem Musikdrama Frankreichs, namentlich der Kunst Romeaus, konnte Gluck in erster Linie hochbedeutende Anhaltspunkte für einen vertieften musikdramatischen Stil finden; auch die Umwälzung, die in einem

Teil der italienischen Oper selbst vorgegangen war und die sogenannte ‚Zweite neapolitanische Schule‘ mit den dramatisch ernstesten Werken eines Tomelli, Majo und Traetta — welch letzteren Gluck nachweislich sehr verehrte — hatte entstehen lassen, war nicht ohne Einfluß auf Gluck geblieben. Ja wahrscheinlich war schon die Jugendbildung des Meisters in der Schule von Komotau bei den Jesuiten, die von jeher der Dramatik eigenartige Anregungen gaben, befruchtend für seine Auffassung der Aufgaben dramatischer Musik gewesen, und endlich mögen ihn auch die in Wien, wo er seine erste Reformoper schrieb, fortbestehenden Traditionen eines Fur und Badia, die sich mit ihrem manchmal etwas altväterischen, aber immerhin imponierenden Kontrapunktischen Ernst gegen manche Oberflächlichkeiten der italienischen Solooper richteten, in seinen reformatorischen Plänen unterstützt und bestärkt haben. Fehlt es somit nicht an zahlreichen speziellen musikalischen Berührungspunkten zwischen Gluck und seiner Zeit, so stellt sich nicht minder die Gesamterscheinung seiner reformatorischen Kunst als durchaus im Einklang mit einer der bedeutsamsten Geistesströmungen von damals stehend heraus. Die Glucksche Reform hat, auch soweit sie musikalischer Natur ist, doch ihre Grundlage in einer Reform der Operndichtung. An Stelle der verworrenen, abenteuerreichen Intrigenstücke, wie sie durch Metastasio, den gesetzgebenden Operndichter des 18. Jahrhunderts, üblich geworden waren, ließen Gluck und seine Librettisten (besonders R. de Calzabigi) eine in der äußeren Aufmachung möglichst einfache, dafür allen Schwerpunkt auf reiche innere Entwicklung legende psychische Handlung treten. Indem dadurch die Oper vorwiegend zu einem Seelengemälde wurde, war eine wirklich innige Verschmelzung zwischen Drama und Musik, ein auf das für die Intrigengeschichten der Metastasianischen Librettistik unerläßliche aber musikalisch ganz unfruchtbare Seccorezitativ verzichtender Stil, der in einheitlicher Linienführung Rezitativ und Arie verknüpfte, ermöglicht. Und indem nun Glucks Reformoper in solch dichterisch wie musikalisch vertiefter Weise die klassischen Sagen von Orpheus und Paris, von Alceste und Iphigenie neu belebten, sind sie der musikalische Repräsentant der bekannten Renaissancebewegung, die mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzt und der wir auf dem Gebiet der bildenden Kunst die Erscheinung Winckelmanns, in der Literatur die klassizistischen Dichtungen eines Herder, Schiller, Goethe, Hölderlin, in der Wissenschaft das Aufblühen der modernen Philologie verdanken. In diesem Zusammenhang also wird auch Gluck und seine Kunst erst recht verständlich. Und indem wir damit die letzte historische Wurzel von des Meisters Erscheinung klarlegten, haben wir zugleich auch den ausschlaggebenden Gesichtspunkt für die Beurteilung von Glucks Verhältnis zur Gegenwart gewonnen.

Wir verstehen nun, warum unsere Zeit Gluck trotz seiner Größe relativ kühl gegenübersteht. Gluck ist in der Oper der künstlerische Prophet der Antike. Für diese fehlt es uns aber heute an lebendigem Empfinden. Das mag man tief bedauern, aber man wird es schwerlich leugnen können,

zum mindesten nicht, soweit dramatisches Gebiet in Frage kommt. Daß etwa ein Werk wie Goethes ‚Iphigenie‘ auch heute noch mächtig wirkt, läßt sich nicht als Gegenargument anführen, da dieses Drama wohl äußerlich, nicht aber — wie die Gluckschen Werke — auch dem ganzen inneren Empfinden nach in der Antike wurzelt. Daß uns ferner die Dramen der alten Tragiker selbst noch künstlerisch fesseln, ist ebenfalls kein Gegenbeweis, denn sie tun das nicht als spezielle Vertreter antiken Geistes, sondern als über Zeit und Raum erhabene Dokumente des — um mit Wagner zu sprechen — ‚Reinmenschlichen‘ in großartigster Offenbarung. Wo aber der antike Geist als solcher von zweiter Hand, gewissermaßen ‚programmatisch‘ betont hervortritt, da wirkt er auf uns erkältend; denn nicht Klassizismus, sondern nach gewissen Gesichtspunkten modifizierte und zugespitzte nationale Romantik ist das künstlerische Leitmotiv modernen Empfindens\*. Der mächtigste Vorkämpfer dieser modernen Romantik war Richard Wagner mit seinem national-mythologischen Musikdrama. Es ist darum ein seltsames Mißverständnis, wenn man glaubt, gerade die moderne Wagnerbegeisterung müsse auch den Weg zu Gluck zurückweisen. Gewiß berühren sich Gluck und Wagner als Reformatoren der Oper im Sinne eines dramatischen Gesamtwerkwerkes. Aber das ist lediglich ein äußerer ästhetischer, technischer Gesichtspunkt; die künstlerische Vorstellungswelt der beiden Meister ist eine konträr gegensätzliche, und je mehr unser Empfinden für national germanische Romantik durch Wagner erstarbt ist, um so schwerer vermögen wir uns in den durch die Brille der französischen ‚tragédie‘ gesehenen Klassizismus Glucks zu finden.

Zu diesem allgemeinen kommt noch ein speziell musikalischer Gesichtspunkt. ‚Gluck ist‘, wie H. Albert im Geleitwort des neuen Gluckjahrbuchs mit Recht betont, ‚vielleicht der größte Aristokrat in der Operngeschichte gewesen. Seine gesamte Geistesrichtung wie die Beschaffenheit seines spezifisch musikalischen Talentes zwangen ihn vom Anfang seiner reformatorischen Tätigkeit an zur Resignation, was die rein sinnliche Seite seiner Kunst betraf. Der Ernst und die Erhabenheit seiner Grundideen und das Bestreben, sie auf die allereinfachsten Erscheinungsformen zu bringen, beherrschen seine Kunst so vollständig, daß alle rein sinnlich-musikalischen Rücksichten davor zurücktreten müssen‘. — Nun ist aber gerade wieder das ‚sinnliche Moment‘ im modernen Musikgeschmack tonangebend geworden, und zwar abermals speziell durch Wagner, der also auch in diesem Punkt sich gegensätzlich zu Gluck verhält. ‚Wagner war‘ — um noch einmal Albert das Wort zu geben — ‚schon von Hause aus der Sohn einer weit demokratischeren Zeit und außerdem nicht umsonst in der Tradition der großen

---

\* Kluge, auf den Effekt bedachte moderne Dramatiker haben sich darum der Antike stets höchstens als äußeren Deckmäntelchen bei der Stoffwahl bedient, so z. B. Hofmannsthal, dem die Elektrasage lediglich als Vorwand romantisch psychopathischer Orgien von Perverstität diente.

französischen und italienischen Oper aufgewachsen, und so spielt denn das Sinnlich-Elementare unbeschadet aller dramatischen Prinzipien bei ihm eine weit größere Rolle als bei Gluck. Im Anschluß an Wagner hat nun dieses sinnlich-elementare Moment noch weiteren ungeahnten Aufschwung genommen; die eminente Entwicklung der koloristischen Orchestertechnik z. B. ist ganz auf seine Rechnung zu setzen. Manche Größen früherer Zeit sind uns unter dem gleichen Gesichtspunkt wieder näher gerückt. So gründet sich die begeisterte Pflege Mozarts, die sich im Anschluß an den Siegeszug der Wagnerschen Kunst entfaltete, zweifellos zum Teil auch auf die stilistische Fühlung, die der Meister des „Don Giovanni“ als vielleicht erlesenster Vertreter sinnlicher Schönheit in der Musik zum modernen Geschmack besitzt. Gluck aber, der Klangasketiker, der mit herber Sprödigkeit allen sinnlichen Wirkungen prinzipiell aus dem Wege geht, steht auch dadurch wieder dem modernen Empfinden so ferne wie möglich. —

Somit erscheint der pessimistische Ton, den unsere Gedenkworte zu Anfang anschlugen, bei näherem Zusehen durchaus begründet. Nichts wäre aber nun verkehrter, als daraus den Schluß zu ziehen, Gluck sei überhaupt für uns ein „verlorner Mann“ und alle etwa anläßlich des Jubiläums unternommenen Versuche zur Neubelebung seiner Kunst müßten von vorne herein als illusorisch abgelehnt werden. Die Beschäftigung mit wirklich großer Kunst, wie sie sich in Glucks Meisteropern, dem „Orpheus“, der „Alceste“ und den beiden Iphigenien kundtut, ist stets von höchstem Werte, selbst wenn wir dabei unserem Empfinden zunächst Fremdes mit in Kauf zu nehmen haben. In einem Punkt aber kann Gluck gerade der Moderne ganz besonders als ein mahnendes Vorbild dienen: als rücksichtsloser Vertreter ungeschminkter künstlerischer Wahrheit. Als solcher hat er auch unter den größten seiner Kunstgenossen wenig Rivalen; unserer Zeit aber, in der sich, wie überall, so neuerdings auch in der Musik, der Bluff (man denke an die Umtriebe der Futuristen!) so häßlich breit macht, ist es sehr heilsam, wenn ihr Gewissen durch Hinweis auf eine bessere Vergangenheit wachgerüttelt wird. In dieser Hinsicht kann das Gluckjubiläum erzieherische Bedeutung in höchstem Maße gewinnen.

# Kritik

## Neue Romane\* / Von Franz Herwig

Selbst unabhängige und umsichtige Kritiker, die ernsthaft in der Armut und Obder zeitgenössischen Literatur nach einem Talent Ausschau halten, kommen zuweilen in die Gefahr, ein Erstlingsbuch zu überschätzen. Zeigt sich wirklich einmal ein Charakter, der eigenen Klang hat, so erwacht nur zu rasch die Hoffnung auch auf ein eigenartiges Lebenswerk, lebhafte Glückwünsche werden laut und wenn man einige Jahre später wieder nach dem gepriesenen Namen sucht, so ist er entweder ganz verschwunden oder im gleichgestimmten Alltäglichen untergegangen. Denn es ist nicht zuviel gesagt, daß fast jedes Erstlingsbuch einen Hauch echter Begeisterung mit sich bringt. Jugend verspricht immer viel und will auch viel, aber entweder war es nur eine taube Blüte, oder das junge Bäumchen, das man mit so lauten Glückwünschen begrüßt hat, bekommt den Dünkel, verliert Selbstkritik und Selbstzucht, meint, nun sei ja alles schon geschafft und jedes Produkt, das man fortan zeigt, sei sowieso etwas Köstliches. Noch andere aber, und ihre Zahl ist nicht gering, gewinnen an dem Erfolg, der sich heutzutage in Banknoten zeigt, ein ausbündiges Gefallen, sie begraben lächelnd die Dichterträume und legen es auf Klubsessel, Lusthäuser und Automobile an. Himmlische Güte, welch ein Trümmersfeld ist die Literatur! Und wenn ich den jungen Leuten, die mir ihre Bücher schicken und mit lebhaftem Selbstgefühl auf ihr „Talent“ verweisen, regelmäßig antworte, daß „Talent“ gar nichts bedeute und es sich erst erweisen müsse, was sie aus diesem Talent zu machen imstande seien, und wenn ich dies auch an dieser Stelle zuweilen betone, so hoffe ich, daß man die Notwendigkeit dieser pädagogischen Maßregel einsehen wird. Denn nicht der Mangel an Talent läßt den Schriftsteller scheitern, sondern der Mangel an energischem Kunstwillen.

Nun ist Walter von Molo sicher kein Anfänger, leidet auch nicht Mangel an Talent noch an Kunstwillen, dennoch aber zeigt der dritte Band seines Schillerromans: „Die Freiheit“, daß diejenigen zu früh frohlockt haben, die in Molo schon den dichterischen Gestalter Schillers sahen. Ich glaubte, als der erste Band: „Uns Menschentum“ erschien, abwarten zu müssen, und wenn ich im zweiten Teil: „Im Titanenkampf“ eine packende Darstellung des himmelstürmenden jungen Schillers sah, so bin ich nach der Lektüre des dritten Teiles doch froh, eine gewisse Reserve beobachtet zu haben. Denn nun, als es darauf ankam, einen geistigen Vorgang, das Durchringen Schillers zur inneren Freiheit, darzustellen, zeigt Molo, daß er einfach nicht mitsinnig, weil hier mit dem reinen Realismus nicht mehr durchzukommen war. Man muß den Realismus weiter fassen, als es schulgemäß geschieht. Ich lobe sehr das Festhalten an der Wirklichkeit, aber auch die innere Entwicklung eines Menschen ist Wirklichkeit, nur daß, um diese Wirklichkeit darzustellen, es

\* Walter von Molo, „Die Freiheit“, ein Schillerroman (Schuster & Loeffler, Berlin, M. 4.—). Julius Havemann, „Schönheit“ (Gideon Karl Sarasin, Basel und Leipzig, M. 4.—). Karl Wienenstein, „Im Schiffsmeisterhaus“ (Grethlein & Co., Leipzig, M. 4.—). Karl Adolph, „Töchter“, ein Wiener Roman (Deutsch-Oesterreichischer Verlag, M. 5.—). Hermann Hesse, „Koschthalde“ (S. Fischer, Berlin, M. 4.—).

eben eines anderen Realismus braucht, als der ist, mit dem man äußere Vorgänge darstellt. Darstellung ist Folge dessen, wie man Vorgänge sieht, und ich tabelte nicht umsonst an dieser Stelle bereits das rein äußerliche (malerische) Sehen im zweiten Teil, als ich eine Szene zwischen Körner und Schiller auf den Elbehöhen anführte. Und in der Tat hat man, im dritten Teil noch krasser, wie in den vorhergehenden Teilen, weil es in diesen nicht so sehr auf Darstellung einer geistigen, schmerzlichen Entwicklung ankam, den Eindruck, als habe Molo Schiller *be-lauscht*, nicht gefühlt. Phantasiekraft ist da, er sieht Schiller, er geht auf Schritt und Tritt mit ihm, aber das Ingenium Molos ist nur ein Edison'sches Kinetophon, das Mienen und Worte wiedergibt, seelenlos und kalt. Der Apparat hört ‚abgerissenes Lachen‘, ‚gequältes Lachen‘, sieht, wie Schiller ‚den Hut vom Kopf reißt‘, wie das Haar im Sturm ‚zerflattert‘, wie die Augen ‚eingesunken glühen‘, wie die ‚steile Falte‘ auf die Stirn tritt, die Ohnmachten und Krämpfe sieht er — nichts anderes. Gewiß vermöchte ein besonders begabter Leser aus diesen äußerlichen Vorgängen auf die inneren Quellen zu schließen, aber so gewiß der Leser mitarbeiten soll, so gewiß wird vom Dichter verlangt, daß er seinen Leser mittelst seiner Kraft über die Peripherie hinausstoße. So aber würde Schiller von seinem Molo'schen Namensvetter sicher sagen: ‚Wie er sich räuspert und wie er spuckt —‘ wobei man ‚spuckt‘ ruhig wörtlich nehmen kann, denn vom Schillerschen Auswurf ist tatsächlich mehr die Rede, als notwendig wäre, wenn es sich um Meister Selcke handelte. Die Zeit, die der dritte Teil behandelt, umfaßt den Schiller von seiner Berufung nach Jena bis zum ersten Verständnis mit Goethe, also das Überwinden eines toten Punktes und den ersten Anlauf zu ewigem Ziele, sozusagen die Geburt des unsterblichen Schiller. Dagegen sieht man im Roman einen bitteren Menschen, der auf seine Professur, auf den Herzog, auf Goethe, eben auf alle Welt schimpft, und wie Schiller klein und äußerlich gesehen ist, so ist es auch Goethe, auch Charlotte von Stein, um nur diese zu nennen. (Frau von Stein zu Lotte Schiller: „... dem Goethe sein Revolutionsstück ist erschrecklich durchgefallen; die Vulpis, das Schwein — sie muß schon wieder eine Sechswochenreise tun! — hat ihn ganz ruiniert.“) Hier fehlt's eben am geistigen Gefühl, an dem innerlichen Versenken in Seelentiefen und dieser Kardinalfehler kann natürlich nicht dadurch aufgewogen werden, daß das äußere Kolorit der Zeit gut getroffen ist und einzelne Figuren, wie Lotte Schiller, überzeugen. Die ganze Arbeit ist in ihrer Art leidenschaftlich und ehrlich, sie ist ein unbedingtes und glühendes Ringen mit höchsten Problemen, ein wilder Wille, den Niederungen zu entfliehen und den Gestalten zu nahen, auf deren Stirnen der Abglanz der Ewigkeit glänzt. Wenn die Flügel zu schwach waren — die Absicht war gut, sie ist vertan, aber es ist zu hoffen, daß Walter von Molo an minder gewaltigen Stoffen sich nach und nach kräftigen lernt.

Ähnlich liegt die Sache bei Julius Havemann und seinem Roman ‚*Schönheit*‘. Seine zwei Bände ‚Der Ruf des Lebens‘ habe ich mit zwiespältigen Gefühlen gelesen und halb zustimmend, halb abwartend besprochen. Zu dem neuen Roman kann man nicht einmal halb zustimmen, die kräftige, strebende Persönlichkeit, die immer noch hinter Molo's Büchern steht, ist hier nicht zu entdecken. Die lebhafteste, aber flache und charakterlose Darstellung des Benedig der Tizian und Aretin rauscht fast ganz ohne Eindruck vorüber und der Mangel an lebendigen Menschen ist trotz des beabsichtigten Gewimmels zu auffällig, als daß man an der Gestaltungskraft Havemanns nicht verzweifeln sollte. Zudem



ist die geringe Höhe des Standpunktes (wie bei Molo) auffällig. Daß die Republik Venedig sich in jener Zeit bereits im Niedergange befand, mag nicht bestritten werden, trotzdem ihre Macht noch immer achtungsgebietend war. Aber im Roman ist nur Verfall, der mit Raufsgold überlebt ist, nichts von dem diplomatischen Gewicht, nichts von der kunstschaffenden Atmosphäre, die doch da war, dagegen kennt Havemann die Einzelheiten des Haushaltes einer Kurtisane, und von toben den Festen bleibt er keine Nuance schuldig. Hier mangelt es auch an dem umfassenden Erleben, dem Mitfühlen geistiger Zustände, und so sehr gerade ich für den Dichter das Recht in Anspruch nehme, alles darzustellen, so umfaßt dieses 'alles' eben auch das Gute und Große und nicht nur das Böse und Niedrige. Die Schilderung einer Stadt, letzten Endes, deren Schönheitsideal eine Kurtisane ist. Havemann läßt Elzian auftreten, warum nicht sein Schönheitsideal und das der Großgesinnten? Vor allem aber, wie schon eingangs bemerkt, ist keine Fähigkeit da, Menschen zu schaffen, und so rinnt und plätschert alles dahin. Die Schreibweise könnte dennoch viele Vorzüge haben, aber das Gefühl, schreiben zu können, scheint den Verfasser verleitet zu haben, es allzu leicht zu nehmen, wenigstens wirft er wahllos moderne Vulgarismen hin, die sicher kein Zeit- und Sprachgefühl (was Molo noch hat) verraten. Vielleicht, daß etwas Glaubertsche und E. F. Meyersche unnachsichtige Strenge gegen sich selbst Havemann einmal zu einer soliden Arbeit verhilft. Vorläufig ist durch aus Zurückhaltung geboten, auch wenn noch so viel Lobeshymnen in 'führenden Blättern' erscheinen.

Noch schlimmer ist es mit Karl Bienenstein bestellt. Er hat in den zwei Jahren, die er in der Literatur steht, drei oder vier Bücher geschrieben, von denen das erste: 'Der Einzige auf der Welt' hier auch besprochen wurde. Dieses Erstlingsbuch war durchaus nicht schlackenfrei, aber es stak voll echter, sympathischer Empfindung und hat das sicher ausgesprochen, was Bienenstein einmal wahr und echt gefühlt hat. Er hat es ausgesprochen und damit war es geschehen, die späteren Bücher waren nur verdünnte Aufgüsse des ersten und der Verfasser glitt allmählich, aber schnell in das Gewerbe hinein. Ich bin sicher, daß Bienenstein fortan jedes Jahr sein Buch schreibt, vielleicht auch zwei, und das Stigma des 'beliebten Erzählers' wird ihm bald genug aufgedrückt werden. Neues wird er nicht geben und mit der gewiß nicht tiefen, aber sympathischen Dichterkraft ist es schon längst dahin. Das Schreiben rächt sich an ihm. Naturgemäß ist über seinen letzten Roman: 'Im Schiffmeisterhause' nicht viel zu sagen. Er zeigt darin, daß er den Ehrgeiz hat, sich die Donau zwischen Linz und Wien als Domäne zu sichern. Die Handlung ist bunt genug; zunächst ist das uralte, aber für empfindsame Leserinnen noch immer dankbare Motiv der feindlichen Eltern und liebenden Kinder angeschlagen, hinzu kommt der nicht minder oft behandelte Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, natürlich siegt die Liebe der Kinder und die neue Zeit. So wenig Mühe Bienenstein die Erfindung gemacht hat, so ungepflegt, unpersönlich hat er seine Schreibweise gehalten. Grobe stoffliche Wirkungen strebt er mit Vorliebe an, ohne freilich die Wucht einer leidenschaftlichen Darstellungskraft zu haben. Recht unappetitlich ist die Szene, in der Schiffmeister Mauracher seine eigene Tochter, von der er annehmen zu können glaubt, daß sie einem Fehltritt seiner Frau das Dasein verdankt, leidenschaftlich bedrängt. Aus allem hat man den Eindruck eines über-  
 31°

willkommen wäre, könnte man Bienenstein den wohlgemeinten Rat geben, erst einmal einige Jahre überhaupt nichts zu schreiben und dann sich alljährlich eine kleine wohlgepflegte Novelle voll lyrischer Stimmung zu gönnen, dann würde man ihm eines Tages mit Sympathie gegenüberstehen können. Aber diese Aussicht wird ihn weniger locken, als die Aussicht auf einen breiten Erfolg, der bei seinen drastischen Mitteln und dem deutsch-völkischen Einschlag sicher nicht ausbleiben wird.

Dagegen kann ich von dem Roman eines anderen Österreichers berichten, der seit langer Zeit — man kann von Jahrzehnten sprechen — das gute, alte österreichische Wesen zum ersten Male wieder zeigt. Ich weiß nicht, ob Karl Adolph schon mehr geschrieben hat; ist sein Wiener Roman „Töchter“ aber sein erstes Buch, so hätten die „führenden Blätter“ alle Ursache, ihn laut und freudig zu begrüßen, nur daß sie es nicht tun werden, da das Buch zu schlicht ist. Es ist ein Roman aus dem alten Wien und nicht umsonst spielen die Fiaker darin eine so große Rolle. Erzählen läßt der Stoff sich nicht, höchstens könnte man sagen, daß er die Schicksale einiger Mädchen aus dem Volke behandelt, von denen zwei auf Abwege geraten, die andern aber sich in eine freudig genossene Bürgerlichkeit retten. Aber wie immer bei guten Büchern ist der Stoff nicht die Hauptsache, das Drumunddran, die Stimmung ist das Wesentliche. Das Buch hat kein Literat geschrieben, darum hat es auch keine anderen Probleme als die uralten, einfachen Geschehnisse des Volkes: Brot, Liebe, Ehe, Kinder. Aber in so „niedrigen“ Volkskreisen der Roman spielt, es ist nichts darin, absolut nichts von jener fanatischen Lust an Elendsmalerei, die solange immer dazu zu gehören schien, wenn man Arbeiter- und Handwerkerkreise schilderte. Wohl wird das Elend nicht vertuscht, aber die herzliche Liebe des Verfassers gleißt ihr versöhnendes Licht darüber, und immer von neuem erhebt sich groß und lächelnd der alte Glaube, daß Trenn und Neidlichkeit die guten Geister des Lebens sind. Beileibe wird nicht moralisiert, so oft der Dichter in seiner altväterlichen Art und Freude an seinen Gestalten dazwischen spricht, er tut es immer mit feinem und gutem Humor, etwa wie ein österreichischer Raabe. Ja, Wilhelm Raabe kann ruhig genannt werden, er hat vor Adolph nichts voraus, nicht einmal das Formlose des Aufbaus, das unkünstlerliche, unbekümmerte Erzählen, welche Fehler hier einfach zu dem ganzen Mann gehören und sogar einen nicht kleinen Reiz ausmachen. Und bei dieser kunstlosen Art steigen Menschen auf Menschen lebendig hervor, ich glaube, man kann von drei Dutzend Leuten sprechen, davon jedes in voller Charakterrundung dasteht. Der Fiakerstand, die Hausmeisterischen, der Modesalon, die Kaffeehäuser und Weinbeisel — alles wird lebendig, die Geschehnisse kreuzen und überholen sich und die Menschen kommen unserem Empfinden — auch die schlechten — so nahe, weil sie mit hingebender Liebe gesehen und dargestellt sind. Die Hochzeit im Standwirthshaus, das Begräbnis des Hausmeisters mit seiner sauberen Tochter dramatischer Aufführung — ja, mit so etwas können die so vielgenannten Wiener Literaten einfach nicht aufwarten. Da alles nicht von oben herab gesehen ist, sondern aus dem Mittelpunkt heraus, wird auch von den Abwegen gewisser Töchter so erzählt, wie man es eben im Volke tut, mit selbstverständlicher Offenheit, die ebensoweit von pikanter Neugier wie von hochmütigen Vorurteilen fern ist. Ich glaube wohl, daß „Töchter“ im Volke mit Nutzen gelesen werden können, ob in Norddeutschland, ist zunächst fraglich, da die ausgiebige Verwendung des Dialektes doch wohl nicht selten auf Unverständnis stoßen wird. Das ist schade, denn in diesem Dialekt steckt eine Fülle von Humor.

„Töchter“ ist alles in allem ein Naturprodukt, wie etwa ein guter rotbäckiger Apfel, nichts ist von bewußtem Kunstwillen zu spüren, der natürlich überall da als Paß verlangt werden muß, wo es auf die reinen und kühlen Höhen der Kunstform geht. Damit aber die Kunst in diesem Referat nicht fehle, seien einige Worte über Hermann Hesses neuen Roman „Rosshalde“ gesagt. Gradsunterschiede lassen sich einfach nicht machen, „Töchter“ und „Rosshalde“ lassen sich nicht vergleichen, eins hat soviel Wert wie das andere. Seit seinem „Peter Samenzind“ drohte Hesse die Gefahr, sich im Kunstspiel zu verlieren; ich glaube, daß er mit seinem neuen Roman die Gefahr überwunden hat. Der Stoff bedeutet nicht viel: ein Paar hat sich innerlich voneinander gelöst, die Naturelle erlaubten nur vorübergehend ein Berühren, der älteste Sohn hat sich bereits ganz der Mutter zugewandt, der jüngere steht noch zwischen beiden. Ein Freund versteht in dem Mann den Wunsch zu erwecken, ein neues, starkes und freies Leben drüben in Indien anzufangen; als er bereits entschlossen ist, pakt den jüngsten Sohn eine schwere Krankheit, die Mutter in einem großmütigen Entschluß verzichtet darauf, den Knaben für sich zu behalten, und, da der Vater sich bereits damit abgefunden hatte, ihn aufzugeben, er zudem den tödlichen Ausgang der Krankheit kennt, verliert er seinen Sohn doppelt. Nach der Katastrophe geht er dennoch, nicht resigniert, sondern durchaus befeelt von einem neuen und tapferen Lebenswillen. Schön ist die Ruhe, mit der Hesse das darstellt. Wie ein Mann über Zusammenbrechendes seine Persönlichkeit rettet und aus langer stumpfer Dumpfheit den hellen Trompetenrufen des Lebens folgt, ist merkwürdig klar und rein zur Darstellung gekommen. Hesse hat auch ganz darauf verzichtet, die Misere der Ehe zu geben, er läßt nur den Epilog spielen, der zugleich Prolog ist. So ist es eine Novelle; der entscheidende Wendepunkt im Leben eines Mannes, was vorher war und nachher sein wird, kann nur geahnt werden. Aber gerade das Ahnenlassen macht das Buch überaus reizvoll, auch in den Geschehnissen selbst waltet eine taktvolle Zurückhaltung, die es verschmäh, mit elementaren Ausbrüchen dem Leser auf den Leib zu rücken. Dramatisch ist nichts an der Geschichte, sie ist ein reines Epos in Prosa. Das könnte sie nicht sein, wenn die Schreibweise sich nicht klar und einfach den Geschehnissen anpaßte. Man ist versucht, an ein sorgfältig ausgefeiltes Marmorwerk zu denken, so rein stehen die Konturen da. Goethe und Keller, Hesses Vorbilder seither, haben hier zurücktreten können, der Stil ist eigen geworden und bei aller poetischen Fülle doch so schlicht, daß er wirklich etwas Meisterhaftes an sich hat. Man merkt, daß das Buch ein Ergebnis liebevollen Fleißes ist, eines unbedingten und konsequenten Willens zur Form und ich glaube nicht, daß „Rosshalde“ so leicht untergeht.

## Neue englische Romane / Von Beda Philipp

Die letzte literarische Saison in England trägt repräsentativen Charakter. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen haben sich nahezu sämtliche führende Autoren zum Worte gemeldet, die Unterhaltungsschriftsteller wie die Grübelnden, Wägenden, die in ihren Romanen Zeitströmungen zu spiegeln beflissen sind. Man wird in England diese beiden Richtungen nicht ganz so scharf scheiden können wie bei uns; namentlich in der zeitlichen Entwicklung gehen die einzelnen Persönlichkeiten oftmals von dem einen Felde ins andere über. Beispielsweise begegnen heut Mrs. Humphry Wards fleißige Arbeiten — historische Romane vom alten

Schlage — längst nicht mehr dem regen Interesse von ehemals, seit ihre vornehm kühle Art von jüngeren Kräften überflügelt wurde, die sich bei ihren kühnen Griffen ins volle Menschenleben dem sprachlichen Ausdruck wie dem komplizierten inneren Erleben des mächtigen Heute inniger einschmiegen. So sei in dieser kurzen Übersicht nur vorübergehend ihres jüngsten Buches „The Coryston Family“\* gedacht, das einen Konflikt der Aristokratie der alten Tradition mit den Kindern der Gegenwart schildert. Fesselnder denn alles Vergehen ist ja stets das Werden in der Kunst wie im Leben. Deshalb sei ausführlicher hier von H. G. Wells' letztem Romane die Rede, mit dem er seinen früher schon eroberten Platz unter den Führenden erfolgreich behauptet. „The Passionate Friends“ bezeichnen wiederum einen Höhepunkt im Schaffen dieses wandlungsfähigsten aller englischen Prosadichter. In den Reichen der Naturwissenschaft liegt seine Lebenszeit; chemische Experimente und mathematische Berechnungen beflügelten seine Phantasie zu kühnen Entdeckungseisen bis ins Märchenhafte. Dabei trat die Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten des Menschengeschlechtes an ihn heran, und mit ihr innig verbunden das Rätsel des Erdenschieds in kommenden Aonen. Sein analytischer Geist versuchte die Lösung erst in bizarrerem Überfliegen der Schranken des Wirklichen, dann, in ihnen zwar verharrend, aber mit fest zugreifender Willenskraft das Dehnbare dehnend, um Raum zu schaffen für höhere Möglichkeiten. Denn nach Wells geht die Entwicklung des Menschengeschlechtes empor. Die innige Verknüpfung mit sozialpolitischen Problemen ergab sich bei solchen Studien von selbst. Doch sind die Bücher dieser Art eben auch nur Übergänge. Durch sie hindurch führt der Weg zur Entdeckung des Menschen als Individuum, und dem stufenweisen Vordringen in dieses Gebiet — seit den Tagen der antiken Tragiker das Land, wo sich aller Stämme Geister verstehend einen — sind die letzten Bücher Wells' gewidmet. Es ist ein Liebeskonflikt, der sich da vor uns entrollt; der Mann (Stratton) zwischen zwei Frauen, die ihn beide beglücken: die eine, die Jugendliebte, die ihm vom Schicksal bestimmte Gefährtin, die das Schöpferische in ihm weckt und lebendig hält und jede Phase seiner politischen Arbeit verstehend mit ihm zu teilen vermag — ihr gegenüber die andere, ein schlichtes, holdes Mädchen, dessen ganze Weisheit Liebe und Mütterlichkeit ist. Lady Mary, die Geliebte der Kinderjahre, hat sich um einer Stellung in der Gesellschaft willen einem Finanzgewaltigen vermählt. Ein Wiederbegegnen mit dem Helden läßt die alte Liebe aufflammen, die nun Sünde wird und durch das Dazwischentreten des beleidigten Gatten mit Strattons Verbannung aus England endet. Nach Jahren heimkehrend heiratet er die zweite Geliebte, die in Treuen seiner wartende Ruth, und als durch eine zufällige Begegnung mit Lady Mary Stratton wiederum eine gesellschaftliche Katastrophe droht, die nur Marys freiwilliger Tod abwendet, wird das Glück dieser harmonischen Ehe dadurch nur beschattet, nicht zerstört. Durch Wells' Weltanschauung, die vorübergehend ein irregehender Feminismus, ein nicht ungefährliches Betonen des Rechts auf Leidenschaft kennzeichnete, ringt sich damit die Erkenntnis des ehernen Sittengesetzes durch: des Menschen Fühlen ist so schwankend und wandelbar, daß es ihm nimmermehr Gesetz sein kann; vielmehr bedarf er des Halts an den unverrückbaren Pfeilern, deren Fundament tastende Hände von Gottes Geist gelenkt in der Urzeit schichteten und deren Bekrönung in der dämmernden Zukunft entschwindet.

\* Alle hier besprochenen Werke liegen in der Tauchnitz-Ausgabe vor.

Eine leichte Parallele der äußeren Handlung mit dem eben charakterisierten Buche läßt sich in Maurice Hewletts 'Bendish' herausfinden; auch das ethische Fazit läuft auf dasselbe hinaus. Jene Verbannung aber, die Stratton nur bedroht, hat den genialen Dichter Poore wirklich getroffen, als er eines andern Gattin bei Nacht und Nebel entführte. Was die Frau damit auf sich nahm, wiegt nach Jahren ungetrübten Glückes noch so schwer, daß ein aus England herüberschnelender Lord sie als Freiwillig für seine ungebändigten Leidenschaften betrachtet und sie, da er sich abgewiesen sieht, durch eine glühende Liebesdichtung aufs schwerste kompromittiert. Byroneske Züge haben diese Studie eines 'verlorenen Sohnes' (Prodigality, nach dem biblischen Begriff) höchst wirkungsvoll ausgestattet, wie man denn überhaupt bei einem Autor wie Hewlett, dem die Neigung zum Historischen im Blute liegt, bei einem zeitlich rückliegend gewählten Schauplatz stets auf Porträts stoßen wird. Dem zum Nachdenken geneigten Leser, der sich einmal mit Hewletts nicht ganz leichtem, in Nachfolge Merediths gewähltem Stil vertraut gemacht hat, bietet der Roman eine Fülle schärfster Lebensbeobachtung, in feingeschliffene Epigramme gefaßt.

Es ist nicht uninteressant, wie die Erörterung des Themas 'Recht auf Liebe' drüben in England in ganz ähnlicher Weise als bei uns die Schaffenden bewegt, jedoch mit anderem Ergebnis. Zwar ist es von alters ein Kernpunkt im Leben des Individuums gleichwie in seinem Spiegelbild, in der Dichtung; in England jedoch unterzieht man neuerdings die Frage der Bewegungsfreiheit auf diesem Gebiete einer Revision. Eine Neigung zu freierer Aussprache macht sich bemerklich in Erkenntnis der Tatsache, daß es um die Sittlichkeit der Großstädte drüben nicht besser steht als auf dem Kontinent, und daß die Zügellosigkeit begünstigt wird, sofern man ihr das Privilegium der Verborgenheit in so hohem Maße verstattet, wie es beispielsweise in London geschieht. Alle diese Autoren, die da hineinleuchten, Wells, Shaw, Galsworthy u. a., dürfen sich mit dem größten Recht auf die Reinheit ihrer Ziele berufen. Jegliche Sensationsbegierde liegt ihnen fern. Sie sind ernste Männer, die mit Ernst sich über schwierige Probleme aussprechen wollen, die man totzuschweigen da drüben nur allzu geneigt ist. Die Art der Darstellung wechselt zwischen der Gegenüberstellung der sozialen Kontraste, die sich nur auf dem einen, dem animalischen Gebiete, verhängnisvoll berühren — oder sie verlegt den Kampf in die kleine, eng verschlossene Welt der Menschenseele. John Galsworthy, der in groß angelegten Dramen und Romanen aus seinem warmen Mitgefühl für alle gegen den Selbstadel Kämpfenden so manches glühende Wort für die Unterdrückten fand, hat diesmal die zweite Art gewählt. Und zwar scheint 'The dark flower' für ihn den Beginn einer neuen Schaffensperiode bezeichnen zu wollen, weil der große Rahmen des sozialen Lebens in England hier zugunsten der psychologischen Vertiefung völlig zurücktritt. Eines Mannes, eines Künstlers Leben im Frühling, Sommer und Herbst seines Lebens, drei zart gemalte Genrebilder, lose zusammengehalten vom Symbol der roten Nelkenblüte, umschließt dieses Buch. Und auch hier ist das Fazit das gleiche wie bei den früher genannten Büchern: die Sinnensfreude, die zu aller Zeit lockende, einzudämmen, auf daß allmählich Gesetz zur Freiheit werde, und das Chaos nicht zurücklehre.

Ich möchte am Schlusse dieser Zusammenstellung nun auch einer Stimme aus der Vergangenheit gedenken, besonders da sie von den Lippen eines Mannes

tönt, der für England das reiche Gebiet der Heimatkunst wieder entdeckt hat. Seit Dezennien ist man drüben gewohnt, jedem Verse Thomas Hardy's mit Ehrfurcht zu lauschen, wiewohl mit dem dunkler hereinbrechenden Lebensabend die Wolke einer tief pessimistischen Weltanschauung sein Denken und Schaffen mehr und mehr beschattet. Diese Verehrung ist nicht unbegründet. Eines großen Herzens Liebe, der das Ausruhen in Ewigkeitszuversicht, das Vertrauen auf eine gottgewollte Weltordnung versagt blieb, umfängt in Hardy's Kunst fast leidenschaftlich das Land Wessex, dessen Einsamkeiten vor Jahr und Tag noch die Spuren der kulturbringenden Eroberer von einst, der Römer und Normannen hüteten.

Die herbe bäuerliche Aristokratie mit ihrem spröde in sich verschlossenen Fühlen, ihrem schweigsamen Heroismus ist das Volk, dem der Dichter seine Kunst geweiht hat. Ein Volk, das trotz aller Kraftfülle zum Aussterben bestimmt war in dem Maße, wie die Industrien der Großstadt die Fangarme nach den landwirtschaftlichen Betrieben jener wellenförmigen Ebenen reckten. Schon zu Beginn, und als Hardy auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, erzählte seine Dichtung von einem Lande und Volke, das gewesen ist. Jetzt klingen diese Erzählungen von Menschenleben, die in ihrer schlichten Größe dem Werden und Vergehen der belebten Natur unmittelbar nahestehen, noch als ein ferneres, leiser hallendes Echo. Die Bände *'A Changed Man'* und *'The Romantic Adventures of a Milkmaid'* sind Sammlungen kürzerer Erzählungen, die vor zehn Jahren und früher in Zeitschriften erschienen, im Ton sehr ähnlich dem Bande *'Life's little Ironies'*. Auch hier schürzt sich der Konflikt meist so, daß ein winkendes Glück beinahe schon erreicht war, um dann im letzten Augenblick zu entschlüpfen. Diese narrenden Zufälligkeiten erscheinen zuweilen mathematisch berechnet gehäuft, so daß ein leises Unbehagen den Leser ergreift. Doch versöhnen wieder die prachtvoll umrissenen Gestalten und die tragische Größe, die oftmals eine Erzählung geringen Umfangs, beispielsweise *'The Grave by the Handpost'* umkleidet. Die Lebensbeobachtung der Dichter von heute benutzt ein anderes Rüstzeug; aber Hardy ist dem seinen treu geblieben und braucht es mit so viel Meisterschaft, daß sein Werk leben wird als kulturhistorisches Dokument, wenn jede Spur der Schächerhütten und Farmen im alten Wessex verschwunden ist.

# Hochland-Echo

## Sammlung und Scheidung der Geister

Gegenüber dem erstaunlichen Organisationseifer, von dem immer neue Massen unsres Volkes ergriffen werden, macht sich in letzter Zeit bei manchen ernstern Geistern eine deutliche Bedenklichkeit geltend. Nicht so sehr deshalb, weil bei Massenorganisationen immer die Gefahr besteht, daß mittelmäßige Durchschnittsagitatoren die Leitung an sich reißen und dann das Aufkommen wirklich führender und selbständiger Köpfe eher behindern als fördern. Diese unerfreuliche Erscheinung ist da, wo sie auftritt, nur nachträgliche Folge eines tieferen Übels, welches die eigentliche Fährnis alles Organisationswesens bedeutet. Und diese schlimmste Fährnis ist darin gelegen, daß im Übereifer der Massenwerbung das Organisieren gerne zum Selbstzweck wird, statt immer Mittel zum Zwecke zu bleiben. Das eigentliche Ziel einer jeden Organisation, die mehr als brutale Machtpolitik treiben will, muß stets sein, Freunde und Anhänger für bestimmte sachliche Grundsätze und Ziele zu werben. Nur solange, als solche idealen Grundsätze und Ziele in den Führern einer Organisation ungetrübt lebendig bleiben und kein widersprechendes Nebenmotiv aufkommen lassen, ebensolange wird es ihnen stets auch gelingen, empfängliche Geister in Scharen um sich zu sammeln und mit sich fort zu reißen. Sobald hingegen die Führer in ihrer grundsätzlichen Zielbestimmtheit nachlassen und für schwächliche Kompromisse zugänglich werden, wächst ihnen die vorher beherrschte Masse über den Kopf und führt das gesammelte Ganze mehr oder minder rasch der Auflösung entgegen.

Organisationen kommen und gehen und nur Ideen sind ewig. Inwiefern sie freilich in die zeitliche Erscheinung treten, das hängt immer davon ab, ob sich geeignete Persönlichkeiten zu ihren Trägern und Verbreitern machen. Auch auf geistigem Gebiete gibt es den Unterschied kinetischer und potentieller Energie. Und noch gar manche Energie der Ruhelage bedarf der Auslösung zündender Persönlichkeiten, um zur lebendigen Kraft zu werden.

Trotzdem ist tiefsten Grundes jeder Organisationserfolg nicht eine Frage der Personen, sondern er ist immer wieder abhängig von den letztlich bewogenden ideellen Motiven; auch die führenden Geister sind im Verhältnis zu der Sache, der sie dienen, nur Mittel zum Zweck.

Es reicht also auch niemals hin, wenn ein noch so prominenter Kopf den Ruf zur Sammlung der Geister ergehen läßt, sofern nicht in seinem Willen zugleich der schwerere Entschluß zur Scheidung der Geister reif geworden ist; sofern er sich nicht zugleich mit unbeschränkter und rücksichtsloser Bestimmtheit zu solchen Grundsätzen und Zielen bekennt, die überpersönliche Geltung haben und eben darum die Unterscheidung der Geister herbeiführen.

Über diese Notwendigkeit, daß Sammlung und Scheidung Hand in

Hand gehen müssen, war sich Rudolf Eucken vollkommen klar, als er einen Aufruf „Zur Sammlung der Geister“ ergehen ließ\*. Die geistige Zersplitterung und Verwirrung unsrer Lage, so führt er aus, schreit nach Abhilfe.

„Aber wo findet sich ein Weg, der aus der Verwicklung herausführt? Helfen kann nicht eine grübelnde Reflexion, davon haben wir heute schon im Übermaß, ihr Weiterspinnen würde die Unsicherheit nur noch steigern. Helfen kann auch nicht eine freundliche Verständigung, eine leidliche Ausgleichung der verschiedenen Tendenzen. Denn die Gegensätze sind viel zu schroff, als daß sie sich ohne eine Verflachung des Lebens zusammenbringen ließen, es tut uns weit mehr ein energisches Entweder-Oder not als ein vermittelndes Sowohl-Als-Auch, eine Sammlung wird erst möglich, nachdem eine Scheidung erfolgt ist.“

Aber die Scheidung allein kann noch nicht genügen, um zu sammeln. Wo Eucken der bloßen Naturbefangenheit und dem reinmenschlichen Kulturideal absagt, wird er noch bei vielen Zustimmung finden, die sich dann mit seiner positiven Leitidee des „Geisteslebens“ keineswegs zufrieden geben und darin kein zureichendes Organisationsziel erhoben finden. Nicht der Gegensatz eint die Geister, sondern erst das gemeinsame Bekenntnis. Mag man sich immerhin auf Gebieten, wo es sich zunächst um äußere Machtentscheide handelt, trotz verschiedenartiger Geistesrichtung gegenüber gemeinsamen Gegnern organisatorisch zusammenschließen. Auf dem Schlachtfeld des Geistes gilt jede Organisation nur so viel, als an starkem und einheitlichem Zielbewußtsein in ihr lebendig ist. Und dieses Zielbewußtsein wäre zerstört in dem Augenblick, wo man sich über tiefgehende, grundsätzliche Unterschiede hinwegsetzen wollte. Ein bei aller Überzeugungstreue so versöhnlicher und für abweichende Geistesart verständnisvoller Beobachter wie W. H. Riehl hat hierfür am Schluß seiner „Land und Leute“ das rechte Wort gefunden:

„Um für die Einheit reif zu werden, müssen wir erst reif werden für das Verständnis und die Würdigung unsers Sonderlebens. Hätten wir das konfessionelle Sondertum nicht, so müßten wir zusehen, daß wir es gewännen. Wohl wurzeln die Leiden unserer Nation in diesen Gegensätzen, aber mit den Leiden auch unsere eigentümlichste Lebenskraft. Das am persönlichsten geartete Volk, und dies ist das deutsche vor allen Nationen Europas, kann sich eine Weile zersplittern und ohnmächtig werden in solcher Zersahrenheit, aber es birgt auch eine kaum zu erschöpfende Kraft steter Wiederverjüngung. Künstliche, willkürliche Trennung unserer Glieder (in Staat und Gesellschaft) entkräftet uns, ein neiblos fröhliches Durchbilden der natürlichen Unterschiede dagegen wird uns nach innen und außen persönlich, das ist in lebendiger Einheit stark machen.“

Was hier zunächst von den beiden christlichen Bekenntnissen gesagt ist, das gilt auch von jeder anderen Denkweise, die sich etwa in deutschen Landen noch stark und wurzelkräftig erweisen mag. Wir müssen uns, so schmerzlich

\* Leipzig 1913, Verlag Quelle & Meyer. Geb. M. 3,60.



es auch ist, nachgerade damit abfinden, daß es mit der konfessionellen Zwiesspältigkeit noch lange nicht sein Bewenden hat, und daß noch weitere und tiefere Klüfte sich aufgetan haben.

Aber alle diese Gegensätze werden niemals überwunden, indem man sie verwischt. Und dazu scheint uns allerdings der ‚neue Idealismus‘, unter dessen Banner Eucken die Geister sammeln will, angetan, mag er auch im Aufruf zur Innenkultur manche negativen Grenzlinien ziehen. Das eigentliche Ziel Euckens leidet doch, so bemängelte bereits Joseph Froberger mit vollem Recht\*, an solcher Verschwommenheit, daß man aus ihm wohl die Sehnsucht nach ideal gerichteter Hinaufbildung, aber keine deutlichen Begriffe über Mittel und Wege herauslesen kann:

‚Eucken spricht von der Religion und ihren Lebenskräften in anerkennenden Ausdrücken, aber sie wird sich nur dann als Sammelpunkt der Geister fähig erweisen können, wenn sie nicht von ihrem Lehrgehalte getrennt wird. Gerade ein Sammelpunkt muß genau bestimmt sein, wenn er seinen Zweck erfüllen soll, und dies ist mit einer verschwommenen Abstraktion, unter der sich jeder etwas Verschiedenes vorstellen kann, wohl kaum der Fall. . . .

Im Vordersatz sind wir mit Eucken einig, wir freuen uns über den entschlossenen Lebensernst, mit dem er unserer religionslosen, idealverlassenen Gegenwart ihr Spiegelbild vorhält, mit dem er besonders einer männlichen moralischen Lebensauffassung das Wort redet. Diese Schilderungen bestärken mit großer Kraft den Mahnruf jener christlichen Männer, die unser Volk zum religiösen Glauben und zur religiösen Übung zurückführen möchten. . . . Eine Sammlung der Geister ist eine hochwichtige Aufgabe, möge sie dazu nur den echten Idealismus wecken, den Idealismus des christlichen Gottesbekenntnisses, der allein die Lebensquelle ist, an der auch die moderne Menschheit ihren Durst zu stillen vermag und in der Unruhe des aufreibenden äußeren Getriebes unserer Zeit eine erfrischende Rast findet.‘

Wenn heute grade im Widerstreit der Weltanschauungen gar manche Organisation versagt oder wenigstens die gehegten Hoffnungen nicht erfüllt, dann ist sicherlich daran die Tatsache mitschuld, daß in den entscheidenden Lebensfragen des Geisteslebens man nicht länger mehr mit sentimentalen ‚Sehnsüchten‘ oder verschwommenen Lebensarten sich vertrösten lassen will. Wo aber klare und feste Ziele gesetzt werden und entschlossene Kräfte für sie eintreten, da schließen sich trotz aller scheinbaren Organisationsmüdigkeit die Scharen noch freudig zusammen und hohe Ideen werden mächtiger als der beredteste Mund.

E.

\* In der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ Nr. 431 vom 13. Mai d. J.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

**Lehrertagungen.** Einerlei, ob man der Pädagogik wissenschaftlichen Charakter zugestehen will oder nicht, auf jeden Fall ist sie heute mehr als eine Rezeptansammlung für Erziehung und Unterricht. Davon überzeugt klar und bestimmt ein Vergleich pädagogischer Handbücher der Gegenwart mit solchen aus den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Hier eine reiche buntschekige Sammlung wohlgemeinter Ratschläge ohne jede Begründung, dort ein organisch-genetischer Aufbau, sich stützend auf Ethik, Psychologie, Logik und die Erfahrungen der Jahrtausende. Es bedarf keines Beweises dafür, daß die heutige Schule den kindlichen Entwicklungsgesetzen weit mehr gerecht wird als die alte Schule. Der echte Bildungsbegriff, der vor allem das Merkmal der Aktivität aufweist, wonach also das Bilden nicht lediglich Aufnehmen bedeutet, sondern selbsttätiges Ergreifen, nicht Passivität, sondern Tat, nicht ein Hineinbilden, sondern ein Selbstbilden, ist erst in unseren Tagen Gemeingut der Pädagogik geworden. Und die körperlichen Strafen sind so gut wie aus der Schule verschwunden, während früher Rute und Stock das Symbol des Lehrerstandes waren. Immer mehr wird die Schule dem Kinde statt eines Ortes der Angst und Qual ein Ort der Freude.

Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß mit der Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft auch Schattenseiten verbunden sind. Mit den anderen Wissenschaften, namentlich mit Ethik und Psychologie, wird auch sie in die modernen wissenschaftlichen Strömungen, vor allem in die modernen Weltanschauungskämpfe hineingeworfen. Ja, ringsum ist der Kampf bereits entbrannt. Hier Intel-

lektualismus, dort Voluntarismus, hier aristotelisch-scholastische Auffassung des Seelenbegriffs, dort der psychophysische Parallelismus von Wundt und Paulsen, so schallt es uns auf psychologischem Gebiete entgegen.

Und auf ethischem Gebiete machen sich alle Anschauungen breit von den Sittenlehren des Katechismus bis zu denen eines Nietzsche und Max Stirner. Auch auf dem speziell pädagogischen Gebiete treten die verschiedenen Anschauungen in den Grundfragen hervor. Hier verlangt man, beim dogmatischen Religionsunterricht zu verbleiben, dort wünscht man, diktiert vom Relativismus, einen geschichtlichen Religionsunterricht, dessen Aufgabe es sein soll, den Kindern die Urkunden sämtlicher Religionsysteme vorzulegen, damit sie befähigt werden, sich selbst die ihnen zusagende Religion auszuwählen. Man will also Kinder zu Schiedsrichtern über die tiefsten Probleme des menschlichen Lebens setzen! Merkwürdig vertreten diese Forderung gerade Leute, die sonst sagen, Religion sei Sache des Gefühls und deshalb nicht lehrbar. Hier wieder verlangt man einen undogmatischen Religionsunterricht und dort seine gänzliche Beseitigung aus der Schule und seinen Ersatz durch eine unabhängige Morallehre.

Worauf es also in der Zukunft ankommt, das ist klar ersichtlich: nicht darauf, wer die Aufsicht über die Schule hat, sondern welcher Geist in der Berufswissenschaft des Lehrers, in der Pädagogik und damit in der Schule herrscht. Dieser Geist wird aber genau derselbe sein, der in der Lehrermwelt herrscht. Nur unter diesem Gesichtspunkte läßt sich die große Bedeutung der Lehrerverbände, des Deutschen Lehrervereins und des Katholischen Lehrerverbandes, würdigen. Sie

sind letzten Endes Vertreter verschiedener Weltanschauungen. Der Katholische Lehrerverband ist geboren aus dem Geiste der katholischen Weltanschauung. Dieser seiner Weltanschauung will er auch auf dem Gebiete der Pädagogik zum Siege verhelfen. Er tritt für eine Pädagogik ein, welche den katholischen Glaubenssätzen nicht widerspricht. „Hebung der Schule nach den Grundsätzen der katholischen Kirche“, so lautet der erste Paragraph seiner Statuten. Treu und unentwegt ist der Verband in den fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens für seine Ideale eingetreten, mochte er sich dadurch auch die Mißgunst mancher Stellen zuziehen. Stets hat er für seine Devise gekämpft: „Treu dem Glauben und treu dem Vaterlande!“

Nicht so leicht lassen sich die Grundanschauungen der Mitglieder des Deutschen Lehrervereins umschreiben. Auf jeden Fall scheidet das Konfessionelle aus. Auf religiösem Gebiete ist ein Linksliberalismus tonangebend. Das Verhältnis der beiden großen Verbände zueinander in Weltanschauungsfragen dürfte etwa dasselbe sein wie das zwischen aristotelisch-scholastischer Philosophie und moderner Wissenschaft. Deshalb tritt im Deutschen Lehrerverein das Ringen nach einer pädagogischen Wissenschaft, welche selbst das Forum für alle Schul- und Lehrerfragen sein soll, noch viel stärker hervor als auf katholischer Seite.

Klar und deutlich traten die Grundanschauungen der beiden Verbände bei der Behandlung desselben Themas, der Einheitschule, auf den diesjährigen Pfingstversammlungen in Essen und Kiel zutage. In Essen sprach über das Thema Professor Spahn, in Kiel Dr. Kerschensteiner. Während aber die Essener Versammlung Professor Spahn zustimmte, als er ausführte, daß das Verlangen nach einer nationalen Einheitschule grundsätzlich nichts zu tun habe mit Bestrebungen, die Volksschule zu simultan-

sieren oder sie auf andere Art nicht-konfessionell zu machen, forderte die Kieler Versammlung eine Einheitschule, in der jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten beseitigt ist.

In diesem Jahre konnte der Katholische Lehrerverband auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken. Das hatte zur Folge, daß seine Jubelversammlung stärker besucht war wie alle früheren Versammlungen. Er hat auch in der Zukunft eine große Aufgabe zu erfüllen, und deshalb wünschen wir ihm ein weiteres Wachsen, Blühen und Gedeihen.  
J. Pösch.

**Pater Bonaventura. † 12. Mai 1914.** Es sind nicht viele größere Städte in deutschen Landen, die während der letzten 20 Jahre nicht Pater Bonaventura auf den Kanzeln ihrer Kirchen oder in den Sälen zu religiösen Konferenzen gesehen und gehört haben. Wohin immer er kam, da zog er die Menschen mit geheimnisvoller Kraft an, nicht bloß die Glaubenden, auch die Zweifelnden, auch die vielen, die schon dem Glauben ihrer Kindheit und der alten Kirche den Rücken gekehrt hatten. Wenn er zu ihnen sprach, schauten sie sich doch nach dem alten Glauben wieder einmal um, gleich den Seelen von Kapharnaum, die fortgehen wollten und es doch nicht recht konnten. Er war eigentlich so ganz der Prediger der Großstadt, und auf der Kanzel wie auch im privaten Verkehr der Seelsorger des heutigen Großstadtmenschen. Diesen kannte er, ihm konnte er nachgehen, nicht bloß mit feurigem Wort, mehr noch mit einem Herzen voll Heilandsliebe für die Menschen und mit einem himmelhohen Idealismus, der aus dem wunderbaren Reichtum und der Lauterkeit seiner Priesterseele stammte und immerfort an die Schönheit und den Reichtum Gottes selber erinnerte.

Gewiß, es lebte in ihm ein hohes

Talent, jene Macht der Beredsamkeit, die an die Größten und Besten erinnerte, und nicht jede Generation erzeugt einen solchen Redner. Wie ihn einst F. E. Kraus mit jugendstarker Begeisterung für Pater Lacordaire, den französischen Apologeten, entflammt hatte, so ehrte ihn zwei Jahrzehnte später Prof. Meyenberg mit dem Namen eines 'deutschen Lacordaire'. Aber das Talent und die Kunst waren nicht die Mächte, die ihm den Einfluß auf diese Tausende gegeben haben: die Macht der Persönlichkeit dieses Seelsorgers und Predigers war größer. Er war ja nicht der weltferne und weltfremde Mönch, wie eben viele und allezeit sich den Ordensmann denken. Er hatte neben hohem sittlichem Ernst so viel Sonniges, Lebensfreudiges, Beglückendes, schlichte Lebenswürdigkeit und viel natürliche Vornehmheit. Er kannte die geistigen Strömungen unserer Tage, so wie der Priester und Prediger der Großstadt sie kennen muß, — will er auf die Menschen tiefergehend einwirken. An die Dinge des Lebens und der großen Welt legte Pater Bonaventura dann den Maßstab der hohen, heiligen Gotteswahrheiten, der unverfälschbaren ewigen Gottesgesetze, des Gewissens. Er wußte den Tatsachen und Dogmen vor allem jene menschlich-anziehende Seite abzugewinnen, die das volle Interesse der heutigen gebildeten Welt zu wecken vermag: das Christentum als Postulat der 'anima naturaliter christiana' und des Menschenherzens: 'Wir könnten Gott gar nicht suchen,' sagt Pascal einmal, 'hätten wir ihn nicht eigentlich schon gefunden.'

Alles, was Pater Bonaventura sprach, war bedeutend und neu, nicht eigentlich 'neu' im Inhalt: wie viele Menschen bringen denn im eigentlichsten Sinne des Wortes ganz 'Neues'? Für die kirchliche Lehrverkündigung ist das ja an sich schon ausgeschlossen. Er war

der Herold alter Wahrheiten: aber es gab keine alte Wahrheit und keinen alten Gedanken, dem er nicht etwas Neues in der Prägung und aus dem eigenen Innern voll religiöser Ergriffenheit gegeben hätte. Sonst hätte seine Kanzel auch nicht fast 20 Jahre in Großberlin stets die gleiche, nie nachlassende Kraft ausgeübt, bis zur letzten Karwoche, in der er, schon todkrank, noch allabendlich mit Wucht und Feuer eine Stunde predigte. Er war der Prediger des Ideals, für alles Hohe, Edle, Große in der Welt der Natur, der Kunst, der Wissenschaft gleich begeistert. Darum zog er die junge Studentenwelt so stark an und war wie keiner zum 'Studentenseelsorger' in der Weltstadt wie geschaffen. Darum leuchteten, wenn er sprach, seine Augen wie funkelnde Sterne, und ein geheimes Feuer ging von ihm aus, 'Flammen vom Altare Gottes'. Prachtvoll war dabei das innere Leben seiner so ganz eigenartigen Stimme: sie konnte lieblich klingen wie Musik, sie konnte aber auch in Prophetentönen reden, sie konnte die Menge zu heller Begeisterung entflammen und auch wieder in tiefster Erschütterung niederbeugen; sie konnte die Blut eines Savonarola und die Andacht eines Fra Angeliko in sich tragen, sie konnte von imperatorischer Wucht sein, dann hinaufsteigen zum Pathos der Leidenschaft und wieder hinunter zum Bitten der Liebe. Das waren dann die Augenblicke atemloser Stille auch in den größten Kirchen, wo alle an sich hielten, und wo weniger ein Horchen als ein innerstes Miterleben in den Massen war. In diesem innigen Kontakt, einer Art Seelengemeinschaft zwischen Prediger und Zuhörer lag das meiste vom Erfolg und Eindruck Pater Bonaventuras auf die Seelen.

Jene haben ihn wenig gekannt, die ihn nur nach dem Äußeren dieser seiner Beredsamkeit beurteilten, wenn sie mit der ganzen Pracht des Wortes umherging.

Dann meinten wohl viele, das alles sei genau vorbereitet, ja in seinen Wirkungen vorberechnet. Und es war doch nur innerste Kraft, die sich im Feuer der Inspiration die ihr adäquate Form schuf. Deshalb tut man auch so unrecht, Pater Bonaventura einen 'glänzenden Redner' zu nennen. Das war er nicht. Das Wort 'glänzend' hat immer einen Beigeschmack des Außerlichen, des Frostigen, des Brillierens, des Auffallenden, und seine Macht kam doch nur von innen heraus, 'wie der Quell aus verborgenen Tiefen'. Eben deswegen packte er auch Männercharen so tief. Seine letzte große Arbeit, die Mission in der Kreuzkirche vor den nicht mehr zu zählenden Männermassen (Allerheiligen 1913) bewies das an jedem Abend neu. Die St. Ludwigskirche in München hat ebenfalls wiederholt solche Abende erlebt. Der Großstadt wußte er viel Großes zu sagen. Wie oft haben Unverständige ihn menschlich feiern wollen. Dann floh er eilends in die Stille seiner Klosterzelle zurück. Bei den großen Missionen in Münster, Köln, Würzburg, Luzern reiste er stets gleich nach der letzten Predigt inkognito im geschlossenen Wagen ab, und enttäuschte die vielen, die ihm noch einen Beweis ihrer Begeisterung hätten geben mögen. Das machte auf ernste Menschen stets doch den allertiefsten Eindruck: er diente nicht sich, sondern seiner heiligen Fahne, Christus und der Kirche. Jörgensen hatte recht, als er nach der großen Rede über den 'Kreuzzug in der neuen Zeit' in Meß (21. August 1913), die ungeheueren Wirkungen tat, sagte: 'Jetzt kann ich mir St. Bernhard und die anderen Kreuzzugsprediger vorstellen.'

Eine tiefe Krankheit raffte ihn uns am 12. Mai hinweg. —

Unsere Kanzeln bedeuten doch noch eine Macht für das religiöse Denken und Leben, und für das hohe und erhabene Predigtamt darf keine Mühe zu schwer, keine jahrelange Vorbereitungsarbeit zu

groß sein: Das Wort ist doch noch auch heute die größte Macht der Welt.

Dr. Ab. Donders.

## Volkswirtschaft

**Hausfrauenorganisation.** 'Milchkrieg und Fleischkrieg der Hausfrauen'. 'Die Hausfrauenorganisation eine Friedenssache'. Ist dies nicht eine ebenso anmutige wie sinnreiche Zusammenstellung? Allerdings ist dieser gute Witz nicht mein eigenes Verdienst! Ich will es ehrlich bekennen: es war ein besonders netter Zufall, der mir jene Zeitungsausschnitte so wohlgeordnet nebeneinander in die Hände spielte!

Im 'Berliner Tageblatt' wie in der 'Leipziger Volkszeitung' steht unterm Datum 'Weimar 8ten Mai' zu lesen: 'Die hiesigen Hausfrauen haben sich zusammengeschlossen, um ihren Konsumentenstandpunkt nachdrücklich zu vertreten. Zu einem Werbevortrag hatte man die Vorsitzende des Hausfrauenvereins in Eisenach, Frau v. d. Götzen, eingeladen, die u. a. über die Erfolge der organisierten Eisenacher Hausfrauen folgendes berichtete: Als nach der Teuerung im Jahr 1911 trotz Änderung der Verhältnisse die Preise auf derselben Höhe blieben, eröffnete man zuerst einen Milchkrieg und beschloß, nur kondensierte Milch zu benutzen. Nach acht Wochen lieferten die Molkereien das Liter Milch zum Teil schon für 18 Pf. Dann wurde der Fleischkrieg begonnen. Auch dieser endete mit einem Erfolge! . . . Nun wollen auch die Weimarer Hausfrauen zu dieser Art von Selbsthilfe schreiten.' — Dazu meldet ergänzend am 22. Mai das 'Leipziger Tageblatt', ebenfalls aus Weimar: 'Der Milchkrieg in Weimar, zu dem sich demnächst auch ein Fleischkrieg gesellen soll, hat Tausende von Hausfrauen aus allen Ständen unter die Fahnen geführt, und die Heftigkeit des Kampfes wächst mit jedem Tage, zumal die Milchlieferanten und Zwischenhändler ebenfalls

einen Ring zur Abwehr gebildet haben. . . . Nun hat aber dieser Milchkrieg noch eine ganz neue, wohl auch anderwärts bisher unbekannte Erscheinung gezettigt: Auch die ländlichen Hausfrauen beginnen sich zu organisieren und, gleich wie ihre Schwestern in der Stadt gegen die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, nun auch ihrerseits einen Wirtschaftsband zur Wahrung ihrer Interessen ins Leben zu rufen. Das Land mit seiner Kaufkraft für die städtischen Geschäfte und Industrien geht also gleichfalls agitatorisch vor und vergilt Gleiches mit Gleichem. Mit der Organisation der ländlichen Hausfrauen soll sofort, und zwar in der Umgebung aller vom Milch- und Fleischkrieg heimgesuchten Städte begonnen werden. Alles, was das Land in der Stadt für seinen Bedarf einkauft und was damit in Zusammenhang steht, wird zum Gegenstand der Organisation gemacht.

Nun das Gegenstück: Die „Bohemia“ Prag vom 19. Mai setzt die pomphafte Überschrift: „Die Hausfrauenorganisation eine Friedenssache“. Und dann teilt sie uns vom „Internationalen Frauenweltkongress in Rom“ folgendes mit: Die Führerinnen der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs, die Frauenfreund-Markus und Helene Granitsch, hielten im Hotel Quirinal eine Versammlung ab, die äußerst animiert verlief und in der die Delegierten aller Länder auf die wirtschaftliche Bedeutung der Hausfrauenorganisationen hinwiesen. Es sprachen die Vorsitzende des „Bundes deutscher Frauenvereine“, Dr. Gertrud Bäumer, Fräulein Helene Lange aus Berlin, Marchesa Lucifero aus Rom, ferner Delegierte aus der Schweiz, aus Ungarn, Frankreich usw. Frau Helene Granitsch sagte, „eine dauernde internationale Verständigung der wirtschaftsführenden Hausfrauen zum gemeinsamen Kampf gegen die Teuerung, die in allen Ländern fortschreitet, und die in allen Ländern am gefährlichsten gerade die Existenz des

bürgerlichen Mittelstandes bedroht, eine solche Verständigung, in der der Konsumentenstandpunkt in allen Ländern gleichmäßig betont wird, hat gerade jetzt, in der Zeit der Vorbereitung der neuen Handelsverträge, auch eine weitgehende politische Bedeutung, denn diese Verständigung im Sinne des friedlichen Warenaustausches der Völker wird einer Sache dienen, die uns Frauen allen, ohne Unterschied der Nation, ohne Unterschied der Konfession, ohne Unterschied der politischen Parteilugehörigkeit am meisten am Herzen liegt, und die wir alle aus tiefster Seele wünschen, der Befestigung des Friedens unter den Völkern“. Und der „Berliner Lokalanzeiger“, Morgenausgabe vom 21. Mai, vervollständigt den Bericht, indem er sagt: An die Referate schloß sich eine lebhaft diskussion, in der alle Anwesenden den Wert dieser Bewegung voll anerkannten und ihrer Übertragung auf alle Länder, die sämtlich unter den gleichen Erscheinungen der Verteuerung leiden, das Wort redeten. Als Beschluß der Konferenz wurde folgender Antrag der Einberufenden einstimmig angenommen:

„Die am 15. Mai im Hotel Quirinal in Rom tagende internationale Hausfrauenkonferenz beschließt zur Förderung der allgemeinen Konsumenteninteressen und im Sinne eines Erfahrungsaustausches der wirtschaftsführenden Hausfrauen aller Länder eine dauernde internationale Hausfrauenverständigung zu schaffen und zu diesem Zweck alljährlich eine internationale Konferenz abzuhalten.“

Ergänzen sich diese Dinge nicht ganz hervorragend schön? Kriegstrompeten lärmend, dröhnend und unter den Bewohnern der gleichen Scholle! Friedensschalmeien süß erklingend inmitten der einander entgegengesetzten Mächtegruppen Europas!

Seid umschlungen Millionen,  
Diesen Kuß der ganzen Welt! — meiner

Nachbarin aber frag' ich die Augen aus!

Ja, eine Komödie von feinstem Lachreiz wäre es in der Tat, — wenn es nicht doch, zugleich etwas recht, recht Trauriges wäre! Darf man sich begnügen, es politische Unreife zu nennen? Nun, die Weimarerinnen scheinen wohl wirklich ein bißchen — wie nennt man es doch? — primitiv gehandelt zu haben! Aber beweist nicht das, was in Rom zu beobachten war, im Gegenteil sogar eine recht raffinierte Taktik? aber eine Taktik, die vom Vaterlandsgefühl „abstrahiert“!

Der „Beschluß“, in dem von „Erfahrungsaustausch“ die Rede ist, könnte ja noch als einigermaßen erträglich angesehen werden, wenn ihm nicht jene „Begründung“ durch Frau Helene Granitsch vorausgegangen wäre, und wenn nicht allem Anschein nach auch keine der beiden deutschen Delegierten für nötig gefunden hätte, auf den gänzlich utopischen Charakter dieser Ausführungen hinzuweisen. Möglich, daß Fräulein Gertrud Bäumer und Fräulein Helene Lange sich dennoch nicht so weit, wie jener Bericht es zu vermuten gibt, haben fortreißen lassen! Ich neige sogar sehr dahin, zu glauben, daß sie mehr kluge Zurückhaltung beobachtet haben. Eins aber ist notwendig zu betonen: Diese beiden — als so geistreiche, in vieler Hinsicht hochbedeutende Frauen man sie anerkennen darf! — sind doch durchaus nicht in ihrer Anschauungsweise, besonders in ihrer politischen Richtungnahme, typische Vertreterinnen der deutschen Frauen oder gar der Hausfrauen!

Not aber tut es nunmehr, daß wir deutschen Frauen — alle insgesamt, die nicht im Fahrwasser der äußersten Linken segeln! — uns fest zusammenscharen und erklären: Wir wollen Frieden zwischen den Volksgenossen! Wir wollen gleiche Sorgfalt für die Interessen des inländischen Konsumenten und des inlän-

dischen Produzenten! Den Frieden nach außen aber sehen wir für um so gesicherter an, je besser gerüstet, auch wirtschaftlich gerüstet, unser Volk dasteht.

In den „Preussischen Jahrbüchern“ vom 1. Juni habe ich, trotzdem sich hier und da Mißgriffe, schon als ich den Artikel schrieb (18. Mai), bemerkbar gemacht hatten, die Hoffnung ausgesprochen, die deutschen Frauen würden den Weg zu finden wissen, um zur Überbrückung desjenigen Gegensatzes zu gelangen, der naturgemäß zwischen Konsument und Produzent besteht. Auf sehr bedeutungsvolle Anfänge, die hierzu bereits gemacht sind, habe ich dabei hingewiesen. Insbesondere auf die „landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine“, die aus Frauen der produzierenden und der konsumierenden Bevölkerung sich zusammensetzen. Auch jetzt, nachdem es freilich ein gutes Teil „bunter“ geworden ist, gebe ich dieses Vertrauen durchaus nicht auf! Mißgriffe kommen überall vor, wo Leben und Tätigkeit ist! Aber noch einige solche Erfahrungen, wie die von Weimar, dann erst wird es energischer heißen: „Bernünftige vor!“ Sie sind vorhanden, die Bernünftigen. Sie bilden die große, große Mehrheit unserer Frauen. Aber es gilt, sie heranzurufen, zu mahnen, zu drängen, daß auch sie mehr und mehr sich regen müssen!

Noch einmal: Wenn wir als organisierte Hausfrauen Gutes leisten wollen, in erster Linie für unsere eigene vorteilhafte Wirtschaftsführung, weiter aber auch Gutes für den Frieden unter den verschiedenen Bevölkerungsschichten, und endlich Gutes für die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes, dann muß unser Programm lauten: Überwindung des Gegensatzes zwischen dem inländischen Konsumenten und dem inländischen Produzenten.

Bernarda von Nell.

## Literatur

**Christian Morgenstern †.** Das Chaos der modernen Literaturrichtungen und Literaturwünsche fängt langsam, doch stetig und unverkennbar an, sich zu kristallisieren, der Differenzierungen, Nuancierungen, Spezialisierungen, der Stimmungsverzärtelungen, der ästhetischen Pose satt nach Mittelpunkten zu suchen oder vielmehr von Mittelpunkten und Quellen des Weltverfassens lebendig und unwiderstehlich angezogen zu werden, die in Weite und Tiefe mehr sind als bloß literarisch-ästhetische Anregungsmittel, deren Ursprung vielmehr zugleich der Mutterboden alles geistig-menschlichen Wachstums, aller organischen, von innen heraus triebkräftigen „Kultur“ oder „Bildung“ im höchsten Sinne ist. Wir sehnen uns nach einer Kunst, und wir sehen ihre Anfänge vor uns, die voll der ganzen Ursprünglichkeit, voll der keuschen und innigen Kraft dieses Mutterbodens, voller Fermente aus dem Sauerteig, den die Ewigkeit der Zeit bereitete, auch jenes auf den ersten Blick so wirre Wollen, Drängen, Fühlen, Suchen gestaltend und erfüllend zu meistern berufen und fähig ist, in das die großen Umwälzungen der modernen Zeit die ihrem Jahrhundert hingeebene und von seinem materiellen Erkenntnis- und Stoffreichtum übermannte und seelisch entwurzelte Menschheit hineingestoßen haben. Es gilt, sich von einer Kraft überschatten zu lassen, die zentral und stark und entwicklungsträchtig genug ist, um all den neuen Möglichkeiten und Errungenschaften ihr höheres Schaffen des „Werde!“ einzuhauchen und sie so erst organisch einzubeziehen in das wahre, innerliche Leben der Welt; es gilt eine ungewöhnlich bedeutsame und entscheidende Erweiterung der letzten Endes mittelpunktsgleichen Kreise, in denen sich die Kulturentwicklung vollzieht, um einen neuen Ring, der erst den ungezählten großen und kleinen, äußeren Fortschritten, die

er umschließt, Wert und Beziehung gibt, indem er sie mit dem Zentrum verbindet.

Kunst und Literatur haben sich dieser allgemeinen Erweiterung des Kulturstoffs seit 1880, wie immer, wenn auch oft erst nachträglich und in Etappen — in neuester Zeit freilich gar manchmal mit einer allzu rasch bereiten, vorlauten Absichtlichkeit — erobernd anzuschmiegen gesucht. Der größeren Fülle und Neuartigkeit der sinnlichen Erfahrungen entsprach eine weit größere Vielseitigkeit der Beziehungen des äußeren psychischen Lebens zur Umwelt; der Verfeinerung und weitgehenden Nuancierung der von den Organen des Seelenlebens vermittelten Blicke in diese Umwelt paßte sich eine äußerste Verfeinerung und Differenzierung der künstlerischen Ausdrucksmittel, eine reichere und feinere Instrumentation in allen Künsten an. Von diesem Standpunkt aus fängt selbst Goethes Lyrik — obwohl sie doch zweifellos das Reinsigste seines Künstlertums und damit das Höchste einer vergangenen Kunst darstellt — allmählich an, uns historisch zu werden. Ein deutliches Gefühl des Dünns und Dürftigen werden wir beim Lesen dieser klaren, wohl gemessenen Verse nicht mehr los, ähnlich wie vor der Musik des 18. Jahrhunderts, ähnlich wie vor dem Spinett. Es schwingt uns nicht genug mit in diesen rhythmisch sicher, aber auch etwas nüchtern gegliederten Zeilen; wir sind an eine ganz anders und viel zarter abgewogene musikalische Vibrationskraft der Wortbestandteile, an einen viel inniger verbundenen und abgetönten, einheitlicheren Fluß der musikalischen Linie des Einzelgedichts gewöhnt — durch die Moderne. Vor allem aber auch an eine viel unabgegrenztere Ausdrucks- und Eindruckschwere, eine viel unmittelbarer Beziehungen weckende Tiefenwirkung der Worte und der die Worte formenden ekstatisch konzentrierten Erkenntnismomente, in denen Denken und Fühlen zur reinen Kraft des Schauens



und Schaffens ineinanderfließt. Proben dieser höchsten lyrischen Kunst hat schon die weltversunkene Weltüberlegenheit der Romantik hervorgebracht: die aus den Gedichten namentlich von Brentano und Novalis fragmentarisch hervorquellenden Versoffenbarungen, ganz vollgesogen mit dem Wein der Erde und ihrer gereiftesten Fülle trüchtig, und doch von unendlichen Ahnungen unendlicher Zusammenhänge innerlichst bestürmt und durchschauert, auch musikalisch schon von höchster Ausgeglichenheit und harmonisch nachhallender Kraft der einzelnen Sätze, der Rhythmus schon durchaus Organismus und nicht mehr Schema, der Geisteshalt aller harten und eckigen Absichtlichkeit des Intellektuellen entschwert, und doch erleuchtendste Weisheit, nichts mehr Kunst, nichts mehr künstlich, nichts mehr Technisch, alles zugleich Stoff und Form, tiefstes Aufwühlen und höchstes Beruhigen in einem. Hier zieht die Entwicklungslinie durch, von der wir eine Erlösung des neuerrungenen und neu gewordenen rohen Kulturstoffs erwarten. Der Gegensatz wird nicht mehr heißen: Klassik und Romantik, sondern Klassik und Moderne, das heißt jene Moderne, die wir vor uns haben und von der die Romantik nur ein Vorspiel war.

Unlängst ist nach langem Kranksein ein Moderner gestorben, der mit der augustinischen Unruhe des Herzens belastet und begnabet wie Brentano, sie als eine Gabe empfand und als eine Pflicht bewußt auf sich nahm, trotzdem die Dichtersehnsucht in ihm gelegentlich betete: „... Nimm die Qual von mir, unter einer schaffensohnmächtigen Welt, ein Seher ungeborner Welten, stammelnd einherzugehn!“ Christian Morgenstern, als Sohn und Enkel von Landschaftsmalern am 6. Mai 1871 in München geboren, von Kindheit an durch vielfältige dem Beruf des Vaters angepasste Reisen und Landaufenthalte und auch durch einsame stillfrohe Hingabe des ge-

schwisterlos aufgewachsenen Knaben der Natur aufs innigste vertraut — man lese die Einzelheiten in der autobiographischen Skizze nach, die der schöne Almanach für 1914 des Verlags R. Piper in München bringt —, hat wohl an dieser so völlig unraffinierten Naturversenkung vor allem sich lebendig erhalten für ein über die Detailmassen hinauslangendes und ihre Bezwingung forderndes Kunstwollen. Er hat sein Leben lang gesucht nach einem Zentralpunkt des Weltfühlers, von wo aus sich alles schauend gestalten ließe, nach einer Höhensicht, wo . . . der Dinge Maß gerecht ins Ungemeine, seinen Blick entwöhnt des bunt zufälligen Wirbels, drein sein Tag ihn warf. Er glaubte die Beruhigung und die letzte Weisheit schließlich gefunden zu haben in der theosophischen Weltdeutung; der eben erschienene posthume Gedichtband „Wir fanden einen Pfad“ (Piper), dem der Verlag ein Bildnis des Verstorbenen beigegeben, trägt die Widmung: „Für Dr. Rudolf Steiner“, und daß sie nichts Zufälliges ist, zeigt der Inhalt nicht nur dieser, sondern auch schon früherer Sammlungen\*, erzählt er doch in der erwähnten autobiographischen Skizze selbst, daß die Lehre von der Wiederverkörperung schon mit seinem 16. Jahre in sein Leben getreten sei. Wäre ihm länger und ungeschwächter von Leiden zu leben vergönnt gewesen, so hätte er wohl auch

\* Morgensterns ernste Lyrik liegt außerdem in folgenden früher erschienenen Bänden, von denen jeder einzelne beste Stücke enthält, gesammelt vor: „In Phanta's Schloß“ (Schuster und Loeffler, jetzt Piper), „Auf vielen Wegen“ (Piper), „Ein Sommer“ (S. Fischer), „Und aber ründet sich ein Kranz“ (S. Fischer), „Melancholie“ (Bruno Cassirer), „Einkehr“ (Piper) und „Ich und Du“ (Piper). Seine burlesken Gedichte, die oberflächlicher Weise viel mehr Leser fanden, sind enthalten im „Horatius travestitus“ (3. Aufl., Piper), in den bekannten „Galgenliedern“ (12. Aufl., Cassirer) und im „Palmsiröm“ (7. und 8. verm. Aufl., Cassirer).

dieser Autorität seiner selbst ganz mächtig sich wieder entzogen, wie früher schon so mancher andern, die dem Suchenden auf seinem Wege für ganze Strecken ihren Geistes Schatten spendete, und deren Namen der leicht in Verehrung entbrannte, ja geradezu ein Bedürfnis nach Verehrung tief in sich tragende Dichter in seinen Lyrikbänden dankbar festhielt.

In der Natur, in der menschlich-geistigen Einheit gewordenen Individualität, im Kosmos, in einer ewigen und ewig lebendigen Ordnung der Dinge suchte Morgenstern die Befreiung und Erlösung von jener 'Angstflut' der Gefühle, die die Umwelt im dunklen Wirrwar ihrer Einzelheiten in uns erregt, und die bei dem modernen Menschen noch eine besondere Färbung und Verstärkung erhält durch die noch weiter fortgeschrittene Entgeistigung und Dezentralisierung der Entwicklung bei gleichzeitiger ungeheurer Anhäufung von Stoff. Den zahlreichen und im Detail auch erfolgreichen, in ihrer höheren Kulturwirkung aber gleichsam totgeborenen Versuchen, diese noch stummen Werte von außen her bewältigend zu beleben, was zu einer einseitig = unfruchtbaren Ästhetisierung der Beziehungen des Einzelnen zur Welt führen mußte, stellt er als einer der ersten mit das dunkelmächtige Gefühl entgegen, daß alle Kunst nur eine reine und unmittelbare Form der Erkenntnis sei und daß diese Erkenntnis eines Zentrums bedürfe, in dem die einzelne künstlerische Individualität tief und unzerbrochen und vor allem nicht nur auf den Intellekt beschränkt und eingengt wurzeln müsse. Schon die erste Sammlung *'In Phanta's Schloß'* (1897) ist sich dieses Gegensatzes zur Zeit bewußt; — 'Längst Gesagtes wieder sagen, hab' ich endlich gründlich satt', verkündet der Prolog — und in der kosmischen, nicht selten das Grandiose streifenden Poesie dieses Buches werden Absichten und Kräfte lebendig, die ein neues Ineinschauen der Weltzusammenhänge vor-

deuten. Im nächsten Bande dann schon die klare Frage: 'Verlorst du nicht das Firmament, darin du wohnst, ... Mensch, und weiß dein Antlitz noch um Ewigkeit?' Und in den letzten Büchern Töne einer neuen Mystik, eine Vereithheit der Hingabe, eine Gottesversunkenheit, wie bei Angelus Silesius. Denen aber, die sich auch hier durch die pantheistische Färbung einzelner Stücke die Freude an diesem Strebenden schwächlich und wahrlich nicht im Geiste eines wahren christlichen Optimismus verleiden lassen, sei das Wort ins Herz gerufen, das Morgenstern einer seiner Sammlungen vorsetzte: 'Habt auch Unschuld zum Genießen!'

Mit diesem Tauchen in Tiefen muß notwendig auch das Naturgefühl von bloßer Stimmung, wie bei den modernen Ästhetern, zu Urgefühlen, zu sich einfühlendem Schauen sich befeelend erweitern wie bei den Romantikern, muß notwendig auch die Musik der Lyrik, deren raffinierte Instrumentierung als ein Ergebnis der modernen Entwicklung gar mancher Gegenwartsdichter schon so äußerlich beherrscht, daß er um ein Nichts von Seele ein Wunder von Klangabgemessenheit hüllt, zu einer wahren inneren Musik werden, die diese Erregenschaften an Ausdrucksmitteln nicht verwirft, aber eigenwillig aufsaugt und mit der Kraft des Geistes erfüllt. Von beiden Linien zu einer neuen Kunst wird man in den Gedichten Morgensterns starke Spuren finden. Und gar manches Stück wird uns jene höchste Einheit von Stoff und Form ahnen lassen, in denen das Wort sich auf der Ergriffenheit des Dichters im absoluten Gleichgewicht wiegt und Anfang und Ende, Kraft und Beherrschtheit in schöner Linie beruhigend zusammenschließt. Aber selbst auch die ringende Erscheinung Morgensterns wird manchem vieles geben, manchem zum Freund und Mithelfer werden, wie es der schöne Weltlohn der echten Streben den ist.

M. Behr.

**Eine Gobineaubiographie.** Mit einer Fähigkeit und Selbstlosigkeit, die Bewunderung verdienen, verfolgt Ludwig Schemann seine Lebensaufgabe, die darin besteht, der unermüdlische Herold des französischen Grafen und Schriftstellers Arthur de Gobineau zu werden. Gobineau selbst hätte es sich nicht träumen lassen, daß ein Deutscher der eifrigste Verkünder seines Ruhmes sein und daß er in Deutschland die begeistertsten Anhänger seiner Ideen und die fleißigsten Leser seiner Schriften finden würde. Alexis de Tocquevilles Wort, das er Gobineau über sein einflußreichstes Werk — die Rassenfrage — schrieb, hat sich in überraschender Weise bewahrheitet: 'Ich glaube, daß Ihr Buch uns vom Auslande, besonders über Deutschland her, zurückkommen wird, da die Deutschen das einzige Volk in Europa sind, die sich für das, was sie als eine abstrakte Wahrheit ansehen, begeistern können, ohne sich um die praktischen Folgen zu kümmern.' Der unermüdlischen Propaganda des deutschen Gelehrten Schemann ist es zweifellos zu verdanken, daß man auch in Frankreich, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, sich wieder auf den geistvollen Denker besonnen hat. Dieser hat freilich da nicht die Anerkennung gefunden, die ihm seiner geistigen Bedeutung wegen zukommen sollte, und die ihm der Bewunderer Schemann wünschen möchte. Resigniert bekennt er in der Vorrede der gleich zu erwähnenden Biographie, daß die Aussichten Gobineaus in Frankreich seit Jahren wieder gesunken sind, daß seine Bemühungen zu Gobineaus Gunsten immer weniger Erwiderung in der Öffentlichkeit gefunden haben, 'so daß auf ein eigentliches Publikum in Frankreich kaum mehr zu rechnen ist'. Das dürfte der Wahrheit entsprechen. Es ist nicht bloß seine, für einen Franzosen allerdings merkwürdige, Vorliebe für die germanische Rasse und die kühne Hypothese ihrer Superiorität, die ihm wenig

Sympathien erwarben, so daß Schemann heute den französischen Nationalisten vorwirft, 'sie hassen ihn, weil er Deutschland liebte'; es ist auch nicht ganz zutreffend, daß die langjährige Aussperrung aus der französischen Welt darauf zurückzuführen sei, daß der allmächtige Sainte-Beuve nicht über ihn gesprochen habe: eine Ansicht, die Schemann aus dem Munde Melchior de Vogüés hörte. Albert Sorel, einer der wenigen französischen Verehrer Gobineaus, hat wohl das Richtige getroffen, wenn er, bei aller Anerkennung seiner literarischen Eigenheit, von seiner Schreibart bemerkt: *il n'y apportait point cette tenue qui fait le style*. Damit war von vornherein Gobineau der Eintritt in das literarische Pantheon der gallischen Nation verschlossen. Ein Gobineauenthusiast mag dies bedauern; er mag mit Schemann es fremdlich finden, daß die äußere Form über den gedanklichen Bollgehalt triumphiere und dem Autor den unverwelklichen Lorbeerkranz eintrage, aber wer die literarische Psyche der Franzosen und romanischer Völker überhaupt erfaßt hat, wundert sich darüber nicht. Die Stilfrage ist da immer maßgebend. Und die wirklichen Meister des Stils haben sich, zumal wenn sie auch sonst keine hohlen Köpfe waren, in Frankreich stets durchgesetzt; das politische oder religiöse Bekenntnis hat sich da nicht wie in dem konfessionell zerklüfteten Deutschland als Hindernis für die objektive literarisch-kritische Wertung erwiesen: die Namen Deuillot und Görres sind da für den Kenner der Sachlage ein typisches Schulbeispiel. Nach dieser kleinen, aber nicht überflüssigen Abschweifung wollen wir uns Schemanns Gobineaubiographie zuwenden.

Es liegt der erste des auf zwei stattliche Bände berechneten Werkes vor, dazu ein erster Band 'Quellen und Untersuchungen', welche der Biographie ergänzend zur Seite treten\*. In einer langen Vor-

\* Gobineau. Eine Biographie von

rede verbreitet sich der Verfasser über Zweck und Art seines Buches. Es soll ein Dauerwerk sein, ein Monument für den Helden, dem des Biographen Seele in enthusiastischer Bewunderung entgegen glüht. Nicht bloß der energische Denker, der fruchtbare Dichter und Schriftsteller, der konservative Politiker, der Anthropologe und Orientalist, sondern auch der Mensch Gobineau, der den Typus des vollendeten Edelmanns darstellt, soll in dieser Biographie zu uns reden. 'Ich bin mir bewußt, daß ich beim Hinausgeben dieses Werkes eine Verantwortung trage wie wohl selten ein Biograph. Seit Jahr und Tag alleiniger Beherrscher des urkundlichen Materials, alleiniger Bewahrer der mündlichen Überlieferung, habe ich in dem langen Unter-vier-Augen mit Gobineau jene Verantwortung stellenweise bis zur Beunruhigung empfunden, und nur das Bewußtsein, daß die außerordentliche Situation eine Gewissenhaftigkeit, eine Selbstkritik in mir wachgehalten hat, die dem strengsten Richter frei ins Auge blicken kann, läßt mich nun im Momente der Veröffentlichung um so voller aufatmen.' So erklärt sich die Gründlichkeit des Buches, das auf solidem, vom Verfasser in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragenem Material aufgebaut ist; ja wir stehen manchmal unter dem Eindruck, daß die Gründlichkeit auch ihre Grenzen haben kann. Wir werden unterrichtet über die Ahnen, Familie und Jugend Gobineaus, der aus einem nordfranzösischen Adelsgeschlecht stammt, das aber durchaus nicht soweit hinaufreichte, als Gobineau, der sich mit Vorliebe des in ihm fließenden normannischen Blutes rühmte, gerne annahm. Dann folgen wir

ihm nach Paris, wo er von 1835—1849 zum Teil unter Not und Entbehrungen sich emporarbeitete. Er hatte keine Zeit und kein Geld, um in Paris seine Jugendkraft zu vergeuden; die Not hat ihn vor den Klippen bewahrt, an denen so viele in der Jugend zugrunde gehen, sie hat aus ihm den festen, ritterlichen Charakter und den unermüdblichen Arbeiter gemacht. Schon in der Jugend zeigt sich die Universalität eines ungewöhnlich reich veranlagten Geistes. Mit erstaunlichem Fleiße ist Schemann den Spuren der literarischen Tätigkeit Gobineaus während dieser Pariser Zeit nachgegangen, hat aus verschollenen Zeitschriften und Zeitungen Aufsätze und Feuilletons politisch-historischer und literarischer Natur und belletristische Arbeiten herausgehoben und bespricht sie mit peinlicher Genauigkeit. Ein eigenes Kapitel ist der dichterischen Produktion gewidmet; aber gerade hier wird trotz allen Bemühens des liebevollen Biographen der unbefangene Beobachter den Eindruck nicht los, daß keines der angegebenen Werke, von denen einzelne auch in Buchform erschienen, trotz mancher nicht zu leugnenden Vorzüge, ein literarisches Ereignis bedeutete. Auch nicht die Bühnenstücke. Niemand hat das wohl besser gefühlt als Gobineaus geistvolle Gemahlin, die ihm später, als ihn während der Beschäftigung mit den orientalischen Werken die Lust zu poetischen Werken wieder anwandelte, davon abriet. Seine Stärke lag auf einem anderen Gebiete.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die ersten diplomatischen Jahre, das Zusammenarbeiten mit dem Minister Tocqueville, dessen Freundschaft für Gobineau so viel bedeutete; Gobineaus Tätigkeit in Bern, in Hannover, in Frankfurt, wo er die innigen Beziehungen mit Prokeß-Osten knüpfte. Daß Schemann bei dieser Gelegenheit uns diesen ausgezeichneten Mann, den Bismarck so sehr verunglimpft hat, wieder in Erinnerung bringt, ist ein bleibendes Ver-

Ludwig Schemann. 1. Band. Bis zum zweiten Aufenthalt in Persien. Straßburg, K. J. Trübner 1913. 8°. XXXV u. 579 S. M. 9.

Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Ebenda 1914. 1. Band. Mit 6 Tafeln. 8°. XIV u. 635 S. M. 9.

dienst seines Buches, wie man ihm überhaupt für das Eingehen auf die für das volle Verständnis Gobineaus wichtigen zeitgeschichtlichen Erscheinungen — z. B. das Zuluskönigtum — dankbar sein muß.

In Bern verfaßte Gobineau jenes Werk, das ihm in der europäischen neuern Geistesgeschichte ein dauerndes Andenken sichern wird, den *Essai sur l'inégalité des races humaines*. Leider befriedigt das diesem Gegenstand gewidmete Kapitel Schemanns am wenigsten. Ich meine, eine Biographie habe in erster Linie die Aufgabe, das Leben und Wirken einer Persönlichkeit in so klaren und scharfen Umrissen zu zeichnen, daß der Leser einen lebendigen Eindruck von ihr und allem, was sie Bedeutendes geschaffen hat, erhält; der Biograph darf, wenn es sich nicht um allbekannte Namen, wie Schiller, Goethe, Dante, handelt, nicht als selbstverständlich voraussetzen, daß man alles und jedes von ihr kennt. Man kann nicht von jedermann verlangen, daß er genau in die Gedankengänge des Gobineauschen Rassenwerkes eingebrungen ist, oder daß er Schemanns grundgelehrtes Buch über den Gegenstand gelesen hat. (Gobineaus Rassenwerk, Aktenstücke und Betrachtungen, Stuttgart 1910.) Schemann begnügt sich in der Biographie damit, daß er den Inhalt dieses seines früheren Werkes kurz angibt und einige weitere Bemerkungen zur Geschichte und Bedeutung des *Essai* anknüpft. Wäre es für eine abschließende, für Gobineau werbende Biographie nicht vielleicht erspriesslicher gewesen, in knappster Kürze den Ideengang des *Essai* festzulegen und das Neue, Überraschende darin zu betonen?

Fesselnd dagegen ist das fünfte Buch, das Gobineaus Sendung nach Persien behandelt. Zweimal ist er in dem Wunderlande gewesen, 1855—58, mit Weib und Kind, und 1861—63; er hat hier seine schönsten Lebensjahre zugebracht. Der Universalismus des genialen Mannes, der

sich die Herzen der Orientalen im Flug eroberte, wird hier zu reicher Tätigkeit angeregt. Zwei Werke über die Keilschriften erhoben sich freilich nicht über das Niveau von Dilettantenarbeiten, aber in dem Werke *Les Religions et les Philosophies dans l'Asie centrale* lieferte Gobineau sein wissenschaftliches Meisterstück. Sein tiefes Erfassen der persischen Volksseele kam ihm dabei besonders zu statten.

Mit Gobineaus Ernennung zum Gesandten in Athen (1864) schließt dieser erste Band ab. Nur vorübergehend hat sich der Verfasser (S. 359 f.) mit Gobineaus Stellung zum Katholizismus befaßt. Gobineau ist überzeugter Katholik gewesen. Vielleicht, daß in dem für das Jahr 1916 in Aussicht gestellten Schlussband das religiöse Moment im Leben des bedeutenden Mannes in zusammenhängender Weise behandelt wird. Die Art und Weise, wie dies in Schemanns Buch über das Rassenwerk geschieht, ist wenig befriedigend, was z. B. von dem Anthropologen P. W. Schmidt (im *Anthropos* 1910, Heft 2/3) hervorgehoben wurde, freilich Schemanns Unzufriedenheit erregt hat\*. Da er, wie kein anderer, das ganze Material beherrscht, liegt es in seiner Hand, hier ganzen und befriedigenden Aufschluß zu geben.

Der Quellenband ist eine willkommene Ergänzung zu der biographischen Darstellung. Er enthält neben bedeutsamen Dokumenten zur Lebens- und Familiengeschichte Gobineaus Abschnitte und Exzerpte aus seinen frühesten literarischen Produkten, wovon die Proben aus den Jugenddramen *Manfredine*, *Don Juan* hervorzuheben sind; Proben aus den Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen; hier enthalten die Mitteilungen aus der von ihm herausgegebenen *Revue provinciale* nicht des aktuellen Interesses, da Gobineau durch seine dort dokumentierten Bestre-

\* Vergl. seine Bemerkungen in der *Polit. Anthropologischen Revue* 1911/12, S. 650.

lungen als ein Vorläufer der regionalistischen Bewegung im heutigen Frankreich erscheint. Aus einer Kritik über Balzac von 1844 sei eine Bemerkung notiert, die dem Scharfblick des jungen Gobineau alle Ehre macht: nous ne serions point surpris, que la postérité en fit quelque jour le type même de l'auteur de romans. Weitere Exzerpte aus Briefen und Denkschriften, Reiseberichten, Dokumente über die Beziehungen Gobineaus zu Tocqueville, über Prokesh-Osten u. a. machen den Band zu einer reichhaltigen Quelle für eine vertiefte Gobineaukenntnis.

Dr. Luzian Pflieger.

### Der Kampf um die Jugendschrift

hat im verflossenen Jahr besonders viel Staub aufgewirbelt, und es ist hierdurch nicht eben leichter geworden, in einer so vielumstrittenen Frage klar zu sehen. Die beiden streitenden Parteien, die der Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften im Bunde mit dem Geschmacksdiktator Ferdinand Avenarius, die der Jugendschriftsteller Wilhelm Kozbe, vereint mit dem verdienten Jugendschriftenverlag Jos. Scholz in Mainz, können gleichermaßen von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden, daß sie mit ihren Kampfmitteln oft unnötig vom sachlichen auf das persönliche Gebiet übergegriffen haben; was gar Manchem die weitere Verfolgung der Angelegenheit verleiden mochte.

Und doch handelt es sich bei der Hebung der Jugendliteratur, auf deren 'Elend' zuerst Heinrich Wolgast unter freilich einseitigen Gesichtspunkten die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt hat, um eine Angelegenheit von ganz erheblicher Tragweite. Man darf getrost sagen, daß die Lektüre auf Gesinnung und Geschmack des jugendlichen Lesers einen unvergleichlich viel größeren Einfluß übt als auf den erwachsenen Leser; und diese in der Jugend erfahrenen Ein-

drücke haften bei weitaus den meisten Menschen so fest, daß demgegenüber die späteinsenkenden Einflüsse auf Gesinnung und Geschmacksbildung nur noch schwer durchgreifen können.

Im Kampf um die Jugendschrift kehren daher naturgemäß all die grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten wieder, die sich hinsichtlich der literarischen Bildung überhaupt herausgestellt haben. Und gar mancher Gegensatz erscheint sogar hier noch deutlicher und gleichsam in vergrößertem Maßstab, sobald man nur aus all dem persönlichen Gezänk die sachlichen Gegensätze herauschält.

Für die letztjährige Etappe des Kampfes ist diese Klarlegung der beiderseitigen Absichten und Mängel durch einen berufenen Sachverständigen, Seminarlehrer Joseph Ang, mit vorbildlicher Unparteilichkeit geboten worden. Ang schreibt im Aprilheft 1914 der 'Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft':

„Seit Jahren hatte sich wirklich Unzufriedenheit über den gewaltigen Einfluß der Hamburger auf dem Gebiete der Jugendschriftenkritik angehäuft und auch wiederholt ausgesprochen. Die „Jugendschriften-Warte“ wurde insolgedessen zeitweise ein bloßes Kampforgan der Redaktion und des Hamburger Prüfungsausschusses für Jugendschriften. Die leidenschaftliche Heftigkeit und Stärke des Streites entstand jedoch erst, als Wilhelm Kozbe, der Herausgeber der „Mainzer Volks- und Jugendbücher“, gereizt durch eine scharfe Kritik des „Stabstrompeters Kostmann“, in einer besonderen Streitschrift den Hamburgern eine feindliche Haltung gegenüber dem nationalen Gedanken in der Jugendschrift vorwarf und diese, unterstützt durch Ferdinand Avenarius und den Dürerbund, mit dem Vorwurfe antworteten, Kozbe kämpfe nur aus Geschäftsinteresse und treibe Mißbrauch mit dem Vaterländischen in Jugendschriften. Während des ganzen Jahres folgten sich nun die

Erklärungen und Gegenerklärungen, größere und kleinere Streitschriften auf dem Fuße, bis die Rundgebungen schließlich in einer Sammelbroschüre des Verlags Jos. Scholz in Mainz, betitelt „Der Kampf um die Jugendschrift“\*, und in einer Flugschrift des Dürerbundes „Gegen den Mißbrauch des Vaterländischen in Jugendschriften“\*\* ihren Abschluß fanden.

Überblickt man jetzt den Kampfplatz, so sind verschiedene Feststellungen zu machen. Von beiden Seiten wurde mit blindwütiger Leidenschaft auf die Vernichtung des Gegners hinausgearbeitet. Wir müssen die Streitenden voreinander in Schutz nehmen. Was die Hamburger und ihren Beschützer Avenarius angeht, so hat sich auf der einen Seite zweifellos herausgestellt, daß der politische und religiöse Radikalismus, der gegenwärtig wie eine verheerende Sturmflut über unser Vaterland hinwegbraust, und der besonders in den republikanischen Hansestädten Hamburg und Bremen eine große Macht gewann, an der Lehrerschaft dieser Städte nicht wirkungslos vorüberging, und daß infolgedessen in diesen Kreisen zum mindesten eine sehr kritische Stimmung gegenüber Jugendbüchern von ausgesprochen christlichem oder nationalem Gehalt besteht, eine Stimmung, die sich schon im Tone der Beurteilung (vergleiche den mit Recht dieserhalb angegriffenen Artikel des Bremer Lehrers Hurrelmeier in der „Jugendschriften-Warte“!) deutlich genug kundgibt. Solcher Radikalismus findet in Avenarius einen wohlwollenden Gönner. Für den grundsätzlichen Gegner dieser Geistesrichtungen erwächst die Pflicht, die von Hamburg und dem Dürerbund ausgehenden Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendliteratur mit

peinlichster Sorgfalt zu beobachten, sie mit der größten kritischen Gewissenhaftigkeit zu prüfen. — Aber andererseits wäre es höchst ungerecht, darüber die Verdienste dieser Leute zu verkennen. Die Schriften Wolgasts haben bahnbrechend gewirkt. Die kritische Sichtungsbearbeitung der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften hat einen Augiasstall ausgemistet. Ohne die schwere Pionierarbeit der Hamburger wäre die ergebnisreiche Entwicklung der deutschen Jugendliteratur in den letzten zwanzig Jahren gar nicht zu denken. Die Anklage, die Hamburger schloßen grundsätzlich alle Bücher von religiösem und vaterländischem Gehalt von ihren Musterverzeichnissen aus, ist gegenüber den vor aller Augen liegenden Tatsachen durchaus unhaltbar. Und der Dürerbund hat bei aller grundsätzlichen Einseitigkeit durch seine praktischen Arbeiten dazu beigetragen, den wertvollen Ergebnissen der Bewegung zur Reform der Jugendliteratur die breiteste Wirkung zu sichern.<sup>4</sup>

Gegenüber Wilhelm Kogbe und seinen Anhängern muß betont werden, daß eine noch so gute pädagogische Absicht das dichterische Können niemals ersetzen kann. Es geht nicht an, im Interesse des Kampfes gegen die Schundliteratur die Erkenntnis, daß durch gut gemeinte, aber schlecht geratene Tendenzschriften weder den begünstigten Tendenzen noch der literarischen Jugendbildung gedient sei, leichtem Herzens preiszugeben. In aller Ruhe sei es auch gesagt, daß durch die unheimliche literarische Betriebsamkeit Kogbes die Güte mancher seiner Arbeiten leidet. Er nimmt auch Bücher in seine Sammlungen auf, die ernster Kritik nicht standhalten. Ich selbst habe noch vor kurzem Geukes „Diamantinsel“ und Nieses „Erika“ (im „Literar. Ratgeber“\*\*\*)

\* Mainz, Verlag Jos. Scholz. Brosch. M. 1.—.

\*\* München 1913, Verlag Georg D. W. Callwey. Brosch. 60 Pfg.

\*\*\* Es darf bei dieser Gelegenheit auf die vorbildliche Art verwiesen werden, in der seit Jahren das Jugendschriftenreferat im „Literarischen Ratgeber“ für die Katholiken

mit aller Deutlichkeit abgelehnt. Das darf uns aber nicht zu der Einseitigkeit führen, die großen Verdienste des Scholz'schen Verlages und seines Mitarbeiters Kopke nicht gern und dankbar anerkennen zu wollen. Der Verlag Jos. Scholz in Mainz hat zumal auf dem Gebiete des Bilderbuches ganz Hervorragendes geleistet, und die „Mainzer Volks- und Jugendbücher“ bedeuten im ganzen eine überaus wertvolle Bereicherung unserer Jugendliteratur. Hat doch auch gerade der Dürerbund die Bedeutung dieser Sammlung mit treffenden Worten anerkannt, indem er hervorhob, „der fruchtbare Gedanke, unsere besten lebenden Erzähler in den Dienst der Jugend zu stellen, sei hier Wirklichkeit geworden“.

Es stehen also den Fehlern beider Parteien jeweils auch erhebliche Verdienste zur Seite, dort mehr um die Hebung der Jugendschriftenkritik, hier mehr um die Schaffung einer wirklich einwandfreien Jugendliteratur. Daraus ergibt sich auch schon unmittelbar, welcher von beiden Seiten das positivere Verdienst zukommt und welche daher in der Lage wäre, dem Gegner auch die letzte Waffe aus der Hand zu schlagen. \*\*

## Theater

**Das „Mirakel“ in Berlin.** Die Tatsache, daß Max Reinhardt mit der Vorführung von Vollmöllers „Mirakel“ in London begann, läßt darauf schließen, daß er den dortigen Boden mit der durch das englische Theater und Beerbom Tree kultivierten Geschmacksrichtung für ein derartiges mehr auf dramatisch dekorative Wirkung gehendes, im Umriß grobes, in den Farben grelles Schaugepränge

für geeigneter hielt als Deutschland und gewissermaßen als Versuchstation benützen wollte. Wurden doch damals von London aus Stimmen laut, es sei zweifelhaft, ob er einen ähnlichen Erfolg mit dieser Art Theaterkatholizismus in den Ländern alter katholischer Tradition haben würde. Über die Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit solcher Erwägung sei hernach einiges bemerkt. Reinhardt jedenfalls hat sich zwar als vorsichtiger Diplomat, nicht aber als tiefblickender Psychologe der Zeitseele und des Massenpublikums erwiesen; denn niemandem mehr als ihm muß der Erfolg in Berlin überraschend gekommen sein: Die ursprünglich auf acht Abende festgesetzten Vorstellungen wurden wochenlang täglich wiederholt. Nur ist der Grund für dieses Interesse nicht so leicht zu bestimmen, und er ist gewiß zusammengesetzter Natur; denn weder kann er hier in der angeblichen Vorzüglichkeit einer rein künstlerischen Leistung noch in dem Bedürfnis der Zuschauer nach dem geistigen Kern allein zu suchen sein. Die Qualität der Leistung ist anfechtbar (was allerdings die Masse nicht stören würde), und das religiöse Motiv lockte gewiß kaum, so man es in weniger pompöse Form kleidete. Wir leben im Zeitalter des Kinos; keine Schaustellungen finden, zumal im Norden Deutschlands, in Berlin, mehr Zuspruch als diese bei hoch und niedrig, und vom Kino hat im Verhältnis zu einer vertieft künstlerischen Darbietung das Vollmöllers-Reinhardtische Mirakel viel an sich. Und doch hätte der Kunstfreund, der diesen Einwand macht, nicht durchaus recht. Wenn bei der Mächtigkeit des Norddeutschen ein solcher Vorwurf derart zieht, so muß eine Resonanzmöglichkeit vorhanden sein, die vielleicht vor zehn Jahren noch nicht da war. Nun könnte man freilich einwenden, das Publikum würde in gleich hellen Scharen zu einer pompösen Aufführung strömen, die irgendeinen held-

Deutschlands' (12. Jahrgang Rempten 1913, Verlag Kösel. Brosch. M. 1.—) von mehreren Sachverständigen besorgt wird. Seit 1913 teilen sich Jos. Ang, Dr. F. K. Thalhoffer und Dr. H. P. Baum in diese verantwortungsvolle Arbeit.



nischen Gegenstand zum Vorwurf hätte. Dem wäre zu entgegnen, daß der Anblick der strahlenden Herrlichkeit der himmlischen Jungfrau vielleicht das eine oder andere Herz doch umstimmte, das gar nicht mit der Absicht nach religiöser Erhebung kam, wie ja auch die Heilsarmee mit ihren Pauken und Trompeten das Ohr der Härtesten und Verlorensten oft erst ihrem Halleluja öffnete, und daß somit in derartigen Schausstellungen dennoch Möglichkeit, geistig auf die Massen zu wirken, gegeben sei, die bei rein literarischer Absicht vielleicht noch abgelehnt würde.

Zwei Betrachtungsweisen wären somit dem ‚Mirakel‘ gegenüber am Platze: Die eine befaßt sich mit dem der Darbietung entgegengebrachten Interesse als Zeitregung, die andere wertet, unabhängig hiervon, die Leistung ästhetisch; davon für den Anspruchsvollen nur ein Schritt bis zum Ethischen ist.

Katholiken haben mit Recht gesagt: Uns geht die Sache am nächsten an, und da sie uns gefällt, kann sie nicht minderwertig sein, wie viele behaupten. Die so reden, haben scheinbar recht und doch nicht ganz. Einmal handelt es sich hierbei zumeist um Berliner Katholiken, die wenig kulturelle Tradition besitzen — (müssen sie in dieser Stadt doch auf jede öffentliche Kirchenfestlichkeit verzichten) —, wie leicht ein Blick auf ihren Gottesdienst hier dartut; alsdann entscheidet bei ihnen die Freude darüber, ihr Eigenstes mit künstlerischem Ernst einer andächtigen Schar vorgetragen zu sehen. Aber der Standpunkt genügt gegenüber einer künstlerischen Leistung doch nicht, zu sagen: es ist nichts darin, was uns Katholiken verlegt. Diesen sittlichen Ernst setzen wir als selbstverständlich voraus. Eine andere Frage aber ist diese: Ergibt sich dieses Verlegende für den *künstlerisch* sehr anspruchsvollen Menschen nicht aus einer *künstlerisch* ungureichenden Behandlung und Darstel-

lung des Stoffes, dieser überaus zarten Legende? Und das trifft für uns in diesem Falle zu. Ich will dafür zwei Szenen angeben: bei der wirren, lärmenden Unruhe des Volkshaufens, den die Heilung des Lahmen vor dem Gnadenbilde nach sich zieht, wie auch während dem irren Durcheinanderrennen der Nonnen beim Wiedererblicken der so lange verschwundenen Marienstatue fanden wir die religiöse Weihe ins Schlechte theaterhafte profaniert und somit das Empfinden verletzt; ja ich muß gestehen, daß ein Heilsarmeeumzug auf mich feierlicher wirkt, weil die Leute ganz bei der Sache sind. — Man hat gesagt: Reinhardt hat den Versuch gemacht, und er muß als geglückt bezeichnet werden, mit den rechten Mitteln dem Großstadtpublikum ein religiöses Weihefestspiel vorzuführen. Dabei fragt sich nur: Lag ihm daran wirklich, oder war ihm die Sache zur einen Hälfte ein Geschäft, zur andern eine passende Gelegenheit, seine dem modernen Parvenuebedürfnis entgegenkommenden Regiekünste zu entfalten? Ist dies der Fall, so bleibt der Erfolg des ‚Mirakels‘ eine Einzelerrscheinung und kann in künstlerisch-ethischem Sinne nicht weiter fruchtbar werden. Zu solchem Zwecke müßte die Leitung derartiger Veranstaltungen (im Verein mit künstlerischen Kräften wie Reinhardt) in Hände übergehen, denen daran gelegen ist. Dann aber wäre das Verhalten der Berliner Masse vielleicht schon ein anderes. Vorläufig weiß sie: der Theatermann aus der Schumannstraße mit seinem bunten Regiezauber ist kein Rattenfänger, der uns etwas auf der Bekehrungspfeife vorbläst, und sie besuchen sein Kino wie irgendeines; auch die hier angeblich beobachtete ‚Andacht‘ ist in beiden die gleiche, und schien uns im Mirakel eher Neugier. — Eine Lieblingsidee des Herrn Reinhardt, mit der er sich seit langem trägt, ist seine geplante Gründung des ‚Theaters der Zehntausend‘.

Und es ist nicht zu leugnen, daß sie etwas Zeitgemäßes hat. Mit der Vorführung des „Oedipus“ begann „sein Sprung in die Manege“. Woher aber die Stoffe nehmen, die derart nach dem Amphitheater rufen wie die antike Tragödie? Der Inhalt unserer Zeit hat sie vorläufig noch nicht geschaffen, und wenn, erstaunlicherweise kaum ein Jahrzehnt nach Ibsens Tod, dessen gesellschaftskritischer Individualismus ganz auf das „intime Theater“ eingestellt war, das Bedürfnis der Masse derart in den Vordergrund rückt, daß künstlerische Kräfte, noch vorläufig roh und plump, seinen Ausdruck suchen, so ist dies eine beachtenswerte Zeitererscheinung. Begonnen hat sie eigentlich mit der Architektur. So sehr man auf ihrem Gebiet zur Bekämpfung des historischen Akademismus nach individueller, intimer und sogen. Zweckarchitektur rief, diese blieb bis heute Einzelererscheinung; denn das Warenhaus, das man als ersten sichtbaren Kunstausdruck ihrerseits unserer Zeit feierte, und Alfred Messel als seinen geistigen Vater (indem der Sakralbau aus der Zeitidee heraus, unabhängig von der Überlieferung, noch nichts Ähnliches aufzuweisen hat), es steht, genau betrachtet, außerhalb der Ästhetik jener modernen Forderungen, die vom Kunst- und Zweckstandpunkt aus die akademische Architektur bekämpfen, und ist die erste noch unbewußte Stiläußerung zur Befriedigung jenes ästhetisch-rohen Massenbedürfnisses, auf das wir oben hinsichtlich der Bühnenkunst wiesen. Und so bleibt erstaunlich, daß dieselbe Kritik, die stets von „zeitgemäßer Zweckkonstruktion“ bei dem Messelbau redet, niemals zu der Empfindung gekommen ist, wie widersinnig es ist, zarte Tüppchen und andere Watistoffe unter Kathedralpfählen neben rauschenden Springbrunnen auszubreiten, und daß keine Zeit je vorher eine solche ästhetisch zwecklose Geschmacklosigkeit begangen, wie diese in unseren Tagen üb-

liche, in denen immerzu der Zweck gepredigt wird. Man erkennt daraus, daß der Zweckbau, im alten Sinne auf's Moderne angewendet, heute noch nicht möglich ist, wo der Sinnentrieb der Masse entscheidet, und daß trotz aller künstlerischen Gegenwehr diesem die Kräfte in die Hand wirken, oft unerkannt. So besteht denn die innerste Verwandtschaft zwischen der Ramschkathedrale Messels in der Leipzigerstraße, den miraculösen Regiekünsten Reinhardts im Zirkus Busch und dem Lauczienpalast, in dessen goldstrotzendem Prunksaal allabendlich auf roten Sesseln, wie man sie früher nur in Schlössern vom Stile Versailles fand, Kommiss und Dienstmädchen, bei lasziver Streich-Musik ihr Bier trinken, oder eine Etage höher das Melodrama des Kinos schauen.

Um zu Vollmöllers „Mirakel“ zurückzukehren: Die Leser wissen, daß es sich in der Dichtung Vollmöllers um die dramatisch-pantomimische Bearbeitung (unter musikalischer Mitwirkung von Humperdinck) der zuerst von Cäsarius von Heisterbach in der „Limburger Chronik“ mitgeteilten Legende von der Nonne Beatrix handelt, die, von weltlicher Luft ergriffen, dem Kloster entflieht, um nach Jahren, an Leib und Seele gebrochen, heimzukehren und empfangen zu werden, als sei sie überhaupt nicht fort gewesen: Da während der ganzen Zeit die Mutter Gottes an ihrer Stelle in gnadenvoller, verstehender und verzeihender Hingabe ihren Dienst versah. In neuerer Zeit ist die Legende dann von zwei germanischen Dichtern, dem Schweizer Gottfried Keller und dem Vlaamen Maeterlinck, bearbeitet worden; nun von Vollmöller zu einer Pantomime. Dichterisch stehen die Arbeiten der beiden ersten unvergleichlich höher, zumal die Kellers. Er kommt dem germanischen Empfinden eigentlich am nächsten und entfernt sich dazu ein wenig von der katholischen Quintessenz ins Protestantische: ihm kommt es nicht

in erster Linie auf die ethische Abstraktion an, daß durch die Gnade der Jungfrau dem Büßer verziehen wird, als darauf, daß aus dem weltlichen Verlangen zugleich ein Gutes gedeiht: so sinkt seine Nonne nicht bis zur Dirne, sondern schenkt einem Ritter acht stolze Söhne, auf deren Haupte Eichenkränze sprossen, als sie vor dem Gnadenbilde erscheinen. Aber es fragt sich, ob der Sinn der mystischen Kraft, der Immaculata, dadurch in seinem innersten Kern nicht angetastet ist: dem überirdischen Gnadenakt geht die tiefste Buße des reuigen Sünders voraus; es ist aber zweifelhaft, ob die als Mutter von acht Söhnen lebende ihr Verhalten derart als Sünde empfinden, und ob die mystische Umwandlung daher überhaupt im entsprechenden Grade vor sich gehen konnte. So bringt die Reinheit der bei Keller nicht zur Dirne Gesunkenen fast etwas Profanes in die Situation und nimmt dem überirdischen Akt die strahlende Glorie. Bei Vollmöller ist das weltliche Intermezzo sehr breit ausgesponnen. Nach drei Liebhabern, die alle dem Tod geweiht sind, sinkt sie zur Soldatendirne herab; aber trotz dieser Breite erfahren wir vom eigentlichen Seelenzustand der Novize Mechthildis, der uns doch naturgemäß am meisten anginge, sehr wenig, wenn schon unter den weltlichen Szenen und im Zeitcharakter manches gut getroffen ist. Vollmöller verlegt die Handlung der Legende, wie ihr Urheber, wieder an den Rhein und beginnt mit dem Aufzug einer Maiandacht zu Ehren der Himmelskönigin. Wer aber die Poesie dieses wunderbaren Frühlingsgottesdienstes am Rhein von Jugend an miterlebt hat — die Maiandachten sind dort zumeist Abendandachten, und man stellt sie sich am liebsten in einer Kirche, die von einem Kranz alter Linden umgeben ist, vor —, der fand davon in dem Reinhardt'schen Massengebränge wenig wieder. Zumal die Chöre enttäuschten ihn aufs tiefste. Reinhardt, der in der Synagoge erzogene Mann,

kann trotz aller Regiefähigkeiten dafür unmöglich das Gefühl mitbringen, wie auch Berliner Straßenkinder aus Berlin N. durchaus nicht in der Lage sind, ein Marienlied zu singen. Der Rhythmus dafür muß mit der Muttermilch eingesogen sein und in einem Lande alter Tradition; man hört es, wie gesagt, selbst in Berliner katholischen Kirchen nicht gut. Reinhardt hätte sich Chöre vom Rhein verschreiben und sich bei der Regie durch einen kunstverständigen rheinischen Priester unterstützen lassen müssen. Denn auch der Schauspieler, der die Bruchstücke aus der Lauretanischen Litanei sprach, war im Tonfall leer; Ähnliches konnte man unlängst hier in Berlin in einem bretonischen Volkslied durch die Yvette Guilbert besser hören. In Einzelleistungen waren die Schauspieler nicht schlecht: an erster Stelle sei die Gattin Vollmöllers, Maria Carmi, genannt, die als Italienerin schon die nötigen Empfindungsvorbedingungen im Verhältnis zu ihren Berliner Kollegen mitbrachte und ihrer ganzen Anlage nach sich zur Darstellung des Gnadenbildes eignete.

Rudolf Klein-Diebold.

P. S. Inzwischen ist es in Berlin von seiten des Herrn Dr. Dinter vom Verband dramatischer Autoren zur öffentlichen Demonstration gekommen, und wir, die wir die Abkehrung in verhältnismäßig milde Formen kleideten, müssen ihm durchaus recht geben: auch wir empfanden nach dem ersten Akt wie er und waren der Meinung, daß hier eigentlich die Zensur einschreiten müsse, die sonst so rasch bei der Hand ist. Derartige Vorgänge wären schon ohne Profanation mimisch darzustellen; aber nicht von Berliner Geschäftsleuten im staltduftenden Zirkus.

## Musik

**Richard Wagner und Gerhart Hauptmann.** Im jüngsten Band (1913) des Richard Wagnerjahrbuchs veröffentlicht E. Meißner eine längere Studie über den dichterischen Einfluß Richard Wagners auf Gerhart Hauptmann. Einzelne Ergebnisse derselben sind so inter-

essant, daß sie in entsprechender kritischer Beleuchtung auch außerhalb der engeren Fachkreise bekannt zu werden verdienen. Daß Hauptmann ein großer Verehrer Wagners war, wissen wir aus einer eingehenden Äußerung von ihm in der Zeitschrift „Der Merker“ (Wien, Juli 1911), wo er sich folgendermaßen über den Bayreuther Meister vernehmen ließ: „Richard Wagner. Es ist Tiefes, Allzutiefes, Flaches, Allzuflaches genug über ihn gesagt worden. Trotzdem muß all das Schweigen immer wieder gebrochen werden. Ich bin als Jüngling in Wagners Bann gewesen, stand seiner Kunst lange fern und mußte ihr fern stehen, um eigene Kräfte zu entwickeln. Geseftigt bin ich zu ihr zurückgekehrt. Ich sehe sie heute ganz anders als im Jugendbann. Ich sehe sie heute als künstlerisches Urphänomen, stammend aus einer Zeit vor aller deutschen Kunst, auch Musik. — Ich bin weit davon entfernt, mich an Richard Wagner deutschümelnd zu entzücken, denn er ist ebenso griechisch als deutsch, ebenso asiatisch wie europäisch. Ein Werk, wie der Ring, ist, was Ursprung, Wachstum und Vollenbung anlangt, das einzige seiner Art in der Welt und vielleicht das mächtigste Kunstgebilde der letzten Jahrtausende. Kultur hat damit nichts zu schaffen und es hat nichts mit Kultur zu schaffen. Es hat nichts mit dem deutschen Rhein, den germanischen Göttern und den Nibelungen zu schaffen, und alle diese schönen Sachen haben nichts mit ihm zu schaffen. Es hat auch nichts zu tun mit Christentum, obgleich es ganz und gar etwas Offenbartes ist. — Wer sie verstehen will, muß nicht in dieser Kunst ertrinken, auch nicht darin schwimmen. Er muß sie als das Große, Ewigfremde willkommen heißen. Man könnte sie, gleichnißweise, als einen unterirdisch hervorbrechenden, kochenden Geyser bezeichnen, der ein unbekanntes glühendes Element empor-schleudert, aus dem Erdinnern, das die

menschliche Seele, die es benezt, von den Schlacken der letzten Jahrtausende rein baden und rein brennen kann.“

Ein so mächtiges geistiges Erlebnis, wie es für Hauptmann nach diesen Worten die Kunst Wagners bedeutete, konnte natürlich auch auf des Dichters eigenes Schaffen nicht ohne Einfluß bleiben. Und so begegnen wir tatsächlich bei Hauptmann häufig den Spuren Wagners, nicht etwa in Form plumper Nachahmung oder gar beabsichtigten Plagiats, sondern als feinnervige, oft verschleierte, aber doch unverkennbare Parallele. Dabei sind verschiedene Kategorien zu unterscheiden: Parallelen des sprachlichen Ausdrucks und der Situation einerseits sowie solche des dichterischen Gedankens andererseits. Die ersteren sind zahlreicher, die letzteren dagegen bedeutsamer. Bei Aufzeigung der sprachlichen Parallelen ist es nun freilich nicht ganz leicht, die rechte Grenze einzuhalten, und Meind ist in seiner Studie entschieden zu weit gegangen, wenn er zu ihnen auch gemeingebräuchliche Wortübereinstimmungen rechnet.

Allein es finden sich doch auch Stellen, deren Ähnlichkeit zu frappant ist, als daß sie für rein zufällig gelten könnte. Um nur zwei Beispiele zu nennen: wenn im „Armen Heinrich“ Ottegebe aus wunderlichem Schlaf erwacht und „mit unsäglichem Staunen um sich blickend“ sich zunächst nur schwer in die vertraute Umgebung zu finden vermag („Wo bin ich, Herr?“ — „Im Schloß zu Aue.“ — „Wo in welchem Lande?“ — „Im Schwarzwald, Herrin, und auf heimischem Grund! . . . Steh mich doch an, willst du mich nicht mehr kennen?“ —) so ist das ein augenscheinliches Pendant zum Erwachen Tristans auf dem Wundlager und seiner Zwiesprache mit dem treuen Kurwenal. In gleicher Weise gemahnt die erste Szene zwischen Heinrich und Rautendelein in der „Versunkenen Glocke“, das leise Aufkeimen der Liebe in beiden, während sie dem Kranken den Trank

reicht, an den Anfang der ‚Walküre‘ (Siegmund und Sieglinde). Was solchen Momenten ihren Charakter als dichterische Parallelen verleiht, ist nicht nur die Übereinstimmung einzelner Worte und Ideen, sondern vor allem die Gleichheit der Situationen. Solche Situationsparallelen zu Wagner aber lassen sich, vom sprachlichen Ausdruck abgesehen, auch sonst noch bei Hauptmann finden.

Bedeutungsvoller aber als solche Sprach- und Situationsparallelen sind, wie erwähnt, die Fälle, wo dichterische Grundgedanken des älteren Dramatikers von dem jüngeren übernommen, respektive nachgebildet werden. So klingt z. B. der aus dem zweiten Akt des ‚Tristan‘ stammende Gedanke, im höchsten Glück der Liebe den Tod zu ersehnen (‚So starben wir, um ungetrennt . . . ganz uns selbst gegeben, der Liebe nur zu leben‘), zweimal auch bei Hauptmann an. In der Liebeszene des Dramas ‚Vor Sonnenaufgang‘ sagt Loth: ‚So mit dir zu sterben!‘ Helene (mit Inbrunst): ‚Leben! Warum denn jetzt sterben?‘ Loth: ‚Das mußt du nicht falsch auffassen. Von jeher berausche ich mich besonders in glücklichen Momenten in dem Bewußtsein, es in der Hand zu haben, weißt Du!‘ Ähnlich sagt im 5. Akt des Dramas ‚Kollege Erampston‘ der Liebende zur Geliebten: ‚Und wenn wir sterben, eins mit dem andern.‘ Gertrud: ‚Eins mit dem andern.‘ (Küsse.) Von Wagner hat Hauptmann ferner den Gedanken der durch eine vergiftete Waffe beibrachten Wunde als Symbol eines tiefen Schmerzes oder einer ethischen Krankheit übernommen. Wie König Marke Tristan vorwirft, daß er ihn ‚mit der Waffe quälendem Gift, das Sinn und Hirn sengend versehrt‘, verwundet habe, und wie Amfortas im ‚Parzival‘ von Klingsors Speerwurf eine Wunde am Leib trägt, die nie sich schließen will, so läßt Hauptmann in ‚Elga‘ seinen Dimitri sagen: ‚Es kommt

mir vor, als liefen wir alle herum mit einem abgebrochenen Speer im Rücken.‘ Grischka: ‚Ja, von Laumel zu Laumel vorwärts, von Rausch zu Rausch, damit man ihn nicht fühlt. . .‘ Dimitri (zu Starschenski): ‚Du fühlst die vergiftete Wunde, darin der Speer steckt, nicht?‘ Starschenski: ‚Ich fühle den Speer und die bohrende Wunde nicht.‘ — Auch in ‚Und Pippa tanzt‘ spricht der ‚Direktor‘ einmal von einer vergifteten Pfeilspitze, die ihm ‚irgendwo im Kadaver sitzt und mit jeder Minute tiefer dringt‘. Und im Roman von dem Narren Quint heißt es: ‚Jeden Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keusch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrschenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen ist, wird dieser selbe Speer, nicht selten von der Hand des Betroffenen, mutig und entschlossen weiter, bis ins Herz des eigenen körperlichen Lebens weitergeführt.‘ — Endlich ist die im ‚Ring‘ den Angelpunkt der Handlung bildende und im ‚Parzival‘ auf christlicher Basis wiederkehrende alte mythische Idee eines auf dem Menschen lastenden, nur durch eine Erlösungstat zu bannenden Fluchs auch in Hauptmanns dichterische Vorstellung übergegangen.

‚Du liegst gekettet an ein altes Buch  
Und trägst, wie sie der Sonnenmutter  
Fluch.‘

— Denn unterm Fluche, ob ihr's gleich  
nicht wißt,

Seid ihr, und wir, und alles was da ist.‘

So heißt es einmal in der ‚Versunkenen Glocke‘. Und in ‚Kaiser Karls Geißel‘ lesen wir: ‚Wer möchte glauben, welcher starke Fluch ihr (Gerusind) mitgegeben war, der Zarten und Gebrechlichen. Auf uns liegt noch der sonderbare Fluch Gottes, der Eva wegen, unserer Ahnfrau.‘ Desgleichen fragt sich der ‚Narr in Christo Quint‘: ‚Warum

wird das heilige Fließen und Weben in meiner Brust auf einmal durch einen Fluch gedämmt?“ —

Das wäre in kritischer Auswahl und systematischer Ordnung das Wichtigste, was sich an Parallelen zwischen Hauptmann und Wagner der verdienstlichen Meißnerschen Materialsammlung entnehmen läßt. Es genügt, zu zeigen, daß Wagners Einfluß auch auf die moderne Literatur nicht zu unterschätzen ist. Gewiß würden sich, bei entsprechender Untersuchung des Schaffens auch anderer moderner Dichter, noch manche überraschende Beobachtungen gleicher Art machen lassen.

Dr. Eugen Schmiß.

## Unsere Kunstbeilagen

Die modernen Blumenbilder, die wir den älteren Blumenstücken im letzten Heft zur Ergänzung anreihen, zeigen den großen Unterschied, den unsere Zeit in der malerischen Auffassung dieser in allen Zeiten beliebten Stoffelemente der Kunst gebracht hat. Die Blumenmalerei kommt der Entwicklung nach der Seite der Farbe und der Neigung für das Stilleben entgegen, und so gibt es heute mehr Blumenbilder als je; aber die äußere prunkende Stilform, wie sie bei den Niederländern einheitlich galt, ist verlassen und der Stil der Blume einfacher, naturwesentlicher und zugleich in einer anderen Auffassung abstrakter geworden. Die Blumenmalerei hat sich vertieft, aber auch mangels einer äußerlichen Stilform erschwert, und darum sind unter den vielen modernen Blumenbildern nicht viele gute. Der feinste Reiz und echteste künstlerische Gehalt unserer Blumenbilder gründet in Unterschieden der Rasse und nationalen Empfindung. Unsere wesentlich deutschen Künstler wie Schuch, Thoma und Trübner, haben gerne Blumenbilder gemalt, und ihre Bilder zeigen die naturhafte Einfachheit, die an frühe deutsche Meister erinnert und vor allem der pflanzlichen Eigenart dienen will. Die moderne Kunst der Franzosen, für die Cézanne das beste Beispiel ist, geht in der Fortsetzung des Impressionismus auf einen räumlichen Rhythmus aus und schätzt die künstlerische Abstraktion mehr als die pflanzliche Natur. Es ist der alte, stete Gegensatz zwischen Natur und Form, der sich hier selbst als ein Rassegesetz ausprägt. (Das Bild von Cézanne stammt aus „Paul Cézanne“ von Julius Meier-Graefe. Mit 54 Abbildungen. 4. — 6. Tausend. Geb. 3 M. R. Piper & Co. Verlag München.)

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Ruth, München-Golln  
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München

Mitteleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmiß, Starnberg

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München  
Für Österreich-Ungarn preisgeseßlich verantwortlich: Georg Schöpferl in Wien IV,  
Favoritenstraße 35

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Rempten, Bayern.

Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59  
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingekandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.

Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau  
nur bei genauer Quellenangabe gestattet.





*Antonius van Dyck 'Der Maler*





Elfter Jahrgang

August 1914

## St. Vultag / ... von Karl Foerster

Gefühle in



Die Entz.  
Dasein  
das l  
artig z.

Malerei, D...

sich jenes neuen Lebens und

Die Bilder und Erinnerungen an

innerungen an Dant...

früheste Schilderer un...

sie auf Erden kaum er...

gesicht solche Heere von ...

Begefeuer und Läuterung

Doch hier soll nicht vor

ewigen Zusammenhängen, vor

alles Erdenleben verwoben, ge...

täglichen Erleben inmitten die...

der Menschheit.

Je mehr sich unsere Augen er...

unseres Innern erschließen sich, die u...

Unausgesprochenes in täglichen Ein...

Hochland XI. 11.



1648 *Simon van Lint* "1648"



Elfter Jahrgang

August 1914

## St. Alltag / Impressionen und Meditationen von Karl Foerster

Gefühle im Gewühle. — Gesänge im Gedränge.

**D**ie Entwicklung der Weltstädte und des Verkehrs hat in das Dasein etwas Neues, früheren Zeiten Unbekanntes gebracht: das häufige oder tägliche Verweilen in großen, fremden, vielfältig zusammengesetzten Menschenmengen.

Malerei, Dichtung und Seelenführung beginnen langsam und tastend sich jenes neuen Lebens- und Weltinhaltes zu bemächtigen.

Die Bilder und Stimmungen dieses modernen Lebens rufen oft Erinnerungen an Dantesche Visionen in uns wach. Dante ist wohl der früheste Schilderer unermesslicher bewegter Menschenmengen, wie seine Zeit sie auf Erden kaum erblickte. Wir sehen jetzt täglich von Angesicht zu Angesicht solche Heere von Bewohnern der Höllen- und Himmelskreise, der Fegefeuer und Läuterungsberge.

Doch hier soll nicht vom Innern dieser modernen Menschheit und von ewigen Zusammenhängen, von Welt- und Himmelsgeheimnissen, in die alles Erdenleben verwoben, geredet werden, sondern von Gedanken aus dem täglichen Erleben inmitten dieses uns neu aufgetanen Erscheinungsreiches der Menschheit.

Je mehr sich unsere Augen öffnen, desto mehr Kräfte und Tiefen unseres Innern erschließen sich, die uns immer mehr Unausprechliches und Unausgesprochenes in täglichen Einflüssen gewahren lassen . . .

Hochland XI. 11.

33

Mit geheimnisvollem Vergnügen lässest du das mächtige Leben dieses fremdartig ungeheuren Wesenreiches in dich einstrahlen.

„Durch eine so unzählbare, rastlos bewegte Menschenmenge durchzugehen“, schreibt Goethe, „ist gar merkwürdig und heilsam; wie alles durcheinander rennt und strömt und doch jeder einzelne Weg und Ziel findet. In so großer Gesellschaft und Bewegung fühle ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben, desto ruhiger werde ich.“

Auch wenn wir uns den ganzen Tag lang im Gewühl bewegt haben, werden wir doch bis zum späten Abend nicht müde, in den Hieroglyphen der Gesichter zu lesen und zu rätseln . . .

Aus dem Meere schattenhaft vorübergleitender Erscheinungen tauchen Gestalten auf, deren Anblick uns im Innersten bewegt. Geheimnisvoll vertraute oder fremdartige Menschenbilder, seltsam uns aufrührende Einwirkungen überraschen uns in den Gewühlen. Wesen höherer Sphären ziehen ihre Bahn durch die Menge, wie Sterne anderer Weltkreise, wie Schiffe mit abgeblendeten Lichtern.

Es geschieht, daß Verkörperungen ganz neuartiger Möglichkeiten der Natur sich in Fleisch und Blut vor uns bewegen, halb unsere Phantasie beschämend, halb ihr recht gebend: Also auch in dieser besonderen Richtung werden feinste, halb unbewußte Ahnungen deines Innern erfüllt! . . . „Die königliche Verschwendung des Daseins, die unsagbare Erhabenheit der Seele schien in solchen Begegnungen zu liegen“ (Andrian).

Es geschieht, daß Wesen dicht an uns vorüberwandeln, die uns wie Traumgestalten oder Visionen anmuten, unseren Blick nach sich ziehen, als müßten wir uns noch einmal von ihrer Wirklichkeit überzeugen.

Wir können uns oft von dem Gefühl nicht freimachen, das Leben werde uns einmal mit ihnen in Berührung bringen; doch sind wir beglückt und bereichert schon von dem bloßen Gedanken, jene Zauber in der Welt lebendig zu wissen, und beugen uns lieber und staunender den Gesetzen des Menschendaseins, das solche Hochgestalten umfaßt . . .

Wie auch in den vertrautesten Gesichtern immer wieder seltsam Neues, Fremdartiges auf uns wirken kann, so redet bisweilen aus ganz neuen unerwarteten Gesichtern eine Magie zu uns, der etwas in uns selber Bestauntes versonnen antwortet . . . meine Seele scheint Bekanntschaften und Beziehungen zu haben, die ich nicht übersehe . . .

Ideale eines uns lieben Typus oder Anklänge an ihn wecken das frohe Gefühl in uns: also von dieser Herrlichkeit ist noch mehr auf der Welt! Herzbewegend erregen Ähnlichkeiten das Gefühl für geliebte Urbilder.

Eine undefinierbare Gebärde eines fremden Menschen vermag eine Welt in uns aus dem Schlummer zu wecken, Seelenschätze und Erinnerungen neu und unvergeßlich zu beleuchten. Solche Ähnlichkeitseindrücke sind nicht häufig und bringen uns die Seltenheit oder Eigenheit der Erscheinung der meisten uns nahestehenden Menschen zum Bewußtsein.

In manchen Gesichtern haben wir beständig zu rätseln wie an manchen Blumenarten, während wir andere ruhig betrachten. Man begreift gar nicht, daß der Mensch dort wirklich lebt und atmet, und könnte doch nicht eigentlich sagen, was uns schon wieder so sonderbar staunen läßt.

Zuweilen haben wir Gruppen oder einzelne Menschen in unserer Nähe, die ganze Gefühlswelten in uns wachrufen, eigentümlich unsere Stimmung durchbringen, gleich dem zarten mystischen Einfluß seltener fremder Düfte. Wir hören und schauen bisweilen unwillkürlich mit den Sinnen und Gedanken eines in unserer Nähe befindlichen, unser Interesse fesselnden Wesens fast stärker als mit unserm eigenen.

Die Erinnerung an ein Antlitz aus der Zuhörermenge in Theatern — oder Musiksälen lebt oft wie in geheimer Beziehung zu dem Kunstwerk in uns weiter, das uns mit ihm zusammenführte. Andere solcher fernen Erinnerungen werden uns durch eine Dichtung, die wir lesen, geweckt und leihen Gestalten äußeres Leben, von denen sie inneres empfangen.

Auch manch' geheimnisvolle, Jahrhunderte überdauernde Gestalt der Dichtung ward einst in der Dichterseele durch eine schweigende Begegnung auf den großen Straßen des Lebens ins Dasein gerufen: so die Gestalt der Mignon und des Harfners durch ihre atmenden Urbilder, die Goethe im Postwagen auf der Reise vom Walchensee nach Mittemwald traf.

Endlos viele stumme Begegnisse aus kurzen Stunden oder Augenblicken leben noch nach Jahren und Jahrzehnten in unserem Gedächtnis; sie behaupten Plätze episodisch-symbolischen Charakters und bringen uns Kunde von unserem früheren Dasein, von duftversunknen Lebensgestaden.

\* \* \*

Es geschieht, daß Menschenerscheinungen uns überpersönliche ethnische Geheimnisse offenbaren und verkörpern. Gesichter, wie aufgetaucht aus dem Gewesenen, wie aus anderen Zeitepochen leben noch im Heute mit uns auf dem Erdball und blicken in unsere Augen, die sich mit scheuem Staunen auf sie richten . . .

Wir sind Nachzügler aus dem Rokokozeitalter bekannt, deren Nähe mich immer in die wunderbarste Stimmung versetzt . . . Ich traue oft meinen Ohren kaum, gewisse alte vornehme Damenstimmen so unleugbar in das Heute erklingen zu hören . . .

Jüngst sah ich ein Germanenmädchen aus dem sechsten Jahrhundert mit der Schulmappe am Arm auf der Hochbahn; auch als das Rätselwesen zu reden begann, beharrte der Zauber. Jene altgermanischen Eindrücke werden uns am reichsten und erstaunlichsten in Skandinavien zuteil.

Ähnliche Erlebnisse solcher Blicke in andere Zeiten harren unser in vielen fremden Landen, oft noch gesteigert durch althistorische Trachten. Auch wunderlicher mythologischer Anklänge ist zu gedenken, Anklänge an Faune, Nixen, Feen, Gnome, Elfen, Hexen, Teufel, Meergerisse, Furien, Nornen und Sybillen.

Ja, in ganz modernen Anblicken überrascht uns unser Zeitalter, das

so viele uralte Menschheitsträume erfüllt, mit solchen Anklängen: Völlig wie eine mächtige Zauberin in ihrem tausenden Wunderwagen, von einem lenkenden Zaubergeist bedient, erschien mir heut eine in schön gebautem Auto vorüberfahrende Dame . . .

\* \* \*

Alte ewige Menschlichkeiten und Bilder des Lebens berühren oft so neu und eigen in den neuen Rahmen und Umgebungen . . .

Ein Tanzfest auf dem großen Dampfer: der Menschheitsübermut in Ozeaneinsamkeiten, das Tanzen der goldbeschuhten Mädchenfüße über den grünen Riesentiefen — ganz im Bann und Zauber jener alten Walzermelodie mit ihrer schwermütigen Volksliedsüße, ihrem Allwissen um ewige Schicksalsgeheimnisse zwischen Mann und Weib . . . An Februarsonntagen in München in nächtlicher Winterfrühe das große Wandern dichtvermummter Männlein und Weiblein mit geschulterten Schneeschuhen zum Bahnhof und mitten unter dem Mastenwald der Schneeschuhe an Haltestellen der Bahnen und in den Wagen noch heimkehrende Karnevalsmasken, versprengte Trümmer des Faschings . . . In dem Auto neulich morgens jenes reizende Nest erwartungsfroher sommerlicher Jugend, vom Alter behütet; und eine Jugendgestalt darin, das Gesicht von der Hand am Hutrande beschattet, mit so ergreifend holdem Ausdruck von Jugenderwartung nach vorn blickend, daß ich fast meinte, das, was ich sah, mit dem geistigen Auge gesehen zu haben . . .

Dem Wort entrückt bleibt oft der eigentliche Kern solcher Eindrücke, ihre fast schmerzhaft große Großartigkeit: die abendliche Abfahrt des großen Schnellzuges — noch einige Augenblicke von hundert Abschiedsarmen zurückgehalten — dem aufgehenden Mond durch den großen Lorbogen entgegen . . . Der nächtlich menschenleere, taghell erleuchtete Platz vor dem mächtigen, antiken Triumphtor in köstlich stumpfen, noch regenfeuchten Tönen, nur belebt von dem unablässigen Kommen und Verschwinden bunter, lampenfunkelnber Autos durch die drei Lorbogen . . . Am Fenster des in aufgeregter rasender Eile durch dampfenden Schneesturm vorüberdonnernden Schnellzuges die Krankenschwester und der Kinderlockenkopf . . .

\* \* \*

Ein moderner Jugenderzieher erzählt den Kindern nach der Gesangsstunde von jener 'zweiten Stimme', welche auch im Leben die Freude so oft in dunkler, schwermütiger Tonart begleitet, und erinnert sie an ihr Hereinstürmen ins Wohnzimmer nach dem Spiel im Schnee und an die nassen Fußbodenflecke, mit denen andere Mühe haben . . .

Bei der Ankunft nach durchreister Schnellzugsnacht, ruhig im Arm nacharbeitender Menschheit durchschlafen, siehst du, an der Lokomotive vorübergehend, mit leisem Schuldgefühl die augurenhaft ernsten Blicke der beiden Männer dort oben in den Schwarm der ihnen anvertrauten, ihrer kaum achtenden Reisenden gerichtet und denkst, wie schön und natürlich es

doch wäre, wenn man nun auch für den unmittelbar materiellen Ausdruck seines Gefühls einen kleinen „Opferstock“ vorfände . . . Unterdessen quält sich hinten im Gepäckwagen ein alter Packträger mit deinem unbequemen, viel zu großen Koffer, der zur Erleichterung aller Tragenden viel besser aus zwei kleinen bestände.

\* \* \*

Jede große Stadt ist in ein besonderes Geheimnis gebannt, das unserem Gefühl für die Menge und den einzelnen eine besondere und einzigartige Färbung verleiht. Diese empfängt wieder durch einzelne Gegenden oder Stätten ihre besonders zwingende Stimmung, der alle Eindrücke verwoben sind.

München und Paris haben ‚Ather im Blut‘ und die Menge wie der einzelne hat Teil daran. Aber Hamburg liegt die große Kraftgetränkte Schwermut der Ozean- und Welthafenmähe und klingt wohlthuend mit halb weltmännischer, halb niederdeutscher Schlichtheit und Gemütlichkeit zusammen. In London, der großen Strahlungs- und Rückstrahlungszentrale des Weltstadtgewimmels aller Wunderfernen der Erde, fühlt man sich überraschend schnell heimisch. Das Individuelle und Persönliche wird hier viel weniger ins Ameisenhaft-Unpersönliche niedergedrückt, als man bei den Riesenmaßen der Stadt meinen sollte. Unvergleichbar ist das tolle und doch so ruhevollere Feuer des ganzen Getriebes, die fieberhaft angespannte und doch kühle, weite, zielbewusste Bewegtheit. Der köstliche Straßentrubel ist so anziehend, daß man im Hotelzimmer eine Lust verspürt, sich wieder in dies prickelnde, gewaltige Element hinauszubegeben wie an eine stürmische Brandung. Im Tempo des Gehens und sicheren Fahrens steckt eine Energie, als ob das Leben von stärkeren inneren Kraftquellen gespeist würde; alles scheint ungeheizt und mit einer weltmännischen und erfrischenden Ruhe gepanzert. Nirgends hat das Weltstadtgetümmel etwas so Berauschesendes wie hier; wunderbar berührt auch gerade in und um London die über den großen Menschenmengen der Vergnügungsveranstaltungen lagernde heiter-vornehme Ruhe und Traulichkeit.

Als mir letzteres so einmal recht zum Bewußtsein gekommen war, traf ich einen englischen Freund, der gerade aus einer westfälischen Stadt zurückkehrte und im Laufe des Gesprächs genau den gleichen neidisch-erfreuten Eindruck aus jener deutschen Stadt berichtete . . .

Aber Berlin liegt die Stimmung geordneter Kraft und mächtiger Werdelust. Selbst die Berliner bleiben ‚gespannt auf Berlin‘ wie die Newyorker auf Newyork; trotz aller Einsicht in viele tragische Irrwege der bisherigen Entwicklungen. Die Menschen sind wie geladen mit den Spannungen des Weltgetriebes, in dem sie leben.

Das tiefste Wesen dieses ungeheuren Lebensgebildes ‚Berlin‘ erschließt sich nicht dem oberflächlichen Blicke; die Entwicklung des wahren Verständnisses Berlins ist in ganz besonderer Weise an nähere persönliche Bekanntschaft mit führenden Menschen aus den verschiedensten Sphären dieses gewaltigen Dynamos von Arbeit und Lebenswillen gebunden . . .

Wie geheimnisvolle neue Kontakte stellt oft ein neuer Mensch, ein Buch oder Theaterstück zwischen unserer Seele und einem großen Menschenkreise, einem Volksschlage, einem Stadtmilieu, einer Berufs- und Gesellschaftsschicht her! Was für unerwartete Welten können uns da fort und fort in der Nähe und Ferne aufgehen!

Immer wieder entdecken wir auch Menschen, in denen die besonderen beengenden Schranken ihres Berufs, ihrer Lebensatmosphäre, Volksart oder Rasse in ergreifender Weise von reiner Menschlichkeit, von Seelenfülle und Eigenart gesprengt sind. Gerade Berlin ist hierfür ein besonderes Feld der Wahrnehmung.

\* \* \*

Man bewertet unwillkürlich die Menschen und ihr Verhalten viel stärker, als man selber oft meint und merkt, und zwar bis in unscheinbare Kleinigkeiten hinein; undefinierbare Bewegungen des Mundes oder der Füße können uns oft ein fremdes Wesen um ganze Welten steigen oder sinken lassen.

Die Menschen wissen gar nicht, was sie oft schon durch den Klang ihrer Stimme Fremden offenbaren; sie scheint durch die ganze Lebensanschauung, Lebenskultur oder Unkultur physisch tief beeinflusst zu werden, so daß wir am Telephon aus dem bloßen Stimmklang in gewissem Sinne hören, wie wir mit jemand zu reden haben.

Wieviel Kultur oder Unkultur drückt sich in den kleinen Dingen unseres Verhaltens unter fremden Menschen aus! Nur an folgende Haltungslosigkeiten soll hier erinnert werden: an die laute, ungedämpfte Unterhaltung in Gegenwart Fremder, die alles ungefragt mit anhören müssen; an das sanfte Vordrängen an Ladentischen und Schaltern vor zweifellos länger Wartende, an das mehr oder weniger belästigende Hinblicken zu mitleiderweckenden oder schönen Personen.

Unvergessen ist mir aus einer großen Londoner Gartenbau-Ausstellung, in der viele Leute in Rollstühlen gefahren wurden, die unbedingte rücksichtsvolle Vermeidung von Mitleidblicken.

\* \* \*

Rätselhafte Schrift des Schicksals, der Stimmung und des Charakters in den Erscheinungen der Mitmenschen erschließt sich uns. Alles gewinnt immer mehr Schicksalsfarbe; und immer stärker suchen wir nach der Goldschrift der Charakterfestigkeit, der Seelenstärke und inneren Disziplin.

Gangarten, Stimmklänge und Sprechweisen kommen uns in der unbegreiflichen Mannigfaltigkeit ihres Reizes und ihrer Bedeutsamkeit immer stärker zum Bewußtsein. Erst Auslandsreisen entwickeln den Sinn für diese Dinge.

Der größte animalische Zauber, die höchste Anmut und Hoheit des Schreitens und Wandeln findet sich nach den Schilderungen der Weltreisenden bei manchen erotischen Naturvölkern; ich sah vor Jahren solch buntgekleidetes, reichgeschmücktes Menschenkind, wohl einen asiatischen Prinzen oder Gesandten, in einer deutschen Stadt; das Wandeln seiner Füße,



als sei es einen goldenen Märchen- oder Götterboden gewohnt, schien wie eine herablassende Gastrolle auf irdischem Stadtpflaster.

Unsere Freude an den großen Völkerverschiedenheiten und an der Stammesverschiedenheit im eigenen Volke wird trotz aller Dissonanzen immer reicher und verjüngter, je tiefer wir ins Leben kommen; wir staunen oft, daß diese Gefühle schon eine so lange Geschichte in uns haben . . .

Die Lebensalter sehen wir mit immer neuen Augen an, immer reicher auch an Wissen um Dinge in jedem Alter, die uns als Erscheinungen desselben neu und verwunderlich sind.

Immer neue Menschentypen, die uns früher unbelebt waren, werden uns durch neue persönliche Bekanntschaften interessant. Bis in die alte Kunst und in die Ahnenbilder reichen diese Erweckungen und strahlen ins Heute zurück.

Wenn die Menge allzu stumm ist, der lebt zu einsiedlerisch.

\* \* \*

Wie genieße ich hier in manchen Stimmungen auch das schlichteste Antlitz. Jedes ist mir geheim=ehrwürdig, unergründlich; ganz besonders etwa nach dem Besuch von Porträtgalerien; in gutem körperlichen oder leidlich gutem moralischen Befinden, das von tiefster Wirkung auf unsere Betrachtung der unbekannten Menge ist. Im zoologischen Garten, wo man mildere Ansprüche an die Menschenercheinungen stellt, und die Sonderbarkeit und Verschiedenartigkeit der Menschen ebenso wie die der Tiere empfindet und genießt . . . Oder nach Kostümfesten, die in alle Zeit hinaus so recht bestimmt scheinen, die Menschheit ihrer äußeren Erscheinung am frohesten werden zu lassen, und nachher jedesmal noch tagelang unser Schauen in den Menschengewühlen beleben und erwärmen; oder in alten Domen, umwittert vom Hauch irdischer Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit; in alten deutschen Städten im Vorfrühling an Sonntag-Nachmittagen dem schlichten Volksleben überall auf den Wegen draußen im Freien und auf den Friedhöfen nur immer so still zuhörend und zuschauend; oder im Konzertsaal mit tausendköpfiger andächtiger Menge Beethovens neunten Symphonie lauschend, den Donnerchören der Freudigkeit und des Mitgefühls, mit denen der große Abgeschiedene sein schreitendes Menschengeschlecht befeuert, und mit denen um die Tausende ein geheimnisvolles Band gemeinsamer Erschütterung geschlungen wird, so daß wir nach dem Konzerte im Gewühle der Straße und des Verkehrs wiedererkannte Mithörer, etwa wie Menschen, die mit uns beim Sturm und Gewitter auf demselben Schiff waren, betrachten . . .

Ein Stimmungsreiz besonders heller und zukunftsfroher Art liegt auch über der Menschenmenge großer Sport- und Turnfeste in den modernen Riesenstadions. Die Menschen fühlen sich dort auf einer neuen Etappe des Weges zur höheren Durchbildung der menschlichen Erscheinung; als habe für alle Vernachlässigung der Leibesstählung und hiermit enger oder mittelbarer verbundene unnötige Unschönheit der Gestalt und Bewegung,

besonders aber für alle die vielen und unnötigen Fetzmassen, die unser Auge mißhandeln, ein neues, ernsteres Stündchen geschlagen . . .

In anderen Stimmungen wieder quält und sticht uns jedes Gesicht. Wir fühlen uns ‚wie ohne Haut‘ zwischen lauter Menschengespennern, bei denen wir jedoch ein gutmütiges Übereinkommen anerkennen müssen, unseren Zustand stillschweigend zu ignorieren . . .

Manchmal wieder scheinen uns die Menschen im Wagen um uns wie wilde, aus verschiedenen Weltgegenden eingefangene Tiere, die sich gegenseitig mißtrauisch und mit dem Ernst von Tieren mustern; oder die Leute sitzen, bekümmert und überdrängt vom Hauch fremden, teilnahmslosen, in sich zurückgezogenen Lebens, in der infernalischen Ode gleichgültigen Sichanstarrens wie trostlose Wachfiguren, so daß man alle Gesichter aufwecken möchte. Es bleibt eine gute Übung, nicht in den verbrießlichen, wesenlosen, vor den Kopf geschlagenen Gesichtsausdruck der andern zu verfallen; sich überhaupt auch hier innerlich niemals in Antipathien, äußerlich nicht in Grämlichkeiten und Mißtrauen gehen zu lassen.

Das Starre und Leblose, Sonderbare oder Antipathische im Äußeren mancher Menschen wird uns oft durch den Anblick von augenscheinlich nahen Angehörigen derselben eigentümlich gemildert, ja mit einer Art Natur- und Familienwürde umgeben, oder verwandelt sich beim Ausdruck der freundlichen Höflichkeit, der Heiterkeit oder Andacht überraschend.

Der Liefersuchende verwechselt und identifiziert das Äußere eines Menschen nicht leicht mit dem ganzen inneren Wesen, er sieht überall mehr Naturgebundenheit als der naive Sinn; er weiß, wie fremdartig oder mißfallend jedem vieles in seiner eigenen von Urvätern her vererbten Erscheinungsmaske ist. Hinter einer schönen oder bedeutenden Außenseite erwartet er nicht sogleich Eigenschaften, sondern Anlagen. Er weiß, was hinter dem ‚ruhigsten‘ Ausdruck leben und stürmen kann; wie eigenartige oder hohe Eigenschaften oft hinter alltäglichen Gesichtern wohnen, und welche Entdeckungen wir in letzteren machen können; wie unauffällig seltene oder bedeutende Menschen, wie unmusisch Künstlernaturen oft in ihrer äußeren Erscheinung sind; zumal auf der Straße, woselbst durch Kleidung und verschlossenen Gesichtsausdruck auch manche außerordentlichen Gesichter unscheinbar wirken können, wie Blumen, die sich bei Wind und Wetter schließen; er weiß: es geschieht, daß man in manchen, anfangs nicht auffallenden Gesichtern bei längerem Zusammenleben immer mehr Ungewöhnliches findet, ja Höhe, Schönheit oder Güte von tiefstem Zauber gewahrt; daß Gesichter, die anfangs in uns fremde geistige Weltgegenden gewandt schienen, später im Allerheiligsten unseres Lebens wohnen und uns den Anblick der ganzen Menschheit verwandeln; daß wir Menschen von säkularer Bedeutung, Fürsten der Geisteswelt vor uns sehen können, ohne daß unsere Aufmerksamkeit sogleich gefesselt wird.

‚Stoßen Sie sich nicht an seinem unbedeutenden Äußeren,‘ stand in einem Empfehlungsschreiben, das Mozart mitgegeben ward, ‚aber achten Sie auf ihn, wenn er dirigiert.‘

Blicke nicht so unbeteiligt und verschlossen hier in die Menge, es leben Kräfte und Geheimnisse in ihr, heilig und weltgeschichtlich wie Mozarts Musik; und ihr Leben ist mit deinem Leben und Werk durch ein verborgenes Netz unausdenkbarer geistiger und materieller Fäden und Fernwirkungen verbunden, an dem jede Fahrt und jeder Gang mitwebt.

Und überall um dich her, im lampenhellen Wagen und dort drüben in den vorüberfliegenden, wie Katakomben übereinandergetürmten Wohnstätten, walten so seltsame, unvermutete Schicksale. Überall lebt, schlummert, leimt Überraschendes. Und jedes Wesen hier wird als höchster Erbschatz und höchste Erbsorge von anderen im Herzen getragen und trägt sie im Herzen.

Die ärmlich gekleidete Mutter des schwächlichen jungen Mannes in der Ecke beobachtet kaum merklich deinen mitleidigen Blick auf ihn und verbirgt ihr Bemerken unter einem seelenstarken, geheim wunden Gesichtsausdruck, der dir schwer ans Herz greift. Der Sohn aber wird gesunden und nach langen Jahren einst auf ferner Bergstraße als Führer eines Autos dein Leben in Händen halten und behüten . . .

Der Schaffner hätte so gerne seinen Lieblingsberuf ergriffen, doch, die Sache mit den 10 Mark kam dazwischen und änderte die Weichenstellung seines Schicksals.

Der kleine kränkliche Herr dort mit der Zeitung leitet seit langen Jahren aus der Ruine seines Körpers heraus ein blühendes großes Geschäft.

Bei den jungen rassistischen Männern hier steht einer mit einem primitiven Lartarengesicht; aber er war der einzige, der einem alten stehenden Herrn sofort seinen Platz anbot.

Jener alte Gelehrte und Weltmann hat noch als Knabe in Biedermeier-Spigentragen mit der Lichtpußschere hantieren müssen, hat 1850 bei einem Hoffest auf der Pfaueninsel Friedrich Wilhelm den Vierten tanzen sehen, Alexander von Humboldt persönlich Erlebtes aus der französischen Revolution und noch ferneren Zeiten des Jahrhunderts 17 erzählen hören und ist jetzt 1914 an der Arbeit, für die Schiffe aller Meere zur Sicherung der Ortsbestimmung auf hoher See einen drahtlosen telegraphischen Zeitsignaldienst zu organisieren.

Neben dem versonnenen Greise sitzt abgewandt und verträumt ein junges Mädchen; doch das, was der Greis sinnt, wird für den, von dem sie träumt, nämlich den jungen Seeoffizier, ihren späteren Gatten, nach Jahren von tiefer Schicksalsbedeutung werden.

Der Wagenschaffner antwortet eifrig und ausführlich auf eine Frage nach dem Wege.

Es ist immer wieder überraschend, wieviel persönlich freudige Lebenswürdigkeit und Gefälligkeit in den Menschen all dieser aufreibenden und exponierten Berufe des Massengetriebes der Weltstadt meist lebendig wird, sobald wir sie so anreden, befragen und behandeln, wie wir selber an ihrer Stelle behandelt zu werden wünschten. Groß ist in der Unruhe des Groß-

Stadtlebens die Versuchung, aus Hast, Zerstreuung oder Bequemlichkeit mit Schaffnern, Kutschern, Pförtnern und Chauffeuren oder Beamten und Verkäufern nur in dürrster, entseelter Sachlichkeit zu verkehren; manche Leute scheinen überhaupt nie auf den Gedanken zu kommen, daß etwa der Mensch dort hinter dem Ladentisch eine feinere und reichere Seele als sie selber haben könne. Nebenbei wird auch gerade das Sachliche selber durch jene leise persönliche, menschliche Note am meisten erleichtert und gefördert, ohne daß Kürze und Klarheit irgend zu leiden haben.

Welch ein Glaube an die Bedürfnislosigkeit, an Gefühlserrstarrung und Resignationsfähigkeit anderer gegenüber schweren Leiden und Entbehrungen lebt in manchen Menschen . . .

Ein paar merkwürdige ‚inkommensurable‘ Gestalten steigen aus, die ich noch gar nicht genügend gesehen hatte . . . Draußen geht mit einem Rucksack in gebeugter Haltung und ärmlichem Gewande ein Mann vorüber, den ich heute schon einmal in einem alten Dom sah, wo er, den Rucksack auf dem Rücken, aber von anderen Lasten ausruhend, kniend betete, eine unsterbliche Seele in niederster irdischer Maskerade in scheuem Verkehr mit dem Allerhöchsten . . .

Zwei junge Männer vor mir bemühen sich eifrig um ein junges Mädchen zwischen ihnen, das seine Günst gleichmäßig verteilt, bis einer von ihnen sich trennen muß und den beiden noch nachwinkt . . . Drüben der junge Herr mit dem schönen bedeutenden Gesicht hat die Augen geschlossen und schläft ein wenig, wobei sein Gesicht immer verfallener und undisziplinierter erscheint; der Gesichtsausdruck seiner Frau wird nun verständlich.

. . . Ein ‚Paradiesvogel‘ tritt herein, ein ‚Nilpferd‘ blickt scheel . . .

Ich muß betroffen zu dem Paradiesvogel hinüberblicken; in einem mystischen Verhältnis zu mancher Erscheinung finden wir sogleich unser Inneres; die Ausprägung jenes mir wohlbekannten Zaubers in diesem Mädchen Gesicht mit einem neuen, von anderer Seite her vertrauten Einschlage wirft mir überraschendes Licht in ein Gezweige der Gefühle . . . Und ein heiteres Mitwissen um das Geheimnis meines Schauens scheint in jenem köstlich-hochmütigen Gesicht; ich muß es mit spöttischem Überlegenheitsgefühl über etwas in ihm und in mir betrachten . . . Irgendein Farbenklang und feiner Parfümduft trifft mich, und keine Worte reichen an die fremdartige Magie, mit der plötzlich die Menscheneindrücke rings mich überströmen . . . Der Vater des auf der Bank neben mir knienden Knaben hat ein so hartgeschmiedetes, bitteres und trockenes Gesicht. Eine Stimme kommt plötzlich aus diesem ausgebrannten Krater, die mich das Gesicht ganz neu betrachten läßt, und eine Wattersonne, ein seliger Flor, blüht nun auf diesen erstorbenen Zügen, wie ich es überraschender kaum je erlebte.

Ich muß jetzt in der unbekannten Menschenmenge so oft an Erfahrungen denken, die ich jüngst wieder bei mehrwöchentlichem Zusammenleben mit vielen fremden Menschen verschiedenartigster Herkunft auf einem Schiff und in einer Pension machte: In fast jedem entdeckte man nach kürzerer

oder längerer Zeit unter anderen Dingen auch Eigenschaften, Kräfte und Bedürfnisse, berufliche, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, bei einzelnen auch gänzlich neuartige Aromata persönlichen Wesens und Temperaments, die außerhalb der anfänglichen Erwartung lagen oder im Gegensatz zu ihr standen. —

Man fand auch so viel unerwartete Zeichen und Urteile der Zuneigung und Abneigung einzelner gegenüber anderen Mitgliedern und Gruppen der Gesellschaft; wie dies ja denn zu dem bekannten, reichen, halb heiteren, halb dämonisch rätselhaften Geflechte gesellschaftlicher Stimmungen gehört, das sich an solchen Stätten entwickelt . . .

\* \* \*

Der Wagenzug fährt jetzt hoch über der Straße an Häuserfronten vorbei, so daß man in Hunderte erleuchteter Wohnungen wie in Querschnitte des Lebens hineinsieht.

Dort in der Wohnung hinter den rötlich umschleierten Fenstern schwankte gestern die Schicksalswage zwischen Tod und Geburt; ein Mann spricht am Schreibtischtelefon mit einer fernen Stadt, und eine Krankenpflegerin begießt Blumen.

Weiter fällt der Blick in eine hell erleuchtete Feierabendschule für Sprachen voll junger Männer und Mädchen. Daneben das stille grüne Lampenfenster eines Gelehrten, darunter eine Festgesellschaft, die sich von der Tafel erhebt und äußerst angeregt durch die Wohnräume verteilt; dann sieht man das Profil einer Frau beim Klavierspiel — das gerade bedeutungsvoll in eine Stimmung der Bewohner darüber klingen mag; und im Nebenzimmer Kinder beim Abendbrot. Mit rätselhafter Leichtigkeit an diesen wechselnden Bildern hingetragen, umspinnen wir sie wie ‚geschenkte Welten‘ mit einer besonderen Art seelischen Besitzgefühls.

Die dunklen Fenster zwischen den erleuchteten sind wie Symbole der Lichtunterschiede in Schicksals- und Seelenzuständen, der Himmel und Hölle, gebunden oder nicht gebunden an Schuld oder Nichtschuld.

Dante hat in seinem Weltgedichte gleichsam einen Querschnitt durch die moralische und religiöse Welt und Oberwelt gelegt, hierbei aber die Welt des außermoralischen Verhängnisses nicht berührt.

Und doch bedarf des Menschen Wesen nicht weniger auch hierfür in der tiefsten Sprache der Seele einer ‚Divinia Comedia‘, welche durch das irdische Verstehen und Deuten hindurch und darüber hinaus als das dämonische, scheinbar vernunftlose Leid mit hohen Bildern und Gedanken durchleuchtet, getragen vom Glauben an ungeheure, über unseren Verstand hinausgehende Zusammenhänge und Geheimnisse, die alles durchweben und sich mit den tiefsten, in uns gepflanzten Trostbedürfnissen die Hände reichen . . .

\* \* \*

In einem Gartenhof der kleinen Seitenstraße dort drüben hatte ein wunderbarer Mann und hoher erfolgreicher Künstler — der bis zum

36. Lebensjahre ein selbstgegründetes Kaffeegeschäft leitete, ohne Ahnung, daß ein Bildhauer in ihm steckte — sein Wohnhaus und Atelier, das seit seinem frühen Tode wie eine verlassene Zauberhöhle liegt, bewohnt von Ahnungslosen. Auch die Amsel nistet nicht mehr in der alten Laterne. Die Gegend ist seinen Freunden unvergeßlich verklärt durch seine Feuerseele, die Leben, Schicksal und frühes, langes Sterben so königlich meisterte.

Häuser nahe am stärksten Weltstadtverkehr bergen oft Leben, das uns dort so erstaunlich und überraschend ist wie der urweltliche Frühlingsgesang der Amsel in Gartenhöfen zwei Minuten abseits vom tosenden modernen Straßenverkehr . . .

In langen Jahren erlebt man in den weiten Menschenkreisen einer großen Stadt aus der Nähe und Ferne eine solche Fülle von unwahrscheinlicher Schicksalsromantik, von Tragik und erschütternder Lebensverwicklung — ausreichend für lange Reihen von Roman- und Novellenbänden —, daß uns die ganze Stadt wie auf vulkanischem Boden gebaut scheint . . .

\* \* \*

Der Knabe neben mir auf der Wagenbank blickt jetzt mit großen Märchenaugen durch die Scheiben, hinter denen sich gerade die nächtliche Helle einer endlosen Straße wie ein Bild aus Jules Vernes Märchen öffnet, hinab auf das Riesenmeer von Menschen, Wagen, strahlend weiß-blauen, bunten und goldenen Lichtern.

Hoch über dem seltsamen Bilde in einer Wolkenslücke des Abendhimmels schwimmt plötzlich ein großer Stern in feuchtem Urlicht.

Die Lichtermassen der großen Städte lenken von der Betrachtung des Sternenhimmels ab; doch wäre es denkbar, daß gerade sie einmal die erste geheimnisvolle Botschaft unseres Sternenlebens zu einem anderen Stern des Himmels hinübertragen.

Wie kommt uns bei einem zufälligen Blick auf durchscheinenden blauen Himmel, auf Wolkengestalten oder Sterne (abgesehen vom Anblick des grauen gestaltlosen Wolkenschleiers an sich) im Gegensatz zu Mauern und Straßen das wunderbar Sänftigende, Emporhebende jedes Anblicks freier Natur zum Bewußtsein!

Bei längerem Leben im Innern großer Weltstädte herrscht in andauernd düsterem Wetter die Stadt oft merkwürdig über unsere Gemütsstimmung; die freie Natur, welcher die Städte wie winzige Sandbänke dem Ozean eingelagert sind, erscheint momentweise wie ein halbvergessener, ferner phantastischer Traum.

Die Großstädte in ihrer heutigen Form mit ihrem Raubbau an seelischer und körperlicher Gesundheit der Volksmassen können nur als groteskes Übergangsstadium betrachtet und ertragen werden.

Gewisse Erfahrungen scheint die Menschheit erst in aller Breite machen zu müssen, ohne von Gedankenmächten daran gehindert zu werden. Das Bedürfnis aber nach mächtigen Mittelpunkten der Kunst, Technik, Wirt-

schaft, Forschung und Verwaltung wird ewig bleiben. Doch Forderungen der Schönheit, Gesundheit und Zweckmäßigkeit werden sie völlig umgestalten.

Die eigentlichen Wohn- und Schlafstädte werden als Gartenstädte und Gartendörfer weit ins Land hinausgreifen, und die Natur wird als ‚wilder‘, alter, reicher Wald und als Prachtgarten oder Park in breiten Strahlen wieder tief ans Stadttinnere gezogen werden.

Der Vervollkommnung des Verkehrs, die noch gewaltige Steigerung der Entfernungen bequem zulassen wird, sind jedoch schließlich Grenzen gesetzt, welche dazu führen werden, daß sich eine größere Menge eigenartig und individuell gestalteter Mittelstädte über das Land zu verteilen beginnt.


Die Entwicklung der Vernunft und des Verkehrs wird künftig ‚Stadt- bewohner‘ viel häufiger aufs Land und Landbewohner in die Städte führen, und zwar nicht nur zur Erholung und Erneuerung, sondern auch als Arbeitende oder Lernende.

Das ferne künftige, einer siegreicheren und daher friedvolleren Menschheit wartende Paradies auf Erden — an Leid und Mühsal gewiß nicht verarmt, aber in seiner Blüte geistiger und leiblicher Menschenkräfte, seiner Wirklichkeit tausendmal reicher als alle Träume —, es wird auch eine weise und hohe Organisation der Wechselwirkung zwischen Stadt- und Naturleben, zwischen körperlicher und geistiger Kraftentfaltung in sich schließen, von der uns heut die ersten armen Ahnungen dämmern.

# Der Zegerprozeß und seine Revision

## Von Sebastian Merkle

---

s erregte ungeheures Aufsehen, als am 31. Mai 1509 vor den Loren Berns vier Dominikaner lebendig verbrannt wurden. Zwei kirchliche Gerichte, das letztere unter dem Vorjitz eines päpstlichen Legaten, hatten nach langen Untersuchungen die Ordensmänner für schuldig erklärt, 'abscheuliche, teuflische Erscheinungen' veranstaltet, eine Reihe von Wundern vorgespiegelt, und andere Ketereien' begangen zu haben, 'die sie zur Behauptung ihrer Lehr von der Empfanknis Mariä wider die anderen Mönche behaupten wollten'. Bekanntlich vertrat der Dominikanerorden stets die ältere Annahme, Maria sei in der Erbsünde empfangen und erst nachher, wenn auch schon im Mutterleibe, geheiligt worden, während die Franziskaner (mit den meisten übrigen Orden) seit Duns Skotus die 1854 zum Dogma erhobene Lehre verteidigten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts stand die öffentliche Meinung so sehr zugunsten der franziskanischen Auffassung, daß die Dominikaner äußerst nervös wurden und sowohl in Predigten vor dem Volke wie in teilweise sehr heftigen Schriften ihre Ordenstradition zu retten suchten. So konnten die Berner 'Offenbarungen' ebenso der allgemeinen Aufmerksamkeit sicher, wie auf das Mißtrauen der Vertreter eines anderen Standpunktes gefaßt sein.

### I.

Die Vorgänge, die zu dem berühmten Prozeß und seinem verhängnisvollen Ausgange führten, knüpfen sich an den Namen eines Schneidergesellen Johannes Zeger, der 23jährig am 24. August 1506 auf sein inständiges Bitten im Berner Dominikanerkloster Aufnahme fand. Bald klagte er über Belästigungen durch Geisterspuk, weshalb man ihm verschiedene geweihte Gegenstände auf seine Zelle gab und zugleich einen Glockenzug einrichtete, damit er im Notfalle aus der Nachbarzelle Hilfe herbeirufen könne. Kleine Gucklöcher durch die Wände sollten ermöglichen, aus den anstoßenden Zellen die Vorgänge in der Zegerschen zu beobachten. Der Geist erscheint weiter, er erzählt dem Schneider seine Geschichte — er war einstens Konventuale des Berner Klosters und wurde nachmals in Paris bei einem nächtlichen Kaufhandel erschlagen — und bittet um Erlösung. Die Gebete und Bußübungen der Klosterbrüder haben den Erfolg, daß er einmal im Priestergewand erscheint mit der Ankündigung, er werde nun für alle, die ihm geholfen, eine Messe lesen und dann in den Himmel eingehen. Zuvor jedoch wolle er nochmals kommen, und zwar in der Nacht auf Mariä Verkündigung. Um allenfallsigen dämonischen Täuschungen vorzubeugen, übergab der Lektor (Lesemeister) des Klosters dem Bruder einen versiegelten, mit den Kreuzeszeichen gesegneten Brief, worin der Geist um Antwort auf einige für die Dominikaner wichtige Fragen angegangen wurde, z. B. ob Hieronymus Savonarola mit Recht oder Unrecht durch Alexander VI. verbrannt worden sei, ob die Lehre des hl. Thomas



über die Empfängnis Mariä richtig sei usw. Der Geist solle den Brief samt seiner Antwort in das vom Lesemeister verschlossene Studierzimmer tragen. Nun erschien aber die hl. Barbara anstatt des Geistes, der jetzt völlig erlöst sei. Zugleich stellt sie dem überraschten Bruder eine noch größere Ehre in Aussicht, den Besuch der allerseligsten Jungfrau Maria. Ihr wolle sie den Brief bringen, von dieser werde er mündlich beantwortet werden. Nachher fand man den Brief auf dem Altar vor dem Tabernakel, mit einem Siegel, aus fünf Blutstropfen bestehend. Die Kerzen im Chor der Kirche brannten, ohne daß jemand sie angezündet hatte. Während der Matutin aber erschien Maria wirklich dem Bruder in seiner Zelle. Nebenan suchte der Subprior mit drei Brüdern durch die Gucklöcher alles wahrzunehmen. Sie hörten aber nur eine schöne Frauenstimme, ohne daß sie außer einigen Worten (Jesus Christus, der Papst, der Provinzial) etwas verstanden. Wohl eine Stunde lang redete die hl. Jungfrau mit dem Bruder, belehrte ihn über viele geheime Dinge und gab ihm als Ausweis ein Siegel, im Unterschiede von jenem ersten aber nur mit drei Blutstropfen — vom Blute Christi, wie sie sagte. Dies Siegel sollten Abgesandte des Klosters dem Papste bringen und ihn von den Vorgängen hier unterrichten. Schließlich drückt sie dem Novizen ein Wundmal gleich der Nagelwunde Christi in die rechte Hand ein.

Dieser ersten Erscheinung der Mutter Gottes folgten im Laufe der Zeit viele andere, immer des Nachts, wenn Jeger allein in seiner Zelle lag. Von den Nebenzellen aus sah man nur eine von Mantel und Schleier verhüllte Gestalt; wenn auch das Gesicht und die Hände nicht ganz verdeckt waren, so ließ sie sich doch zumeist nur von hinten sehen, so daß nichts zu erkennen war. Oft brannten bei solchen Erscheinungen die Kerzen in der Kirche und im Gange, ohne daß man wußte, wer sie angezündet hätte. Auch Maria trug in der Regel eine kleine Kerze in der Hand, die sie aber auslöschte, wenn jemand neugierig sie zu betrachten schien. Auf Veranlassung des Basler Priors Wernher, der am 11. April nach Bern kam, wurden an der Erscheinung, die sich am 15. April wieder einstellte, Beschwörungen vorgenommen und ihr theologische Kontroversen zur Entscheidung vorgelegt. Ohne über solche Zweifel ungehalten zu sein, beantwortete sie nicht nur die gestellten Fragen, sondern sprach auf Verlangen auch das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und sogar — das Ave Maria, mit kleinen Modifikationen, wie sie eben nur auf die Muttergottes passen. Bei jeder Gelegenheit bestätigt sie die dominikanische Lehre von ihrer Empfängnis in der Erbsünde. In der konsekrierten Hostie, die man zum Schutze gegen dämonischen Trug auf Jegers Zelle gebracht hatte, verehrte sie ihren Sohn; die Hostie fand man nachher, wie von frischem Blute ganz gerötet, auf dem Altar im Gange des Klosters. Am 7. Mai, einem Freitage, erhielt der begnadete Bruder auch die vier übrigen Wundmale Christi. Seitdem wurde er jeweils gegen Mittag von einer eigentümlichen Starre befallen, so daß seine Füße mit aller Gewalt nicht auseinander zu bringen waren. Nachher

kam wieder Bewegung in ihn, und er stellte in Geberden das ganze Leiden Christi dar. Am Freitage bluteten die Wundmale. Alle diese Vorgänge erregten natürlich viel Aufsehen und zogen viele Andächtige und Neugierige an, die oft auch Gaben hinterließen.

Der gelehrte Provinzial der oberdeutschen Provinz des Dominikanerordens Petrus Söber aus Ulm, der im Frühjahr 1507 in Bern eintraf, war auch einmal Zeuge einer Marienerscheinung. Er konnte jedoch gar nichts sehen, da die Mutter Gottes ihr Licht rasch auslöschte; er hörte nur zwei Stimmen, hatte aber den Eindruck, als ob beide von Jäger wären, weshalb er andern Tags den Bruder strenge zurechtwies. Dieser aber ward durch immer neue Gnadenerweise Mariens getröstet. Einmal wurde er von Engeln in die Luft emporgehoben und in die mit einem Gitter verschlossene Marienkapelle getragen, wo er auf dem Altar niedergelegt ward. Die dabei niedergefallenen Schuhe und Wundlappen bezeichneten den Weg, auf dem er getragen worden war. Auf dem Altare befand sich ein sog. Wespertbild, das nun auf einmal zu reden anfang und weinte, u. a. weil manche Menschen Christus die Ehre entzögen, indem sie nicht nur ihm, sondern auch Maria eine unbefleckte Empfängnis zuschrieben. Jäger wurde angewiesen, man solle die vier höchsten Berner Magistrate rufen, damit sie das Wunder mit ansähen. Dies geschah, und nun, am hellen Tage, stellte sich heraus, daß die hölzerne Madonna blutige Tränen geweint hatte. Die Nachricht ging natürlich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und der Zubrang zum Kloster war so groß, daß die Polizei die Ordnung aufrecht erhalten mußte.

Wiederum war es der Ordensprovinzial, der ein skeptisches Verhalten beobachtete und in dessen Auftrag am 9. Juli zwei Kommissäre eintrafen, um die Sache zu untersuchen. Sie fanden aber nichts Verdächtiges. Gleichwohl ordneten sie an, man solle den Bruder nicht allein lassen und ihn immer beschäftigen, auch über alles Stillschweigen beobachten. Allein dies ging nicht mehr, da die Ereignisse bereits in aller Mund waren. Auf Ersuchen des Rates von Bern erschien eines Tages (21. Juli) auch der zuständige Bischof (von Lausanne), Anno v. Montfaucon, ein Benediktiner, um sich über die Vorgänge zu unterrichten. Die Dominikaner konnten nicht wehren, daß Jäger, der noch nicht Profeß abgelegt hatte, verhört wurde, beriefen sich aber im übrigen auf ihre Exemption (Unabhängigkeit vom Bischof), was den Prälaten sehr verdroß und zu der Drohung mit einer Meldung nach Rom veranlaßte. Vom Provinzial traf am 29. Juli ein warnender Brief ein. Dies schien die hl. Jungfrau schwer zu verstimmen. Sie kündigte dem Bruder an, sie müsse die ihm erteilte Gnade der Wundmale zurücknehmen, da die Ordensoberen faumfelig seien und die anderen nur spotteten. So verschwanden denn die Stigmata, die der Novize 14 Wochen lang getragen. Die Erscheinungen jedoch gingen weiter.

Auf die Nacht vom 12. auf 13. September war eine besondere angekündigt: Maria sollte dem versammelten Chor der Mönche in der Kirche

vor oder nach der Matutin erscheinen. Alles bereitet sich auf diese Gnade vor, auch zwei befreundete Chorherren des Stifts werden eingeladen. Und wirklich, als am Schlusse der Matutin die Antiphone Ave regina coelorum gesungen wurde, sahen die staunenden Beter bei den Worten: ex qua mundo lux est orta oben auf dem Lettner — wo Jeßer gewöhnlich seinen Platz hatte, nicht in Übereinstimmung mit des Provinzials Anordnung — eine Frauengestalt in weißen Gewanden, mit fliegenden goldenen Haaren und einer Krone auf dem Haupte, wie Maria im Sommerrefektorium des Klosters abgebildet war, in der Hand einen fünfarmigen Leuchter mit brennenden Kerzen, womit sie das Zeichen des Kreuzes machte und die Anwesenden segnete. Die ganze Versammlung, besonders die beiden Gäste, waren tief gerührt. Nur einer nicht. Der Subprior flüstert dem Prior zu: „Das ist ja der Schelm!“ „Was für ein Schelm?“ „Nun, der Hans Jeßer, er hält uns zum besten.“ Sofort eilen sie auf den Lettner; aber sie hören nur scheltende Stimmen; der Lesemeister kommt die Treppe herab und erklärt, er wolle alles in Ordnung bringen. Ihm folgte kurz darauf Jeßer, der die Verkleidung bereits abgelegt hatte, kniete vor dem Altar nieder und geißelte seinen entblößten Oberkörper, wie es ihm der Lesemeister als Buße aufgelegt hatte. Dieser wollte um der Ehre des Klosters willen die Sache vertuschen, um so mehr, da Jeßer hoch und teuer versicherte, nur dies einmal Maria gespielt zu haben, alle übrigen Erscheinungen seien echt gewesen.

Aber mit dieser Entlarvung war die ganze Geschichte in ein anderes Stadium getreten. Natürlich drang das Gerücht in die Öffentlichkeit, die Nachbarschaft spottete, die in Bern beteten jetzt einen Schneidersknecht an und hätten einen roten Herrgott (die rote Hostie). Das verbitterte die ohnehin gereizte Stimmung der Bürgerschaft noch mehr. Am 1. Oktober ward der Prior mit Jeßer aufs Rathaus zitiert. Letzteren behielt man gleich zurück und sandte ihn andern Tages nach Lausanne zum Bischof, der ihn in Untersuchung nehmen sollte. Hier beteuerte der Novize unter Eid, er habe wirklich Erscheinungen der Mutter Gottes gehabt, sogar schon dreimal in Lausanne selbst, und alle mit ihm geschehenen Wunder seien echt. Nur von der Empfängnis Mariens wollte er nun nichts gehört und nichts gesagt haben; er wisse gar nicht, was das sei! Dieselbe Aussage wiederholte er, ebenfalls eidlich, im zweiten Verhör, nur gab er jetzt an: Maria habe ihn über ihre Empfängnis in der Erbsünde belehrt, er habe aber den Vertretern des Provinzials schwören müssen, nichts davon zu sagen. Diese Aussagen bestätigte er bei zwei weiteren eidlichen Verhören. Nun wurde auf Betreiben des Berner Rates, der den Angaben Jeßers mißtraute, die Folter angewandt, und der Inquisit behauptet jetzt plötzlich: Maria habe ihm geoffenbart, sie sei ohne Sünde empfangen, die Väter aber hätten ihm befohlen, das Gegenteil zu sagen. Das Wespertbild habe geweint, weil die Oberen seine Offenbarungen nicht dem Heiligen Vater melden wollten. Weiter erzählte

er von Beratungen, die die Mönche gepflogen hätten, um ihn durch Gift zu beseitigen oder durch falsche Marienerscheinungen ihn eines andern über die Empfängnis der hl. Jungfrau zu belehren. Eine solche Erscheinung sei damals im Chore erfolgt, und dabei habe er den Subprior als falsche Maria entlarvt. Zudem beschuldigte er die Väter, sie hätten das Marienbild seines Schmuckes beraubt, um die Kosten einer Abordnung nach Rom zu bestreiten. Die Angeeschuldigten dagegen konnten durch Zeugen und Urkunden beweisen, daß schon vor dem fraglichen Zeitpunkt das Geld bereit gelegen hatte. Dagegen wurde nachgewiesen, daß J e h e r im Besitze von zerbrochenem Silberschmuck gewesen war, über dessen Herkunft er wechselnde und widersprechende Angaben machte.

Am 15. Dezember 1507 verlangte Bern, J e h e r solle mitsamt den Prozeßakten zurückgeliefert werden, und alsbald kam der Bischof von Lausanne dieser Aufforderung nach. Am 5. Januar 1508 wurde dem Novizen unter seinem heftigen Protest das Ordenskleid von den Dominikanern abgenommen. Dieser Protest muß auffallen, da der Bruder nachmals behauptete, von den Vätern nicht nur schlecht behandelt und gequält, sondern geradezu an seinem Leben gefährdet worden zu sein. Hätte er dann nicht jene Maßregel als längst ersehnte Erlösung begrüßen müssen? Er verlangte nun gegen das nur widerstrebend abgelegte Ordenskleid die Habe, die er ins Kloster mitgebracht haben wollte, im Werte von 53 Gulden. Die Oberen erwiderten, er habe nur wenig zugebracht, und das wurde ihm ausgehändigt. Hierüber ergrimmt, änderte der ausgeschlossene Novize sein Verhalten gegenüber den Mönchen. Noch am 29. Dezember 1507 hatte er (beim ersten Verhör) beteuert, die Wunder der Stigmatisation, der roten Hostie und des weinenden Marienbildes seien echt, dafür wolle er sterben. Daran hielt er auch am 7. Januar 1508 noch fest und versicherte, daß die hl. Jungfrau ihm oftmals erschienen sei. Dagegen behauptete er jetzt weiter, der Subprior sei ihm einmal als Maria, der Schaffner als die hl. Katharina von Siena erschienen, er habe aber den Betrug entlarvt und den Schaffner am Kopf und am Schenkel schwer verwundet. (Der Arzt, der damals den Schaffner wegen einer Hautkrankheit behandelt hatte, schwur, daß er nicht die Spur einer Wunde entdeckt habe.) Einer der Mönche sei als Maria auf dem Letztner erschienen. Auch wollte er Zeuge gewesen sein, wie der Prior und andere die Güter des Klosters mit Weibern verprägt hätten. Am 14. Januar bezichtigte er die Väter, sie hätten ihm beigebracht, die Mutter Gottes sei in der Erbsünde empfangen.

Auf das hin wurden die vier beschuldigten Väter in Fesseln gelegt und als Angeklagte behandelt.

Wenn sie noch nach dem Verhör J e h e r s am 7. Januar 1508 mit Befriedigung konstatiert hatten, daß jener die drei Hauptwunder (Stigmata, blutige Hostie, weinendes Marienbild) für echt erklärte und sie wenigstens darin nicht beschuldigte, so war ihre Freude nur von kurzer Dauer. In den peinlichen Verhören, die im Februar begannen, wollte der Inquisit plötzlich

von echten Erscheinungen und Wundern überhaupt nichts mehr wissen, sondern stellte alles als Betrug der Dominikaner dar. Speziell der Subprior sei ein ‚Migromant‘ und habe ihm durch teuflische Künste einen höllischen Geist erscheinen lassen. Die angeblich von selbst blutig gewordene Hostie sei eine künstlich rot gefärbte, die man heimlich einer gewöhnlichen substituiert habe. Die Wunde der rechten Hand sei vom Subprior mit einem ägenden roten Pulver, die übrigen Wundmale durch einen ihm eingegebenen Trank, über dessen Zusammensetzung er die abenteuerlichsten Mitteilungen zu machen wußte, die Gliederstarre mit Hilfe eines Zauberbuches hervorgerufen worden; auch die blutigen Tränen des Marienbildes hätten die Väter mit roter Farbe aufgemalt. Noch viele andere Greuelthaten der Mönche wußte der Ernovize zu berichten.

Damit waren die vier Dominikaner ‚hinlänglich verdächtig‘ geworden, um den Prozeß gegen sie einzuleiten. Anfang März 1508 ging ein Bote des Berner Rates nach Rom, der dort die Bestellung eines zuständigen Gerichtshofes erwirken sollte; denn die Angeklagten konnten als Priester nur von einem geistlichen, als Ordensleute, die der Jurisdiktion des Bischofs entzogen (exemt) waren, nur von einem päpstlichen Gericht abgeurteilt werden. Julius II. beauftragte den ordentlichen Bischof (von Lausanne), den von Sitten, Matthäus Schinner, und den Provinzial der oberdeutschen Dominikanerordensprovinz, den öfter erwähnten Petrus Siber, mit der Sache; jedoch sollte der Widerspruch des dritten Richters, wenn die beiden Bischöfe einig wären, den Prozeß nicht aufhalten dürfen. In diesen Verhören wußte Jeger viel Detail über die Betrügereien der Väter seinen früheren Aussagen hinzuzufügen, so z. B. sei Maria, als sie ihm zum ersten Male erschien, von zwei Engeln flankiert gewesen; diese, zwei hölzernen in der Sakristei der Dominikaner sehr ähnlich (und wohl mit ihnen identisch), habe man vermutlich an Nägeln in der Wand aufgehängt. (Und doch bewegten sie sich auf und ab!) Ein andermal hätten Prior und Subprior die Engel, der Lesemeister die Mutter Gottes gespielt, und zwar auf einem Balken, der durch eine künstliche, von den Nebenzellen aus zu dirigierende Maschinerie bewegt wurde. Eigentümlicherweise hätte Jeger, als er die Zelle betrat, diesen Balken und die anderen Vorrichtungen nicht wahrgenommen, obwohl ein Licht brannte. Das erste Wundmal sei ihm, behauptet er jetzt, ganz im Widerspruch mit seinen früheren Angaben, von der falschen Maria mit einem dreieckigen Eisen beigebracht worden, ebenso später die übrigen; durch Besensschmalz, dessen abenteuerliche Bereitung durch den Subprior er mitangesehen haben wollte, sei sowohl Eiterung wie Heilung verhindert worden.

Die vier Mönche beteuerten in den Verhören vom 7. bis 18. August, bei denen die Folter noch aus dem Spiele blieb, sie haben keines der von Jeger ihnen zur Last gelegten Verbrechen begangen; der Schneidergeselle sei ein Betrüger. Sie waren imstande, schlagende Beweise für ihre Unschuld beizubringen, indem sie z. B. ihr Alibi bezeugen lassen konnten. Auch

die entsprechend ihrem kirchlichen Standpunkt dem Orden abgeneigten Kleriker und Bürger brachten nichts Belastendes gegen sie vor. Dagegen über *Jeßer* sagten die am 12. und 14. August vernommenen Zeugen teilweise sehr Ungünstiges aus, namentlich über sein Vorleben. Seine Nachbarn von Zurzach hätten auf die Kunde der an ihm geschehenen Wunder gemeint, bei ihnen wäre er vielleicht an den Galgen gekommen. Ja, sein leiblicher Bruder in Zug habe seinem Staunen über dessen Auszeichnung durch Erscheinungen Ausdruck gegeben und bemerkt: er hätte nicht gedacht, daß der einmal eines ehrlichen Todes sterben würde. Der Verteidiger der beschuldigten Mönche machte sich anheischig, 31 Artikel zeugeneidlich zu erhärten, die ebenso für *Jeßers* Schuld wie für die Unschuld der Ordensmänner sprächen. Er könne z. B. beweisen, daß *Jeßer* schon zu Hause (in Zurzach) mit Geistererscheinungen zu tun haben wollte und behauptete, Maria habe in einer Kapelle zu ihm geredet; daß er in Luzern Frauenkleider getragen und mit Frauenstimme geredet habe; daß er oft über Mariä Empfängnis gesprochen\*; daß er des Diebstahls und Einbruchs überführt worden sei; daß er bald nach seinem Eintritt in den Orden in schwerer Krankheit ein Testament gemacht und viele Legate ausgesetzt habe, als ob er reich wäre, während er niemals etwas hatte. Es wurde durch Zeugen erwiesen, daß er immer für unglaubwürdig galt, einen schlechten Ruf hatte, daß er aus zerbrochenem Silberschmuck, den er bald vom Lesemeister, bald aus seinem väterlichen Erbe gerettet haben wollte, Ringe u. a. hatte machen lassen usw.

Es ist unbegreiflich, wie das Gericht die Vernehmung der vom Verteidiger angebotenen Zeugen ablehnen konnte, „weil die Artikel die Beschuldigungen, die Verdachtsgründe und das Gerede des Volkes nicht zu zerstreuen vermöchten“; die bisherigen Ermittlungen kämen der Wahrheit (die doch erst zu erforschen war!) so nahe, daß nichts mehr fehle, als das Geständnis der Angeklagten. Das konnte ja durch die Folter erpreßt werden. Und so wurde beschlossen. Der Dominikanerprovinzial, der solchem Vorgehen widersprach, wurde als „verdächtig und zur Frag hinderlich“ am 23. August aus dem Richterkollegium verdrängt. Bei der ersten Folterung blieben die Angeklagten fest in der Beteuerung ihrer Unschuld. Aber schließlich, im Übermaße des Schmerzes, sagten sie eben, was man von ihnen hören wollte, nur um Ruhe zu bekommen. Auch stellte ihnen, wenn sie ihre unter der Folter gemachten „Geständnisse“ widerriefen, der Bischof von Sitten vor, wie die Apostel für Christus litten, wie der hl. Silvanus ungerecht des Ehebruchs beschuldigt wurde und gleichwohl sich nicht verteidigte, sondern unschuldig die Strafe auf sich nahm. So bekannten sie denn ihre

---

\* Auch er selbst hat sich später verraten. Am 20. Nov. 1507 sagte er zu Lausanne aus, drei Jahre vor seinem Eintritt in den Orden habe die hl. Jungfrau ihn gerettet und ihm gesagt, er werde ihre Empfängnis (ohne Sünde) verkünden. Und da will er später nicht gewußt haben, was das sei!

‚Schuld‘, und die Richter erklärten allen Einreden des Verteidigers zum Trotz den Prozeß für abgeschlossen. Nur sollte vor Verhängung des Urteils der Papst von dem Resultat der Untersuchung benachrichtigt werden.

Wie sehr die Stimmung sich zuungunsten der Dominikaner gestaltet hatte, zeigt die Erklärung, die der Berner Rat durch seine Abgesandten in Rom abgeben ließ: ganz Deutschland erwarte eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen; wenn sie zu gelind ausfalle, könne man nicht dafür gutstehen, daß die Ruhe aufrecht erhalten und die Dominikaner nicht aus Bern vertrieben würden. Höchst eigentümlich nimmt sich die weitere Behauptung aus, Jäger sei in seinen Geständnissen sich gleichgeblieben, während er tatsächlich in jedem Verhör wieder andere, zumeist mit den früheren unvereinbare Aussagen gemacht hatte und nur darin sich gleich geblieben war, nach Möglichkeit die Schuld von sich auf die Väter abzuwälzen. Der Gesandte weilte über vier Monate in Rom, ein Beweis, wie viele Schwierigkeiten er fand bei Ausführung seines Auftrages. Natürlich bot der einflußreiche Predigerorden alles auf, um eine den Verurteilten günstige Entscheidung herbeizuführen. Julius II., der einerseits den mächtigen Orden sich nicht zum Feinde machen, andererseits es mit Bern nicht verderben durfte, da er die Schweizer Söldner für seinen bereits geplanten Krieg nötig hatte, hielt es für das Klügste, eine neue Verhandlung anzuordnen, mit der er den Uditor der römischen Rota, Achille de' Grassi, Bischof von Città di Castello, betraute. Dessen Stellung zu den Angeklagten bezeichnet die Äußerung: *Les frères toti quanti sunt pultroni et ecclesiae sanctae devoratores* (Die [Bettel-]Mönche sind alle miteinander Faulenzer und Verprasser des Kirchenguts)\*. Beißiger Grassis waren die beiden Bischöfe, die schon in der ersten Verhandlung als Richter fungiert hatten. Das Verfahren, das am 2. Mai 1509 begann und am 23. Mai schloß, war womöglich noch oberflächlicher als das erste. Die Hauptsache leistete wiederum die Folter, und so war das Resultat unschwer vorauszusehen. Die ‚Geständnisse‘ der armen Opfer behaupteten die unmöglichsten, lächerlichsten Dinge. Der Subprior zitiert den Teufel, der ihm als Mohr erscheint; er verleugnet Gott und verschreibt sich dem Bösen mit seinem Blute; er muß den Raben, dessen Gestalt der Teufel annimmt, unter den Schwanz küssen. Er hat aus den unglaublichsten Ingredienzien den Trank gemischt, der den Jäger in den Zustand der Starre versetzte und

\* Diese Äußerung wird von Schuhmann (S. 91, vgl. u. S. 535) ohne Grund als eine ‚wohl später erfundene, tendenziöse . . . Anekdote‘ angezweifelt. Allein wenn Murner, der selbst Bettelmönch war, sie nicht berichtet, so ist das doch wohl begreiflich. Nicht minder das Schweigen der Dominikaner, die vielleicht nie etwas davon hörten und keinen Grund hatten, ein solches ihnen ungünstiges Urteil zu verbreiten. Auch von D. Schilling steht man nicht ein, was sein Schweigen beweisen soll. Wenn er der Hinrichtung anwohnte, brauchte er doch nicht jede im Verlauf des Prozesses gefallene Äußerung zu wissen, vollends nicht eine offenbar ganz private.

ihn zur Nachahmung der Passion zwang. Er ist dem Jäger als feuerspeiender Geist erschienen und hat eine Menge von Teufeln in Gestalt von Hunden, Raben usw. durch dessen Zelle gejagt. Die Richter nehmen das alles für bare Münze, und so machte ihnen natürlich das Urteil keinerlei Schwierigkeit. Die vier Ordensmänner wurden zur Degradation (Entziehung der geistlichen Würde) und zur Übergabe an die weltliche Obrigkeit verurteilt, 1. weil sie Gott verleugnet, 2. weil sie das hl. Sakrament rot gefärbt, 3. weil sie dem Bilde der hl. Jungfrau blutige Tränen angemalt, und 4. weil sie die Wunden des Heilandes verunehrt haben, indem sie den Bruder stigmatisierten.

Sofort wurde das Urteil vollstreckt. In vollem priesterlichen Ornat werden die Schuldigen vor den Bischof von Citta di Castello geführt, der jedem einzelnen ein Stück desselben nach dem andern abnimmt, ihn mit dem Fuße von sich stößt und dem weltlichen Arm übergibt, „mit hübscher Fürbitt im Namen der barmherzigen Mutter, der heiligen Kilchen, die niemand tötet und allen Gnade begehrenden verzeucht, ihm, sofern das Recht erliden mag, Barmherzigkeit zu bewisen“.

Über Jäger, der doch, wollte man einmal die durch die Folter erpreßten Aussagen gelten lassen, ganz unschuldig gewesen wäre, urteilte das Gericht: er sei nun zu einem verlumpten, falschen Mann und zu einer Fabel und gemeinen Gassenred geworden, so daß er ohne große Argernis in deutschen Landen nicht mehr wohnen möge. Darum ward er verbannt, sollte aber noch einen Tag lang an den Pranger gestellt werden. Die Berner steckten ihn aber ins Gefängnis, aus dem er am 25. Juli in den ihm ja bereits geläufigen Frauenkleidern entwich. Später verheiratete er sich in seiner Heimat Jurzach, lebte indes nicht mehr lange.

Was aber sollte mit den vier Dominikanern geschehen? Darüber hatte nun der hohe Rat von Bern das Wort. Über das Urteil konnte er um so weniger verlegen sein, als er schon am 24. September 1508 dem Papste erklärt hatte, die Schuldigen saevissimis securibus igneque et foco plectendi sunt (mit Feuer und Schwert sei vorzugehen). So ward denn über die Ordensleute die Strafe des Feuertodes verhängt und am 31. Mai, Donnerstag nach Pfingsten 1509, auf der Schwellenmatte, einer kleinen Halbinsel der Aar im Süden der Stadt, vollstreckt.

## II.

Nahezu vier Jahrhunderte hindurch hatte es bei diesem Urteil sein Bewenden. Einige Stimmen, die unmittelbar nach der Hinrichtung die Unschuld der Verbrannten behaupteten, waren vereinzelt geblieben. Nicht nur der protestantische Frankfurter Konsistorialrat Georg Eduard Steiß (Archiv f. Frankfurter Geschichte u. Kunst 1877), sondern auch Görres, der überall für die frische, grüne Wahrheit stimmte, auch Kaspar Riffel, der eifrige katholische Theologe, und sogar Joh. Janssen betrachtete die Schuld der Verbrannten als ausgemacht. Da überraschte im Jahre 1897 Nikolaus Paulus die Öffentlichkeit mit einer Broschüre unter



dem vielsagenden Titel: ‚Ein Justizmord, an vier Dominikanern begangen. Altenmäßige Revision des Berner Jegerprozesses vom Jahre 1509‘ (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Band XVIII, Heft 3). Nicht weniger überraschend als der Titel war der Inhalt der Schrift. Wenn man sie zunächst mißtrauisch oder ungläubig zur Hand genommen hatte, so war auch bei allenfälliger Meinungsverschiedenheit über einzelne Punkte der Gesamteindruck doch der, daß die armen Ordensleute wirklich ungerecht verurteilt worden seien. Dem katholischen Gelehrten pflichtete zunächst der schweizerische Protestant R. Steck in mehrfachen Rundgebungen, sodann eine Reihe katholischer und protestantischer Forscher bei, während wieder andere, unter ihnen sogar ein Dominikaner, mehr oder weniger scharf sich für die Schuld der Verurteilten aussprachen. Neuestens hat nun ein Priester der Würzburger Diözese, Georg Schuhmann, der über die in Betracht kommende Zeit schon mehrfach literarisch tätig war, eine zusammenfassende, das Material ziemlich erschöpfende Erörterung der Streitfrage geliefert\*. Seine Schrift gibt uns den Anlaß zu diesen Zeilen.

Es erscheint vielleicht dem Laien gewagt, wenn man heute, mehr denn 400 Jahre nach den Ereignissen, sich zutrauen will, einen damals verhandelten Prozeß zu revidieren und schärfer zu sehen als die Zeitgenossen. Allein es ist eine dem Historiker nur zu geläufige Tatsache, daß vielfach niemand weniger zu einer objektiven Würdigung einer Persönlichkeit oder einer Erscheinung befähigt ist als die Zeitgenossen, die an der Sache beteiligt sind. Die späteren pflegen um so unbefangener zu sein, je weniger die das Urteil der Zeitgenossen bestimmenden Faktoren noch auf sie wirken. Nun ist freilich das Interesse und die Ehre eines kirchlichen Ordens ein Umstand, der auf den Katholiken anders wirken wird als auf den Nichtkatholiken. Allein hiedurch wird das Urteil heute auch nicht entfernt in dem Maße beeinflusst werden, wie das der Richter und des Publikums von 1509 durch die damals akuten Streitigkeiten zwischen den Mönchsorden und durch die Rücksichten, die sie bewußt oder unbewußt nahmen. Die Hauptsache aber ist: die Akten des Prozesses beruhen, zwar nicht im Original\*\*, aber wenigstens in beglaubigter Abschrift, noch heute im Berner Staatsarchiv, nachdem sie, als ‚unnütze Papiere‘ dem Untergange geweiht, diesem

\* Georg Schuhmann, Die Berner Jegertragödie im Lichte der neueren Forschung und Kritik. Freiburg, Herder, 1912. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, hg. v. L. v. Pastor IX, 3) XII u. 152 S. gr. 8° (4 M.).

\*\* Wenn Denifle es vergeblich im Vatikanischen Archiv suchte, so ist das ganz begreiflich. Es gab an der römischen Kurie keinen Arnimparagrafen, laut dem alle im Dienste des apostolischen Stuhles angesammelten Papiere an das päpstliche Archiv anzuliefern gewesen wären. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand die Sitte, daß ein abgehender Kurialbeamter die während seiner Amtsführung bei ihm eingelaufenen Schriftstücke für sich behielt und in seiner Familie vererbte. Wieviele so völlig zugrunde ging, kann man sich denken.

Schicksal durch Zufall entgangen sind. Sodann haben wir eine geschichtliche Darstellung der Vorgänge in dem sog. *Defensorium*, das die Berichte von zweien der hingerichteten Dominikaner enthält und im Jahre 1509 noch vor Jezzers Flucht durch eine ihnen feindselige Seite, wahrscheinlich den Franziskaner Thomas Murner, veröffentlicht und mit einem Anhang bereichert wurde. Es erschien auch deutsch, wahrscheinlich ebenfalls 1509. Ferner hat derselbe Murner drei Schriften über den Handel herausgegeben, eine lateinische und zwei deutsche; eine der beiden letzteren, in Versen, wird von Schuhmann zum ersten Male in ihrem Werte gewürdigt. Endlich existiert ein Bericht in der Berner Chronik des Valerius Anshelm, der zwar im ganzen auf den Akten beruht, aber doch auch manches Sonstige beibringt. Freilich ist nicht zu vergessen, daß Murner als Franziskaner schon dank den Schulgegensätzen ein Feind der Dominikaner war, und daß Anshelm zur Zeit, als er seine Chronik verfaßte, bereits der alten Kirche den Rücken gekehrt und sich Zwinglis Lehre zugewandt hatte. Beide waren also geneigt, das den Beschuldigten Ungünstige lieber zu glauben.

Aus diesen wertvollen Quellen läßt sich ein getreues und objektives Bild der Ereignisse und damit auch ein sicheres Urteil über Schuld oder Unschuld der Beteiligten gewinnen.

Der Ausgangspunkt für die Belastung der vier Väter waren die Angaben Jezzers. Welchen Glauben aber dieser Mensch verdient, erhellt ebenso sehr aus dem Rufe, den er in seiner vorlösterlichen Zeit genoß, wie aus seinem nachherigen zweifelhaften Verhalten; ebenso aus dem Wechsel seiner Aussagen, wie aus diesen selbst. Die Urteile seines Bruders und seiner Landsleute über ihn hörten wir bereits; ferner die Konstatierung, daß er schon in Zurzach Geistererscheinungen hatte und Offenbarungen von Maria erhielt. Auch seine nachmaligen Redereien über deren Empfangnis knüpfen an solche jener Zeit an. Sogar an fremdem Eigentum hat sich der Fromme vergriffen und mit leichtfertigen Frauenzimmern Verkehr gehabt. Mehrmals wird er unter Eid verhört, jedesmal macht er andere, teilweise völlig unvereinbare Angaben. Nur die Echtheit der mit ihm geschehenen Wunder hält er fest. Aber auf der Folter gibt er auch diese preis, und als er sah, daß es ihm an den Kragen gehe, beschuldigte er seine Wohltäter, die den Bagabunden widerstrebend aufgenommen hatten, den Betrug veranstaltet zu haben. Seine Angaben über Bereitung des Trankes, der die Stigmata und die Passion bewirken sollte, der Salbe, die die Heilung und Eiterung der Wunden zu verhindern hatte, sind derart, daß sie nur im Geiste eines ganz von Eingebungen des krasssten Aberglaubens und der ausschweifendsten Phantasie Genährten entstehen konnten. Sind jene Behauptungen an sich unmöglich, so stehen andere mit sonst — aus dem Verhandlungsprotokoll oder aus den Berichten — festzustellenden Tatsachen in unlöslichem Widerspruch. So behauptete der ehemalige Novize bei verschiedenen Erscheinungen die Anwesenheit von Mönchen, deren Alibi unwiderleglich feststand. Es sollte z. B. am Palmsonntag der Lesemeister in Jezzers Zelle Maria vor-

gestellt haben, während er doch von der Nebenzelle aus dem Schauspiel zusah. Bei der Erscheinung in der Karwoche war der Lesemeister und der Schaffner verreist; da hätte der Prior Maria gespielt, der in der Zelle nebenan war, um zu beobachten! Ist es schon an sich unwahrscheinlich, daß mehrere Mönche die schauspielerische Befähigung zur Repräsentation einer und derselben Person gehabt haben sollen, so erinnert es geradezu an die Komik des Zwischenspiels der ‚Küpel‘ im Sommernachtsstraum, wenn man sich den vierschrötigen Prior als Madonna vorzustellen hätte. Für so dumm braucht man die Berner Dominikaner nicht zu halten. Auch über die Person, die hinter dem redenden Marienbild gesteckt haben sollte, machte Jäger widersprechende Angaben, für die man erst nachher eine künstliche Harmonie konstruierte. Und wohin wären denn die zwei hölzernen Engel gekommen, wenn die Erscheinung verschwand? Die hätten doch wohl an den Nägeln hängen bleiben oder die falsche Maria hätte sie unter den Arm nehmen und fortschleppen müssen. Von dem umständlichen, und doch von Jäger trotz Beleuchtung nicht wahrgenommenen ‚Schwebezug‘ braucht man nur zu hören, um die ganze Unmöglichkeit einzusehen. Nicht weniger lächerlich wirkt die Vorstellung von den akrobatischen Künsten des plumpen Priors, der zum Fenster hinausgeturnt sein sollte, um die Illusion einer himmlischen Erscheinung zu retten. Und der friedliche Schneidersgefelle hat nicht nur in seinem Bette Mordwaffen, mit denen er den Schaffner, wie er ihm als hl. Katharina erschien, schwer verwundete; sogar in der Kirche hat er Stecken und Hammer zur Hand, um die gekrönte Maria damit zu treffen! Man muß wirklich den starken Glauben der bischöflichen Richter bewundern, der solche Belastungsproben siegreich bestand.

„Aber die vier Dominikaner haben doch selbst Jägers Angaben bestätigt! Gewiß, unter der Folter! Hatten nicht auch die verbrannten Herren das Unmöglichste begangen, wenn man ihre ‚Geständnisse‘ auf der Folter hörte? Wer von unseren heutigen Kritikern möchte zum voraus sagen, was er alles ‚eingestehen‘ würde, um der unmenslichen Qualen los zu werden? Wem der Unsinn einer solchen Justiz nicht an sich einleuchtet, dem müßten doch angesichts der wilbphantastischen Gemälde der Teufelerscheinungen die Augen aufgehen. Gegen die Versuche, die Hingerichteten gleichwohl wenigstens als Mitschuldige des Schneidersgefellen hinzustellen, erinnert Schuhmann zutreffend an die völlige Unbefangenheit und Harmlosigkeit, mit der sie der Entwicklung der Dinge gegenüberstanden. Wenn sie sich irgendeiner Schuld bewußt gewesen wären, wenn ihr Gewissen ihnen auch nur den geringsten Vorwurf gemacht hätte, so wäre es für einen Mann auch von den mäßigsten Geistesgaben ein Gebot der Selbsterhaltung gewesen, den inquireierten Novizen bei guter Laune, den Mönchen wohlgesinnt zu erhalten. In direktem Gegensatz hiezu nehmen sie dem Widerstrebenden das Ordenskleid, ja sie verweigern ihm die 53 Gulden, die er als sein angeblich Zugebrachtes fordert, und erklären — was mit allem andern stimmt —, er habe nur unbedeutende Kleinigkeiten ins Kloster gebracht. Wäre ihr Heil in dem Schweigen des Burschen gelegen

gewesen, so hätten sie auf 53 Gulden und viel mehr sicher nicht geschaut, am wenigsten ihm den Ordenshabit genommen, für den sie doch gar keine Auslagen hatten. Die Väter konnten ferner darauf hinweisen: Als das Gerücht aufkam, sie und Jeger veranstalteten betrügerischerweise die Erscheinungen, da habe der Prior vorsichtig vom Rat eine Wache zur Beobachtung Jegers erbeten, was doch den Glauben an die Echtheit jener Wunder voraussetzt, jedenfalls aber die Unbefangenheit der Mönche zeigt. Der Lesemeister hatte brieflich einen Medizinprofessor in Basel um ein Gutachten über Jegers Erscheinungen angegangen, ebenfalls ein Zeichen, daß er nicht beteiligt war und nichts zu verbergen hatte. Ferner wurden der Lesemeister und der Subprior, die nach Rom gesandt worden waren, von vielen gewarnt, sie sollten ja nicht nach Bern zurückkehren, da die Stimmung gegen sie höchst gereizt sei. Im Bewußtsein, nichts Unrechtes getan zu haben, kehrten sie zurück, obwohl sie durch Übersiedlung in ein anderes Kloster aller Gefahr entrückt gewesen wären. Auch der Brief, den der Lesemeister noch im Gefängnis an seine Brüder schrieb, zeugt für sein gutes Gewissen, das an einen schlimmen Ausgang eines Unschuldigen nicht glauben kann und über seine Lage sich in verhängnisvoller Täuschung befindet. Nicht weniger beweisen die Aufzeichnungen im Defensorium und zahlreiche einzelne Züge die Einfalt und Harmlosigkeit ihrer Verfasser.

Bei dem in allen Wassern gewaschenen Jeger aber bemerken wir die perfide Tendenz, aller Verbrechen, die ihm zur Last fielen, zuvorkommend die Väter zu beschuldigen. Indem er z. B. behauptet, er habe den Subprior („oder einen andern“) als die auf dem Lettner erscheinende Madonna entlarvt, hat er bereits einen Vorteil vor diesem, der nun den Stil umkehren und erklären muß: nein, er habe den Novizen entlarvt. Ähnlich machte er es in der Frage über die Beraubung des Madonnenbildes. In der Voraussicht, daß er beschuldigt wird, beugt er dem vor und behauptet nicht nur, die Väter hätten den Raub verübt, sondern gibt auch einen einleuchtenden Zweck an, zu welchem sie das Geld gebraucht hätten. Und wenn er den Prior und andere Mönche beobachtet haben will, wie sie mit „schönen Frauen“ die Klostergüter verpraßten, sogar sich rühmt, sie zurechtgewiesen zu haben, so zeigt sich hier dieselbe Tendenz: in der Voraussicht, man könnte seinen Beziehungen zu weiblichen Wesen auf die Spur kommen, erklärt er das Ab- und Zugehen solcher ins Kloster zu Lasten der Väter. Denn man hat mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß weder die mit pfeildurchbohrten Herzen geschmückten Ringe, noch vollends der Riech- apfel, den er aus jenem Silberschmuck machen ließ, die Behauptung glaub- lich erscheinen lassen, alles sei für Jegers Brüder bestimmt. Es ist eine bestechende Vermutung Stecks, daß, wenn nicht der Schneidersgeselle selbst die Madonna und ihre Stimme wiedergab, beides von einer weiblichen Helfers- helferin gespielt wurde, die auch bei dem geheimnisvollen Anzünden der Kerzen ihre Hand im Spiel gehabt hätte, obwohl, wie Schuhmann zeigt, das alles auch ohne Hilfe möglich war. Auch die „Offenbarungen“, die Jeger

erhielt, sind allzu schlau auf seinen Vorteil und aufs Verderben der Dominikaner berechnet, gegen die die Stimmung des Volkes wie des Rates mobil gemacht werden sollte. Für die durch solche Manöver gereizte Bevölkerung mag es glaublich erschienen sein, daß die Väter dem Novizen all die Erscheinungen vorgespiegelt hätten. Wir fragen uns: wer hat ihm denn die Erscheinungen Mariens vorgetäuscht, die er laut seiner eigenen eidlichen Versicherung (vom 20. November 1507) drei Jahre vor seinem Eintritt ins Kloster bei Koblenz (in der Schweiz) und nach seinem Weggang vom Kloster in Lausanne gehabt haben wollte, ferner jene, deren er sich laut Zeugenaussagen früher in Zürich und Luzern gerühmt hatte? Für die konnte er die Dominikaner gewiß nicht verantwortlich machen.

Trotz solcher Widersprüche ergibt sich eine ungewöhnliche Schlaueit und Verschlagenheit bei diesem Vertreter der ‚sitzenden Lebensweise‘. Wenn er in einer Quelle als idiota bezeichnet wird, so will ihn dies keineswegs als Idioten in unserem Sinne hinstellen, sondern einfach ausdrücken, er habe keine Schulbildung besessen, was ja damals sehr häufig war. Damit ist eine hohe Intelligenz wohl vereinbar. Gegenüber dem Einwand, der Schneidergeselle habe doch nicht die nötige Kenntnis der theologischen Streitfragen besessen, wie sie von den ‚Offenbarungen‘ der Erscheinungen vorausgesetzt werde, diese weisen vielmehr auf die Dominikaner als Inspiratoren hin, ist des öfteren durchaus zutreffend erinnert worden, daß natürlich Jeger diese Kenntnis von den Vätern erhielt, aber nicht durch die Erscheinungen, sondern durch Gespräche, die die Mönche mit ihm und unter sich vor ihm führten, und zu denen seine Mitteilungen über die ihm gewordenen Offenbarungen Anlaß gaben. Abrißens als völlig unwissend in der Frage der Empfängnis Mariens braucht man sich einen halbwegs geweckten Menschen jener Zeit nicht vorzustellen, wo die Kirchen von Streitrufen über diese Kontroverse widerhallten. Jeger vertiefte dann seine allenfalls mitgebrachten theologischen Kenntnisse zweifellos im Kloster.

Aber doch nur in jener einen Frage. In anderen Punkten zeigen seine Erscheinungen und deren Verhalten deutlich, daß sie seine Geschöpfe sind; denn sie lassen sich auf Proben von Unwissenheit und Irrtümern ertappen, die einem gelehrten Theologen nicht passieren würden.

Wenn freilich Schuhmann meint, ‚Kritische Männer‘ wären durch die Behauptung Jegers, Maria sei die Urheberin der Stigmatisation, ‚erst recht zurückhaltend geworden, zumal die Herzenswunde auf der — rechten Seite war‘ (S. 66); wenn er in letzterem Umstände einen Beweis für die Unschuld der Dominikaner sieht, da es nicht glaublich sei, ‚daß Theologen die Herzenswunde auf der rechten Seite angebracht hätten‘ (S. 113), so ist er dabei entweder ein Opfer der sehr modernen Herz-Jesu-Darstellungen geworden, oder er hat sich mehr von den heutigen anatomisch-physiologischen Überzeugungen als von den evangelischen Berichten und der alten Tradition leiten lassen. Es ist ihm offenbar entgangen, daß Joh. 19, 34 von einer ‚Herzenswunde‘ nichts sagt, sondern nur allgemein von einer Seiten-

wunde. Die äthiopische Übersetzung aber redet geradezu von einer Durchbohrung der rechten Seite, und diese Auffassung begegnet uns auch im Nikodemusevangelium (Acta Pilati) Kap. 11 sowie im Kindheitsevangelium Kap. 35. Bei dem großen Einfluß, den nachgewiesenermaßen die Apokryphen auf die bildende Kunst übten\*, dürften eher jene Stellen, als (wie P. Schanz in seinem Kommentar zu Johannes meint) Ezechiel 47, 1. 2, welche letztere Stelle vielmehr wahrscheinlich auf die Apokryphen einwirkte, die Ursache sein, daß die bildlichen Darstellungen des toten Christus bis ins 16. Jahrhundert hinein das fragliche Wundmal fast ausschließlich auf der rechten Seite aufweisen. So stellt zwar eine Miniatur der syrischen Handschrift des Rabulas in der Laurentiana zu Florenz (vor 586) und eine solche im Evangeliar aus St. Gallen (8. Jahrh.) den Speerhalter auf der linken Seite dar (die Wunde selbst ist nicht zu sehen). Aber alle übrigen Bildwerke zeigen die Seitenwunde, soweit sie überhaupt sichtbar ist, immer rechts. Erst seit dem 16. Jahrhundert finden sich häufigere Ausnahmen von dieser Darstellung, die aber immer noch Regel bleibt. Hans Baldung Grüns Federzeichnung vom Jahre 1533 zeigt die Wunde auf der linken Seite, aber sonst stellt derselbe Meister sie immer rechts dar. Ähnlich verhält es sich mit Van Dyck, Rembrandt und Rubens. Im 18. Jahrhundert hat Tiepolo, im 19. Piglheim und Ad. Hildebrand die Seitenwunde links angebracht, während sonst auch im 19. Jahrhundert sowohl von den Nazarenern am Anfang wie von den meisten modernsten Malern religiöser Bilder am Ende desselben die rechte Seite bevorzugt wurde\*\* — wovon schon ein Blick in das Buch von G. Schönermark, 'Der Kreuzifixus in der bildenden Kunst' (Straßburg 1908) überzeugen kann. Im Jahre 1863 mahnte der 'Kirchenschmuck', der von zwei mir persönlich bekannten, wohlgeschulten Theologen redigiert wurde: 'Maler und Bildhauer sollten sich an die Überlieferung halten und nicht willkürlich die linke Seite als verwundet darstellen.'\*\*\* Diesem Grundsatz entsprechen sämtliche Kreuzifixe, die ich in letzter Zeit zu sehen Gelegenheit nahm. Zur Zeit Jezers war das sicher eher mehr als weniger der Fall, es gab also für den 'kritischen' Theologen an der rechten Seitenwunde nichts zu beanstanden. Es liegt viel Wahrscheinlichkeit in der Annahme von R. Baas (a. a. O.), die Verfasser der angeführten Apokryphen und der äthiopische Übersetzer des Johannesevangeliums haben gemäß dem Glauben der Alten, daß das Blut in der Leber entstehe, diese also die herrschende Stellung im Haushalte des Körpers einnehme (wie besonders Galen betonte), die rechte Seite bevorzugt. Damit stimmte auch die Anbringung der Wunde am Rippenbogen, am unteren Rande des Brustkorbes.

\* Vgl. z. B. A. de Waal in der Röm. Quartalschr. 1887, 173 ff.; E. Hennecke, *Altchristl. Malerei und altkirchl. Literatur*, Leipzig 1896.

\*\* R. Baas in dem sehr interessanten Aufsatz: 'Medizinisch-kunstgeschichtliche Betrachtung der Seitenwunde Christi', Beil. z. Allg. Zeitg. 1905, Nr. 146.

\*\*\* Zitat von Baas a. a. O.

Durch Michael Servet (auf Calvins Anstiften in Genf 1553 verbrannt), der hierin der Lehre W. Harveys vom Kreislauf des Blutes vorarbeitete, sei jene Theorie erschüttert worden, und daraus erkläre sich das Schwanken seit dieser Zeit. Die Theologen, die der Herzenswunde das Wort redeten, wären demnach bereits ‚modernistisch‘ angekränkt. Einen eigenartigen Versuch, beide Auffassungen zu vereinigen, machte der Ereget Cornelius a Lapide († 1637), dem seitdem viele gefolgt sind, mit der Annahme: der Stoß sei so heftig gewesen, daß er zwar rechts einbrang, aber bis zum Herzen ging. Dieser ganze Fall mag zur Vorsicht mahnen und ein Beispiel dafür sein, wie eine uns so durchaus natürlich scheinende Sache früher doch ganz anders angesehen werden konnte und heute noch angesehen werden kann — eine Beobachtung, die sich in der Kirchen-, Dogmen-, Rechts- und Kulturgeschichte duzenomal aufdrängt.

Wenn demnach die rechts angebrachte Seitenwunde keineswegs als Beweis für das Wirken Jegerschen und gegen den Einfluß dominikanischen Geistes gelten kann, so haben wir dagegen in der Garderobe, die der die Erscheinungen einleitende Geist sich bei seiner Abschiedsvorstellung gewählt, eine klare Probe von Schneiderstheologie. Die Theologen des Klosters stießen sich sofort daran, daß eine Seele im Fegfeuer im Meßgewand erscheinen, also noch Messe lesen solle. Die Dominikaner haben denn auch nachmals durch ihren Verteidiger geltend machen lassen, daß beim Eintritt Jegers ins Kloster dort ein das Fegfeuer darstellendes Gemälde hing, auf welchem eine die Messe zelebrierende Seele zu sehen war. Sie wollten offenbar damit sagen, daß der Schneidergeselle seinen ‚Geist‘ ebenso nach dem Vorbild jenes Gemäldes ausstaffierte, wie er später in der auf dem Lettner erscheinenden Madonna deren Bild im Sommerrefektorium kopierte. So schlecht war der Subprior, den Jeger nachmals in jenem Geist wiedererkannt haben wollte, in der kirchlichen Eschatologie nicht bewandert; sein Geist hätte sicher einer dogmatisch korrekten Kleidung sich beflissen. Es ist auch bezeichnend genug, daß der einstmalige Prior sich anscheinend der Blöße schämte, die er damit sich gegeben, und daß Maria ihn gleichsam entschuldigte. Freilich mag er noch aus einem anderen Grunde vorgezogen haben, nicht wieder zu kommen. Die Fragen, die ihm gestellt wurden, waren für den ihn inspirierenden Schneider allzu figlig. Aber die nähere Ursache des Konfliktes zwischen Savonarola und Alexander VI. war natürlich der Novize, der zur Zeit der Hinrichtung des Florentiner Mönches kaum 18 Jahre zählte und nicht wie wir über genau berichtende Zeitungen verfügte, noch weniger unterrichtet als über die Lehre des hl. Thomas und der anderen Autoritäten, über die er befragt wurde. Man wende nicht ein, die Dominikaner hätten nicht gewagt, in der ersten Frage eine Entscheidung gegen Alexander VI. zu geben. Denn einmal hätten nicht sie diese gegeben, sondern der Geist, dem sie die Verantwortung überlassen konnten. Sodann aber konnte man einen bekannten Grundsatz damals um so eher in die Worte fassen: *Quanto più è morto Alessandro VI, tanto più Giulio II vive*, als letzterer Papst aus Haß gegen seine Vorgänger sogar

es ablehnte, in dem Appartamento Borgia zu wohnen. Abriqens war man auch nicht blöde im Urteil über einen lebenden Papst. Murner erzählt von dem Vikar des Dominikanerprovinzials, Paul Hug,

,daß er noch prediget,  
mit bösen Worten übel schädiget  
den Papst zu Rom, ein' Stadt von Bern'

(Schuhmann 120).

Warum hätten da die Mönche nicht dem toten Alexander VI. gegen ihren Ordensbruder unrecht geben können? Wenn sie einmal die Frage stellten, so hatten sie doch ein Interesse an deren Beantwortung in ihrem Sinne, und die hätten sie so einfach haben können. Jeger freilich hatte triftige Gründe, seinen Geist nicht wieder auftreten zu lassen. Denn außer der Antwort auf jene diffizilen Fragen fehlte ihm auch — der Schlüssel zu dem Studiersaal, in den er den Brief mit seiner Antwort tragen sollte. Auch die hl. Barbara, die nachmals an des Geistes Stelle trat, verfügte nicht über jenes wichtige Instrument. Den Schlüssel hatte der Lesemeister bei sich. Warum hätten nun die Väter, wenn sie die Erscheinungen veranstalteten, nicht durch den Geist die ihnen so wertvolle Antwort geben, durch ihn oder die hl. Barbara den Brief in den ,verschlossenen' Saal tragen lassen, zumal der Lesemeister dem Jeger erklärt hatte, man werde der Erscheinung keinen Glauben schenken, wenn der Geist diese Briefbeförderung nicht besorge? Das wäre doch eine notwendige Ergänzung des ganzen Vorgangs, eine evidente Beglaubigung gegenüber Jeger gewesen, dazu von ihnen ungleich leichter auszuführen als die schwierigen Theaterstücke vor dem angeblich so kritischen, jeden Betrug sofort entdeckenden Novizen. Abriqens zeigt auch die Erscheinung der hl. Barbara ihren Schöpfer noch als Stümper. Man versteht, daß der hl. Bernhard, der Verfechter der späteren dominikanischen Lehre, daß die hl. Katharina von Siena, selbst Angehörige des Ordens, sich einstellen. Aber sie kamen erst später, als Jeger sich besser auskannte. In seiner ersten Klosterzeit erscheint ihm eine Heilige aus der Urkirche, die keinerlei spezielle Beziehungen zum Orden des hl. Dominikus hat. Sie ist vielmehr eine Volksheilige, die dem Zurzacher Schneider bekannt war; die speziellen Heiligen des Predigerordens lernte er erst mit der Zeit kennen. Ein Dominikaner wäre nie auf die hl. Barbara gekommen. Schließlich sei noch erwähnt, daß in Jegers Zelle rotes Farbpulver gefunden wurde, das er von einem im Kloster tätigen Illuministen (Miniaturenmalers) erhalten, und mit dem er die Hostie rot gefärbt hatte.

N. Paulus bleibt also unzweifelhaft im Rechte, wenn er von einem Justizmord an den vier Dominikanern redet. Und doch könnte man von einer Art idealen Vergeltungsrechts in dem Urteil reden. Oder ist es nicht eine bittere Ironie der Geschichte, daß gerade Mitglieder des Ordens, der hauptsächlich den Inquisitions- und Herenprozeß handhabte, von dessen Angehörigen der Herenhammer stammte, durch den so viele Opfer auf Grund ihrer mittels der Folter erpreßten Geständnisse auf dem Scheiter-



hausen vom Leben zum Tode gebracht wurden, den grausamen Feuertod starben? Und wenn man den unglücklichen braven Mönchen solch schändliche Betrügereien zutraute, war die Geneigtheit zu solchem Verdachte nicht wesentlich mitverursacht durch die teilweise ganz unchristliche Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit, mit der einige Dominikaner, z. B. ein *Wigand Wirth*, zugunsten ihrer Schulmeinung gegen so würdige und verdiente Männer wie *Trithemius* kämpften und sich die laute Mißbilligung eines *Jakob Wimpfeling*, eines *Sebastian Brant*, eines *Thomas Murner*, *Konrad Hensel*, *Hans Spengler* — letztere Franziskaner — zuzogen? *Schuhmann* hat ganz recht, wenn er darauf hinweist, daß weder *Murner* noch die Richter noch *Julius II.*, ‚der große Gönner der gottbegnadeten *Michelangelo* und *Raffaell*‘ — was tut das zur Sache? — ‚sich von Antipathie gegen die Kirche leiten ließen‘ (S. 126). ‚Es war offenbar nicht so fast die Abneigung gegen die Braut Christi als Liebe zu derselben, welche die Ratsherren, die Bischöfe, das Volk und den Urheber der Jägerliteratur‘ — mit dieser sonderbaren Bezeichnung ist wiederum *Murner* gemeint — ‚gegen die angeschuldigten Väter mobil gemacht hat‘ (S. 127). Ganz einverstanden. Aber ich wünschte auch die Konsequenzen für andere Fälle gezogen. Nach derselben Logik darf man einen *Erasmus*, einen *Reuchlin* und auch den Verfasser des ersten Teils der *Dunkelmännerbriefe*, von denen *Murner* als Verbündeter betrachtet wird, nicht einfach zu Feinden der Kirche stempeln, weil sie Auswüchse am Mönchtum ihrer Zeit bekämpften und weil es den Kölner Dominikanern und ihrem Anhang in naiver Selbstschätzung gefiel, ihre eigene verknöcherte Methode und ihren engen Horizont mit der Kirche zu identifizieren. Wollte man aber auf diese Gleichsetzung — die *mutatis mutandis* im 18. Jahrhundert von dem degenerierten Scholastizismus gegen die Vertreter eines vernünftigen Fortschritts wiederholt wurde — eingehen, so müßte man sie von den Gegnern der Kölner Dominikaner auch auf die der Berner übertragen.

Die Frage, ob der Jägerhandel dem Abfall von Rom Vorschub geleistet, glaubt *Schuhmann* verneinen zu dürfen, indem er mit *K. Riffel* sagt: ‚Diese (die Frage bejahende) Anschauung entbehrt allen Grundes, da ein näherer Zusammenhang zwischen diesem Vorfall und den Vorgängen der sog. Reformation sich gar nicht herausfinden läßt und spätere Tatsachen... ein ganz anderes Ergebnis liefern‘... Er erinnert mit *A. Ruchats* Worten daran, daß die Jägergeschichte ‚sich (nicht weniger als) fünfzehn Jahre, bevor die Reformation in Bern etwas freier gepredigt werden konnte, ereignete‘. Allein daß historische Erscheinungen nicht mit der Plötzlichkeit chemischer Reagentien wirken, daß anderthalb Dezennien in der geschichtlichen Entwicklung gleich einem Augenblick in eines Menschen Leben sind, sollte bekannt sein, und ebenso, daß Imponderabilien nicht dokumentarisch nachweisbar sind. Es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Verbrechen, wie sie damals den Berner Mönchen allgemein schuldgegeben wurden, nicht zur Untergrabung des Ansehens des Ordensstandes beigetragen hätten. Haben doch zur Kirchen-

spaltung Vorgänge und Zustände mitgewirkt, die Jahrhunderte vor dem Auftreten Luthers liegen. Man darf nur die schon erwähnten Dunkelmännerbriefe lesen, um sich zu überzeugen, wie ungünstig die Berner Ereignisse den Ruf der Dominikaner beeinflussten. Die Annahme solchen Einflusses ist also nicht einfach, wie Schuhmann meint, eine ‚protestantische Legende‘, und sie wird nicht durch den Hinweis widerlegt, daß nachmals Mitglieder und Freunde des Predigerordens zur Neuerung übertraten — was sich u. a. auch aus einer gewissen Erkältung gegen das Papsttum erklären würde, unter dessen Ägide die Verurteilung von 1509 erfolgt war, — während deren Gegner zumeist beim alten Glauben verharrten. Letzteres könnte man sogar als Ausfluß des traditionellen Gegensatzes zu den Dominikanern verstehen. Die bei der großen Masse wirksamen Faktoren aber lassen sich nicht so einfach nachweisen.

Über solche Fragen allgemeiner Natur\* kann man anderer Ansicht sein, ohne darum das Verdienst des Schuhmannschen Buches in der Hauptfrage zu schmälern. Jedenfalls ist es in hohem Grade erfreulich, daß die neuere Forschung, wie in zahllosen anderen Fällen, so auch hier über eine Jahrhunderte hindurch falsch beantwortete Frage so reiches Licht verbreitet hat, dank welchem ein schweres, gegen schuldlose Ordensleute begangenes Unrecht erkannt wurde. Solche Ergebnisse zeigen immer aufs neue, wie schwer man die Kirche schädigen würde, wenn man die historische Kritik aus ihr verbannte.

---

\* Ein paar kleine Ausstellungen möchte ich nicht ganz unterdrücken. Das im allgemeinen gesunde Urteil des Verf. scheint mir gegenüber Th. Murner zu versagen. ‚Der geniale Murner‘, ‚einer der begabtesten und unversesteten Geister der Menschheit‘ (!), um dessen Gunst ein deutscher Kaiser und ein englischer König buhlten‘ (!), war in seinen Satiren doch Nachahmer Brants bis zur wörtlichen Entlehnung ganzer Stellen. Der ästhetische Wert seiner Dichtungen über den Berner Fall ist doch sehr vom historischen zu scheiden, ihre ‚Unsterblichkeit‘ sehr cum grano salis zu nehmen. Wenn Murner ‚der bis zur Stunde einzige Übertrager von Virgils Aeneide in deutsche Reime‘ genannt wird (S. 12), so weiß der Verf. offenbar nichts von M. Zille's Übertragung im Nibelungenversmaß (Leipzig 1868). Ebenso wenig kann der Umstand, daß Murners Schriften schon zu seinen Lebzeiten mehrfach gedruckt wurden, während Anshelms Chronik ‚erst in neuerer Zeit einen Verleger gefunden‘ (!) — und doch ist S. 31 von deren ‚neuesten Herausgebern‘ die Rede, ohne daß ältere genannt wären —, für die Trefflichkeit der ersteren zeugen. Der Abschnitt über den ‚gegenwärtigen Stand der Streitsfrage‘ hätte offenbar an die Spitze statt an den Schluß gehört. Die schon bei ihrem Urheber bisweilen manirte Janssen'sche Methode, die Gewährsmänner unter Wiedergabe ihrer Worte in Anführungszeichen reden zu lassen, wird von Schuhmann ins Komische outriert, indem er nicht nur ganz farblose Worte, sondern sogar die (in Ziffern gegebene!) Zahl der Monatstage oder der Jahre zwischen Gänsefüßchen setzt. Ein Wortbild wie ‚p[e]l[i]gen‘ (S. 53) nimmt man in einer kritischen Ausgabe hin; in einer für weitere Kreise berechneten Schrift ist es ebenso unnötig als wunderlich. Wozu hat man, wenn eine Erklärung unumgänglich ist, die Fußnoten?



Petrus Christus/Aus der Legende des hl. Eligius





# Der Zerfall des deutschen Judentums

## Von Hans Rost

---

**W**erner Sombart hat einem großen Teil der deutschen, namentlich der liberalen Presse den Vorwurf gemacht, daß sie die Judenfrage mit Stillschweigen übergeht. Diese Lotschweigepolitik ist eine Versündigung an den Lebensinteressen des deutschen Volkes, das sich in starker materieller und geistiger Abhängigkeit von den Juden befindet. Die Anteilnahme der Juden am Wirtschaftsleben, an der Bildung und am Reichtum der Gegenwart ist zur Genüge bekannt. Weniger dagegen sind jene Momente und Entwicklungstendenzen klar vor Augen gestellt, welche auf einen starken Zerfall des deutschen Judentums hindeuten. Von jüdischer Seite ertönen Klagelieder über den „Untergang der deutschen Juden“, Vorschläge zur Abhilfe werden laut, außerdem ist das Problem an sich hochinteressant, so daß es sich lohnt, über die Zerfalls-symptome des deutschen Judentums Aufklärung zu schaffen.

### I.

Eine Familie, ein Volk ohne Nachwuchs ist zum Untergange verurteilt. Das Lob und die Wertschätzung der ehelichen Fruchtbarkeit in der Bibel hatte für das Judentum Geltung jahrtausendlang. Die Tendenz zur Fruchtbarkeitsbeschränkung hat fast alle Kulturvölker ergriffen. Aber die deutschen und westeuropäischen Juden eilen dieser Entwicklung mit Siebenmeilenstiefeln voraus. Die jüdische Geburtenziffer ist überall sehr stark im Sinken begriffen, wobei zu beachten ist, daß die Juden in den zeugungsfähigen Altersklassen verhältnismäßig stärker vertreten sind als die Christen, wonach z. B. im Großherzogtum Hessen ihre Geburtenziffer um 9 Prozent höher sein müßte als die ihrer Umgebung.

Der Geburtensturz bei den Juden in Preußen zeigt folgende Entwicklung. Es entfielen auf 1000 Juden im Durchschnitt der Jahre 1822/40 nach Dr. Theilhaber (Der Untergang der deutschen Juden) 35,46, der Jahre 1880/1900 24,81, der Jahre 1905/08 17,45 Geburten. Der Rückgang beträgt also mehr als das Doppelte. Auf eine jüdische Eheschließung kamen 1820/30 5,19, 1885/94 3,49 und 1906/08 2,4 jüdische Geburten. Während auf 1000 Einwohner im Jahre 1905 in Deutschland 33,0, in Rußland 47,9, in Frankreich 20,5, in Österreich 35,4 und in England 27,2 Geburten entfielen, sinkt die jüdische Geburtenziffer in Preußen mit 17,1 sogar unter das niedrige Niveau der berücksichtigten Bevölkerungsbewegung in Frankreich herunter.

Eine sehr stark sinkende Bewegung hat auch das Judentum in Bayern. Im Jahre 1876 betrug der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bei den Juden noch 801, im Jahre 1900 255, im Jahre 1908 belief er sich auf 108 und im Jahre 1909 gar nur noch auf 32 Personen. Ohne den erheblichen Zuzug durch Einwanderung aus Galizien und Rußland stünde es um den Bevölkerungsstand der bayerischen Juden noch viel schlimmer. Auf

eine jüdische Eheschließung entfielen 1876/80 noch 4,69, 1896/1900 2,50, dagegen 1909 nur noch 2,02 und 1910 noch 2,16 Kinder. Diese jüdischen Zweikinderehen sind naturnotwendig der Ruin der Judentum. Vorausichtlich wird der Geburtenrückgang auch noch bis auf ein Kind als Durchschnitt herabsinken. Dafür bietet München ein deutliches Beispiel. Auf eine jüdische Eheschließung kamen hier im Jahre 1875 2,2, 1890 1,17, 1904 0,93 und 1905 0,94 Kinder. Das ist der Zerfall der jüdischen Familie im schärfsten Sinne des Wortes.

In Hessen ist die jüdische Geburtenziffer von 31,6 im Jahresdurchschnitt 1876/80, auf 14,3 im Durchschnitt der Jahre 1900/05 gesunken. In Elsaß-Lothringen trafen im Jahre 1910 auf 1000 Einwohner bei den Katholiken 28,3, bei den Protestanten 25,8 und bei den Juden nur 16,8 Geburten. In Württemberg betrug die gesamte Bevölkerungszunahme von 1821/1910 68,40 Prozent, die Zunahme der Juden erreicht aber mit 34,35 Prozent nur die Hälfte des Landesdurchschnitts. „Vor etwa 80 Jahren kamen im Durchschnitt auf 50 Judenfamilien 12 Kinder mehr als auf eine gleich hohe Zahl christlicher Eltern. Familien mit 10, 12, 13 bis 20 Kindern waren keine Seltenheiten. Das waren noch wahrhaft patriarchalische Zustände — und heute? Familien mit 6 bis 7 Kindern sind schon recht selten, dagegen sehr zahlreich jene mit zwei Kindern, und nicht weniger solche mit einem einzigen Kinde. An diese zwei bzw. das eine Kind wird dann alle Liebe und aller Reichtum gehängt. Es gilt auch für Württemberg: niemand huldigt mehr dem französischen Zwei- bzw. Einkindersystem in Stadt und Land als der emanzipierte Jude. . . . Seit 1901 zählten die jüdischen Geburten in Württemberg nie über 200; die durchschnittliche Zahl der Sterbefälle ist fast dieselbe.“ (Histor.-polit. Blätter, 151. Bd., S. 444.)

Bei der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 gab es in Deutschland 512000 Juden, im Jahre 1905 waren es 607862, im Jahre 1910 deren 615021, also eine schwache Mehrung um 7159. Von je 100 ortsanwesenden Personen der Bevölkerung des Deutschen Reiches waren 1871 1,25, 1885 1,20, 1900 1,04, 1905 1,00 und 1910 nur 0,95 Juden. Dr. Theilhaber kommt zu dem für die jüdische Bevölkerungsbewegung sehr schlimmen Schlußsage, daß die Juden in Deutschland in den letzten 15 Jahren sich nicht mehr vermehrt haben. Lediglich die Einwanderung aus dem Auslande hat das absolute Defizit verhindert.

Sehr verhängnisvoll für die Rückwärtsentwicklung der jüdischen Geburtenziffer ist die Abwanderung vom Lande in die Großstädte geworden. So wohnten im Jahre 1840 von den bayerischen Juden noch 51 097 oder 86,2 Prozent, im Jahre 1905 nur noch 15 053 oder 27,2 Prozent auf dem Lande. In Preußen hat Großberlin die Judentum aller preußischen Provinzen mehr oder weniger aufgesogen. Heute hat Großberlin 140—150000 Juden aufzuweisen, eine Summe, die der jüdischen Bevölkerung der Provinzen Posen, Westpreußen, Ostpreußen, Pommern, Schlesien, Schleswig-Holstein, Sachsen und Westfalen zusammen gleichkommt. Der Zug nach

der Stadt ist derart durchgeführt, daß Theilhaber schreiben kann: „Mit wenigen Ausnahmen gehen sämtliche Judengemeinden einer traurigen Zukunft, einem Verfall entgegen.“ (S. 44.) Die Städte aber sind das Grab der jüdischen Fruchtbarkeit. „Die Juden in den Städten“, führt Theilhaber weiter aus (S. 63), „haben sich seit 1879 mehr denn verdoppelt, besonders die im zeugungsfähigen Alter ziehen in die Städte; ihre Geburtenzahl aber hat sich auch absolut um ein Sechstel vermindert.“ Das platte Land bildete bis zur Stunde bei den Juden die Kinderstube für die Städte. Mit der Tendenz zur Verstädtlichung fließen diese Quellen immer spärlicher. Dazu kommt noch, daß „die heute erwachsenen Juden noch größtenteils aus der „guten alten Zeit“ stammen, wo die Zeugungslust als natürliches, die Prohibition als wenig sittliches Zeichen galt, von gesunden, echt jüdischen Eltern der Dörfer und Kleinstädte. Die nächste Generation aber muß mit den Anschauungen des Heute heranwachsen, nur gering beeinflusst von großelterlichen Ideen und Gewohnheiten, von Forderungen einer Religion, die bei den meisten aus dem Alltag verdrängt und, wenn es viel ist, auf wenige Feiertage im Jahr beschränkt wurde.“ (Theilhaber S. 67.)

Die Juden sind hinsichtlich ihrer Fortpflanzungsverhältnisse einem berechnenden Rationalismus verfallen. Eine kinderreiche Familie war ehemals ein Stolz, heute schämt man sich darob. Kapitalbesitz ist für den jüdischen Kaufmann, Akademiker, das Hauptverlangen. Aus diesem Grunde finden späte Heiraten statt, und in der Ehe herrscht das Prinzip des Zwei- und Einkindersystems. Dadurch bleibt das Kapital beisammen; man kann standesgemäß leben. Die Mutterschaft, einst die Segensquelle des jüdischen Volkes auf seiner tausendjährigen Wanderung, ist heute der Verachtung preisgegeben. Hohn und Spott werden in den feineren jüdischen — leider auch sonstigen — Gesellschaftsklassen über die häufige Mutterschaft ausgegossen. Das moderne Judentum hat sich von jenen strengen Anschauungen und Vorschriften losgemacht, welche Bibel und Talmud in bezug auf die Sexualhygiene innerhalb und außerhalb der Ehe vorgeschrieben haben und deren genauer Befolgung die Erhaltung des Judentums im Laufe der Jahrtausende in der Hauptsache zu danken ist. Die Fruchtbarkeit galt im Alten Testament als ein Segen Gottes. Gott will Abrahams Samen machen wie den Staub auf Erden, Isaaks wie die Sterne am Himmel, heißt es im Buche Moses. Bis in die diskretesten Einzelheiten hinein hat der große mittelalterliche Rabbiner und Arzt Maimonides das Eheleben und den Sexualverkehr nach den Gesetzen der Natur und einer vernünftigen Hygiene geregelt, und jahrhundertlang haben sich die Juden an diese Bibel- und Menschengebote gehalten. Keuschheit, Mäßigkeit und Natürlichkeit zeichnen diese Vorschriften aus. Der moderne Jude ist von diesen Lebensgrundsätzen abgewichen und der Rationalisierung des Sexuallebens verfallen. Die Folgen äußern sich nun in einem jedes Maß übersteigenden Geburtenrückgange, dessen letzte Konsequenz der von Theilhaber und anderen jüdischen Autoren so bezeichnete Untergang des deutschen Judentums sein wird. „Es steht fest“, schreibt Max



Marcuse (*Sexualprobleme*, 8. Jahrg., S. 745), „daß die Juden des Westens als solche dem Tode geweiht sind. . . . Ohne den Zug aus Rußland und Galizien und „anderen Östlichkeiten“ wäre der Untergang schon vollendet.“

Der Geburtenrückgang in so auffallender Stärke hat in ganz Westeuropa das Judentum ergriffen. Aber auch im Osten sind die Anzeichen mehr als hinreichend, um das baldige Eintreten eines starken Geburtenrückganges erkennen zu lassen. „Es dürfte nicht lange dauern,“ schreibt Dr. Maurice Fischberg (*Die Rassenmerkmale der Juden*, 1913, S. 68), „bis die östlichen Juden auch in dieser Beziehung mit ihren westlichen Glaubensgenossen Schritt halten.“ So ist die Geburtenziffer in Ungarn von 36,84 im Jahresdurchschnitt 1881—85 auf 28,00 im Durchschnitt 1906—1910 herabgesunken. Sehr stark ist der Geburtensturz bei den rumänischen Juden, wo die Lebendgeburtenziffer von 46,53 auf 29,33 im Zeitraum 1871—75 bis 1910 herabfiel. Abgesehen von den sicheren Anzeichen der russischen Statistik liefert auch die reiche Anzahl von Broschüren im jüdischen Jargon über den Neumalthusianismus einen Anhalt für die Annahme, daß auch bei den Juden des Zarenreiches die Empfängnisverhinderung eine brennende Frage geworden ist. In den Vereinigten Staaten ist die Geburtenrate bei den eingeborenen Juden eine so niedrige wie bei den Amerikanern im allgemeinen, während die eingewanderten Juden sehr fruchtbar sind; in der zweiten Generation, die völlig amerikanisiert ist, wird natürlich das amerikanische Beispiel befolgt. Aber auch unter den orthodoxen Jüdinnen, die noch den Scheitel tragen, gibt es bereits viele, die den Arzt bitten, ihnen die beste Methode zur Empfängnisverhinderung anzuraten, — was sie in der alten russischen bezw. galizischen Heimat vielleicht nie gewagt haben würden. (Fischberg S. 69.) Der jüdische Geburtenrückgang ist sonach international und kündigt an, daß der Zerfall des Judentums auch über die Grenzen Deutschlands hinaus seine Kreise zu ziehen beginnt.

Ein weiteres Zerfallssymptom für die jüdische Bevölkerungsbewegung ist die Art der Eheschließung. Wie schon angedeutet, wartet der moderne Jude erst auf die Erwerbung oder Einheiratung eines größeren Kapitals, bevor er zur Ehe schreitet. Infolgedessen werden die jüdischen Ehen immer seltener, und sie werden immer später hinausgerückt; die Geburten nehmen dadurch ab, die Unsittlichkeit nimmt zu. „Liebe“, sagt Theilhaber (l. c. S. 75), „ist ein Faktor, der nur ausnahmsweise in Betracht kommt und nur dann, wenn alle anderen Umstände stimmen. Dazu kommen noch subjektive Momente. Die jungen Leute sehen nicht mehr in der Begründung einer Familie, eines Heimes eine notwendige sittliche Forderung, die die Allgemeinheit oder die Religion an sie stellen kann. Ein großer Prozentsatz fühlt sich unverheiratet wohler. Und die Großstadt mit ihren Genüssen ist hiefür auch ein geeigneter Boden.... Viele Imponderabilien spielen noch hier herein. Die große Bervöththeit der Jüdinnen, die Irreligiosität der Zeit, der materielle Zug und die damit verbundene Lebensauffassung in den jüdischen Massen.“ Das sittliche Pflichtbewußtsein der Eheschließung ist bei den Juden im Schwinden begriffen.



Das materielle Moment, die Gier, eine angesehenere Rolle in der Gesellschaft zu spielen, beherrscht das Judentum. Daher haben auch die Mischehen in so außerordentlichem Maße um sich gegriffen, ebenso die Judentaufen. Max Nordau schreibt hierzu: 'Von allen Juden, die in den letzten 30—40 Jahren auf irgendeinem Gebiete Ruhm oder auch nur Anerkennung erlangt haben, ist wohl kaum ein Fünftel dem Judentum treu geblieben..'. Das Judentum will zum Teil in einer Art Verzweiflung aus sich selbst heraus. Die Mischehen sind dabei das beste Auskunftsmittel. Der berechnende jüdische Sinn erblickt in der Mischehe den Schlüssel zur wirklichen gesellschaftlichen Emanzipation. Da das moderne Judentum in sich keinen religiösen und nationalen Gehalt mehr hat, ist die Neigung zur Mischehe um so leichter, diese selbst bereits sehr stark um sich greifend.

Von 100 heiratenden jüdischen Männern bzw. Frauen heirateten im Jahre 1908 in Preußen 12,7 bzw. 12,1 einen christlichen Gatten. Auf 100 jüdische Eheschließungen kamen in Baden 1888—93 4,3, 1905 11,11 und 1907 8,11 Mischehen. In Bayern entfielen 1905—07 auf je 100 Judenehen 8,93, in Hessen 10,3 Mischehen. In Berlin gingen 1905—06 von 100 heiratenden Juden 44,05 eine Mischehe ein, in Hamburg lebten 1905—06 im Verhältnis zu rein jüdischen Ehen 34,82 Prozent jüdische Männer in Mischehe. In Frankfurt a. M. gab es 1907—08 24,76, in München 37,40, in Elsaß-Lothringen 1905—06 10,35 Prozent jüdische Mischehen. Etwa ein Achtel aller jüdischen Eheschließungen sind heute bereits Mischehen. Auch im Ausland sind jüdisch-christliche Mischehen gang und gäbe geworden. In Dänemark trafen auf 100 rein jüdische Ehen 1901—05 96,05 jüdisch-christliche Mischehen, in Triest 1877—1903 33—61, in Ungarn 1906 7,54, in Budapest 1907 18,40, in Wien 1906 12,97, in Amsterdam 1904—08 10,30 Mischehen. Abgesehen von den Verlusten für das nationale Judentum durch die Mischehen haben diese noch weitere Schäden im Gefolge. Da die Gründung einer Familie selten der Beweggrund zur jüdisch-christlichen Mischehe ist, so ist sie fast immer unfruchtbar, indem auf eine Mischehe etwas mehr als ein Kind im Durchschnitt entfällt. Werner Sombart macht in seinem Buche über die Zukunft der Juden (S. 44 f.) die Bemerkung: 'Die Kinder, die den christlich-jüdischen Mischehen entspringen, so wunderbar schön und so hochbegabt sie oft genug sind, scheinen doch des seelischen Gleichgewichtes zu entbehren, das rassenreine Blutmischungen gewährleisten. Wir finden unter ihnen häufig intellektuell oder moralisch disäquilibrierte Menschen, die entweder sittlich verkommen oder in Selbstmord oder geistiger Umnachtung endigen (obwohl sich darüber zuverlässige Aussagen, die auf mehr als der persönlichen Erfahrung beruhen, beim heutigen Stand unseres Wissens nicht machen lassen)'. Zu der geringen Fruchtbarkeit der jüdisch-christlichen Mischehen gesellt sich noch eine sehr hohe Ehescheidungskhäufigkeit, indem durchschnittlich 12 Prozent aller Mischehen wieder aufgelöst werden. Alles in allem genommen sind die Mischehen ein sehr bedeutsames Symptom für den ständigen Verfall des Judentums.

Ein sehr bedenkliches Zeichen für den Verfall unseres Judentums, das in seinen Wirkungen gleichzeitig den christlichen Volksteil stark in Mitleidenschaft zieht, sind die außerehelichen Geburten und der Geschlechtsverkehr der Juden mit Christenmädchen. Nach dem alten jüdischen Gesetz ist die außereheliche Mutterschaft eine große Schande gewesen. Heute noch haftet dem unehelichen Judenkind vielleicht ein stärkerer Makel an als dem christlichen. Die uneheliche jüdische Geburtenziffer hat in Preußen folgende Entwicklung angenommen: Auf 100 jüdische Geburten trafen 1821—30 0,5, 1861—65 1,2, 1881—90 2,5, 1896—1900 3,4, 1905 3,63 und 1907 4,22 uneheliche Geburten. „Als Zeichen der schwindenden Religiosität unter den Juden, des Schwindens der berühmten Sittlichkeit der jüdischen Frau“, schreibt Theilhaber (l. c. S. 77), „ist diese Statistik von weittragender Bedeutung.“ Wenn die jüdischen unehelichen Geburten für ihren Bevölkerungszuwachs auch von untergeordneter Bedeutung sind, so ist, wie Dr. Segall in seinem Werke über die Münchener Juden sagt, „daraus vor allem eine Lockerung des viel gerühmten jüdischen Familienlebens zu beobachten“. Für die Zunahme der unehelichen Geburten bei den Jüdinnen sind zwei Gesichtspunkte maßgebend: Auf der einen Seite die Abnahme der Eheschließungen im passenden Alter und die Fürsorge für einen Beruf und einen selbständigen Erwerb. „Auf der anderen Seite“, sagt Theilhaber, der seinen Glaubensgenossen ohne Grund keinen Vorhalt macht, „ist es das Fallen der religiösen Schranken, das dem natürlichen Drängen die Hindernisse hinwegräumt. Einschlägig ist hier ein wenig erfreuliches Kapitel: Kenner behaupten, daß gerade z. B. unter den reichen jüdischen Mädchen von Berlin-W mit der alten Keuschheit gänzlich gebrochen wurde.“ Während man den Umfang und die Zunahme der Unehelichkeit bei den Jüdinnen statistisch messen kann, muß man bei den jüdischen Männern auf Beobachtungen und die öffentliche Meinung sich stützen. Wir behaupten, daß ein großer Teil der männlichen jüdischen unverheirateten Jugend in ihrem sexuellen Verlangen wenig Selbstzügelung mehr kennt, und daß meistens unsere Christenmädchen die Kosten tragen müssen. Auch Theilhaber gesteht die Tatsache unumwunden ein (l. c. S. 106), daß „der größte Teil der jüdischen jungen Leute in freier Liebe Beziehungen zu Christinnen unterhält“.

## II.

Die Entartung des modernen Judentums kommt ferner in einer Anzahl von pathologischen Merkmalen und Krankheitserscheinungen zum Ausdruck. Wie wir bisher gesehen haben, ist das Judentum in wechselndem Maße degenerativen Vorgängen ausgesetzt. Es ist bekannt, daß der Alkohol in pathologischer, sozialer und ökonomischer Beziehung eine sehr starke Rolle spielt, indem er die Widerstandsfähigkeit bricht, die Leistungsfähigkeit abschwächt und das Einzelindividuum sowie ein ganzes Volk an den Rand des Abgrundes bringen kann. Aus übermäßigem Alkoholgenuß kann man aber bei den Juden ihre Degenerationerscheinungen nicht herleiten. Dr

Alkoholismus spielt im Leben der Juden keine einschneidende Rolle, obwohl sie auch nicht der Abstinenz huldigen. Die Mäßigkeit war bis zur Stunde eine charakteristische Eigenschaft der Juden. Ein betrunkenener Jude ist eine Seltenheit. Allein auch mit diesem günstigen Merkmal geht es bei den heutigen Juden, wenn auch nur sehr langsam, abwärts. Seitdem die Juden mit ihrer nichtjüdischen Umgebung in intimere Berührung gelangt sind,, sagt Fischberg (l. c. S. 91), 'haben manche Juden von heute auch das Saufen sich angeeignet'. Daß die alte sprichwörtliche Mäßigkeit der Juden im Schwinden begriffen ist, zeigt der Zugang von Juden in die preußischen Irrenanstalten wegen Delirium tremens, in denen in den Jahren 1878—82 17, 1895—1900 dagegen 40 Juden wegen dieser Krankheit aufgenommen wurden. Auch das Steigen der Personendelikte der Juden wird von dem jüdischen Arzt Dr. Hoppe auf den verstärkten Alkoholmißbrauch zurückgeführt.

Wenn wir uns den Krankheitserscheinungen zuwenden, so sollen die Juden nach dem Urteil französischer Ärzte der rheumatischen und gichtischen Veranlagung, sowie den Stoffwechselstörungen stärker unterworfen sein als die Nichtjuden. Die Zuckerkrankheit, Diabetes, hat man eine Judenkrankheit genannt. Fischberg, der in seinem schon erwähnten Buche die Juden von allem rein zu waschen versucht, was wie eine spezifische Rasseeigentümlichkeit aussehen könnte, schreibt daselbst, daß 'die Juden Deutschlands in der Tat diesem Leiden ziemlich arg unterworfen sind; auch in Ungarn sterben auffallend viele Juden an der Zuckerkrankheit'. In Frankfurt a. M. starben in den Jahren 1872—1890 die Juden sechsmal so häufig wie die Christen an Zuckerkrankheit; in Preußen war sie nach Singer  $6\frac{1}{2}$ mal größer bei den Juden als in der übrigen Bevölkerung. Auch in Newyork leiden die Juden mehr als doppelt so viel an Diabetes als die übrigen Bewohner. Die Zuckerkrankheit steht im engen Zusammenhang mit einem üppigen Leben, sie ist eine Krankheit der wohlhabenden Klassen. Gemütsregungen, Geschäftsverluste ziehen leicht Diabetes nach sich. Ein geflügeltes Wort von einem Dr. Kleen lautet nach Fischberg: 'Wenn die Aktien in Wallstreet fallen, steigt Diabetes.' Diese Krankheitsform ist sonach mit dem Erwerbsleben der Juden in Zusammenhang zu bringen. Ferner sind bei Juden häufig anzutreffen die Krankheiten der Arterienverkalkung, Krampfadern, Hämorrhoiden und Hämophilie. Fischberg erklärt das damit, daß der Jude oft geistig und noch öfter physisch frühreif ist. 'Früher körperlicher Verfall ist eine der Strafen des Juden für seinen raschen Schritt im Leben — insbesondere für seine ungeheure Betriebsamkeit, seine Kummernis und sein ängstliches Haschen im Verfolge seiner Geschäftsziele.' Krampfadern sind namentlich unter den Jüdinnen sehr häufig; von Hämorrhoiden sind die Juden nach Fischberg 'wahrscheinlich mehr als andere' heimgesucht. Dagegen zeigen die Juden eine sehr günstige Kindersterblichkeit, weil die jüdischen Mütter einerseits ihren Kindern eine ganz außerordentliche Pflege angedeihen lassen, anderseits weil die Jüdinnen viel seltener im Erwerbsleben als Fabrikarbeiterinnen

usw. stehen und vor allem dem Stillegeschäft in der Regel nachkommen können. Ein häufiges Leiden ist unter den Juden nervöse Dyspepsie, Verdauungsschwäche und saurer Magen, 'weil sie zum Essen während der Geschäftszeit sich nicht genügend Zeit gönnen'.

Weitere Merkmale der Juden, durch welche sie von ihrer Umgebung abweichen, sind Blindheit und Farbenblindheit. Die Zahl der blindgeborenen Judenkinde ist abnorm groß, obwohl die Tripperansteckung als Ursache dieser Erscheinung bei den Jüdinnen sehr selten ist. Im Jahre 1895 fielen auf 1000 Christen 6,53, auf 1000 Juden 10,48 Blinde in Deutschland. In Preußen waren es im Jahre 1905 auf 1000 Christen 5,6, auf 1000 Juden 7,1 Blinde. Als Ursache der übermäßig hohen jüdischen Blindenrate in Deutschland wird die Häufigkeit der Verwandtschaftsheirat, die große Anzahl jüdischer Nervenleidender und namentlich die erhebliche Anzahl jüdischer Augenleidender bezeichnet (Fischberg l. c. S. 113). Ebenso ist die Farbenblindheitsrate bei den Juden sehr hoch. Trotz der oft ungünstigen Lebensbedingungen und des häufig vorkommenden Schwindsuchthabitus hat sich erfahrungsgemäß herausgestellt, daß die Juden seltener als die Christen von der Tuberkulose heimgesucht werden. Dagegen stimmen alle Ärzte darin überein, daß Störungen des Nervensystems unter den Juden zu den häufigsten Krankheitserscheinungen gehören. Das eine ist sicher, schreibt Fischberg (S. 146): 'Die Juden werden von den sogen. funktionellen nervösen Affekten, besonders Neurasthenie und Hysterie mehr berührt; die meisten der unter Juden stark praktizierenden Ärzte bezeugen, daß Hysterie ein charakteristisches Privilegium der männlichen Kinder Israels ist.' Die aufreibende Beschäftigung der Juden, namentlich im Handel, im Bankwesen und in den liberalen Berufsarten, macht es erklärlich, daß sie in unserem nervösen Zeitalter am nervösesten sind.

Noch manche andere menschliche Gebrechen zeigen eine starke Anteilnahme der Juden. Deutschland weist eine überraschend hohe Anzahl von schwachsinrigen Juden auf. Nach Fischberg wurden auf eine Million Einwohner in die preußischen Anstalten für Blödsinnige 1896/1900 aufgenommen 62,1 Christen und 140,2 Juden. Die Geisteschwachheit findet sich in Deutschland bei den Juden zwei- bis dreimal so oft wie bei den Christen. Bei der Beurteilung dieser Ziffern muß man allerdings in Betracht ziehen, daß die Juden als Stadtbewohner und in ihrer vortrefflichen ökonomischen Lage leichter dazu kommen, ihre geistesschwachen Angehörigen in Anstalten zu schicken als die Christen. Sehr stark ist ferner die Beteiligung der Juden an der Taubstummheit. Im Jahre 1902 gab es in Deutschland auf 100 000 Einwohner unter den Protestanten 83, den Katholiken 92, den Juden 136 Taubstumme; in Bayern lauten diese Ziffern in den Jahren 1901/02 91, 83 und 126. Nach Dr. Kahn sollen sich die Taubstummen bei den Juden in den letzten 20 Jahren verdoppelt haben. Überraschend hoch ist auch die Verbreitung des Irnsinns bei den Juden. Die öffentlichen und privaten Irrenanstalten in Deutschland bargen in den

Jahren 1895/97 verhältnismäßig dreimal soviel Juden wie Christen. Es wurden gezählt auf 100 000 Katholiken 23, auf 100 000 Protestanten 33, auf 100 000 Juden 92 Irresinnige. In den Jahren 1892/1900 wurden in die preussischen Irrenanstalten dreieinhalbmal mehr Juden eingeliefert, als ihrer Bevölkerungsziffer entspricht. Die Paralyse macht mit 12 bis 25 Prozent den Hauptanteil der Geisteskrankheitsarten aus und kommt beim jüdischen Manne zehnmal so häufig vor wie bei der jüdischen Frau.

Der erhebliche Unterschied zwischen den Juden und Christen bezüglich der Anteilnahme am Irresein erhellt sehr deutlich aus einer Tabelle K. Wieders aus der österreichischen Statistik.

Es entfielen auf je 100 000

	Christen	Juden
Angeborener Blödsinn	0,70	0,98
Angeborener Schwachsinn	2,05	3,53
Selbstanklage, Wahnsinn, Melancholie	2,97	3,89
Tollheit, Manie	1,61	3,87
Verrücktheit, allgemeiner Wahnsinn	7,62	13,44
Primitive Verrücktheit	5,41	5,96
Periodische Geistesstörung	1,99	4,86
Erworbener Blödsinn	6,79	10,79
Paralytische Geistesstörung	7,77	11,07
Epileptische Geistesstörung	3,10	2,22
Hysterische Geistesstörung	1,35	2,04
Neurasthenische Geistesstörung	0,71	1,78
Geistesstörung mit Herberkrankung	0,45	0,62
Geistesstörung, Pellagra	0,50	0,16
Alkoholismus	5,44	0,98
Morphinismus, Kokainismus	0,14	0,28
Sonstige Irreseinarten	0,65	1,42

Unter den Degenerationerscheinungen des Judentums ist noch den Geschlechtskrankheiten und der sexuellen Impotenz ein Augenmerk zu schenken. Die Juden früherer Zeiten waren durch ihre strengen Religionsgesetze, durch ihre Ghettoabgeschlossenheit, ihr frühes Heiraten und durch ihre Achtung vor dem Weibe vor geschlechtlichen Erkrankungen stark geschützt. Die heutige Lage schildert Dr. Theilhaber (l. c. S. 143) also: „Die große Zahl der Paralytiker, die in Preußen ein Zehntel aller Geisteskranken ausmacht, weist schon auf eine starke Durchseuchung der Juden durch die Syphilis hin, da die Gehirnerweichung bekanntlich eine Folgeerscheinung der Syphilis ist . . . Außerdem geben alle Spezialärzte, die eine jüdische Klientel haben, an, daß sie eine erstaunliche Menge jüdischer junger Leute zu behandeln Gelegenheit haben. Ein gut Teil der sterilen Ehen der Juden ist auf eine bekannte Form geschlechtlicher Infektion zurückzuführen.“

Wenn man all die zahlreichen Gesichtspunkte zusammenhält, aus denen sich die fortschreitende Degeneration der Juden ohne Zweifel ergibt, so

kann es nicht weiter überraschen, daß in Anbetracht des starken Schwindens des religiösen Sinnes bei den Juden auch der Selbstmord eine gewaltige Zunahme erfahren haben muß. Fischberg spricht denn auch von einer 'schauerlichen Steigerung' im Hinblick auf die Entwicklung der Selbstmordziffern in Bayern. In den Jahren 1844—56 gingen daselbst von 1 Million Katholiken 49,1, von 1 Million Protestanten 135,4 und von 1 Million Juden 105,9 freiwillig in den Tod. In den Jahren 1890—99 lauten diese Ziffern 92,7, 210,2 und 212,4. Die katholische Ziffer ist also um 189 Prozent, die protestantische um 156 Prozent und die jüdische um 200 Prozent innerhalb 55 Jahren gewachsen. Noch stärker ist das Wachstum der jüdischen Selbstmordziffer in Preußen, wo auf 1 Million Juden 1849—55 46, 1900—07 dagegen 294 Selbstmorde entfielen. 'Die fortschreitende Konzentration,' sagt Dr. Theilhaber, 'die berufliche Tätigkeit, die sinkende Macht des religiösen jüdischen Gedankens gibt den Massen die Freiheit zum Selbstmord'.

### III.

Aus den vorstehenden Darlegungen geht einwandfrei hervor, daß das Judentum in Deutschland eine Periode der physischen Zerrüttung und der geistigen Umwälzung durchmacht, welche mit der Bezeichnung des Zerfalls nicht unzutreffend charakterisiert wird. Dieser Entartung des Judentums in ihren zahlreichen Erscheinungsformen würde in Anbetracht der kaum 600 000 Angehörige zählenden Judenheit in Deutschland keine allzugroße Bedeutung beizulegen sein, wenn nicht der Zerfall des Judentums mit den Verfallserscheinungen des deutschen Volkes überhaupt parallel einherginge und zum großen Teil selbst den Niedergang der deutschen Kultur mit verursachen würde. Es stünde um unsere religiöse und sittliche deutsche Volkskultur erheblich besser, wenn nicht das Judentum mit seinem heutigen Gehalt der Zersetzung, des Zweifels, der Kritiksucht, des Materialismus einen so tiefbohrenden Einfluß auf nahezu alle Verhältnisse unseres öffentlichen und privaten Lebens hätte. Das alte Judentum war streng religiös, Bibel und Talmud bestimmten alle Lebensverhältnisse und Lebensprinzipien, Einfachheit, Keuschheit, Gottvertrauen bildeten den Kern der jüdischen Lebensführung. Der moderne Jude ist dem Skeptizismus, dem Materialismus, dem Fluche des Reichtums verfallen. Der Synagogenglaube ist dahin; kein religiöser Positivismus gibt dem Juden mehr einen Halt; die altjüdische Enthaltbarkeit ist ein Märchen geworden. Genußsucht und Sinnenkugel beherrschen unsere Juden von heute, insbesondere unsere Jüdinnen, die der häufigen Mutterschaft mit Hilfe des sexuellen Präventivverkehrs aus dem Wege gehen, einem wahnsinnigen Modeluxus verfallen sind und den jahrtausendealten Ruhm der kinderreichen jüdischen Mutter ins vollkommene Gegenteil umgekehrt haben. In wirtschaftlicher Beziehung hat nur das Gebot des schrankenlosen Erwerbs Geltung, der Freihandel ist jüdisches Wirtschaftsprinzip. Auf geistigem Gebiete betet ein großer Teil der Juden den Erfolg der Wissenschaft an unter rücksichts-

lofer, oft zynischer Behandlung aller überlieferten Forschungsergebnisse, insbesondere der christlichen Anschauungen und Normen. In politischer Beziehung huldigt das moderne Judentum einem Radikalismus, an welchem die Sozialdemokratie und selbst der Anarchismus warme Anhänger findet. Dieses zerfallende, jedes positiven Gehaltes bare moderne Judentum durchsickert in der schädlichsten Weise unser Leben, unsere Anschauungen, unsere Volksitten, so daß man nicht mit Unrecht die Judenfrage die soziale Frage überhaupt genannt hat. An konkreten Beispielen soll kurz gezeigt werden, wie dieser jüdische Geist in unser Volkstum und unser Christentum einsickert.

Das Übergewicht des Judentums liegt auf dem Gebiete des Handels und im Erwerbsleben überhaupt. Skrupellosigkeit ist vielfach Grundsatz. Für den Juden ist höchstes Wirtschaftsprinzip der Erfolg. Um des materiellen Erfolges willen ist der Jude Anhänger der Freihandelstheoreme. Auch der Mädchenhandel wird sehr stark von Juden getrieben, so daß sich aus eben diesem Grunde selbst eine Gesellschaft anständiger Juden zur Bekämpfung des Mädchenhandels gebildet hat. Wie die Kriminalstatistik zeigt, überragen die Juden die Christen in den Delikten des Wuchers, Betrugens, der Sonntagschändung, der Übertretung gewerbegesetzlicher Bestimmungen, der Nahrungsmittelfälschung usw. Überall da, wo ein materieller Erfolg durch Anwendung zweifelhafter Prinzipien erreicht werden kann — natürlich geht das nicht immer und ist auch bei soliden Juden nicht der Fall —, da ist der Jude dabei. In den pfälzischen Weinstädten, insbesondere in Landau, haben Duzende von jüdischen Weinhandlungen ihren Betrieb glatt eingestellt, als das neue Weingesetz mit seinen scharfen Bestimmungen ins Leben trat. Der unreelle Geist im Wirtschaftsleben findet bei den Juden seine Hauptvertreter, und es geht von jüdischer Seite eine Verderbnis aus, deren Kern darin besteht, daß moralische Grundsätze im Wirtschaftsleben ausgeschaltet sein müssen. Das Buch von Werner Sombart hat über diesen jüdischen Einfluß ziemlich klaren Wein eingeschenkt.

Der unheilvolle Einfluß des Judentums äußert sich vor allem dann noch in der Presse und in der öffentlichen Meinung. Die Judenpresse wendet sich ständig in ihrem instinktiven Hasse gegen das Christentum bei allen möglichen Anlässen gegen die christlichen Dogmen und die sonstigen Einrichtungen der Kirche. An den hohen Festtagen Weihnachten, Ostern, Pfingsten wird in den Leitartikeln vom Weihnachtsmann, von der winterlichen Schönheit, von der Göttin Ostara, vom Erwachen der Natur im Frühlings Schmuck, von Mythen und Symbolen gefaselt, und das Christentum als überwunden erklärt. Bei der Überspannung der Hochschätzung der Wissenschaft und der Anbetung des Erfolges in materieller und wissenschaftlicher Beziehung als dem einzig schätzenswerten Inhalte des Lebens trägt die Judenpresse häufig einen unerträglichen Zynismus und Hochmut zur Schau. Die innere Unruhe der modernen Juden, ihr steter Drang nach Neuem, nach Reformen, nach Reklame, nach Umwertung aller Werte, weil

sie ihre alte Religion und deren strenge Bestimmungen verlassen und keine neue positive Weltanschauung gefunden haben, dieser Skeptizismus und Kritizismus hat unsere radikalen Juden zu den schlimmsten Feinden des konservativen Staatsgedankens und der positiv christlichen Weltanschauungen gemacht. So schrieb das „Berliner Tageblatt“ am 8. August 1907: „Wie heute der Gedanke des christlichen Staates, auch in seiner verfeinerten Gestalt, als überwunden zu gelten hat, so ist auch eine Versöhnung der Stände und Parteien um so eher möglich, je mehr die konservativen Rücksichten aus der praktischen Politik ausgeschaltet werden.“

Der christliche Staat hat als überwunden zu gelten; die Vereinigung aller nichtkonservativen Politiker im Großblock von Bassermann bis Bebel und Rosa Luxemburg: das ist das Leitmotiv der jüdischen Presse und der Politik verjüdeter Parlamentarier. Der christliche Staatsgedanke ist zu bekämpfen, und selbstverständlich hat der monarchische Gedanke gleichfalls keine Existenzberechtigung mehr. „Fort mit den 36 Landesvätern“ konnte die jüdische Sozialistin Rosa Luxemburg auf deutschem Boden in einem deutschen monarchischen Bundesstaate ausrufen, und der Großblockgeist der regierenden Kreise nahm diesen Faustschlag hin, ohne zu mucken. Der Umsturz, der Geist der Revolution wird in Österreich und in Deutschland von der Sozialdemokratie und an ihrer Spitze vom Judentum geleitet und genährt. Die deutsche Sozialdemokratie hat zu Gründern und Führern Juden mit den radikalsten Gesinnungen. Wie insbesondere unsere Presse sozialistischer und freisinniger Färbung die Unruhe, Unzufriedenheit und Aufwiegelung in die breitesten Volksmassen trägt, ist eine Tatsache, die man tagtäglich mit bitterer Wahrnehmung beobachten kann. Der Geschichtsschreiber Treitschke sagt einmal in den „Preussischen Jahrbüchern“ (November 1879): „Was jüdische Journalisten in Schmähungen und Witzeleien gegen das Christentum leisten, ist schlechthin empörend, und solche Leistungen werden unserem Volke in seiner Sprache als neueste Errungenschaften deutscher Aufklärung feilgeboten.“

Da dem deutschen Judentum ein großer Teil der Presse willfährig zur Verfügung steht, hat es auch leicht die Möglichkeit, die öffentliche Meinung stark in seinem Sinne zu beeinflussen.

Ein kleiner Bruchteil jüdisch-orthodoxer Rabbiner, Gelehrter und Kaufleute hält sich von der Sozialdemokratie fern und steht aus religiösen Gründen dem Zentrum und den rechtsstehenden Parteien nahe. Der weitest aus größte Teil der Juden im Deutschen Reiche aber tritt für die Sozialdemokratie ein. Das haben die schweren Zeiten der Reichsfinanzreform und die Reichstagswahlen von 1912 bewiesen, wo aus zahlreichen Orten Klagen laut wurden, daß jüdische Kreise am schärfsten für die Großblockkandidaten und für die Sozialdemokraten eingetreten seien.

Im „Rembrandt als Erzieher“ ist die Behauptung aufgestellt, daß die Zürierung einer Partei mit dem Judentum deren Zerfall zur Folge habe. Aus diesem Grunde sei auch der deutsche Liberalismus so kläglich rückwärts gegangen. Es ist also in Anbetracht der starken Durchsetzung der sozial-



demokratischen und liberal-freisinnigen Parteien mit Juden ein gewisser Zerfall des parteipolitischen Lebens und eine Zersetzung politischer und sozialer Grundsätze Hand in Hand gegangen. Man spricht heutzutage nicht ohne Grund von einem Niedergang des politischen Lebens. An dieser allgemeinen Gestaltung des öffentlichen und politischen Lebens trägt das moderne Judentum in allererster Linie die Schuld, da es ihm an politisch-positiven Werten und an staatsverhaltenden Kräften gebricht.

Man könnte noch viele Momente erwähnen, um den Zerfall des deutschen Judentums und die deutschen Juden als Hauptträger der Zerfallssymptome unserer Zeit überhaupt in ein noch klareres Licht zu rücken. Doch unsere Angaben genügen, um die Tatsachen und die Entwicklungstendenzen im Judentum hinreichend kennen zu lernen. Das Judentum ist einer einseitigen Erwerbstätigkeit in Handel und in akademischen Berufen verfallen; von der belebenden Kraft der Mutter Erde ist es ganz losgetrennt, indem es in der Landwirtschaft fast gar keine Rolle spielt. In physischer und psychischer Beziehung zeigt das Judentum starke Zerfallssymptome. Der Mammonismus und das akademische Ansehen sind die beiden Ziele, die den Inhalt der Lebensführung der deutschen Juden ausmachen. Sollte niemand unter den Juden Vorschläge machen, wie das Judentum diesem allmählichen Untergang, dieser langsamen Zersetzung entrinnen könnte? Der öfters erwähnte jüdische Arzt Dr. Theilhaber hat ein für das Judentum erschütterndes Tatsachenmaterial zusammengetragen und schonungslos die Entwicklungslinien aufgedeckt.

Ein anderer Jude aber hat mit anerkanntem Mute seinen Glaubensgenossen auch das einzige hilfebringende Heilmittel gezeigt. Der Rabbiner Dr. Arthur Rahn in Berlin-Charlottenburg hat vor einigen Jahren einen Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den deutschen Juden ins Leben gerufen in der ausgesprochenen Absicht, seine Glaubensbrüder zu Bauern zu machen. Nur auf diese Weise glaubt Rahn, dem drohenden Untergang des Judentums in Deutschland vorbeugen zu können. Sein Gedankengang ist folgender.

Hin zur Scholle lautet seine Losung! Zur Erhaltung des Judentums sei ein jüdischer Bauernstand in Deutschland notwendig, und zwar aus sozialhygienischen, sozialwirtschaftlichen, sozialpolitischen und rein religiösen Gründen. Rahn schildert den sittlichen und hygienischen Verfall, den wir eingangs kennen gelernt haben. Besonders scharf geißelt er die „allzu üppige Lebensweise“ der Juden und betont die großen Schäden, welche die Verstädtlichung der Juden mit sich gebracht hat. Rahn eignet sich den sehr richtigen Satz an, daß ohne Bauernstand keine sonst noch so mächtige und noch so reiche Nation für die Dauer existieren kann. Der Fortbestand des Judentums sei garantiert, solange auf dem Lande für jüdischen Nachwuchs gesorgt sei. Allein die Juden sind fast alle in die Großstädte gezogen, wo sie mehr erwerben und bessere Heiraten machen können. Das moderne weibliche Judentum verlange diesen Großstadtaufenthalt. „Jüdische Damen“, schreibt Rahn, „verhorreßieren bekanntlich Heiraten auf kleinere Plätze und

fordern, nach Verhältnis ihrer Mitgift, eine entsprechend größere Stadt.' Und bezüglich der Eheaussichten im jüdischen Handels- und Gewerbestand sagt Kahn: 'Die jüdischen Mädchen sehen mehr auf die Stadt, in die sie heiraten sollen, als auf den Mann, den sie heiraten sollen.' Kahn wendet sich dann noch gegen den 'fast spezifisch jüdischen Wahn', daß gerade jüdische Kinder unbedingt ein höheres Studium ergreifen müßten, er fordert, nicht über die Verhältnisse zu leben, ein anspruchsloses Familienleben zu führen, aus den jüdischen 'Damen' wieder jüdische Hausfrauen zu machen. Er warnt vor falschem Ehrgeiz und vor der verhängnisvollen Eitelkeit jüdischer Eltern, welche ihre Kinder unbedingt zu Gelehrten machen wollen. Das Judentum berge ohne Zweifel das zahlreichste Geistesproletariat in sich, das sich in den Städten im Winter durchfriert und im Sommer durchhungert. So kommt Kahn zu der Schlußfolgerung, daß ein Duzend jüdischer Bauern, die im Schweiß ihres Angesichtes das Erdreich bebauen, für die soziale und politische Gleichstellung der Juden mehr bewirken, als hundert Professoren, Ärzte und Anwälte zusammen.

Allein Dr. Kahn, der es ernst und treu mit seinen Glaubensgenossen meint, ist ein Utopist, wenn er glaubt, daß sein Ruf nach der Rückkehr zur Scholle weitere Kreise des Judentums ergreifen wird. Fast 15 Jahre besteht der genannte Bodenkulturverein, aber er hat nur winzige Erfolge aufzuweisen. Jüdische Großgrundbesitzer haben sich geweigert, von den wenigen ausgebildeten jüdischen Eliten auch nur einige auf ihre Güter zu nehmen. Auch fließen keine Geldquellen für die Zwecke der Bodenkultur. Die Einnahmen des Vereins betrugen im Jahre 1906 8219, 1907 7579, 1908 7440, 1909/10 6451 und 1911 6200 Mark. Nicht ohne Mitleid mit den ernstesten, gutgemeinten Bestrebungen Dr. Kahns kann man diese Abwärtsentwicklung des jüdischen Opfersinns für rustikale Bestrebungen lesen. Der 'Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens', der dem Juden die Offizierspauletten, den Staatssekretärsstand, die Universitäten und Ministerien erobern will, zählt gegenwärtig 35 000 Mitglieder mit einer Jahreseinnahme von etwa 150 000 Mark, zu Zeiten von Reichs- und Landtagswahlen wohl auch von  $\frac{1}{4}$  Million Mark. Der 'Verein zur Förderung der Bodenkultur bei den deutschen Juden' zählt rund 1600 Mitglieder mit knapp 6000 Mark Jahreseinnahmen, die voraussichtlich von Jahr zu Jahr noch geringer werden. Die Rückkehr zur Landwirtschaft mit ihrer einfachen und gesunden Lebensweise ist tatsächlich das einzige und bewährteste Mittel, das deutsche Judentum vor dem völligen Zerfall zu retten. Allein bei den Fleischtöpfen Ägyptens hat es den Juden noch immer besser gefallen als bei den mageren Erträgen der Wüste. So haben wir denn in Deutschland mit der Zersetzung und dem Untergang des Judentums zu rechnen als mit einer politisch und kulturell bedeutsamen Erscheinung. Die Entwicklungstendenzen dieses Zerfalls dürften aus vorstehenden Darlegungen zur Genüge klar geworden sein.

# La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna

## Von Peter Dörfler

---

### IV.

Nach diesem Gespräche mied Romolo den Greis oder war doch in seiner Nähe scheu und wortkarg. Er schien sich ganz in seine Studien zu vergraben und stahl sich, wo es nur angehen mochte, von den Spielen seiner Mitschüler weg. Antonio hoffte im stillen auf den guten Erfolg seines Rates und ehrte die Scheu seines Lieblings, an das schaurige Heiligtum seiner Seele zu tasten. Er bemühte sich, den Schüler mit heiteren Erzählungen und Rätselspielen aufzuheitern. Sein Mund war um so beredter, je stummer die Lippen Romolos ruhten. Er flehte um die Befreiung aus dieser gewitterhaften Schwüle, wie der Landmann um einen gesegneten Regen betet, wenn er die Gräser welken und die Saaten dorren sieht.

An einem Sonntage, als die Schüler lesend oder spielend die Ode eines langen Nachmittages vertrieben, kam Romolo plötzlich auf den ruhenden Greis zu und begann in großer Erregung:

„Ich ertrage es nicht länger. Ich mag mich auch nicht mehr mit sinnlosem Schreiben quälen. Je länger ich grüble, desto wirrer und grauser werden die Gewebe. Du mußt mich nun anhören, denn nur so kann ich meine Rätsel aus Dämmerung und Dunkel ziehen. Ich glaube zwar nicht, daß du mir wirklich zu einem Ziele leuchten kannst. Aber endlich muß etwas geschehen. Ich kann die bösen Gewalten, die in mir täglich mächtiger emporkwachsen, nicht mehr bezwingen. Alles muß heraus, du mußt mich anhören bis zum letzten Atem. Du sollst urteilen, ob ich den Segen brauche, den man über Besessene spricht, oder ob meine Gedanken und Gestalten durch Schicksal und Erlebnis in die Seele gekommen sind . . .

Du also hast uns aus jenem Versteck vertrieben, in dem wir friedsam erste Raft gehalten hatten! Wir flatterten auf wie gescheuchte Vögel und zogen dahin und dorthin, bis wir uns irgendwo in der dichten Macchia\* aufs neue borgen. Aber ich will dir nur erzählen, wie wir endlich unsere Heimat in der Wildnis gefunden haben, denn was vorausliegt, das zerfließt vor meiner Erinnerung wie rieselnder Sonnenstaub, der durch die tastenden Finger gleitet. Der Tag, der uns Ruhe und Asyl brachte, war ein Tag des Schreckens und der Flucht. Ich weiß nicht, sind wir vor Samaritern oder Räubern geflohen. Ich selber war in jenen Stunden

---

\* Buschwald.

von Angst und Schrecken so geschüttelt, daß mir jeder Baum zum Ungetüm wurde. Das Thal, das uns dem Schicksal entgegenführte, war sicher voll von Reizen und Naturschönheiten. Aber die Angst wanderte mit mir, und ihr flackerndes Feuer schreckte mit riesigen Schatten und Spußgebilden.

Wenn ich von meinem Sitze aus auf die Campagna hinausblücke, so sehe ich nichts als sanfte Anmut, von dem Reiz der blauen Berge umzogen und von der Wehmut der Ruinen durchwirkt. Aber du weißt, daß das glatte Kinder Gesicht von wilden Wunden und Schwären durchrissen, und daß dieser schwellende Leib oft tiefe Rinnale gleich aufgeschürften Knochen zeigt, an denen Tuffelsen und Basaltprismen bloßliegen. Du kennst die engen Schluchten, die da und dort ein Gießbach in die Ebene einschneidet, durch deren Sohle träge Wasser um groteske Blöcke spielen. Durch solch eine Schlucht hasteten wir an jenem Tag des Grauens. Wir hatten die Ebene aus Furcht vor den „Bösen“ verlassen. Die hohen Ränder des engen Flußtales schauten zu uns nieder wie die zackigen Zinnen des Kastell Guliano auf den Ostiapilger, und die Tuffwände schoben sich bisweilen so eng zusammen wie die Häuserreihen an den Straßen von Tivoli. Die Luft war dann sonnenlos, dumpf und modrig. Sogar der lichtstrahlende Blauhimmel verschwand über uns, denn an die steilsten Felsen hatten sich gewaltige Steineichen geklammert, die ihre Wipfel über die Kluft neigten und in schwesterlichem Reigen ein schwellendes Laubdach wölbten. Wo aber die Wände weniger steil aufschossen und in der Tiefe zerbröckeltes Gestein lag, da hoben uralte Ahornriesen ihre Kronen über Lorbeerstäud und Dornbüsche empor, und Schlingpflanzen ließen ihre geschmeidigen Ranken im Windhauch wehen. Auf zermürbten Tuffblöcken und dunklem Moorgrund aber wucherte eine fast undurchdringliche Macchia, und Wasserbümpel lauerten unter dem gelben und braunen Laubwerk, das fast überall mit harten Dornen bewehrt war. Ein säumiges, verschlafenes Flüßchen schlief durch die tausend Hindernisse. Es hatte wohl vor kurzem ein wenig geschwelgt und getobt, hatte die Ufer überschritten, um all die Wegelagerer fortzutreiben, und hatte dann die Pfützen zurückgelassen, wie ein fliehendes Heer seine Toten. Nun verwesten sie, und grün-gelber Schlamm lag um ihre Ränder, wie giftige Kröten und Molche, die im Kreise sitzen und auf Beute lauern.

Wir mieden darum die Nähe des moorigen Flusses und hielten uns mehr an die abschüssige Talwand. Aber hier war auch das Oberholz wieder um so dichter. Wir standen oft ratlos vor mauer-



Gerard David/Die hl. Jungfrau mit dem Kinde







artigem Gestrüppe und wußten nicht mehr, wohin wir uns wenden sollten. Wir bogen darum doch wieder gegen den Fluß zu ab und kämpften uns hier stumm unsern Weg. Virginia schlief. Der holde Engel hatte die Gnade, daß er nie Not und Drangsal sehen durfte. War er wach, so schaute er nur das Fröhliche und Heitere, das Düstere übersah er; war eine schwere Zeit des Ringens und Mühens, dann saß er im Nest und träumte von Schmetterlingen und roten, klingenden Münzen.

O Schwesterchen, du hast wohl damals im Traume Schmetterlinge gehascht, als wir durch die Gründe des Todes schritten, und wenn dich eine der Zanzaren\* stach — sie haben auch deine rosige Haut trotz aller Sorgfalt der Mutter gefunden —, dann hast du geglaubt, dein böser Bruder zause dich und gebe dir freundschaftliche Kniffe! Und wir litten solch bittere Not! Der Abend raubte auch den Höhen Licht und Sonne. Da wurden die Schatten des Tals immer unheimlicher und breiter. Wo die Wasser rauschten, schien die Nacht zu lauern und langsam, langsam hervorzukriechen. Als die Sonne auch ihre Lichtschleier vom hohen Himmel weghob, da verschwanden die Mücken mit einem Schlag. Ihre orgiastische Tanzlust war gebändigt. Aber unser warmes Blut zog sie auch jetzt noch an, und singend spielten sie aus dem Dunkel auf uns zu. Es wurde kühl, und die feuchte Luft wehte uns immer feindseliger an, wie vom Tode ausgeatmet. Es roch nach Gift und Moder, blasse Nebelschleimen zogen umher, und wenn wir in ihren Bereich kamen, reizten sie uns zum Husten. Einmal blieb die Mutter stehen, atmete tief auf und rief, die Arme in die Höhe reckend: „Siehst du Himmel, wie wir leiden! Wo Schlangen und Molche sich verkriechen, da ziehen wir hin, uns ein Obdach zu suchen. Hörst du das Keuchen unserer Brust? Leid ohne Hoffnung, Leid ohne Maß!“ Dabei war ihre Stimme so stark und so klar, daß mir ihr Gebet schön und heilig schien. Ihr Unterricht hatte bereits Wurzel geschlagen. Ich betete inbrünstig mit. Wohl verstand ich nicht den genauen Sinn der Worte. Ich habe ihn mir erst jetzt zusammengereimt. Aber ich hatte das Gefühl, daß irgendeine Hilfe und Erleichterung kommen müsse, und daß dieses Rufen und Beten Helfer wecken werde. Und wirklich spürte ich eine Erneuerung der gänzlich welken Kräfte. Auch die Mutter schwebte förmlich vor mir her. Sie setzte trotz ihrer Bürde wie mühelos über alle Hindernisse hinweg, bog das Gezweige zur Seite und spürte Pfade und Wege aus, wo die Welt

\* Fliegen.

plötzlich vermauert und verschlossen schien. Diese ungestüme Zerkraft steckte an. Es riß mich vorwärts, als wäre ich mit Ketten an sie gebunden gewesen. Ich mußte wenigstens gehen und zappeln, wenn auch all diese Anstrengungen nicht recht vorwärts halfen.

Als ich einmal so weit zurückgeblieben war, daß sie nur noch wie ein Schattenbild vor mir hingeristernd sichtbar war, und ich schon zu verzweifeln begann, da wandte sie sich um und rief: „Mein Sohn, die Bösen!“ Ich schaute in den Fluß und sah in meiner Angst Untiere mit gährenden Rachen. Ich blickte in das Gezweige und sah hakenschnabelige Vögel mit gewaltigen Schwingen. Ich schrak noch einmal auf und bot das letzte Säftchen der heißgelaufenen Glieder auf, um ihr nachzukommen. Unnennbarer Durst quälte mich; aber ich hatte solches Grauen vor dem Tümpel unter mir, in dem ich Schlangen und Molche wähnte, daß ich nicht einmal in die Versuchung kam, von der nahen Lekung zu nehmen. Welch ein Wandern, wenn der Fuß nur feuchte Sumpferde unter sich spürt, und wo dem Todmüden kein Plätzchen für die Ruhe winkt! Sumpf und Nacht, mit Schreckgespenstern erfüllt, das bedeutet in Wahrheit eine Höllenfahrt. Endlich erhaschte meine Mutter doch eine Stelle, deren gelindere Neigung es möglich machte emporzuklettern. Freilich gingen damit die Beschwerden nicht zu Ende. Sie änderten sich nur. Wir mußten auf Händen und Füßen aufwärts klettern. Das Gesträube und Gestrüppe zerkrachte uns aufs neue die blutigen Gesichter. Doch ließ hier die Jangarenplage nach, und die Erde, die wir umklammerten, war nicht so unheimlich feucht und kalt wie die Sümpfe im Tal. Es lag noch Sonnenhauch auf dem Gras, und die Lüfte waren gleichfalls noch durchwärmt von den dahingeschiedenen Strahlen. Wir stiegen allmählich zu einer Höhe empor, die ein weites Gesichtsfeld rund um uns her erschloß. Und siehe, dort an dem einen Ende flammte ein Lichtauge! Ich werde es nie vergessen, wie wundersam tröstlich es blinkte und blühte. Ich war ganz ergriffen von dem einzigen goldenen Tropfen, der auf unseren Finsternissen schwebte. Ich genoß einen so seligen Augenblick, wie ich ihn kaum einmal noch erlebte. O, wie verschwifert sind Licht und Menschenseele!

Meine Mutter aber, als wäre sie entschlossen gewesen, sich ein für allemal allem Tröstlichen und Heiteren abzuwenden und das Elend geradezu aufzusuchen, zog mich, kaum daß ich auf der Höhe einigermaßen zu Atem gekommen war, von dem Lichte ab. Ich weinte. Am liebsten wäre ich hingefunken und hätte mein Schicksal hier er-



wartet. Aber der Tod verschmähte eine solch klägliche Beute, und das Schicksal schwebte über uns wie ein Adler, der seiner Opfer gewiß ist und den Augenblick schon weiß, in welchem er auf die Arglosen herabstoßen muß. Seit jener goldene Tropfen wieder in der Nacht verschwunden war, hatte in mir jedes Begehren aufgehört. Hätte mich die Mutter in den Rachen der Hölle hineingeführt, ich wäre ihr lautlos nachgegangen, und hätten sich himmlische Pforten vor uns aufgetan, ich hätte nicht aufgeschaut, so stumpf und verbraucht, so jeder Spannkraft beraubt taumelte ich dahin. Ich hatte nicht einmal mehr den Wunsch, es möchte ein Ende des Irrsals kommen.

Aber jetzt hatte uns der Adler, wo er wollte. Er stieß hernieder. Plötzlich fühlte ich, daß der Boden unter mir wich. Ich schwankte einen Augenblick, als wäre ich vom Schwindel ergriffen. Meine kraftlos steifen Hände suchten Halt. Aber ich griff nichts als fallende Schollen und sank mitten in einem Wirbel von Staub und Erdbrocken in die Tiefe. Ehe ich irgendwo auffiel, umfing mich mitleidige Ohnmacht. — — — — —

Meine Erinnerung weiß nicht, ob meine Mutter mit mir gestürzt sei. Es war nie mehr von dem Ereignis die Rede. Ich glaube, daß ich lange Zeit sinnlos dalag; denn als ich erwachte, hatte sich meine Mutter in dem Asyl, in das wir wie von einer gewaltigen Hand gestreute Samenkörner geschleudert worden waren, bereits wohnlich eingerichtet. Mein Bewußtsein sandte, als es sich den nächsten Seelengründen wieder entringen wollte, nach Weise der Sonne erst eine zage Morgenröte aus. In dieses dämmerige Wissen und Nichtwissen hinein hob zuerst der Schmerz seine spitze Stahlhand. Doch stach er nur gelinde. Ich lag mit geschlossenen Augen und hatte genug zu tun, die Bilder meiner Seele zu deuten. Aber da klang helles Jauchzen durch die Nebel und Schleier, mit denen ich rang. Virginia sandte mir ihre erlösende Vogelstimme zu Hilfe. Die Sonne ging auf. Es war Tag. Ich riß Hüllen und Decken von mir und öffnete meine Augen.

Du hast es schon erraten, wohin uns das Schicksal geworfen hat. Es betrachtete uns wohl als Tote und Scherben und warf uns zu den Toten und Scherben. Unsere neue Heimat war, darüber bin ich mir völlig klar, eine jener ungezählten Grabkammern, die in Südetrurien überall von dem geheimnisvollen und völlig untergegangenen Volk der Tusker erzählen. Das Tor des unterirdischen Hauses, das sich uns geöffnet hat, war vielleicht seit dreitausend Jahren verschlossen gewesen. Unsere Nachbarn waren lauter Tote, die weithin

in ähnlichen Grabkammern oder auch in gewaltigen Grabhügeln über der Erde schliefen; sie waren darum gar still und ungefährlich, wenigstens für Menschenverstand. Zermartere mit mir dein Gedächtnis, welche von den vielen Totenstädten, die am nördlichen Rande der Campagna bekannt geworden sind, mich als Bürger beherbergte. Ach, ich glaube, du wirst so wenig wie ich zu einer Gewißheit kommen. Denn jenes Land, so verlassen und arm an Leben es ist, so reich ist es an Gräbern und Gebeinen. Die alten Etrurier haben so vortrefflich für ihre Toten gesorgt, daß ihre Burgen noch immer ungebrochen den Jahrhunderten trohen, denen die Städte der Lebenden alle erlagen. In den tuskanischen Tuffellen schlummern noch Heere von Toten mit all ihren Schätzen ungestört; alle Ereignisse sind an ihnen vorbeigehastet, gierig nach dem nahen ewigen Rom. Wer aber dort eintritt, kann sagen: Ich habe einem Geschlechte ins Antlitz geschaut, das vor Jahrtausenden mächtig gewesen ist. Ich habe sie gesehen so unverstaltet wie der Blick der Brüder und Söhne, die von ihnen Abschied nahmen . . .

Ich weiß nicht, auf wie vielen Stufen wir hinabstiegen, wenn wir vor die Türe unserer seltsamen Wohnstube gelangen wollten. Man kam aus der Helle des Tages in das Halbdunkel eines Raumes, dessen Wände der sauber behauene Tuff der Campagna war. Wie glühten noch die Male der scharfen Hacke, die einst der kräftige Arm eines Sklaven gegen den weichen Stein geschwungen hatte! Wie sattfarben, rotbraun glänzend, weichsamten umruhten uns diese schmalen Flächen! Ich habe der weißgetünchten Klostergänge und -zellen nie froh werden können, denn meine Augen lieben immer noch die stillfeierlichen Töne und die von zarter Röte angehauchten Dämmerungen.

Damals habe ich, wie ich glaube, über nichts sonderlich nachgedacht. Nicht einmal, auf welchem Fleck Erde wir uns niedergelassen hatten. Was wußte ich damals von der Erde und ihren Ländern! Für mich gab es nur eine Campagna. Doch ja. Ich habe später nach der Kuppel von St. Peter gesucht, und sobald ich ihre fruchtgroße Rundung ganz in der klaren Ferne erblickt hatte, da war mir, als hätten wir eigentlich unseren Aufenthalt so wenig geändert wie ein Schläfer, der sich auf die andere Seite dreht. Ich fragte mich auch nicht, wie die Kammer und all ihre Seltsamkeiten entstanden seien. Sie war da wie der Baum und der blaue Himmel, der über ihm steht. Ich habe auch durchaus keine Vorstellung mehr, wie lange wir etwa dort geblieben seien. Manchmal dünkt mir, sehr lange; manchmal auch nur, monatelang.

Ich weiß nur das eine sicher, daß bald darauf — wenn nicht vergessene Jahre dazwischen liegen — der Winter begann, und daß wir uns, zumal wenn der Regen rauschte, viel in der warmen Stube aufhielten, die vom Herzschlag der Mutter Erde erwärmt wurde und die ein gütiges Geschick uns gnädig gewährt hatte.

In den ersten Tagen konnte ich mein Lager nicht verlassen, meine Füße waren wund und zerrissen und ich fühlte mich krank, war gegen alles teilnahmslos und schlief lange Stunden in den Tag hinein. Virginia schlüpfte wohl ins Freie, meine Mutter machte sich gleichfalls oben am Tageslicht zu schaffen, und so fand ich mich in der stillen Grotte gewöhnlich allein. Kaum waren aber die Kräfte wieder daran zurückzuströmen, so regte sich die Teilnahme an meiner Umgebung. Da war nun das erste, was ich entdeckte, ein Hausgenosse von mächtiger und wundersamer Gestalt. Ich erschrak erst so, daß ich mich unter meiner Decke barg. Erst nach einiger Zeit wagte ich es wieder, vorsichtig nach dem rätselhaften Ungetüm auszuspähen. Ist das nicht ein Kopf, was da unablässig aus der Dämmerung starrt? Wie schön ist dieses Gesicht, wie finster und wie traurig! Jetzt bewegt es die Augen und blinzelt nach dem Licht . . . Nein, über diese Züge geht kein Zucken und Leben. Diese Augen drohen umsonst. Denn sie gehören einer Steinfigur an. Ich setzte mich aufrecht und schaute lecker auf den Kolos. Seltsam! — Ich sehe in diesem Augenblick wieder wie damals Stück um Stück aus der Dämmerung tauchen. — Der schöne Kopf wuchs aus einer tierischen Wurzel gleich einer edlen Blume aus einem wilden Aste. Der langgestreckte Leib saß auf vier groben Pranken, die sich mit harten Krallen am Boden festzuklammern schienen. . . Ich sah dann noch einen Steinkolos und muß ihn, wie dir bald klar sein wird, beschreiben. Es war eine mächtige Amphora, die unten spitz zulief und, mir zu Häupten, im Boden stak. Dieser Gast machte mir nicht viel Bangen. Ich wagte bald an die tönernen Rundung zu pochen und auf den Klang des Gefäßes zu horchen, das meine erste Glocke bedeuten sollte. Fast hätte mich meine Kühnheit gereut; denn der Ton schien weithin durch unsichtbare Räume zu laufen, verhallte und kam wieder zu mir zurück. Mißtrauisch und furchtsam schaute ich nach dem andern Steinwesen. Hat sich nicht das starre Auge bewegt, hat sich nicht eine Pranke vorgeschoben?

Jetzt kam Virginia über die Stiege herab, huschte durch die offene Türe und sah mich wach. Das scheint sie überaus gefreut zu haben, denn sie küßte mich und war sehr fröhlich.

Virginia setzte sich neben mich nieder, stützte ihr Köpfchen in ihre braunen Finger und schaute sinnend wie eine Psyche zu dem stummen Marmorgesicht auf. Auf einmal sagte sie: „Du wärst schön, wenn du eine Nase hättest.“ Ich fand die Verunstaltung, die irgendein Unglück verursacht hatte, gleichfalls bedauerlich und tröstete: „Wir werden ihm eine neue Nase machen!“

„Ja,“ lachte Virginia, „viele neue Nasen. Wenn sie brav ist, eine schöne, wie Mutters Nase; wenn sie böse ist, einen Rüssel oder Rabenschnabel; wenn sie dumm ist, eine Gurke aus Schlamm und Kot . . .“

Und wieder schaute sie lange auf das starre Antlitz, dann plauderte sie ihre Gedanken aus: „Warum schaut sie uns nie an, die Kaze? Immer an uns vorbei, immer weit fort. Sieht sie etwas hinter den Wänden? . . . Ist sie so falsch und feindselig? . . . Du, schau mich an. Denn ich bin schöner als du und habe noch meine ganze Nase . . . Guten Morgen! . . . Liebst du auch Reisbrei?“

Ah, Vater, laß dir dieses Kindes süße Torheiten erzählen und ermüde nicht! Denn mein Herz brennt vor Schmerz und Liebe und jedes Wort, das die Holde sprach, liegt mir wie Manna auf der Zunge und erquickt meine zerpfückte und zertretene Seele. Oh, Virginia war Flug und sie wußte wohl, daß sie Narrheiten sprach. Denn sie lachte über ihre eigenen Worte hell auf. Wie konnte die Liebliche lachen! Das klang wie Vogelsang und Quellrauschen. Aber das silberne Geläute ihrer Glockenstimme hat mich gleichwohl einen Augenblick erschreckt. Denn es hallte so wunderbar wider, als wären hinter uns noch andere Kinder in der Kammer und umhüpfen lustig die Steinfigur wie Virginia. Auch die Kleine war über den Chor der unsichtbaren Schwestern erschrocken. Aber sie war tausendmal tapferer als ich. Sie hatte noch kein Leid erfahren und wußte nicht, daß ihr Leid geschehen könnte.

„Bitte, sage mir, bei welchem Namen kann man dich rufen?“ hub sie wieder an. „Dein Leib heißt Kaze, aber dein Kopf? Hättest du eine Nase, so würde ich dir erlauben, Virginia zu heißen. Sieh, ich küsse dich, obwohl du viel schmutziger bist als ich . . . und jetzt sind meine Lippen voll Staub geworden. Dafür sollst du mir deinen Namen sagen. Bitte!“

In diesem Augenblick trat die Mutter aus einem anstoßenden Gemach. Mir schien es damals, als wäre sie aus der nächtigen Wand herausgewachsen. Sie hörte die Frage des Kindes noch, und während sie sonst unser Spiel nicht beachtete, gab sie Antwort: „Sphinx

heißt dies Wesen, mein Kind.“ Sie sprach das so laut und feierlich, daß das Echo wieder aus allen Wänden schrie: Sphinx, Sphinx . . .

So ist dies Wort der erste klassische Name gewesen, den ich vernahm. Freilich ein Name ohne Gestalt und Bedeutung. Zum erstenmal bin ich damals der unholden Fabelgestalt begegnet. Sie hat mich mit Hundetreue durch das ganze Leben begleitet. Wenn ich Ruhe finden wollte, dann ist die Sphinx vor mir gekauert, hat mich mit dem starren Auge angeblickt und mir unlösbare Rätsel zugeflüstert. Wie habe ich ihr die Antworten bange zugerannt und wild ins Gesicht geschrien! Aber immer starrte sie eisig an mir vorbei, ohne Ja und Nein. So oft ich Gewißheit heischte, wurde sie zu Stein. Stein das Herz. Stein die Stirn. O fast leibhaftig habe ich sie so manchmal im Klostergarten vor mir gesehen. Ich bat: Spring doch auf, und wenn du mir die Antwort mitleidlos vorenthältst, dann schlage mitleidlos deine Pranken in meine Brust und zerreiße mein Leben. Allein es beliebte ihr mich weiter zu quälen, indem sie sich überall vor mich hinlegte und mit dem böse starrenden Blick an meinem Herzen saugte.

Meine Mutter ging von Zeit zu Zeit auf einen Tag von uns weg. Wohin sie wanderte, ob nach Rom oder zu einem benachbarten Bergstädtchen, weiß ich nicht. Jedenfalls trieb sie nichts weg als die bittere Not und der drohende Hunger. Sie kam jedesmal wieder, auf dem Haupte einen Korb, gefüllt mit Brot, Reis und anderen notwendigen Lebensmitteln. Wie sie dahergeschritten kam! Eine dienende Königin! Die Vögel grüßen so die aufgehende Sonne mit Jubel und Gesang, wie wir der Mamma entgegenhüpften, wenn ihre aufrechte, dunkle Gestalt aus dem vom Abendgold umhauchten Gras der Ebene auftauchte. Aber wie die Sonne, unbekümmert um den Jubel oder den Jammer der Geschöpfe, ihren Weg des Segens und Verderbens schreitet, so schritt sie, ohne sich zu neigen oder zu winken, zwischen uns der Wohnstätte zu und spendete uns stumm, in grauenvoller Trauer die süßen Gaben.

Wir spielten in ihrer Abwesenheit in dem Gebüsch, das üppig um unsere Kammer wucherte, oder wir wärmten uns an sonnigen, von der Tramontana geschützten Halben. Wenn es regnete, und sobald der Abend hereinbrach, zogen wir uns in die Höhle zurück. Dann tollten wir beim Schein eines armseligen Tonlämpchens, indem wir nach den Schatten haschten oder auf der Sphinx ritten. Virginia machte unzähligemal Fahrten in den blauen Himmel hinein. Seit jenem Tage, an dem die freundlichen, Münzen spendenden Fremden

nach unserer Vorstellung leibhaftig in das blaue Firmament hineingetaucht waren, hatte sie keinen leidenschaftlicheren Wunsch, als unter den Sternen zu wandeln und um die Sonne zu tanzen. Ihre Phantasie hob sie in seligem Taumel in die Gefilde ihrer Wünsche empor. Sie erstieg eine Steineiche, setzte sich auf einen schwankenden Ast, schloß die Augen, wiegte sich sinnend auf und nieder — und das Wunder geschah. Der Sturmwind kam und hob sie auf seinen Fittichen durch die Lüfte. Sie lebte dann stundenlang in der Heimat der Schmetterlinge und alle irdischen Dinge waren vergessen und verloren. Sie brauchte weder mich noch die Mutter noch die „Kage“.

Während es die Schwester zu den heiteren Lichthöhen zog, reizte mich das Geheimnis der dunklen Tiefen. Ich konnte mich nicht damit begnügen die Augen zu schließen und eine Welt aus Schatten, Licht und Farbe zu bauen. Ich wollte sehen, greifen, tasten. Mir kamen keine himmlischen Sturmwinde, die mich in Gedankenschnelle in ungeheure Weiten entführten. Ich mußte auf Händen und Füßen kriechen und mir wie ein Maulwurf den Weg bahnen.

Das erste, was ich so fand, war eine Art Vestibül, das seitwärts von unserer Stube lag. Aber ich begnügte mich damit nicht; auch nicht mit einer rückwärts liegenden Kammer, deren Zugang nach leichter Mühe frei lag. Als ich bemerkt hatte, daß von hier aus ein enger, vielfach verschütteter Treppengang weiterführte, reizte es mich, diesem zu folgen.

Als einmal die Mutter wieder in die Campagna hinausgeschritten war und Virginia sich jubelnd in den Himmelsgärten erging, da füllte ich eine Tonlampe, nahm einen harten Stoß mit mir, der mir beim Graben und Beseitigen des Schuttes behilflich sein sollte und kroch in den Mund des finsternen Ganges. Er führte in sanfter Senkung abwärts. Ich mußte mich meist mühsam durch enge, modergefüllte Öffnungen hindurch zwängen. Es wurde mir fast unheimlich, als ich tiefer und tiefer in die Erde hineingeführt wurde. Ich hütete mein Lämpchen mit einer Sorgfalt, als würde mit seinem Erlöschen auch mein Herz stille stehen. Denn die Wände drohten so purpurn finster nieder, als wären sie nichts anderes als grimme Blöcke harter Nacht, die über mich hereinstürzen mußten, sobald die heilige Nacht des Lichtes erlöschen wäre. Nach kurzer Zeit nahm der Schacht ein Ende. Eine aus Steinplatten gefügte türartige Wand sperrte ihn. Ich klopfte mit meinem Stöcke. Klang es nicht hohl? Erzitterten die Steine nicht, gleich morschem Gemäuer? Ich klopfte und pochte weiter und horchte dann auf das dumpfe Dröhnen hinter

der steinernen Türe. Ich wurde gewaltsamer, sprang gegen sie, indem ich den Stab als Sturmbock gebrauchte. Da — ein Gepolter! Mit dumpfem Ton fiel ein zersprungener Stein in das Innere eines nun offenstehenden Raumes. Ich bückte mich, sobald es der aufwirbelnde Staub gestattete, zu der schmalen Öffnung herab, die ich mir erkämpft hatte. Die Lampe hielt ich mit ausgestrecktem Arme vor mich hin. Hurtig folgten meine Augen den rasch durch eine enge Höhlung spürenden Lichtstrahlen. Dio mio, was haben meine Augen damals gesehen! Nie wird dies Bild aus meinem Innern ausgetilgt werden. Nie auch in meinem Leben hat mich ein solcher Schreck durchzuckt wie in jenem Augenblicke. Ich glaubte, glühendes Eisen zische durch mein Gehirn.

Mein Licht und meine guten Augen zeigten mir zunächst die braunrote Decke eines flachgewölbten Raumes und erleuchteten auch die Flächen ebenso gefärbter Wände und die Linien zweier buntgefärbter, in der Mitte aufragender Pfeiler. Gegen die Rückseite zu ertranken und erstickten die Strahlen in der Finsternis, ehe sie eine Fläche trafen. Aber dort — gleich zur Linken, an die Wand gedrückt, reiheten sich Steinbetten, auf denen Menschenkörper lagen. Frauen in langem, goldig schimmerndem Gewand, Männer in Harnisch und Wehr. „Menschen, böse Menschen, Fluch ihnen!“ war der erste schreckvolle Gedanke. Ich wäre geflohen, wenn ich nicht vor Erregung gelähmt gewesen wäre. Aber siehe, da regte es sich auf einmal in den Gesichtern, an den Händen und Füßen! Es knisterte, bröckelte, flüsterte. Die Lippen bebten, die Augenhöhlen wurden groß, die Finger zitterten. Und ehe ich recht wußte, wie mir geschehen, waren die Gesichter und Schädel, die Arme und Finger verschwunden. An den kostbaren Kleiderstoffen und glänzenden Harnischen rieselte dunkler Staub hernieder. Staub, wie er überall in den Gängen und Kammern in dichten Schichten ruht. Die Körper, die vorher von Licht und Schatten scharf modelliert, in klarer Deutlichkeit, kriegerisch und feierlich dreinblickend oder sanft schlummernd vor mir gelegen waren, so frisch, als wären sie eben zur Ruhe gegangen, um morgen ihr Tagwerk wieder aufzunehmen, waren nicht mehr. Nur Harnische und Kleider lagen vor mir. Hatte mich ein Traum genarrt oder das Spiel der Schatten geäfft? Meine Knie begannen aufs neue zu zittern, und durch meine Schläfen hämmerte und jagte die Gewalt des aufgepeitschten Blutes so gewaltsam, daß ich ein Brausen und Klingen wie von Strömen und fernen Zimbeln hörte und die wahnsinnigsten Bilder vor meinen Augen tanzten. Ich

•

lag immerzu still trotz unheimlichen Grauens. Meine Augen waren gebannt von den Gewändern, die nun Schalen ohne Inhalt waren. Gesichtstauschungen äfften mich. Immer wieder sah ich die Körper aufleuchten und verschwinden. Wie Wellen kamen und gingen die Erscheinungen. Das Flackern meiner Lampe, die ich immer noch geradeaus vor mich hinhielt und trotz aller Schrecken nicht aus den zitternden, zusammengekrampften Fingerchen fallen ließ, zauberte mir einen wahren Hades vor, in dem die Schatten der Toten einen Mänadentanz aufführten und in langen wallenden Gewändern umherhuschend, mir mit ihren bösen Augen drohten. Was wußte ich damals von Toten und Gespenstern! Wohl hatte ich kaum eine Vorstellung von Tod und Jenseits. Aber mir waren ja die lebenden Menschen zu Gespenstern gemacht worden. Ich glaube, daß ich für einige Minuten wahnsinnig war. Wenn Padre Romualdo sich bemühte, die Unterwelt zu malen und ihre schattenhaften Schrecken zu schildern, dannkehrten mir immer jene Bilder zurück, die ich damals, als ich ins Totenreich eines tuskischen Familiengrabes eindrang, erschaute. Wir haben nachher viele Leichenkammern erbrochen, und jedesmal hat sich das eben geschaute Zucken und Zusammensinken der wohlerhaltenen Leichen wiederholt.

Aber wer hätte mich damals belehren sollen, daß diese schaumgleich verduftenden und beim ersten Windhauch zerstäubenden Körper einst die Träger eines Menschengeschickes gewesen und daß sie froh in der Sonne geatmet, am Leben sich gefreut und unter Seufzen und Wehklagen liebender Kinder oder Väter hieher gelegt worden waren? Darüber hat mich nie ein Mund unterwiesen, sondern der Anblick der ersten Leiche, deren Antlitz ich einst im Leben lachend geschaut hatte. Bei ihr ist mir die furchtbare Tragik des Todes aufgegangen. Er hat mir die Toten heilig gemacht.

Als ich endlich so viel Kräfte gewonnen hatte, um mich regen zu können, da war meine erste Bewegung eine unheilvolle. Das Lämpchen entfiel meiner Hand und zerbrach in Scherben. Völlige Dunkelheit umhüllte mich. Ich hatte noch so viele Geistesgegenwart, um zu unterscheiden, welche Richtung mich rückwärts führte. Ich wagte jedoch nicht aufrecht zu gehen auch da, wo die Höhe des Schachtes das erlaubt hätte. Ich kroch auf allen Vieren, so hastig es immer gehen mochte. Der Schweiß quoll mir aus allen Poren und klebte mir den Staub auf Gesicht und Hände; selbst im Mund fühlte ich das ekle Mehl. Oft stieß ich heftig an die harte Wand und die Kanten der zerbröckelten Steinmassen an und geriet dann,



wenn meine tastenden Hände nicht sofort wieder offene Bahn vor sich fühlten, in entsetzliche Angst, ich möchte eingeschlossen sein.

Mein keuchender Atem und meine schlürfenden Beine und Hände waren seit Jahrhunderten der einzige Schall, der diese Wände erzittern ließ und überall rieselte darum der leicht aufliegende Moder auf mich herab, meine Müstern fest verstopfend. Ich glaube, die lange Wanderung von der Grotte bis zu den Ausläufern der tuskischen Berge hat mir nicht so viele Kraft gekostet, wie die wenigen Meter auf unterirdischem Pfad in stygischer Nacht.

Da hörte ich die Stimme meiner Schwester, welche weinte und meinen Namen rief. War das eine Frohbotschaft in meine dunkle Welt! Sie war mir also nahe und ich durfte Hoffnung haben, das Licht wieder zu finden! O was ist eine Menschenstimme Erquickliches, wenn man sich unter lauter kaltem Gestein, dumpfem Moder und herzloser Kreatur dahinquält! Ich vermiste mein Licht nicht mehr und die Schreckensgestalten, die nach meinen Füßen griffen, flohen dahin. All das Weinen und Schluchzen war mir himmlische Musik. Ich war so entzückt, daß ich es sogar über mich gewann, in heiter neckischem Tone zu antworten: „Eccomi, suche mich doch, Schwester, Himmelsgärtnerin! Ecco, ecco!“ Als ich aufatmend und blinzelnb ans Licht trat, da glaubte ich sie anzulachen, wie eine aufgehende Morgenröte, so wonnig und froh durchlichtete mein Inneres die Freude. Aber sie wich erst entsetzt hinter ihre Sphinx zurück und erst, als ich wiederholte: „Eccomi“, da erkannte sie mich und ihr Schrecken wurde in lustiges Lachen verwandelt. Wie muß ich ausgesehen haben! Sie rief in einem fort, indem sie mich lachend umhüpfte — „Nachtmann, Nachtmann“. Ja, wie ein Klumpen Nacht muß ich ausgesehen haben. Das Gesicht schwarz und verschmiert, die Zähne gleichfalls in bronzener Bräune leuchtend. Der Anblick der Hände belehrte mich über mein ganzes übriges Aussehen. Als ich mich niedersezte und nun erst fühlte, wie zerkrast, verwundet, zerzaust ich aus sah, da kamen plötzlich all die Spukgestalten zurück. Ich schaute voll Angst nach dem Eingang zu der unterirdischen Welt, der ich eben entronnen war und erschrak bei jedem Geräusch und ward von solchen Angstschauern geschüttelt, daß ich nicht ruhte, bis Virginia sich ganz nahe zu mir gesetzt hatte. Ich umschlang sie und bat immerzu: „O Virginia, geh nicht von mir, sonst kommen die Menschen.“

Virginia fühlte sich durch ihre Schüserrolle geschmeichelt, ballte die Fäustchen, rollte die schwarzen Glühagen und rief: „Die

Menschen sollen nur kommen! Sie sind alle böse. Aber meine Fäustchen sind noch böser und meine Zähne sind ganz schrecklich. Ich singe dir vor. Und weißt du, was ich heute gesehen habe? Da oben sind noch viele solche Kinder wie ich. Geradeso wie ich und noch um vieles kleiner. Sie lachen immerfort, und singen können sie! Wenn die den Mund aufthun, so kommt es heraus, wie wenn der Wind da oben über uns weggeht, nur wird es dann ein Lied. Und noch etwas hörte ich, was ich dir gar nicht beschreiben kann. O, wenn ich das könnte! Ich habe früher einmal solches Singen gehört, das nicht aus dem Mund kommt und nicht aus dem Vogelschnabel, sondern . . . woher denn. Ich glaube aus den Steinen oder aus einem Holze. Ich habe mich damals so verwundert, als ich es zum erstenmal vernahm und habe dann zu meiner Puppe und den Stedlein und zum Zeller und zu Messer und Gabel gesagt: Singe, bitte, sing! Aber es hat immer nur aus einer bestimmten Ecke herausgesungen, wo etwas wie ein großer Tisch stand. Das ist freilich schon lange her. Du bist damals noch gar nicht gewesen. Und ich war ein Schmetterling . . ." Ich sank in Virginias Schoß herab und schlief mit der Vorstellung ein, ein riesiger Schmetterling käme geflogen und gaukle und singe um mich . . .

Als ich wieder erwachte, fühlte ich mich ganz heiter und frisch. Der Schlaf hatte all das Zittern und Beben aus meinen Nerven weggenommen. Die Mutter weilte wieder unter uns. Es war heller Tag.

Plötzlich rief ich: „Mutter, wo hast du deinen goldenen Ohrenschmuck?“ Sie kam mir ganz verunstaltet vor. Denn ich hatte sie noch nie gesehen ohne das an den Wangen niederpendelnde Geschmeide. Sie wandte mir langsam den Kopf zu, schaute mich mit ihren unterwelttraurigen Augen an und sprach: „Sie sind zu Brot geworden.“ Ich starrte sie verständnislos an und sann vergeblich über den Sinn dieser Worte nach, denn ich wußte damals noch nicht, daß alles, was man aß, erkaufte werden mußte. Ich hatte mir auch noch nie besondere Gedanken darüber gemacht, woher die Mutter das brachte, was wir aßen. Ich dachte wohl, daß man es irgendwo pflücke und auflese wie die Blumen. Von jetzt an war mir das Brot, das ich aß, eine heilige Sache. Es kam aus dem goldenen Schmuck, den die Mutter getragen und dessen glitzernde Steinchen ich so oft heimlich bewundert hatte. . . .

Ich fragte einmal: „Mutter, was wird noch zu Brot?“ Sie zeigte mir den Ring an ihrem Finger.

„Und was noch?“

„Nichts mehr.“

„Und was essen wir dann?“

Sie antwortete nicht, sondern starrte mich mit so furchtbaren Augen an, daß ich erschrak. Sie zog den Dolch hervor, den sie immer bei sich trug und befühlte prüfend seine Klinge. „Wir werden niemals hungern, mein Sohn“, sprach sie endlich.

Ich ahnte damals kaum, in welch furchtbarem Sinn sie das meinte. Aber, wenn ich jetzt zurückdenke und mich des Ausdrucks erinnere, der damals und öfters auch, wenn sie uns beim Spiele betrachtete, in ihren Mienen lag, dann zweifle ich nicht, daß sie entschlossen war, sobald ihre Mittel ausgegangen waren, uns durch einen raschen Tod dem langsam mordenden Hunger zu entziehen.

Virginia und ich, wir aßen indes fröhlich und ohne uns darum zu kümmern, was künftighin Brot werden sollte. Das Brot ward wieder zu Gold. Es rollte flüssig durch unsere Adern und trat in rotem Anhauch unserer Wangen hervor. Es klang im Lachen Virginias und leuchtete aus den fröhlichen Augen, wenn sie auf der Sphinx reitend, Himmelsräume durchheulte oder auf einem Aste sitzend die Vogelstimmen nachahmte und einen Arm sehnächtig zu den blauen Gefilden über ihr aufhob.

Die Wintertage waren oft von wunderbarer Klarheit. Wir verließen dann um die Mittagszeit, wenn die Nachtkühle von der Sonne weggehaucht war, die unterirdische Kammer mit ihrem spärlichen Oberlicht und tummelten uns an der Berglehne, die sich südwärts senkte, um die auseinanderstrebenden Sonnenstrahlen recht sorgsam auffassen zu können. War das ein lustiges Verstecken im Gebüsch! Wir wanden Kränze aus Efeublättern und immergrünen Steineichenzweigen. Diese setzten wir auf unser Haar. Dann stellten wir uns auf einen Felsblock, tanzten und sprangen. Auch Ohrgehänge und Armreife machten wir uns. Virginia freute sich unmäßig über jeden Schmuck. Manchmal wagten wir uns auch weiter hinab gegen die Schlucht. Hier übten wir unsere Kraft im Springen von Stein zu Stein. Ich muß gestehen, daß ich dabei immer der Schwerfälligere war. Virginia sprang wie eine Heuschrecke. Ihre Füße schienen den Block nur leise anzutasten und doch überschleunte sie Entfernungen, die mich zurückschrecken ließen. Und zu welcher Leidenschaft und Hitze sie sich in solchen Stunden erregen konnte! Sie war ganz Wildling. Alles an ihr wurde bewegte Kraft. Die Blume ward zum Amazonenkind, die Träumerin zum ruhlosen Sturzbach. Der lachende Mund

stieß kriegerische Schreie aus, die fröhlichen Augen suchten nach Feinden und Opfern.

Ich schaute anfangs am liebsten nach meiner Kuppel aus. Wenn ich sie in der Ferne sah, dann setzte ich mich nieder und starrte sie immerzu an. Dies bewegungslose Verharren, gleich windstillen Bäumen und Blumen, hatte ich von der Mutter. Ich habe es immer geliebt.

Wir sahen nie einen Menschen. Nur bisweilen, wenn wir an klaren Tagen weit hinaus in die Campagna schauten, schien es uns, daß sich ein Mann langsam durch das Gras wand oder hoch zu Pferde dahinjagte. Dann duckten wir uns in das Gras oder hinter einen Felsblock und verfolgten von unserem Verstecke aus mit ängstlichen und neugierigen Blicken die ferne dunkle Masse, die einem wandelnden Baum oder Busche glich. Wenn sie dann am Horizonte verschwand, so fühlten wir uns erst wieder sicher. Ich dachte dann darüber nach, wohin der Mann wohl gegangen sei und wo die Felsenkammer stecke, in der jener wohne.

Durch mein Spiel ging damals oft der Gedanke an die Gruft und ihren Spuk. Im Anfang gruselte mir jedesmal, wenn ich an das unheimliche Erlebnis dachte. Allmählich aber überwog die Neugierde zu wissen, ob sich das Schauspiel wiederholen würde, und ob diese Männer und Frauen auch jetzt noch auf den Steinbetten zu finden wären. Ich wünschte, daß ich die Menschen belauschen könnte. Ich sehnte mich nach dem Gruseln und dem Schauern von damals. Das bloße Spielen und Phantasieren, an dem Virginia ihr Genüge fand, war mir langweilig. Ich verlangte, immer mehr über unsere Wohnung und das umgebende Land, das mich so fremd anschaute, zu wissen. Doch lange überwog der Nachgeschmack der damaligen Angst und, was ich droben im Sonnenlichte beschlossen hatte, das wagte ich dann unten im Finstern nicht auszuführen.

An einem Abend zog die Mutter den Ring vom Finger und spielte mit ihm. Sie hob ihn an das Licht, daß goldene Strahlen aus ihm auf den ganzen Raum niederflossen. Dann versank sie, ihn reglos zwischen den Fingern haltend und den Blick starr auf ihn geheftet, tief in Gedanken. Endlich sprach sie: „So werde auch du zu Brot.“

Ich konnte ein Gefühl der Befriedigung nicht unterdrücken. Denn ich dachte: Morgen sind wir allein. Morgen — mich durchranken Schauer und Begierden — werde ich in die Kammer hinabsteigen, wo die Menschen sind.

Als ich erwachte, fand ich nur Virginia in der Kammer vor.

Ah, die Mutter ist weg! So zuckte es freudig in mir auf und ich streifte rasch alle Schlaftrunkenheit ab. Das Schwesterlein war beim Morgenbrot. Ihr Mündlein hatte viel Arbeit. Sie wollte essen und singen. Bald sang sie eine Reihe von Trillern zu dem blauen Guckloch hinauf, das uns das Himmelslicht niedersandte. Dann schob sie wieder ein Stück Reiskuchen zwischen ihre weißen Perlenzähne, um die sich das Korallenband der Lippen so anmutig rundete. Als ein Sonnenstrahl aus der Höhe niederbrach und ihre Hand traf, da hielt sie es nicht länger in der Tiefe. Sie sprang auf und kletterte ins Freie, ohne nur meine Gesellschaft abzuwarten.

Ich entzündete sofort ein Lämpchen, das ich mir schon seit längerem bereitgestellt hatte und zwängte mich, ohne daran zu denken, mich mit einem Stocke zu bewaffnen, durch den Eingang des Schachtes. Obwohl mir das Herz immer lauter pochte und das Grauen meiner ersten Entdeckungsfahrt mich anzufallen drohte, so ließ ich doch keinen Gedanken an eine Umkehr aufkommen, sondern froch, gieriger Erwartung voll, vorwärts. Ich legte erst das Ohr an die Steine und lauschte. Ich hörte mein Herz schlagen, meinen Atem und mein Blut rauschen. Das war das lauteste Geräusch. Dann vernahm ich das Knistern meines Lämpchens. Andere Geräusche bemerkte ich anfangs lange nicht. Die Erde ist gar gut gebaut; ihre Knochen und Grundpfeiler knacken nicht. Allmählich vernahm ich jedoch ein Flüstern und Lispeln, ein Rinnen wie Sand und ein Knistern wie Seide. Das tote Gestein schien mir voll heimlichen Lebens. Als sich aber lange Zeit nichts anderes regte und trotz dieser raumenden Laute, die wohl von dem Moder herrührten, der nach der langen, reinen Ruhe sogar durch meinen Atem und den Hauch der Körperbewegung aufgeschreckt worden war, schob ich mein Lämpchen durch die Spalte und richtete meine Blicke sofort auf die Steinsärge.

Da erlebte ich zunächst eine arge Enttäuschung. Denn die Schemen und Schatten, die Menschen und Tiergestalten, mit denen meine Phantasie den Raum allmählich immer grotesker ausgestaltet hatte, waren nicht zu sehen.

Ich entschloß mich, durch den Mauerspalt zu schlüpfen, und befand mich in einem Raum, der hoch genug war, daß auch der größte Mensch darin aufrecht stehen konnte.

Ich erkannte auch klar, daß zwei Pfeiler zu der kräftig gewölbten Decke aufragten. Als ich gegen die eine hinzündete, wurde ich durch seltsame Tiergrotesken so gefesselt, daß ich lange vergaß, weiter zu spähen. Wie waren die Vögel und Vierfüßler so merk-

würdig gestaltet! Wie bunt und mannigfaltig zogen sich die Linien, die sie umrissen, über die Säulenflächen hin! Endlich erinnerte ich mich, daß ganz andere Dinge meiner harrten, auch verfiel ich wieder in eine Art Diebeshaft. Ich ging ganz erregt von Nische zu Nische, darin die Toten gelegen waren. Einmal schrak ich doch zurück. Denn ich glaubte zwei lebendige Personen auf einem Polster liegen zu sehen. Das Schwarz und Weiß ihrer Augen blickte mir bedrohlich entgegen. Doch was beschreibe ich dir lange die Schrecken meiner Unwissenheit! Du kennst die bemalten Tonfiguren, die auf den etruskischen Sarkophagen liegen und diejenigen im Leben zeigen, die unter dem Deckel modern. Ich sah einen Mann und eine Frau, die nebeneinander gebettet auf ihrem Sarkophag der Ruhe pflegten, wie sie es einst in ihrem Hause beim Gastmahl getan hatten. Als ich es wagte, mich einem der Gerippe, die offen dalagen, zu nähern und die Hand mit der Lampe über den zerfallenen Schädel zu heben, da leuchtete mir von einem Gegenstand ein zweites Licht entgegen. Ich hatte bisher noch nichts von all dem Geschauten angetastet. Aber jetzt zwang mich auf einmal erwachende Gier, nach dem blizenden Ding zu greifen. Ich hielt ein Ohrgehänge in meiner Hand. Das erkannte ich sofort. Ein unendlicher Jubel war in mir. Mein erster Gedanke war: Wie schön wird es meiner Mutter Wange zieren, die so kahl geworden ist, seitdem der große, gelbe Reifen hat Brot werden müssen. Eine gekrümmte Goldnadel, auf deren Außenseite Filigranschmuck eingesetzt war, verdichtete sich gegen das eine Ende immer mehr und lief in einen mit zarten Fruchtkränzen umwundenen Frauenkopf aus. Ich suchte nach dem Gegenstück und fand es nach einiger Mühe unter dem grauen Moder der zerstäubten Knochen. Nun drängte es mich, mit meinem Raub schnellstens zurückzukehren, denn es war mir fast unmöglich, mit meiner Freude länger allein zu sein.

Als ich mich schon, triumphierenden Gefühles voll, zurückziehen wollte, lockte meinen Blick noch ein zierliches Alabasterfigürchen, dessen helles Leuchten aus dem Dunkel hervorstach. Es war ein beflügelter Genius, in leicht geschürztem Gewand, einen Stab in der Hand schwingend, das Gesichtchen voll Anmut und Heiterkeit, ein Abbild meiner Virginia. „Das ist ein Schwesterlein für sie,“ dachte ich, und genoß eine innige Freude bei dem bloßen Gedanken an ihren Jubel. Ich griff nun ganz skrupellos zu. Ich dachte nicht daran, daß ich ein Räuber sei. Ich fühlte innerlich ein Wachsen und Größerwerden, als hätte ich meinen Geist und meine Seele, nicht allein die Hände mit Schätzen gefüllt.





Peter Paul Rubens/Landschaft







Sobald ich Virginia gefunden hatte, zeigte ich ihr das Figürchen. O wie unbeschreiblich süß war ihre Freude!

Sie nahm es in ihre Arme, herzte und küßte es, erst ehrfurchtsvoll, dann immer stürmischer und zarter. Über all den Küssen und Kosungen wurde die schmutzige, staubüberzogene Statuette zart und weiß und leuchtete in der Sonne wie eine Blüte, die sich eben der Hülle entwunden hat. Virginia hatte nun, was sie, ohne es zu wissen, hart entbehrt hatte: eine Puppe. An jenem Tage schlief sie, vom Spielen, Weinen und Freuen müde, früh ein, die Puppe im Arm und eng an das Herz gedrückt.

Ich setzte mich nieder, freute mich, daß der Tag neberging und die hereinbrechende Dunkelheit das Lampenlicht zu Wort kommen ließ. Denn im Lampenlicht leuchteten meine Ohrringe viel zarter und wonnesamer als am Tage. Sie wurden größer, Strahlen gingen davon aus, wie wenn Honigfäden von den Bäumen niedertraufen. All meine Gedanken wünschten die Mutter herbei. Ich stellte mir vor, wie bei dem Anblick des Geschmeides die Sonne endlich auch über die düstere Welt ihres Antlitzes aufgehen würde.

Als sie endlich in die Kammer eintrat, da sprang ich ihr gleichwohl nicht entgegen. Ich rang noch mit mir, wie ich ihr auf die artigste Weise meinen Fund darbieten könne. Auch erinnerte ich mich, wie sie einstens mit uns hart gewesen war, als wir kindlichen Jubels voll, ihr die geschenkten Kupfermünzen entgegengestreckt hatten. Das machte mich jetzt bange.

Sie trug auf ihrem Kopfe einen Korb mit Lebensmitteln. Denn auf ihrem Rücken hat sie nur ihr Kind getragen. Unter anderer Last gebeugt einherzuschreiten, dazu war sie zu stolz. Ich sah, wie ihre Hand nach dem Geflechte emporgriff, um die Last abzusetzen. Und siehe, wie ich erwartet hatte: der Ring fehlte. Der Ring, der heilige, der vielleicht in meiner frühesten Erinnerung eine Rolle gespielt hatte. Er war zu Brot geworden.

„Kinder, eßt und freuet euch,“ sagte die Mutter, indem sie die Bürde zu Boden stellte und Orangen, Datteln und Brot auszupacken begann. Ihre Stimme klang nicht natürlich. Es hörte sich an, wie wenn Schauspielerinnen in der Tragödie zum Bewußtsein bringen sollen, daß das fröhliche Wort eine grausame Ironie bedeute. Ich merkte wohl, daß zur Fröhlichkeit wohl niemals weniger Grund war als in diesem Augenblick.

Die Mutter erblickte die schlafende Virginia. Sie neigte sich über sie und schaute ihr, wie so oft mit ihrem unergründlichen Blicke, lange in das schlafende, rosig überhauchte Gesichtchen.

Auf einmal erblickte sie das Spielzeug in den Händen des Kindes. Es war aus den im Schlafe sich allmählich lösenden Fingern Virginias geglitten. Sie hob das Figürchen auf und betrachtete es im Licht der Lampe. Erst war ihr Gesicht einziges Staunen; dann Interesse, wie das eines Kunstkenners, der spürend einen neuen Fund betrachtet. Sie wandte das Figürchen hin und her, befühlte es und gab ihm von verschiedenen Seiten Licht und Beleuchtung. Auf einmal kam dann wieder der unergründliche Ausdruck hervor. Sie schaute nicht mehr das Figürchen an, sondern starrte darüber hinweg, als sähe sie ferne und unheimliche Gestalten. Ihr Auge begann zu flammen und diese Flammen brannten endlich mit einem Zucken in meinem Auge. „Woher das?“ fragte der Blick, der in mir die Empfindung eines schlechten Gewissens erweckte. Ich schlich nach dem Verstecke meiner Ohrringe und hob sie an das Licht. Aber wo war mein Triumphgefühl? Wie ein armer Sünder erwartete ich mit feuchten und flehenden Augen mein Urtheil. „Für dich,“ sagte ich, Wohlwollen heischend, und hob das Geschmeide empor.

Sie fuhr erschrocken auf und nahm das Gehänge in die Hand. Nachdem sie einen kurzen Augenblick geprüft hatte, starrte sie mich wieder an. „Woher das, Kind, woher?“ fragte sie vor Erregung bebend. Wie sollte ich's nur sagen? Das Wort Grab war mir unbekannt, und daß es tote Menschen gibt, wußte ich nicht.

„Von den steinernen Menschen da unten,“ sagte ich darum und zeigte gegen den Eingang des unterirdischen Ganges. „Da gibt es viel Kleider und Ringe. Wir haben für lange Zeit Brot!“

Es gibt Augenblicke, in denen der Mensch die Räder des Schicksals sausen hört, und fühlt, daß eine große Entscheidung über ihm schwebt. Nicht meine Mutter, glaube ich, sondern eine der Schicksalsfrauen stand damals vor mir. Ihre Augen sind mir immer wie die Sterne des Himmels vorgekommen, die hinter ihrem Scheine eine ganze Welt verbergen. Und jetzt brach daraus eine Gewalt, die nur neues Leben oder Tod bedeuten konnte. Sie richtete sich auf, groß und mächtig wie eine antike Heroine, und lachte; lachte, daß es schaurig durch die Gänge und Gewölbe hallte, und dann hob sie wieder ihre Hände, diese schönen, wie Zungen berebten Hände, und rief: „Nachgeschlichen ist euch unser Elend, gefunden haben euch unsere Mordgedanken und Todesnöte. Unser Hunger und Darben hat euch überfallen. Die Rote unserer Qualen hat auch euch gewürgt. Es ist genug. Ich will euch nun auf eine neue Art

foltern. Meine Reichtümer will ich auf euch hegen. O wie werdet ihr zu unseren Karossen aufglozen und hinter unserm Glanze dreinwinkeln. Wir — groß ohne euch, stark gegen euch. O ich werde ein Geschlecht heranzüchten, das euch vernichtet!"

„Kinder,“ rief sie plötzlich, und schaute uns mit klingendem Lachen an. „Ihr seid junge Löwen. In der Wüste habe ich euch genährt und aufgezogen. Ihr müßt nun zurück in die Stadt, wo die Kuppel droht. Da sollen fortan eure Zähne wachsen. Eure Finger sollen stark werden. Denn ihr müßt lernen zu zerreißen. Den Bösen sollt ihr nicht nur fluchen, sondern ihr sollt sie niederschmettern. O meine Kinder, meine jungen Löwen, meine schlauen Füchse, meine Sphinxkinder! Bisher habe ich euch aufgezogen wie Tiere; aber der Tierleib ist bald stark genug gewachsen. Nun braucht ihr auch noch den Menschenkopf, den Geist, den klugen und geschmeidigen, ihr braucht Wissen, das Waffe ist. Dann hege ich euch über sie her. Und wer soll sich eurer Wildheit und eurer Klugheit widersetzen!"

So klingen der Mutter Worte aus jener bangerhabenen Stunde in mir nach. Ob sie wirklich so gesprochen hat? Ich weiß es nicht. Ich höre es nur aus den Fenstern klingen. Und ich weiß noch ganz deutlich, wie grausam, höhnisch und hart, triumphierend die Mutter damals gelacht hat. Wie sie das goldene Geschmeide angestarrt hat und, es nahe zum Gesichte oder in ausgestreckter Hand ferne von sich haltend, das Elfenbein der blizenden Zähne mit dem Glanze des zierlichen Goldes wetteifern ließ und dann wieder die Fäuste schüttelte, aber nicht mit Gewitterwolken um die Stirn, sondern immer unter dem Blinken der lachenden Zähne und mit leuchtendem Antlitz.

In einem Ansturm wilder Freude beugte sie sich endlich auf das Lager Virginias, riß sie aus den Decken, hielt sie hoch empor und rief ihr zu: „Rinnovamento, rinnovamento!" Und als das erschrockne Kind anhub bitterlich zu weinen, da legte sie es wieder in die hüllenden Decken zurück und verharrte eine gute Zeit in voller Starrheit, die Finger der einen Hand an die Wange gedrückt, mit der rechten, hoherhobenen, sich an die rote Wand anlehend. Rinnovamento, rinnovamento! Dieser Ruf ist seit den Tagen Dantes und Petrarcas durch Italien geklungen. Sie haben dann Säulen und Frieze aus der Erde gegraben, haben Tempel rekonstruiert, haben nach dem Muster der Alten gebaut, gewölbt, Statuen aufgestellt. Ultrömische Namen haben sie sich gegeben und griechische Dichter

haben sie angebetet und nachgeahmt. Und Italien ist heute noch nicht wiedergeboren.

Rinnovamento — alle Ruinen seufzen so und alle gebrochenen Seelen. Mutter, du bist damals die Seele der Campagna gewesen, und durch deinen Mund hat sie über ihre Verödung geklagt und nach ihrer untergegangenen Herrlichkeit gerufen.

Was das wohl für ein Tag gewesen sein mag, an dem ich den Raubzug zu den Toten unternommen habe? Vielleicht war es Johannisitag! Denn ein Wendetag für unser Schicksal ist's gewesen. Und wie die Sterne wohl in jener Stunde standen? Virgo und Löwe müssen in seltsamer Konstellation einander zugewandt gewesen sein. Denn Freude und Krieg, Leben und Tod, Liebe und Haß, alles das fiel damals von den Sternen auf uns nieder. Die Geister der Campagna, die unheimlich starrenden und blutgeröteten, müssen gierig herangelrochen sein. Denn schon muß das Blut in den Lüften geduftet haben, und der Tod muß lachend in einer der Ruinen gelauert haben, seiner lang gejagten Opfer sicher. Die Sphinx blieb grausam still und starr und offenbarte mit keinem vorbedeutenden Zittern der alten Steinglieder, was die in die Ewigkeiten starrenden Augen sahen. Das Glück glaubte die Mutter zu sehen. Als ob es ein Glück des Hasses gebe und als ob sich die Freude durch Haß und Fluch herbeirufen ließe! Der fluchende Haß kann doch ewig keine Engel, nur Gespenster und Megären herbeilocken.

Zaghaft griff ich nach der Lampe und kroch in den engen Spalt, um die Mutter zu den Schätzen zu führen. Sie beugte sich tief und folgte dem Schimmer meines Lichtes. Aber als der Gang sich verengte wie ein Fuchslotz, so daß man sich auf allen Vieren kriechend eindringen mußte, da wehrte sich ihr Frauenstolz gegen ein Kriechen im Staub. Beugen mochte sie sich, aber tiergleich sich fortbewegen, das ging gegen ihren eingeborenen Stolz. Sie kehrte um, hieß mich folgen. Ich mußte ihr erst mit Hilfe von Spaten und Hacke, die sie bei einem ihrer Gänge zur Stadt gekauft hatte, den Eingang freilegen. So stolz und herrisch war sie. . . .

Ob meine Mutter eine Sängerin gewesen ist oder eine Schauspielerin? Wie oft habe ich mich auch mit dieser Frage gequält? Denn ich muß immer denken, sie habe sich während ihrer ganzen Campagnaverbannung als Medea gefühlt. Und sie habe bei uns gelebt, als hätte sie diese Rolle zu spielen. Dieses Einleben in ihre erhabene Rolle habe ihr diese Größe gegeben, diese Erstarrung im Heimweh und Schmerz, diese grausame Liebe und diesen grau-

samen Haß. Dieses Verachten alles Kleinen und Alltäglichen. Dieses Beharren in Leid und Fluch. Diese Mordgedanken gegen die eigenen Kinder. Wenn es so war, dann hat sie ihre Rolle wunderbar gespielt. Sie hat getan, was keine Schauspielerin wagte, einmal ihre Heldenrollen auch zu leben und nicht nur in einer Abendstunde beim hellen Lichte auf den Brettern eines parfümbuftenden Theaters zu spielen. Vieles in Rede, Geste und Sprache der Mutter wird mir nur verständlich, wenn ich sie als künstlerisches Einempfinden in eine antike Tragödie fasse. Diese Pose, dieses Pathos, dieses Einerschreiten auf dem Kothurn, dieser Stolz, dieser Aufwand von Stimme in dieser Einsamkeit, das alles ist doch nicht natürlicher Ausdruck von Schmerz und Haß, wenn auch einer Römerin . . . wenn auch — einer Orientalin, der die tiefen Furchen der Leidenschaften, die fressenden Feuerbrände Haß und Liebe ureigen sind. Aber dann bleibt doch bestehen, daß all dieser theatralische Aufwand nur die Stilform für einen echten, großen Schmerz war. Denn sonst wäre er ja bei dem ersten Weinen Virginias oder doch beim ersten Anblick von Wilbnis und Einsamkeit in sich zusammengefunken. Da sie wohl nicht religiös war, vom Kreuztragen nichts wußte oder wissen wollte, auch nichts von dem Jahre, zu dem David flüchtete, so hat sie aus ihrer Kunst heraus den Trost einer erhabenen Form für ihren Schmerz gesucht. Und ihre Stimme war so fein, so stark und gebildet, daß gerade sie mir den Weg zu diesem Geheimnis meiner Mutter wies. Aber wenn sie sich als Medea verkörpert sah, dann war wohl mein Vater ein Jason! War vielleicht gar nie Held Jason, aber durchaus Verräter Jason . . . und meine Eltern beide von Ernynnien gejagt.

Still davon! Erzählen will ich und später grübeln . . . Vater, du brauchst meine Hand nicht beruhigend zu berühren. Ich bin schon wieder im Sattel und setze meinem Roß die Sporen in die Flanken.

Aufrecht und königlich trat die Mutter in das erschlossene Reich. Auch Virginia trippelte mit. Sie schaute sich ohne Scheu, ja fröhlich um und hatte mit ihren listigen Auglein bald die glänzendsten und kostbarsten Gegenstände erspäht. Die Mutter ging von Grab zu Grab. Ich mußte mich an ihre Seite halten, denn sie wollte die Spangen, Ketten und Statuen am Lichte besehen. Sie hielt die Kunstwerke bald ganz nahe an die Flamme, bald hoch über sich ins Halbdunkel, sie wandte und drehte sie wie ein prüfender Käufer die dargebotene Ware. Aber ihr leuchtender Blick, der staunend geöffnete Mund, der weiche, wie in Liebe erglühete Zug um Braue und Lid

kündigte, daß die Mutter nicht so fast an den Geldwert der Schätze dachte, als vielmehr an ihre hohe Schönheit. Ich kann diese Stunde nur vergleichen mit den Augenblicken, die ein frommbeseligtes Gemüt in Andacht hingegeben vor seinem Gott kniet. O ja, Mammina war eine Künstlerin. Sie liebte, was schön und erhaben ist. Die Kunst war ihr keine Zugabe, die sie dann und wann spielend umfing, sondern eine Kraft, die so lebendig war wie der Herzschlag, und unausgesetzt tätig wie dieser.

Von jenem Tage an wurde ich zum Schatzgräber und Grab-schänder. Ich schürfte und schaufelte und hob die Erde empor. Aber der beraubte und entleerte Grund forderte von uns die Schätze zurück, die wir ihm raubten, und er erhielt sie kraft eines ehernen Gesetzes der Gerechtigkeit, das heimlich waltet, verurteilt und Urteile erbarmungslos vollstreckt. Ich arbeitete naiv und ohne jeglichen Vorwurf. Wie hätte ich wissen können, was ich tat! Ich wußte ja noch kaum, daß diese Toten einstmals gelebt hatten wie wir. An den antiken Gräbern sind oftmals furchtbare Verwünschungen ausgesprochen gegen jene, die es wagen würden, die Ruhe der Toten zu stören. Wie hat meine Seele gezittert, als wir zum erstenmal mit Padre Romualdo solche entzifferten! Auch jene etruskischen Gräber waren wohl mit Verwünschungen gegen die Grabräuber bewaffnet. Sind sie nicht fast buchstäblich an uns in Erfüllung gegangen? Die alten Schicksalstragödien lieben es, in schauerlichen Farben auszumalen, wie Schuldlose schuldig werden, Ahnungslose die häßlichsten und schimpflichsten Verbrechen begehen. Bin ich nicht auch in solch eine Schlinge des Fatums geraten? Arbeitete ich nicht an meinen Sakrilegien so ahnungslos und guten Gewissens, wie der Bergmann Kohlen und Silber aus dem Schachte gräbt und der Landmann Trauben von der Rebe pflückt? Und meine Mutter? Fühlte sie sich schuldig? Klopfte auch nur ein Herzschlag in ihr: „cave!“\* Sang auch nur eine Blutwelle: „sacrum!“ Sandte ihr Gewissen nur einen einzigen Boten an ihrer Seele Pforte: „Es ist dir nicht erlaubt!“? Wie könnte ich ein Urteil fällen, da meine Mutter mir nichts anderes ist als ein großes Mysterium, von dem man die Hülle, aber nicht den Inhalt kennt.

Ich erfaßte die erste Aufgabe meines Lebens mit heiligem Eifer. Ich dachte an Brot, Kuchen, Fleisch, wenn ich grub. Ich arbeitete um unseren Unterhalt. Aber auch jene Erregung des Suchens hielt

\* Hüte dich!

mich in Atem, die jeden Augenblick in der Erwartung frohlockt, etwas Neues, Unerhörtes, Kostbares zu finden.

Ich gewann allmählich einen Instinkt, der mich mit fast absoluter Sicherheit zu den reichsten Gräbern führte. Meine Mutter benützte mich wie der Quellsucher die Wünschelrute oder wie der Jäger den fein witternden Spürhund. Vorbei waren die Tage ziellosen Schlenderns. Wir arbeiteten manchmal hart, denn die Toten, deren Burgen wir eroberten, hatten sich gut verschanzt. Nur Virginia setzte das Leben süßen Nichtstuns und wilder Freiheit fort. Wenn Mammina und ich unter der grünen Erde mit Moder, Fels und bröckeliger Erde rangen, dann tanzte sie auf dem Hügel über uns, einen Reigen singend, und der Rhythmus ihrer schönen Bewegungen und ihres lieblichen Singsangs ergriff auch den harten und unregelmäßigen Klang unserer Eisenwerkzeuge und umkostete ihn mit seiner Schönheit.

Ich war ohne Ehrfurcht, denn ich hatte noch nie erfahren, welche Mühe das Schaffen und Ersinnen macht. Und ich hatte keine Pietät gegen das Altertum. Denn ich wußte nichts von Vergangenheit und Zukunft. Fremd war mir der Begriff der Geschichte. Ich verehrte keine Ahnen und Vorfahren, gehörte zu keinem Volk und hatte nicht gelernt Kunstwerte zu achten. Ich war durchaus ein Barbar. Ich wußte nur, daß man süße Früchte und nahrhaftes Brot aus den Funden kaufen konnte. Die Grabstätten waren mein Acker, auf dem ich erntete. Wert hatte nur, was die Mutter nach Rom schaffen konnte.

Was ich an Sarkophagen fand, das hat — die Götter mögen es mir verzeihen — meine Art zertrümmert. Seltsames Spiel des Schicksals, das die grausamen Spässe liebt! Da waren Kriegsheere, Orkane und die große Zeit mit ihrem alles zerreißenden Gebiß schonend über die Schanzen der Toten hinweggerast — ein schwacher Knabe hat sie zerstört. Virginia stand bisweilen dabei und klatschte jubelnd in die Hände, wenn die Wand barst und wenn die gierige Hand aus dem Innern Urnen, Spangen und Schalen holte. Sie schlüpfte wohl auch selbst durch die Wunde des zerstörten Hauses und kroch frohgemut und in jauchzender Unschuld auf dem Moder der Toten hin und her. Wir kannten so wenig ein Grausen vor Knochen und Asche wie der Wind, der durch das Gebein der Wüste flötend hindurchbraust. Es ist kein zu grauses Bild, wenn ich sage: Wir nährten uns von dem Staub der Toten.

Wir gruben all die Schalen und Gefäße, die wir zum Gebrauche nötig hatten, aus der Erde. Der Krug, der unser Trinkwasser ent-

hielt und in bauchiger Höhlung kühl und schmachtend aufbewahrte, entstammte einem Grabe. Der Dreifuß mit Löwentagen und Adlerköpfen, auf den wir unsere Datteln und Früchte legten, die Tongefäße, aus denen wir aßen, hatten wir unserem seltsamen Bergbau entnommen.

Unsere Nächte waren durch eine große Zahl bronzener und tönerner Lampen erhellt. Sie hingen an Haken von der Decke nieder oder strahlten von zierlichen Leuchtern wie Blumen langstieliger Pflanzen. Sie hatten tausend Formen. Bald ahmten sie die strahlende Sonnenscheibe nach, bald Tierköpfe und Baumstümpfe. Eine dieser Grotesken hat mir Virginia unvergeßlich gemacht. Es war eine Lampe in der Form einer Theatermaske. Ein gewaltig aufgesperrter Mund diente als Schnauze für den Docht. Wenn sie hell brannte, so glaubte man einen Feuereßer zu sehen.

Einen Teil der Funde nahm die Mutter bei ihren Ausgängen, die nun häufiger wurden, mit sich, die übrigbleibenden Stücke räumte sie in ein enges dunkles Gemach, das wir nebenan ausgehoben hatten. Dann verblieben in dem Raume neben den notwendigen Haushaltungsgegenständen nur noch zwei Preziosen, eine formschöne Amphora aus *Bucchero nero*, deren leuchtendes Schwarz wunderbar mit jedem Lichtstrahle spielte. Sie stand stets auf dem Gesimse über Mamminas Lager. Zu ihr schaute sie wie zu einem Heiligtum auf. Die Vase hatte feingeschweifte Henkel; wo der Bauch sich ausweitete, war ein Fries mit Reitern, die sich in edlem Rhythmus ständig wie ein festlicher Zug zu bewegen schienen. Dieser Harmonie von Form und Farbe galt die Andacht, mit der die Mutter oft lange empor sah . . . nicht, wie der Dämon, dieser *advocatus diaboli*, der meiner Mutter Römeradel anstreitet, behauptet, dem Inhalt, den Goldstücken, die sich darin aus dem Erlös des Raubes zu häufen begannen. Und ich beweise es. Denn unweit, in einer Nische, stand der Rivale, den ihr Blick nicht weniger oft besann. Es war eine marmorne Frauengestalt, von reich niedergleitenden Stola-falten umflossen, voll ruhiger Hoheit. Der linke Arm lag lässig-vornehm auf der Brust, die rechte Hand griff spielend zu dem Schleier empor, der von der Höhe des Scheitels in zwei Kaskaden über den ruhenden Arm niederfloß. Das Haupt blickte in trauervoller Sehnsucht in die Ferne nicht so wie eine, die von dort etwas erwartet, sondern wie eine, die einem unwiederbringlich Entschwundenen ihre Gedanken nachsendet. So pflegte ja auch die Mutter zu schauen und zu starren, immer mit Personen und Ereignissen der Ferne und Vergangenheit



beschäftigt und doch, ohne ihnen auch nur mit einem Wunsch nach einem Wiedersehen entgegenzukommen. Einmal hörte ich sie seufzen: „Schwester!“ Ich war unvermerkt eingetreten und meine Mutter stand vor dem Marmor. Da entschlüpfte ihr dieses: „Schwester, Schwester!“ in einem Tone, wie etwa zwei gleich Unglückliche sich das Unrecht und das Leid offenbaren, das ihnen angetan worden ist. Dies eine Wort mit Stimmung und Ton ist eines der wenigen, die mir ganz sicher und treu im Gedächtnis haften.

Einmal ließ die Mutter aus dem Erlöse unseres Raubes wieder goldene und silberne Münzen in die Amphora aus Buchero nero fallen. Hell grüßte die gehäufte Menge die neu zufließenden Dukaten. Da lächelte sie mich bedeutsam an: „Mein Komolo. Die Flügel wachsen; bald sind wir flügge! Dann fliegen wir über sie alle weg.“

Ich sagte schüchtern: „Auch über die Cupola?“

Schon wieder in Gedanken verloren nickte sie: „Auch über die Cupola.“ Dann fuhr sie plötzlich auf: „Die Flügel sind bald gewachsen und nun noch die Krallen.“

Ich schüttelte den Kopf und ging hinaus. Krallen hatten die Raubvögel. Krallen hatte die Sphinx an ihren Taten. Ich wollte keine Krallen.

Da brach der Frühling mit unendlichen Regengüssen herein. Wir verkrochen uns in unsere Gräfte und zündeten alle Lampen an. Mutter zählte ihre Schätze und redete mit ihrer „Schwester“. Virginia spielte und plauderte mit der Sphinx; ich wusch die Scherben zertrümmerter Reliefs und fuhr mit meinen Fingerchen den Umrissen der Männergestalten nach. Ein unbegreifliches Heimweh nach lebendigen Menschen quälte mich. Die Stille der Gruft tat mir weh. Der Gesang Virginias war mir überdrüssig. Ich fühlte mich wie eine Schnecke in einem zu engen Gehäuse und meinte, der Frühlingssturm müsse nicht nur Knospen und Baumrinden, sondern auch unsere Felsengräfte, ja das ganze Tal und den blauen Himmel sprengen und irgend etwas in die erneuerte Welt hineinschütten. Ich wußte nicht, was . . . Einen neuen Ton, neue Farben, und vor allem lebendige Wesen.

Es reizte mich damals über die Mäßen, einmal ein lebendiges Männerantlitz aus der Nähe zu sehen. Mir war, als seien jene dunklen, wandernden Gestalten, die wir bisweilen in der Ferne sahen, nur Schatten, welche auf der Erde hinwandelten. Wandernde Bilder.

Damals zum ersten Male dachte ich mir: Haben wir nicht auch Waffen? Und ich ging von Bild zu Bild, um zu sehen, wie sich die

Männer bei Angriff und Abwehr rüsteten, wie sie sich bückten, vorschneitten, dem drohenden Hieb ausglitten, und ich fühlte ein lebhaftes Verlangen, einmal so kämpfen und mit solch wundervoller Bewegung, bei der der ganze Körper ein zuckender Blik, ein gespannter Bogen wird, auf den Feind einzustürmen. Dann würde ich die Mutter vor den Erlegten hinführen. Und wie würde sie sich freuen! Dann schaute ich ihn an. Ganz genau. Aug in Aug. Einen Mann von Fleisch und Blut! O wäre ich gegen jenen Dämon des Verderbens ausgerückt, der mir diese Gedanken, diese heimlichen, sehnächtigen Wünsche nach Menschen in das Ohr flüsterte, dann hätte vielleicht der Frühling jene neue, schöne Welt gebracht, von der ich träumte, statt des Untergangs!

Wahrhaftig, der Himmel war weiter geworden! In unendlicher Wölbung stand er über der feuchten Erde. Die Blicke, die sich so lange an den engen, harten Felsen wundgestoßen hatten, schweiften wie Wandervögel in das unabsehbare Land hinaus, das Welle an Welle sich zu unserem Hügel heranzudrängen schien. Winterlang war es in demselben fahl-rötlichen Ton erstarrt gewesen. Man hätte glauben mögen, das Angesicht der Erde sei zu einem der stumpfen, überstaubten Fresken verdorrt, die von keinem Wandel und Aufblühen wußten. Nun leuchtete eine grüne Wiese und gelbe Flut sonnüberstrahlt herauf. Und wie einzelne Schaumwellen an den Klippen hoch aufspringen und den weißkrausen Kopf über das Meer leuchten lassen, so hoben wilde Kirschbäume ihre blühenden Kronen aus dem grünen Plan. Ach, wie ist das frische Leben schön, wenn man lange unter Totengerippen und Stein und Moder geatmet hat! Virginia war nicht mehr zu halten. Warum sind ihr keine Flügel gewachsen! So konnte sie nur hüpfen, den Hügel hinabkollern, auf Bäume klettern und wie eine Rasende rennen.

Der Frühling hatte die Welt geweitet und verschönt. Das schöne Land weckte die Sehnsucht zum Wandern.

Zuerst blieb ich noch dabei, meine Entdeckungsfahrten auf die Büsche und Sträucher zu beschränken, die fast undurchdringlich an den Abhängen des Flusses und auf einzelnen Hügelluppen wucherten. Meine Mutter gestattete es schweigend, denn ich fand auf diese Weise ein- oder zweimal ein ergiebiges Grab. Aber wenn wir auf die Uferhöhe emporstiegen, dann lag die Ebene weit und lockend vor uns; einzelne Bäume standen in der Ferne und winkten uns heran; Hütten oder Tenuten grüßten von Hügeln herab, und Rinder- und Schafherden zogen über die Gründe dahin. Da faßte Virginia meine

Hand und zog mich weiter. Ein brennendes Verlangen war in uns wach, alle diese Wunder aus der Nähe anzuschauen. Unser Busch hatte uns bisher fast umgeben wie die Eierschale das kleine Huhn. Wir hatten sie durchbrochen, und nichts vermochte uns in dem engen Gehäuse festzuhalten. Die Mutter sah es mit Zorn und Schreck. Aber sie erreichte nur das eine, daß wir uns nicht offen zeigten, sondern uns immer mehr im fähenartigen Anschleichen übten.

In der Folge verzweigten sich die Gedanken und Wünsche der drei so eng zusammengeschlossenen Seelen nach drei Richtungen. Die Mutter mochte einsehen, daß eine längere Verborgenheit mit solch unruhiger Brut nicht möglich sei. Darum suchte sie ihre Reichtümer mit Hast und äußerster Anstrengung zu mehren.

Wenn sie uns verließ, um den Altertumshändler aufzusuchen, der ihr wohl das Gold für ihre seltenen Fundstücke bot, dann schlüpfen auch wir aus unserem Neste und zogen wie junge Füchse in der Campagna umher. Aber wir entzweiten uns stets so, daß wir es bald vorzogen, jedes für sich allein auszugehen. Denn Virginia wollte nichts sehen als Schafferden. Ihr Himmelsgarten war nunmehr nicht nur von Schmetterlingen und Blumen, sondern auch von Lämmern angefüllt. Die Quecksilberige konnte mit erstaunlicher Ausdauer lange Stunden auf einem Plätschen liegen und entzückt auf das Meckern der Herde und auf das wogende Hin und Her der gelben Flut achten. Ich aber war das Stillhalten bald müde. Ich war voll Eier, während des kurzen Tages der Freiheit so weit als möglich zu rennen und zu pürschen. Ich bin ja nie weit gekommen; denn je mehr ich mich aus der Nähe der Grotte verlor, desto fremder kam mir die Welt vor, und ich kroch und schlich wie in Feindesland.

Bei einem dieser Streifzüge, bei dem ich lange Zeit dem gestrüppreichen Ufer eines Flusses gefolgt war, entdeckte ich ein Ruinenfeld, das sich erstaunlich weit über einen schroffen Felsenkegel hinzog. Ich war auf das Grab einer Stadt geraten. Wie sie geheißen hat? Ich weiß es nicht. Die Campagna betrauert ja, nach des Plinius Wort, den spurlosen Untergang vieler Städte. Ich habe beim Unterricht sorgfältig aufgehört, wenn von den zerstörten Städten der Campagna die Rede war. War meine Ruinenstadt das stolze Vesi, die Nebenbuhlerin Roms, war es Caere? All diese Adlerhorste sind von den Römern ausgeraubt, geplündert, zerschmettert worden. War es Etruriae, das reizvolle Idyll Etruriens?

O daß es wirklich Vesi gewesen wäre! Damals hatte ich nicht das leiseste Gefühl dafür, wie heilig der Boden sei, auf dem ich

hinkroch — denn wahrhaftig, ich mußte oft genug, den ganzen Leib an diese ehrwürdige Erde gedrängt, durch das üppige Geranke bringen.

Ich erinnere mich nur, Steineichen und Mauern, Efeu und ragende Türme, Irisblüten und Säulen, wilde Feigenbäume und spitzbogige Fenster, alles eng verschlungen, gesehen zu haben. Aus dem Mauerwerk raschelten Fledermäuse und Vögel aller Art, Füchse und Eidechsen, alle verwundert, erschreckt und empört, daß ein Mensch es wage, hier einzudringen, so unbehelligt von Menschen waren die Eroberer seit langer Zeit geblieben, so unbestritten hatten diese Baumkönige das Land inne, und so unerhört waren Tritt und Stimme eines Menschen innerhalb dieser Buschstadtmauern.

Aber ihre Ruhe sollte noch auf ganz andere Weise als durch einen schleichenden Knaben gestört werden. Plötzlich tauchte ein Trupp wilder, buntgekleideter Männer auf. Sie stiegen rasch über die Felsen und krochen gewandt durch das Gestrüpp gerade auf meinen Standpunkt zu. Ich floh entsetzt davon und barg mich in der dichtesten Macchia. Dort blieb ich lange mit klopfendem Herzen liegen und überlegte, wie ich mich aus der Nähe der Schrecklichen retten könnte. Aber je länger ich in meiner Verborgenheit lag, desto mehr verlor sich die Furcht und um so mehr erwachte die Gier, diese unheimlichen Wesen deutlich zu sehen. Ich fing zu kriechen und zu springen an; aber statt mich heimwärts, der Stille meiner Schlucht entgegen, zu mühen, pürschte ich nach der Richtung, aus welcher Lärm und Zurufe zu mir drangen. Endlich sah ich aus dem Gitterwerk einer dichten Efeubede die Männer in gedrängter Schar beisammen stehen. Sie schienen zu beraten. Bald aber griffen sie zu Picken und Schaufeln und fingen nach dem Befehle einer herrischen Stimme an zu graben und in der Erde zu wühlen, ganz wie ich es zu tun pflegte. Ich starrte die Leute mit gierigen Blicken an. Aber wie enttäuschten sie mich! Wie ganz anders waren diese Männer als jene, die in meinen Grabkammern abgebildet waren! Vierfüßige Centauren gab es nicht unter ihnen. Ihre Beine steckten in schmutziggottigen Bockfellen. Ihre Wamse waren zerrissen, die Arme hager und armselig. Zwar dräuten die schwarzen Bärte grimmig und die Augen blühten gefährlich, aber die Stimmen klangen mir dünn und heiser. Sie hatten nichts vom Brüllen des Donners.

Nach einiger Zeit gruben sie eine verstümmelte Chimäre aus dem Grund. Ihr kennt, mein Vater, diese grotesken Figuren mit den bleckenden Zähnen und der lechzenden Zunge, die jeden zu begehren scheint, der sich in die Nähe wagt.

Als das Untier sich von der Erde gelöst hatte, wichen sie erschreckt wie vor einem lebenden Wesen zurück und beschloßen dann, es rasch wieder in die Erde zu vergraben. Dann standen sie mutlos. „Wir werden kein Glück haben,“ sagten sie, „denn das Bild hatte den bösen Blick. Wir müssen ihn bannen. Ach wir armes, verlorenes Volk!“ Und sie standen mutlos umher oder setzten sich wie dumpf brütend in die Trümmer. Da wuchs mein Mut. Ich warf Steinchen gegen sie. Einen Augenblick ließen sie ihre schwarzen Funkelaugen scharf und stechend in das Gestrüppe schweifen. Allein da sie niemand entdeckten, begannen sie zu klagen: „Die Geister der Toten sind gegen uns. Wehe, wenn wir diese Gräber öffnen! Wir wollen gehen! Besser es würgen uns Hunger und Perniziosa, als Dämonen. Wehe uns, wir verlorenes Volk!“ Darauf verließen sie den Bezirk, den sie heilig glaubten. Als sie unten am Flüsschen hintrotteten, stellte ich mich auf eine Mauer, lachte laut und höhnisch und schüttelte meine Fäuste gegen sie. Als sie sich mit lebhaften Gebärden zurückwandten, barg ich mich schnell und eilte zu unserer Grotte.

Am anderen Morgen machte ich mich sehr zeitig an die Arbeit, um der Mutter nach ihrer Rückkehr zu beweisen, daß ich nicht müßig gestreunt hatte. Ich hatte damals eben eine unterirdische Gruft aufgespürt und mühte mich hart, einen Zugang durch das zähe Gestein zu öffnen. Es gelang mir wider Erwarten schnell. Ich drang in eine Grotte ein, die nur für zwei Personen bestimmt war. Diese lagen noch so, wie sie einst eingebettet worden waren, feierlich und unverfehrt auf ihren Steinpfählen. Die Grotte selbst zeigte ganz die gewohnten Formen. Nichts zeichnete sie aus. Zwar schritten mächtige Löwen, auf den bloßen Tuff gemalt, an den Wänden dahin. Aber das hatte ich schon gesehen. Kein Pfeiler half die Decke tragen. Sie ahmte wie alle anderen nur ein Holzbach nach; deutlich waren die tragenden und gliedernden Sparren aus dem Stein herausgemeißelt. Und doch mußte ich in das Totenhaus eines Fürsten eingedrungen sein, und die zwei stummen Leiber mußten einst gebietend und mit weithin vernommenem Machtgebot über die Campagna geschritten sein. Wie reich hatte man sie auf das steinerne Lager mit feinen harten Pfählen und Polstern hingebettet! Fürst und Fürstin Seite an Seite! Dem Gemahl hatte man eine silberne Trinkschale in die Hand gegeben, damit er beim himmlischen Bankett eines vornehmen Plazes würdig sei. Noch lag sie nahe seinen Fingern. In ihrem Innern waren sperberköpfige ägyptische Götter — so deute ich meine Erinnerung — mit feinstem Griffel einziseliert. Auf der Brust

des Fürsten leuchtete ein Schmuck, den ich im ersten Augenblick für ein lebendiges Gewimmel grüngoldener Käfer hielt. Aber siehe, da zog ich eine Halskette hervor, die sich aus lauter goldenen, auf den Pranken hockenden Löwen von winziger Gestalt zusammensetzte. Mit wunderbarer Kunstfertigkeit waren sie gebildet und in etwa zehnfacher Reihe aneinander gefügt. Nie hatte ich die Macht des Goldes so sehr gefühlt wie in diesem Augenblicke. Im Brodem heißer Bier zuckten flüchtige Gedanken von großer Häßlichkeit auf: Verbirg den Schatz . . . er soll dir allein gehören, ganz selig allein! . . . Aber ich suchte weiter. Schwert und Panzer waren mir gleichgültig. Denn schon wieder blinkte edles Metall. Die Frau trug um die Stirne ein Diadem aus dünnen, eisenförmigen Goldplättchen. Sie schmückten noch den zerfallenden Schädel mit Glanz und Schimmer. Ich zog den Kranz von dem mehr als zwei Jahrtausende gekrönten Haupt. Und schon scharfte ich weiter: Ringe mit edlen Steinen, ein Ohrgehänge, geformt wie kleine Eicheln, und ein Armband aus reinstem Gold, wie eine erstarrte Schlange anzusehen, wurden meine Beute. Könige muß man berauben, wenn man reich werden will, nicht Bettler. Wir hatten uns nun lange um das Habe der Bürger und Ritter bemüht. Endlich war es gelungen in des Königs Burg einzudringen! Reiche, unerschöpfliche Unterwelt, du hast dich lange gesträubt, deine edelsten Schätze dem Licht zu schenken, endlich hast du deine Tore einmal weit aufgetan! Ich suchte nicht länger; denn ich war außer mir vor Freude über die Löwen. Mit ihnen wollte ich so rasch als möglich zur Mutter eilen. Es war, ohne daß ich es beachtet hatte, Abend geworden. Ehe ich die Grotte erreichen konnte, mußte der letzte Schein des Tages schon verblichen sein. Sie war also längst heimgekehrt. Ich legte den Löwenschmuck um meinen Hals, wand die weichen, flirrenden Goldblätter um meine Stirn, raffte die Spangen und Ringe zusammen, nahm die Schale in die Hand und machte mich auf den Heimweg. So lehren Feldherrn zurück, wenn sie sich eines großen Sieges rühmen können. Aber horch! Ist Empörung in der Vaterstadt ausgebrochen, während ferne Feinde ihre Reichtümer als Tribut abgegeben haben? Welcher Tumult kommt aus der Grotte? . . . Virginia schrie wie wahnsinnig, die Mutter schmähte und drohte und dazwischen — wahrhaftig! Das Blöken eines Lammes. Ich blickte in unser Vestibül, der Mondschein leuchtete bis zum Grund hinab. Ich sah Virginia mit der Mutter ringen. Das Kind umklammerte mit seinen Armen ein weißes Lamm. Die Mutter suchte es ihr zu entreißen. Virginia wehrte sich mit ver-

zweifelter Kraft. „Fort mit ihm!“ rief die Mutter. „Es ist unser Tod, es lockt die Menschen!“ Die Kleine weinte und schrie: „Nein, nein.“ „Fort mit ihm,“ beharrte die Mutter, „oder ich töte es!“ Virginia schlug um sich und zappelte in wahnsinniger Angst. Da trat ich zu ihnen, hob die Schale empor und rief: „Viktoria!“ Der Mond schien allen Glanz nur auf mich und mein Gold zu werfen. So hell und triumphierend strahlte er in das Dunkel hinab. Der Streit war im Augenblick beendet. Nur das Lamm blökte kläglich weiter. Virginia flüchtete sich in meinen Schutz. Die Mutter aber sank auf die Steine nieder und verhüllte ihr Haupt. Das Kind begann mit ihrem süßesten Stimmlein zu betteln: „Komolo, nichts als das Lämmlein, Komolo, Liebling, alles ist dein, nimmer will ich dich erzürnen!“ Und sie hob das Tierchen empor, daß sein Blies weich und weiß im Mondschein flimmerte. Sie schaute es an mit Augen, die vermeinten, das Holbeste unter der Sonne zu bestaunen. Fast war ich beleidigt, daß sie meinen Goldschmuck nicht sah und gefühllos für meine Schätze war. Ich gab ihr ein beruhigendes Wort und klimperte mit meinen goldenen Löwen, damit sie ihre Herrlichkeit sehen sollte. Aber sie koste ihr Lämmlein und streichelte es mit einer Zartheit, als wäre es aus Duft und Licht gewoben. Da erhob sich die Mutter und rief ergriffen: „Kinder, ihr seid flügge! Rinno-vamento! Ich sehe das Morgenrot!“ Dann wandte sie sich an das Kind und sagte zart: „Es soll dein sein und tausend andere schenke ich dir dazu.“ Virginia schrie auf vor Glück. Sie vergaß heute die Maske und die Penaten, die Lämpchen und Scherben. Sie kannte nichts als ihr Lamm. Fast ehrfürchtig spielte sie mit ihm und war voll Verwunderung über jeden seiner Sprünge, über sein Essen und Schlafen. Sie hatte nun so lange mit totem Stein und Erz gespielt, daß ihr das bewegliche, eigenwillige, warme Tierchen wie ein ganz neuentdecktes Wunder vorkam.

Gegen Abend sandte mich die Mutter nochmal in das Königsgrab, um den Rest der Beute zu holen. Ich kehrte spät zurück. Auf dem freien Felde lag schon schattende Dämmerung und die Gräfte waren bis zum Rand mit reglos-schwarzer Nacht gefüllt.

Warum hatten sie die Lichter nicht angezündet? Ich hörte die Mutter reden. Aber mit wem sprach sie? So konnte sie doch zu dem Kinde nicht sprechen. Es klang pathetisch, stolz, laut. Sie sprach wie in einem Theater, das weiträumig ist und dessen fernste Besucher ihr leisestes Flüstern hören sollten. Ich zündete Licht an, nachdem ich sie mehrere Male vergeblich angerufen hatte.

Niemand war in dem Raum als Virginia, die ruhig in ihrem Winkeln mit dem Lamm im Arm schlief, die Sphinx und die Mutter. Mutter lag von vielen Decken umhüllt auf ihrem Lager. Sie war unruhig, kehrte sich hin und her, richtete sich sitzend auf, blinzelte gegen das Licht, schaute mich mit scharfen Blicken an und ließ sie dann wieder in eigentümlich zitterndem Hin- und Herflackern irrlichtern. Wenn die Augen in dies Zucken gerieten, dann redete sie irre. Wenn sie mich anstarrte, dann schien sie mich zu erkennen. Ich kniete bei ihr nieder, erst scheu und stumm. Denn ich hatte ja gelernt, meiner Mutter seltsame Zustände zu betrachten, ohne sie zu befragen. Nicht umsonst hatte ich jahrelang an der Seite einer marmornen Mutter gelebt.

Aber wie diese Augen flackerten und brannten! Sie waren feucht, und wenn die Lampe sie traf, dann wandelte sich die Feuchtigkeit in eine leuchtende Glut, die dem Glanz des Flusses glich, den die Abendsonne streift. Und die Wange purpurrot, die Stirne triefend von großen Schweißperlen. Der ganze Raum dunstete von Schweiß. Die Hand presste sich bisweilen auf die Brust, der sich ein wundes und schmerzliches Ächzen entrang.

Auf einmal erkannte sie mich. Sie wischte den Schweiß ab, ordnete die Haare, dann redete sie mich an: „Gib, gib diese Pulver . . . hier.“ Sie zeigte mir ein Gefäß. Und ich reichte ihr die weißbraunen Pülverchen, wieder ohne zu fragen, was die Mutter angefochten habe.

Die Pulver hatten eine gute Wirkung. Mamma beruhte sich und schlummerte ein wenig ein. Als ich mich eben auch in meine Decke verkriechen wollte, erwachte sie durch meine Bewegung, winkte mich heran und sprach: „Romolo, ich bin krank. Das Fieber . . . schon lange . . . aber heute . . . die . . . Perniziosa . . . Erschrick nicht, Romolo. Bleib bei mir . . . Es ist das letzte Leid . . . Denn darnach kommt der Aufgang.“ Sie lächelte triumphierend, begeistert. „Der Aufgang zu Glanz und Leben . . . O Romolo! Ihr seid flügge.“

Aber ich war so voll klägliches Gefühle, daß ich nur immer das eine Wort hörte: „La Perniziosa!“

Ich dachte an das Wort des Mannes. Die Bürgerin stand vor meinem Geiste — gewaltig und groß, wie die Schatten der Berge im Abenddunkel, und hin und her huschend wie alles, was schattenhaft ist, wie die Chimäre mit bleckenden Zähnen und fletschender Zunge und mit den Krallen.





Jakob J. van Ruysdael/Die Buchen-Allee



1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100  
101  
102  
103  
104  
105  
106  
107  
108  
109  
110  
111  
112  
113  
114  
115  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200  
201  
202  
203  
204  
205  
206  
207  
208  
209  
210  
211  
212  
213  
214  
215  
216  
217  
218  
219  
220  
221  
222  
223  
224  
225  
226  
227  
228  
229  
230  
231  
232  
233  
234  
235  
236  
237  
238  
239  
240  
241  
242  
243  
244  
245  
246  
247  
248  
249  
250  
251  
252  
253  
254  
255  
256  
257  
258  
259  
260  
261  
262  
263  
264  
265  
266  
267  
268  
269  
270  
271  
272  
273  
274  
275  
276  
277  
278  
279  
280  
281  
282  
283  
284  
285  
286  
287  
288  
289  
290  
291  
292  
293  
294  
295  
296  
297  
298  
299  
300  
301  
302  
303  
304  
305  
306  
307  
308  
309  
310  
311  
312  
313  
314  
315  
316  
317  
318  
319  
320  
321  
322  
323  
324  
325  
326  
327  
328  
329  
330  
331  
332  
333  
334  
335  
336  
337  
338  
339  
340  
341  
342  
343  
344  
345  
346  
347  
348  
349  
350  
351  
352  
353  
354  
355  
356  
357  
358  
359  
360  
361  
362  
363  
364  
365  
366  
367  
368  
369  
370  
371  
372  
373  
374  
375  
376  
377  
378  
379  
380  
381  
382  
383  
384  
385  
386  
387  
388  
389  
390  
391  
392  
393  
394  
395  
396  
397  
398  
399  
400  
401  
402  
403  
404  
405  
406  
407  
408  
409  
410  
411  
412  
413  
414  
415  
416  
417  
418  
419  
420  
421  
422  
423  
424  
425  
426  
427  
428  
429  
430  
431  
432  
433  
434  
435  
436  
437  
438  
439  
440  
441  
442  
443  
444  
445  
446  
447  
448  
449  
450  
451  
452  
453  
454  
455  
456  
457  
458  
459  
460  
461  
462  
463  
464  
465  
466  
467  
468  
469  
470  
471  
472  
473  
474  
475  
476  
477  
478  
479  
480  
481  
482  
483  
484  
485  
486  
487  
488  
489  
490  
491  
492  
493  
494  
495  
496  
497  
498  
499  
500  
501  
502  
503  
504  
505  
506  
507  
508  
509  
510  
511  
512  
513  
514  
515  
516  
517  
518  
519  
520  
521  
522  
523  
524  
525  
526  
527  
528  
529  
530  
531  
532  
533  
534  
535  
536  
537  
538  
539  
540  
541  
542  
543  
544  
545  
546  
547  
548  
549  
550  
551  
552  
553  
554  
555  
556  
557  
558  
559  
560  
561  
562  
563  
564  
565  
566  
567  
568  
569  
570  
571  
572  
573  
574  
575  
576  
577  
578  
579  
580  
581  
582  
583  
584  
585  
586  
587  
588  
589  
590  
591  
592  
593  
594  
595  
596  
597  
598  
599  
600  
601  
602  
603  
604  
605  
606  
607  
608  
609  
610  
611  
612  
613  
614  
615  
616  
617  
618  
619  
620  
621  
622  
623  
624  
625  
626  
627  
628  
629  
630  
631  
632  
633  
634  
635  
636  
637  
638  
639  
640  
641  
642  
643  
644  
645  
646  
647  
648  
649  
650  
651  
652  
653  
654  
655  
656  
657  
658  
659  
660  
661  
662  
663  
664  
665  
666  
667  
668  
669  
670  
671  
672  
673  
674  
675  
676  
677  
678  
679  
680  
681  
682  
683  
684  
685  
686  
687  
688  
689  
690  
691  
692  
693  
694  
695  
696  
697  
698  
699  
700  
701  
702  
703  
704  
705  
706  
707  
708  
709  
710  
711  
712  
713  
714  
715  
716  
717  
718  
719  
720  
721  
722  
723  
724  
725  
726  
727  
728  
729  
730  
731  
732  
733  
734  
735  
736  
737  
738  
739  
740  
741  
742  
743  
744  
745  
746  
747  
748  
749  
750  
751  
752  
753  
754  
755  
756  
757  
758  
759  
760  
761  
762  
763  
764  
765  
766  
767  
768  
769  
770  
771  
772  
773  
774  
775  
776  
777  
778  
779  
780  
781  
782  
783  
784  
785  
786  
787  
788  
789  
790  
791  
792  
793  
794  
795  
796  
797  
798  
799  
800  
801  
802  
803  
804  
805  
806  
807  
808  
809  
810  
811  
812  
813  
814  
815  
816  
817  
818  
819  
820  
821  
822  
823  
824  
825  
826  
827  
828  
829  
830  
831  
832  
833  
834  
835  
836  
837  
838  
839  
840  
841  
842  
843  
844  
845  
846  
847  
848  
849  
850  
851  
852  
853  
854  
855  
856  
857  
858  
859  
860  
861  
862  
863  
864  
865  
866  
867  
868  
869  
870  
871  
872  
873  
874  
875  
876  
877  
878  
879  
880  
881  
882  
883  
884  
885  
886  
887  
888  
889  
890  
891  
892  
893  
894  
895  
896  
897  
898  
899  
900  
901  
902  
903  
904  
905  
906  
907  
908  
909  
910  
911  
912  
913  
914  
915  
916  
917  
918  
919  
920  
921  
922  
923  
924  
925  
926  
927  
928  
929  
930  
931  
932  
933  
934  
935  
936  
937  
938  
939  
940  
941  
942  
943  
944  
945  
946  
947  
948  
949  
950  
951  
952  
953  
954  
955  
956  
957  
958  
959  
960  
961  
962  
963  
964  
965  
966  
967  
968  
969  
970  
971  
972  
973  
974  
975  
976  
977  
978  
979  
980  
981  
982  
983  
984  
985  
986  
987  
988  
989  
990  
991  
992  
993  
994  
995  
996  
997  
998  
999  
1000

O warum waren mir keine Krallen gewachsen? Ich Tor hatte meine zarten Finger in Gedanken gehätschelt und mich mit allen Wünschen des Abscheues gegen die Krallen gewehrt.

Wie hatte die Würgerin meine Mutter angefaßt? Ich sah keine Spur von ihrer Faust und ihren Krallen . . . Dann hatte sie die Unglückliche wohl mit geballter Steinfaut auf die Brust geschlagen, die nun so krank und zerbrochen Atem schöpfte oder sie hatte gift-hauchend ihr die Gärung in das Blut gebracht? So grübelte ich damals in meiner Weise dem uralten Problem der Malaria nach, die ungesehen und darum unangreifbar ihre Geißel über die Campagna schwingt.

Die Erregung des Tages, die völlig lautlose Ruhe des Raumes, in dem nur die halbgeschlossenen, trägen Lichtaugen der Lampe flackerten, löste auch in mir allmählich eine schwere, müde Schläfrigkeit aus. Ich wollte zwar der Mutter wegen wach bleiben. Aber ich nickte und nickte und war bald in eine weltvergessene Traumseligkeit eingegangen.

Auf einmal hörte ich Stimmengewirre. Noch wußte ich nicht, ob es Stimmen des Traumes seien oder fremde und wirkliche Stimmen. Ich sprang auf und wirrte die Fäden der Nacht auseinander. Aber die blinzeln den Augen, die sich weit öffnen wollten, mußten sich von stechendem Schmerz, wie von niederfahrenden Dolchen getroffen, sofort wieder schließen. So grell war das Bild, das ich in diesem winzigen Augenblicke eines Augenaufschlages hatte, gewesen, daß es noch bei geschlossenen Lidern in wilden Farben erglühete. Rotglühende, schwarzußende Fackeln, Männerbärte, erhobene Männerarme, rote, braune Kleiderfetzen um braunrote Glieder; ringsum dunkelste Nacht und unsichere, geheimnisvolle Dämmerung. Was geht in diesen Nebeldünsten um? Ein Schreck durchglühete mich von den Knien bis zu der Haarwurzel, so daß all meine Gebeine zitterten und krampften. Wieder riß ich die Augen auf . . . Wieder der stechende Schmerz, aber ich hielt stand, denn meine Gedanken schrien und sangen und brausten einen Namen, eine Vorstellung: La Perniziosa!

Wo ist sie? Jetzt würgte sie wohl die Mutter, jetzt die Schwester, wo ist sie? Der Atem krampfte und stockte, das Herz stand still und pochte dann wie ein Hammer.

La Perniziosa? Von allen Sinnen waren die Augen noch die einzigen, auf die Verlaß war . . .

Ah dort, halb im Dunkel, nur Hände und Arme und ein buntes Tuch über die Brust gebauscht, war sie sichtbar.

Eine Frauengestalt übergroß, hoherhaben in gezückter Hand einen Dolch, stürzte vor — mit gewaltigem Schritt . . . Jetzt wird mich die Würgerin treffen und auf die Brust schlagen, daß sie in Scherben geht, wie ein heilgetroffener Sarkophag. Aber jetzt stand sie im Fackellicht, jetzt Kopf an Kopf neben der Sphinx — und es war meine Mutter. Sie schwang den Dolch! Sie schrie wie eine Löwin, wenn sie ihre Jungen verteidigt. Madonna, was wird geschehen! Darauf um die Mutter ein Getümmel . . . Greifende Hände, aufstampfende, schürfende Tritte, daß der Boden erzitterte; klirrende, fallende Gegenstände. Die Fackeln glühten und schwebten und schwankten. Auch sie schienen mitzukämpfen. Es wogte hin und her. Stöhnender Atem pfiff durch den Raum, zischend stießen sie die Luft durch die Zähne. Verwünschungen, Zurufe ertönten. Es dauerte zwei Augenblicke. Aber was hatte ich, der an die Wand Gesunkene, machtlos Starrende in dieser kurzen Spanne erlebt!

Jetzt standen die Fackeln wieder still. Die wildverwachsene Gruppe löste sich. Rechts und links von der Sphinx standen Männer, wie Lichter vor einem Heiligtum schwebender Fackeln.

Aber dort an dem Sockel der Sphinx, an ihre Steintaken gebunden — lag meine Mutter. Ah meine Mutter! Wo sind die Waffen, mit denen ich die Männer niederwerfen wollte! Wo sind meine Dolche und Schwerter? Dort in der Ecke, ich hätte nur zwei Schritte zu gehen brauchen und ich wäre bewehrt gewesen. Aber ich blieb an meiner Mauer und hielt sie mit meinen zitternden Fingern fest, wie ein Kind seiner Mutter Rock. Denn ein Grauen hatte mich vor den Männern erfaßt. Männer, Männer — nicht La Perniziosa! Männer waren gekommen und sie waren wirklich so stark, so wild, so grausam, wie die Steinmänner der Totenkammer. Sie werden uns morden. Wir können nicht an Widerstand denken. Denn was sind wir? Schwalbenschäbel gegen Adlerkrallen. Krallen, Krallen, warum sind sie uns noch nicht gewachsen?

Einige Herzschläge lang. Die Männer hatten harte Arbeit und atmeten schwer.

Aber siehe, der Kampf hatte Virginia geweckt. Einen Augenblick brauchte sie, um zu sehen, zu erkennen. Aber da schnellte sie schon auf, sprang wie eine wilde Kasse gegen die Männer an, ihre Augen spieen Feuer, ihre Fingerchen wurden reißende Krallen. Sie fuhr, wie ein Ball aufspringend, den Männern in das Gesicht, krachte sie, spie sie an, biß sie in die Finger, riß ihnen die Kleider vom Leib und schrie sie mit einer grauenvollen, wütbebenden Stimme

an. Der erste, den sie anfiel, warf sie mit aller Kraft von sich, so daß sie hart aufschlagend in eine Ecke fiel. Aber wie der starkgeschleuderte Ball hochaufliegend von der Mauer zurückfliegt, so sprang Virginia mit elastischer Kraft wieder hoch, riß den Angefallenen am Bart, stampfte mit den Füßchen gegen ihn und war fast nicht zu greifen, so lagenbehebend waren ihre Bewegungen. Aber wieder flog sie wie eine geschossene, weiße Taube in den Staub. Das grausame Spiel wiederholte sich noch zwei-, dreimal. Virginia schien nichts zu fühlen, nicht zu erlahmen. Sie war ganz Kraft und Energie. Jeder Nerv fieberte und alle Muskeln waren auf Angriff und Verteidigung gerichtet. Sie wurde allmählich beschmutzt, vom eigenen und fremden Blut gerötet, die Räuber, die anfangs das Kind, erstaunt und bewundernd, nur derb abgeschüttelt hatten, wurden schließlich wütend und schlugen mit harten Fäusten gegen sie. Die Mutter — mein Blick suchte sie hilfselehend, da ich selbst so hilflos war — lag ruhig, aber mit weitgeöffnetem Auge. Ich kann nicht sagen, was dieses Auge sprach. Manche Mutter hätte gefleht und Fürbitte für ihr Kind eingelegt. Manche Mutter hätte das Kind zu sich gerufen und hätte ihm befohlen, den nutzlosen Kampf aufzugeben. Sie blieb stumm.

Aber jetzt erscholl ein harter Männerfluch. Da — ein Aufprall, ein Krachen, das ich wie das Versten der eigenen Glieder verspürte. Virginia lag lautlos an der Wand. Gleichzeitig mit dem Aufschlagen des Kindes hat die Mutter einen Schrei ausgestoßen, der so gräßlich war wie jener, der mir aus der Nacht des Auszuges erinnerlich ist. Ich wendete meine Augen von den im Krampfe auf- und niederschlagenden Gliedern Virginias zur Mutter. Und sieh, da stand sie, hoch und aufrecht unter den Männern wie ein Cherub unter Teufeln. Aber in einem Nu war sie wieder niedergeschmiedet und mit grimmigeren Fesseln gebunden und von wilderen Fäusten zerschlagen am kalten Leib der Sphinx.

Und die Männer lachten und fingen an, in der Gruft hin und her zu spähen. Einer rüttelte die Mutter: „He, du hast Schätze! Heraus damit!“

Mama schwieg. Sie schloß die Augen.

Da zog er einen blanken Dolch, hielt seine Spitze dicht vor ihr linkes Augenlid und drohte: „Wenn ich den Befehl wiederholen muß, dann stoß ich zu. Erst das eine, dann das andere.“ Mama schwieg. Mir tropfte der Schweiß von der Stirn. Mamminas schöne Augen sollten erblinden! Ich stürzte in namenloser Angst, er möchte zu-

stoßen und das Gräßliche, was er angedroht hatte, wahr machen, vor und hob meine Rechte zu der Mische empor, wo die kostbare Vase stand und flüsterte scheu und bang wie ein Verräter: „Dort, dort ist das Gold. Viel, viel. Aber nicht meine Mammina morden — nicht, nicht.“ Mama schlug in diesem Moment die Augen auf und schaute mich an. Ich wich ihr aus, denn ich fürchtete ihren Blick, der mir voll Verachtung zu sagen schien „Verräter“.

Aber ich hätte ihre Augen nicht ausstechen lassen, und wenn sie uns dafür alle Reichtümer gelassen hätten.

Als sie nun die Amphora aus der Mische zogen, die schwer von der Menge des aufgehäuften gemünzten und ungemünzten Goldes war, da ging ein Zittern über ihren Leib. Sie suchte sich mit einem gewaltigen Aufbäumen noch einmal zu befreien. Aber die Fesseln hielten stand und die Sphinx schaute steinern und unbewegt wie das Schicksal über das Gegenwärtige hinweg in unbestimmte, dunkle Fernen.

Da schrie sie auf: „Der Fluch meines ganzen Lebens über euch! Verdorren die Hand, verdorren, verdorren! Der Tod über euch, ihr habt Tote . . . hört, wir sind Tote!“

Jene Männer aber hörten nicht einmal, was sie sprach. Kaum hatten sie den über all ihre Vorstellungen gehenden Raub erblickt, da waren sie blind für alles übrige. Eine wilde Eier drängte sie an den goldbeladenen Krug, gleichwie Dürstende an die Wasserquelle. Keiner wollte dem andern das Tragen der Beute anvertrauen. Nicht mehr zwei und vier Hände, sondern acht und zehn hielten die Amphora an Rand und Henkeln fest. Es wurde ein Zerren und Schieben. Die Fackeln lagen qualmend am Boden. Man sah, wie der Reichtum die einander verfeindete, die lange Not zum Gemeinschaftsleben zusammengetrieben hatte. Sie atmeten jetzt so heiß und schwer wie vorher nach dem Ringen mit der Mutter, und ihre Bewegungen waren Kampfbewegungen. Sie waren anzusehen wie Raubtiere, die sich um die Beute zerren. Schon begann ein feindseliges Gebrumm und Schelten. „Hand aus dem Krug!“ hieß es. „Noch einmal greiffst du hinein, und du hast das Messer in den Rippen!“

Als sie aber draußen waren, entstand über uns ein wildes Geschrei und Toben. Dann wurde plötzlich ein Klirren laut. Die Amphora war zerschert, und die Münzen fielen klingend zu Boden. Dann wieder ein tosender Lärm. Ein Stampfen auf den Grund. Sie schlugen sich um die Münzen, und jeder suchte, auf den Boden hingeworfen, möglichst viel für die eigene Tasche zu erraffen.

Mamma lag lange Zeit, wohl von einer Ohnmacht hingenommen, quer über dem Sockel der Sphinx. Ich kroch an ihre Seite, zitternd und zähneklappernd vor Angst, und barg mich an ihrer Brust. Es war mir unmöglich, nach Virginia zu sehen. Ich fühlte eine unendliche Müdigkeit in meinen Gliedern, so daß mir jede Bewegung Schmerzen verursachte.

Plötzlich erwachte die Mutter aus ihrem Starrkrampf, schaute mit erstaunten Blicken um sich, sah das Kind am Boden liegen und wußte wieder alles. Sie richtete sich auf und fühlte die Fesseln. Jetzt erst kam auch ich zur Besinnung. Ich ergriff eines der alten Schwerter und zerschnitt die Stricke. Sie wollte aufspringen, aber die Füße versagten den Dienst, es gelang ihr nicht, sich aufrecht zu halten. Da kroch die Stolz, kroch zum erstenmal, tief gebeugt auf Händen und Knien, und schleppte sich zu ihrem Kinde. Die letzten Fackeln, die noch am Boden weitergezischt und geflactert hatten, waren erloschen. Die Tiefe der Gruft lag in stygischer Finsternis, die Decke allein und der obere Raum war von dem matten Öllämpchen erhellt. Und nun kam ein Stöhnen aus der Nacht, die sich hüllend um Mutter und Kind schloß. Ach, ich vergesse diesen langgezogenen, sterbenswehen Laut nimmermehr. Und wenn die Mutter gefehlt und gesündigt haben sollte — dieser eine Schmerzenston kam aus einer Qual, die alle Wohlthut eines langen Lebens büßen und aufwiegen mußte.

Der Wehlaut verzitterte. Dann war wieder alles totenstille, als hätte die Nacht Mutter und Kind verschlungen. Da nahm ich ein Lämpchen und tastete mich zu der stummen Gruppe.

Ich hielt das Lämpchen vor mich hin. Ah, da lag Virginia und neben ihr kniete die Mutter, ließ die Arme schlaff niederhängen und starrte mit den Augen, ich weiß nicht wohin.

Ich neigte mich über die Schwester. Wie hold spielte das linde Licht um das schlummerstille Antlitz! Es erschien wieder ganz kinderlieblich, alle Wildheit und aller Troß war weg. Süß schlief sie nach hartem Streit, die tapfere, das Löwenkind! Ich nahm den Kopf zwischen meine beiden Hände und küßte den Mund und die Stirn. O roter Mund, wie bist du so kalt! O Stirn und Ringelhaar, wie bist du so naß und klebrig! Und warum war der Nacken so steif und wiederum — alles feucht und klebrig? Die Lampe stand auf einem Stein. Ich zündete näher. Gott, Gott! Die Strähnen der Haare waren vom Blute naß. Und auf der Stirn klappten Wunden, in denen das Blut stockte, und auch der Mund . . . Gott, auch mein



Mund war blutbesudelt. Ein Grauen faßte mich. Ich fuhr zurück, nur noch die starren Augen auf die tote Schwester gerichtet und da — am Boden hin durch Schmutz und Staub und Moder schlängelte sich rotes Geäder — Blut, rann und kroch bis dorthin, wo die Fackel lag. Noch das ausgeströmte Blut hat im Zorn gegen die Räuber gestritten und vermochte die Fackel zu löschen. Jetzt kam auch die Mutter wieder zu Leben und Regung. Sie neigte sich nieder und legte das Ohr auf Virginias Brust. Lange und inbrünstig, wie man einen süßen Trank hingegeben aus der Schale schlürft. Dann riß sie das Kleidchen von dem weißen Körper und horchte wieder. Jetzt setzte sie sich wie zuvor; lautlos. Aber die zusammengepreßten Brauen, die angeschwollenen Adern an der Stirn und an den Schläfen, der aus tiefen Schatten quellende Mund gaben dem Gesichte einen schreckhaften Ausdruck. Medea nach dem Morde ihrer Kinder würde ich heute sagen. Schuld und Leid rangen um das größere Anrecht.

Draußen schrie das Lamm, das sich aus der Grotte geflüchtet hatte; es wiederholte unermüdlich dieselben Klagelaute, bis sich sein Blöken allmählich in der Ferne verlor. Die Lämpchen erloschen. Eines nach dem anderen, nur das größte, das wir immer auf dem Gesimse unterhielten, brannte dunkelrot wie eine blutige Wunde.

Ich vermochte endlich zu weinen und weinte laut vor mich hin. In der tonlosen Stille hörte ich mich selber weinen. Wie ein klagendes Brunnlein quollen die Wehlaute durch die Totenkammern, die alten Totenklagen neu erweckend. Morpheus, der gütige, hörte mein Wimmern, er stieg herab und entführte mich aus der grausen Gruft in die seligen Gefilde des Lebens. Mein müder und erschöpfter Körper sank hin und ruhte auf grobholprigem Boden von den Erschütterungen des furchtbarsten Erlebnisses aus.

Ich hatte wohl nicht allzulange geschlafen. Doch als ich erwachte, war es schon Tag. Der Vogelsang drang wie holde Botschaft von Leben und Freude in den dämmernden Raum, und in der Lichtöffnung erschien ein breiter, goldener Streifen. Die Erde war durch die Tragödie der Nacht nicht um einen Schatten düsterer geworden. Sie jubelte und ging im farbenglühenden Gewande wie alle Tage. Sie hatte Festtag wie immer.

Aber siehe, auch die Mutter hatte Festtag! Sie stand heiter lächelnd vor ihrem toten Kinde. Der Ring funkelte an ihrem Finger und alles Geschmeide glitzerte an ihrem Hals und Handgelenk. Die Räuber hatten sich ja mit der großen Beute begnügt und alles andere



außer der Amphora liegen gelassen. Nur die trauernde Frau, die Schwester, hat einer in blinder Eier aus der Mische geworfen und zu einem kläglichen Torso gemacht.

Mutter war stolz, ganz Hoheit und Majestät und doch gütig und heiter. Ihre Stimme klang wie die einer Königin, welche mit holber Grazie bittet, aber dabei weiß, daß ihr leiser Wink unerbittlicher Befehl ist. „Fio mio,“ schmeichelte sie, „geh hinauf und hol Blumen und Blüenzweige, soviel du tragen kannst! Nimm vielerlei; nimm vor allem die weißen und übertollen Zweige! Hab die Güte, Romolo!“

Da sprang ich auf und eilte die Treppen hinauf mitten durch den schrägen Lichtstreifen hindurch in das Freie. Wahrhaftig, blauer Himmel, tief und weit! Strahlende Sonne und Vogelsang aus jedem Busch! Ich spähte nach Blumen. — „Nimm vor allem die weißen und übertollen Zweige,“ das Wort sollte mich bei meiner Suche leiten.

Aber ist es denn wirklich hier auf der Erde wie alle Tage, trotz allem, was geschehen ist? Ist's heute wie vor wenigen Tagen, da wir zwei hier saßen und uns schmückten und krönten? Ich begann zu schluchzen und zu weinen und vor übergroßer Trauer konnte ich zuerst keine Blumen sammeln. Die Herzlosigkeit der Natur tat mir weh.

Aber was ist das? Dort im hohen, blumigen Gras — da lag ein Mann. Ein Mann, ein „Böser“! Ich sprang hinter einen Felsblock; alle Schrecken der verflossenen Nacht waren aufgewacht. Ich lag lange ruhig und unbeweglich, eng an den Felsen angeschmiegt und starr wie dieser. Aber auch von drüben bemerkte ich keine Bewegung. Ich begann endlich vorsichtig auszuschaun, denn das Warten und Harren setzte mir bald mit allen Schrecken der Ungewißheit zu. Ich lauerte und spähte, gewann immer größeren Mut, kroch vorwärts, und als ich ganz nahe an den auf dem Gesichte liegenden Mann herankam, flog ein grünliches und schwarzes Gewimmel von Fliegen auf, schwirrte einige Augenblicke umher, setzte sich wieder gierig auf die dunkeln Lachen geronnenen Blutes und auf Nasen und Hände des ruhig Liegenden: der Mann war tot. Seine Hand umklammerte noch einige Münzen und Preziosen. Ah, der Fluch meiner Mutter! So rasch hatte ihn die Nemesis gehört und so furchtbar genau hatte sie den Befehl vollzogen.

Ich machte mich nun daran Blumen zu suchen. Doch wie ich mich bückte und weiße Blumen brach, da fand ich auf einmal den Kelch einer Margarine mit Blut gefüllt. Ich wandte mich ab.

— doch sieh, schon wieder eine blutbeträufte Blüte! Ist Wahn in meinen Augen? Ich pflückte die besudelte und betrachtete sie genau. Ja, doch ja — es war Blut! So hatte es denn Blut geregnet in dieser Nacht oder war Perniziosa mit ihren Knechten blindwütig und losgebunden durch die Welt geraßt? — Und wieder ein Schreck: Wie ich aufs neue wieder nach reinem, freudig heiterem Weiß ausspähte, da glitzerte mir eine goldene Münze aus dem Gras entgegen. Und nahe dabei leuchtete eine andere. Ein Weg von Blut und Gold gezeichnet zog sich durch das lichte Grün. Wohin er wohl führte? Es führt ein Weg von Blut und Gold kreuz und quer durch die ganze Welt. Damals wußte ich das noch nicht und ging neugierig der seltsam gezeichneten Linie nach, die sich ins Gebüsch zog. Da plötzlich stand ich vor einem Manne, der am Boden lag und wimmerte und vergeblich Anstrengungen machte aufzustehen. Sein Gesicht war blutüberonnen. Er rief klägend nach Wasser. Ich stand nahe bei ihm, jedoch hinter einem Busche wohl verborgen. Aber auch, als ich ihm ganz nahe und unverdeckt gegenüberstand, starrte er verworren ins Blaue und ich sah, daß er mich nicht erkenne. Seine Sehkraft war schon erloschen. „Acqua!“ jammerte er. Die Vögel jubilierten, die Sonnenstrahlen jagten sich mit den huschenden Schatten im Gebüsch. Und da kamen wieder jene unheiligen und bösen Mächte, die in diesem von allen Flüchen betroffenen, unseligen Ruinenland allein noch hausen, an mich heran: Ich hörte fast mit leiblichen Sinnen, wie es triumphierend und wildgierig in mir raunte: „Ha, ein ‚Böser‘, ein Mann, ein Mörder!“ Ach hätte ich doch eine der Lanzen bei mir! „Acqua!“ stöhnte der Verwundete und seine blauroten Lippen sprangen bei jeder Bewegung auf und strömten aufs neue Blut aus. Ich neigte mich über ihn. Ah, einmal einem Mann ganz nahe Auge gegen Auge gegenüber zu sein! Ich schaute ihn gierig an. Aber kein Gefühl des Erbarmens wurde wach. Ja, ich freute mich seines Wimmerns. Wie hätte ich Erbarmen fühlen sollen! Hatte ich je ein Wort von Bruderliebe gehört? Ja, war mir solch ein Mann, den ich eher der Sphinx und den Faunen und Centauren als mir und den meinen zugesellte, überhaupt irgendwie brüderlich nahe? Und hatte nicht die Mutter gegen sie immer die Fäuste geschüttelt, und heute, diese Nacht — — „Acqua, acqua“ — der in Krämpfen sich windende hob jetzt das Haupt. Ha, diese Züge kenne ich! Meine Pulse hämmerten, meine Adern schwellen, meine Nasenflügel blähten sich auf, mein Atem wurde wild und hart. Der Mann hatte meine Virginia zu Boden geschleudert. Er war ihr

Mörder. Ich wußte nicht mehr, was ich tat. Meine Finger krallten sich. Ich sprang auf den Verwundeten und schlug ihn. Dann eilte ich, von Grauen geschüttelt, weg. Wohl haben ihm meine Fäuste wenig geschadet und meine bloßen Füße haben ihm kein Glied zerbrochen. Aber ich glaubte ihn zertreten zu haben wie einen Wurm und ein ungeheurer Siegestaumel frohlockte in mir. In meinem Willen war ich damals ein Mörder.

Ich raffte die Blumen, die ich bei meinem Raubtieranfall hatte fallen lassen, wieder auf. Weiße Blumen hatte ich gepflückt. Aber wie ich sie anfaßte und mit gelenkigen Fingern ineinander fügte, da leuchteten rote Flecken und Streifen auf. Wie ein furchtbares Verhängnis haftete heute diese schaurige Farbe allem an, was mein Fuß betrat und meine Hand berührte.

Als ich in die Kammer kam, bot sich mir ein Anblick dar, der mich alles vergessen ließ, was ich oben Schreckliches erlebt hatte. Blumen und Zweige ließ ich fallen und stand sprachlos staunend vor dem wundersamen Bild: Virginia lag in feinem, duftigem Linnen auf der Steinbank, die sich an der einen Seite der Gruft hingog. Das schwarze Gelock war sauber gescheitelt und in zarter Linie wellig über die Schläfe gestrichen, so daß man die grausamen Wunden, aus denen das Leben der Zarten entströmt war, nicht sehen konnte. Die Hände und das Gesicht waren sauber gewaschen und gereinigt. Die Wangen blühten. Der eine Arm lag wie bei einem Schlafenden unter dem Haupte, der andere hing vorn an dem Felsbett nieder. Augen auf! Ein Lächeln um den roten Mund! — und Virginia war lebendig. Aber sie schlief weiter; das Linnen auf der Brust hob kein zarter Atemzug, keine Regung löste die Arme. Verloren in die himmlische Schönheit des engelhaft gekleideten Kindes sah ich lange nur diese. Und doch, welche Pracht ringsumher! Alle Lampen, die wir in den Grüften gefunden hatten, waren angezündet. Der ganze Vorrat von Öl flammte in ihnen. In allen Ecken und Nischen und wo irgendwie ein Vorsprung und Gesimse zu finden war, hatten sie Platz gefunden. Auch von der Decke hingen brennende Lampen nieder. In das Öl war Balsam gemischt worden, und ein Wohlgeruch ohne Gleichen durchflutete den Raum.

Mama nahm eine blühende Myrte und gab sie der Schlummernden in die Hand. Dann flocht sie ein Kränzchen aus Myrtenreis und setzte es aufs schwarzblaue Haar des lieben Kindes. Auch Blütenzweige steckte sie rund um das Totenbett, so daß die Holbe im Frühlingsgarten zu liegen schien, ja auch den Boden bestreute sie mit

Margariten und Laub, und vier Riesenvasen -- Funde aus unserer unterirdischen Welt — standen zu Häupten und Füßen der Toten.

Mama saß am Bettende und ich stand an ihrer Seite. Wir schauten unverwandt auf das holdselige Köpfchen, das schön wie die Psyche in dem Blütenflor ruhte. Noch ist mir rememberlich, wie rund und hoch sich die Lider über den großen Augen wölbten und wie die Stirne weiß und licht aus den Schatten der Brauen und Augen gruben hervorleuchtete.

In die Totengruft klang kein Vogelsang. Nur das leise Knistern und Zischen der Lampen war hörbar, und manchmal ein weinendes Singen der Flammen. Der Mutter Augen konnte ich nicht sehen, die waren auf das Kind niedergeneigt. Was in meinen Augen sich damals gespiegelt haben mag? Nie in meinem Leben bin ich so hilflos und ratlos vor dem Kommenden gestanden. Ich hatte gar keine Vorstellung von dem, was nun geschehen könnte.

Ein undeutliches Gefühl, als müßte jetzt alles erstarren und stille stehen, ließ mich erschauern. Die Starrheit Virginias übertrug sich auch auf mich, auf die Mutter und auf die Lampen und Blüten. Es war mir, als müßten wir alle zu einem Bilde vertrocknen und gerinnen, bis einmal einer käme, der wie ich die Gruft erbrechen und uns wieder ans Licht rufen würde. So stark war diese Vorstellung in mir, daß ich mich wunderte, wenn es mir noch gelang, den Kopf zu bewegen oder den Arm zu rühren.

Aber da begann eine Lampe nach der anderen auszulöschen. Die Schatten drangen schrittweise vor. So oft wieder eine Flamme verglüht war, faltete sich die Nacht dichter um Virginias Bett und um meinen eigenen Körper. In diesem wachsenden Dunkel schienen auch die lichten Kelche der Blumen zu erlöschen. Brauner, bildähnlicher wurde Virginias und der Mutter Gesicht. Der Vorrat war durch die vielen Lampen aufgebraucht. Nicht ein Tröpfchen zum Nachfüllen hatte die Mutter übrig gelassen. Was brauchten Bilder und Schemen Licht und Öl? Schrecken des Todes überfiel mich. Ich glaubte, auch das innere Licht des Bewußtseins und des Geistes verdunkle, verderbe, erlösche. Ich wagte die lastende Stille nicht mit einem Wort zu zerreißen.

Auf einmal stand die Mutter auf. Sie taumelte und tastete sich an den Wänden fort. Zu mir sprach sie: „Bleib und warte! Alle Lichter müssen erlöschen!“ Sie sprach es hart und laut. Ihre Stimme zitterte nicht. Aber wie mühsam sie sich vorwärts schob! Ist das Fieber wieder zurückgekommen? Was dann, wenn sie nicht mehr gehen kann, um Speise und Öl zu holen?

Sie kam zurück. Noch schwankender und unsicherer, als sie gegangen war. Ihre Augen funkelten. Diese Lampen also brannten noch. Sie schienen sich immer mehr zu entzünden. Sie mühte sich zu ihrem Sitze und schloß einen Augenblick erschöpft die Lider. Dann fing sie zu reden an. Nur einzelne zusammenhangslose Worte sind mir in Erinnerung; ich habe mich immer dagegen gesträubt, sie durch Nachdenken zusammenzufügen . . . Nein — nimmer, ich will nicht! . . . Nur das eine, was sie so oft und schauerlich wiederholte, daß mir sein grauenvoller Doppelsinn damals schon aufdämmerte: „Virginia, du meine Liebe, mußt du erlösen . . . Nun lösche ich alle Lampen aus!“

Ich sah, wie der Dolch in ihrer Hand bligte. War sie vorhin darum in den Wohnraum gegangen, um ihn zu holen? Jetzt winkte sie und flüsterte: „Romolo, mein einzig Kind, komm, wir wollen jetzt wandern, wir sind flügge!“

Allein eine entsetzliche Furcht vor diesen flackernden Augen und vor der seltsam flüsternden Stimme hatte mich ergriffen, und ich blieb starr auf meinem Platze stehen. Nochmal bat sie, dann ergrimmte sie und befahl und drohte. Sie erhob sich und griff nach mir. Ich wich zurück, ein Grauen erfaßte mich und ließ mich ihr trohen.

Und dann geschah es. Virginias weiß fließendes Kleidchen wurde von einem Purpurquell übergossen und der harte Stein nahm zu dem Kinde auch noch die Mutter hin. — — — — —

La Perniziosa — die Bürgerin hatte ihr Opfer rascher ereilt, als es sonst zu geschehen pflegt.

Ich stand noch starr an der Wand. Der Gedanke, der auf mein kleines Gehirn einstürmte, war zu ungeheuerlich, als daß ich ihn sofort hätte erfassen können.

Aber da war nun alles reglos still.

Und jetzt erlosch die letzte Lampe. —

Nun rannte ich hinaus und davon wie von allen Furien und Gespenstern gejagt. Der Wahnsinn rüttelte an meinem Gehirn. Nicht durch eine dunkelnde Welt jagte ich, nicht durch Busch und Baum, sondern durch siedende Feuerseen, durch wimmelnde Spukgestalten von Kentaurern und Sphinxungeheuern, über sinkenden Grund und unter einstürzenden Himmeln hinweg. Nicht durch Stille und Ode und lautleere Einsamkeit, sondern durch brausende Chöre aufgejagter Dämonen, beflügelter Unholde, die mich nachjagend höhnten und umsaugten. Und das Quellen fließenden Blutes tönte aus Stein und Zweig hervor. Ich schrie zuerst wie einer, der sich unter

der Folter krümmt, dann jagte ich stumm mit offenem Mund, vorgestreckten Händen und aufgerissenen Augen dahin, bis ich bewußtlos irgendwo niedersank.

Als ich wieder erwachte, war es heller Tag. Ich fuhr mit den Händen über die Augen. Aber stechender Schmerz zuckte durch jedes Gelenk. Die Beine, der Rücken, alle Glieder, wo immer sich ein Muskel regte, quälten mich mit unsagbarer Pein. Ich glaubte irgendwo abgestürzt zu sein. Aber als ich um mich sah, da konnte ich vor mir und hinter mir nichts sehen als glatten Boden. Ich befand mich am Fuße einer Ruine. Natürlich, wo anders soll man denn in diesem Lande Herberge finden als in Ruinen! Die Campagna ist ja selbst eine große Ruine.

Ich brütete lange vor mich hin. Endlich spürte ich einen nagenden Hunger, und es wurde mir bewußt, daß die Schwäche, die mich umfing, ihre Ursache darin hatte, daß ich schon den zweiten Tag ohne Nahrung war. Der Hunger machte sich mit unbezwinglicher Gewalt geltend. Die Vorstellung von Speise und Trank brachte meinen Geist in unsere Gruft zurück. Soll ich dorthin zurückkehren?

Ein langes, dumpfes Brüten, dann ein grausendes Nein. Aber der Hunger bohrte weiter. Ich kaute Gräser und Wurzeln, und der Hunger wuchs und fragte nicht länger, sondern führte mich zurück in das Haus des Todes. Und wäre die Mutter mit gezücktem Dolche vor dem Eingang gestanden und wären die Räuber auf mich eingedrungen, ich hätte mich durchgeschlagen. Ich hatte nur einen Gedanken und Willen: essen.

Kein lebendiges Wesen stellte sich mir oben am Eingang entgegen. Aber die Toten bekämpften mich. Wohl waren die Leichen, die im Freien lagen, von den unzähligen Fliegen und anderen Tieren völlig verdeckt, aber sie verbreiteten einen ungeheuerlichen Geruch.

Ich schritt hindurch und machte mich heißhungrig über den Vorrat an Speisen her. Erst als ich gegessen hatte, wußte ich wieder, was gestern und in der Nacht vorher an diesem Orte geschehen sei.

Ich horchte nach der Gruft hin — alles ruhig und totenstille. Ich näherte mich dem niederen Eingang. Stockschwarze Nacht starrte mir entgegen und der Hauch der Verwesung wehte träge und scharf. Da dachte ich an die Leichen ob der Erde und in einem Instinkte, der selbst in dem Tier lebt, wälzte ich Sarkophagstücke und Steine herbei, und verkittete den Eingang mit Mörtel, wie ich ihn oft schon aus niederrieselndem Kalk und Sand spielweise zusammen mit Virginia hergestellt hatte.

Schon war ich fertig, da riß ich noch einmal ein Stück los, eilte

ins Freie und jagte so lange umher, bis ich ein paar farbige Schmetterlinge eingefangen hatte.

Diese brachte ich in den dunklen Schacht, damit Virginia Spielgenossen hätte. Dann schloß ich die Gruft über — all meinen Rätseln und allem, was ich auf Erden liebte.

Als alle Vorräte aufgezehrt waren, trieb mich der Hunger weiter. Er trieb mich endlich auch zu Menschen, erst als Dieb, dann als scheuen Wilden, der bereit war, jeden Augenblick auf Tod und Leben zu kämpfen, endlich als guten Freund und Leidensgenossen. Denn dort, wohin mich das Schicksal warf, zitterten sie auch vor der furchtbaren Königin — La Perniziosa, die mich beraubt hatte. Ich wurde — —

Nein, ich mag nicht weiter erzählen. Denn meine Gedanken sind unfähig, von dem Grabe meiner Lieben wegzuziehen. Dort wache und lausche ich. Dort halte ich Zwiesprache mit Virginia, der Enggleichen, und mit der Mutter, dem großen Rätsel. Tausendmal klopfe ich an und flehe um Einlaß und schluchze und weine vor Heimweh . . . bis vor meinem wilden Traum die Steinblöcke fallen und meine Mutter mir entgegentritt, bald schreckhaft mit gezücktem Dolch, bald mit gütig beschwichtigendem Lächeln und der süßen Rede: „Kind, was hast du von mir Grauses geträumt? Schau mich an! Bin ich wirklich eine Medea? Du hast einmal als ein kleiner Junge gesehen, wie ich in dieser Rolle im Theater auftrat. Aber trenne das Leben vom Spiel! Sei getrost, du hast so edles Blut in den Adern wie Scipio und Caesar.“

Und dann nimmt sie mich bei der Hand. Virginia flattert voraus und wir gehen am blauen Himmelszelt spazieren und wir pflücken goldene Blumen.

Aber was sind Träume? Wahn, Schatten, Truggebilde! Und was entspringt allem Grübeln? Wahn, Schatten, Trug. Bin ich dem Wesen meiner Mutter und den Rätseln meiner Kindheit um ein Atom näher gekommen? Die Sphinx blieb stumm wie in der ersten Stunde. Sie gab nicht einen Hauch von ihrem Wissen preis. Vergeblich läuft Wunsches Gewalt und Verstandes Kraft von hier aus weiter: Sturm . . . Vater, das ist alles. Redet nicht, tröstet nicht! . . . Denn Ihr könnt nicht trösten . . . . . Es gibt keinen Trost . . . . . Und Gewißheit hat nur das Grab . . . !

Romolo war während der letzten Worte aufgesprungen. Er hatte sie mit glühenden Wangen und stoßweise wie ein Fiebernder vor sich hingesprochen. Jetzt eilte er plötzlich davon.

Antonio wagte nicht, ihn zurückzurufen.

(Schluß folgt.)

## Kleine Blumenpredigten / Von Else Hassé

**Der Strauß in der Arbeitsstube.** An manchem grauen Tage saß eine in ihrer Nordstube und arbeitete. Die Welt, die an ihre Arbeitsstätte grenzte, war dunkel und friedlos und gab ihr viel zu tun. So scharwerkte sie draußen und drinnen in Bedrängnis und Eile. Einmal aber war die Nordstube wie verzaubert: mitteninne war ein rotes Licht aufgeglommen, da sah man eine Insel des Friedens, eine kleine Welt, die nicht eilte, eine Stätte beschaulichen Lebens — das war ein Blumenstrauß. Freundliche Hände hatten ihn für unentlohnte Arbeit gespendet. Da glühte und flimmerte es von roten und rosa und gelben Ranunkeln, von bunten Anemonen mit fahlvioletten Staubgefäßen, da schien die südliche Sonne herein in die Nordstube. Ein Blick auf den Blumenstrauß — und verschwunden war der graue Tag, fort Trübsal und Bedrängnis, Unrast und Übermüdung. Ein Licht, ein Eindruck von stiller Lieblichkeit — und frischer Mut und neue Freude zum Überwinden, Beschwichtigen und Schaffen erhellen das Herz!

**Tröster in der Großstadt.** Auf einem Gange durch die Großstadt stand ich vor einem Blumenladen still: da war am ersten Februartag ein riesengroßer Strauß von dunkelroten Rosen inmitten von lila Orchideen zu sehen, und kaum daß ich meine Schritte verhalten hatte, drängten noch andere heran, und ich hörte eine Frauenstimme hinter mir sagen: „Ach, wenn doch ich einmal einen solchen Rosenstrauß geschenkt bekäme!“ Ich ging weiter und erblickte hinter dem nächsten Schaufenster lebensgroße Wachsfiguren, mit den neuesten Damenmoden angetan; im Vorübergehen vernahm ich — hört, hört, von frischen Mädchenlippen! — den Ausruf: „Scheußlich!“ Alle Achtung! dachte ich, alle Achtung vor dieser weiblichen Stimme und vor jener, die so voller Sehnsucht, Wehmut und Entzücken war! Was die eine und die andere sagte, sprach die Natur. Sie richtet alle Unnatur, die sich in der Großstadt breit macht, und tröstet sich mit den lebendigen Blumen hinter Glas und Rahmen. Keine Mode verunstaltet diese, und nichts Fleischliches, vielmehr der Geist des Schöpfers leuchtet durch ihr Kleid. Gewänder der Blumen verhüllen und offenbaren Seele; gar manches Frauenkleid von heute ist kaum noch Hülle für den Leib, und Modelaunen fördern nur den Kultus des eignen Körpers. Die Mode und das Kleid sind Gefahren für den Geist, denn jeder Blick, der auf den äußern Zuschnitt, den eiteln Kleinkram und immer neuen Tand und Glitter gerichtet bleibt, wird gedankenleer — ja Eitelkeiten machen herzlos. Währenddem die Mode auf dem Pflaster und Parkett alle zu verbinden scheint, trennt sie alle Selbstgefälligen, die mitten in der Menge auffallen und gefallen wollen, und läßt gegenseitig prüfende Blicke ungut und mißgünstig werden. Aber selbst die Verlangenden stehen wunschlos, und in vielen Augen glimmt ein warmer Schimmer auf und manche, die sich fremd sind, schauen einander mit schwesterlichem, brüderlichem Einverständnis ins Gesicht — vor einem Blumenladen!



**Der Bettler.** Es kam einmal eine spät abends von ihrer Arbeit heim. Gute Menschen, zu denen sie gesprochen, hatten ihr einen Weilchenstrauß zum Geschenk gemacht, den trug sie, im Wintersturm durch viele Straßen wandernd, schützend im Arm und freute sich an seinem holden Leben. In einer dunklen, menschenleeren Gasse wurde sie von einem Bettler angehalten, der aus dem Schatten eines Hauses trat und mit rauher Stimme eine Gabe forderte. Sie hatte eben den Duft der Weilchen eingeatmet, und daß sie gegen Mitternacht in solcher Finsternis und solchem Lohne angebettelt wurde, schuf ihr kein Bedenken; sie blieb vor der schwarzen, unkenntlichen Gestalt stehen, griff in die Tasche, zog die Hand aber wie von ungefähr zurück und — als hätte sie mit Augen in ein kahles, kaltes Kämmerchen hineingesehen — reichte sie dem Bettler rasch die Blumen hin und sagte fast verlegen: „Ich habe hier ein Weilchensträußchen — hätten Sie vielleicht Freude daran? Möchten Sie's in Ihrer Stube haben?“ Einen Augenblick lang war es still, dann — hatten ihm die Weilchen etwas gesagt, ihm gepredigt? — dann begann der Bettler mit einer seltsamen Stimme zu reden: es war, als ob etwas Hartes, Starres in ihm zerbräche, als ob ein warmer Strom aus verborgener Tiefe mühsam aufquölle — er stammelte ein paar Worte, nahm das Sträußchen und begann auf einmal eifrig von seinem Leben zu erzählen. Die ihm lauschte, wußte später nicht mehr viel von seinen Worten, sie sann in jenem Augenblick dem Klang der Stimme nach und freute sich — ein Weilchen hörte sie dem Bettler zu, gab ihm sein Almosen, grüßte ihn und setzte ihren Weg durch dunkle Gassen fort.

**Im Lazarett.** Als Florence Nightingale sich im Krimkrieg der Verwundeten angenommen und in verwahrlosten Lazaretten Tag und Nacht gearbeitet hatte, erkrankte sie auf den Tod. Ihr hatte sie auf Schlachtfeldern gegen Menschen, ja auch gegen die blühende Natur wüten sehen, ihm sich als Gegnerin gestellt — nun fiel er sie selber an. Vom Fieber gequält, matt zum Sterben lag sie und alle erwarteten das Ende. Da kam aus der Ferne, wohl von einem Dankbaren gesandt, ein Feldblumenstrauß. Welch ein Anblick im Haus der Schmerzen, an der Stätte der Verwüstung! Was sagten ihr die Blumen und was antwortete ihr Herz? Die abgezehrten Wangen röteten sich leise, und sie genas. So wurden geringe Blumen, was sie selber war: Gegner des Todes, wurden ihre Lebensretter und taten ihr das gleiche an, was sie erbarmungsvoll auch dem Geringssten angetan.

**Augen der Liebe.** Wieviel Herrlichkeiten könnten uns in einer Stunde der Muße vor Augen kommen! Ja wir brauchen zum Schauen kaum etwas Zeit, nur ein wenig Innerlichkeit, ein wenig Liebe. Du siehst nur, was du liebst, und je mehr du liebst, um so mehr und Schöneres wirst du schauen und innehaben. Liebe läutert auch das Verdunkelnde aus Sinn und Seele heraus und dann werden sie empfänglich und schweifen von sich ab, vom Ich hinweg ins Weite —: dann kann das Auge in selbstvergessener

Heiterkeit mit schrägen Sonnenstrahlen wandern, eine Abendwolke kann das Gefühl weit ins blaugoldene All entrücken, eine Blume die Gedanken aus dem Schatten selbstischer Interessen in ihren farbenfrohen Kelch hinüberziehen. Sobald die Sinne minder selbstisch und begehrlieh blicken, vermag der Geist durch sie hindurchzuschauen in eine Welt, die immer heller, größer, schöner wird, wenn eben Liebe dem Geiste sehen hilft. Sie gleicht als Seherin dem Engel, den ein Künstler in ein Gewand aus tausend Augen kleidete, da sie ihr Augenmerk nicht auf das Nächste, Nützlichste allein, vielmehr auf alle Dinge lenkt und den Geist zu verständnisvoller Klarheit aufwärts leitet. Geister, die auch nur mit einem hellen Auge der Liebe sehen, gewinnen sich mehr und immer höhere Welt: Bescheidene, die bei Betrachtung der kleinen Wunder selig sind; Sanftmütige, die ohne Neid und Streit bei jedem Lebewesen weilen und den Erdbreis für sich einnehmen; Friedensame, die aller Welt vertrauensvoll entgegenlächeln; Gerechte, die kein Ding auf Erden übersehen; Barmherzige, die, alles Hilfsbedürftige umfassend, mehr und mehr ihr Selbst erweitern; Demütige, die auf sich selber nicht, die nach oben schauen; Arme, Begierdelose, die auch für Hochentrücktes Sinn und Sehnsucht haben; Reine, die sich zum Höchsten halten; Heiligfromme, die Gott schauen und in ihm die Urgestaltung der Allnatur. Wer aber öffnet uns die tausend Augen einer Liebe, welche das Geringste wie das Höchste, die schönen Bilder wie den Geist und Gestalter der Natur beschaulich in sich faßt? Es ist Christus und sind die Seinen, die alles und das Größte sehen und sehen lehren. Und damit uns ihre Sehkraft und Liebe überkomme, müssen wir offene Augen für sie selber haben. Tausend Blicke in ihre Welt erschließen uns erst den rechten Einblick in die unteren Welten.

**Liebe und Schönheit.** Schaust du eine Blume an, ein süßes Kind, ein holdes Weib, so meinst und glaubst du wohl zuerst, es sei die Schönheit, die die Liebe ins Leben rufe. Sobald du tiefer glaubst und schaust, weißt du es anders und begreifst: Liebe ist Schönheit und ruft sie hervor. Eine Mutter, die sich liebend über das Haupt ihres Kindes beugt, eine barmherzige Schwester, die ihre Hände hegend, pflegend regt, ein Mund, der trostreiche Worte spricht, haucht Schönheit aus. Oft siehst du sie nicht, aber du fühlst sie; ja sie ist so mächtig, daß ein alterndes Antlitz ganz hinter ihrem ewigjungen Glanz verschwinden kann. Wo in aller Welt dir Schönheit ins Auge leuchtet, muß sie von einer Liebe ausgegangen sein. Darin liegt eine tiefere Wahrheit, als die Alten dachten, daß ihre Göttin der Schönheit zugleich die Göttin der Liebe war: sie war es nicht bloß, weil Schönheit verfänglich für das Herz und etwa nur ein Sinnenreiz zur Liebe wäre, sondern weil sie der sinnenfällige und klare Ausdruck einer Liebe ist. Die Schönheit ist ein Zweites, kein Erstes. Wie wäre eine schöne Welt ohne Gottes Liebe denkbar?

**Dreifaltiges Verständnis.** Die Sinne entzaubern die Naturschönheit, indem sie alle Schöne, die ihnen innewohnt, hinzutun; die Ver-

nunft entdeckt Zweck und Sinn des Schönen, dem Geiste offenbart sich mehr. Weder Sinne noch Vernunft sind ohne geistiges Schauen imstande, die Schönheit auch der kleinsten Blume im tiefsten zu verstehen. Die Vernunfttreisheit zieht zur Erklärung ihrer Huldgestalt, Duft- und Farbenschönheit den Zweck heran und meint, daß die Notwendigkeit, zu leben und sich fortzupflanzen, eben diejenige Erscheinung, Innenbildung und Ruchbarkeit hervorbringe, welche auf die Sinne schwärmender Insekten, Schmetterlinge, Menschen als lockende Schönheit wirke. Zweckdienlichkeit klärt manches, jedoch nicht alles auf. Es bleibt da viele Schönheit als ein Rest, der mit Zwecken nichts zu tun hat: ein Überflüssiges, ein ‚Mehr‘, eine wundervolle Zugabe. Der Zweck an sich bedürfte eines geringeren Aufwandes an Schönheit, deren Fülle nur aus der schöpferischen Liebe Gottes zu verstehen ist. Wenn schon menschliche Liebe immer mehr und Besseres als bloß das Nützliche, Zweckentsprechende tut, wenn derjenige mit Recht ein unnützer Knecht geheißen wird, der lediglich seine Pflicht erfüllt, wie sollte da der göttliche Herr nicht Größeres tun, als Pflicht und Zweck erheischen? Wie könnte seine Liebe anders, als über allen Nutzen hinaus dienen und beseligen? In der kleinsten Blume sind Farbenharmonien, die nicht sein müssen und das sinnende Auge aufs höchste entzücken, im Duft sind zaubervolle Würzen, die jeden Atemzug zu einem Fest machen —: schon diese Verschwendungen im Kleinen offenbaren den Reichtum des liebevollen Schöpfers.

Bilderlose Klarheit. Wer immerwährend in der Welt der Bilder und Gestalten verbleibt, wird mit ihr nicht innig eins und mit Gott nicht verbunden werden. Jedes Menschen Lebensgang nimmt Wendungen, die ihn aus der Fülle der Gesichte in die Ode überführen, und das soll so sein: er muß einmal weg von allen Bildern, um in die bildlose Klarheit zu kommen, ins Licht, zu Gott. „In welcher Seele sich die Sonne spiegeln soll, die muß bloß sein und befreit von allen Bildern, denn wo sich ein einziges Bild in dem Spiegel findet, da wird sie durch das Bild gehemmt.“\* Erst freilich muß der Spiegel unzählige Bilder fassen, und je schöner, lieber, reiner sie, desto empfänglicher er für Licht und Klarheit; erst mag die Seele bei sich denken: „ich will vom Vielen zum Einen übergehen, von Menschen, Naturgestalten, Werken zu Gott.“ Nach einer Weile aber gelangt sie dahin, wo die vielen Bilder zum Hemmnis werden zwischen ihr und Gott, dann muß sie eine zeitlang fort von ihnen — und ist's nicht Gnade, wenn sie ihr entrückt werden? Wenn sich ein bildloser Ring des Schweigens um einen Menschen legt, Freunde — und gerade die edelsten und besten — verstummen, umsorgte liebe Gestalten wie in einem kalten Nebel schwinden, wenn ihn Einsamkeit umnachtet, Kummernisse ihn mit schier undurchdringlicher Finsternis umringen und ihm im Dunkeln alle friedlichen und heiteren Lebensbilder entgleiten, wenn die Blumen der Freude der einen

\* Tauler.

Hand entfallen und aus der anderen das liebste Werkzeug fortgenommen wird, das zum Bilden und Gestalten taugte, wenn das teuerwerte Zukunftsbild vollbrachter Lebensarbeit, ja das Bild des eigenen Ich zu einem nichtigen Schatten geworden ist, dann kann die Seele, die nicht hadert, sich nicht erbittert noch in Trübsinn verzehrt, aus öder Nacht in die Klarheit Gottes kommen. Alles ließ sie und kann sie lassen, an nichts mehr haftet sie: nicht an Lust und Lebensbegehren, nicht an den Kreaturen, nicht an der liebsten, jetzigen und künftigen Arbeit, nicht mit Stolz noch Mitleid an dem Ich, ja nicht einmal an dem Schmerz — in ihrer Blöße und Leere sehnt sie sich allein nach Gott: und da wird sie eines leisen Leuchtens von ferne inne und ein Fünkeln im Innern wird zu einem Feuer; da geht ihr mählich die Klarheit dessen auf, von dem die Seele kein Bild noch Gleichnis haben, den sie nur in der Liebe erfühlen kann. Licht und Liebe machen die Seele schwellen, das innerste unbildliche, das freudereichste Leben weitet sie — und so geweitet, so erleuchtet, so um Gott und um das Tiefste der Seele wissend, kehrt sie in die bildervolle Welt zurück. Nun kommt sie dem Menschen erst wahrhaft nahe, indem sie seine lichte Tiefe erschaut und wahrnimmt, wie in jedem Geschöpf das Fünkeln glüht, das zum Feuer werden kann; nun wird sie auch jedwede Arbeit, mehr und mehr von Gott erleuchtet, als Werkzeug seiner Liebe tun; nun blickt sie hinein in das Wesen der Bilder und sieht überall, wie durch dünne Schleier, den Geist hervorschimmern, die bildlose Klarheit der göttlichen Liebe.

Gott in der Natur? Finden wir Gott in der Natur? Die sichtbare verdeckt sein Wesen oft; die erscheinende Natur ist nicht Gottnatur. Wir müssen sie mit Vorsicht und Auswahl lieben, weil ihre Bilder Sinnbilder sind: von manchem falschen Schein, materiellen Täuschungen, selbstischen Irrtümern, Trug und Wahn der Sinne umhüllt. Wo die Sinne finstere Massen, dichte Körper und Schatten zu sehen meinen, da ist allerfüllende Kraft, alldurchflutendes Licht, das sie nicht gewahren. Sinnenwesen tragen ihre Blindheit, ihre eigensinnigen Anschauungen in die Natur hinein und breiten vieles Dunkel über ihr gottklares Leben. „Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis“ (1. Joh. 1, 5), auch „kommt jede gute und vollkommene Gabe von ihm herab“ (Jak. 1, 17); Abel, Sünden, Schmerzen, Geschrei und Todesnöte sind nicht sein Werk; alle Vernichtung ist nur scheinbar, und nicht jeder stürmische Naturvorgang ist aus ihm hervorgegangen, nicht jede natürliche Lebensbewegung ist Gottes Lebensbewegung.

Planeten drehen sich um die Sonne und um sich selbst. So wurde auch aller anderen Natur, zumal dem Menschen, eine Eigenbewegung gegeben, ein Sinn für sich selbst, ein Selbstbewußtsein, das sich um seine Anschauungen, sein eigenes Wesen dreht. Als Sinnenmensch lebt er nur in sich, und der Kreislauf um das eigene Ich wird ihm dann verderblich, wenn er seine Lebenssonne, Gott, nicht im Geiste, nicht in Liebe mit umkreist. Dann scheint sie ihm nicht und klärt ihn nicht auf; dann fühlt er sie und ihre Gaben, ihre Güte nicht, dann bewegt sie seine Anschauung,

sein Wesen nicht ins Licht hinein. Das Licht ist um ihn, in ihm — so lang' ihn aber nichts als nur das Selbstische bewegt, wird seine eigene Natur von Sünden verdunkelt sein; so lang' er sich mit seinem Schauen, seinem Wähnen bloß auf die Sinnenseite neigt, wird der Tod als Vernichter angesehen, werden beneidenswerte Qualen ewigfinstre Wirklichkeiten sein und Gott wird aus der sichtbaren Natur nirgendwo hervorleuchten.

Darum suchen wir das Angesicht dessen, der, was vor Augen ist, überwunden hat, dessen Geist überall das Licht gewahrt, in dessen Bewußtsein Gott in Klarheit erschienen ist, der in Liebe Gott umkreist und Seine Lebensbewegung sichtbar macht — wir suchen Christi Angesicht. Er ist die einzige erscheinende Natur, die den Richterscheinenden, Übernatürlichen, den innenwohnenden Geist, die geheimnisvolle Liebe nicht verdeckt, sondern offenbart und auch aller anderen Natur die dunklen Hüllen abzunehmen vermochte. Er befreit von der Sünde, er beruhigt Stürme, er trocknet Tränen, er bezwingt den Tod. Ihm schmiegen sich als Nächste klare Wesen an, die keine Finsternis verbreiten: heilige Seelen, Kinder, Blumen.

Deshalb hat manche Künstlerhand das neugeborene Jesuskind nicht ohne Blumen malen mögen: man sieht's im Rosenhag, unter rankenden, zartbunten Winden, man sieht's auf nacktem Boden und auf einem Strahlenschein als seinem Bettlein liegen, Engel knien daneben, Weilschen sind ringsher verstreut, dazwischen blühen lichte und feurige Lilien und nickende Akelei in feinen Gläsern; und auf einer „Flucht nach Agypten“ ist selbst das Eselkind, welches Maria mit dem schlafenden Kinde trägt, mit silbernen Weidenkätzchen und goldglänzendem Hahnenfuß geschmückt. — Blumen dürfen wohl Begleiter des Göttlichen sein: sie haben keine weltbeschattende Sinnlichkeit, nur zarte Empfindungen; sie wissen von keinem Ich, und wenn auch nicht von Gott, so doch vom Licht, das sie aufnehmen und ausstrahlen. Die Sonne ist ihr Leben und sie sind so rein. Sie sündigen nicht und können veredelt und zu größerer Herrlichkeit erzogen werden. Himmlische Schönheit ist ihre Hülle. Sie sind voller Wunder und Geheimnisse. In einem Duftwölkchen wohnen sie wie Engeln. Gebefelig sind sie, und ihr Reichthum ist unendlich. Sie helfen die Lebendigen nähren und lassen ihr Leben für sie. Sanftmütig und freundlich sind sie, selig in sich selber. Kunst und Legende, die das Jesuskind mit Blumen umgaben, wußten wohl, daß wir Menschen uns durch die Blume zur höheren Natur hinfinden können und durch Christum zur Gottnatur.

# Kleine Bausteine

## Sammlung Baron Albert Oppenheim Von Georg Lill

Das klassische Land der großen Kunstsammlungen ist nicht Deutschland. Diesen Rang beanspruchten in Europa seit langer Zeit zwei andere Kulturvölker: Frankreich und England. Letzteres hat besonders einen Typus scharf ausgeprägt: den Grandseigneur, der auf seinem Stammschloß die seltensten Kostbarkeiten aller Länder und Völker aufgespeichert hat. Dem ausgesprochen konservativen Zug des englischen Volkes entsprechend haben sich dort die großen Sammlungen von Ahnen auf die heutige Generation vererbt, ängstlich behütet vor fürwitziger Neugierde, selbst der wissenschaftlichen Forschung kaum zugänglich. Der Besitzer allein durfte das ganze Glück des Besitzes für sich auskosten. Ganz anders Frankreich! Schon in den frühen Zeiten, dem 14. und 15. Jahrhundert, setzten die nachgeborenen Prinzen des königlichen Hauses und die Großen des Landes einen Stolz darein, ihre Schlösser mit verschwenderischer Pracht einzurichten und mit feinstem ästhetischem Sinn Kunstwerke, die womöglich eigens für sie angefertigt waren, zu sammeln. Ihr Geschmack war nie so eklektisch und international wie der ihrer Nachbarn. Die nationale Kunst, außerdem noch die nahe verwandte flämische Kunst und im 16. und 17. Jahrhundert auch die italienische Kunst, wurden in ihren Gesichtskreis aufgenommen. Niemals dachte jedoch ein Franzose daran, seinen Besitz nur für sich zu genießen. Im Gegenteil, immer mußte der Besitz von Kunstschätzen dazu dienen, ihm eine äußere Folie zu geben, ihm den Ruf einer interessanten, kultivierten und kenntnisreichen Persönlichkeit zu verschaffen. Scharf nuanciert prägt sich also auch in diesem der Menschheit besonders eigentümlichen, und manchmal so rätselhaften Zug der Sammelleidenschaft der Nationalcharakter aus.

Deutschland tritt dagegen erst spät in den Kreis der europäischen Sammler ein. Nationale Eigentümlichkeiten und politische Wirrnisse mögen mit daran die Schuld tragen. Schon lange blühten Italiens weltberühmte Sammlungen, als in Deutschland von dort her beeinflusste humanistische Regungen den Anlaß gaben, ähnlichen Bestrebungen — überwiegend waren es Fürsten und Gelehrte — zu huldigen. Das 17. Jahrhundert mit seiner außerordentlichen Verarmung hat diese Ansätze nur zu bald erstickt. Abgesehen von einigen aristokratischen Familien richtete erst die Aufklärungszeit: die Dichter, Romantiker, Maler ihr Augenmerk und ihre Leidenschaft auf das Sammeln von Kunstgegenständen. Da jedoch diese Kreise für gewöhnlich nicht im Besitze großer Reichtümer waren, konnten sie niemals daran denken, wirklich ganz große Kunstwerke auf dem internationalen Markt zu erstehen. So entstand gerade in Deutschland der Typ des sogen-

nannten Kleinen Sammlers, der mit unendlicher Liebe und wahrer Leidenschaft, jedoch mit häuslicherischem Rechnen seinen Besitz zu vergrößern sucht. Kein Land hat wohl bis in die neueste Zeit der Zahl nach so viele Sammler wie Deutschland, aber keines auch so wenige, deren Sammlungen weltberühmt sind. Erst in allerjüngster Zeit ist auch ein anderer, ganz moderner Typus aufgetaucht, der nur aus Deutschlands rapidem Steigen des Reichtums in einzelnen Kreisen zu erklären ist. Das ist der Kapitalist und Großindustrielle, der der Kunst sein Interesse widmet. Allerdings hat er nichts weniger als Ähnlichkeit mit dem englischen Lord oder dem französischen Hofkavalier, und seine Sammlung wird sicher nicht in die zweite Generation gelangen. Doch das gehört nicht zu unserem heutigen Thema.

Die Sammlung Baron Albert Oppenheim, Köln a. Rh., die die eigentliche Veranlassung zu unseren Ausführungen bietet, fällt aus dem allgemeinen Rahmen der deutschen Sammlungen. Sie darf nicht nur als eine der wertvollsten und bedeutendsten Privatsammlungen Deutschlands, sondern ganz Europas angesprochen werden. Manche werden ja den Namen Baron Albert Oppenheim vom Sportplatz besser kennen; war und ist doch sein Rennstall durch Jahrzehnte von internationalem Ruf. Bedenkt man noch, daß er auch als Geschäftsmann von größtem Einfluß war, so wird man in seinem Wesen unverkennbare ähnliche Züge finden wie bei berühmten Männern Englands und der westlichen Nachbarländer. Verwunderlich kann dies nicht erscheinen, da doch der Niederrhein kulturell mehr wie eine andere Landschaft Deutschlands nach Westen inkliniert. Aber auch die Zusammensetzung seiner Sammlung hat mehr Ähnlichkeit mit wesentlichen Analogien, als man dies sonst in Deutschland konstatieren könnte.

Ein langes Leben hindurch hat Baron Oppenheim (1834—1912) gesammelt. Die Gründung seiner Sammlung hat mit seinem Hochzeitstage begonnen. Stets hat er beim Erwerb einen Grundsatz festgehalten: Nur allererste Qualitätsachen für sich zu erwerben, nicht wie so viele andere, die erst mit geringen Dingen beginnen und dann bei geläutertem Geschmack zu bessern aufsteigen. Die Quantität war nie sein Wunsch. So umfaßt seine Hinterlassenschaft auch nur 44 Ölgemälde und 276 kunstgewerbliche Arbeiten. Aber dieses quantitative „nur“ begreift eine Qualität in sich, die sich als Handelswert in Millionen ausdrückt. Das alte, vornehme Patrizierhaus in der Glockengasse zu Köln bekam seinen künstlerisch-wohnlichen Charakter ausschließlich von Antiquitäten. Auf alten Möbeln standen Plastiken und Porzellane, die Sonne fiel gedämpft durch gotische Kirchenscheiben und Schweizer Wappenscheiben, auf Borden standen die seltsamsten Krüge, an den Wänden hingen die kostbarsten Bilder. Nichts war zusammengerafft oder eilig entstanden, sondern überall konnte man sehen, wie ein auserlesener Geschmack, ein Willen zum Leben im edelsten Stil aus tausenderlei gewählt und gesichtet und mit fürstlicher Opulenz ein Heim gegründet, wie es nicht leicht in Deutschland zum zweitenmal zu sehen sein wird.

Aus allen diesen Schätzen ragen aber zwei Gruppen klar hervor. Das

eine sind die Gemälde, die sich fast ausschließlich auf die niederländische Schule des 15. bis 17. Jahrhunderts beschränken. Das andere macht seine berühmte „Krugsammlung“ aus.

Eine Sammlung wie die niederländischen Meister dürfte ein Privatmann heutzutage kaum mehr zusammenbringen, es sei denn ein amerikanischer Milliardär. Eröffnet wird die Serie durch eines der berühmtesten Bilder der altniederländischen Schule. Die „Schmiede des hl. Eligius“ von Petrus Christus († 1473), einem Maler, der unter dem Einfluß Jan van Eycks und anderer Meister der Zeit steht, ist, soweit wir sehen können, eines der frühesten Sittenbilder der nordeuropäischen Kunst. In seiner Werkstatt sitzt der heilige Goldschmied mit der Feinwaage; neben ihm steht, zärtlich umschlungen, ein vornehmes Brautpaar in burgundischer Hoftracht, das sich soeben die Eheringe bestellt hat. Auf Wandbrettern glitzern Prunkgeräte, Schmucksachen, Edelsteine, Diamanten und Korallen. In einem Hohlspiegel beobachtet man die Vorgänge auf der Gasse, wo zwei junge Kavaliere mit einem Jagdfalken vor den Giebelhäusern lustwandeln. Obwohl das Bild nach der Signatur schon im Jahre 1449 gemalt ist, leuchtet es noch in seinen alten, tiefen, emailartigen Tönen. In unvergleichlicher Naivität, so echt mittelalterlich mischt sich in ihm Profanes und Religiöses. Ebenso in die reale Wirklichkeit wird das Heilige gestellt in jenem Madonnenbild, das Gerard David (1450—1523) zugeschrieben ist. Eine waldige Gegend mit allerlei Wild erfüllt den Hintergrund. Einige Häuschen mit spitzen Giebeln lugen freudig aus dem dunklen Grün. Vorn sitzt im hortus clausus, in dem bunte Blümchen sprießen und ein stolzer Pfau sich bläht, die schüchterne Gottesmutter mit dem Kind auf dem Schoß, und blättert in einer Miniaturenhandschrift. Heiliger Friede und himmlisches Glück strahlt von diesem Bildchen aus. Ein Menschenalter später mag eine reichbewegte Madonna und eine realistische Geldwechslerszene von Quinten Massys entstanden sein. Bartholomäus Bruyn mit zwei Altarflügeln und die Porträts des Cornelis Duplicius de Scheppere und seiner Frau Elisabeth Donche aus Antwerpen, die man früher wegen ihrer eindringlichen Genauigkeit dem Hans Holbein d. J., neuerdings aber dem Ambrosius Benson (1519—1550) zuschreibt, beschließen die Arbeiten der Frühzeit.

Unschätzbar ist dagegen der Reichtum von erstklassigen Bildern der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts, einer der größten Zeiten der neueren Malerei. Die Haarlemer Schule schickt ihren glänzendsten Vertreter Franz Hals gleich mit drei Bildern: zwei von jenen lachenden Knaben voll übersprudelnder Lustigkeit und vollendeter Primatechnik, und eine sitzende Bürgersfrau voll liebevoller Ausführung. Sein bester Schüler: Jan Corn. Verspronck bringt eine alte Frau voll großmütterlicher Innigkeit, Ad. Ostade eine seiner bekannten Wirtshausszenen, Nic. Berchem eine Nacht vor einem italienischen Wirtshaus und der große Landschaftler Jakob van Ruysdael eine einfache stille Buchenallee, die nicht wie seine sonstigen Bilder dramatisch akzentuiert ist, sondern von ruhiger Beschaulichkeit spricht. Die



Amsterdamer Schule wird am würdigsten eröffnet durch das stimmungsvolle, farbig reiche Porträt eines jungen Mädchens von Rembrandt. Es schließen sich an Th. de Keyser mit zwei äußerst eindrucksvollen Porträts eines holländischen Patriziers und seiner Frau, Paulus Potter mit einer dramatischen Landschaft: Der Windstoß; Aert van der Neer mit einem Eislaufbild und einer Schmiede voll blitzenden Lichtern; Pieter de Hooch mit einem besonders guten, sonnenerfüllten Interieur; M. Hobbema mit zwei ausgezeichneten Landschaften: Die Wassermühle und Dorf unter Bäumen; Em. de Witte mit einem kühlen Kircheninterieur, der sonst unbekannte Jacomo Victor mit einem Hühnerstück in der Art Hondecoeters, und der späte Jan van Kessel mit einer weiträumigen ‚Bleiche bei Haarlem‘. Auch die kleineren holländischen Schulen sind gut vertreten. Von Alibert van Cuijp aus Dortrecht sehen wir ein Viehstück in glühender Abendbeleuchtung, und von Aert de Gelder, ebenfalls von Dortrecht, ein vornehmes Herrenporträt; von J. D. de Heem aus Utrecht ein wundervoll toniges Stilleben, von Jan Steen aus Leiden eine humorvolle lustige Gesellschaft, von den Haager Meistern Netscher ein frisches Kinderporträt und Ger. Ter Borch ein Sittenbild: Das zechende Paar, von dem Rotterdamer Pieter de Bloot eine ländliche Wirtshauszene.

Ausgezeichnet repräsentiert sich die flämische Schule mit ihren ersten Meistern. P. P. Rubens hat eine seiner blühenden, üppigen Landschaften, die voll des rauschenden, festlichen Lebensgefühls sind, beige-steuert, ferner zwei größere Skizzen, die eine der Sonnenwagen in der Art des Engelsturzes, die andere eine Allegorie. Sein großer Schüler Ant. van Dyck glänzt durch eine farbige Studie des Malers Ryckaert und durch ein Porträt eines jungen Malers voll unnachahmlicher Eleganz und Distinktion. Der sogenannte Kleine van Dyck: Gonzales Coques bringt ein trefflich komponiertes Familienbild, Fr. Snyders und Jan Fyt je ein Stilleben und Dav. Teniers d. J. ein helles, sonniges Schützenbild und zwei Bettler von packender Realistik. Ein Bild: ein junger, vornehmer Kavalier in stolzer Haltung wird Diego Velasquez zugeschrieben.

Neben diese Gemäldegalerie darf sich, was die Seltenheit anbetrifft, die zweite Spezialsammlung Oppenheims ruhig stellen: seine Krugsammlung, die das Beste enthält, was in der rheinischen Steinzeugtechnik geleistet wurde. In Siegburg, Köln, Frechen, Raeren, Grenzhausen, Höhr wurden im 16. und 17. Jahrhundert teils noch in gotischem Stil, mehr noch in den hervorragenden Typen in der Renaissancezeit Krüge aus steinhartem Ton gefertigt, die sich sowohl durch originelle, kraftvolle Formen, manchmal in Gestalt von Tieren und Vögeln, als auch durch reichen Relieffschmuck von Ornamenten und biblischen und mythologischen Szenen auszeichnen. Von diesen Erzeugnissen hat nun Oppenheim zu günstiger Zeit die auserlesensten Stücke gesammelt. Allein diese Kollektion würde genügen, uns ein vollkommenes Bild der künstlerischen Höhe dieses Kunstgewerbes zu geben. Ergänzend treten dazu Krüge von Beauvais, Sachsen

und Kreußen, ferner zwei farbenreiche Nürnberger Preuningkrüge und seltene süddeutsche Ofenmodelle.

Eine solch wertvolle und erstklassige Sammlung läßt sich natürlich nach dem Tod des Besitzers schwer in Familienbesitz halten. Auch die Oppenheimsche Sammlung wird im Oktober von den Firmen H. Helbing-München und R. Lepke-Berlin durch eine Auktion in Berlin zur Auflösung gebracht werden. Zu den zwei hervorragend ausgestatteten Katalogen hat Erz. von Bode und Geheimrat von Falke das Vorwort geschrieben. Die Auktion dürfte ein Ereignis auf dem ganzen internationalen Kunstmarkt werden. Heutzutage sind fast ausschließlich die Auktionen der eigentliche preisbildende Faktor im Kunsthandel. Im gegenseitigen Wettbewerb von großen Museen, Händlern und Privatsammlern regelt sich Angebot und Nachfrage am offenkundigsten, wird man sich am ehesten klar, was momentan am meisten begehrt und am höchsten bezahlt wird. Der Kunsthandel ist wie selten etwas, von der Mode, der fortschreitenden kunsthistorischen Wertschätzung, den politischen Zeitläuften abhängig. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist eine große Neuorientierung eingetreten, wobei der ungemein erfolgreiche Wettbewerb Amerikas besonders bei erstklassigen Stücken eine hauptsächlich Rolle spielt. Das Schwanken der Preise innerhalb weniger Jahre und Jahrzehnte kann man jetzt wie schon früher beobachten. Einzelne frühere Verkäufe von Oppenheimschen Bildern sind recht lehrreich dafür. So brachte z. B. Alb. Cuyp, Italienische Hirtenzene 1795 in Paris 14 l = 360 fr, 1812 in London 49 gs (eine Guinea = 1,1 Pfund = 21,5 M.), 1823 ebenda 81 gs und 1832 128 gs, sicher ein stattliches Steigen innerhalb weniger Jahre. Anders das herrliche Bild Ger. Ter Borchs, Zechendes Pärchen. Im Jahre 1772 zahlte man in Paris 3101 fr, 1777 3000 fr, dagegen 1823 nur 1100 fr. Hier ist der politische Rückschlag deutlich wahrnehmbar. Auch andere Bilder schätzte man damals schon sehr hoch ein, am höchsten Dav. Teniers' d. J. Bogenschützen 1828 mit 13 200 fl, P. de Hooch's Mutter mit Kindern 1784 mit 2600 fr, 1854 mit 5450 fr, Jan Steens Versuchung 1838 mit 2292 fr und M. Hobbemas Wassermühle 1833 mit 1676 fr. Heutzutage dürfte die Wertschätzung der einzelnen Bilder, da die Vorliebe für die verschiedenen Meister gewechselt hat, sich wieder anders bemessen. Um die hervorragendsten Gemälde wird wohl ein Kampf zwischen Europa und Amerika entstehen. Dagegen werden die Steinzeugkrüge, die auf dem Kunstmarkt fast nicht mehr vorkommende Seltenheiten sind, am stärksten von den ersten europäischen Museen begehrt werden.

## Die ‚Josephslegende‘ von Richard Strauß Von Eugen Schmitz

Mit allen äußeren Anzeichen eines ‚großen Ereignisses‘ ist Mitte Mai zu Paris die Uraufführung der ‚Josephs-Legende‘, des jüngsten dramatischen Werkes von Richard Strauß, vonstatten gegangen. Der prächtige Raum der Grand opéra war bis auf das letzte Plätzchen von einem distinguierten internationalen Publikum gefüllt, das dem berühmten Komponisten schon beim Erscheinen am Dirigentenpult stürmisch zujubelte. Am Schluß gab es dann Ovationen über Ovationen, denen selbst eine ‚offizielle‘ Note nicht fehlte: — die Überreichung der Rosette der Ehrenlegion, durch die der französische Ministerpräsident den glücklichen Autor ehrte. Also ein Premierenerfolg, wie er unter gleich glänzenden Auspizien nicht häufig vorkommen wird. Wir Deutsche dürfen uns nun gewiß ehrlich freuen, daß ein deutscher Künstler an einem der ersten Kunstinstitute des Auslandes eine so schmeichelhafte Aufnahme gefunden hat, der über den Einzelfall hinaus Bedeutung als Respektsbezeugung gegen deutsche Kunst überhaupt zukommt. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob diesem prinzipiellen Gewicht des Ereignisses auch das künstlerische entspricht, mit anderen Worten, ob das neue Werk von Strauß auch im Rahmen der Entwicklung des Komponisten sowie der modernen Musik überhaupt ein ‚Ereignis‘ bedeutet.

Ich glaube nicht, daß man diese Frage ohne weiteres bejahen kann. Bekundete schon die ‚Ariadne‘ stellenweise ein entschiedenes Ausruhen der Straußschen Schaffenskraft, so hat die ‚Josephs-Legende‘ in noch höherem Maße den Charakter eines mehr gemachten als empfundenen Gelegenheitswerkes. Die obligate Reklamegefolgschaft von Strauß ist da ja natürlich ganz anderer Ansicht und hat das Werk schon lange vor seiner Veröffentlichung als eine abermalige unerhörte Großtat des Meisters angepriesen, dabei noch besonders betonend, daß es sich diesmal nicht nur um ein individuell neues Kunstwerk, sondern um ein prinzipiell neues Kunstgenre handle. Scherzhafter Weise ist über die früheren dramatischen Schöpfungen von Strauß wegen der bevorzugten Rolle, die darin das Orchester gegenüber den Singstimmen spielt, gelegentlich geäußert worden, sie seien ‚sinfonische Dichtungen mit pantomimischem Spiel von Opernsängern‘. Demzufolge wäre es ja nur ganz folgerichtig, wenn wir Strauß mit seinem jüngsten Werk nun wirklich bei der Pantomime angelangt sähen. Tatsächlich ist die ‚Josephs-Legende‘ eine solche, oder vielmehr eigentlich ist sie ein Ballett oder, wie uns die offiziellen Herolde der Straußschen Kunst belehren, eigentlich — keines von beiden. ‚Eine selbständige choreographische Kunst, in der der Tanz im erweiterten Sinn ebenbürtig neben der Musik steht . . . eine Art flüssiger Plastik, bei der die Bewegung (die nichts mehr mit der konventionellen Taubstummensprache der Pantomime gemein hat) und die Musik nur zwei Symbole für denselben Inhalt sind, verbunden durch gemeinsamen Rhythmus und Ausdruck‘ — so versuchte z. B. Dr. L. Schmidt

im 'Berliner Tageblatt' den Stil der 'Josephs-Legende' zu umschreiben. Recht klare Vorstellungen lassen sich aus diesem Resümee freilich nicht gewinnen; man hat vielmehr den Eindruck, als ob die ganze mühsame theoretische Konstruktion nur deshalb gemacht sei, um Richard Strauß von dem 'Vorwurf' zu reinigen, er habe ein 'Ballett' geschrieben, welches Genre ja im allgemeinen heute künstlerisch nicht allzu ernst genommen zu werden pflegt. Da wäre es aber nun doch viel richtiger gewesen, wenn schon einmal dem neuen Strauß eine besondere Mission zuerkannt werden sollte, dann doch lieber von einer Reform des Balletts durch den modernen Meister zu reden. Damit hätte sich sogar eine vorteilhafte Perspektive nach rückwärts ergeben. Denn nicht stets war mit der Form des Balletts jener Begriff eines nur oberflächlichster Vergnügung dienenden dekadenten Genres verknüpft, den wir als Erbe von Wagners Abrechnung mit den Entartungen der 'großen Oper' überkommen haben. Im Zeitalter Glucks und teilweise parallel zu dessen Reform trat vielmehr, geschaffen von dem genialen französischen Ballettmeister Noverre, eine Gattung des 'dramatischen Balletts' ins Leben, die, aufs strengste den ästhetischen Normen des Dramas folgend, sich als ein mimisch-musikalisches Gesamtkunstwerk darstellte und nicht nur in der Geschichte der Ausdrucksmusik, sondern auch als Vorstufe mancher Seiten der Wagnerischen Kunst eine Rolle gespielt hat. Als einen der wiederholt unternommenen Versuche, dieses dramatische Ballett neu zu beleben, werden wir also die 'Josephs-Legende', die eine pantomimisch dargestellte Handlung durch begleitende sinfonische Musik charakterisiert, am besten und richtigsten bezeichnen, und es besteht durchaus kein Grund, davon von vorneherein eine prinzipielle Degradierung der Novität zu befürchten. Wenn wir trotzdem, wie schon angedeutet, die 'Josephs-Legende' nicht übermäßig hoch einzuschätzen vermögen, so ist Veranlassung hiezu nicht die Gattung, sondern die künstlerische Qualität des Werkes. —

Die 'Handlung' der 'Josephs-Legende', die natürlich nur in Form eines Knappens, die Musik und die Bühnenbilder analysierenden Szenariums gehalten ist, wurde gemeinsam von H. v. Hofmannsthal und Harry Graf Kessler entworfen. Sie hat die alte biblische Legende vom ägyptischen Joseph und dem Weib des Potiphar zum Gegenstand, die indessen, wie dies bei Hofmannsthal selbstverständlich ist, sich in modern-symbolischer Aufmachung gibt. In einem eingehenden Vorwort, das sowohl dem Komponisten wie dem Regisseur als Hauptgrundlage gedient hat, deuten die Autoren den symbolischen Gehalt der Handlung beiläufig folgendermaßen: 'Der Inhalt des Joseph ist der Gegensatz und Kampf von zwei Welten. Die eine Welt, die des Potiphar, ist emporgekommen und hat allen Reichtum, alle Macht, Schönheit, Lebenskunst in sich aufgesammelt; sie ist prunkhaft, üppig schwül, eine Welt, in der selbst noch die Luft mit Goldstaub geladen scheint. Die andere Welt ist die des Joseph. Er kommt aus der Wüste, ein Hirtenknabe, der Sohn eines Fürsten. Er ist anmutig, wild und herb. Seine Gestalt ist kindlich und frisch; sie schmeckt, wenn man sich so ausdrücken

darf, wie ein nicht ganz reifer Apfel; er ist im Alter, wo die Stimme umkippt, das ist seine eigentliche Note; sein Reiz besteht, wie der jedes Knaben, in der Zukunft, die er in sich trägt. Doch aus Joseph strahlt seine Welt, die in ihm wird, oft wie ein kaum verhülltes Licht hervor; sie umgibt ihn mit einer besonderen Atmosphäre, er schwimmt, wo er auch steht, in einer fremdartigen, überirdischen Helligkeit. —

Potiphar's Frau war bisher in Macht, Schönheit, Sättigung königlich wie in einen Panzer eingeschlossen. Sie fühlt nichts, liebt nichts, lebt nichts; wunschlos verharrt sie starr unter ihrem Golde wie ein Idol.

Zum erstenmal, da Joseph tanzt, fühlt sie einen Reiz. In einer Welt, die ohne Geheimnis ist, ist an ihm für sie alles ein Geheimnis: seine Frische, seine Leichtigkeit, die wilde Anmut seiner Bewegungen, der Ernst seiner Phantasie, der Lichtschein einer fremden Welt, der von ihm ausgeht. Als sie ihn herankuft, will sie in ihn hineinschauen, ihn ergründen, ihn besitzen; sie begehrt seine Welt, sein Geheimnis, ihn mit Leidenschaft, weil nichts sonst für sie Reiz oder Wert hat.

So läßt sie ihn nach der Tafel wie einen kostbaren, bereits gesicherten Besitz in ihrer Schatzkammer. Und als sie dann an sein Bett tritt, sieht sie ihn im Glanze seines Traumes noch heller und geheimnisvoller strahlen als am Hofsig. Zuerst steigert das ihre Leidenschaft; dann erschrickt sie und versucht, den Glanz dieser fremden Welt vor sich auszulöschen. Sie ahnt jetzt, daß sie sein Geheimnis nicht enträtseln kann. Dann aber überwältigt sie ihre Leidenschaft.

Und nun beginnt ihr Untergang. Sie geht zugrunde, weil sie den Gott, da sie ihn nicht besitzen kann, zu zerstören sucht. Denn das Göttliche läßt sich ebensowenig zerstören wie besitzen. Der Gott, der in sie eingedrungen ist, Joseph in seiner mystischen Doppelheit, Joseph in seinem visionären Blühen, erniedrigt sie vor sich, peitscht ihre Leidenschaften, läßt ihre bösen Triebe emporkriechen im Glanze seiner Strahlen zu Dämonen, bricht ihre Seele, vernichtet sie. Er tut nichts, bewegt sich nicht, will nichts als Blühen; aber alles, was in ihm geheimnisvoll, jenseitig, göttlich ist, treibt sie ins Verderben.

In ihr erwacht, vor seiner geheimnisvoll göttlichen Entrücktheit, von den bösen Gefühlen zuerst die Scham, dann der Haß, dann in wildem Jähzorn das wahnsinnige Verlangen, ihn zu töten. Sie vermag nur noch eins zu denken, eins zu wollen: Joseph vernichten.

Die Folter soll ihr sein Geheimnis liefern, seine Qualen ihr eine Brücke in ihn hineinbauen, wie vordem seine Sinne. Mit der Grausamkeit vermischt steigt die Begierde wieder auf. Doch gleichzeitig fühlt sie ihre Ohnmacht; Angst schüttelt sie, sie ist erschöpft, innerlich zerfleischt, verblutet. Eine große Mattigkeit sinkt auf sie herab. Je heller Joseph blüht, um so dunkler wird ihre Welt. Als Josephs Welt im Erzengel visionär greifbar ihr vor Augen tritt, macht sie noch einmal eine hoffnungslose kindliche Gebärde, um der Erscheinung dorthin zu folgen. Dann bleibt ihr nichts als der Tod.

Wenn man dieses Programm zum ersten Male liest, dann fragt man sich erstaunt, wie denn solcher Symbolismus ausgerechnet im Genre eines dramatischen Balletts zur Wirkung kommen soll, ein Bedenken, das sich als durchaus gerechtfertigt erweist, sobald man dann weiterhin die tatsächliche Durchführung ins Auge faßt. Wenn es schon für das gesungene Musikdrama eine ewig gültige, unumstößliche Grundregel ist, daß die Handlung vorwiegend gefühlsmäßig mit Vermeidung zu vieler rein intellektueller Momente verlaufen soll, da auf letztere die Ausdruckskraft der Musik sich nicht erstreckt, so gilt dies in weit gesteigertem Maße noch für die Pantomime. Denn diese entbehrt ja auch noch des begrifflich fixierten Wortes und ist neben der Musik gänzlich auf die vieldeutige Gebärdensprache angewiesen. Größte Einfachheit der Situationen und Empfindungen erscheint daher hier ganz besonders als Grundbedingung der Verständlichkeit. Mit dem ganzen Symbolismus des ihm gebotenen dichterischen Vorwurfs konnte darum der Komponist der „Josephs-Legende“ nichts anfangen, und da, wo er gezwungen war, sich dennoch mit ihm abzufinden, mußte das Resultat ein gänzlich negatives, um nicht zu sagen unfreiwillig komisches werden. Das Seltsamste in dieser Hinsicht ist der Tanz Josephs vor den Gästen des Potiphar; es soll da „das Suchen und Ringen nach Gott, dazwischen einzelne Momente der Verzweiflung“ zum Ausdruck kommen, endlich „wie Joseph Gott gefunden hat“ und ihn in seinen Bewegungen verherrlicht. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß zum Ausdruck dieser Situation Musik und Mimik ohne Beihilfe des lebendigen Wortes gleich ohnmächtig erscheinen, und als Effekt einfach jenes Unbehagen erzielt wird, das Unvermögen und Unklarheit des Ausdrucks auf künstlerischem Gebiet stets zur Folge haben. Wenn darum Strauß im allgemeinen sich offenbar um die symbolistischen Tendenzen seiner „Librettisten“ sehr wenig gekümmert hat, so spricht das nur für seinen sicheren Kunst- und Bühneninstinkt, der ihn sich vorwiegend an die positiven Seiten des Szenariums halten ließ.

An sich betrachtet hat ja die Handlung der „Josephs-Legende“ jedenfalls einmal den Vorzug streng geschlossenen und dabei doch abwechslungsreichen Verlaufs. Der Anfang zeigt ein Prunkgelage im Haus des Potiphar. Kostbarkeiten aller Art, ein Boxerkampf und orgiastische Tänze werden vorgeführt, doch nichts vermag die Herrin des Hauses aus ihrer Teilnahmslosigkeit aufzurütteln, bis, von einem Sklavenhändler herbeigebracht, der junge Joseph erscheint. Für ihn und seinen Tanz wird das Weib plötzlich ganz „glühendes Auge“. Sie läßt den Knaben zu sich bringen und legt ihm zum Lohn eigenhändig einen Halschmuck an. Hierauf wird die Tafel aufgehoben. Für Joseph, der allein zurückbleibt, bereitet die Dienerschaft ein Lager im Unterbau der Loggia; er betet und ist alsbald träumend entschlafen. Nun tritt Potiphars Weib herein, betrachtet den Schlafenden lange und drückt zuletzt einen Kuß auf seinen Mund. Aufgeschreckt will Joseph entfliehen; die Versucherin folgt ihm und entreißt ihm den Mantel, so daß er in nackter Schönheit vor ihr steht. Doch für ihre Leidenschaft hat er

auch jetzt nur hoheitsvoll herbe Abweisung. Da entflammt sie in wildem Haß; sie ruft die Dienerschaft herbei und zieht Joseph vor Potiphar der Sünde. Wütend winkt dieser den Folterknechten; riesige Feuerbecken mit glühenden Zangen werden gebracht: vor den trunkenen Augen des rachsüchtigen Weibes soll Joseph zu Tode gemartert werden. Allein plötzlich senkt sich ein Strahlenglanz auf des Knaben Haupt, ein in Gold gewappneter, riesenhafter Erzengel erscheint. Auf seinen Wink fallen Josephs Ketten ab, und vom überirdischen Retter geleitet entschwindet der Knabe langsam ins Freie. Potiphars Weib macht einen krampfhaften Versuch, ihm zu folgen; dann erwürgt sie sich mit ihren Perlensträngen. — Daß dieses Szenarium in allen Einzelheiten sonderlich geschmackvoll sei, wird man schwerlich behaupten können, am wenigsten wohl von der dem modernen Sensationsbedürfnis huldigenden Folterszene. Aber als bühnenwirksam erscheint es mit seinem effektiv kontrastierenden Bilderreichtum zweifellos in hohem Maße. Dabei ist Hofmannsthal, was die äußere Ausnützung bildhafter Wirkung betrifft, noch auf den besonders geschickten Trick verfallen, die Szenerie ‚in der Art von Cartons des Veronese‘ zu behandeln. Er bemerkt dazu, es sei dies geschehen, ‚um den Stoff in ein freieres Gebiet der Phantasie hinüberzuspielen‘, eine Argumentation, die durchaus nicht einleuchtet, und mit der es ihrem Urheber wohl auch kaum innerlich so recht ernst gewesen ist. Warum nicht ganz ehrlich bekennen, daß die Änderung dem durchaus berechtigten Streben nach Gewinnung eines möglichst farbenprächtigen, romantischen Milieus, wie es der Stil der venezianischen Spätrenaissance bietet, entsprang?

Handlung und Milieu der ‚Josephslegende‘ sind aber nicht nur an sich bühnenwirksam und koloristisch effektiv, sondern auch musikalisch sehr dankbar. Unwillkürlich erinnern sie etwas an die ‚Salome‘, weniger durch den beiden Werken gemeinsamen biblischen Charakter, der jeweils ohnedies ziemlich verwischt erscheint, als durch die kulturelle und allgemein geistige Note. Hier wie dort die in hohlem Prunk erstarrte Sphäre einer Epoche äußerster Dekadenz, raffiniert in allem, was sinnliche Kultur heißt, sittlich aber in den tiefsten Abgrund tierischer Leidenschaft versunken. Und inmitten dieses in eklem Genuß sich selbst aufzehrenden Menschentums der mahnende Bote einer anderen Welt: dort Jochanaan, hier Joseph, dessen Erscheinen durch den bloßen Kontrast die Triebe seiner Umgebung zu letzter wilder Explosion aufpeitschen und damit vernichten muß. Für den Musiker bieten solche Vorwürfe nicht nur, was das koloristisch schildernde Moment, sondern vor allem auch die in wichtigen Gegensätzen schwankende psychische Entwicklung betrifft, reichste Entfaltungsmöglichkeit. Und Richard Strauß speziell wieder sah sich dabei vor eine Aufgabe gestellt, die ihm in jeder Hinsicht ausgezeichnet ‚liegen‘ mußte; konnte er doch wieder einmal alle Register seiner Ausdruckswelt, von der licht schwebenden Verklärungsharmonie bis zur wildesten Lakophonen Raserei, spielen lassen.

Um so merkwürdiger — um nicht zu sagen bedenklicher — erscheint

es, daß ihm kein stärkerer künstlerischer Eindruck gelungen ist. Rein vom technischen Standpunkt aus betrachtet ist ja freilich auch seine jüngste Partitur wieder bewundernswert; in dieser Hinsicht scheint Strauß, wie hoch er auch schon stehen mag, doch schier mit jedem Werk noch neue Fortschritte zu machen. Von der feinziselierten Kammermusikartigen Arbeit, wie er sie in der ‚Ariadne‘ bot, ist der Meister hier wieder zum al fresco-Stil des großen Orchesters zurückgekehrt; und doch liegen ‚Ariadne‘ und ‚Josephs-Legende‘ auf der gleichen Entwicklungslinie: beide sind — immer technisch betrachtet — Produkte eines fortschreitenden Abklärungsprozesses, der im letzteren Werk ganz besonders bedeutsam ausgeprägt erscheint. Kaum hat Strauß schon etwas geschrieben, das bei gleich reicher Entfaltung an Mitteln doch so relativ einfach, prägnant und klar im Gesamtaufbau erscheint. Was das kundige Auge schon vor beiläufig zwei Dezennien, in der Zeit des ‚sinfonischen Dichters‘ Strauß, an den damals kühnsten und scheinbar erzeigtesten Offenbarungen seines Talentes, z. B. dem ‚Zarathustra‘, sehen konnte, das tritt auch in der jüngsten Entwicklung des Dramatikers immer klarer zu Tage: welch eminenten Formkünstler der Meister ist. Schade nur, daß just in der formal so vollkommenen ‚Josephs-Legende‘ die eigentliche Seele, der ‚Inhalt‘, so weit zurückbleibt. —

Die ‚zwei Welten‘, die sich im Sujet als Grundlagen des dramatischen Konfliktes gegenüberstehen, die Welt Potiphars und die Welt Josephs, geben durch ihren Kontrast auch in der Musik den Ton an. Es kommt dadurch wieder jenes Nebeneinander weich lyrischer Episoden einerseits und rücksichtslos kataphoner Eruptionen andererseits zustande, das von jeher ein Lieblingseffekt von Straußens Dispositionskunst im großen war. Als ‚Lyriker‘ hat es dabei Strauß, was Originalität und Gewähltheit seiner Tongedanken anlangt, auch früher nicht immer sehr genau genommen; kaum je hat aber seine Musik in diesem Punkt bei näherem Zusehen so wenig standgehalten als in der ‚Josephs-Legende‘. Als Beobachtungsgegenstand kommen hier vorwiegend drei Szenen in Frage: der erste Auftritt und Tanz Josephs, sein Traum und die Schlußapothese. Aus dem hier gebrachten Motivmaterial ragen u. a. folgende beiden Themen hervor: Sehr lebhaft.



zwei gewiß recht ohrenfällige, aber doch sehr bedenklich den berühmten ‚Liedertafelstil‘ streifende Melodien. Etwas aparter, wenn auch mit seinen offenen Quinten mehr Puccinisch als Straußisch ist das Thema von Josephs ‚himmlischer Fröhlichkeit‘:



Leicht schwebend.



Dieses Thema gewinnt später in noch etwas leidenschaftlicherer Fassung weitere Bedeutung für die Verführungsszene als Liebesmotiv der Frau Potiphar. Auch hier hat Strauß neben der durch die Handlung gebotenen Detailmalerei noch manchen wirklich großzügigen Gedanken gefunden, so etwa die zu größerer Wärme sich steigende Sequenzführung:

Bewegt.



wie andererseits das Falsche und Gleißnerische im Wesen des Weibes durch kühnste, oft schon an Futurismus à la Schönberg gemahnende Ausnützung chromatischer Dissonanzen sehr charakteristisch zum Ausdruck kommt. Das Tollste in dieser Hinsicht bringt freilich erst das düstere Bild der Gefangennehmung Josephs und der Vorbereitung zu seiner Folterung: hier läßt Strauß allen lakophonen Neigungen des modernen Musikers rücksichtslos die Zügel schießen. Bei den entfesselten höllischen Tänzen der Sklavinnen gellen Mißtöne und Dissonanzen, wie sie wilder und diabolischer kaum je erdacht wurden. Wie sehr sich dagegen das ästhetische Empfinden auch auflehnen mag: der elementaren, packenden Gesamtwirkung dieses in düstersten Farben gemalten musikal-szenischen Nachtstückes wird man sich schwer entziehen können.

Freilich, von der unmittelbar überzeugenden Größe und Wucht verwandter Situationen etwa der 'Elektra' sind wir doch auch dabei weit entfernt; und das ist es gerade, was auch den Verehrer von Strauß gegen diese jüngste Schöpfung des Meisters mißtrauisch machen muß: nicht, daß sie viel schwache Seiten hat, sondern daß auch ihre besten Momente nur als abgeschwächte Parallelen zu Früherem erscheinen.

# Kritik

## Neue Romane\* / Von Franz Herwig

Nach einer Arbeit von drei Jahren ist Enrica von Handel-Mazzettis Romantrilogie „Stephana Schwertner“ beendet. Von dem, was ich (Hochland X, 3) über den ersten Teil, „Unter dem Richter von Steyr“, gesagt habe, braucht, wie es sich zeigen wird, nichts zurückgenommen zu werden. Der weitere politische Horizont, die tiefere und menschlichere Fassung des Liebesmotivs unterscheiden das große Werk von seinen Vorgängern; hinzu kommt noch eins, was mit dem ersten Teile noch nicht deutlich sein konnte: die größere poetische Wucht und die leidenschaftliche Verherrlichung des katholischen Glaubens. Man wird bei diesem Roman nicht kühl bleiben können; hier ist ein Elementarereignis: ein gewaltiges Gewitter zieht donnernd vorüber, und sein Ende ist der verklärte Abendhimmel.

Joachim Händel hat weiter gegen die Katholiken Steyrs gewütet. Er hat immer leuchtende Vorwände zur Hand, um sein Vorgehen zu rechtfertigen; der Schrecken versteinert die ganze Stadt, als vier Gläubige für entschuldbare Tat am Galgen hängen. Aber immer ist auch diejenige bereit, die die Wirkungen der Händelschen Wut aufhebt oder mildert: Stephana betet mit den Verurteilten unter dem Galgen, und von ihrem Beispiel bestrickt, läßt Heinrich Händel, der Sohn, entgegen dem Verbot, die Geschenke abnehmen. Pater Albert, Stephanas Beichtiger, muß auf des Richters Betreiben im Klosterturm gefangen sitzen, aber sein Wesen und Geist lebt in dem Mädchen weiter und wirkt sich aus. Händel hat sich fremde Magister kommen lassen, Steyr soll eine geistige Hochburg des Luthertums werden, auch die Katholiken sollen erscheinen, wenn auf dem Markte das reine und unverfälschte Evangelium gepredigt wird. Aber die Katholiken kommen nicht, das Beispiel Stephanas hat sie nach Garsten getrieben, und Händel kann seine dreihundert Bibeln wieder mit nach Hause nehmen. Immer die Stephana; dazu verläßt sein Sohn protestierend die lutherische Schmähpredigt, und nur um Steffis willen, die der Pfaff eine Delila genannt hat. Wenn die Schwertnerbirne an allem Schuld trägt, so soll man ihr Haus belauern — gibt sie Anlaß, so soll sie aus der Stadt. Inzwischen wird das Gefühl Heinrichs für das Mädchen deutlicher, im Garstner Kloster sucht er sie auf, wo sie Paramente flickt, eine Felsbinde soll sie ihm stecken mit dem Händelschen Hahnen drauf; er sieht sie auch im Garten, gedämpft-heiße Worte kommen aus seinem Mund, nur daß Steffi sie nicht versteht. Freilich, ihre Gedanken sind bei dem Mönch Albert im Turm, bald ist der Tag, da er nach Linz vors Gericht muß, alles wegen Händel und der Schwäche des Garstner Abtwikars. Aber ehe er Steyr verläßt, wirken er und sein Beichtkind die Großtat, die das fruchtbringende Samenkorn der Zukunft ist: ein Haufen Passauer, Pestverdächtige, nahen sich der Stadt, zwar läßt der Richter sie fortreiben, aber einer schlüpft doch durch, will in die Stadt sich schleichen, und er trägt die Zeichen der Pest, Albert sieht es vom Turme aus.

\* Enrica von Handel-Mazzetti, „Stephana Schwertner“, ein Steyrer Roman; II „Das Geheimnis des Königs“ (M. 3.50); III „Jungfrau und Martyrin“ (M. 6.—), Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München.

Da nimmt er den Siechen auf, pflegt ihn, und als der sterbende graue Sünder nach dem Sakrament verlangt, und niemand den Mut hat, es in den Turm zu bringen, trägt Steffi den Helland. Den Toten begräbt Albert Nachts zu Füßen des Turmes, Stephana verpflichtet er zum Stillschweigen. Die Pest ist abgewendet, nicht durch Handels Prophylaxe, sondern durch den Opfermut zweier christlicher Seelen.

Der dritte Teil bringt den Zug Handels nach Wien; er ist beim Kaiser — endlich — verklagt worden, er geht hin, weil er hingehen will, und Kaiser Matthias ist zu schwach, sich der gebietenden Wucht des Handelschen Wesens zu entziehen, er mahnt nur, wo er hätte befehlen sollen, und erst das Eintreten Heinrichs für die Katholiken Steyrs — wie er's der Steffi versprochen — verschafft den Gläubigen eine der geschlossenen Kirchen wieder. Hier auch, vorm Kaiser, in Gegenwart des Vaters, bekennet er seine Liebe zu Stephana Schwertner, entzieht sich der ihm angetragenen Verbindung mit einer ungarischen Fürstentochter, und als ihn sein Vater vor die Wahl stellt: entweder mich oder die Stephana, entsagt er seinem Vaterhaus, was zur Folge hat, daß der Richter nun alles daransetzt, um das Mädchen aus seinem Herzen zu reißen. Da hat einer geflüstert: Die Schwertnerdirne ist Nachts aus dem Garstner Klosterturm gekommen, heimlich und in einen Mönchsmantel ver mummt, es sind auch Zeugen da, also geht der Befehl nach Steyr, sie auszutreiben, noch ehe Heinrich zurück ist. Der fliegt hoffnungsfroh in die Heimat, überholt den reitenden Boten des Richters und tritt siegesgewiß vor Steffi. Wenn sich eine leise Zuneigung zu dem Jüngling regt, unterdrückt sie dieselbe: sie hat sich Christus geweiht. Dennoch, unter dem Einfluß der Mutter, schwankt sie ein wenig, will die Verantwortung nicht allein tragen und geht nach Linz, um von Pater Albert sich Rates zu holen. Inzwischen erfährt Heinrich den Befehl seines Vaters, die Zeugen sagen, ja, so ist's, sein Ritt nach Linz, wo er von dem Zusammensein der beiden erfährt, zweideutige Zufälle kommen hinzu — kurz, er muß das Ungeheuerliche glauben, sein Blut rast, vom Henker läßt er ihren Leib nicht berühren, mag sie eine Dirne sein, aber er hat sie geliebt; so ersticht er sie mit eigener Hand. Albert enthüllt die Wahrheit, der Pestleib des Passauers wird aufgedeckt, Heinrich hat eine Heilige gemordet. Der Richter selbst muß ihm das Urteil sprechen, Steyr verlangt es. Aber auch Heinrichs Schützen wollen keinen Henker an ihn lassen, er stirbt durch ihre Kugeln, nachdem er zu Steffis Glauben sich bekannt hat. Des Richters Macht ist gebrochen durch eine arme Jungfrau.

Man sieht: hier ist eine Tendenz; hier ist der Wunsch deutlich, den katholischen Glauben zu glorifizieren. Man wird sich erinnern, daß der Dichterin früher der Vorwurf gemacht wurde, daß sie in dem Streben, gerecht zu sein, die Flut des Lichtes ein wenig mehr auf die Protestanten hinüberleite, als den Katholiken recht sein könne. Ob diese Vorwürfe sie bewogen haben, nicht mehr unparteiisch sein zu wollen? Vielleicht entschied sie sich einfach nur dahin, daß es letzten Endes eine Wahl nicht geben könne, und daß die leidenschaftliche Liebe höher stehe als alle Gerechtigkeit. Vielleicht gibt es für einen überzeugten Menschen überhaupt keine Gerechtigkeit? Das höchste und schönste ist der katholische Glauben, nun also, preisen wir ihn. — Ich habe nicht die Absicht, der Dichterin, da sie absichtsvoll kommt, den Zugang zum Parnas zu sperren. Ihr Werk ist eine einzige glühende Lobpreisung des wahren Glaubens; und wäre diese Lobpreisung noch zehnmal glühender, niemand wird sie deshalb tadeln. Denn sie ist eine große Dichterin,

ja, da sie ihrer Begeisterung frei folgte, entfaltete sich erst ihre wahre Dichterkraft in voller Pracht. Sie braucht nicht, wie so viele, unter dem katholischen Mantel die Stümperei zu verbergen, ist ein Mantel da, so trägt ihn eine Königin, vor der zu neigen Pflicht ist.

Ich finde überall Fortschritte. Die Reise nach Wien war nötig, nicht um Handels willen, sondern um das Zeitbild zu erweitern. Durch die Audienz beim Kaiser erst empfindet der Leser die Zustände in Steyr als möglich. Der tiefe Hintergrund erst erhebt den Roman über das Genrehafte hinaus, das die früheren Werke doch noch hatten. Auch das Werden einer typischen Darstellungsart wird deutlich, sie war von jeher eigen, das ist sicher, aber in der ‚Stephana Schwertner‘ finden sich zum ersten Male Bilder, die so und nicht anders sein können, die feste, gesteigerte Bilder voll symbolischer und wesenhafter Tiefe sind. Die vier Rebellen sind gerichtet, da heißt es im Roman: ‚Es wurde düster und der Sturm ging; ein Teil des Volkes schloß scheu in die Häuser; pechschwarze Raben fluderten vom Fuchslotz scharenweis her über den Bluthimmel und hockten schändlich auf den Galgenpfählen; der Henker und seine Duben hatten ihr Werkzeug eingepackt und kletterten, bösen Geistern gleich, von der Schandbühne herunter, der alte Jost voran, die vier Duben, die die Leitern schleppten, hinterher.‘ Das ist nicht nur ein Bild voll höchster dichterischer Vollendung, sondern es ist auch Volkskunst einfachsten und größten Stils. Derartige Bilder gibt es mehr. Ich denke an den Zug von Wien nach Steyr: Heinrich ‚im scharfen Trabe‘ voran, die dreißig Schützen zu Fuß, ‚folgten mit donnerndem Gewaltschritt‘. Das ist natürlich menschlich unmöglich, man muß an die gebogenen und ausgereckten Beine der ausziehenden Studenten Hoblers denken, aber dieses der Wirklichkeit Gewalt antuende gesteigerte Wesen gibt dem Leser den (beabsichtigten) Eindruck des wilden Vorwärtsdrängens, den Hauptmann zieht die Liebe zu Steffi, die Schützen zieht die Liebe zum Hauptmann unmenschlich hinterher. Dieser beabsichtigte Eindruck ist dennoch kein gewollter, nicht der Verstand war hier am Werk, sondern eine dichterische Kraft, die Ungewohntes schildern mußte.

Viel zarteste Poesie auch ist in den beiden Bänden. Ich denke da vor allem an den Besuch Heinrichs in der Paramentenkammer des Klosters, wo Stephana mit ihrem kleinen Schwesterchen sitzt und sticht; hier ist eine Innigkeit wie auf mitteldeutschen Marienbildern. Lediglich da, wo es gegen den Schluß des dritten Bandes geht, scheint mir die Erzählerin ein wenig zu unbekümmert vorgegangen zu sein, da nämlich, wo das Schicksal der Stephana sich zu entscheiden beginnt. Natürlich hat der Zufall, der dumme, plumpe Zufall, seinen Platz in der Weltordnung und deshalb auch in der Dichtung. Aber hier hängen sich die Zufälle zu sehr, als daß man nicht schließlich stehen bliebe und sagte: neugierig, wohin sie noch rast. Steffi muß, nachdem sie im Klosterturm war, ein mißdeutbares Wort zu ihrer Mutter sagen, ein Bauer muß noch unterwegs sein, der sie sieht, sie muß nochmals nach Linz zu Pater Albert, sie müssen über eine Stunde beisammen sein, allein, und dem Lalenbruder, der pocht, muß Albert zurufen ‚noch nicht‘. Stephana muß Heinrichs Kreuz wegnehmen und muß auf einen Stich im Sprechzimmer auch noch schreiben: ‚Mein Geliebter ist mein und ich bin sein.‘ Alles das und noch anderes (zufälliges) muß geschehen, damit Heinrich die rechte Mut aufbringt und sie niederblickt. Nicht umsonst deutet die Erzählerin eine augenblickliche Verwirrung des Jünglings an, denn natürlich fühlte sie dumpf das Unhaltbare der Situation, die sie da, d e s e n d e s w e g e n, für die beiden Liebenden geschaffen hatte. Und des

Endes wegen (Heinrich muß katholisch werden) macht sie noch einen anderen Fehler. Der Händelssohn ist verurteilt worden, er soll Haupt und Hand verlieren. Sein treuer Weibel und vier Schützen wollen nicht zulassen, daß Henkershände den Heldenleib berühren, sie laden die Bombarden, und als Heinrich in der Tür des Rathauses erscheint, brennen sie los. So gute Schützen dürfen (auch in der Erregung) nicht schlecht schießen, vier Kugeln treffen den Körper, die fünfte aber sitzt mitten in der Stirn. Nun, eine Kugel von anderthalb Zoll Durchmesser hätte auf die kurze Entfernung von Heinrich Händels Gehirn nicht viel übrig gelassen, die Dichterin läßt ihn aber noch leben, bis er konvertiert, gebeichtet und kommuniziert hat. Wie sie bei der Schilderung des Laufes von Wien nach Steyr sich nicht an die Wirklichkeit band, so tut sie es auch hier nicht, nur daß jene Szene eben überzeugt und diese nicht überzeugen kann. Man sieht: Übertreten der irdischen Geseze ist gefährlich — nur in ganz großen Augenblicken versteht und billigt man sie.

Die merkwürdige Breite und Deutlichkeit blutrünstiger Szenen der früheren Bücher ist in dem Schwertnerroman nicht in so auffallendem Maße vorhanden. Ob die Dichterin hier irgendwelchen Winken nachgegeben hat? Aber wir sprechen vielleicht nur von Grausamkeit, weil wir zu sentimental geworden sind? Vielleicht liegt die verkehrte Empfindung nicht bei der Dichterin, sondern bei uns? Darüber sollte man doch erst einmal nachdenken.

Wenn die Dichterin „Stephana Schwertner“ als ihr Lebenswerk bezeichnet hat, so gibt ihr das, was sie schuf, recht. Das Werk ist ein Elementarereignis: ein gewaltiges Gewitter zieht donnernd vorüber und sein Ende ist der verklärte Abendhimmel.

# Hochland-Echo

## Der Gottesglaube und die Kinder

Der protestantische Pastor Felden an St. Martino in Bremen hat, wie er in der Monatschrift „Die Tat“ (März 1914) selbst berichtet, in seinem Unterricht das „Experiment“ gemacht, durch direkte Anfrage festzustellen, wie seine 410 Kinder zum Gottesglauben stünden. Das Ergebnis war, daß 370 sich dahin aussprachen, es gäbe keinen Gott, nur 26 sich zu Gott bekannten, während 14 die Sache dahingestellt sein ließen. Daraus glaubte dann Pastor Felden den Schluß ziehen zu dürfen, daß die Gottesidee dem Menschen nicht ursprünglich einwohne, sondern anerzogen wäre.

Über dieses „Experiment“ und die Schlußfolgerung daraus, wovon schwer zu sagen ist, was von beiden oberflächlicher war, hat sich in den „Bremer Nachrichten“ eine Diskussion entsponnen; dabei äußerte sich u. a. auch der bekannte hervorragende Pädagoge Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Foerster zu dem Verfahren und zur Sache wie folgt:

„Aus solchen Antworten jene erwähnten Folgerungen oder Bestätigungen zu ziehen, ist eminent unwissenschaftlich, weil dabei jede Sicherung gegen die Störungsquellen der Kinderaussage fehlt. Ich bin selber in einem freisinnigen Hause aufgewachsen und weiß, wie stark durch den Gegensatz des Elternhauses zur herrschenden Kirchlichkeit das Kind in solcher Umgebung beeinflusst wird, — wie kann man eine so selbstverständliche Tatsache überhaupt noch in Abrede stellen wollen? Gewiß wäre es genau so unwissenschaftlich, aus den affirmativen Antworten von Kindern, die in orthodoxer Umgebung aufgewachsen sind, einen entsprechend positiven Schluß auf die religiösen Anlagen der Kinder zu ziehen, — jeder geschulte Psychologe, der die neueren Untersuchungen zur Psychologie der Aussage durchgearbeitet hat, wird jene beiden Arten von experimentellen Versuchen gleichmäßig ablehnen. Wären die tiefsten Inhalte der Seele so leicht durch beliebige Umfragen an den Tag zu bringen, so wäre die Kenntnis des Menschenherzens eine recht einfache Sache! Die bloße Gottesleugnung, noch dazu im Jugendalter, gibt über das wirkliche, innerste Bedürfnis einer Seele nach Gott noch gar keinen Aufschluß. Es gibt jugendliche und erwachsene Gottesleugner, deren ganzes Innenleben nach dem Glauben an einen persönlichen Gott schreit, die aber durch irgendeine intellektuelle Hemmung, ein Mißverständnis, einen irreleitenden Einfluß dem wirklichen Glaubensakte fern gehalten, ja sogar zur Negation getrieben werden. Sie kennen sich selber nicht, wenn sie gegen die Gotteswahrheit Zeugnis ablegen. Erst die reifere Erfahrung belehrt sie dann darüber, wohin sie ihrer innersten Anlage nach gehören. Dann begreifen sie auch, daß der Glaube an einen „persönlichen“ Gott keineswegs ein Anthropomorphismus ist: wir sollen gewiß nicht die menschlichen Hüllen persönlichen Lebens auf Gott übertragen, wir können aber den Urquell unserer eigenen geistigen „Zentralkraft“ gar nicht anders bezeichnen als im Bilde unseres eigenen höchsten Lebens, können ihn gar nicht anders erfassen als eben vom persönlichsten Kern unseres eigenen Wesens aus. Was

sollen an Stelle des Glaubens an den persönlichen Gott alle die grenzenlos vagen Vorstellungen, die Herr Pastor Felden seinen Kindern gibt? Welche erhabenen geistigen Ansprüche, welche Klärung der verworrenen Menschennatur, welche Befestigung des Innenlebens gegenüber der Außenwelt können von solchen verschwommenen Dingen ausgehen? Welche grenzenlose Selbsttäuschung, ja Verblendung liegt doch in der Annahme, daß das gebrechliche Menschlein mit Hilfe solcher Inspirationen wirklich Gewissen und Charakter, weltüberwindende Festigkeit, Treue im Verborgenen, unbedingte Verpflichtung hervorbringen könne! Aller Monismus und Pantheismus sind eine Gefahr für den Charakter, weil sie das haltlose Zusammenfließen von Geist und Natur, Persönlichkeit und Außenwelt begünstigen.

Herr Pastor Felden nennt mich einen 'Reaktionär', er hat keine Ahnung davon, daß in meinem Protest gerade die neue Generation, die das 'Freireligiöse', 'experimentell' durchgemacht hat, zu Worte kommt, während die heutigen freireligiösen Herren noch ganz und gar in den Illusionen des 18. Jahrhunderts stecken! Ich bin gewiß kein Parteimann der Orthodoxie, ich hätte auch nach dorthin vieles zu sagen gegen den heutigen positiven Religionsunterricht, der große Schuld an der Religionsentfremdung trägt. Aber wenn dort nicht selten Steine statt Brot gegeben werden, so kann doch die göttliche Wahrheit mit all ihren lebenspendenden Kräften durch keine menschliche Unzulänglichkeit ganz unwirksam gemacht werden, sie leuchtet hindurch, ja sie bricht oft später noch aus trockenem Gedächtnismaterial hervor, wie Christus aus dem Grabe, — die modernen pantheistisch-monistischen Surrogate aber geben nicht einmal Steine, sondern nur Sand statt Brot, überall sieht man nur das 'Menschliche, Allzumenschliche', und statt des Lichtes, das vom Übermenschlichen kommt, gibt es nur tönende Versprechungen oder verblendete Selbstanbetung der vergänglichen Kreatur. Wie weit entfremdet diese moderne Weisheit den Menschen von der Wirklichkeit, wie wenig vermag sie ihn zu rüsten für den Kampf mit dem Leben und mit sich selbst! So sehr ich der pädagogischen Vertiefung des Religionsunterrichtes das Wort rede, so würde ich meine Kinder doch lieber dem ungeschicktesten Verkündiger der alten, erprobten Wahrheit übergeben als dem geistreichsten Verkündiger des Neuen; denn je geistreicher dieser ist, desto mehr täuscht er die Jugend darüber hinweg, daß hinter seiner Lehre doch keine lebenstragende Kraft steht.'



# Rundschau

## Zeitgeschichte

Baronin Verta von Suttner, gest. am 21. Juni d. J., ist in einem Teile der Presse bekanntlich oft mit Ironie und sogar Anflügen von Hohn leichtthin abgefertigt worden, als ob sie sich als Weib in Dinge mische, die durchaus nur die Männerwelt angingen und nur bei dieser Verständnis fänden. „Unterrockspolitik“ war von diesen Seiten her das fertige Stichwort, das sehr oft in diesen Rundgebungen vorkam, sobald die hochsinnige Frau bei ihrer hervorragenden Stellung in den organisierten modernen Friedensbestrebungen immer wieder für den Friedensgedanken in Anwendung auf besondere Lagen und Konstellationen eintrat.

Wer wie Schreiber dieses solche Ausfälle auf diese Dame oft gelesen hatte, ehe er dazu kam, sie in ihren Schriften kennen zu lernen, der mußte sich, wenn er dann eine dieser, z. B. das Hauptwerk „Die Waffen nieder!“ las, über eines ganz besonders wundern: daß Mangel an männlicher Logik jedenfalls nicht ihre Schwäche war, und doch sind Mut und Denkkraft die beiden Pole der Eigenschaften des stärkeren Geschlechtes, im Hinblick auf welche vornehmlich es sich diese Charakterbezeichnung im Vergleich zu dem weiblichen Geschlechte beilegt. Auf Grund der Gefühlsseite weiblichen Wesens behaupten und durch keine Verstandeseinwürfe beirrt durchaus in der Richtung, die von der Magnetnadel des Herzens gewiesen wurde, beharren, das war ganz und gar nicht die Sache und Art der Frau Bertha v. Suttner. Sie hatte durchaus das Bedürfnis und das Zeug dazu, auch die Gedanken des Verstandes gründlich in sich aufzunehmen und mit ihnen in Handhabung rein intellektueller Waffen fertig zu

werden. Ich habe oft die scharfe und virtuose Dialektik bewundern müssen, mit der sie die gegnerischen Gedanken, von aller Zutat von Redensarten entkleidet, auf ihren sachlichen Kern zu bringen wußte, um dann ihre inhaltliche und logische Begründung genau aufs Korn zu nehmen und sie ohne Sophistik zu widerlegen. Sie gab dem Gegner der Reihe nach zu, sich auf jede nur irgend aussichtsvoll für ihn scheinende Position zurückzuziehen, um ihn dann auch aus dieser mit überlegener Anwendung der Gesetze des richtigen Denkens zurückzudrängen: so führte sie, deren Grundgefühl die Verabscheuung des Krieges war, geistigen Krieg mit einer höchstpersönlichen Begabung, welcher Sieghaftigkeit in solcher Kampfesart wie eine Nатураusstattung ihres Geistes anhing. Und so ist ihr dann auch einmal von seiten eines Mannes, der jedenfalls ein ganzer Mann war, einem der namhaftesten österreichischen Kriegsminister der letzten Jahrzehnte, im Gegensatz zu den sonst gewohnten Verkennungen, von schneidig-männlicher Seite die Genugtuung zuteil geworden, daß er im Reichsrate zu den Abgeordneten aussprach: „Meine Herren, diejenigen unter Ihnen, welchen die Bereitschaft zu kriegerischen Entscheidungen politischer Fragen so leicht vom Herzen zu kommen scheint, sollen nur einmal den Roman unserer Landsmännin, „Die Waffen nieder!“, lesen und sich dann fragen, ob sie auch angesichts dessen, was da ihrem Gefühl und ihrem Verstande entgegengetreten sein wird, in ihrer Leichterzigkeit für Waffenentscheidungen bleiben werden und ob sie nicht die zurückhaltende tiefsittliche Gewissensbedenklichkeit der Instanz, die etwa das furchtbare letzte Wort der Entscheidung ohne eigentliche Not würde aussprechen

können, werden nachfühlen und würdigen lernen.'

Was sie fühlte und was sie wollte, hat Bertha v. Suttner mit männlichem Geiste verfochten: aber daß sie gerade in diese eine Hauptrichtung ihres Lebens gekommen war, das war allerdings die dauernde Fortwirkung eines elementaren Ereignisses menschlicher und in der Tat noch mehr weiblicher als männlicher Empfindungsweise. Philosophische Geistesader war es nicht, denn die philosophische Veranlagung ist voll von Verwunderung gegenüber dem Dasein überhaupt. Die Suttner zeigt sich in ihren Schriften nicht von dieser philosophischen Verwunderung betroffen, wie sie auch das religiöse Moment kaum in die Grundlegung ihres Aufbaues heranzieht und den Bereich des Menschlichen so hinnimmt, wie er gegeben ist und wie er durch Menschenvernunft und -kraft bestens geändert werden könnte — so hinnimmt, ohne auf Ursachen und Zwecke, die wir die einer alle Erfahrung unendlich überragenden Instanz, welche in den Menschengesprächen „Gott“ heißt, nennen würden, viel zu reflektieren; auch die positive Religion, von der umgeben sie lebte, interessierte sie anscheinend kaum, vermutlich, weil sie mit der Wahrheit ihres Glaubensinhaltes sich nicht in Einklang fühlte; doch war auch ihre religiöse Veranlagung wohl wenig ausgeprägt. Ein einziger Tatbestand war ihr vor allen andern so tief auf die Seele gefallen, daß er ihr alle anderen Seiten des Daseins sei es ganz verschlang, sei es immer eben mit ihm in Beziehung setzte: der Tatbestand, daß es so etwas, wie der Krieg ist, in der Menschenwelt gibt, daß sie Massentötungen untereinander veranstaltet und dann den so wunderbar fein und mit so reizbarer Empfindung gegen Schmerz und Qual organisierten Menschenleib so rücksichtslos, wie es der blinde und brutale Zufall mit sich bringt, behandelt.

Der heiße Wille „Die Waffen nieder!“

war in der Tat ihr ganzer Lebensinhalt. Ein wahrhaft großer, aber da das Leben so voll von Veranlassungen ist, heiße Wünsche zu hegen und würdige und große Zwecke zu verfolgen, doch ein perplex einseitiger. Sie kennt „der Menschheit Hochgedanken“ — der Titel ihres letzten großen Romans aus dem Jahre 1912 —, so wie sie nur vor ganz hochsinnigen Seelen aufsteigen: aber für sie ist der eine große Hinderungsgrund, daß sie noch nicht verwirklicht sind, der, daß es noch den Krieg gibt; deshalb erschöpft sie ihre ganze Tätigkeitskraft in der Verfolgung des einen großen Zieles, daß diese große Scheidewand vor idealen Lebenszuständen erst niedergelegt werden möchte. Ob dann schon alle Bedingungen zur Wirklichkeit des Idealen erfüllt sein würden — die ganze Zwischenwelt der das bezweifelnden Gedanken kummert sie wenig. Die Gedanken an den Krieg aber bewegte sie in ihrer Seele ganz aus dem elementaren Gefühl des Mitleids mit den einzelnen Menschen, die irgendwie ein Opfer des Krieges würden, oder, man kann es auch so ausdrücken, in der Richtung auf den Zweck, daß Zehntausenden von Menschen ihr Leben und Hunderttausenden ihre Gesundheit erhalten werden möchte. So steht in Summa Bertha v. Suttner, wenn man ihre Person in die Gruppen der Leistungen und Verdienste einordnen will, auf einer Stufe mit Männern wie den Medizinern Jenner, Pettenkofer, Robert Koch oder der Philanthropin Florence Nightingale — nur mit der Besonderheit, daß das von ihr bekämpfte Übel nicht von der Natur über die Menschen verhängt, sondern durch Menschenmeinung von Menschen über Menschen heraufgeführt wird. Man hat durchaus den Eindruck, daß sie von der Anomalie, welche in den Erscheinungen der menschlichen Kultur der Krieg darstellt, zuerst, in früher Lebenszeit, in der Einheit von Vernunft und Gefühl aufs tiefste ergriffen gewesen ist, daß ihr dann durch die Bilder des 1866 in

ihrem Lande erlebten Krieges jene Zentralbewegung ihres Gemütes aus der Fülle persönlicher Anschauung grauenvollen Menschenleids wie mit zufließendem Säftestrom genährt ist und daß eine noch stärkere Wirkung dann, eine in dem Maße stärkere, als die Kriegsführung von 1877 an Einmischung lindernder Humanität hinter der von 1866 zurückstand, auf sie aus dem russisch-türkischen Kriege ausging, zu dem sie damals vom fernen Tiflis her mit ihrem Gemahl herbeigeeilt war, um in der Weise barmherzig hilfreich tätig zu sein, wie es von Sebastopol Miß Nightingale gewesen war. Das reine Mitleid weiblichen Fühlens mag allmählich so über die Auflehnung auch ihrer Vernunft gegen die Möglichkeit des Krieges von Menschen gegen Menschen in ein gewisses Übergewicht gelangt sein.

Von Seiten allseitiger Vernunft-erwägungen her gewinnt ja der Krieg auch mancherlei Gesichtspunkte, die ihn als begreiflich, als in gewissen Fällen unvermeidlich, ja auch in manchen Beziehungen als mit heilsamen Gegengewichten gegen seine Übel und Greuel ausgestattet erscheinen lassen. In ganz anderer Tonart pflegen Männer wohl über den Krieg zu philosophieren als diese Frau.

Bertha von Suttner kennt das alles auch, setzt es auch wohl als Moment vor ihrer Urteilsfällung ein, aber sie ist von ihrer Grundauffassung, die nur das Leiden der einzelnen, allerdings ein furchtbar schwerwiegendes Datum, im Blickpunkt hat, von vornherein so sehr beherrscht, daß sie eine über allen Momenten mit Gerechtigkeit und richtiger Verteilung ihrer Wucht schwebende Philosophie des Krieges doch nicht in sich zustande bringt.

Der Schriftstellerin und Dichterin Bertha von Suttner ist in dem allen noch nicht gedacht. Aber bei ihr steht die Sache so, daß der Inhalt dessen, was sie denkt und will, die alleinige

Ursache des Entstehens dessen ist, was sie schreibt. Nur um deswillen ist sie Schriftstellerin und Dichterin, nicht um ihr Talent und Bedürfnis sprachlicher Darstellung auszuleben. An sich ist dieses Talent wohl ein schönes und großes, wenn auch vielleicht nicht ein solches allerersten Ranges. Schrieb sie einmal, immer, um ihrem erkorenen Lebenszwecke, dem Kampf gegen den Krieg, zu dienen, dann behielt sie auch die Forderungen der Kunst und der Sprache fest vor Augen, sofern nicht schon glückliche Naturgabe sie leicht und sicher leitete. Die Erfindungs- und Gestaltungskraft ihrer Phantasie, die Reinheit und Schönheit ihrer Sprache, die logische Macht und Sicherheit ihrer Gedankenföhrung sind höchst loblich und erfüllen ihren Leser, wenn er nicht von sachlichem Vorurteil gegen sie gar zu sehr befangen ist, mit erquickender ästhetischer Genußfreude, noch hinaus über den Zwang, den sie ausübt zu tiefem Ernst des Nachdenkens über ein ganz großes Weltproblem. Prof. Dr. Max Schneidewin.

## Literatur

Karl Frenzel †. Die Generation der Literaten, der schaffenden wie der kritischen, die schon vor den achtziger Jahren auf der Höhe ihrer Tätigkeit und ihrer Bedeutung standen und an deren Geistesrichtung die papierernen Stürme der jüngsten Literaturrevolution nichts Wesentliches mehr verschoben konnten, steht vor dem Aussterben: wenige Monate nach Heyse, dem ältesten unter den Dichtern, am 10. Juni 1914, ist nun auch Karl Frenzel verschieden, der Nestor unter den deutschen Schriftstellern und Journalisten, wie man ihn in den Nachrufen nannte, den nur noch zwei oder drei Jahre vom neunzigsten Geburtstag trennten. Journalist war er freilich nicht in dem ziemlich einseitigen und speziellen Sinne, wie ihn das moderne Presseleben ausgebildet hat, vielmehr ein Schriftsteller, ein Journalist der alten Schule,

die in der Hauptsache noch von der Zeit und von den literarischen Größen des jungen Deutschland Art und Ausdehnung ihrer Interessen und zum Teil auch Farbe und Charakter ihrer Schreibart übernahm. Der Kreis ihrer Schriftstellerei war viel weiter gezogen in der Richtung auf den allgemeinen Zusammenhang von Kultur, Bildung und Tagesfragen — und trotzdem tiefer und gründlicher fundiert, als es wenigstens in der Übergangszeit, die die rasche Entwicklung der Presse, des politischen Lebens, der sozialen Fragen seit 1870 für die Journalistik mit sich brachte, möglich sein konnte. Vor allem aber hebt ein Umstand jene altmodischen Herren von dem Durchschnitt der modernen Tagesschriftsteller ab: sie hatten noch nicht gelernt, sich mit dem nur für den Augenblick lauten und desto schneller verhallenden Wirken des Journalisten zu bescheiden; fast alle strebten — und manche sogar recht ausgiebig und ausdauernd — nach dem sichtbarerem und fester gegründeten Ruhm des schöpferischen Poeten. Und so wurde für sie gerade jenes Hin und Her zwischen aktueller Schriftstellerei, solider literarisch-künstlerischer Reflexion und dichterischem Gestaltungsdrang bezeichnend, genau wie für die Geistesväter ihrer Jugend, für Gukow, Laube und Genossen. Das Theater und der Roman waren die bevorzugten Schauplätze, auf denen sie, die das Jahr 1848 mit dem vollen Enthusiasmus der Jugend in Zukunftsträumen miterlebt hatten, ihr inneres Leben, ihren Latendrang, für die die Zeit der Reaktion keinen Raum hatte, oder auch ihre Enttäuschung, ihren Pessimismus, ihre Verzweiflung auszusprechen suchten.

Bei Karl Frenzel ist der ideale und persönliche Zusammenhang mit der jungdeutschen Bewegung ganz besonders deutlich. Sohn eines früh verstorbenen Berliner Handwerksmeisters, später als junger Realschuloberlehrer von seinem

Landsmann Gukow für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und damit erst eigentlich für die Literatur gewonnen, für seinen Stil nach eigenem Geständnis neben Leopold Ranke vor allem Heinrich Heine verpflichtet, hat er die erregten Tage des Jahres 1848 noch als Gymnasiast mitgemacht und die eigentümlich phantastisch-gehobene, scheinbar ganz von Zufällen bestimmte, jedes nüchternen politischen Zielbewußtseins entbehrende Stimmung jener Zeit in einem vor einigen Jahren erschienenen Bändchen Memoiren („Die Berliner Märztage und andere Erinnerungen“, Reclams Universalbibliothek Nr. 5366) klar und eindrucksvoll geschildert. Nach seinem Gefühl und nach seiner Erinnerung ist Frenzel geneigt, Bruno Bauers Schrift „Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfang der deutsch-katholischen Bewegung“ (1849) zuzustimmen und wenigstens die Aufregung in Berlin in ihrem Ursprung mit dem Auftreten der Monarchen in Zusammenhang zu bringen; war doch das erste politische Gedicht des Gymnasiasten Frenzel dem „Reformator“ Johannes Ronge gewidmet. „Mit am tiefsten wurzelt in der deutschen Volksseele die religiöse Empfindung; sobald sie stärker berührt wird, gibt es immer einen hellen Klang,“ bemerkt er dazu in seinen Erinnerungen. In der Tat sind die Beziehungen auch zwischen der Literatur jener Zeit und zwischen kirchlicher Religiosität tiefer und wirksamer gewesen, als man gemeinhin annimmt, wenn sie auch vorwiegend nur im Streit der Auseinandersetzung sich äußerten. Selbst in Gukows vielbändiger Romanschöpfung „Der Zauberer von Rom“, deren Entstehen Frenzel im engsten Verkehr mit dem Verfasser miterlebte, die die Anfänge seiner Romanschreiberei stark beeinflusste und von ihm mit stark subjektivem Urteil das „großartigste Kulturgemälde“ genannt wird, das die Weltliteratur der Dichtung besitzt\*, —

\* Der Verleger Brockhaus hat dies Haupt-

selbst in diesem seltsamen Buche, dessen ursprüngliche Idee nach Frenzel die ‚Spiegelung des römischen Zaubers im deutschen Volksgemüt‘ war, lebt doch statt kalter, leichtfertiger Ablehnung auch ein dunkler Respekt, die Ahnung einer übermenschlichen Macht, freilich in jungdeutscher Verzerrung: Rom im Groteskspiegel.

Der junge Frenzel war von dem raschen Abflauen der revolutionären Freiheitsbegeisterung selbst bei den nächsten Freunden aufs empfindlichste getroffen worden. Aus dieser Erfahrung leitete sich jener dumpfe Pessimismus, jene queltistische Verzweiflung her, die noch ein Jahrzehnt später einen seiner ersten und umfangreichsten Romane mit dem bezeichnenden Titel ‚Vanitas‘ (1860/61) beherrscht. Was ist der Mensch, der seinen Gefühlsrausch von heute morgen vergift? Was nützt es, zu lieben, sich zu begeistern, zu wirken, wenn morgen alle Ziele in Nebel sich auflösen? Ist nicht der Unbedeutendste, der Ärmste an Herz und Geist der Glückliche? Solche und ähnliche Stimmungen ringen hier und gelegentlich auch noch später nach Ausdruck.

Als dieser Roman erschien, hatte sein Verfasser, dem das tote Leben der Reaktionszeit, einer Zeit der ‚Verzweiflung an dem Fortschritt der Menschheit und der Freiheit, in der Schopenhauers und Buddhas Sterne aufgingen‘, keinen festen Halt für seinen von Schiller genährten idealen Schwung bieten konnte, längst einen notgedrungenen Ersatz gesucht, nicht in der Religion, sondern in der Wissenschaft. An der Berliner Universität gab er sich in den Jahren 1849–1853 als Schüler von Ranke, August Böckh, Ernst Curtius, dem anregenden, wenn auch wissenschaftlich unbedeutenden Kunsthistoriker Hotho vor allem dem Studium der Geschichte in seiner breitesten Ausdeh-

nung hin und legte den Grund zu dem soliden Wissen und den gründlichen Einsichten, die dem Schriftsteller immer wieder zustatten kamen, die ihn z. B. befähigten, für die ‚Nationalzeitung‘, an der er mehr als vierzig Jahre redaktionell tätig war, wertvolle politische Zeitartikel zu schreiben, die ihm den Stoff zu seinen auch in Büchern gesammelten Zeitschriften-Essays: ‚Renaissance und Rokoko‘, ‚Büsten und Bilder‘, ‚Dichter und Frauen‘ lieferten. Aber auch den Dichter, den Erzähler hat der Geschichtsfreund und der Geschichtskenner in Frenzel sehr wesentlich beeinflusst: auf den jungdeutschen Zeitroman mit seinen zwischen gut und böse schillern- den Phantomen folgte eine Reihe geschichtlicher Erzählungen, die vorwiegend im geliebten ancien régime spielend sich durch große Lebendigkeit, mitunter Leidenschaftlichkeit, durch eine Neigung zu effektvollen Szenen, bald pathetischen, bald eleganten Dialogen auszeichnen, z. B. der Revolutionsroman ‚Charlotte Corday‘ mit dem Motto *Vive la mort!*, ‚La Pucelle‘, womit nicht etwa die Jungfrau von Orleans selbst, sondern das Voltaire'sche Gedicht gemeint ist, dessen Handschrift im sammetnen Kästchen hier eine etwas arg roman-

hafte Rolle spielt, ‚Watteau‘, worin Frenzel seiner Rokokoliebhaberei die Zügel schießen lassen konnte u. a. m. Im Grunde war in all diesen Versuchen doch auch ein versteckter Drang nach Romantik, nach dem Abenteuer lebendig, der sich merkwürdig zusammenfügte mit der Vorliebe für die kühle, verstandesmäßige Überlegenheit der französischen Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts, ein Drang, der schon in ‚Vanitas‘ in der Beschreibung romantischer Schlösser und Willen, dunkler Träume, Ahnungen und Zusammenhänge, seltsamer Verwicklungen sich offenkarte, in mancher kleineren Erzählung, z. B. in der ‚Uhr‘ (Reclam) und im ‚Hausfreund‘ (Reclam), noch deutlicher wurde, und

in einer Art lebenswürdiger Selbstironie in der hübschen Hagestolzen-Novelle ‚Das Abenteuer‘ (Reclam) sich ausspricht. Hier ist auch ein anderes Stoffelement Frenzelscher Erzählungskunst: das spießbürgerliche Berlin vor 1870, wirksam, das in Verbindung mit den ins Soziale umgewandelten politischen Interessen des Jünglings später den reiferen Dichter zum modernen Berliner sozialen Roman führte; ein Werk dieser Art soll der 87jährige noch kurz vor seinem Tode abgeschlossen haben. So ist seine Entwicklung als Erzähler derjenigen Fontanes ähnlich, mit dem er in der Berliner Literarischen Gesellschaft der neunziger Jahre freundschaftlich verkehrte.

Mit dem Theater hat sich Frenzel, wenigstens soweit ernst zu nehmende Produkte in Betracht kommen, im Gegensatz zu Gupfrow und anderen Jungdeutschen, nur kritisch beschäftigt, so heiße Liebe er auch für die Bühnenwelt im Herzen trug, so daß der theatralische Effekt, die wirksame Szene, ja der wirksame Abschluß als Kapitelschluß selbst in seiner erzählerischen Produktion oft und oft auftauchen. Als Nachfolger Eduard Tempeltons übernahm er im Jahre 1862 das Theaterreferat der ‚Nationalzeitung‘ und sammelte im Jahre 1877 seine besten Kritiken, vor allem die der Neuigkeiten des Berliner Hoftheaters in einer zweibändigen ‚Berliner Dramaturgie‘. Trotz des Titels will er nicht etwa in Lessings Fußtapfen treten, er stellt sich sogar in Gegensatz zu Lessings rein theoretisch-analytischer Art, die die nationalen Bedingungen des Dramas unterschätze und vor allem dem eigentümlichen, undefinierbaren Geiste der Bühne, eben dem Theatralischen, nicht gerecht werde. Gründlich, solid, objektiv, freilich auch etwas trocken, mitunter pedantisch, und wo sich nur Gelegenheit gibt, den Geschichtskenner verratend, sind alle diese Referate, die die verschiedensten Namen von Shakespeare, Goethe, Hebbel bis zu

Benedix, Puttli, Wichert an der Spitze tragen und als theatergeschichtliches Dokument ihren Wert behalten. Höhere Ziele hatte sich Frenzel auch nicht gestellt, der vom Theater nichts weiter verlangte, als daß es dem edleren Vergnügen der Anregung dienen solle, freilich gegen alle Zweideutigkeiten mit der ungespielten Entrüstung des reinlichen Mannes, des klaren Pflichtmenschen auftrat, als der er sich auch in Leben und Dichtung erwies. Eine seiner charakteristischsten Leistungen, ganz den kühlen Berliner aufzeigend, ist die Besprechung, die er den Bayreuther ‚Ring‘-Aufführungen des Jahres 1876 zuteil werden ließ: man mag sie nüchtern, meinetwegen banal, sisch schelten ob ihrer satirischen Manier, dem damaligen Enthusiasmus, der ‚Wagnererei‘, wie er es nannte, die äußeren Unzulänglichkeiten und Unzuträglichkeiten der Bayreuther Anfänge gegenüberzustellen, — der Mann hat doch einen merkwürdigen Scharfblick gehabt, der damals schon in den Bayreuther Festspielen eine ‚neue Art Reisevergnügen‘, einen neuen ‚Sport‘ vorausah. Max Behr.

## Kunst

**Die Leipziger Bugra:** Zur Kulturgeschichte der Schrift, des Buches und der Graphik. Auf dem Gelände zwischen dem Völkerschlachtdenkmal und der bereits ausgeschachteten mächtigen Baustelle des zukünftigen zweiten Wahrzeichens von Leipzig, der ‚Deutschen Bucherei‘ ist für die Dauer des laufenden Sommerhalbjahres als Nachfolgerin der Internationalen Bauausstellung von 1913 die ‚Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik‘, die ‚Bugra‘ aufgebaut worden. Der ganze Komplex, eine kleine Stadt für sich, stellt sich dar als die denkbar eindrucksvollste monumentale Verherrlichung des sonst nur in Bibliotheksmagazinen oder privaten Hausbüchereien, in den Schaufenstern von Buchhandlungen und Kunstläden ausgebreiteten geistig-künst-

lerischen Kulturelements der graphischen und typographischen Arbeit.

Noch vor 25, 30 Jahren wäre eine Ausstellung wie diese gegenstandslos, undenkbar gewesen. Sie hätte, verbunden mit historischen Rückblicken, wie es diesmal geschah, nichts als trostlosen Verfall, völlige Barbarei und Gleichgültigkeit allen Möglichkeiten künstlerischer Ausgestaltung des Gewerbes gegenüber demonstrieren können. Kahle uniforme Nüchternheit oder eine vielleicht noch unangenehmere, banausisch geschmacklose ‚Eleganz‘ in ‚Geschenkausgaben‘ und ‚Prachtwerken‘: etwas anderes hatte, — abgesehen von vereinzelt zufälligen Ausnahmen und ersten prinzipiellen Kultivierungsversuchen in England — das Druck- und Buchgewerbe der europäischen Länder damals nicht zu bieten.

Und heute! Ein breiter immer mächtiger anschwellender Strom vielfältiger zielbewusster Bestrebungen, eine Fülle erfreulichster Resultate, die in ihrer Gesamtheit doch schon etwas wie eine bindende Norm, ein kulturelles Niveau darstellen, unter dem auch ein persönlich uninteressierter Verleger bald kaum mehr wird zurückbleiben dürfen. Dabei scheint auch Deutschland bereits dem ehemals allein voranstehenden England den Rang streitig zu machen. Auch die andern europäischen Staaten, namentlich Österreich und Italien, bemühen sich mit Eifer und gutem Erfolg; direkt rückständig wirkt nur Frankreich und, auffallender Weise auch die Schweiz; beides Länder, die für die freie Kunst sehr viel, aber für das moderne Kunstgewerbe fast nichts bedeuten, deren Ausstellungen denn auch überhaupt in Aufbau und Inszenierung des Materials und der Räume sich so ungünstig wie möglich präsentieren.

Bei allem engen Anschluß an die stilbildenden Bestrebungen der Moderne, gründet sich das neue Buchgewerbe doch zunächst auf die vielfach unübertreffbaren Vorbilder der historischen, klassischen

Druck- und Schreibekunst. So gruppieren sich denn auch in der Bugra alle die Einzelabteilungen und Sonderausstellungen zeitgenössischen Inhalts um eine zentrale, universale Vorführung der kulturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Entwicklung der Schrift, des Buchgewerbes und der Bildgraphik von den urzeitlichen Anfängen an bis zur Gegenwart.

Diese ‚kulturgeschichtliche Abteilung‘, die für sich allein eine umfang- und inhaltreiche Ausstellung im großen Ausstellungskomplex darstellt, an deren Vorbereitung und Einrichtung eine ganze Anzahl von Fachgelehrten unter dem Vorsitz des bekannten Kulturhistorikers Lamprecht tätig waren, hat in der großen für die letztjährige Ausstellung errichteten Kuppelhalle und deren zweigeschossigen Flügelgebäuden eine übersichtliche und wirkungsvolle Aufstellung gefunden.

Die hohen Erdgeschoßräume beherbergen die Schrift- und graphischen Bild Denkmäler der prähistorischen und antiken Zeit wie der ostasiatischen und exotischen Völker: Ausblicke in primitivste Urzustände, in denen doch schon, sobald wie eine Sprache, erste Versuche eines zeichnerischen und schriftlichen Ausdruckes auftreten, und wo dann auch sehr bald eine Fortentwicklung zu fühlbarem künstlerischem Nachbildungs- und Schmuckbestreben sich kund gibt — bis hin zu den klassischen Zeugnissen der antiken Mittelmeerkulturen.

Durch zahlreiche Originalstücke aus dem Leipziger und andern völkertkundlichen Museen, durch originalgroße Modelle, Abgüsse und andere Faksimiles ist alles getan, um den großen kulturgeschichtlichen Kursus, den der aufmerksame und nicht zu eilfertige Betrachter hier in einer kaum ähnlich je wiederkehrenden Gelegenheit von den Wänden ablesen kann, so anschaulich und vielseitig wie möglich zu gestalten.

Aber ein zweiter Kursus, dessen Thema unseren historischen und künstle-

rischen Interessen näher liegt, entrollt sich in den Räumen des Obergeschosses: die Geschichte von Schrift, Buch und graphischer Kunst während der Jahrhunderte des Mittelalters und der neueren Zeit, von den alten Germanen an, die mit ein paar trefflich nachgebildeten altertümlichen Runensteinen den Reigen eindrucksvoll eröffnen. Hier dürfte namentlich das Material der älteren Zeiten einer großen Mehrzahl von Besuchern höchst überraschende Eindrücke und Anregungen bieten; denn wo sollte man als Nichtfachmann derartige Dinge überhaupt, und in einer so wohl ausgewählten klar geordneten Zusammenstellung von Originalen und originalgetreuen Facsimiles sonst zu Gesichte bekommen. Schon das Bild der Völkerwanderungszeit und der nachfolgenden merovingischen und karolingischen Kultur ist ein ungemein bedeutungsreiches und fesselndes. Fast greifbar lebendig spricht der Geist und Charakter jener fernen Menschheit aus den ungefügten, zähflüssigen Schriftzügen ihrer Urkunden, ihrer Grabinschriften, ihrer Kirchenbücher, wo ein erstes künstlerisches Zierbestreben sich in barbarisch schwerer Goldpracht und nordisch krausem Schnörkelwerk von Bandverschlingungen und phantastisch gewundenen Tierleibern einen Ausdruck sucht.

Dieses künstlerische Element gewinnt freie Lebendigkeit und Gestaltungskraft seit den Zeiten Karls des Großen und entfaltet sich von da in stetiger Weiterentwicklung während der Herrschaft des romanischen Stils bis zu dessen reifer Vollendung im 12. und frühen 13. Jahrhundert. Eine immer mehr geläuterte Schönheit von charaktervoller Kraft und Herbhheit dokumentiert sich in den prachtvollen Schriftbildern der großen Kaiser- und Papsturkunden, und neben die frei bewegte leichte Stilisierung des Linienduktus in diesen Arbeiten tritt gleichzeitig in den Büchern die strenge, höchst dekorative Geschlossenheit der sorgsam hingemalten Unzialschriften. Eine er-

staunliche formale Kultur, die sich indessen wohl begreifen läßt für eine Zeit, in der das Schreiben überhaupt als eine sozusagen künstlerische Leistung nur von wenigen geübt und nur durch besondere, gewichtige Anlässe gefordert werden konnte. Wie die Schrift, so ist übrigens auch die große Initialenornamentik und figürliche Buchillustration des frühen Mittelalters mit ihrer kraftvollen Stilisierung und der fröhlichen, einfach derten Polychromie unserem ästhetischen Empfinden wieder ganz nahe gerückt durch vielfach verwandte Tendenzen des modernen Kunstgewerbes und der Malerei.

Das Zeitalter der Gotik bringt eine tiefgreifende Umwandlung aller Formen: Hagere, scharfkantige Buchstabengebilde statt der vollen, weich gerundeten des früheren Mittelalters, die Schriftzeilen, ehemals von behaglich freier Weiträumigkeit erscheinen jetzt enggebrängt, schließen sich zu einer kompakten Masse im Seitenbild zusammen, die nicht selten in kleinen Taschenbibeln und französischen Livres d'heures für unser degeneriertes Organ wie ein beängstigend augenmörderisches Buchstabengewimmel erscheint. Die Schmuckornamente aber, nicht mehr auf den geschlossenen Raum der Initialen oder Titelseiten beschränkt, strecken sich in goldschmiedemäßig fein ziselierten Ranken an den Kolumnen hin, mageres, langgestieltes Pflanzenwerk von sehr eigenwilliger Stilisierung mit allerlei darin herumkletternden grotesk bewegten Tier- oder Fabelfiguren ausgestaffiert. Endlich auch, seit dem frühen 15. Jahrhundert in Frankreich und Burgund ein wunderbarer Aufschwung der illustrativen Miniaturmalerei, deren völlig bildmäßige Darstellungen durch den kühnen Realismus der Naturschilderung in Landschaftsbildern und Genreszenen, wie durch die nuanzenreiche Lebendigkeit des Kolorits der Tafelmalerei jener Zeit weit vorseilen.

Eine ganz erstaunliche Vielseitigkeit



und Vielgestaltigkeit des literarischen Lebens und der Buchproduktion tritt uns im Gesamtbild dieses letzten mittelalterlichen Saales entgegen; wir spüren wohl, die Zeit ist gekommen, wo an Stelle der auch bereits ganz gewerbemäßig organisierten Büchervielfältigung durch die Schrift, der immer mehr anwachsenden Nachfrage zu genügen, der Buchdruck treten mußte. Ein großer, zweiteiliger Quersaal, der uns aus dem ‚mittelalterlichen‘ in den Flügel der ‚Renaissance‘ hinüberleitet, ist der Vorführung der Erfindung Gutenbergs sowie deren Vorstufen und Parallelen in den graphischen Künsten gewidmet. Eine primitive Druckerkwerkstatt ist da eingerichtet, mit einer Nachbildung der historischen Gutenbergpresse aus Mainz, mit Setzkästen, in denen Satzbilder ältester Drucke wiederhergestellt sind, mit einer einfachen Vorrichtung zum Guß der Lettern usw. Weiterhin erscheint ein Verkaufsstand graphischer Bilderware, wie er wohl im späteren 15. Jahrhundert auf allen größeren Jahrmärkten anzutreffen war; das auf ausgebreitet und angeheftet in dichter Menge alles, was um jene Zeit Holzschnitt und Kupferstich boten; Religiöses und Weltliches im fröhlichen Gemisch: Heiligenfiguren und Madonnenbilder in buntbemalten Holzschnitten, die der kleine Bürger zur Hausandacht in seiner Stube aufheftete, zierliche Kupferstiche, von Schongauer, Meister E. S. und anderen, wie sie die Vornehmeren sich ins Gebetbuch legen mochten, aber auch feingestochene Spiellarten, lustige Neujahrswünsche, Genrebilder, Liebeszenen mit sinnigen Sprüchen usw. Kurz dieselbe weitausgreifende Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form, die die geschriebene und gedruckte Bücherproduktion des 15. Jahrhunderts auszeichnet.

In einigen Vitrinen desselben Raumes ausliegende Stücke illustrieren die ersten Anfänge, die technische und künstlerische Entwicklung der graphischen Gattungen im Verlauf dieses Jahrhunderts, während

im nächstfolgenden Saal die gleichzeitige rapide Ausbreitung und Vervollkommnung des Bucherdrucks durch eine auslesene Sammlung von Inkunabeln verschiedener deutscher und ausländischer Druckorte anschaulich gemacht wird.

Nicht erst die Reformationszeit hat, wie manchemal behauptet wird, die mittelalterliche Gebundenheit des Geistes gebrochen; die große Wandlung, die aus dem Mittelalter die Neuzeit hat hervorgehen lassen, ist im Zeitalter Gutenbergs vollzogen worden. Durch die damals gefundenen und rasch entwickelten Vervielfältigungsmöglichkeiten war weitesten Kreisen des Volkes ein Zugang geschaffen zu den bisher nur den Geistlichen und einigen Vornehmen offenstehenden Gebieten direkter geistig künstlerischer Belehrung und Erbauung; geistige Empfänglichkeit und Regsamkeit, überhaupt jegliches höhere Bildungsinteresse ist von da an nicht mehr das Privileg einzelner, sondern Sache der ganzen Nation.

Was dann weiter folgt, illustriert allgemainer bekannte Gebiete: die ästhetisch prächtige Ausstattung des Buches in der Hochrenaissance und die gleichzeitige Blüte der graphischen Künste im Zeitalter eines Dürer, Holbein, Burgkmair, Marcanton. Sodann die immer vielseitigere Inanspruchnahme des Buchdrucks und der Graphik für alle möglichen, auch rein ephemeren, publizistischen, propagandistischen und polemischen Anlässe, wofür schon die Reformationszeit mit ihren Flugschriften, Traktaten und Spottbildern der einen oder andern Partei, charakteristische Beispiele liefert.

Seit dem 17. Jahrhundert etwa hat das typographische und bildgraphische Gewerbe wenigstens prinzipiell die universale Ausdehnung und Verbreitung gewonnen, die es heute besitzt. Nur technische Vervollkommnungen und einzelnen graphische Sondergattungen sind mit der Zeit noch hinzugekommen, während durch den immer mehr industrialisierten Betrieb die künstlerische Qualität heruntergedrückt

oder jedenfalls sehr ungleichmäßig gestaltet wurde.

Dabei hat aber Deutschland die angestammte überragende Vorherrschaft auf lange hinaus verloren. Im 17. Jahrhundert beanspruchten die Niederlande durch die Radierungen Rembrandts und seiner Genossen das erste Interesse, im 18. Jahrhundert die hauptsächlich Kulturträgerin Frankreich, vermöge der prächtigen Eleganz seines Buchgewerbes und seiner geistreich graziösen Graphik, neben der höchstens die modische englische Schabkunst in weiterem Umfang das Feld behauptet.

Auf die unendlich vielfältige Verästelung der graphischen und typographischen Spezialgattungen in der neueren Zeit konnte hier natürlich nur mit andeutenden

Beispielen Bezug genommen werden; man findet dafür einzelne dieser Spezialitäten, wie die Silhouetten, die Anfänge der Lithographie, die neuere Kartatur, die Geschichte des Reisehandbuchs usw. in sorgfältig ausgebauten Gruppen erschöpfend vorgeführt.

Der Abschluß der kulturgeschichtlichen Entwicklungslinie, das Bild des gegenwärtigen Standes der Dinge ist uns ja dann im weiteren Bereich der Bugra, z. B. in der großen deutschen Verlegerhalle, in den Pavillons der fremden Staaten und in der schier unüberschaubaren internationalen Ausstellung der modernen graphischen Künste mit eindringlicher Ausführlichkeit und mit der imposantesten Fülle des Materials vor Augen gestellt. Dr. M. Wadernagel.

## Unsere Kunstbeilagen

Unsere Bilder geben einige der Hauptwerke der Sammlung Oppenheim wieder, die von Dr. Georg Lill in dem betreffenden Aufsatz kritisch gewürdigt wird.

**Berichtigung:** In dem Beitrag 'Werden der Seele' von M. J. Sorge im Maiheft ist zu lesen: S. 199 Zeile 12 von oben 'Der Protest gegen alle Überfülle' (statt 'Protestant'), S. 200 Z. 5 von oben 'was ich erst' (statt 'sich'), S. 200 Zeile 9 von o. 'tritt ein in Güte' (statt 'die Güte').

**Herausgeber und Hauptredakteur:** Professor Karl Muth, München-Golln  
**Mitglieder der Redaktion:** Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München  
**Mitteleiter für Musik:** Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg  
**Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich:** Paul Schreiter, München  
**Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:** Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

**Verlag und Druck** der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Memmen, Bayern.  
**Alle Einsendungen an:** Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59  
**Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingeleitet werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.**

**Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.**

**Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.**

100

1

■  
●  
●

1



Mar Roman/Mediterranean Campaign





Elfter Jahrgang

1814

## Die militärische Spionage Von E. Schuk

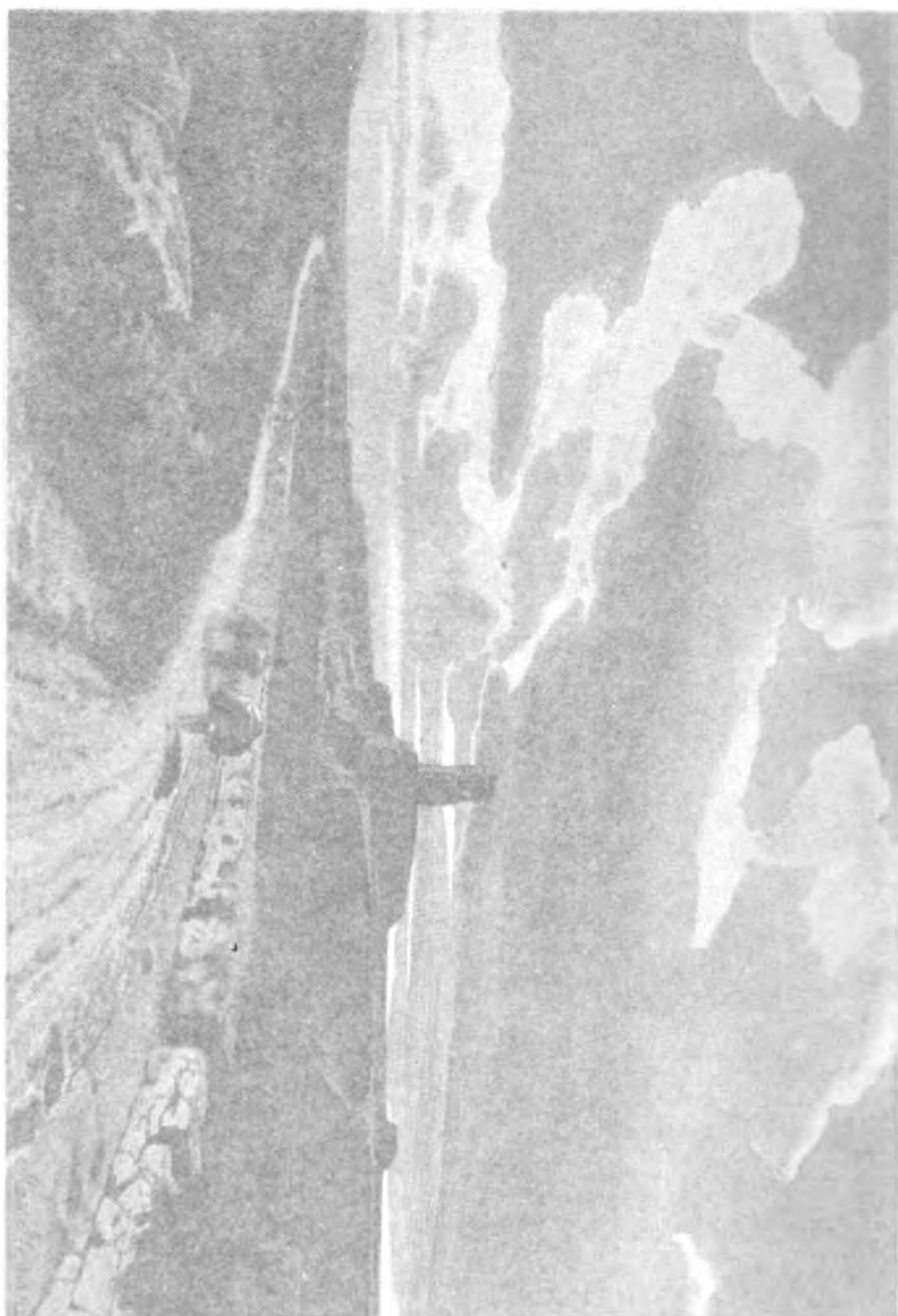
Zeit dem wir bei der in Folge des österreichischen Krieges  
offenbar hervortritt den Umständen, die sich aus demselben  
particularen Mächten herausstellen, und die sich in der  
Nähe der

Die Abneigung des Volkes gegen die militärische  
Unterstützung der Nation, die in Folge des Krieges  
unter den mongolischen Völkern, die sich in der  
wir noch sehen werden. Die Abneigung des Volkes  
gegen die militärische Unterstützung der Nation, die  
in Folge des Krieges hervortritt, ist ein Resultat  
des Krieges, wo er nicht da ist, da niemand  
das Spionieren nicht vorkommt, um beizubringen  
zu können.

Der Staat schützt den Bürger vor  
Der Staat schützt den Bürger vor, sobald der Staat  
belangt. Das Wort „Spion“ betrachtet jeder geistlich  
der ärgsten Verbrechen, die man ihm antun kann.  
und alles, was man im bürgerlichen Leben von der anständigen  
eines Ehrenmannes erwartet, ist mit dem Begriffe „Spion“ nicht  
Daher kommt es, daß viele Blätter, von der äußersten Rechten bis zur  
äußersten Linken, nur entehrende Gefängnisse und Zuchthausstrafen für  
Spione verlangen, und Festungshaft für alle Spionagefälle ohne Ausnahme  
abgeschafft sein müssen.

Hochland XI. 1.







Elfter Jahrgang

September 1914

## Die militärische Spionage Von E. Schulz

**S**eit dem ungeheuerlichen Falle des österreichischen Generalstabs-offiziers brennt den Großen wie den Kleinen unter den europäischen Mächten das Feuer der Militärspionage auf den Nägeln.

Die Abneigung des sittlich empfindenden, anständigen Menschen ohne Unterschied der Nation gegen Spione ist in Europa Allgemeingut; nicht aber unter den mongolischen Rassen, speziell den Japanern und Chinesen, wie wir noch sehen werden. Jeder Mensch hat für gewöhnlich eine starke Abneigung gegen neugierige Frager, die sich zum Hasse und zur Verachtung steigert im Augenblick, wo er merkt, daß jemand zur Befriedigung seiner Neugier das Spionieren nicht verschmäht, um bestimmte Sachen des Privatlebens zu erfahren.

Der Gesetzgeber schützt deshalb den Bürger vor Überwachung durch Detektive, d. h. bezahlte Privatspione, sobald der darunter Leidende sich belästigt fühlt. Das Wort 'Spion' betrachtet jeder gebildete Mann als eine der ärgsten Beschimpfungen, die man ihm antun kann. Denn Ehrgefühl und alles, was man im bürgerlichen Leben von der anständigen Gesinnung eines Ehrenmannes erwartet, ist mit dem Begriffe 'Spion' nicht vereinbar. Daher kommt es, daß viele Blätter, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, nur entehrende Gefängnis- und Zuchthausstrafen für Spione verlangen und Festungshaft für alle Spionagefälle ohne Ausnahme abgeschafft sehen wollen.

Hochland XI. 12.

Ich will mich deshalb hier zunächst mit den Personen und Beweggründen der militärischen Spionage befassen, um zu zeigen, daß militärische Spione und Spione einen gewaltigen Unterschied darstellen.

Wir müssen den Grundsatz, daß in erster und letzter Linie auf den Beweggrund jeder sittlichen oder unsittlichen Handlung — im weitesten Sinne des Wortes genommen — gesehen werden soll, um sie gerecht zu beurteilen, nirgendwo stärker und nachdrücklicher verlangen als bei der militärischen Spionage und ihren verschiedenen Zweigen, wie der außerordentlich kompliziert gewordene moderne Heereskörper sie mit sich bringt.

Was ist überhaupt ein Spion?

Wir übersetzen es wohl am besten mit ‚Kundschafter‘, ‚Späher‘. Der unehrenhafte Beigeschmack hat sich im Laufe der Zeit zweifellos durch unser verfeinertes Gefühlsleben mehr und mehr verstärkt. Die früheren Jahrhunderte strafen den Spion durchweg mit dem Tode, oft in grausamster Weise; doch tat man es wohl mehr, weil der Spion von jeher als besonders gefährlich und schadenstiftend galt. Man strafte, wenn er ertappt wurde, ihn oft mit martervollem Tode, um Nachfolger abzuschrecken, weniger aus sittlicher Entrüstung heraus. Die Spionage ist so alt wie das Menschengeschlecht und seine Teilungen in Sippen, Ansiedlungen, Stämme, und so alt wie der Krieg selbst. Im Buch der Bücher, der Bibel, finden sich eine Anzahl Spionagefälle. Schon der Auszug der Kundschafter, die das Gelobte Land auf seine Hilfsquellen und Ansiedlungsfähigkeit für das heimatlose Judentum besuchten und Kunde von ihm zurückbrachten, daß dort Milch und Honig fließe, waren — nüchtern betrachtet — Spione ihres Volkes. Die Ureinwohner, die nachher die Rückkehr der Boten zu ihrem Volke mit Eroberung und Unterjochung durch die Juden bezahlen mußten, hätten sie zweifellos umgebracht, wenn sie die Zwecke und die Folgen der Erkundigung hätten ahnen können. Die griechischen und römischen Geschichtsbücher und auch die mittelalterlichen Chroniken sind voll von Beispielen, wo selbst hervorragende Feldherren in eigener Person die militärische Spionage betrieben. Ja, man rühmt an ihnen ganz hervorragende Streiche in dieser Bezeichnung als Zeichen ihres Mutes, ihrer Schlaueit und Kaltblütigkeit.

Im Mittelalter sind es zwei Staaten, die durch Spionage ihre größten Erfolge auf politischem und militärischem Gebiete erzielten: Venedig und die Türkei. In Venedig finden wir die Spionage als politische Maxim bis zur Vollenbung ausgebildet. Sie dauerte bis zum Untergange des Staates während der großen französischen Revolution (s. Casanova). Es ist nicht zuviel gesagt, wenn die Geschichtschreiber behaupten, daß in der Republik Venedig die eine Hälfte der Bevölkerung von Staats wegen bezahlt und angestiftet wurde, um die andere Hälfte auszuspionieren und zu bewachen. Zu diesem System gehört es auch, daß die Republik ihre Gesandtschaften in fremden Ländern mit einem Reichtum, einem Prunk ausstattete, der die mächtigsten Könige und Kaiserreiche in den Schatten stellte. Aber die aufgewendeten Summen machten sich glänzend bezahlt. Kein Staat ist so über die intimsten



Vorgänge auf politischem wie militärischem Gebiet, selbst über das Familienleben der Herrscherfamilien des Landes, wo er seine Gesandtschaften unterhielt, unterrichtet wie die Königin der Adria. Der ganze Umfang der meisterhaften Spionage kam erst zutage, als man im 19. Jahrhundert daran ging, die Geheimen Staatsarchive Venedigs mit ihren Berichten der Geschichtsforschung freizugeben. Noch heute sind sie unerschöpfte Fundgruben für Geschichte und Kultur ganz Europas und des Orients. Man lese nur Standardwerke wie Hammer-Purgstalls 'Geschichte der Türkei' oder Ranke, 'Geschichte der Päpste im XVI. Jahrhundert'.

Der Gegenpart Venedigs ist die Türkei bis zu ihrem endgültigen und rapiden Niedergang unter Mohammed IV. nach der zweiten Belagerung Wiens (1683). Noch von Achmed Köprülü, den die Türken als ihren größten Bezir bewundern und den sie über Sokolli stellen, sagt ein abendländischer Gesandter, daß er (der Gesandte) mit Bewunderung und Staunen in seinen Unterredungen bemerkt habe, wie genau Achmed über die Verhältnisse Westeuropas bis ins Kleinste unterrichtet sei.

Die Venetianer nun, diese Meister der Spionage und mit den intimsten Schlichen vertraut, suchten sich drastisch vor Gegenspionage zu schützen. Ein venetianisches Gesetz verbot den Untertanen der Republik jeden Verkehr mit fremden Gesandten und ihrem Personal. Das Verbot erstreckte sich auch auf die vornehmen Patrizierfamilien des 'Goldenen Buches'. Sie konnten nicht im Hause fremder Gesandten intim verkehren. Bei der unerhörten Überwachung aller Untertanen und bei dem Grauen und der Angst vor dem Räte der Zehn, deren Namen nicht mal ausgesprochen werden durfte und die in heimlichen Gerichten mit schwarzen, unheimlichen Masken vor dem Gesicht die Staatsverräter richteten, kann man sicher sein, daß die Spionage auf dem Boden der Hauptstadt selbst für fremde Staaten fast unmöglich war. Auch die fremden Gesandten standen beständig unter heimlicher Bewachung. Daß Venedig mit Spionen nicht spaßte und sie ohne Aufhebens heimlich und schnell beseitigte, können wir als zweifellos annehmen.

Die militärische Spionage ist von der politischen nicht zu trennen, weil das Heer eben letzten Endes der Politik eines Reiches und Volkes den entscheidenden Nachdruck verleiht und die Interessen der Allgemeinheit gegen den äußeren Feind hütet und durchsetzt. Hier wollen wir uns indes mit der militärischen Spionage der Neuzeit in erster Linie befassen. Sie bestand und besteht, solange es Interessengegensätze mit Kriegen gibt, d. h. sie wird nach menschlichem Ermessen nie von der Erde verschwinden. Nur war sie in früheren Jahren verhältnismäßig einfacher, weil die Ausrüstung des damaligen Heeres, seine Zusammensetzung, die geringe Ausdehnung des Kriegsschauplatzes im Vergleich zu den heutigen Millionenheeren und ihrer Entfaltung, ferner die Kriegsmittel, der Festungsbau nicht entfernt so kompliziert waren wie heute. Friedrich II. und erst recht Napoleon I. legten der Spionage große Bedeutung bei. Napoleon z. B. bezahlte seine Spione glänzend, wenn er sie auch verachtete. Wir hören in der Zeit von 1815

bis 1864 wenig von der militärischen Spionage. Die politischen Umwälzungen in fast ganz Europa, die Erschöpfung nach den Greueln und Millionenopfern einer fast 25jährigen Kriegsepoche, eingeleitet durch die große französische Revolution und abgeschlossen mit dem endgültigen Sturze Napoleons, brachte eine verhältnismäßig lange Friedenszeit. Erst mit Napoleon III. setzt eine neue Kriegsepoche ein. Wenn Moltke kaltblütig und ruhig dem französischen Kriege entgegensah, so lag das nicht zuletzt an den vortrefflichen Nachrichten, die der Generalstab in Berlin über die mangelhaften Vorbereitungen auf französischer Seite, die Schäden des französischen Heerwesens usw. erhalten hatte. Umgekehrt wußten die französischen Generale nur sehr wenig über den vortrefflichen bis ins kleinste durchdachten und vorbereiteten preußisch-deutschen Kriegsplan. Man lese hierüber nur die Memoiren auf französischer Seite, die von Generalen und Staatsmännern erschienen sind. Auf deutscher Seite hat man begreiflicher Weise keine Neigung, auf dies Gebiet des militärischen Nachrichtenwesens einzugehen. Wir hören bei uns in Deutschland unter der Regierung des alten Wilhelm sehr wenig von Spionageprozessen. Anders in Frankreich. Die „Spionitis“, wie sie von uns und andern Völkern spöttisch genannt wurde, grassiert dort Ende der achtziger Jahre bereits, um von Zeit zu Zeit heftig oder gelinder aufzuflackern. Die ersten Jahre unter Wilhelm II. sind ebenfalls nicht reich an Spionageprozessen. Allerdings sah die Regierung sich 1893 zu neuen gesetzlichen Maßnahmen gegenüber der militärischen Spionage und dem Landesverrat gezwungen. Erst seit dem Buren- und russisch-japanischen Kriege beginnt eine Ara der politischen Unruhe, der Furcht vor Überfällen und Kriegsausbrüchen ohne Kriegserklärung, die mit den sich überstürzenden und immerfort anschwellenden Rüstungen in der ganzen Welt ein Gefühl nervöser Spannung, Furcht und Unruhe erzeugt hat, an der die ganze Menschheit krankt.

Diese zwei Kriege haben gezeigt, was es heißt, über Stärke des Feindes, seine heimlichen Rüstungen, seine Absichten nicht gründlich unterrichtet zu sein. England bezahlte seine mangelhafte Informierung über die burenischen Rüstungen und ihre Widerstandsfähigkeit mit einem 2<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahre dauernden Kriege, der dem Lande gegen fünf Millionen Mark kostete und schließlich zur Entsendung von 220 000 Mann führte. Die Verachtung des numerisch unbedeutenden Gegners hatte die englische Regierung, die sonst wie das alte Venedig über die feinsten Informationen in der ganzen Welt verfügt und kein Mittel scheut, ihre Zwecke durch Geld zu fördern, wo es nützt, verleitet, den jahrelang betriebenen Rüstungen Transvaals keine Aufmerksamkeit zu schenken. Ein zweiter Staat, den mangelhafte Information auf militärischem Gebiet für Jahrzehnte in seiner Politik zurückwarf, ist Rußland. Sein Gegner Japan dagegen kann als vorbildlich für militärische Spionage gelten. Das beweist nicht nur der Verlauf des russisch-japanischen Krieges, das bewies das Reich des Mikado schon beim Ausbruch des Boxerkrieges. Die Japaner haben sich schon hier als die Meister der militärischen Spionage

und der von ihr nicht zu trennenden politischen Spionage erwiesen. Sie selbst wußten sich jede ausländische Gegenspionage im eigenen Lande vom Halse zu halten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Ost-Asiaten, Chinesen wie Japaner, einen ganz anderen Ehren- und Moralkoder haben. Wir Europäer können ein ungemütliches, unbehagliches Gefühl nicht loswerden, wenn wir von Spionage hören. Anders der Japaner. Für ihn hat die Spionage nichts Entehrendes. Im Gegenteil, für ihn ist sie eine politische Pflicht. Er wird alles zu erfahren suchen, was seinem Vaterlande nützen und seinem Feinde schaden kann. Japan hat systematische Spionage in umfangreichster Weise getrieben, von der der Westeuropäer nur durch Zufall eine Ahnung bekommen hat. Einen Vorfall, den ich aus dem Munde zweier englischer Damen habe, will ich hier als Beweis anführen. Zur Zeit der Boxerbewegung und schon einige Zeit vor ihr wohnte in Peking nicht weit vom Gesandtenviertel ein japanischer Photograph in bescheidenen Verhältnissen. Von ihm ließen sich die englischen Missionarinnen und andere Leute photographieren. Beim Ausbruch der Boxerwirren verschwand er, noch ehe jene denkwürdige Belagerung des Gesandtschaftsviertels in Peking begann. Als sie durch den Einzug der verbündeten europäischen und japanischen Truppen endlich aufgehoben wurde, zog an der Spitze der japanischen Truppen der ehemalige japanische Photograph ein. Er war in Wirklichkeit Oberst gewesen und hatte jahrelang als bescheidener Photograph sein Dasein geführt. Auf einen zweiten, nicht minder bezeichnenden Vorfall ist eine Verfügung des amerikanischen Marineministeriums zurückzuführen, der auf alle Zeit aufs strengste jede Beschäftigung nichtamerikanischer Heizer, Kellner — Stewards — usw. auf amerikanischen Kriegsschiffen verbietet. Dieser Erlass verdankt seinen Ursprung dem Erlebnis eines amerikanischen Marineoffiziers, der mehrere Jahre auf seinem Schiffe durch einen japanischen Steward bedient worden war und denselben Mann durch Zufall als Offizier auf einem japanischen Kriegsschiffe wiederfand. Wenn die Intensität der Militärspionage aber jenen fieberhaften Grad erreicht und eine Nervosität erzeugt hat, die Völker und Behörden, besonders aber die Militärbehörden nicht zur Ruhe kommen läßt, so ist auch Japan als letzte Ursache anzusprechen. Japan eröffnete bekanntlich den Krieg damit, daß es nächstlicherweile, ohne Kriegsansage, die russische Flotte in Port Arthur durch Torpedobootsflotillen überfallen ließ. Wenn ihm auch nicht die Vernichtung der gesamten russischen Panzer gelang, so wurden doch vier der größten und wertvollsten Schlachtschiffe durch Torpedos so schwer havariert, daß die russische Flotte sich nie wieder von dieser schweren Schädigung erholen konnte und so die japanische Flotte sich von vornherein ein Übergewicht sicherte. Japan hätte den Krieg niemals aufs Festland nach Korea und weiterhin nach der Mandschurei hinüberspielen können, wenn es sich durch diesen tückischen Überfall nicht den Seeweg für Truppentransporte, Nachschübe usw. gesichert hätte. So zeigte sich, daß dieser nächtlich geglückte Überfall letzten Endes den russisch-japanischen Krieg zu ungunsten Rußlands entschieden, der ihm

sechs Milliarden Mark gekostet und seine Vorherrschaft über die Mandschurei, Korea, ja die so gut wie anerkannte Vorherrschaft in Ost-Asien gebrochen hat. Japan ist zum gefährlichen Rivalen für alle europäischen Mächte geworden und bedrohte nicht nur Rußland, sondern auch Amerika und seine Philippinen und England in seiner australischen Kolonie; von unsern Besitzungen in Kiautschau ganz zu schweigen. Die ganze Weltpolitik hat durch diesen einen geglückten Überfall, den nur sträfliche russische Nachlässigkeit verschuldete — die russischen Offiziere befanden sich trotz Drohen des Krieges in der Nacht des Überfalls größtenteils auf einem Balle —, eine gänzlich unerwartete Wendung genommen. Es rächte sich bitter, daß Rußland so schlecht über die japanischen fieberhaften Rüstungen und besonders nicht über Japans Stärke unterrichtet war. Auf der andern Seite machte sich die japanische Spionage glänzend bezahlt. Während Rußland bei der mühe-losen Besetzung der Mandschurei infolge der Vorerwirren es versäumte, kartographisch das Land, das es nicht mehr loszulassen gedachte, aufzunehmen, hatte Japan durch Offiziere, die als Händler, Barbieri, Arbeiter usw. verkleidet waren, vortreffliche Karten des ganzen zukünftigen Kriegsschauplatzes anfertigen lassen. Schon im Boxerkriege hörte ich in Tientsin, Peking, Schin-scho-fuh russischerseits nur vom Kriege mit den Malakis (Spottnamen für Japaner von seiten der Russen) von oben herab sprechen. Die Schnelligkeit der Bewegungen, die Tapferkeit und vor allem die gründliche Informierung, die Aufstöberung von versteckter Kriegsbeute, Bargeld usw., die die japanische Kriegsführung zu unser aller Erstaunen im sog. Boxerkriege 1900 schon zeigte, hätte die Russen warnen sollen. Dieser Überfall auf die Russen ohne vorherige formelle Kriegserklärung lastet wie ein böser Alpdruck auf allen Nationen. Da kam zum Überfluß jene Rede eines englischen Politikers, der vor fünf Jahren erklärte, daß die deutsche Flotte plötzlich aufgehoben und vernichtet sein werde, noch ehe man in Berlin Kenntnis davon habe. Das Mißtrauen wuchs zwischen England und Deutschland zur Siedehitze. Denn jetzt erinnerte man sich, wie vor genau hundert Jahren Nelson die dänische Flotte einfach überfallen und fortgenommen hatte. Solche Überfälle lassen sich aber ohne sehr sorgfältige Vorbereitung auch durch eine Flotte nicht durchführen. Jetzt hieß es für Deutschland genau über jeden Schritt des Gegners schon in Friedenszeiten unterrichtet zu sein. — Und das konnte man nur durch sorgfältiges Nachrichtenwesen. Der Selbst-erhaltungstrieb allein zwingt schon dazu.

Die Seespionage für rivalisierende Mächte, die in einem halben Tage ihre Flotte vor den gegnerischen Häfen erscheinen und eine Torpedobootsflotille hineinschicken können, um den feindlichen Kolossen ihre furchtbare Sprengwaffe selbst auf große Entfernung hin in den Leib zu jagen oder den Umkreis einer ankernden Flotille auf hoher See oder den Hafeneingang mit schwimmenden Minen zu spicken, muß deshalb viel sorgfältiger sein als die über Truppenbewegungen zu Lande. Eine schnell-fahrende Torpedobootsflotille kann man leicht und ohne Aufsehen armieren

und zu einem nächtlichen Überfall ausfenden, viel mehr noch die immer gefährlicher werdenden Unterseeboote. Englands Seespionage hat erst begonnen, seitdem die deutsche Flotte einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm. Die gerichtliche Überführung der beiden aktiven englischen Offiziere French und Brandon sowie verschiedener Zivilpersonen hat es bewiesen. Beide Länder haben natürlich das größte Interesse daran, aufs genaueste über jede Bewegung der Flotte auch in Friedenszeiten unterrichtet zu sein; weil beide Parteien sozusagen auf Kanonenschußweite kampfbereit gegenüberliegen. Eine englische Flotille kann in einer Nacht Wilhelmshaven, die Weser- und Elbemündung angreifen und unheilvollen Schaden anrichten oder ungesehen eine Anzahl Kontaktminen legen. Umgekehrt können unsere Flotillen denselben Schaden an Flotte und Häfen Englands stiften. Der französischen Flotte dagegen wäre eine unbemerkte Annäherung unmöglich, Rußland aber kommt vorläufig als Bedroher unserer wichtigsten Ostseekriegshäfen gar nicht in Betracht. Neben der Information über Neuerfindungen im technischen Gebiete im weitesten Sinne des Wortes ist es also für Deutschland wie für England eine Lebensfrage, genau über den Zustand der Flotte im allgemeinen, die Stärke der Besatzung der einzelnen großen Schiffe, wie kleinerer und größerer Flottenverbände, und vor allem über alle verdächtigen Bewegungen der Unterseeboote und Torpedobootsflotillen unterrichtet zu sein.

Unsere Marinestreitkräfte, die beständig eine fast kriegsstarke Besatzung an Bord haben, sind imstande, sich innerhalb sechsunddreißig Stunden klar zur Schlacht zu machen, also in einem Zeitraum, der so kurz ist, daß der Gegner unter Umständen nichts von der Vorbereitung erfahren kann. Ganz anders liegen die Verhältnisse zu Lande. Schon die Vorbereitungen sind infolge des Massenheeres ganz verschiedene. Ein plötzlicher Überfall wie zur See ist zu Lande ganz ausgeschlossen. Allein die Verteilung einer großen Masse scharfer Munition an die Mannschaften aller Gattungen, die Vorbereitungen zur Verpflegung, zum Nachschub von Bedürfnissen des Heeres, des sorgfältig vorbereiteten Sanitätswesens usw.; das alles kann nicht von heute auf morgen vor sich gehen, ohne großes Aufsehen zu machen. Nicht nur die taktische Ausarbeitung des Kriegsplanes erfordert Jahre, um jede wichtige Brücke jedes Nebengeleises, die Wagenparks, jede Rampe im eigenen wie im Feindeslande richtig auf Leistungsfähigkeit zu werten, sondern ein planvoller Angriff braucht ebenfalls Wochen. Es ist vollkommen unmöglich, daß die erhöhte Geschäftigkeit in den einzelnen Regimentern und Garnisonen der Zivilbevölkerung verborgen bleiben kann. Kommen dann die massenhaften Einziehungen der Reservisten hinzu, um die Regimenter kriegsstarke zu machen, so sind die Vorbereitungen dem Auslande nicht zu verheimlichen. Wir brauchen nur an die Probemobilmachungen Oesterreichs und Rußlands im letzten und in diesem Jahre zu denken, sowie an die Unruhe zu erinnern, als auch Deutschland sich gezwungen sah, ungewöhnlich viel Reservisten einzuziehen. Die Börse allein schon pflegt jede bedrohliche politische Lage in ihren Kursen anzuzeigen, noch ehe die breite Öffentlichkeit

den wahren Grund weiß. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die großen Bankhäuser aller Länder über derartige Vorgänge meist besser und schneller unterrichtet sind als die Regierungen.

Nun könnte man einwenden: 'Man braucht doch nur die starken Armeekorps an der Grenze, die nur aus aktiven Mannschaften bestehen, marschieren zu lassen und nicht warten, bis die Reservisten eingezogen sind.'

Der Laie vergißt, daß dann die ungeheuren Verluste, die die ersten Schlachten mit sich bringen werden, nur durch Reservemannschaften ersetzt werden können, die zweifellos einem aktiven, im Training befindlichen Heere gegenüber nicht ebenbürtig sind. Außerdem geriete das Ganze, aufs sorgfältigste durchdachte System der kriegstarken Regimenter durcheinander.

Man sieht, ein Krieg mit plötzlichem Überfall zu Lande ist gegen einen gut gerüsteten Gegner so leicht nicht möglich.

Trotzdem muß jeder Staat, der mit einem Nachbar auf gespanntem Fuße steht, auch im Frieden genau verfolgen, ob außergewöhnliche Bewegungen in den Proviantämtern, den Waffenfabriken, in der Truppe herrschen. Denn lange, ehe die diplomatische Aktion von der Macht, die zum Kriege entschlossen ist, eingeweiht wird, sind die Heeresleitungen fix und fertig. Das beste Beispiel ist hier wieder Japan und Rußland bezw. England und Transvaal. Ein besonderes Kapitel aber ist die beständige Vervollkommnung der Kriegsrüstung; ferner die Grenzfestungen als Bollwerke gegen eine feindliche Invasion und die Mobilisierungspläne mit dem allgemeinen Kriegsplan als Krönung.

Die Technik der Kriegswaffen zu Lande und zu Wasser und neuerdings der Luftfahrzeuge ist in einer derartig sich überstürzenden Entwicklung und Vervollkommnung begriffen, daß man von einer Revolution sprechen kann, die von einem zum andern Tage ganze Systeme, ganze Waffengattungen entwertet oder mindestens minderwertig macht. Ich erinnere nur an die ungeheueren Tragweite, die die Erfindung eines unter dem Wasserspiegel fahrenden Bootes hervorrufen mußte, das die stärksten Panzerschiffe wehrlos machen kann, und an die lenkbaren Luftschiffe mit ihrer Fassungskraft von mehreren Zentnern Sprengmittel und ihrem Aktionsradius, der es ihnen ermöglicht, zu Wasser und zu Lande furchtbare Zerstörungen an Brücken, Schiffen und Gebäuden anzurichten. Noch umwälzender aber sind die Fortschritte auf dem Gebiet der Flugmaschinen. Es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, daß wir diese Maschinen zu Tausenden in der Armee direkt in Fliegerkorps vereinigt haben werden. Was vor sechs Jahren als das Phantasieprodukt des Romanschriftstellers à la Jules Verne erschien, nähert sich mit unheimlichen Schritten der Wirklichkeit. Den Vogelzug haben wir nicht nur an Schnelligkeit übertroffen, sondern, was noch unfaßbarer ist, man ist nach dem Vorgang Pégouds imstande, mit einer Maschine Bewegungen auszuführen, die die beweglichsten Flugkünstler in der Vogelwelt nicht annähernd nachzumachen vermögen. Alle Neuerungen auf technischem Gebiete nun werden von der Heeresverwaltung auf ihre Ver-

wendbarkeit für die Armee geprüft, wie man sich ihrer bedienen kann, um den Feind im Kriege zu schädigen und sich das Übergewicht auf technischem Gebiet zu verschaffen. Die Eifersucht und die Furcht, daß der Gegner technisch besser gerüstet dastehen könnte und die ungeheueren unabsehbaren Folgen, die ein unglücklicher Krieg für eine Nation nach sich zieht, der ein Volk sogar ganz aus der Liste der Großmächte, ja sogar als Reich auslöschen kann — man denke nur an Polen —, hat zur Entwicklung der militärischen Spionage ganz erheblich beigetragen.

Jede Nation sucht natürlich ihre Vorteile und Errungenschaften möglichst für sich allein zu behalten und umgibt nicht nur die technischen Versuche mit größter Heimlichkeit, sondern sucht jeden neuen Geschütz- und Gewehrteil, besonders jeden genial erdachten Zünder der Artilleriegeschosse, neue Vorrichtungen, Verbesserungen an Schiffen und Artilleriematerial, Mischungen von Sprengstoffen usw. für sich allein zu verwerten. Der Rivale muß trachten, alles das in seine Hände zu bekommen, um gleichwertig gerüstet zu sein oder, die Erfindung des Gegners benutzend, noch Besseres zu schaffen und auf ihr weiterzubauen. Alle diese Umstände muß man sich klar machen, wenn man die Spionage verstehen will.

Wir wollen die Spione in verschiedene Klassen teilen. Die erste Klasse ist jene Sorte, die sich mit der Spionage als Geschäft und Lebensberuf befaßt.

„Als Lebensberuf?“ wird der Leser erstaunt fragen.

„Sowohl, als Lebensberuf.“ Es gibt in Belgien, das von jeher ein Herd internationaler Militärspionage war, aber auch in Holland und neuerdings in der Schweiz Spionagebureaus. Speziell Basel ist der Sitz französischer Spionage gegen Deutschland geworden. Diese Bureaus sind vielfach Gründungen von gescheiterten Militär- und Zivilpersonen. Sie befaßen sich berufsmäßig mit der Übermittlung von Nachrichten, mit Diebstahl von Mobilisierungsplänen und wichtigen Neuerungen des gesamten Waffensystems aller Nationen und bieten sie gegen Bezahlung den Armeebehörden an. Wer am besten bezahlt, erhält den Zuschlag. Diese Bureaus sind ein wahrer Krebschaden und oft die wahren Schuldigen, die so manchen braven Soldaten und Unteroffizier, Maaten oder Beamten ins Verderben gestürzt haben. Sie gehen durch Mittelspersonen dabei ganz planmäßig vor. Zuerst suchen sie zu erfahren, wer von den unteren Chargen oder Beamten imstande ist, die gewünschte Geheimsache zu liefern. Es wird nicht ohne Grund behauptet, daß sie die zu fangenden Opfer erst zu Geldausgaben verleiten, wobei lieberliche Frauen eine wichtige Rolle spielen, oder daß sie sie zum Spielen verleiten und diese Leidenschaft zu steigern suchen. Ist das Opfer erst in Geldnot, dann ist es bereits halb gefangen. Jetzt tritt der Mephisto hervor und bietet Geld an; erst vorsichtig, dann immer mehr kommt er mit seinen Anliegen heraus. Ist der erste Schritt auf dem Wege zum Abgrunde getan, gibt es kein Zurück mehr. Das Opfer hat nur die Wahl zwischen Zuchthauschande oder De-

sertion. Die Gewissensbedenken werden durch neue Geldgeschenke betäubt. Der Spion und Verräter am eigenen Volke sitzt schon im Neze und muß liefern, was verlangt wird; ja, damit nicht genug, muß er noch andere Kameraden zu verderben trachten, um Sachen zu verraten, die er selbst nicht liefern kann. Typisch für diese Art Landesverrat sind die schweren Verfehlungen jener Wilhelmshavener Polizisten, die als ehemalige Maate der Marine Landesverrat begingen und mit aktiven Kameraden für ihre landesverräterischen Zwecke weiter Verkehr pflegten. Diese Bureaus haben ihre eigenen Fachleute, ebenfalls gescheiterte und nicht selten hervorragend begabte, ehemalige Offiziere, die das gestohlene und ausspionierte Material auf seine Brauchbarkeit prüfen müssen. Dann erst bieten sie ihre gestohlenen Zünder, Modelle, Gewehre, Pläne usw. den interessierten Armeebehörden oder Regierungen an. Und daß diese nicht zögern, Zusagendes zu erwerben, nach dem alten Erfahrungssatze, daß die Politik bei Dingen des Wohles und Wehes einer Nation jenseits von Gut und Böse steht, brauchen wir kaum zu betonen.

Die zweite und größte Klasse von Landesverrättern, zu der man 99 Prozent rechnen kann, ist die von Habsucht und mühelosem Gewinn verderbte. Sie sind die am verächtlichsten und erbarmungslosest zu bestrafenden Landesverräter. Wer die unheimlich schnell anschwellenden Spionageprozesse der letzten 23 Monate allein genau verfolgt hat, wird ausnahmslos feststellen, daß nackte Gier nach Gold die eigenen Landesverräter leitete; angefangen vom 17jährigen Lehrling, der zufällig bei Krupp Pläne unter die Hände bekommt und gleich ein Vermögen mit ihrem Verrat an das Ausland zu erhaschen hoffte, bis zum Feldwebel in Thorn, der, in auskömmlichen Verhältnissen lebend, für Geld sehr wichtige Pläne an Rußland verkauft und zynisch seinen Verrat zugesteht. Immer wieder ist es Habsucht und erst in zweiter Linie Geldnot, die diese Verbrecher reizt. Auch der unerhörte Fall des Obersten Redl gehört hierher, der alles in den Schatten stellt, was wir erlebt haben. Es ist hier nicht der Platz, diesen Fall besonders zu beleuchten, aber er ist ohnegleichen dadurch, daß es sich gezeigt hat, wie ein einziger in hoher Stellung befindlicher Offizier ein ganzes Volk verderben kann, dadurch, daß er die Mobilmachungspläne an die feindliche Nachbarmacht verrät, sie in den Stand setzt, die vom Gegner als schwach erkannten Angriffspunkte zu beseitigen oder zu verstärken, den Angreifer an den von ihm als schwach angenommenen Punkten festzuhalten, wo er sich dann an überlegenen Kräften verbluten kann. Zugleich holt er zu einem wichtigen Seitenschlage aus oder umgeht den Angreifer. Nicht minder schlimm war dieser Fall dadurch, daß dieser Landesverräter als Leiter der Spionage seines Landes alle Agenten und Quellen kannte, die für Österreich Nachrichten herbeischafften, sie nach und nach Rußland ans Messer lieferte und damit das Informationswesen des österreichischen Generalstabes und die Frucht jahrelanger Vorbereitungen vernichtete.

Die dritte Klasse, die sich mit Spionage befaßt, möchte ich als die an-



ständige bezeichnen. Es sind Leute, die aus Pflichtgefühl oder aus Patriotismus, also aus edlen Motiven und aus Sorge um ihr Vaterland, sich mit Spionage befassen. Zu ihnen gehören jene vier englischen Spione, die als zwei aktive Offiziere, als wohlhabender Rechtsanwalt und als gutgestellter Kaufmann erkannt wurden. Ein ganz besonderes Kapitel beansprucht die Frage:

„Befassen sich die Generalstäbe, besser die Armeeleitungen, mit Militärspionage und geben sie aktiven Offizieren Spionageaufträge?“

Es sind in den letzten fünf Jahren eine große Anzahl aktiver und inaktiver Offiziere aller großen europäischen Militärmächte auf frischer Tat ertappt und später als Spione entlarvt und verurteilt worden. Niemals hat ein einziger zugestanden, auf höheren Befehl einen Spionageauftrag erhalten zu haben. Es ist ein anerkannter Grundsatz der Heeresleitungen, den ergriffenen aktiven Offizier fallen zu lassen und zu verleugnen. Ich glaube aber, daß bei einer Diskussion über diesen heißen Punkt, betreffend der Ableugnung von Spionage durch beauftragte aktive Offiziere, die Generalstäbe mancher europäischen Großmacht sich mit einem Augurenlächeln streiten würden. Es gibt eben Verhältnisse, mit denen alle beteiligten Generalstäbe rechnen müssen und die sie nicht ändern können. Zum Kriegsführen ist die genaueste Kenntnis von den Mitteln, der Stärke und Schwäche des feindlichen Heeres, des zu erwartenden Kampfplatzes mindestens so wichtig wie die eigene sorgfältige Rüstung. Geht ein Krieg verloren, so macht das unterlegene Volk die Heeresführer und Leiter des Reiches für die Niederlage verantwortlich wie in Rußland und England. Und das mit Recht. Ich bin der Meinung, daß Spionage aus Patriotismus niemals mit der Spionage aus Habsucht oder sonstigen gemeinen Motiven auf eine Stufe gestellt werden darf. Bei jedem gemeinen Verbrechen wird das Motiv zur Tat geprüft, und selbst beim Raubmörder gesteht man mildernde Umstände zu, wenn grenzenlose Not oder sonstige Umstände mitsprechen. Auch für den Spion, der nicht sein eigenes Volk verriet, sondern aus Patriotismus oder Pflichtgefühl auf fremdem Boden militärische Kenntnisse zum Nutzen seines Volkes zu erwerben trachtete, kann man mildernde Umstände verlangen; nicht aber für den Verräter am eigenen Volke. Das Volksempfinden hat ebenfalls von jeher in diesem Punkte einen scharfen Unterschied gemacht. Den ergriffenen fremden Spion richtete man oft ohne weiteres hin, marterte ihn aber selten, den Verräter am eigenen Volke aber verbrannte oder folterte man vorher und flocht ihn dann aufs Rad. Auch unsere Rechtsprechung macht einen scharfen Unterschied zwischen Spionage und Spionage. Sie verurteilt ergriffene Spione, die nicht beruflich oder aus gemeinen Motiven handelten, fast immer zu Festung und Offiziere fremder Nationen fast ausnahmslos zu nicht entehrenden Strafen. Dagegen geht das Reichsgericht gegen Verräter am eigenen Volke mit unbarmherziger Strenge vor und pflegt sie zu den höchsten Zuchthausstrafen zu verurteilen, die es gesetzlich verhängen kann und stellt sie ausnahmslos unter Polizeiaufsicht.

Die Pest des Landesverrats greift erschreckend um sich. Es haben vom 1. Januar 1912 bis 25. November 1913 dreißig Verhandlungen stattgefunden gegen 33 Deutsche (darunter 8 Elsässer resp. Lothringer) und 9 Ausländer. Sie erhielten zusammen (in den beiden Jahren also) allein 135 Jahre 7 Monate und 2 Wochen Zuchthaus und 17 Jahre 7 Monate Gefängnis. Außerdem wurden 5 Jahre Festungshaft verhängt.

Ein einziger entkam, es war der russische Hauptmann Kostewitsch.

Die Öffentlichkeit erfährt nur die Namen der Verräter und das Strafmaß, da fast nie öffentlich verhandelt wird. Die genauere Tatsache des Verrats wird selten bekannt gemacht und noch seltener die Umstände, die zur Entdeckung führten. Ich kann aus oben dargelegten Gründen mich nicht dafür aussprechen, ausnahmslos Zuchthaus zu verhängen; wohl aber kann man der Meinung sein, daß für sehr schweren Landesverrat, von einem Deutschen am eigenen Volke und Reiche begangen, die schwerste Strafe verhängt werden soll, erst recht, wenn der Verbrecher nur aus habgierigen Motiven, nicht aus Not oder infolge seiner Jugend und Verführung gehandelt hat. Welch ungeheures Geld sich zum Beispiel Rußland die Spionage kosten läßt, erfuhren wir zufällig durch die große Summe, für die ein Thorer Feldwebel wichtige Dokumente verraten hatte. Die Angabe, daß Rußland jährlich 30 Millionen Rubel für Spionage ausbebe, das heißt gegen 66 Millionen Mark, wird wohl phantastisch sein; daß sie enorm sind, ist indes zweifellos.

Mit der staunenswerten Entwicklung der Luftfahrzeuge ist eine neue Art der Spionage herausgekommen, die im Verein mit der Photographie, die ebenfalls eine ungeahnte Vervollkommenung erreicht hat und tagtäglich neue Wunder erschließt, die militärischen Geheimnisse eines Staates illusorisch machen kann. Bei der Wichtigkeit, die ein Fortgürtel, seine versteckte Lage, seine Art der Befestigung, Bauart für eine Grenzfestung hat, ist jeder Staat lebhaft bestrebt, ihn den Blicken zu entziehen. Ein über die Festung hinfliegendes Flugzeug ist imstande, von der Luft her mittelst der Photographie die exaktesten photographischen Aufnahmen mit kleinen, besonders konstruierten Apparaten aufzunehmen. Deshalb haben sich alle Staaten zu dem Ausbau einer sogenannten Luftstraße und zu luftpolizeilichen Maßregeln gezwungen. Fast alle europäischen Staaten haben deshalb genau die Flugbahnen ihrer Flugzeuge festgelegt und die Grenze, bis zu der sich ein Flieger Festungen, gewissen Orten usw. nähern darf. Um zu verhindern, daß ein Flieger photographische Aufnahmen in einem Teil seines Apparates versteckt, wird jedes fremde Flugzeug, das eine verbotene Zone überfliegt oder in ihr landet, beschlagnahmt, genau untersucht, ja in einzelnen Fällen sogar auseinandergenommen, und auf verbotene Aufnahmen hin untersucht. Diese Maßnahmen sind nicht eine Schikane, sondern weise Vorsicht. Denn gerade die Photographie ist eine der wichtigsten Hilfsmittel der Spionage. Daher die scharfen Verbote in Kriegshäfen, Festungen und an gewissen Küsten, die für die Landesicherheit in Betracht kommen, photographische Aufnahmen zu machen.

Wir wollen nun die Frage beantworten: „Gibt es keinen absoluten Schutz gegen Spionage? Wenn nicht, wie schützt sich der Staat vor Verrätern?“


Ein Geheimnis, das zwei Personen wissen, ist kein Geheimnis mehr, sagt man. Um die letzten und wichtigsten Dinge, z. B. um einen Feldzugsplan wissen in jedem Generalstab nur einige wenige Personen. In rein parlamentarisch und demokratisch regierten Staaten, wo die Kriegsminister und ihre Vertrauensleute (häufig Zivilisten) beständig wechseln, ist es sehr schwer, militärische Geheimnisse wie z. B. einen Feldzugsplan zu wahren. Anders in solchen Staaten wie Preußen-Deutschland, wo das Heer wie ein einziges Instrument in der Hand eines allerhöchsten Kriegsherrn ist, das der parlamentarischen Kontrolle in bezug auf Beförderungen usw. direkt entzogen ist. Hier können Mobilisierungspläne und die letzten Geheimnisse der Politik und des Heeres gewahrt werden. Aber gewisse Pläne über Mobilisierungen der einzelnen Armeekorps usw. müssen einem größeren Kreise von Offizieren und Unterbeamten bekannt werden. Das ganze Militärwesen ist schon in Friedenszeiten ein so ungeheures Gebiet, daß viele wichtige Pläne, Abschriften,ervielfältigungen unmöglich von ausgesuchten Offizieren allein bearbeitet werden können. Alle Neuerungen auf dem Gebiete des Waffenwesens, der Flugtechnik, der Signalebücher der Marine usw. aber sind sozusagen Gemeingut von Hunderttausenden. Sie auf die Dauer geheim zu halten, dürfte gleichfalls unmöglich sein. Und daß sich unter den Massen des Heeres und der Marine immer räubige Schafe, ehrvergessene und leichtsinnige Elemente finden, die für Geld zu jeder Schändlichkeit fähig sind, läßt sich eben nicht vermeiden. Es ist also in erster Linie nur die Art des Objektes beim militärischen Geheimnis, das erfolgreich gegen Spionage geschützt werden kann. Alles geheim zu halten ist unmöglich. Einen absoluten Schutz gibt es nur für ganz wenige und wichtige Dinge. Die übrigen gefährdeten militärischen Geheimnisse, soweit sie in der Hand der Masse sind, kann der Staat nur zu schützen suchen, muß aber immer mit Verrat rechnen. Da sich die Gesetzesbestimmungen von 1893 als nicht genügend erwiesen haben, plant die Regierung jetzt neue sehr strenge Gesetze gegen die Spionage, mit denen sich der Reichsverband der deutschen Presse in diesem Jahre erst auf seiner Tagung befaßt hat. Sie sind aber derartig, daß niemand in der Presse mehr sicher ist, gegen die militärische Sicherheit des Deutschen Reiches nicht zu verstoßen; sie dürften deswegen in ihrem Entwurfe bereits abgeändert werden. Wichtig wäre es vor allen Dingen, daß niemals mehr die Summen genannt werden, die ein Verräter für seine Verbrechen bekommen hat. Neunzehntel aller Landesverräter handelt aus gemeiner Habsucht und das Geld wird immer wieder Leute, besonders junge und unerfahrene verleiten, wenn sie von Summen hören, die für den Verrat gezahlt wurden. Deshalb sollte aufs strengste alles vermieden werden, was geeignet ist, durch Angabe der Geldsummen, die die Landesverräter verdient haben, diesen niedrigsten und verbreitetsten Instinkt zu wecken.

Wie aber die Dinge nun einmal liegen, können wir uns selbst nur durch genaueste Information über militärische Vorbereitungen unserer feindlichen Nachbarn schützen. Wir müssen ferner trachten, nicht nur alle fremde Spionage auf unserem eigenen Boden unmöglich zu machen dadurch, daß wir sorgfältig unsere wichtigsten Forts und militärischen Depots, Gelände, die Mobilisierungspläne und sonstige militärischen Geheimnisse bewachen, sondern auch dadurch, daß wir durch gesetzliche Strafbestimmungen viel schärfer als bisher ahnden und Landesverräter mit Strafen schrecken, daß sich jeder von diesen Leuten es dreimal überlegt, ehe er sein frevelhaftes Beginnen unternimmt. Ferner ist die dauernde Überwachung aller Elemente außerhalb Deutschlands, die sich mit Spionage zum Schaden unseres Landes befassen, die allerwichtigste Aufgabe. Wir dürfen annehmen, daß das geschieht. Eines der besten Mittel, die Leute unschädlich zu machen, ist die Photographie. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß sie es war, die den Engländern z. B. während des Transvaalkrieges die größten Dienste geleistet hat. Es war den Engländern zuerst unmöglich, die Verbindung zwischen dem nach Europa geflüchteten Präsidenten Krüger und den buriſchen Feldherrn in Südafrika zu zerreißen. Immer wieder kamen Boten an und gingen Boten mit Berichten nach Südafrika und zurück. Da griff die englische Spionage zu einem einfachen Mittel; sie mietete die Zimmer in einem Hause, das der Transvaalgesandtschaft in Brüssel gegenüberlag und photographierte ungelesen von den Fenstern dieses Hauses aus alle dort bei Tage ein- und ausgehenden Personen, die sie dann sorgfältig überwachte. So kam es, daß schließlich acht Boten der Gesandtschaft in Brüssel in Südafrika von Raffern beim Marsch durchs Innere ermordet wurden, wenn sie versuchten, vom portugiesischen Gebiet her sich durchzuschlagen. Die Boten wurden den Raffern frühzeitig gemeldet und ihnen für die Ablieferung jedes Kopfes eines Boten 50 Pfund Sterling — 1000 Mark — gezahlt. Es war dies ein nie zu entschuldigendes Verfahren der Engländer.

Daß die feindliche Spionage auch zuweilen ihr Gutes hat, haben wir selbst erlebt. Die Ergreifung von englischen Spionen unterrichtete uns z. B. über die Absichten und den Kriegsplan Englands. Aus den Aufzeichnungen dieser Spione ging klar hervor, welche Nordseeinsel die Engländer sich als Basis für ihre Flotte zu machen gedacht hatten, wenn es zu einem Kriege zwischen uns und ihnen kommen sollte. Die eilige Befestigung von Vorkum ist eine Folge dieses Spionagefalles. Sie machte uns erst auf einen schwachen Punkt in unserer Küstenverteidigung aufmerksam. Und so kommt es, daß man von der Spionage zuweilen sagen kann: „Daß sie das Böse will und doch das Gute schafft.“

# Völkische Lebensfähigkeit und Religion

## Von J. Graßl

ast alle Religionen haben die Fortpflanzung zum Gegenstand der Fürsorge gemacht. Am schärfsten wohl der Buddhismus. Nach ihm ist es eine Sünde, die Periode eines weiblichen Wesens vorübergehen zu lassen ohne Befruchtungsmöglichkeit. Aus dieser Auffassung heraus bildete sich der Verbrennungstod der noch gebärfähigen Witwen. Die Ausdehnung der Verbrennung auf alle Witwen war bereits eine Entartung der religiösen Geschlechtsvorschriften. Diese strenge Religionsvorschrift aber führte auch zur Kinderheirat. Das indische Volk steht demnach auf der denkbar breitesten Basis der Volkserneuerung. — Für die Japaner und Chinesen ist die religiöse Handlung des Ahnenkultus ein mächtiger Antriebsfaktor geworden. — Die strenge Auffassung der Juden über die Pflichten der Fortpflanzung ist allgemein bekannt, ebenso bekannt sind aber die Folgen dieser strengen Religionsvorschriften: die Erhaltung des Judentums über 2000 Jahre trotz denkbar ungünstigsten Außenverhältnissen. — Die Fruchtbarkeit der orthodoxen Griechen der Gegenwart ist beachtenswert groß. Aber auch die protestantischen Holländer und deren Abkömmlinge in Südafrika, die Buren, zeigen gegenüber unserer Fruchtbarkeit hohe Geburtszahlen. Aus allen diesen Beispielen geht hervor, daß die von einigen neueren Sozialpolitikern und Medizinaltheoretikern, wie Kost und Wolf, aufgestellte Behauptung, daß die in Deutschland zutage tretende hohe Fruchtbarkeit der Katholiken eine spezifisch katholische Erscheinung ist, der Nachprüfung bedarf. Diese Nachprüfung muß mit naturwissenschaftlichen Mitteln geschehen.

Hier begegnen uns sofort große Schwierigkeiten. Die Biologie der Völker ist erst im Anfange, sie hat die primitivsten Grundzüge ihrer Lehre kaum noch festgelegt im Gegensatz zu der Theologie und Moralphilosophie, denn diese haben aus ethischen und praktischen Gründen strenge Regeln herausgearbeitet, die sich an dem Prüfstein der Geschichte der Völker als richtig erwiesen. Erst in den letzten Jahrzehnten haben v. Ottingen und v. Mayr auch in der Frage der Völkererhaltung tiefergehende Studien gemacht.

Ein Fehler, auf den man im Studium der Erhaltung der Völker immer wieder stößt, ist der Vergleich des Volkes mit dem Individuum. Aus der Tatsache, daß das Volk aus Einzelindividuen besteht, zieht man den Schluß, daß auch im Völkerleben reiche Erscheinungen des Individuallebens zutage treten müssen, so z. B. Jugend, Alter und Tod. Aber schon eine bloß oberflächliche Betrachtung der Grundeigenschaften beider Vergleichsobjekte gibt die Unrichtigkeit dieses Vergleiches zu erkennen.

Das Individuum ist ein fest abgeschlossenes Ganzes mit umschriebenem Anfang und Ende, also mit Jugend und Alter und Tod. Das Volk ist prinzipiell ewig. Natürlich nicht im Sinne der Philosophie oder Theologie, sondern der Biologie, die mit bestimmten Zeitabschnitten rechnet. Gleich-

gültig, ob wir das Volk, dessen Lebenskraft wir erforschen wollen, von dem ersten Menschenpaare im Paradiese ableiten oder ob wir die mechanistische Entwicklung aus einer Urquelle nicht-menschlicher Natur für wahr halten: die zeitliche Entfernung des in Frage kommenden Volkes von dem Ursprunge ist stets so groß, daß die tausend oder die einige tausend Jahre, in welchen das betreffende Volk in der Weltgeschichte erscheint, eine verschwindend kurze Zeit der tatsächlichen Existenz des Volkes sind, so daß wir die historische Zeit mit der tatsächlichen Zeit gar nicht in Rechnung stellen dürfen. Ja man ging sogar noch weiter. Man übertrug gewisse Erscheinungen, die der Jugend des Individuums eigen sind, glattweg auf die Völker. So sagte man: Selbstvertrauen, Wagemut, Idealismus und Radikalismus, körperliche Kraft, schnelle Ersatzmöglichkeit der aufgebrauchten Kräfte sind Dinge, die der Jugend des Individuums wie der der Völker eigen sind. Logisches Erfassen der Außenverhältnisse dagegen, höhere Würdigung der Umgebung, Opportunismus, Vorsorge für den noch vorhandenen Rest der Lebensmöglichkeit, Schonung der Kräfte, Egoismus seien Alterserscheinungen des Individuums wie der Völker. Die hohe Geburtenzahl sei den jungen Völkern eigen, wie die Geschlechtsbetätigung ein Anrecht der jugendlichen Manneskraft sei. Daß dieser Vergleich vollständig unangebracht ist, geht aus dem Gesagten hervor. —

Als dann mit dem physischen Alter der Völker nichts zu machen war, nahm man das kulturelle Alter als die Ursache der Erscheinung an. Man behauptete, hohe und allgemeine Kultur bringe die Erscheinung bei den Völkern herbei, die wir als Alterskennzeichen bei den Einzelmenschen kennen. Und das Bestreben aller Volksführer mußte sein, die Kultur niederzuhalten, um das Dasein des Volkes zu retten. Gegen die Annahme der Kultur als Krankheit, als Lodbbringer wehren sich immer mehr Gelehrte. Es wird der Kreis jener immer größer, die annehmen, daß diese Erscheinungen nicht die naturnotwendige Folge der Kultur sind, sondern daß sie vermeidbare Nebenerscheinungen sind. Merkwürdigerweise hat sich aber in der Bezeichnung der Anhänger der Kultur eine vollständige Verschiebung ergeben. Diejenigen, welche die Kultur als unvermeidbare tödliche Krankheit betrachten, werden als die Freunde der Kultur erklärt, und diejenigen, welche den Völkertod bloß als eine unerwünschte Nebenerscheinung der Kultur annehmen, werden als Kulturfeinde erklärt. Der Grund für diese Verschiebung der Beziehung ist kindlicher, fast kindischer Natur. Weil die einen für die volle Gewährung der augenblicklichen Wünsche der Generation sind, werden sie als Freunde angesehen, wenn auch diese Gewährung den Untergang des Volkes und damit der Kultur selbst bedingt. Wie ja auch das Kind den als Gegner ansieht, der ihm nicht jeden Wunsch erfüllt, obwohl gerade die Nichterfüllung dieses Wunsches das Gedeihen des Kindes sichert. . . .

Wir haben gesagt, daß der Völkertod im Gegensatz zum Individuumstod etwas Pathologisches, Krankhaftes ist, daß er vermeidbar ist. Im

Grunde genommen ist der Völkertod nichts anderes als ein Sieg der Umwelt über eine Menschengruppe, die sich einbildete, außerhalb der Naturnotwendigkeit zu stehen. Dieser Tod kann herbeigeführt werden durch gewaltsame Vernichtung der feindenden Generation oder durch mangelhaften Ersatz der werdenden Generation. Die gewaltsame Vernichtung ist außerordentlich selten. Größere Völkerschaften werden von ihr niemals getroffen. Denn immer lebt ein Teil des durch Menschen- oder Naturfeinde heimgesuchten Volkes fort und hat die Möglichkeit, sich zu ergänzen, wenn auch manchmal unter einem anderen Namen. Noch nie ist ein größeres Volk durch das Schwert zugrunde gegangen. Die gewöhnlichste Art des Unterganges kulturell hochstehender Völker ist das Ausgeborenwerden. Und so spitzt sich denn die Frage der Lebensfähigkeit eines Volkes darin zu, ob dieses Volk genügenden Nachersatz hat.

Dieser Nachersatz ist von den verschiedensten Umständen abhängig. Die Meinung, daß der religiöse Vermehrungsbefehl von vornherein den Ausschlag gibt, ist irrig. Der Vermehrungsbefehl der Juden und Christen, auf den wir uns hauptsächlich beschränken wollen, ist überhaupt kein absoluter. Er ist an die Existenz der Ehe gebunden und somit eingeschränkt. Die Ehe ist aber nicht bloß eine religiöse Einrichtung, sondern auch eine wirtschaftliche, politische. Alle Einwirkungen wirtschaftlicher und politischer Natur auf die Ehe werden sich daher in der Kinderzahl auswirken. Damit sind wir einen Schritt näher gekommen zu dem Fundamentalsatz aller Naturwissenschaften: Daß die Entstehung fast aller Erscheinungen in der Natur nicht der Wirkung einer einzigen Ursache zu verdanken ist, sondern dem Zusammenwirken einer großen Anzahl von bewegenden Ursachen. Jede Naturerscheinung ist nichts anderes als ein Kompromiß, als die Diagonale aller Kräftewirkungen. Die Erforschung dieser Kräftewirkung ist oft sehr schwierig, weil die einzelne Kraft von der anderen bewegenden Kraft kompensiert wird. Das Nichtauffinden der einzelnen Bewegkraft ist also noch lange nicht ein Nichtvorhandensein derselben. Die Ursachen der mangelhaften Ergänzung der absterbenden Volksteile durch Geburtenzahl zu erforschen, ist bei den Menschen ganz besonders schwierig, weil der Mensch gelernt hat, seine Geschlechtstätigkeit nicht bloß nach dem physischen Trieb zu richten, sondern auch den psychischen Eigenschaften, besonders dem Willen unterzuordnen.

Eine Aufrollung der ganzen Völkserneuerungsfrage an diesem Ort verbietet sich von selbst. Es kann auch nicht die Rede davon sein, wie weit einzelne Faktoren besonders mitwirken; sondern nur, wie weit religiöse Begriffe mitbestimmend sind.

Nach der wirtschaftlichen Seite hin kann man drei Arten von Völkern unterscheiden. Solche, die die Gesamtheit ihrer Lebensbedürfnisse selbst erzeugen, das sind die primären Völker. Solche, die ihre eigenen Produkte gegen die anderer Völker austauschen, entweder im Urzustande oder veredelt, das sind die sekundären Völker, und solche, die von den Erzeugnissen anderer Völker leben, ohne diesen volle äquivalente Werte dafür zu geben, das sind

die parasitären Völker. Die primären Völker sind in ihrer Kinderzahl abhängig von der Fähigkeit und dem Willen, dem Boden vermehrte Produkte abzurufen oder von der Möglichkeit, andere primäre Völker zu verdrängen. Die sekundären sind abhängig von dem Gedeihen der im Tauschhandel mit ihnen verbundenen Völker. Sie bestimmen ihre Lebenskraft nicht mehr ausschließlich selbst. Die parasitären sind hierin noch weiter gegangen. Ihr Leben wird von dem Willen oder dem Unvermögen der bewucherten Völker bestimmt. Nun ist aber kein Volk ein homogenes Ganzes, sondern setzt sich aus den drei einzelnen Gattungen der Volksmöglichkeit zusammen. Das Verhältnis der einzelnen Volksgattungen zu einander im Volke bedingt somit die Lebensfähigkeit, d. h. die Selbstbestimmungsmöglichkeit der ganzen Völker.

Es ist eine weise Einrichtung der Natur, eine Selbstreinigung des Menschengeschlechtes, daß Völker- und Volksteile mit parasitärem Charakter alsbald durch Ausgeborenwerden zugrunde gehen. Diese Arten von Völkern und Volksteilen erblicken nämlich in jedem Mitmenschen, der ähnlich wie sie schmarogend leben will, einen scharfen Konkurrenten in der Lebensführung, und selbst wenn dieser Mitmensch ihr eigenes Kind ist. Die Einschränkung der Kinderzahl ist daher naheliegend und wird um so größer, je anspruchsvoller der Volksparasit lebt. Das Ende alles Parasitismus ist der 'weiße Tod', Selbstmord durch mangelhafte Erneuerung der Schmarogerteile.

Auf schmarogende Völker und Volksteile wirken daher religiöse und sittliche Begriffe ganz anders, abgeschwächt ein, um so mehr als das Schmarogertum ohnehin schon eine egoistische Verweichlichung, einen überhebenden Egoismus voraussetzt. Bei diesen eine tiefere Wirkung moralphilosophischer oder theologischer Vorschriften, die ihre Eigenart und Existenz bedrohen, erwarten zu wollen, wäre von vornherein unangebracht.

Die Erfahrung lehrt, daß die primären Völker auch zugleich, in der Regel wenigstens, starke Autoritätsvölker sind. Das liegt in der Natur der Sache. Die Bebauung des eigenen Bodens, die Veredelung der eigenen Produkte setzt ein scharfes Zusammenarbeiten und damit eine Unterordnung voraus, und damit ist die Autorität gegeben. Bei diesen Völkern und Volksteilen wird daher von Anfang an eine erhöhte Wirkung ethischer Vorschriften der Autorität zu erwarten sein.

In der Mitte stehen die sekundären Volksteile und Völker. — Aus der wirtschaftlichen Beschäftigung und Gewinnung des Lebensunterhaltes die Höhe der Kultur ermessen zu wollen, heißt den Begriff Kultur verkennen und ihn mit Wohlleben verwechseln.

Die Wirkung religiöser Vorschriften in der Frage der Fortpflanzung hängt also wesentlich von dem Subjekte der Betätigung ab. Nicht der objektive Glaubenssatz kommt allein in Betracht, wie manche glauben. Das Objekt des Glaubens wirkt sich in dieser Frage nur insofern noch aus, daß es auf das Subjekt von vornherein allgemein bestimmend einwirkt. Daß dem so ist, dafür ist Beweis die



Tatsache, die wir eingangs erwähnt haben, daß die große Kinderzahl bei den verschiedensten Religionen gefunden wird, und daß sie gerade da gefunden wird, wo die allgemeine religiöse Basis noch feststeht. Es ist eine Selbsttäuschung, annehmen zu wollen, daß nicht auch bei Katholiken die Abminderung der Kinderzahl bedenklichen Fortschritt annimmt. Rost selbst hat darauf hingewiesen, daß die französischen Kleriker es nicht mehr wagen, die Propagierung der Fruchtbarkeit der Ehe von den Gläubigen zu verlangen, aus Furcht, auch den Rest der Gläubigen aus der Kirche zu treiben.

Die Frage, warum die Zwergfamilie auch in Kreise eindringt, die bisher als religiös galten, ist von ausschlaggebender Bedeutung. Ob der Katholik unter Umständen seine Fruchtbarkeit einengen darf, und welche Umstände dies erlauben, ist Sache der Moralisten. Hier beschäftigt uns nur die Tatsache. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß trotz anscheinend vorhandener Religiosität bei allen Beschränkt-Fruchtigen die Beschränkung deshalb erfolgte, weil sie in individualistisch-effektischer Selbsteinschätzung sich über die bloß ausgesprochenen Gebote hinwegsetzten, daß also im Innern bereits ein gewisser Zwiespalt zwischen Überzeugung und Lehre der Kirche besteht. Ja wir haben die Beobachtung gemacht, daß derartige Unterfruchtige bloß eines äußeren, oft ganz geringfügigen Anstoßes bedurften und sie trennten sich denn auch äußerlich von der Gemeinschaft. Dieser Anstoß braucht oft gar nicht auf religiöser Basis zu liegen. Und wir haben eine weitere Beobachtung gemacht, daß diese Trennung wieder aufgehoben wurde, daß die Rückkehr zur Religionsgemeinschaft wieder erfolgte, wenn die künstliche Beschränkung wegen des Eintretens der natürlichen Unfruchtbarkeit nicht mehr notwendig war. Wir kommen daher zu der Ansicht, daß zwischen Abtrennung von der religiösen Vorschrift und künstlicher Kinderbeschränkung ein innerlicher Zusammenhang besteht.

Wolf hatte darauf hingewiesen, daß katholische Länder und Bezirke Mitteleuropas höhere Fruchtbarkeit zeigen als protestantische. Wir möchten wegen der Verschiedenheit des Objektes den Beweis als nicht voll erbracht bezeichnen, wenn daraus allein die größere Religiosität oder der Zusammenhang der höheren Fruchtbarkeit mit der Religion bewiesen sein soll.

Schon etwas näher kommt aber der Satz, daß religiöse Anschauung und Religion überhaupt mitbestimmend zur Zahl der Kinder ist, wie Rost und Wolf zeigen, daß da, wo viele sozialdemokratische Stimmen abgegeben werden, auch geringe Kinderzahl herrscht. Wenn wir auch jenseits jeder politischen Agitation an dieser Stelle stehen, und wenn wir auch gläubige Sozialdemokraten gefunden haben, so ist doch unbestritten, daß die Macher des Sozialdemokratismus irreligiöse Tendenzen haben. Man kann also wohl mit Recht radikale politische Stimmabgaben mit geringem Einfluß der Religion identifizieren. Es ist hier aber nicht der Platz, durch ausgedehnte Statistik den Zusammenhang beider zu erörtern. Wir können hier nur das Resultat verwerthen. Der Vergleich von 40 Großstädten und 40 Mittelstädten Deutschlands in bezug auf Stimmenabgaben und Stimmenzahl ergibt, daß da,

wo höhere Prozentsätze von sozialdemokratischen Stimmen abgegeben werden, fast ausnahmslos geringe Kinderzahl vorhanden; daß aber da, wo die katholischen Stimmen vorherrschend sind, sowohl hohe als niedere Fruchtbarkeit gefunden wird.

Die Geographie der Fruchtigkeit und der Stimmenabgaben allein erscheint uns daher — im Gegensatz zu anderen Autoren — nicht als genügend, um aus ihr allein den Zusammenhang ableiten zu können.

Wir haben uns daher um ein anderes Beweismaterial umgesehen. Wir glauben, daß die historische Entwicklung heranzuziehen ist. Wegen der Schwierigkeit des Vergleiches haben wir uns auf eine Stadt beschränkt, und zwar haben wir die bayerische Hauptstadt, München, gewählt. Wir reproduzieren die absoluten Zahlen der Geburten und die Eheschließungen der vier Standesämter Münchens für die Zeitpunkte 1901—1912. Das Standesamt I umfaßt die Bezirke 1—5, 13, 22, 26; II: 14—18; III: 9—11, 19, 20, 24; IV: 6—8, 21, 23, 25.

Die Standesämter II und IV sind in dem Verhältnis der Geburten zur Eheschließung ganz gewaltig zurückgegangen. Da eine Neueinteilung der Ämter nicht stattfand, sind nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder sind die fruchtbaren Volksteile Münchens aus den Bezirken II und IV vorläufig verdrängt worden oder die Fruchtbarkeit dieser Bewohner hat wesentlich nachgelassen. War die Verdrängung schuld, müßte die hohe Geburtenziffer an anderer Stelle erscheinen, was nicht der Fall ist. Die Geburten-

Geburten in München nach Bezirken								
Bezirk	1901	1910	Bezirk	1901	1910	Bezirk	1901	1910
1	267	225	10	1230	710	19	598	616
2	332	265	11	1166	879	20	2061	693
3	348	404	12	575	401	21	1328	805
4	116	65	13	472	324	22	1305	603
5	463	288	14	1071	778	23	297	658
6	611	405	15	1662	766	24	320	298
7	1123	601	16	329	551	25	—	818
8	721	449	17	623	822	26	—	802
9	597	373	18	1290	713			

Absolute Zahl der ehelichen Kinder Münchens nach dem Berufe der Eltern					
	1902	1903	1904	1905	1906
Landwirtschaft	156	130	130	117	117
Selbständiges Gewerbe	1445	1411	1331	1152	1055
Gewerbegehilfen	5477	5069	4822	4792	4773
Selbständiger Handel und Verkehr	1007	982	977	894	821
Gehilfen im Handel und Verkehr	1680	1643	1546	1585	1709
Unständige Lohnarbeiter	1981	1901	1706	1537	1547
Öffentlicher Dienst und freier Beruf	1982	1863	1774	1863	1737
Militär	122	122	126	145	118
Berufslose	113	116	97	75	101

ziffer der Ämter II und IV fiel also durch Geburtenrückgang. Zum weiteren Beweis stellen wir dann die Geburtenziffer der einzelnen Bezirke gegeneinander, verglichen nach den Jahren 1906—1910. — Der Rückgang der Arbeitervolksteile mit radikaler politischer und religiöser Auffassung ist evident. Ferner sind wir auf die Beschäftigungsart eingegangen.

	Standesamt I		Standesamt II		Standesamt III		Standesamt IV	
	Absolute Zahlen der							
Lebend	Lebend- geburten	Ehe- schließ.	Lebend- geburten	Ehe- schließ.	Lebend- geburten	Ehe- schließ.	Lebend- geburten	Ehe- schließ.
1901	4290	1341	4556	1387	5781	1680	3701	1311
1902	4234	1346	4456	1145	5571	1424	3620	1042
1903	4246	1298	4232	1082	5285	1378	3620	998
1904	3989	1291	4070	1071	5395	1411	3318	1079
1905	3948	1238	3934	1041	4977	1337	3330	1156
1906	3736	1285	3855	1048	5008	1371	3203	1123
1907	3867	1248	3511	1094	4676	1542	3031	1238
1908	4649	1334	3581	1191	4010	1498	2893	1224
1909	4769	1545	3284	1206	2922	1270	3327	1426
1910	4896	1572	3016	1172	2821	1299	3123	1457
1911	4966	1592	2864	1266	2701	1325	2964	1515
1912	4997	1545	2839	1579	2671	1398	2970	1570

Bedenkt man die starke Industrialisierung der Stadt und demgemäß die starke Zunahme der Handelsgehilfen und der unständigen Lohnarbeiter und bringt damit die Verschiebung der Geburtenzahl in den von den Arbeitern bewohnten Außenbezirken in Verbindung, so ist klar, daß die Gewerbegehilfen und die unständigen Lohnarbeiter in der Einschränkung der Kinderzahl relativ am weitesten gehen.

Dadurch wächst die Bedeutung des mittleren Bürgerstandes für die Volkserneuerung und wir scheinen wieder langsam zu dem im Mittelalter gültigen Satz zurückzukehren, daß der Mittelstand auch in generativer Beziehung die Kraft des Volkes ist oder doch wenigstens wird.

Zu dem gleichen Resultat kommt Professor Dr. Silbergleit für Groß-Berlin: „Unter den Stadtteilen treten in den letzten Jahren die arbeiterreichsten mit den stärksten Abnahmeverhältnissen der ehelichen Geburtenziffer hervor.“ — Auch in Hamburg, Kiel und anderen Städten hat man das gleiche Resultat bekommen.

Daß die hauptsächlich von Arbeitern und Gehilfen bewohnten Stadtteile bei den Wahlen die radikalen Stimmen abgaben, ist durch die Erfahrung und durch die Statistik so hinreichend bestätigt, daß eine wiederholte Erhärtung hier überflüssig ist. Auch unsere kassenärztliche Praxis geht dahin, daß mit zahlreichen Kindern versehene Arbeiter überwiegend oft den katholischen oder christlichen Unterstützungsvereinen angeschlossen sind, die Kinderarmen mehr den sozialdemokratischen.

Wird dazu noch die von uns an anderer Stelle veröffentlichte Beob-

achtung zusammengehalten, daß die niederbayerischen und oberpfälzischen Ämter, die ja bekanntlich tief religiös sind, in ihrer Kinderzahl bis in die jüngste Zeit hinaufgingen, trotzdem die Bezirke und Städte ringsherum der Zwergfamilie zustreben, so kann man dies ungezwungen als die Folge der religiösen Überzeugung ansprechen, obwohl sicher auch andere Ursachen, namentlich wirtschaftliche, mitwirken.

Einen positiven Beweis von dem Zusammenhang des tiefen Glaubens mit der Kinderzahl bringt Bornträger. Auf Grund eingehender statistischer Beobachtung preußischer Kreisärzte wird von diesem Regierungsmedizinalrat der Nachweis gebracht, daß nach Missionspredigten die Zahl der Kinder der Gläubigen sich auffallend mehrt. Auch wir können diese Beobachtung bestätigen. Wir konnten mehrere Arten von Gläubigen unterscheiden. So sahen wir in einer Anzahl von Ehen, die schon längere Zeit kinderlos waren, nach Missionen wieder Geburten eintreten, und es waren fast regelmäßig die Frauen, die bei den Missionen die größere Ergriffenheit zeigten. Andere Ehepaare nahmen nach den Missionen Fremdkinder zur Erziehung in die Familie auf; und eine Anzahl von Ehepaaren versprach dies zu tun, vergaß aber auf die Erfüllung dieses Versprechens. Wir stehen nicht an, in dem verschiedenartigen Verhalten unterfruchtiger Ehepaare die Intensität der Wirkung der Predigten der Missionäre zu erblicken. Die erste Klasse waren die Vollbekehrten, die zweite wollte mit einem ‚guten Werke‘ sich der Verpflichtung entziehen, und bei der dritten Klasse war der Augenblickseindruck nicht anhaltend genug, um eine Wirkung auszulösen. Bedenkt man aber die großen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen und individuellen Vorteile, die die eingeschränkte Kinderzahl bringt, so muß man besonders aus der Tatsache, daß Ehepaare, trotzdem sie diese Vorteile am eigenen Leibe bereits kennen gelernt haben, zur Aufgabe der egoistischen Anschauung kommen, den gewaltigen Einfluß derartiger Religionsübungen erschließen. Um wieviel wirksamer wird dieser Entschluß auf jene Volksklassen gewesen sein, die noch mitten im Zeugungsgeschäft stehen, die noch nicht die Einschränkung geübt hatten. Wir möchten diesen Missionserfolg als positiven Beweis für den Zusammenhang von Lebensbetätigung und religiöser Lebensauffassung bezeichnen.

Trotzdem möchten wir davor warnen, auf rhetorische Beeinflussung allzu hohe Hoffnungen zu setzen. Wir wissen, daß fast überall die katholische Geistlichkeit im sogenannten ‚Brautexamen‘ den Eheandidaten auch die Verpflichtung, die Ehe als den gottgewollten Samengarten der Volks-erneuerung zu betrachten, eindringlich vorstellt, und trotzdem sehen wir in gar manchen Ehen, selbst unmittelbar nach der Eingehung der Ehe, wo also die Einschränkung der Kinderzahl am naturwidrigsten erscheint, eine Verschiebung der Geburt. Ferner möchten wir darauf hinweisen, daß die katholische Geistlichkeit — von der bayerischen ist uns dies wohl bekannt — die Verpflichtung, daß die Mutter dem Kinde die Brust darreiche, immer wieder betont — ohne wesentlichen Erfolg. Und wir fragen als

Mann, dem das Sein über den Schein geht: Wenn schon in dem Stillgeschäft der Erfolg so gering ist, wie wird der Erfolg erst bei der Geburtenzahl sein? Es drängt daher alles zu der Überzeugung, daß die religiöse Grundlage ganz besonders tief sein muß, wenn sie wirksam sein soll, und daß die Geburten hemmenden Außenumstände nicht zu groß sein dürfen, sonst ersticken sie die religiöse Überzeugung. Von den Gegnern der religiösen Basis der großen Kinderzahl wird die Behauptung aufgestellt, daß die Unkenntnis mit den prophylaktischen Mitteln bei den Religiösen größer sei, und daß deshalb die Kinderzahl groß gehalten werde. Die große Kinderzahl wird also als ein Intellektmangel dargestellt. Diese Anschauung, die man auch bei den polizeilich veranlagten Autoren und ihren Forderungen wiederfindet, muß entschieden abgelehnt werden. Keinen geschlechtsreifen Mann gibt es mehr, der nicht diese Mittel kennen würde. Und die Tatsache, daß auch in den gläubigen Volksschichten vor der Ehe diese Mittel zur Anwendung kommen, daß aber die Gläubigen es verabscheuen, in der Ehe davon Gebrauch zu machen, spricht für den Willen derselben. Wir nehmen also für die vollfruchtigen Katholiken und anderweitig Gläubigen den bewußten Willen und somit tiefe sittliche Beweggründe für die Vollfruchtigkeit in Anspruch. Wir sprechen aber den Unterfruchtigen nicht von vornherein die Sittlichkeit ab, denn wir wissen, mitten im Leben stehend, wie weit oft der Weg von dem Willen zur Tat ist. Aber für die biologischen Folgen ist es gleichgültig, welche Motive maßgebend waren zur Einschränkung der Kinderzahl. Die Natur kennt keine Motive, nur Tatsachen. Die Tatsache, daß Völker mit strengen Glaubensansichten fruchtbarer sind als Völker mit gelockerten Glaubensbekenntnissen, wirkt sich aus, wirkt im Volke fort und bildet eben, was wir Lebensfähigkeit nennen.

Wollen wir aber die Motive richtig erfassen, so müssen wir uns noch nach anderen Erscheinungen umschauen. Die Kinderzahl allein gibt uns noch nicht die klare Einsicht in das Innenleben der Eheleute.

Was ist näherliegend, als daß wir den künstlichen Tod der Ehe in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Der künstliche Tod der Ehe aber ist die Auflösung der Ehe ohne physischen Tod der Eheleute. Die Ehescheidung ist für die Ehe das, was für die Völker der Untergang ist. Beide sind Kunstprodukte. Ja, der Untergang der Völker auf dem Wege des Ausgeborenwerdens ist der Endeffekt der Verhältnisse der Ehe.

Die widernatürliche Lösung der Ehe ist also ein prägnantes Kennzeichen der Gesundheit und der Krankheit der Ehe selbst. Gegen diesen Satz werden zwei Einwendungen gemacht: 1. Unsere Zeit, unsere wirtschaftlichen und sittlichen Anschauungen erfordern ein Geschlechtsverhältnis, das neben der Ehe besteht oder das für die Ehe eintritt. 2. Die Lösung der Ehe ist lediglich der äußere Endeffekt der tatsächlichen Trennung. Es ist hier nicht der Platz, eine Verteidigung der Ehe zu schreiben. Nur darauf möge hingewiesen sein, daß bei allen Völkern dann der Ruf nach einer Ersatzeinrichtung für die Ehe erhoben wurde, wenn sie

sittlich angefaßt waren, und dieser Ruf war regelmäßig mit dem Untergange der Völker begleitet. Das Gebundensein des Geschlechtstriebes in der Ehe ist ja das Wesen der Ehe. Zu jeder Zeit und an allen Orten hat es Menschen gegeben, die dieses Gebundensein als eine Last empfunden haben. Aber die Bindung, der Zwang, ist eine erhöhte Sicherung der Nachkommenschaft. Ohne das Institut der Ehe würde die Einwohnerzahl rapid abfallen und der wilde Kampf um das Weibchen würde alle Errungenschaften der Kultur und Zivilisation zerstören. Ein nie gesehener Barbarismus würde eintreten. Je häufiger und energischer der Ruf nach Abschaffung der Ehe ertönt, desto mehr kann man auf ungezügelter Leidenschaft schließen.

Und der zweite Einwurf widerlegt sich ebenfalls von selbst. Gewiß ist die Lösung der Ehe lediglich der äußere Effekt innerlicher Verhältnisse. Aber mißt man nicht auch die körperlichen Krankheiten an der Zahl der Todesfälle des Körpers? Die widernatürliche Lösung der Ehe ist ein Kennzeichen der Häufigkeit und der Stärke krankhafter ehelicher Zustände. Daß es eheliche Erkrankungen ohne diesen Endeffekt gibt, ist selbstverständlich.

Nun ist aber die Lösung der Ehe auch ein zivilrechtlicher Akt. Die Zahl der Trennung der Ehe kann sich daher auch dann ändern, wenn das trennende Gericht eine freiere Rechtsprechung einnimmt. Diese Rechtsprechung kann freier werden durch die Gesetzgebung oder durch die Gesetzesauslegung durch die Richter. Beide Fälle sind aber herbeigeführt durch die freiere Auffassung der ehelichen Verhältnisse im Volke. Diese freiere Auffassung wird nicht in das Volk von der Regierung hineingetragen, sondern erwächst aus dem Volke selbst und wirkt sich in der Gesetzgebung und der Gesetzesauslegung aus. Sie ist also ohnehin schon ein sehr bezeichnendes Merkmal der Gesamtauffassung des Volkes. Die Vermehrung der Ehelösung kann aber auch eintreten, indem die Voraussetzungen der Ehetrennung im Einzelfall sich mehren, was nur auf einer Lockerung der ehelichen Anschauung beruht. Die Erhöhung der Ehescheidungen ist also auf jeden Fall charakteristisch.

Es wäre aber verfehlt, jede Ehelösung von vornherein als Niedergang der ehelichen Kultur in sich aufzufassen. Es gibt sicher auch Beweggründe wirtschaftlicher und sozialer Natur, die zur Lockerung und damit zur Scheidung der Ehe führen, ohne daß von Anfang an die Sittlichkeit im Spiele ist. Und es muß ohne Einschränkung zugegeben werden, daß unsere gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse nicht günstig sind für die Stärke der Ehe. Aber für die Lebenskraft des Volkes sind die Motive gleichgültig. Die Tatsache der Lockerung ehelicher Sitten wirkt sich im Volke aus; sie ist bestimmend für die Lebensfähigkeit des Volkes.

Primäre und Autoritätsvölker haben durchwegs strengere Auffassung von der Ehe. Die primären Völker aus wirtschaftlichen Gründen, die Autoritätsvölker aus sittlichen Beweggründen. Und da die primären und die Autoritätsvölker sich zu decken pflegen, so fallen beide Beweggründe zusammen, und auch bei der Bewertung der Ehe an sich wie bei der Beurteilung der Früchte der Ehe erwächst daher die große Schwierigkeit der Trennung der ursächlichen Verhältnisse.

Es ist eigenartig und bezeichnend für die geringe Entwicklung der Staatswissenschaft, daß selbst die äußeren Merkmale der Ehe, die statistisch faßbaren Erscheinungen derselben noch zu wenig studiert sind. Die Staatswissenschaft ist sich über die Bedeutung der Ehe im Leben der Völker anscheinend noch nicht völlig klar. Sicher könnte die Staatswissenschaft in der Aufdeckung der Ehe als Lebenselement des Volkes weitergehen. Die rein mechanischen Zahlen der Häufigkeit der Ehen, des Alters der Eheschließenden, der Familienverhältnisse der Eheschließenden hat man ja erforscht. Aber den sittlichen Beweggründen ist man nicht nachgegangen. Man könnte z. B. durch Erforschung des Heiratsgutes der Ehefrauen, durch die Steigerung der Abhängigkeit der Ehe von dem Umfange des Eingebrauchten den sittlichen Charakter erschließen u. a.

Es macht aber für den Beobachter entschieden den Eindruck, als ob die Zutaten zur Person immer mehr bestimmend auf die Häufigkeit der Ehen Einfluß gewinnen und als ob die persönlichen, körperlichen und geistigen Eigenschaften immer mehr als Ehebeweggrund in den Hintergrund treten würden. Die Ehe ist aber im Grunde nicht ein wirtschaftliches Band, sondern eine Lebensverbindung auf Grund gleicher körperlicher und geistiger Eigenschaften. Die wirtschaftliche Vereinigung ist sekundär; sie scheint aber immer mehr primär zu werden.

Die Häufigkeit der Lösung der Ehe läßt auf eine Zunahme von Ehebeweggründen nicht-sittlicher Natur schließen. Nicht-sittlich also ist hier soviel wie nicht-natürlich. Die Zahl der Ehescheidungen ist somit ein Kennzeichen der in der Ehe aufgestapelten sittlichen Kräfte und somit ein Ergänzungsmerkmal der Früchte der Ehe, der Kinderzahl.

Wir haben nun die Ehescheidungen und die Geburtenzahl der deutschen Staaten in Beziehungen gebracht und unterbreiten die nachfolgende Tabelle dem Zahlenlesen der nachsichtigen Leser, die wir trotz allen Bemühungen doch mit Tabellen belästigen müssen.

Schon aus dieser Tabelle geht hervor, daß überall da, wo häufige Ehescheidungen vorkommen, auch geringe Kinderzahl der Einzelehe aufzutreten pflegt, und dem Kenner der politischen Verhältnisse wird es nicht entgehen, daß die radikal abstimmenden Provinzen mit höherer Zahl der Ehescheidungen belastet sind wie die Konservativen.

Dieses Verhältnis tritt noch mehr hervor, wenn wir auf die Ehescheidungen in den Landgerichtsbezirken eingehen. Es verbietet aber der Mangel an Platz die Reproduktion dieser Zahlen. Nur für Bayern möchten wir angeben, daß die Landgerichte München I, Frankenthal, Kaiserslautern, Nürnberg, Augsburg ganz unverhältnismäßig hohe Ehescheidungszahlen haben, dagegen Deggendorf, Landshut, Passau, Straubing, Ansbach, Weiden, Hof, Eichstätt, Neuburg a. D., dann auch Bamberg und Aschaffenburg sehr geringe, ja die geringsten Scheidungsfälle in Deutschland. Die höchst belasteten Landgerichtsbezirke in Ehescheidungssachen in Bayern haben die geringste Kinderzahl und sind politisch radikal. Die Landgerichtsbezirke mit geringsten Ehescheidungen sind die kinderreichsten und die konservativen.

	Auf 1000 Einwohner kommen 1910		Auf 100,000 Einwohn. kommen Ehescheidungen	
	Eheschließ.	Lebensgeb.	1905/09	1910
Ostpreußen	7.0	31.4	14.8	14.9
Westpreußen	7.0	36.9	13.6	13.5
Berlin	10.6	21.3	84.6	95.2
Brandenburg	8.1	24.5	30.6	35.6
Pommern	7.4	29.3	18.4	18.5
Posen	6.8	37.2	6.7	7.2
Schlesien	7.3	34.0	15.0	15.2
Sachsen	8.3	28.9	22.3	24.6
Schleswig-Holstein	8.0	27.8	27.7	32.5
Hannover	7.9	28.0	14.1	15.0
Westfalen	7.7	35.9	11.5	12.2
Hessen-Nassau	7.8	26.4	17.4	18.6
Rheinland	7.6	31.3	16.0	20.4
Hohenzollern	6.2	29.5	5.8	1.4
Preußen	7.8	30.5	20.9	23.2
Bayern rechts des Rheines	7.2	31.4	—	—
Bayern links des Rheines	7.3	31.8	—	—
Bayern	7.2	31.4	11.2	13.4
N. Sachsen	8.1	27.2	31.1	33.8
Württemberg	7.2	29.7	14.1	17.1
Baden	7.2	29.7	15.3	19.7
Hessen	7.5	27.2	14.4	15.8
Mecklenburg-Schwerin	7.7	26.0	11.1	10.3
Großh. Sachsen	7.2	27.5	17.4	28.5
Mecklenburg-Strelitz	7.2	25.9	12.4	15.0
Oldenburg	7.5	31.7	10.2	12.3
Braunschweig	7.9	25.2	18.6	24.5
Sachsen-Meiningen	7.6	29.0	11.7	14.7
Sachsen-Altenburg	7.5	30.9	24.3	25.1
Sachsen-Koburg-Gotha	8.2	28.3	14.6	18.4
Anhalt	8.1	26.0	18.8	24.8
Schwarzburg-Sondershausen	8.3	28.2	18.5	15.6
Schwarzburg-Rudolstadt	8.0	27.8	16.2	13.9
Waldeck	7.7	24.0	5.0	1.6
Reuß ältere Linie	8.2	25.5	18.2	13.8
Reuß jüngere Linie	8.3	27.9	24.5	23.7
Schaumburg-Lippe und Lippe	8.4	27.2	2.2	—
Lübeck	6.9	25.2	35.7	36.3
Bremen	8.6	26.0	48.1	61.8
Hamburg	8.6	25.2	79.3	91.3
Elßaß-Lothringen	6.9	25.7	17.4	17.6
Deutsches Reich	7.7	29.8	20.6	23.3



Wir stehen also nicht an, die Zahl der Ehescheidungen für einen Maßstab der Lüchtigkeit der Ehe überhaupt zu betrachten und damit für die Betätigung der Ehegatten in dem Fortpflanzungsgeschäfte. Und es ist nicht zufällig, daß die gläubigen Katholiken, denen die Wiederverheiratung nach der Scheidung der Ehe untersagt ist, sich hierin, und zwar in allen drei Beziehungen anders verhalten als der moderne Weltbürger.

In die innere Begründung dieser Erscheinung einzugehen, ist jenseits der medizinischstatistischen Erforschungsaufgabe. Hiermit mögen sich die Theologen und die Moralphilosophen beschäftigen. Für uns war die Frage zu beantworten: haben positiv gläubige Völker eine größere Kinderzahl und sind sie infolgedessen lebensfähiger als Völker ohne religiösen Autoritätsglauben? Und die Frage glauben wir auf Grund medizinischstatistischer Beobachtung bejahen zu können.

### Nachschrift.

Bei der Lesung der Korrektur umtobt uns kriegerischer Lärm. Haß und Neid auf Deutschlands Größe haben unsere Nachbarn veranlaßt, uns einen Kampf auf Leben und Tod aufzuzwingen. Ein Königsmord gab hierzu die äußere Veranlassung. — Niemand in Deutschland, noch weniger außerhalb unseres Vaterlandes hat geahnt, daß wir noch so lebensfähig sind. Aus den Tälern kommen die Söhne mit Kampfesgesängen, von den Bergen steigen die Hirten mit lautem Kampfgejauchze. Der Arbeiter verläßt die Stätte seines Schaffens, der Gelehrte die Studierstube. Fast noch Knaben, drängt sich die Jugend zum Schwertdienst und der Ergraute stellt sich unter die Fahne. Verschwunden ist alle Zwietracht. Hoch und Nieder, Arm und Reich, Katholiken und Protestanten, Konservative und Freisinnige: Mit einem Schlag sind sie zu einer Familie geworden, denn des Kaisers Wort allein gilt: der Wille zum Siege. So muß es 1813 gewesen sein. Und doch ganz anders. Damals war es die letzte Zuckung des zu Boden getretenen Deutschlands; diesmal ist mitten aus der Friedensarbeit heraus die Einigung erfolgt. Aus reicher Kultur und, seien wir ehrlich, oft aus Luxus hinein in den Tod tritt unser wehrfähiges Volk. Damals Verzweiflung, diesmal der Mut für Recht und Gerechtigkeit! Eine unglaubliche Lebensfähigkeit, die nur auf dem Boden wahrhafter Tugend erwächst. Mag auch gar manchmal Spiel und Tand den Anschein erregt haben, daß wir den Weg aller starken Kulturvölker gehen, daß wir bereits angekränkt sind: Ein Sturmwind und verweht ist alles, was Krankes an der Oberfläche saß, und ein blanker, lebensgesunder Kern liegt offen zutage. Was immer auch Gott uns schicken mag; eines sind wir sicher: das deutsche Volk wird aus der Prüfung neu erstehen und jetzt erst recht werden wir das Salz der Erde sein. Das walte Gott!

# La Perniziosa. Roman aus der römischen Campagna

## Von Peter Dörfler

---

### V.

Am Tage nach dieser Aussprache, als Antonio noch immer über dem Geheimnis des Jünglings grübelte und abenteuerliche Pläne entwarf, wie er dem Erregten zu Hilfe kommen könnte, durchzitterte plötzlich Schreck und Aufregung das Kloster: Romolo war verschwunden. Das Unglück hatte sich am Festtag einer großen römischen Martyrin zugetragen. Die Schüler waren zu der Katakombe gegangen, in der einst die Reste dieser heiligen Jungfrau geruht hatten. Dort in den unterirdischen Grüften und Krypten hatte man ihren Todestag mit glänzendem Gottesdienste gefeiert. Die Schüler waren ganz hingenommen von dem unerwarteten Schauspiel, das sich ihnen geboten hatte. Als sie stundenlang in den Gängen umhergewandert waren, hatten sie sich, wieder ans Licht zurückgekehrt, so viel zu erzählen, daß sie sich durch gegenseitige Mitteilung ihrer Eindrücke erst wieder aufs neue entflamnten.

Wie hätte man da die Abwesenheit eines einzelnen entdecken sollen! Romolo war ohnedies oft ein Sonderling und ging seine eigenen Wege. Auch während der Studierzeit und bei dem abendlichen Spiel dachte keiner an das Fehlen des Mitschülers. Erst beim Abendtisch bemerkte man den leeren Platz. ‚Der hat sich wieder versäumt,‘ rief Peppo. ‚Er schreibt ja heimlich ein Buch,‘ rief Camillo, der dem Überlegenen etwas neidisch war.

Romualdo befahl: ‚Peppo, du geh, ihn im Garten zu suchen, Camillo, du im Bett, aber hurtig!‘ Er runzelte drohend die gewitterschwere Stirn. Denn seit er jenes vitae curriculum gelesen, mißtraute er dem Schüler. Camillo fand das Bett leer und unberührt. Sein Auftrag war bald ausgeführt. Peppo aber rannte im Garten umher. Er kannte die Lieblingsplätzchen seines Freundes. ‚Cola, Cola,‘ rief er, die Hände an den Mund legend. Aber die kräftige, durch solches Schallrohr verstärkte Stimme verhallte, ohne einen Gegenruf zu wecken. Da hielt Peppo dafür, daß die Sache aufgehört habe scherzhaft zu sein, er schrie nun: ‚Romolo, Romolino!‘ In seiner Stimme war Ungebuld mit Zorn und Bangen vermischt. Er suchte, obwohl ihm die Angelegenheit unheimlich zu werden begann und er fürchtete, die besten Bissen des Abendtisches möchten indes aufgezehrt werden, mit ziemlicher Standhaftigkeit weiter. Auf einmal aber schlug er sich an den Kopf: ‚Eh, Dummkopf, Camillo wird ihn im Bett gefunden haben. Er läßt sich’s

wohl schon am Tisch fein schmecken, während ich Esel nach ihm schreie!' Er lachte wie toll über seine Scherze und kehrte spornstreichs um. Aber er war dann nicht wenig verdußt, als er Romolos Platz immer noch leer fand. Und nicht weniger erschreckt war die ganze Tischgesellschaft, als Peppo so wenig eine Nachricht von Romolo mitbrachte wie Camillo.

Der Pater erhob sich, das halb aufgezehrte Abendmahl wurde verlassen. Die ganze Schar stürmte wortlos hinaus; sie zerstreuten sich suchend über den ganzen Garten und seine Umgebung. Kein Winkel blieb undurchsucht. Wie oft hatten sie sich im Versteckspielen geübt und eine erstaunliche Fertigkeit im Aufspüren und Sichverbergen erlangt! Aber alle Kunst war umsonst. Die ahnungslosen Schüler konnten nur denken, daß ihrem Primus, dem klugen, überlegenen Musterschüler, ein Unglück zugestoßen sein müsse. Andere Möglichkeiten kamen ihnen gar nicht in den Sinn. Romualdo aber ging unter ihnen wie ein gereizter Löwe umher. Er erriet den wahren Sachverhalt wohl. Zu einem rechten Bedauern über den Verlust des besten Schülers konnte er es nicht bringen. Dazu war sein Moseszorn über diese Flucht zu den Götzen und sein stilles Triumphgefühl über seine Berechnungsgabe, die ihm fast divinatorisch das Kommende vorausgezeigt hatte, zu groß.

Padre Antonio hatte sich bereits in seine Zelle zurückgezogen, als die Schrecken das ganze Haus durchheilten. Aber Frater Marcello, der gutmütige und gesprächige Sohn Apuliens, dem die besondere Obforge für den schwachen und kränkenden Pater Antonio übertragen war, huschte hin und her, stieg auf und ab, und wo er einen Augenblick verweilt hatte, da hatte er, wie die Fliege ihre tausend Eier, seine Neuigkeit zurückgelassen. Er brachte sie auch dem still in sich versunkenen Greis.

Antonio ergriff sofort seinen Stock und mühte sich hinaus in den Garten, wo die Schüler noch immer, durch Romualdos Kommando angetrieben, suchend umherspürten. Es war bereits sehr dunkel geworden. Die Knaben verständigten sich durch helle Zurufe. Wenn einer, aus den finstern Zypressengruppen hervorspringend, auf Romualdo stieß, sah dieser in ein bleiches, angstvolles Gesicht. Aber am ergreifendsten war die Trauer des ziel- und zwecklos umhertastenden greisen Paters. Er rief immerfort: 'O figlio mio, figlio mio!' Der Abendwind in den Zweigen der Bäume und um die Ritze und Lücken der alten Mauern spielte eine seltsame Begleitung zu diesem Klagegesang. Dicke Tränen rollten über die hageren, blut-

leeren Wangen, die im fahlen Sternenlicht gespenstisch aus dem dunklen Habit hervorschimierten.

Endlich versagte ihm Stimme und Atem, seine Füße brachen, er setzte sich auf eine der Ruinen, die von einer stolzen Retikulatmauer übergeblieben waren. Eine Hand auf den Stab, die andere, die das niedersinkende Haupt stützte, auf das Knie gestemmt, so saß er schweratmend in der Dunkelheit mit einem Gefühle gänzlicher Verlassenheit. Seine verwundete Liebe schrie und weinte immerfort in ihm.

Da kam Pater Romualdo auf ihn zu, hastigen Schrittes, mit erregten Gesten. Kaum hatte er den greisen Mitbruder erblickt, als er schon losbrach: ‚Was hab’ ich gesagt? Hab’ ich’s nicht immer gesagt — einmal genau an der Stelle, wo du jetzt sitzt? Wir haben eine wilde Kage eingesperrt, die entrinnt, sobald sich nur ein Stab im Gitterwerk zur Seite schiebt. Wilde Kagen zähmt man nicht. Die Erfahrung lehrt, daß wild aufgewachsene Menschen wild bleiben und wenn man sie durch das Trivium und Quatrivium zieht. Das haben wir jetzt! Er duckte sich, solange er mußte, das war sein Wissensdurst, dann sprang er aus.‘

‚Er ist nicht ausgesprungen, Bruder,‘ wehrte sich Antonio; ‚es ist nichts als ein toller Streich, eine allzuweit ausgedehnte Exkursion. Er sucht seine Mutter, und wenn er am Grabe gebetet hat, kehrt er wieder zur Alma mater zurück.‘ Er richtete sich an seinen eigenen Worten auf. Ja es schien ihm mit einem Male ganz wahrscheinlich, daß das ganze Abenteuer nur bezweckte, der Campagna ihr Geheimnis zu entreißen.

Aber Pater Romualdo zerriß ihm dies spinnwebartige Trostgebilde rücksichtslos: ‚Wenn er das gewollt hätte, warum hat er keinen Urlaub genommen? Nur andeuten, anklopfen hätte er dürfen, und ich, sein leider nur zu guter und nachsichtiger Lehrer, hätte den Wunsch erfüllt. Warum hat er’s nicht getan? Darum. Ein Ausreißer und Fahnenflüchtiger ist er, basta!‘

Auf einmal entstand gegen die östliche Klostermauer zu ein großer Lärm, so, wie wenn die Meute ein Wild aufgespürt und gestellt hat. Was war geschehen? Romualdo eilte davon in der Richtung, von der das Lärmen kam. Sogar Antonio vermochte sich zu erheben. Nie hat er heißer gebetet um frohe Botschaft als in diesem Augenblick, der offenbar die Entscheidung brachte. Obwohl ihn fast unerträgliche Schmerzen quälten, ging er doch tiefer in den Garten hinein, da er vor Erwartung fast verging und die Qualen der Ungewißheit ihn weitertrieben, fast gegen seinen Willen.

Da kam die ganze Schar auf ihn zu. War er unter ihnen? Sein Herz klopfte bis zum Hals empor. Er rief: „Gefunden? Romolo, figlio mio?“

Aber Romualdos harte Stimme klang bitter zurück: „Ja, gefunden! Ein Hohn ist's, ein Frevel. Läßt der uns seinen Habit zurück! Da — nimm, schau, 's ist kein buntes Röcklein, kein wildes Tier im Spiel. Er hat sich selber ausgezogen.“ In grimmiger Empörung hatte Pater Romualdo diese Worte hervorgestoßen, dabei den Habit hin- und herwendend und in der Hand zerknitternd, als stecke noch Romolo hinter ihm, dem er eine gewürzte Lektion geben wollte. Pater Antonio hielt gleichfalls das armselige Stück Tuch in beiden Händen. Er starrte wie geistesabwesend darauf hin, und gewiß wäre er umgesunken, wenn er sich nicht daran hätte festklammern können. Er wankte und zitterte. Als er seine Augen hilfesuchend zum Himmel und in die Weite des Gartens hinaushob, da schien alles vor ihm zu fliehen. Er fühlte sich beraubt und verödet wie die armseligste Ruine in den Gründen der Campagna.

Selbst Romualdo wagte nicht weiter zu wettern, wenn auch gerade der Schmerz des auch ihm vielteuren Bruders seinen Zorn über die Bestie, wie er den Ausreißer jetzt im stillen nannte, noch mehr anfachte. Er fühlte, daß seine Augen sich mit Tränen neigten. Per dio, Tränen! Das verachtete er an jedem Mann. Er biß und würgte daran. Er wollte dem Konpater nach seiner Art Trost geben. „Antonio,“ stieß er hervor, „laß dir die Sache nicht zu Herzen gehen! Der Bursche ist's ja nicht wert, daß du dich grämst. Ist's ja nicht wert. Der Nichtsnutz, der Birbante! Pah, der! Wiegt ihn doch der letzte der Klasse auf! Pah, geh doch, Antonio!“

Als er aber den Greis mit geschlossenen Augen, schweratmend, gegen die Ohnmacht ankämpfend, vor sich sitzen sah, da übermannte auch ihn der Schmerz, seine Stimme zitterte. Er suchte vergeblich durch abgerissene Kraftworte seine Bewegung zu verbergen. „Der Birbante, der Maskalzone, der . . . oh,“ stieß er noch hervor, dann brach die Flut der Tränen heftig wie all seine Gemütsbewegungen los. Er eilte davon, um nicht vor den zurückgebliebenen Schülern das zu zeigen, was er für eine Schwäche hielt.

Unterdessen hatte sich Pater Antonio etwas erholt. Er erhob sich mit Hilfe der stützenden Schülerhände. Aber ehe er weiterging, wandte er sein Haupt noch einmal gegen das offene Land. Als er in die ungeheure Nacht der weiten Campagna hinausblickte, da überrieselten ihn neue Schauer. In diesem Meer von Finsternis

taftet irgendwo mein Sohn umher: ‚Poverino, poverino,‘ überkam es ihn. In dieses fiebervolle Thal hat er sich verbannt, ist wieder zurückgeglitten vom sicheren Strand ins graue Meer... Ihn schwindelte, und er mußte sich abwenden. Endlich konnten sie ihn in das Kloster zurückgeleiten. So führt man Väter vom Grabe des letzten Sohnes weg. Es war ein Trauerzug, dem die Nacht ihr Gewand, ihre ehrfurchtsvolle Stille lieh, und das Lied der alten, von leisem Hauche bewegten Bäume.

Als sie durch die Gänge des Klosters schritten, kam dem Pater plötzlich der Gedanke, Romolo müsse doch einige Abschiedszeilen zurückgelassen haben oder vielleicht gar die Erinnerungen aus seinem Campagnaleben, die er sicher wenigstens begonnen hatte. Als er die anderen bitten wollte, zum Pult des Entronnenen zu eilen, da schrien schon mehrere gleichzeitig: ‚Zum Pult, zum Pult!‘, wie es denn oft geschieht, daß ein ganz naheliegender Gedanke zuerst von allen übergangen wird und dann wie durch eine geheime Gedankenübertragung aus allen Herzen hervorbricht. Sie stürmten die Stiege hinauf und brachten kurz darauf triumphierend eine große Menge geordneter Schriftstücke. Pater Antonio wurde in den Lehnstuhl gebracht, da er vor Erregung seiner gebrechlichen, zitternden Glieder nicht mehr mächtig war. Sie zündeten die zweischnäblige Lampe aus Messing an, die grünspanig und geschwärzt von der niederen Decke herabhängt. Bei ihrem Scheine lasen sie, daß ein verschlossener, oben aufliegender Brief die Aufschrift trug: ‚An Pater Antonio‘. Dieser öffnete, und eine große Stille entstand in der engen, von erwartungsvollen Menschen vollgebrängten Zelle. Aber der Greis atmete schwer in der dumpfen Luft; die Anwesenheit der vielen in solch geweihter Stunde bedrückte ihn. Er legte müde das Schriftstück auf den armen Tisch und sagte: ‚Ich muß allein sein mit meinem Romolo. Er will nur zu mir kommen. Ihr erfahrt nur, daß er das Kloster verlassen hat und daß er mich um Verzeihung bittet.‘

Als der Pater sich von dem körperlichen und geistigen Druck der Menge befreit hatte und die Weihe der Einsamkeit um sich fühlte, nahm er die Zeilen seines unglücklichen Schütlings wieder vor und entzifferte sie mit seinen schwachen Greisenaugen. Das Schreiben war Romolos Abschiedswort und Apologie. Es lautete: ‚Mein teurer Vater! Ich lebte im Kloster wie die Gefährten des Odysseus im Lande der Lotophagen und wie die Seelen im Hades, deren Lippen Lethe getrunken haben. Ich habe die Heimat vergessen. Aber wenn einer des Vaterlandes auch vergißt, so vergißt doch dieses ihn nicht.









Es sendet seine Boten. Diese gehen ihm nach und holen ihn eines Tages ein, da er sich vielleicht am meisten der Fremde freut. Die Namen der heimatlichen Toten umschweben selbst unsere mit Wohlleben gesättigten Seelen und ruhen nicht, bis sie uns mit Heimweh nach der Armut und Wüste — wenn eine Wüste unser Jugendland war — erschüttert haben.

Als ich damals im Hofe saß und bei Abfassung meines ‚vitae curriculum‘ mich an nichts freute als an dem kühnen Aufbau lateinischer Perioden, da stand plötzlich, ich kann nicht sagen wie wundersam und ergreifend — aus zerrissenen Nebeln in einem Nu emporgetaucht — ein fast Vergessenes und doch heimlich auf dem Herde der Liebe Glühendes vor mir, die Stätte meiner Jugend. Wie bin ich erschrocken, teurer Vater! Denn ich sah es ihr beim ersten Blick an, daß sie mich holen werde und daß kein Sträuben helfe. Und so sah ich es wieder in Arbeit und Träumen. Wie beschreibe ich nur das Gefühl! Ich schauderte, denn ich war mir plötzlich bewußt, daß sie schön sei, aber daß ich durch sie untergehen müsse. O wie strahlte sie vor mir auf, wie blickte sie mich an als einen Treulosen und doch noch nicht Verlorenen! Sie zog mich zu sich heran. Ich weiß, daß mein Entschluß mein Verderben bedeutet. Denn ich bin kein Wilder mehr. Auch jene stille Stube, in der die Bücher und Folianten stehen, ist mir zur teuren Stätte geworden, wo mich Gefühle umwehen, die mit dem Heimatgefühl verschwistert sind, und Ihr, teuerster Vater, habt mir wohl mehr Gutes getan als Vater und Mutter zusammen. Meine Seele war arm und nackt wie ein Fels, zu dem noch kein Samenforn geflogen kam, um darin Wurzeln zu schlagen. Wie werdet Ihr mich schmähen als einen Undankbaren! Fluchen werdet Ihr mir nicht, wie meine Mutter getan hätte. Aber klagen werdet Ihr: „Ich habe dich mit Nektar und Ambrosia genährt. Du aber bist vom Göttermahl weggeflohen, um wieder wilde Campagnolen zu Tischgenossen zu haben, die kaum wissen, daß es Buchstaben gibt, geschweige Dichter. Ich habe Mühe, Sorge, Liebe an dich verschwendet, du aber hast alles von dir geworfen und wolltest wieder arm, nackt und bloß werden!“

Wie recht, geliebter Vater, habt Ihr! Ich weiß alles. Ich verteidige mich nicht, kann mich nicht verteidigen. Aber ich muß tun, was ich tue. Die Schlange, die schöne schillernde, einmal geliebte, steht vor mir und hat ihr grünes Auge auf mich gerichtet. Ich entrinne ihr nicht. Dieser Blick umschließt mich wie Meereswogen.

Es ist tiefschwarze Nacht, da ich dieses schreibe. Ein einzelner Stern — mein Unglücksstern denke ich — leuchtet mir, und das

Stümpchen Kerze, das ich frevelnd aus dem Heiligtum geraubt. Alles schläft. Ich sehe auf die Campagna hinaus, die nichts ist als flutende Nacht. Ein Meer, dessen Wogen Nacht sind. Sie werden mich bald mörderisch umfassen. Ich kenne sie. Aber jetzt rinnt das vor mir so wundersam himmelig und lieblich dahin. Es lockt und winkt. Warum folge ich nicht dem kühlen Verstand, sondern dem süßen Wahn?

O Pater, habt Ihr je gefühlt, was es heißt: „Das Heimweh faßt dich an“? Die süßen Erinnerungen, verklärt wie Auferstandene und doch die alten trauten Züge treu bewahrend, stehen vor dir wie Chöre singender Engel. Du hörst die Melodien heraus aus dem Hahnenschrei des Morgens, aus dem Wehen der Bäume, aus dem Krägeln der Feder. Und was du siehst, alles ist ein Gruß der Heimat.

Und so wurde ich besiegt; morgen stürze ich mich in die Wildnis hinaus, um ihre Geheimnisse zu entschleiern und dann — Gott, was will ich denn? . . . Nichts anderes als in Freiheit mich tummeln und austoben.

Wenn ich mir vorstelle, wie ich auf flüchtigem Pferde über die Steppe galoppiere, die Wangen von kühler Luft umweht, oder in den Bergen streife, mich meiner Kraft und der harrenden Abenteuer freuend, dann verachte ich das träge Sitzen in dumpfen Räumen, das Rückenkrümmen über Büchern und Schreibheften. Das harte Joch mechanischer Ordnung: diese Glodenzeichen, die gebieterisch fordern, das Liebe zu lassen und das Leidige zu ergreifen, das alles erscheint mir so slavisch und unwürdig. Ich schwelge in dem Gedanken, daß ich draußen tagelang sitze und nur träume, weil es mir so beliebt, und Tage und Nächte lang nur wandre und forsche und entdecke, weil ein Gott es mir so eingibt. Ich werde nicht mehr auf kalten Stühlen sitzen und auf hartem Marmorpflaster knien, sondern ich werde mich auf wogendes Gras hinstrecken oder unter den Schatten uralter Bäume. Nie mehr werde ich hart von dicken Wänden eingeschlossen sein, deren öde Mauern meinen Blick gefangen halten, sondern ich werde wieder den Himmel zum Dache und das Land von den Bergen bis zum Meer als Wohnstätte haben. Ich habe mich schweigend gefügt in all diese Enge, diesen Zwang und die Härte dieser Ordnung. Aber sie sind mir widerwärtig geblieben bis zu dieser Stunde, und ich weiß, daß ein ewiger Widerstreit gegen sie in meinem Innern zurückbliebe, auch wenn ich mich durch freies Gelöbniß unter sie beugen würde. Wenn ich an die Hürde denke und das Hirtenleben, dann frohlocke ich. Nicht mehr widerwillig folge ich dem Zauberruf der

Freiheit. Ich stürze mich jauchzend in sie hinein. Sphinx, ich sterbe oder entreiße dir dein Rätsel! Lebt wohl! Es ist entschieden! Verzeihung, Mutter und Schwester stehen reisefertig. Sie sind ungeduldig, ich zaudere nicht länger. Ich gehe mit ihnen; ich muß, teuerster Vater! Mein Fatum zwingt mich! . . .

Als der Pater Romolos Brief gelesen hatte, fühlte er sich zu müde, um auch noch eines der anderen Blätter zu lesen, die das Vitae curriculum enthielten. Sie waren auch nicht so zierlich geschrieben, sondern bald mit flüchtigem Stifte, bald mit stumpfer Feder, offenbar manchmal im Garten oder an einem verborgenen Winkel des Hauses im Dämmerchein und in unbequemer Stellung. Auch konnten sie ihm für den Augenblick nichts Neues sagen. Denn ihn verfolgte jetzt nur die eine Frage: Wie ist es denn zu dem Ungeheuerlichen gekommen, das sie alle entsetzte? Das hatte Romolo so klar ausgesprochen, als es sein verworrener Sinn vermochte. Aber den Pater drängte es, nach den Wurzeln all der phantastischen Leidenschaft zu suchen. Er suchte gleichsam sein Herz mit dem des Schülers zu vertauschen, um dann tiefblickend in das Getriebe von Klugheit und Phantastik, Edelsinn und Leidenschaft, Liebe und Torheit hinabzusteigen. Zunächst war es ihm, als müßte Romolo plötzlich den weihervollen Ton dankbarer Hingabe wechseln, die Hand gegen ihn und das Kloster erheben und rufen: ‚Ihr seid schuld an meinem Untergang; meine Schuld ist auch euer Verbrechen. Denn ihr habt mich zum Heiden und Schwärmer gemacht.‘ Antonio hatte manchmal in Stunden der Selbsteinkehr, wie schon der alte Hieronymus und andere Lehrer der Kirche, einen gewissen Widerstreit zwischen seinem asketischen Gewand und der schwärmerischen Begeisterung für die antike Poesie und Kunst gefühlt. Nun riß die Angst und Verzagttheit plötzlich eine Kluft auf, und er sah diesseits Virgil und Horaz, jenseits Christus und seine Schar; ein Abgrund trennte sie. Das heutige Ereignis erschien ihm als Gericht Gottes und eine Verdammung der alten Studien.

‚Ach, daß ich glühte für Statuen und Bildsäulen, statt für das Kreuz Christi,‘ seufzte er. ‚Daß ich der versunkenen Welt nachtrauerte statt dem frankenden Gottesreich! Daß ich den Weg zu den Sammlungen der Villa Borghese und dem Palazzo Barberini öfter gewandelt bin als den der ernstesten Katakombengänge; daß ich begeistert war für Ciceronische Phrasen und Horazische Oden statt für die Demut und stille Größe des göttlichen Wortes!‘

Dieses innere Sichausweinen und Losschälen von all dem, was

ihm in dieser Stunde weltlich und fleischlich dünkte, machte ihn eine Weile gelassener und ruhiger.

Plötzlich hörte er ein Geräusch, als schleiche einer durch den Garten auf dem Kiesweg heran. Er hielt den Atem an, aber so oft er mit aller Aufmerksamkeit hinzorchte, war draußen lautlose Stille; sobald er sich aber seinen Gedanken hingab, hörte er wieder dies Knistern und Knirschen. Lange war er hinter diesen Lauten her wie die Gerechtigkeit hinter dem Dieb. Endlich überzeugte er sich, daß das Geräusch seines eigenen Atems ihn genarrt hatte.

Er humpelte an das Fenster und sah in den Garten hinaus. Die Klostermauer hemmte den Blick auf die Campagna. Aber er blieb immer wieder an ihr haften. Denn er glaubte Romolo auf ihr sitzen zu sehen wie damals auf dem Opferstein. Er schaute zu ihm her und flehte ihn um Aufnahme und Erbarmen an.

Als ihm wieder die quälende Frage den Atem versetzte: „Wie ist es denn gekommen?“, da fiel ihm ein, daß Romolo geschrieben hatte, er habe die Kerze, die ihm leuchtete, frevelnd aus der Kirche geraubt. Da war es ihm, als müßte sich dort im Heiligtum irgend eine Spur finden lassen. Er schloß das Fenster und schlürfte in das Oratorium. Er ging in dem stillen, von wenigen Kerzen in der Tiefe erhellen, oben aber tiefdunklen Raum umher. Für den Greis gab es auf Erden keine liebere Stätte mehr als diesen Ort glückseliger Einsamkeit. Er liebte diese Räume, weil sie heilig und schön waren, und Romolo mußten sie teurer sein als ihm. Denn dort am Brunnen hatte er die Taufe empfangen und war damit aus Unwissenheit und Armut in das Paradies des Wissens und der Kultur eingetreten. Jene Nische, die in feiner Rundung einen kostbaren Altar umrahmte, war der Minnegarten, wo Licht und Schatten sich trafen und zu jeder Stunde sich in neuen Reizen überraschten. Hier war Romolo mit der Palette und dem Pinsel an lichtreichen Abendstunden gesessen und hatte versucht die fließenden Töne festzuhalten. Und das Fresko in der Apsis einer Seitenkapelle, das Christus in der Mandorla von Engeln angebetet darstellte, war von ihm entdeckt und in langer Mühe von der Lünche befreit worden. Wie hatten sie ihn verlacht wegen der verblichenen, stückweise erblindeten Malereien! Er aber hatte sich gefreut wie über einen großen Schatz und hatte willig seine Freizeit, ja sein Mittagsmahl daran gegeben, um das reiche Rom mit diesem geringen Fund zu beschenken.

Wenn den anderen Schülern oft alle Räume außer Garten und wenigen Kammern gleichgültig und fremd geblieben waren, so hatte

Romolo jedem Winkel sein Interesse und Studium zugewandt. Er hatte das Kloster besser gekannt als sie alle, hatte die verborgenen Kunstschätze, die oft an schmutzstarrenden, dunklen Ecken des Oratoriums trauerten, gesäubert und ans Licht gehoben — und nun sollte er ein Leben in der Wildnis und Ode auch nur einige Stunden lang ertragen! Sollte sich begnügen, als Buttero\* ein struppiges Pferd zu reiten und eine stumme Herde zu weiden? Und hätte ihn nicht allein die Liebe zu einem Totengerippe und zu verfallenen Ruinen gelockt, sondern die schönste Nymphe, die je ein Dichter durch die Campagna schreiten ließ, so könnte ein solch bildungshungriger, für die feinsten Regungen der Kultur empfindsamer Jüngling daran kein Genügen finden! Und Antonio schloß seinen Rundgang, ohne nach der fehlenden Kerze gesucht zu haben. Er hatte nun unbedingt Sicherheit in sich, daß der Schüler zurückkehren werde. Dieser hatte es ihm ja selbst gesagt. Er hatte auf seine Herzsschläge gehorcht, auf sein Heischen, Sehnen und Lieben, und das hatte ihm gesagt: „Ich muß zurückkehren. Ich werde die Schlange besiegen!“

So sehr wuchs seine Gewißheit, daß er förmlich auf die Tritte des nahenden Schülers horchte.

Und jetzt schrak er zusammen.

Er kannte den Hall des Türklopfers. Zwei klare, dumpfe Schläge waren plötzlich laut geworden. Er lauschte, ob sie sich wiederholen möchten. Schon glaubte er wieder getäuscht worden zu sein und wollte sich eben in den Stuhl niederlassen, da vernahm er das Pochen wieder. Eine freudige Erregung durchzitterte ihn. Er öffnete sofort die Türe und tastete sich zu der Klosterpforte hinab. Mit Mühe und Not gelang es ihm, das Schloß aufzudrehen und den Riegel zurückzuschieben. „Romolo, bist du's, Liebling?“ sprach er weich wie eine Mutter zu dem nächtlich erwachenden Kind, sorgfältig bemüht, jede Härte von dem Klange der Stimme fernzuhalten.

Keine Antwort. „Fürchte dich nicht, ich bin's, dein Vater! Komm herein! Du sollst offene Arme finden.“

Während er dies sprach, schob er sich durch die Pforte, durch welche der kalte Nachtwind hereinwehte, hinaus ins Freie. Er blickte straßauf und -ab. Aber niemand zeigte sich. Der gepflasterte Weg und die grauen Mauern blinkten schwach im Sternenlicht. Die Bäume schauten düster über sie herein. Und in den Ecken ballten sich die Schatten. In einer derselben, gleich links drüben, wo die Stufen

\* Viehhirte.

der Kirche anhuben, glaubte er ein menschliches Wesen sitzen zu sehen. Er tastete sich furchtlos darauf zu und bat wieder: „Romolo, mein Sohn, ich bin's!“

Aber leblos gloszte ihn der Schatten an und verflachte sich, als er näher trat, zu einem wesenlosen, dunklen Fleck.

Jetzt rief der Pater lauter: „Romolo! Romolo!“

Aber nur die graue Klosterkaze hörte auf seinen Ruf. Sie sprang über die Mauer, eilte auf ihn zu und strich nun schnurrend um seine Beine, damit er sie in seine Arme hebe und wie so oft streichelnd zu sich auf die Zelle nehme. Der Pater harrete lange in der kalten Nachtlust aus. Denn er hoffte zuversichtlich, daß Romolo, der nach seiner unerschütterlichen Überzeugung den Türklopfer zweimal in Bewegung gesetzt, aber dann wohl aus Furcht vor dem Zorn des öffnenden Paters wieder die Flucht ergriffen hatte, zurückkehre.

Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken überzogen. Bereits raschelte und rauschte es im Gezweige von den aufklopfenden Tropfen. Auf einmal setzte ein Orkan ein, und Ströme gossen vom Himmel nieder. Obwohl durch das vorspringende Dach einigermaßen geschützt, fühlte der Pater doch, daß der Sturm ihm die nassen Strähnen immer rücksichtsloser gegen das Gesicht und den Habit trieb. Aber er harrete aus. Denn jetzt mußte er kommen. Alle Campagnaherrlichkeit hat ein Ende, wenn der Regen niedergießt. Romolo muß ein Obdach suchen. Der frostige Wind, die feuchte Luft und die vielen Pfützen werden ihn zwingen umzukehren. Immer stärker rauschte der Regen, und die Sciroccowolken zogen wie schwarze Gespenster am Himmel herauf. Der Pater segnete sie; denn sie waren seine Bundesgenossen, sie würden das heiße Blut des Lieblings abkühlen. Er sah ihn schon jetzt zittern und beben und vernahm von seinen blassen Lippen das Reuwort: Wie schön geborgen wäre ich in meinem Kloster! Ich will umkehren und zu den Vätern sagen: „Ich bin meinem Wahn nachgegangen, ich bin im Traume gewandelt!“

Da sich seine Greisenschwäche aufs neue einstellte und ihn solche Schwindel befielen, daß er fürchten mußte auf das harte Pflaster zu stürzen, so kehrte er in seine Zelle zurück und verbrachte den Rest der Nacht in seinem Lehnstuhl. Anfangs hielt er sich bereit, schnell an die Pforte zu eilen, wenn geklopft würde, aber er fühlte sich schließlich so müde, daß ihn seine Füße sicher nicht mehr getragen hätten. So fiel er allmählich in einen tiefen, bleischweren Schlaf.

Am Morgen schien die Sonne hell und klar durch das Fenster der Zelle. Sie machte draußen auf den Steinen und Bänken schnelle

Arbeit und trocknete rasch, was die Nacht eingeneht hatte. Nur die tieferen Pfügen widerstanden ihr und blickten sie aus grüngelben Augen giftig und hinterlistig an. So vermochte aller Sonnenglanz das tiefe Leid in des Paters Seele nicht zu erhellen oder aufzusaugen. Es wachte mit ihm auf und begleitete ihn durch den Tag. Vergeblich fragte er wieder und wieder: „Nichts von Romolo?“ So wenig zeigte sich von ihm eine Spur, wie im Meer eine Furche den Wirbel andeutet, der vor Tagen ein Schiff hinabgeschlungen.

Nun begann Antonio auf die Rettung des Lieblings zu sinnen. Er durchforschte die Tagebuchblätter, die der Jüngling zurückgelassen hatte. Sie fügten zu der Erzählung jenes stillen Feiertags kaum den einen oder andern neuen Zug und erfüllten das Herz des Paters nur mit neuer Trauer. Ohnmächtig durchkreiften seine Gedanken Himmel und Erde nach Rettung. Immer wieder blickte ihn starr die furchtbarste Gestalt an, die Romolo gezeichnet hatte: die Sphinx. Und ein Wort, das fast aus jeder Seite wiederkehrte, bedrückte ihn wie ein Alp: Schicksal.

„Armer Romolo! Armer Jüngling! Es ist zu gewaltig über dich gekommen, und darum hast du es nur als ein kaltes, fremdes, herzloses, unfassbares Schicksal ansehen können!“

Als der Greis sann und grübelte, zog wieder Scirocco heran. Graublaue Wolken wälzten sich vom Meere her. Ihre Schatten flogen von Rom bis zum Bergrand. Aber die Sonne fand noch Lücke und Wolkenballen, die sie durchbrechen konnte. Durch die engen Schluchten und Gießbachbetten, die sie sich grub, strömte sie bisweilen ganze Kaskaden goldenen Lichtes durch Wolkenwände, die wie Schiefergestein abgeplattet waren, und hinab auf die rote Erde der Campagna, auf die Grabruinen und auf die einsam emporstrebenden Türme. Wie leuchtete das sonnenüberschwemmte Feld in dunklen, schwarzstarrenden Ufern! Dann siegten wieder die schwarzen Heere auf allen Flanken, nur da und dort schwamm ein feuriger Glutballen am Horizont, glitt wie ein Adler dahin, purpurn leucht, scharlachrot im nächsten Augenblicke und nun auf einmal grau und nüchtern wie das andere Gewölk. Sturmgewalten mit heißem Atem umjagten Erde und Himmel. Bald schien sich am Horizont ein Riesenkampf zu entzünden, der alle Satane und Titanen mit geschwungenen Waffen gegeneinander trieb, bald glaubte man, diese feuersprühenden Tore müßten nun wimmelnde, flatternde, schwebende Engelslegionen aus sich herausströmen, herab zur Erde und hinauf und zurück zum Äther.

Dazu all die geheimnisreichen, schwermütig und ernst daher-

kommenden Wolken, ein Heer von Propheten und Philosophen, die sinnend die Mäntel um sich geschlagen haben! Diese Schatten und Halbschatten — aber überall zugleich das Licht. Licht hat all diese Mächte und Feuersymphonien hergezaubert. Licht tränkt die schwärzeste Wolke und umschwebt sie. Der Gott des Lichtes steht auf seinem Throne. Es geht alles wohl.

Und auf einmal durchzuckte ihn ein Rettungsgedanke. In einem Augenblick war die Schwermut aus seinem hoffenden Schwärmerherzen gewichen. Ja, das war die Bedeutung dieser abendlichen Vision! Aus dem düsteren Gewölk dieses jungen Schicksals bricht bald ein Feuerstrom auf. Das Licht siegt. Glanz wird das Ende sein!

Romualdo, der harte Feurige, muß den Jüngling retten. Noch ist er sein Gegner, eine schwarze Wetterwolke über dem Flüchtling, aber er will ihn brennen machen in Liebe und Eifer wie den abendlichen Himmel. Er ließ ihn rufen.

„Bruder,“ redete er den Düsteren an, „sieh auf zum Himmel, wie gütig verklärt er das giftige Gewölk! Ja, nie ist er so farbenreich und glutvoll, wie wenn er sich mit den überwundenen Finsternissen und Wetterheeren schmückt. Über unseres Sohnes Schicksal hat eine schwarze Stunde Nacht bekommen, Gott wartet auf unsere Liebe, um ein wunderbares Lichtgebilde daraus zu gestalten.“

Aber der erbitterte Lehrer murrte: „Was Schicksal! Sünde, Troß, Strafe! Hier hast du das Schicksal!“

Allein Antonio war so voll Wärme, Liebe und Zuversicht, daß ihn die Härte des Bruders nicht beirrte. Er fühlte sich als Sieger, ehe er seine Gedanken ausgesprochen hatte, und stürmte mit jugendlicher Begeisterung gegen Romualdos verstandesmäßige Kühle.

Er begann mit dem guten Hirten, der dem verlorenen Schafe in der Wüste nachheilt, mit der Verpflichtung, den hochbegabten Schüler dem sicheren Verderben in der fiebervollen Campagnalust zu entreißen, der er unbeschützt, durch seine Studien geschwächt und durch den Aufenthalt im Kloster körperlich verwöhnt, sicher zum Opfer fallen würde. Romolo sei doch nicht aus der Welt hinausgeflohen. Die Vita gebe genaue Fingerzeige für die ungefähre Richtung seiner abenteuerlichen Fahrt. Der Magister müsse doch als gewiegter Archäologe die Lage der etruskischen Totenstadt bestimmen können. Er selbst hätte seine Wanderungen zwar bis dorthin nie ausgedehnt, weil er nicht Ruinen, sondern Menschen gesucht habe, aber er wolle selbst mitziehen. Nur könne er es allein nicht wagen, so sehr ihm auch die Liebe und Sehnsucht Kraft und Schwingen leihe.



Romualdo schüttelte energisch das Haupt. „Wenn er sich nicht finden lassen will, werden wir ihn finden?“

„Er will sich finden lassen — gewiß,“ erwiderte der Greis. „Wenn er das geheimnisvolle Grab wirklich entdeckt, dann ist der Reiz der Campagna für ihn tot, auch wird er selber Sehnsucht nach den Studien, nach dem Kloster und“ — fügte er in fast unbewußter Diplomatie bei — „nach seinen verehrten Lehrern haben.“

„Bedenke die Klosterordnung, vor allem die Regeln der Schule. Wo ist in dieser Zeit von Ferien die Rede?“

Einen Augenblick verstummte Antonio und ließ traurig den Kopf hängen. Dann aber rief er: „Ist denn nicht die Campagna die große Schule der Geschichte, kannst du nicht deine Schüler hinaufführen, um ihnen etruskische Geschichte an Beispielen zu illustrieren? Bist du denn gewöhnt, pedantisch nach der Schablone zu gehen? Du hast die Regel verlassen, als du den freien Aufsatz mit dem Thema „Mein Lebenslauf“ gabest. Du hast damit den Anstoß gegeben, daß ein Leben aus seiner geraden Bahn geschleudert wurde. Du mußt durch einen kühnen Handstreich dieses Leben wieder in die glatte Bahn zurückwerfen.“

Nichts schmeichelte Romualdo so sehr, als wenn man ihn als selbständig arbeitenden und denkenden Lehrer feierte, der nicht nach der Gewohnheit, sondern nach den Gesetzen der Logik und Psychologie verfuhr. Auch reizte seinen cholerischen, unternehmungslustigen Charakter alles, was den müden Trott des Alltags unterbrach.

„Eine Exkursion zu archäologischen Zwecken?“ sprach er langsam und überlegend, spannte Pater Antonio auf die Folter einer langen Pause und sprach dann energisch: „Ja.“

Nur eine Bedingung fügte er noch bei und ließ dann durch keine Bitte des greisen Paters von ihr ab: „Du hütest das Haus, du wärest uns nur ein Hindernis und eine Last.“

So ward zum unendlichen Jubel der Schüler der langerwünschte Ausflug in die Campagna vorbereitet. Verschwiegen ward, daß er zugleich eine Jagd auf Romolo bezweckte.

## VI.

Es gibt kein Menschenleben, das wir kennen bis zum leisesten Zittern und Herzklopfen. Menschenleben kann man nur durchqueren wie ein schönes Stück Land, zu tausend Schönheiten führt keine Straße und kein Pfad. Und wenn nun dieses Leben, das wir uns zu eigen machen möchten wie den Trunk, den wir in uns hineinschlürfen, voller Abgründe ist und in die Wolken und Nächte hinein-

ragt, dann müssen wir oft dort, wo es uns am meisten reizt zu wissen, unwissend innehalten, und es bleibt uns nichts als zu ahnen und zu schauern.

Romolos vitae curriculum führte uns durch ein trauervolles Land und ein Schicksal, das aus ihm Stoff von seinem Stoffe erwachsen ist. Oft war die Linie unterbrochen, wo wir ihr am allerliebsten gefolgt wären. Aber nun wird sie so unsicher, daß es notwendig ist, sie vermutungsweise zu ergänzen und fortzusetzen. Genau — soweit das für zuschauende Menschen möglich ist — kennen wir nur das Ende, dazu einige klare Punkte. Romolo hat nämlich in jener unheilvollen Stunde, als er das Kloster verließ, ein Notizheft mitgenommen und darin seiner Gewohnheit gemäß einige, wohl recht spärliche Einträge gemacht. Sie seien uns wie Fußstapfen, auf denen wir ihm folgen und ihn begleiten. Sie gewähren nicht nur einen ungefähren Einblick in seine Kreuz- und Quertüge, sondern auch in seine suchende und leidende Seele. Was er nicht schilderte, das kann doch verständnisvolles Mitgefühl ahnen. Heiliges Schweigen sagt oft mehr als lautes Reden.

Romolo war einst im Gewande des Hirten in das Kloster gekommen, im flockigen Schafpelz und den dicken Wollmantel an der Schulter. Denn der Campagnahirte geht auch im Sommer in Wolle gekleidet, da sie, wie schon die Alten wissen wollten, ein Fiebervertreiber ist. Er hatte diese armseligen Kleidungsstücke sorgfältig aufbewahrt und zog sie nun wieder an, soweit sie sich seinem gereiften Körper noch irgendwie anfügten.

In jener Stunde des Scheidens hatte sich über seine Seele eine lastende Bangigkeit gelegt. Er hätte in dieser Stimmung nie einen so seltsam kühnen Plan fassen können. Allein den einmal gefassten Entschluß war er willens auszuführen, auch wenn er ihm gegenwärtig töricht, ja wahnsinnig vorkam. ‚Der Entschluß ist ruhig und bedacht-sam überlegt, die jetzige Meinung aber erzeugt von Erregung und Feigheit. Darum bleibe bei deinem ersten Willen bestehen. Er ist der bessere.‘ So redete er sich zu.

Die Sonne schien heiter und warm auf das Land. Die wellig hingeböhte Ebene war herbftlich erstorben und doch nicht ohne den Schmuck von Margariten und blaßblauen Glockenblumen.

Im Wandern kam ihm frischer Mut. Er wußte ein bestimmtes Ziel vor sich: Beji. Er ging voll Hoffnung in die weite Ebene hinaus; denn er hatte sich mit Hilfe eines alten Orbis pictus über die Lage der Stadt eine genaue Gewißheit verschafft. Er orientierte

sich zuerst am Soracte, dann fand sein Auge den blauen Regal der Rocca Romana. Gegen diese lenkte er den eifigen Schritt, jedoch so, daß er jeder Landstraße auswich. O, wenn Vejvis Wasser und Felswände ihm von seiner Mutter erzählten, wenn sie ihre stille Grabkammer bargen! Sein Herz klopfte bei diesem Gedanken, und er wies ihn wie einen betäubenden Trank, an dessen Kraft man sich erst gewöhnen muß, nach kurzem Nippen und Verkosten ab.

Um so mehr gab er sich dem Genuße der Freiheit hin. Mit wonnesamem Vergnügen wurde er die Kraft und Elastizität seiner Füße inne, und wie jeder Stubensitzer, so verspürte er die Weite der Landschaft, die Düste der freischwebenden Atmosphäre als eine flügelgebende Gewalt. Er empfand tief das Glück, daß er ein lang Entbehrtes und heimlich so oft Ersehntes umfassen und schauen durfte. Er kehrte wieder zu seiner armen, aber unvergessenen Jugend zurück. Die innere Freude, die Ferne des lockenden Zieles erregten ihn so, daß er zu laufen begann. Sein Kraftgefühl täuschte ihm vor, er könne nie erlahmen und der ganze Gang sei solch ein federndes Schweben auf starken Muskeln. Vögel fuhren zwitschernd vor ihm auf, tiefe Gruben und Felspalte zwangen ihn Umwege zu machen — all diese kleinen Zwischenfälle grüßte er wie liebliche Bilder aus alter Zeit. Die Pinien zauberten die Gestalt seiner Mutter vor ihn hin; denn ihnen glich sie an Kraft, Höheit und Ernst. Wenn es wahr ist, dachte er, daß Menschen in Bäume verwandelt werden, dann kann sie nur in einer Pinie weiterleben. Die Schmetterlinge und der blaue Himmel, die Margariten und Glockenblumen redeten ihm von seiner Schwester. Er meinte, sie müsse aus dem hohen Gras auftauchen, mit windesschnellem Flug einem der im Sonnenschein tanzenden Tierchen nachjagen und die Ärmchen sehnsüchtig zum Horizont ausstrecken, klagend: 'Ich möchte heim.'

Oft setzte er anfangs über Zäune und Gräben, die das scheinbar herrenlose Land großzügig da und dort in Parzellen einteilten. Hier und da tauchte bei schärferem Zusehen eine Schafherde aus dem rotbraunen Boden auf, die so erdfarben war, daß sie sich kaum von ihm abhob. Er fürchtete die weißen, halbwilden Hunde, die sie bewachten, nicht, da er ja den Zuruf kannte, der sie beschwichtigte. Doch ging er den Herden und Hirten möglichst aus dem Weg. Er mochte keinen Menschen treffen. Denn gerade die Einsamkeit und Menschenferne hatte er so lange vermißt und er freute sich auf sie wie auf ein großes, wundersames Fest. Daß diese Hirten auch für Nachforschungen, die man anstellen mochte, Anhalt bieten konnten, daran dachte

er nicht einmal. Er fühlte sich durchaus abgeschnitten von der Welt, die er verlassen hatte. Rom, das er in einem weiten Bogen umkreist hatte, schwand ihm allmählich aus den Augen, und nur die höher gelegenen Türme und Ruinen, vor allem aber der wie ein Gebirgsstock massig emporstrebende Vatikan schauten ihm noch wie ernste Schicksalsgestalten nach. Auch der Tiber, dem er jenseits der Milvischen Brücke lange Zeit gefolgt war, schwand ihm aus den Augen, als er sich westwärts gerichtet den herandrängenden Höhen zuhielt. Immer seltener wurden die Gehöfte und die auf fernen Straßen auftauchenden Menschen.

Als er einmal auf einer Höhe einen besonders herrlichen Blick auf Rom und die liebliche Kette der Albanerberge mit ihrem Altvater, dem Monte Cavo genossen hatte, da trug er in sein Notizbuch einen Gedanken ein, der zeigt, daß er geradezu verzaubert war von der Idee einer Wiedergeburt Roms. ‚Rocca Romana‘, schrieb er, ‚und Monte Cavo, ihr seid erloschen und erstorben wie die Stadt, die unter euch in der Ebene liegt. Aber wenn sie einmal wieder die Krone trägt auf stolzem Haupt, wenn sie im furchtbaren Purpurmantel und mit dem Schwert in der Hand herrschend über die Länder und Meere blickt, dann muß Vulkö eure Herde wieder schüren, zwei Feuersäulen muß er emporschmieden zum Himmelsgewölbe und ihr müßt der neugeborenen Roma Fackelträger sein!‘

Trotz dieses Hochgefühles konnte er sich einer großen Enttäuschung nicht erwehren. Wer so lange Zeit alles, was er liebte und hasste, in der Phantasie durch eine Landschaft schreiten sah und in glühendem Heimweh sich zu ihr zurücksehnt, der muß sie dann kleiner, nüchterner und weniger heroisch finden. So oft er den Scheitel eines Hügelwalles überschritt, glaubte er in das Land seiner Erinnerung blicken zu können, aber er fand stets wieder ein Tal und einen Hügelwall von der gleichen Form wie die vorausgehenden, und die wellige Ebene schaute so still und verträumt aus, als finde sich in ihr keine Falte, wo Arg und Tod lauere, und keine Schlucht, die romantische Schönheit berge.

Um so größer war dann seine Erregung, als er am Ende eines Hohlweges plötzlich ein liebliches Olivenwäldchen, dahinter tiefe, bewaldete Schluchten fand, die einander zueilten und wie in einem anmutigen Reigen sich um hochanstrebende Felsen reiheten. Der erste trug eine dunkle Ruine. Am unteren Rande aber schauten große Höhlen dunkel und stumpf gegen das lebendige, von Wassern rauschende und von Bäumen überwölbte Tal: Isola Farnese! Romolos erster

Eindruck war: Diese Schluchten und diese Berge habe ich nie gesehen. Sogleich aber widerrief er diesen niederschlagenden Gedanken. Denn die vielen Grotten längs der steilen Schlucht erinnerten ihn so sehr an einmal Gesehenes, daß er erregt hin und her eilte und lange nicht wußte, sollte er seinen Enttäuschungen glauben oder seinen Hoffnungen. Er schlüpfte in mehrere Grotten, fand sie aber alle so zerstört und von den Hirten umgewandelt, daß er kaum zur Gewißheit kam, ob sie ursprünglich Keller oder Gräber gewesen seien.

Endlich ging er daran, das ganze ehemalige Stadtgebiet von Vesi, das sich weit dehnt und von zwei Flüssen umspült wird, auszukundschaften. Die Landschaft war ergreifend schön in ihrer Einsamkeit. Die Wasser kaskadeten um Basaltfelsen und Tuffblöcke oder stürzten in schäumenden Fällen in dunkle Tiefen. Aber Romolo wurde davon wenig ergriffen. Denn alle seine Sinne spürten und forschten. Er suchte bekannte Felsen und bekannte Täler. Als er auf einer weiten Strecke gezwungen wurde, im Flussbett zu wandern und sich durch Überspringen von Basalten vorwärts zu helfen, da fand er darin eine selige Lust, denn es war ihm für Augenblicke, als wandere er jetzt in jener Schlucht, durch die er einstmals mit der Mutter als ein Todmüder in das Land des Verderbens geschritten war. Er wich darum auch dem Dorngerank nicht aus, sondern freute sich, wenn es ihn verwundete und mit tausend Schlingen am Vorwärtskommen hinderte. Aber er mochte sich noch so sehr in das Gefühl hineinarbeiten: Du bist nahe der Grotte der Sphinx, — der redlich prüfende Sinn gab dem Trug der Wünsche unrecht. Romolo sah ein, daß er niemals im Vesentischen Gebiet gehaust habe. Er ruhte bekümmert am Ponte Sodo aus und schaute in die melancholische Dämmerung des Tunnels, durch welches der Formellobach träge zog. Vom anderen Ende des Tunnels glitzerten goldige Lichter. Hoch ragten mit wogendem Dache die Steineichen, und große Blöcke im Fluschen schienen wie er zu wandern und zu warten und über ihre tatlose Ruhe zu trauern. Er schloß müde die Augen und hörte den Wind durch die Baumkronen ziehen. Sonst war alles still. Wie in ihm lauter banges Fragen, so war in der Natur überall lauter Schweigen zwischen Himmel und Erde, zwischen Campagna und Meer keine Antwort. Lauter felsenstarre Verhaltenseit. Nachdem er eine Zeitlang dem Zischen des Windes, der ihn durch seine Achlosigkeit zu höhnen schien, zugehört hatte, bemühte er sich, sein Herz wenigstens wieder an der Vergangenheit der alten stolzen Feste zu entzünden. Aber es wollte ihm nicht gelingen, die Brände der Ve-

geisterung anzuschüren. Dafür zog ihn nun wieder gewaltiger das Heimweh nach der Sphinxgrotte. Aber nach dieser unerwarteten Enttäuschung in Vesi fand er sich so ratlos, daß er zu zweifeln begann, ob in jenem Fieber nicht seine ganze Vergangenheit verzerrt und verfaßt worden sei, so daß aus einer schlichten Hirtenmutter die übermenschliche Heroin und aus dem Erlebnis irgendeiner stürmischen Campagnafahrt ein jahrelanges Leiden geworden sei. Was ihm in der Campagna wichtig war, das konnte aber, auch wenn alle früheren Erinnerungen Recht behielten, nur ein ganz enger Bezirk sein. Er hatte sich allmählich das ganze Gebiet von Südetrurien überhaupt nur noch als eine Schlucht, ein Ruinenfeld und einen Zug von Grotten vorgestellt. Er sah mit Schrecken, wie weit sich dieses Feld dehnte, wie viele Schluchten es durchquerten und daß fast überall alte Gräber und Nekropolen zu finden seien. Nun trat also das Seltsame ein, daß er hier wohl jahrelang gelebt, aber nur einen winzigen Umkreis kennen gelernt hatte. Alles übrige war ihm völlige Fremdbnis. Es blieb ihm also nichts übrig, als auf gut Glück auszugehen und wie ein Ackersmann Furche um Furche abzugehen. Er stand auf und schritt, ohne viel zu überlegen, nach irgendeiner Richtung. Die Sonne stand schon tief im Westen. Doch zog er langsam und wie in tiefer Betrachtung dahin. Seine Füße trugen ihn nicht mehr wie ein Spielzeug, sondern wie eine Last. Sein Auge spähte und tastete umher und wandte sich nicht selten rückwärts, wo die treue Peterkuppel in stolzer Ruhe und Sicherheit ihr Haupt in das Himmelblau bettete. Der Zug der Acqua Paola, nicht so stolz wie der des Claudius, aber doch kühn und kraftvoll hinwandernd, zeichnete bisweilen eine klare Linie in das trozig eigenwillige Land. Stumm war die Nähe, stumm die Ferne. Wie unten das Felsgestein sich in lautlose Nacht schichtete, so war auch ein abgründiges Schweigen in den Lüften. Das rote und gelbe Gestein, die rötlichen, abgestorbenen oder silbrig glitzernden Gräser warfen einen eigentümlich farbigen, metallenen Glanz in die Atmosphäre, der etwas Wildnaturhaftes an sich trug. Bäume stiegen noch immer da und dort stolz aus Wiesenland und Buschwerk. Sie waren wie menschenverwandte Wesen, die der Blick gerne suchte und wie etwas Trautes und Anheimelndes umschmeichelte.

Wie er so mühsam dahinschritt, da ging es nun mit einem Male durch seinen Sinn: Romano de Roma. Und er wiederholte dieses Sätzchen von Zeit zu Zeit. Es war das Geständnis beginnender Schwäche, denn ohne sich's zu bekennen, wollte er sich mit diesem heiligen Titel wie mit einem Talisman schützen. Nicht daß er an eine

Umkehr ins Kloster gedacht hätte. Er hatte sich abgeschnitten, das stand ihm fest. Aber warum versuchte er es nicht, einen der Hirten in der Macchia von Porto aufzufinden? Ach nein, die waren längst von der Malaria aufgezehrt oder in die Sabinische Heimat zurückgekehrt.

Doch wäre es klug gewesen, in eine der Casalen einzufahren, die in der näheren Umgebung Roms die Ode dann und wann unterbrochen hatten, oder einen Hirten anzusprechen — denn er hatte nicht eine Krume Brot bei sich und fühlte, wie der Hunger ihn immer dringlicher befiel. Auch wurde er in der Richtung so unsicher, daß er zweifelte, ob er nicht etwa gar den Weg, den er gemacht hatte, rückwärtsschreitend wiederholte. Doch als er wieder einen langgestreckten Hügelrücken erklimmen hatte, stand er plötzlich vor einem Flußtälchen, dessen Ufer auf der Seite, auf der er stand, steil abfiel. Die Felsen starrten teils völlig bloßgelegt und der Verwitterung preisgegeben in das Tal hinaus oder waren mit dichtem Buschwerk überzogen. Die Silberlinie des Baches glänzte nach der einen Seite weithin in der breiter werdenden Talsohle, auf der anderen verlor sie sich bald hinter einer Krümmung der Felswand. Doch gerade wo das Wiesental sich weitete, schien das Wasser ausgetreten zu sein und versumpfend durch die Gründe zu schleichen. Eine feine Nebelschwade lauerte unbewegt über der Fläche. Mehr noch erschreckte ihn eine düstere, dickgeästete Wolkenwand, die sich von dieser Richtung her vom tiefen Horizont heraufschob. Ein feucht-warmer Wind zog ihm leckend entgegen und berührte ihn doch dort, wo der Schweiß stand, wie frostige Finger. *Eam, non eam\** — überlegte er, und gerade diese klassische Reminiscenz gab ihm den Mut, eine Stelle zu suchen, wo er gefahrlos hinabsteigen könnte. Noch einmal, ehe er eine der überhängenden Stauden ergriff, ließ er den Blick schweifen, ob denn kein Hüttenrauch, kein graues Mauerwerk eine Spur von menschlicher Besiedelung aufwies. Aber er fand nur Wiese, Wasser, Nebel und Fels. Als er unten wieder tapfer ausschreiten konnte, da wählte er die Richtung der Talverengung und ward bald durch die vertretenden Felsen gegen den Fluß gedrängt. Er hörte sein Wasser murmeln und schleichen, sah große, moosumgrünte Tuffelsen und mußte sich mühsam durch allerlei Gesträuche und verdorrtes und verbleichtes Unterholz kämpfen. Da ward ihm wieder, als sei er diesen Weg schon einmal gegangen, und die unselige Stunde, wo er mit der Mutter und der schlafenden Schwester durch eine Flußschlucht zu der Siedlung der Toten gewandert war, wurde mit unheimlicher

\* Soll ich gehen, nicht gehen?

Deutlichkeit lebendig. Das Schweigen, die Ode, die wachsenden Schatten, die völlige Fremde, das alles wiederholte sich wie ein Erlebnis, das man noch einmal träumt. Der Geist der Seligen, der ihn aus dem Kloster gelockt hatte, führte ihn jetzt, daß er blindlings den Weg an die heilige Stätte fand. Heilige Stätten pflegen dem Pilger Schauer und Wonne zugleich entgegenzusenden. So erbehte auch seine Seele in Ehrfurcht und Liebe, in Sehnsucht und Bangen. Fast kam ihm die große Stunde zu früh, er fühlte sein Gemüt noch zu wenig vorbereitet und doch fürchtete er bei jedem Schritt, die schöne Hoffnung möchte zerrinnen und traurige Ode möchte ihn wieder mit ihren unabsehbaren Fernen drücken.

Und wirklich öffnete sich die Schlucht alsbald wieder zum breiten Tal, das nicht einen bekannten Zug aufwies. Er schaute in seine Windungen und Büsche hinein wie in ein völlig fremdes Antlitz. Enttäuschung befiel ihn; mit ihr das erneute Gefühl des Hungers und der Erschöpfung.

Aber auf einmal erscholl ein wütendes Hundegebell. Erstaunt schaute Romolo auf und da er nicht eine Spur von einem Köter sah, und die Laute aus der Tiefe zu kommen schienen, dachte er an Cerberus, den Höllenhund. Aber jetzt wurde an dem Rand einer Senkung ein geiferndes Gebiß sichtbar, dann ein dicker weißer Hundekopf, ein Halsband, das die Kehle des Hundes fast zuschnürte, denn eine zierliche aber kräftige Mädchenhand hielt den Blind-Wütenden zurück. Und gleich darauf tauchte auch die volle Gestalt des Mädchens empor. Es war wie eine Diana anzuschauen, im leichtgeschürzten Gewand, den schönen Körper rückwärts gestemmt und den Kläffenden durch die Kraft des Armes und durch lauten Zuruf beschwichtigend. Aber der Rasende reißt die Zäumende und Lachende Schritt um Schritt vorwärts bis dicht vor die Füße Romolos, wo der Hund selber haltmacht.

Romolo steht wie angewurzelt und schaut die schlankgewachsene Jungfrau, das zarte schmale Gesicht an, als wäre ihm eine Erscheinung geworden.

„Virginia,“ stammelt er endlich und hebt krampfhaft die Hände wie ein tief Erschrockener.

Das Mädchen schüttelt den Kopf und zeigt lachend ihre Perlenzähne. „Du irrst dich; ich bin nur Adelina.“

Romolos Gedanken wirbelten wirr in seinem Kopf umher. Ja sie ist's — nein sie ist's nicht. Und in einem Augenblick dann die Überlegung: Wenn sie's nicht ist, trage ich dann überhaupt ein echtes





Nicolas Poussin/Campagna Landscape (Matthäus und der Engel)

1672



Bild von ihr in meinem Herzen? Denn dies Oval des Gesichtchens, diese roten Wangen mit Härchen, ganz in der Farbe der reifen Pfirsiche, das blauschwarze Haar? So hat er's doch allzeit wie eine heilige Erinnerung in sich getragen . . . und auch so groß mußte sie sein; sie reichte ihm eben unter die Achsel. Und wie einer, dessen Geist entgleist ist, stammelte er betroffen zögernd und traurig: „Nicht Virginia, — nicht?“ Und immer mehr wurde der Ausruf zur zweifelnden Frage.

Das Mädchen lächelte über seine seltsame Verwirrung. Auch ihr Blick ließ nicht von ihm, denn die Neugierde, die aller ländlichen Abgeschlossenheit eigen ist, wurde lebendiger, je mehr sie ihn besah. Die Lumpen zwar, die ihn umhüllten, waren ganz so, wie man sie in dieser Gegend an den Gliedern junger Menschen sieht, und ihr eigener Anzug selbst unterschied sich nur sehr wenig von dem feinen. Aber diese Glieder selbst waren so weiß und herrenhaft fein. Dies Antlitz schaute ganz anders in die Welt als das Gesicht der Hirten, die in der Einsamkeit und im Elend meist stumpf und scheu geworden sind.

„Schau mich nur genau an! Ich lasse dir Zeit. Dann siehst du, ich bin Adelina!“

Auch der Hund blieb mit emporgesträubtem Haar stehen und schob die Nase witternd in die Höhe. Sein Knurren sagte der Herrin: „Trau ihm nicht. Er ist nicht von der Gegend. Ein Feiner ist er!“

Romolo mußte sich gegen den Gedanken wehren, der ihn immer öfter gequält hatte: Das ganze Erlebnis mit Mutter und Schwester ist nur ein Wahn. Gleichwohl faßte er sich endlich und brachte eine Entschuldigung vor. Es heimelte ihn unendlich an, daß dieses Mädchen den Sabinischen Dialekt sprach, den er einstens im Verkehr mit den Hirten verstanden und gesprochen hatte. Doch wollte es ihm im Augenblicke noch nicht gelingen, so schnell wie sein Gewand auch die Zunge zu vertauschen.

„Ein Römer,“ dachte das Mädchen und schaute bewundernd zu ihm auf. Nachdem sie den Hund endlich völlig beruhigt hatte, begannen sie, als gehörten sie zusammen, weiterzugehen, und Adelina fragte: „Du hast dich wohl verirrt und ich denke sehr weit. Denn ein Mädchen, das Virginia heißt, gibt es in keiner Hütte und in keinem Casale weit und breit.“

Und weil sie den schönen Fremdling gerne als Gast bei sich gehabt hätte, wandte sie sich um, zeigte mit der roten Hand gegen den Himmel und rief: Der Scirocco jagt uns ein Gewitter zu. Es wird sehr viel regnen und du hast noch Stunden zu gehen, bis du

eine Osteria trifft. Dort oben am Fels ist unsere Hütte. Ich lade dich ein, sei unser Gast.'

Das Mädchen konnte nicht ahnen, wie dankbar Romolo für dieses Anerbieten war. Er hoffte nun nicht nur Schutz gegen den Regen, sondern auch ein Stück Brot zu erhalten, ohne darum bitten zu müssen.

Die Hütte lehnte sich an den Felsen an und war durch einen kleinen Eichenhain geschützt. Sie hatte eine höhere Lage als die Talsohle. Romolo sollte bald sehen, wie notwendig diese Vorsicht war.

Adelina plauderte: Der Vater befinde sich bei der Herde weitab und komme oft lange Zeit nicht zur Hütte. Die Mutter sei in das Casale, um Mehl und Reis zu holen. So sei sie mit dem Hunde und den Hühnern allein. Feuer hätte sie auch angefacht, weil das etwas Lebendiges sei und sie hätte oft großes Heimweh nach Vicovaro, denn dort seien sie zu Haus. Da gäbe es auch feine Leute, nur leider nichts zum Leben.

An dem Hirtenfeuer, das im Freien glöhtete, genoß Romolo den ersten Bissen. Das Mädchen drängte ihm den Reis, den sie gekocht hatte, voll Güte und Anmut auf. So vornehm dünkte ihr der Gast, daß sie sich durch seine Herablassung gehoben und geehrt fühlte. Heimlich dachte sie an die Flasche Rotwein, die im Innern der Hütte eingegraben lag. Aber das war ja für die Stunde der Not Stärkung und Arznei. Wenn das Fieber einmal — und kommen mußte es ja einmal, wie es zu allen andern auch gekommen war. Die Malaria fand hier jeden, früher oder später.

Romolo schaute nach den Wolken, die vorsichtig wie ein Heer, das seine Geschwader kunstgerecht ordnet, anrückten. Er mochte nicht viel reden. Wer Geheimnisse zu hüten hat, der tut gut, seinen Mund hübsch geschlossen zu halten; denn oft entschlüpft das Verborgene mit dem harmlosesten Wort.

Adelina schien ganz harmlos. Daß es überhaupt Geheimnisse gab, die man vor anderen Menschen verbarg, war ihr ganz unfaßlich. Der Fremde war zu ihr gekommen, so glaubte sie, wie ein Buch, das man aufschlägt und Seite um Seite liest. Ihre einsame Seele freute sich auf dieses Buch und sie beeilte sich, es aufzuschlagen.

„Wie nennst du dich?“

„Romolo.“

Der Name gefiel ihr.

„Du bist doch kein Campagnole?“

„Ich bin einmal einer gewesen und will wieder einer werden.“

Über diesen Satz sann Abelina eine Zeitlang nach, dann blätterte sie weiter. „Du bist also sehr arm; denn nur wer arm ist, geht in unsere Campagna. Viele werden aber noch ärmer, denn das Fieber nimmt ihnen die Gesundheit.“

„Aber die Campagna ist still und schön,“ warf Romolo ein und ließ einen Blick über das Gewölk streifen, das mit Riesenarmen in das Himmelsblau hineingriff, und bewunderte das liebliche Jöhl der sich bald weitenden, bald schluchtartig einengenden Gebilde. Die Farben klangen in vollen, metallischen Tinten wie auf alten Gemälden voll heimlicher Leuchtkraft.

Vielleicht hatte zum erstenmal einer zu Abelina gesagt: Die Campagna ist schön, und zum erstenmal hatte einer durch seinen Blick ihr den Weg zu diesen Schönheiten gewiesen. Aber ihre Seele war hungrig und empfänglich, und den, welcher zu ihr sprach, bewunderte sie. Darum fing der Funke Feuer. Sie sah die rötlichen Felsen vom dunklen Abendlicht umspielt, die träumerisch ziehende Ringellinie des Baches und den Austausch der hellen Grastöne und schwärzlichen Wollenfärbungen als etwas unnennbar Schönes an, das sie zum erstenmal sah.

Aber bald schaute sie wieder dem Fremden in das sinnende, trauerumflossene Antlitz und sprach: „Auch du bist schön. Dein Haar ist geschoren und deine Haut ist licht und weich. Wenn du in der Campagna bleiben wirst, dann wirst du zottelig und rauh und braun werden.“

Romolo sprach: „Was Gottes Sonne und Odem formt, ist gut. Braun ist der Fels und zottelig die Steineiche und rauh und zerklüftet dies Gestein. Aber es ist schöner als alles, was Menschen beschnitten und in Maße gezwungen und übertüncht haben. Ich liebe die Campagna Gottes, nicht die Städte der Menschen!“

Das Mädchen hatte wie alle Naturkinder eine anbetende Bewunderung für alles Städtische und seinen Glitter und Tand. Doch dünkte ihr auch Romolos Rede gar verständig und sie sagte:

„Du bist sehr klug und verstehst wohl gar zu lesen und zu schreiben?“

„Verstehst du das nicht?“

„Lesen ein wenig.“

Jetzt brach der Sturm los, und die zwei flüchteten in die Hütte, die nur einen Raum hatte, den man überdies auch noch mit einigen Hühnern teilen mußte. Die Lagerstätten waren durch ein ausgespanntes Tuch von dem gemeinsamen mittleren Raum abgetrennt.

Adelina zündete ein Ollämpchen an, setzte sich Romolo gegenüber, faltete die Hände in ihrem Schoß und fragte: „Wer ist Virginia?“

„Meine Schwester,“ sagte Romolo und betrachtete wohlgefällig die primitive Einrichtung. Das Mädchen lachte hellauf.

„Und du hast mich mit deiner Schwester verwechselt?“

„Ja.“

Adelina schüttelte den Kopf und hob mit anmutigem Lächeln den Finger.

Da sagte Romolo: „Sie ist tot!“

Jetzt erschrak das naive Kind und starrte Romolo verwirrt an.

„In dieser Gegend, in einem Tal, das sich diesem hier Schwester nennen kann, ist sie gestorben. Ich suche ihr Grab. Und wie ich müde und in Sehnsucht dahinwandere, da kommst du mir entgegen. Du bist ihr Ebenbild . . .“ Traurig ließ er den Kopf hängen und überdachte noch einmal diesen seltsamen Betrug der Natur.

Adelina aber freute sich, weil er sie das Ebenbild seiner Schwester genannt hatte. Ihre schwarzen Augen funkelten in herrückendem Glanze. Er kam ihr nun wie ein Held vor, der auf große Taten auszieht, und sie freute sich darüber, daß er nicht gekommen war, um eine Stelle als Rinderhirte zu suchen. Sie machte ein sehr kluges Gesicht hin und sagte tapfer und bestimmt: „Ich helfe dir suchen.“

Draußen ging nun der Sturm so heftig und der Regen rauschte und plätscherte so laut, daß sie gezwungen waren zu schweigen. Diese kurze Pause genügte, um Romolo, der von den Mühen und Erregungen des Tages übermüdet war, in einen Schlaf zu versenken, den weder das Rütteln des Mädchens, noch die Heimkunft der Hirtenfrau, noch die Gedanken der Klagen und Sehnsucht beunruhigen konnten, die Pater Antonio in dieser Stunde im Kloster umhergeistern nach ihm aussandte.

Am anderen Morgen war der Himmel so klar, als hätte ihn nie eine Wolke befleckt. Romolo richtete sich auf und sah verwundert in Adelinas Gesicht, die neben ihm saß und glücklich lächelnd zu ihm hinsah. Seltsam! Heute war sie ihm sofort das unbekannte Mädchen mit den fremden Zügen. Und gestern hatte sich doch der Wahn, daß dies Mädchen irgend eine Verkörperung der Schwester sei, so eigenwillig festgesetzt, daß alle Gegengründe nicht recht verfangen wollten. Immer wieder hatte er dies holde Gesichtchen auf seine Ähnlichkeit mit Virginia prüfen müssen. Konnte eine ruhige und gesunde Nacht so ernüchtern und klären! Er sah in die lachenden



Augen und auf die im Lachen anmutig spielenden Wangen und stellte neben Adelina seine Virginia. Waren in diesen seltsamen Abendstunden beide ineinander verschwommen und eins geworden: jetzt hoben sie sich deutlich ab. Virginia war eine völlig andere als dieses Hirtenmädchen. Aber war dann gestern das wahre und echte Bild in seiner Erregung untergegangen und waren seine müden und durch die Ähnlichkeit dieses Tales mit dem der Gräber so erhitzten Sinne so geschwächt gewesen, daß sie angesichts des ersten begegnenden Menschen, der Sehnsucht nachgebend, diesen für das wahre Bild hinnahmen? Oder war sein inneres Bild so schemenhaft, daß es seine Gestalt änderte, wie die Wolken von einer Form in die andere überfließen?

Er war darum nicht mehr zutraulich, sondern scheu und verschlossen, dankte der mürrischen, häßlich runzeligen Frau, die in der Hütte ein- und ausging, für die gewährte Gastfreundschaft und bat um Urlaub, weggehen zu dürfen.

Adelina wurde bei dieser Bitte ganz seltsam traurig. Sie ging mit vor die Hütte und zeigte in das Tal hinab. Es war durch die heftigen Regengüsse der Nacht, die den Fluß über die Ufer geworfen hatten, überschwemmt, und glisernde Tümpel und Pfützen leuchteten aus dem hohen Gras.

„Es kommen böse Tage,“ sagte sie. „Wenn die Sonne scheint, dann saugt sie Gift aus den Sümpfen, und ihre Strahlen bringen das Fieber. Bleib in unserer Hütte!“

„Du weißt,“ erwiderte er, „wer mich ruft!“

„Von welcher Seite kommt der Ruf?“ fragte darauf ernst das Mädchen und schaute mit einer gewissen feierlichen Bewegung nach den vier Himmelsgegenden. Darauf wurde er verlegen, denn nun mußte er sich gestehen, daß er schließlich so wenig wie sie eine Vorstellung von der wirklichen Lage des Grabes hatte.

Da sagte sie: „Ich fürchte mich vor dir, denn du bist klug und handelst wie ein Tor.“ Sie gab ihm indes ein Stück Weges das Geleite und steckte seine Taschen voll Brot. Sie bat ihn, wieder zurückzukehren, und wenn er krank würde, so möchte sie ihn pflegen. Aber er hörte nicht, was sie sprach. Schon hatte er wieder die Witterung der Lieben seines Lebens.

Nicht lange darnach folgte er wieder dem Laufe eines Flüsschens. Doch drängte es ihn zuerst, sobald er allein war, seine Erlebnisse aufzuschreiben. Er mußte ihnen erst Form geben, dann erst waren sie ihm ganze Wirklichkeit. Er schrieb: „Brauchen die Zugvögel den

Namen des Landes zu kennen, in dem sie überwintern sollen, brauchen sie die Luftwege, die sie dahingleiten, je gesegelt zu sein? Ein Sehnen ist in ihrer Brust und sie müssen fliegen. Ein Wandertrieb und sie wissen, wohin die Fahrt gehen muß. Sturmwinde treiben sie aus der sicheren Straße, aber wenn wieder milde Winde wehen, sehen sie sich wieder auf dem geraden Wege zum Ziel. Wem seine Bestimmung ins Herz gegeben ist, der kann nicht in die Irre gehen. Weglos, hilflos bin ich in die Campagna gewandert. Nichts ist mir Führer als die Stimme, die mich zu den Meinigen ruft. Die Stimmen vieler Geheimnisse, die mich dort erwarten. Ich schien verloren, aber ich sollte gerettet werden. Die feindlichen Gewalten, die meine Familie nach einem Schicksalspruch bedrängen, freuten sich schon auf ihren Sieg: Denn dunkle Wolken stiegen am Himmel auf. Das Fieber lauerte sprungbereit. Die Ermüdung lähmte meine Kräfte; ich war im menschenleeren Land. Aber da stieg meiner Schwester Geist aus dem Grabe, nahm die Gestalt eines Mädchens an und führte mich in die bergende Hütte, an der ich sonst vor Nebel und Not vorbeigetastet wäre. Sie legte mich in ein fremdes Nest und gab den Hirtenleuten ins Herz, daß sie mich pflegten wie ein Kind der Familie. Wohl habe ich Virginias Nähe geahnt; aber ihr beredter Mund besiegte mich, so daß ich den Augen mehr glaubte als dem Herzen. Das Mädchen schien am Abend Adelina zu sein, aber erst am Morgen war sie's. Schön hat sich mir das Rätsel gelöst und frohgemut walle ich weiter, da ich weiß, daß gute Geister mich umschweben. Flußaufwärts — Lebensaufwärts! Bis zur Quelle. Dich ruf ich an, Domina Virginia.'

Darauf setzte er seine Wanderung fort. Bald schritt er hoch oben am Rande der Uferfelsen. Merkwürdige Gebilde traf er hier. Da waren Fuffquader zusammengeschoben und lagen mitten im ebenen Gefilde, als hätten hier Riesen gespielt oder diese Steine aus dem Felde aufgelesen, um sie boshaft in die Tiefe schleudern zu können. Das Thal schnitt immer tiefer in das Land ein. Die Felsformen wurden seltsamer, kühner und schauten weniger alt und gelangweilt in das Thal. Denn frischer und lebendiger rauschte unten der Fluß, die Baumgruppen wurden häufiger, buschiger, froher. Zwar strahlte der Himmel vergeblich seine abgründige Bläue nieder; dieses Land hatte nicht einen Anflug jenes leichtsinnigen Lächelns, wie es etwa die Haine des Nemisees hinunterlächeln in die lustige Tiefe. Aber gleichwohl floss Leben aus diesem Tale hinaus in das Land des Todes und versickerte erst irgendwo weit unten, wo der Sand begann,



gänglich. Das Säuseln der Lüfte, das aus unendlich langen Harfensaiten, die über die ganze Campagna gespannt schienen, in ewiger Einförmigkeit erklang, wurde unterbrochen von Vogelgezwitscher. Es war das wie frische Zweiglein, die spärlich aus einem verdorrten, lange, kahle Ruten ausstreckenden Wald ergrünen.

Auch Menschen begegnete er. Es machte einen großen Eindruck auf ihn, als er gegen Abend dieses Tages ganz ferne auf einem Hügel eine Gestalt auftauchen sah, die mit den charakteristischen Bewegungen eines wandelnden Menschen über das aufsteigende und abfallende Land hinzog. Er erinnerte sich an seine Jugendzeit, wo die 'Bösen' auch manchmal von ferne sichtbar geworden und dann wieder verschwunden waren, als wären sie in den Erdboden verkrochen. Ein seliges Heimatgefühl erfaßte ihn. Wie hatte es ihn verlangt, einmal tagelang zu leben, ohne ein menschliches Gesicht zu sehen! Und nun diese Sehnsucht nach bloßer Menschennähe! Als der ferne Mann sich auf die Erde niederlegte und sinnend in die Landschaft blickte, da blieb auch er stehen; tiefe Bewegung ergriff ihn, und er begann auf seine Blätter zu kriechen: 'Dort drüben der dunkle Fleck — fast könnte er auch nur ein flüchtiger Wolkenschatten sein — ist ein Mensch. Groß und wie ein König gekleidet ist der Himmel. Mächtig und Riesenglieder reckend dehnt sich die Erde. Aber mein Blick sucht diesen winzigen Schatten. Denn er umschließt einen Menschen. Hoch überragen ihn die Bäume, die Gräser selbst neigen sich über ihn hin, aber meine Gedanken eilen ehrfürchtig zu ihm hin. Sie tasten ihn an, sie suchen sein Auge. Es ist geschlossen. Schade, daß es nichts reden mag. Aber ich schleiche mich hinter diese Augenlider und hinter diese felsentorige Stirn. Und sieh, in diesem winzig kleinen Kopfe, da finde ich eine ganze weite Welt. Blauer Himmel, hochwipflige Bäume, und Menschen tummeln sich. Liebe und Haß, alles, was das weite Himmelsgewölbe umklettert, umschließen diese niederen Gewölbe feingefügter Knochen. Ave homo mundus!'

Während er diese Zeilen zu Papier brachte, erhob sich diese ferne, angestaunte Welt, ging weiter und weiter westwärts, ward kleiner und undeutlicher und schien zuletzt am blauen Himmel zu versinken. Auch diese Beobachtung griff an eine Saite in Romolos Gemüt, die wie eine Melodie der Heimat erklang. Wie oft hatte Virginia mit erhobenem Finger und staunenden Augen einem fern wandelnden Menschen zugeschaut und mit bedauernden und staunenden 'Ach' seinen Himmelsgang verfolgt! Sie hatte ja genau gewußt, wie dieser Eintritt in das blaue Reich vor sich ging: dort unten, wo die

grüne Erde und das obere Reich zusammenstoßen, da ist eine Grotte, genau wie die unsrige, in der wir wohnen. Nur führt diese in die Finsternis und Tiefe und die andere in die lichten, himmlischen Straßen, die von Stern zu Stern führen. Ihre Welt war ganz menschenarm; denn alle gehen nur mit eiligem Fuß durch dies Thal. Oben wohnen sie. Auch die Vögel und die Schmetterlinge; denn auch diese sah sie in das wundervolle Blau eintauchen und verschwinden.

„O kluges Schwesterlein,“ seufzte Romolo. „Ist deine Naivität verborgene Weisheit voll heimlicher Symbole gewesen, oder ist unsere Weisheit im letzten Grunde kindliche Naivität? Denn wenn ich's recht verstehe, ist dein Anschauen dieser Welt um wenigens kindlicher als die unsrige.“

So lebhaft hatte sich der Jüngling in seine Traumwelt hineingebacht, daß er auf einmal aufschrak und um sich schaute, als müßte Virginia wieder um ihn sein und ihn fragen: „Warum gehen wir nicht dorthin?“ und die Mutter antwortete: „Weil wir in die Tiefe verbannt sind.“ Aber er war allein. Nur der Geist seiner Toten umwehte ihn. Sie hatten diesmal nicht trüglische Körper um sich geschlagen. Fleisch und Blut aber lag in Moder und Staub irgendwo in diesen Gründen — Vielleicht in jener Schlucht. Und er schritt auf sie zu — — — —

Von nun an ist es zunächst nicht möglich, Romolos Pfade genau zu verfolgen. Er muß seinen guten Mut immer mehr verloren haben. Denn nichts schwächt so wie Ziellosigkeit. Er scheint sehr nahe zum Meer gekommen zu sein. Auch über jene Odnis, die sich zwischen Cervetri und Bracciano ausdehnt, ist er manchmal kreuz und quer gezogen. Die Hirten reichten ihm willig von der kargen Kost, die sie selber nährte. Er bekam um Gottes Lohn Brot und Ricotta, Reis und Schafskäse. Doch scheint seine Gesundheit schon bald gelitten zu haben. Denn er übernachtete im Freien auf nasser Erde und fühlte dann am Morgen kalte Schauer durch seine Glieder rinnen, wie sie die Vorboten des Fiebers zu sein pflegen. Hochgefühle sind nun ganz selten. Er sah all die Trauer der Campagna, ohne ein totenerweckendes Rinnovamento darüber sprechen zu können. Einmal schrieb er: „Die Campagna ist einst ein rauschendes Ahrenfeld gewesen. Jetzt ist sie ein kümmerlicher Stoppelacker und mühsam ist es, als später Ahrenleser noch Körner zu suchen. Die Geschichte hat furchtbare Schnitter über sie gesandt: Den Krieg, das Fieber.“ Und wiederum: „Die Campagna ist eine treue Witwe. Sie trauert,

ohne sich trösten zu lassen; aber in allem Schmerze vergiftet sie nie Hoheit und Würde. Denn sie ist eine Königin von Geblüt . . . 'Ein Torso ist dies Land; aber jede Form, die der grausame Hammer nicht zerstört hat, läßt den unvergleichlichen Adel ahnen, der sie umfloß, als sie noch ganz Kunstwerk und ohne Makel war.'

In guten Stunden vermochte er auch bisweilen ihre Lieblichkeit zu schauen: 'Ein Olivenhain auf einem schädelrunden Hügel . . . Zwischen den uralten Bäumen weidet eine Schafherde. Der Friede beim Frieden! Der Olbaum bei dem Lamm. Doch nur ein Nestchen von einem weiten Reich . . .

In der Dämmerung schritt ich durch ein Minnsal. Wirre Felsen und efeuumspinnene Eichen schauten auf mich herab. Da plötzlich schienen Busch und Baum sich in eine Ziegenherde gewandelt zu haben. Auf den Felsen standen schwarzzottige Böcke, blickten erschrocken und neugierig — und eh ich mich faßte, sah ich wieder nichts als Busch und Fels und unter dem Schmucke des Efeu seufzende Bäume. Nur ein Hirte schrie von ferne, und eine Pfeife sandte eine langgezogene Melodie durch das Thal. Komm Vergil! Kom und seine Ruinen wollen wir dir verbergen wie eine Sünde, aber dies Bild hast du nicht anders gesehen im goldenen Zeitalter!'

Bald scheint Romolo wieder eine qualvolle Enttäuschung erlebt zu haben. Und wie immer in den Stunden, wo ihm die körperlichen Kräfte nach langem, vergeblichem Mühen schwanden, stellte sich bei ihm die beengende Vorstellung ein, daß auf ihm und seiner Familie ein Fluch laste: 'Was haben meine Väter gesündigt? Sie waren Römer und darum in allen Dingen groß — auch im Frevel. Was hat meine Mutter gesündigt? Vielleicht soviel wie das Meer, das die Küsten der Campagna umrauscht. Denn sie war tief wie das Meer. Und ihr Schicksal kam über sie wie der gewaltigste Sturm, der mit seiner Faust die Woge des Abgrundes faßt und heraufreißt, was in den Nächten verborgen lag. Solch ein aufgewühltes Meer muß verschlingen und zerspittern. Und meine Mutter war ein tiefes Meer im Sturm.'

Oft warf er sich auf die Erde hin und weinte vor Heimweh und Ohnmacht. Er brachte den Mund ganz nahe an die Erde und rief die Namen 'Mutter und Virginia'. Er bat die Erde, sie möchte sich auf tun und ihn in ihrem Schoße bei den lieben Seelen wohnen lassen.

An einer Gegend, er wußte nicht, war es Süden oder Norden, war der Himmel gelichtet. Wie ein zarter Fächer dehnte sich der Widerschein am Horizont empor.

Das ist Rom, dachte er. Im Glanze dieses Lichtes fahren sie über den Corso und promenieren auf dem Monte Pincio und trinken Kaffee auf der Piazza Colonna. Eins von diesen ungezählten Lichtern brennt auch vor dem Kloster und scheint in meine Zelle . . . Ein Tröpflein von diesem Lichtmeer spritzt auf Antonios Auge und zugleich auf meines.

Aber wie er so sann, kam ihm nicht einen Augenblick die Sehnsucht, auf einer der römischen Straßen zu stehen und von der lichtklaren Schönheit und Heimlichkeit der volkreichen Stadt umflossen zu sein. Ja der Gedanke an die Nähe Roms peinigte ihn und hemmte seinen Fuß. Er kehrte um und ging nun bewusst in entgegengesetzter Richtung. Er war wie ein Kind, das in der Fremde Spielzeug und Süßigkeit wegwirft und nur noch einen Namen und eine Sehnsucht kennt: Mutter. Das prickelnde Frostgefühl wollte nicht weichen. Er wanderte bergauf und bergab, schaute auf den Höhen weite Flächen voll öder Nacht und da und dort ein Licht, das aussah wie ein Stern, den ein Sturm vom überreichen Himmelsbaum in diese Ode herabgeschüttelt hatte. Er weinte. Als die Tränen versiegten, weinte sein Inneres immer weiter. Er weinte, weil ihm diese Ode so ganz uferlos vorkam; auch die Nacht, die Einsamkeit, alles schien ihm ohne Grenzen zu sein. Seine Gedanken verzweifelten ebenso sehr, je noch einen Sonnenaufgang zu sehen, wie das Grab der Mutter zu finden.

Endlich ward es ostwärts helle. Erwachend zwitscherten Vögel, schlaftrunken noch und ohne sich von der Erde zu erheben. Aber Romolos Kopf war wund und schwer. Die Müdigkeit drückte. Der Frost zehrte. Er hatte nicht Decke noch Matte und fühlte doch, daß er zugrunde gehen müsse, wenn er sich jetzt nicht in einem warmen Lager bergen könne. Der Morgen deckte einen weiten Himmel auf, und unten lagen Tal und Hügel, Baum und Felsgrund, zitternde Halme und Blumen; aber in der ganzen Runde, deren Umkreis sich weiter und weiter dehnte, schien kein Geschöpf, kein menschliches Wesen zu sein. Er zog das Brot hervor, das ihm noch übrig geblieben war, um sich zu stärken. Aber es ekelte ihm vor dem Brot. Er konnte nicht eine Krume essen. Er nahm sich vor, nicht weiter zu wandern, bis die Sonne das Land trocknen und erwärmen würde.

An jenem Morgen hat Romolo seinen letzten bewußten und klaren Eintrag gemacht. Durch die Aufzeichnung zittert das Bewußtsein, daß das Verhängnis nahe sei. Es ist ein schmerzliches und bewußtes Abschiednehmen von sich selbst. Die Aufzeichnung lautet:

In meines Herzens rotem Bette ist diese Nacht ein Kind eingeklehrt. Es weint und wimmert immerzu und läßt sich nicht beschwichtigen. Mein Herz ist ein wimmerndes Kind geworden und ich muß es immer weinen hören. O was ist das, eine lange Nacht, und immerfort dieses wunde Schreien, und ich kann nicht helfen und zugreifen! Wenn ich ihm nachgehe und glaube, es beruhigt zu haben, dann kommt das Klagen wieder an anderer Stelle hervor und weher als zuvor. Ich kann mir nicht helfen; himmlische Mächte müssen aufstehen und Schlaf und Frieden bringen — wenn es ihnen nicht gefällt, gleich Opferduft und zuckenden Widbern auf blutigen Altären weinende Herzen und gepeinigte Seelen zu sehen . . .

Er beschloß damals jenem Flusse zuzustreben, dessen weite Schlucht er gesichtet hatte. Er ging darum quer durch mehrere Täler und arbeitete sich mit vieler Mühe durch das grüne Buschwerk, das hier üppig wucherte.

Plötzlich traf er an einem Tuffhügel, den er zu umgehen suchte, auf ein altes, übersponnenes Tor. Er starrte es an, wie am ersten Abend seiner Wanderung das Mädchen mit dem erbosten Hund. Dann streckte er die Arme aus, warf sich auf den Boden und küßte ihn. Denn seiner Mutter Fuß hatte ihn betreten. Er kannte dieses Tor genau. Er hatte das Wappen oft genug gesehen, die Rose mit dem Querbalken. Seine Freude schwoll mit ungeheurer Macht in ihm empor, schien erst all seine Ader und Nerven und Gewebe zersprengen zu wollen und einte sich dann in einem einzigen leuchtenden Springquell, der seine Seele erheiterte, erneute und belebte. Wie antike Marmorstatuen, so feierlich anmutig und edel standen die vertriebenen Hoffnungen und Erwartungen, ein Reigen reinsten Gefühle, um diesen wundersam aufspringenden Lebensbrunnen. Er war nicht mehr der verzagte, hilflose, lumpenumhüllte arme Jüngling. Er war in Wahrheit der Sohn einer einzigartigen Mutter. Diese erhabene Gegend war Heimat. Er war kein Ausreißer und Flüchtling, kein wahnsinniger Narr, sondern einer, der gleich den antiken Helden geheimnisvollen Sternen gehorcht und sich selber treu die Wege geht, die er aus innerem Triebe gehen muß.

Dieses Bewußtsein hob seine Gestalt, adelte seinen Gang, riß das stolzgeformte Haupt empor, blähte die Rüßtern seiner Nase auf, so daß sie noch kühner über den gewellten Lippen hervorsprang. So schritt er den steilen Weg empor, trat durch ein zweites und drittes Tor und fand sich endlich auf dem Gipfel des Tuffquadrates in einer Stadt und Wildnis zugleich. Ruine an Ruine; aus den

niederen Häusern emporragend eine Kirche, aber auch sie Ruine. Ein Kastell, aber ebenfalls in Trümmern. Und doch wiederum wie zu festlichem Empfang geschmückt! Der Efeu zog seine Girlanden von Mauer zu Mauer, von Bogen zu Bogen und deckte die kahlen, zerbröckelten Wände mit schwelgerisch-üppigem Geranke zu. Die Steine bot reiches Laub für den heimkehrenden Sieger, die Ulme wartete darauf, von dem Sänger, der in der Gefolgschaft des Helden kam, besungen zu werden, der Feigenbaum, ihn mit süßer Frucht zu nähren. Aber das Buschwerk störte das Fest. Es durchwirkte diese Stadt öder und trauriger als Spinnweben und rieselnder Moder. Komolo stand auf der Höhe des Kastells und ließ sein Auge über die märchen-schöne Aussicht schweifen. Nahe die vielen Schluchten, roten Felsen, grünen Gruppen und Züge von Bäumen und Buschwerk, darüber hinaus, in blaues, sternfarbenes Gewand gehüllt, die geäderte Fläche der Campagna, in der Ferne wie ein ungeheurer Teller aufgerundet und in Dunst verschwimmend. Die Cupola, die rosafarbene Burg, die der Erde und dem Himmel zugleich anzugehören schien! Die geliebte Cupola, das Wunder seiner Kindheit, so wie er sie immer gesehen hatte, ein Gebilde wie die Wolken und doch fest und sicher und beharrlich, das hohe Zeichen, daß es auch in der Welt da draußen, wo die Bösen wohnten, außer Himmel und Erde etwas Erhabenes und Geheimnisreiches gebe. In der Mitte der gewaltigen Arena, bevor die weitgereckten Glieder sich auffalteten, war ein weißgrauer Gürtel aus Dunst und Wasser. Ein ungeheurer See schien sich in diese Tiefe eingebettet zu haben. Daraus ragten Inselchen blaßblau und scharfgekantet. Er kannte die Stadt nicht mit Namen. Denn niemand hatte ihm von G. a. l. e. r. a. erzählt. Aber er dachte: Bin ich nun auch nicht als Bürger von Veji aufgewachsen, so ist gewiß auch die Stätte, die ich jetzt als Heimat wiedergefunden habe, eine uralte Stadt gewesen. — Zwar das Wappen am Tor war mittelalterlich. Das hatte sein geschulter Blick sofort erkannt. Auch die Burg und die Häuser hatte nicht altetruskischer Geist gestempelt, sie waren aus antiken Trümmern in späterer Zeit und von späterem Geschmack aufgerichtet worden. Was er hier sah, stimmte nicht zu den klaren Erinnerungen, die er sich aus der Tiefe der Gräber bewahrt hatte.

Eines nur war für ihn gewiß: hier war er auf die Männer gestoßen, die er geneckt und unbewußt zu dem Verstecke geführt hatte.

Wie nahe war er also Mamminas und Virginias Grab! Aber in welcher Richtung war es zu suchen? Einstens hatte er den Weg

von der Schlucht zu der Ruinenstadt spielend gefunden, aber jetzt war ihm alles in unbestimmtem Ungefähr bekannt und unbekannt. Seine Augen suchten sich Wege und Pfade, sie tasteten hin und her. Jetzt sagte er sich: Hier suche ich zuerst. Dann wieder: Dort schlafen sie. Aber nie hob er den Fuß, und keine Willensregung war stark genug, Tat zu werden. Doch da es ihm auf einmal auf der Höhe zu schwindeln begann und die Kreise und verschiedenfarbenen Ringe, die das Land umgürteten, zu schwanken anfangen, so stieg er wieder in das Buschwerk nieder. Aber auch der feste Boden wich vor ihm zurück, und die Äste und Zweige ringelten sich wie Rauchgewölke und dehnten sich zu langen, seltsam gekräuselten und gewundenen Schlingen. In einem Zustande, der dem des ersten Erwachens gleicht, wo die Augen die Wirklichkeit sehen und die ganze Phantasie noch im Geranke der Träume verwickelt ist, arbeitete er sich durch ein Gebüsch, um in einer der Ruinen ein Obdach zu finden, denn er fühlte, wie Hände und Füße zitterten und eine Schwäche, die ihm den kalten Schweiß aus allen Poren trieb, mit allen Grauen annähernden Todes auf ihn hereinbrach. Er raffte den Rest seiner Kraft in einem Instinkt der Selbsterhaltung zusammen. Als er in das grasdurchfressene Pflaster am Eingang eines höhlenartigen Raumes hinsank, sah er ein weiß schimmerndes Totengerippe. Die Bein- und Armknochen waren von Schlingengewächsen umhüllt. Aus dem Munde wuchsen Blumen. Auf die zitternden Arme gestützt, in Schwindel hin- und herschwankend, starrte er auf die bleichen Gebeine. Sind es weiße Blumen, was er da schaut, ist's ein Stück frischen Linnens, ist es doch wahrhaftes Gebein? Umklammert es mit der knöchigen Faust nicht rotes Gold — geraubtes — Gold der Unterwelt? Ist das nicht die Rainsfaust, die Kindermordende?... Ein gemordeter Mörder. Ah! Ein neuer Zeuge für die Heimat... Nein, es sind weiße Rosen, Jasmin und Margariten. Ein neuer Taumel faßte ihn. Er stürzte hin, und der heiße, auf harte, eckige Steine gebettete Kopf brütete die wildesten Träume aus. Die schöne und klare Flamme seines Geistes leckte in wilder Inbrunst empor. Verzweiflung und wilder Rausch des Jagens, Stürmens und aller Grausamkeit lösten sich ab. Alles, was an Kraft und Nahrung in den geheimen Kammern seines Geistes aufgespeichert war, zehrte der wilde Brand des Fiebers auf. Dann erst verglomm es, und Romolo ruhte traumlos eine Zeit hindurch, von der er beim Erwachen nicht wußte, ob sie ein Jahrhundert oder nur Augenblicke gedauert hatte. Eine lange, unendlich lange Zeit schien es ihm, weil er sich erst gar nicht in seiner Umgebung zurechtfinden

konnte; wenige Augenblicke, weil er das Papier noch in der Hand hielt, auf das er mit der letzten Kraft halb unbewußt ein „Vale“ hatte friseln wollen.

Er fühlte sich so kräftig und wohlgemut, daß er auch die Schwäche und Übelkeit, die seinen Fieberträumen vorausgegangen war, der Täuschung des Traumes zuschrieb.

Er richtete sich auf und schrak zurück, denn er hatte wahrhaftig Seite an Seite mit einem Gerippe geruht, dem die Blumen aus dem Mund wuchsen und Efeuranken die Beine umhüllten. Er sprang auf. „Omen“ dachte er erbebend. Gleich darauf begrüßte er auch dieses Zeichen der Heimat mit Rührung und innigem Glücke, ähnlich wie das Thor am Eingang der Märchenstadt.

Er machte sich nun sofort auf, um das Grab der Mutter zu suchen. Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, ob das Zwielicht werdenden Morgen oder aufstehende Nacht bedeute. Die Luft war ganz eigen ruhig und schwül und das viele ungewohnte Grün tönnte auch die Luft und die Sonnenflecken ab, die im Gebüsch und greller auf den grauen Wänden der Ruinen lagen. Die Vögel schliefen. Nur da und dort zwitscherte einer, so leis, als träumte er das Lied, das sich der Kehle entrang. Die Eichen standen feierlich und stumm. Alles sah auf ihn her mit den Augen der scheuen, nie von Menschen gestörten Geschöpfe; alles hielt den Atem an und lauschte bewundernd und ehrfürchtig auf seine Schritte. Er schien dieser Welt ein Wunder, und diese ganze Welt schien ihm ein verhaltenes tiefes Märchen, das eben ein „favete linguis“ gesprochen hat und nun priesterlich-erhaben, orientalisch-glütig, und göttlich-ernst zu reden beginnt. Diese seltsame, matte, gebrochene Sonnigkeit, die auf dem grünen Grunde lag und jeden Augenblick wie ein Traum erlöschen konnte, war auch in ihm. Ruhig, still-heiter, bei guter Kraft und doch im Gefühle lauernder Dumpfheit und schnell wachsender Schwäche schritt er dahin, einer, dessen Wunden unter zartblauen Häutchen schlafen, dessen Frieden und Ruhe ein Windstoß verweht. Doch seine Gedanken waren bei seinem Werk. Was fragt der Harfner darnach, daß er die letzte Saite angespannt hat, wenn seine Rechte sich schon erhebt, um den winkenden Kranz herabzuholen!

Er glaubte die einzelnen Baumgruppen und Felsformen noch erkennen zu können. Hier — hinter diesen Quadern hatte er mit Virginia gespielt. Dort in der Grotte hatten sie ein Grab erbrochen. Ach, ein Grab! Bei diesem Gedanken ging sein Atem rascher, sein Fuß griff nervöser und schneller aus. Er war also der Nekropole



nahe. Jeden Augenblick konnte das Grab der Geheimnisse auftauchen. Bei diesem Gedanken fühlte er einen Schauer durch seine Pulse rinnen, und das Herz zuckte in erregten Schlägen. Er mußte sich an einen Felsen lehnen, und mit der Rechten seine Augen verhüllend, dachte er den heiligen Gedanken zur Wirklichkeit aus. Ich werde alles wiedersehen, alles erfahren! Daß er seine Lieben tot finden werde, das hatte für diesen Augenblick kein Gewicht. In überquellendem Gefühl rief er: Mamma, Virginia!, und nie ist der zarte Akkord dieser i und a mit inbrünstigerem Wohlklang verklungen als aus dem Munde des sehnächtigen Jünglings. Er sah ein goldenes Kreuz auf der Mutter Brust funkeln, Urkunden zog er aus dem Staub und las aus ihnen seines Geschlechtes Namen und die Ursache der trostigen Flucht einer in ihrem Stolze zu hart und grausam getroffenen Edelfrau. . . . Virginia lächelte, lächelte so warm und süß, daß er im bloßen Schauen dieses Bildes lächeln mußte und den Mund auf seine Hand preßte, als küßte er die heitere, gewölbte Stirn des lockenumrahmten Kinderkopfes. Er sah Mutter und Schwester stumm auf dem Steinsarge; sie redeten nicht. Aber er sah sie schön, verklärt in den vollen Formen des Lebens. Er wollte dann immerfort bei ihnen bleiben; hatte er früher immer an Entdeckungen und Ritte durch die Campagna gedacht — jetzt fand er nur die Sehnsucht zu ruhen in sich. Die Sehnsucht, Seite an Seite mit seinen Lieben zu schlummern, so still-selig wie sie selber und wie diese traumschwere Luft und diese Felsen und Bäume, wie die violette Campagna weit hinaus bis an das Meer. Er atmete langsam und aus tiefaufschwellender Brust im süßen Vorgefühl dieser Ruhe. Traumhafte Bilder, von seinem Atem wie Funken aus einer Kohlen- glut getrieben, gaukelten schwebend durch die Dämmerung seiner Seele und plötzlich ward die Glut zur Flamme. Da war wieder der Dämon und schlug ihn. Ein Schrecken durchzuckte ihn, so daß er auffuhr, als hätte ihn einer meuchlings in die Schulter gestochen. Jetzt, da er seinen heiligsten Wünschen so nahe war, erschienen sie ihm plötzlich frevelhaft und grausig. Nicht eigener treuer Wille, nicht gütige Führung der Seligen brachte ihn hierher, sondern das Fatum seiner Familie und seines Hauses. Das Grab der Mutter erbrechen, das Grab der Schwester öffnen! . . . Grabschändung, ah, wie ward er sich erst jetzt, wo die geweihte Stätte vielleicht nur noch Schritte von ihm entfernt war, des Raubes bewußt, den er begehen mußte! Die Phantasie ist eine Betrügerin, sie deckt die Sünde zu und bestrahlt nur das Holde und Zarte, sie zeigt

nur den Erfolg und nicht den Weg und die Mittel. Sie hatte ihn vor der Mutter Bild gestellt, ihm aber nicht das zackige Felsstück gezeigt, das er schwingen mußte, nicht die frevlerisch gegen das „Haus der Ewigkeit“ erhobene Räuberhand. Sie ließ ihn nicht das dumpfe Hallen der Schläge und die aufgeschreckte, wehklagende Ruhe der Toten vernehmen. All diese grauenvollen Einzelheiten verhüllte sie ihm und erinnerte ihn an die Flüche der alten Inschriften gegen die Grabräuber und Leichenschänder, warum mußte er denn jetzt daran denken — an die Flüche der Mutter, der er den Schleier von den sorgfältig bewahrten Geheimnissen riß! Ihm war, als starrte vom Felsen eine Sphinx herab und freute sich, ohne zu lächeln — was ihm höchste Grausamkeit dünkte —, wie das tote Schicksal seine lebendige Seele marterte.

Jetzt hob ein Rauschen und Raunen im Blattwerk an, so daß er sich wieder auf die Wirklichkeit besann. Er sah das Buschwerk verdüstert, die Bäume unter der Faust des Windes erzitternd, und schwere Wolken fuhren wegsicher und eilig durch das Aetherblau. Scirocco war im Anzug. Sturm und Wallung war im Blut und doch Wüstendürre in Hirn und Mund und Brust. Er fiel zu Boden und lag ächzend, langgestreckt im Grase. Ameisen kamen, rannten über ihn hin und untersuchten ihn, ob sie die Schwestern schon zu einer großen Beute laden dürften.

In diesem Elend schrie seine Seele wieder heimwehnd nach seinen Lieben, und er fühlte, daß diese Liebe und Not ihm das Recht gebe, die Ruhe der Toten zu stören. Die Liebe und Not wird aufgenommen, wo jeder andere Gast als Eindringling und Nuchloser verflucht wird.

Und er wagte wieder daran zu denken, das Grab zu öffnen. Kaum war die äußerste Schwäche überwunden, als er sich langsam und mit Mühe aufrichtete und wie ein Trunkener taumelnd zu suchen begann. Von seiner Stirne troff der Schweiß und vergeblich strich der Wind mit flatternden Tüchern über ihn hin; er vermochte nicht aufzulecken, was den strohenden Poren entquoll. Es dunkelte ihm vor den Augen, ohne daß er jedoch das Gefühl hatte, daß es draußen nachte. Ja, er sah sogar die Sonne an einer Stelle blitzen, die er für Osten hielt. Es regnete blaue, grüne und schwefelige Tropfen. . . . Das Fieber!

In dieser Erkenntnis spähte er nun nicht allein nach dem Grabe, sondern auch nach einer Herberge. Seine Gedanken zuckten manchmal, zumal wenn sein Herz und alle Pulse zu stocken und dann mit

二 三 四 五 六 七 八 九 十 十一 十二 十三 十四 十五 十六 十七 十八 十九 二十 二十一 二十二 二十三 二十四 二十五 二十六 二十七 二十八 二十九 三十 三十一 三十二 三十三 三十四 三十五 三十六 三十七 三十八 三十九 四十 四十一 四十二 四十三 四十四 四十五 四十六 四十七 四十八 四十九 五十 五十一 五十二 五十三 五十四 五十五 五十六 五十七 五十八 五十九 六十 六十一 六十二 六十三 六十四 六十五 六十六 六十七 六十八 六十九 七十 七十一 七十二 七十三 七十四 七十五 七十六 七十七 七十八 七十九 八十 八十一 八十二 八十三 八十四 八十五 八十六 八十七 八十八 八十九 九十 九十一 九十二 九十三 九十四 九十五 九十六 九十七 九十八 九十九 一百



J. W. Schirmer/Campagna-landschaft im Sturm



Phot. F. Bruckmann, A. G., München



einem Ruck wieder einzusetzen begannen, so seltsam, daß er fürchtete, er möchte sinnlos werden, ehe er ein Asyl gefunden.

Ist das nicht die Wiese, wo sie zusammen Margariten gepflückt und Kränze gewunden? Dort unten rauscht der Fluß — so nah ist er seiner Grotte gewesen. Und hier — ist das nicht der Baum, auf dem Virginia ihre Himmelfahrten machte? . . . Aber dort die Büsche, der Hügel, der rotbraune Fels — das sieht so fremd darein. Einst war das doch alles heiterer, heller, blauer gewesen, warum ist diese Gegend jetzt so düster geworden? Seine fiebernden Augen spannten ihre Kräfte an, daß ganze Strahlenbündel von Funken ausfuhren. Schon war sein Inneres gespalten. Ein enger Horst gehörte noch ihm, da thronte ungestörtes Bewußtsein, sein Ich und Selbst; daneben schoben sich wie Wolken und Schemen fremde Gestalten und Vorstellungen ein und überwallten für einen Augenblick sein liches Wissen von sich selbst. Und jetzt — was geistert dort rollend und kugeln gegen ihn heran — meterlange, harte, schwarze Finger, der Leib kaum dicker als diese, der Kopf ein gekrümmter Schnabel! War das Ungetüm das Gerippe eines gespenstischen Tieres? Ein Windstoß rollte es ihm vor die Füße. Er griff im ersten Augenblicke schreckdurchzittert nach rückwärts und starrte, sich an Zweigen eines Busches festhaltend, wie ein geängstigtes Kind auf das gespenstige Ding. Aber was war das? — An den Geisterfingern hingen graue, zermürbte Felsen gleich zersprengten Schwunghäuten an Fledermausfüßchen, und wie sich nun ein Lumpen auffaltete, da schimmerte es blaßrot, verblichen zwar, aber doch unverkennbar von einstigem Scharlach. Und die Finger, der Spindelleib, der Haken — das alles wies auf die Trümmer eines Riesenregenschirmes. . . . Dann war das — Gott! — das Wetterhäuschen, die erste Herberge, der Hausfreund und Spielgeselle, es war der alte rote Regenschirm, der sie bei dem Auszug begleitet hatte. Die Gunst und Ungunst des Wetters hatte ihn jahrelang in dieser Senkung hin- und hergeschleudert, bis er vor seinen Herrn rollen und wie ein sterbender Bote die frohe Kunde bringen durfte: Du bist in der Heimat! Sieh, dort hinter jenem Busch, wo der Felsen schattet, da steht die Tufftreppe ein, die zu der Sphinxgrotte führt. Er hastete und sprang. Der Campagnasturm hatte losgelegt und stürmte ihm entgegen, so daß er den Atem verlor und sich zur Erde beugen mußte. Aber er hielt nicht einen Augenblick an. Hoch in schwarzen Wolken grollte der Donner, fahlgelbe Schwaden zogen sich in schief niederhängenden Bündeln bis zum Grunde der Campagna nieder. Ringsum in den Büschen war ein Schnauben wie



von gierenden Raubtieren. Komolo arbeitete sich mit äußerster Anstrengung vorwärts und erblickte endlich den Schacht, der in die Tiefe führte. Er bückte sich und suchte mit den Händen nach einer Treppe. Staub und raschelndes Laub wühlte er auf und fand eine Stufe. Wirklich führte hier eine Treppe weiter, er setzte sich, und rückwärts gleitend, mit den Händen und Füßen einzelne Stufen erhaschend, sank er hinab, ein Gewölk von Staub aufwirbelnd. Oben hörte er den Donner brüllen, wie einen Unhold, dem seine sichere Beute entschlüpft ist. Endlich hatte er Boden unter sich, und als er seine Augen von dem wirbelnden Staub befreit und an die Dunkelheit gewöhnt hatte, da sah er in das Antlitz einer Sphinx, die ihn mit großen Augen, aber unbewegt und ungerührt anstarrte. Einer Sphinx — nein, *seiner* Sphinx, er kannte die Schürfungen an dem Kopfe und die Verletzungen an Nase und Laken. Auch sie kannte ihn; wissend schaute sie ihn an, sah seine Augen flackern und hörte den Atem rauschen. Aber wie eine Verkörperung des Weltgeschicks, das zu gewaltig und riesig ist, um den Druck und Eindruck eines Einzelschicksals spüren und anzeigen zu können, schien sie gleichsam über ihn hinauszuschauen. Sein Leid war ihr wohl wie das Gewicht einer Mücke auf einer Wage, die Granitfelsen gegeneinander spielen läßt.

Nur einen Augenblick starrte auch er den harten Genossen seiner Kindheit an, dann tastete er sich weiter.

Dort an der Rückwand, wo der Eingang zu der Seitenkammer war, hielt er an. — Ihm war, als müßte Virginia dort aus dem Dunkel stürzen und die Mutter verklärt lächelnd ihm die schöne Hand entgegenstrecken. Fast hörte er, wie sie mit ihrer klingenden Stimme sprach: „Mein Komolo!“

Komolo schmiegte sich an den kalten Stein; seine fiebernassen, zitternden Hände streichelten ihn. Er legte seine Wange schmeichelnd auf die glatte Platte und drückte seine glühenden Lippen auf sie. So küßte er sie immer heißer und leidenschaftlicher und rief unaufhörlich: „Mamma, Mamma! . . . Sinia!“ Und alles, was Liebe, Sehnsucht, Leid, Hoffnung und Freude des Wiedersehens in gestammelte Worte legen kann, gab diesen Namen Leben und Odem.

Nichts macht den Menschen so zum Kinde und bringt ihn so zum Fallen und Stammeln als ein großes Leid.

Komolo setzte sich hin und plauderte abgerissen in unvollkommenen Sätzen und in einem Tone, wie er Kindern eigen ist, die noch nicht alle Laute zu formen vermögen: Mamma, Virginia, niemand

kann ich ganz lieben auf der Welt; nur euch! Ich habe viel gelernt. Rom ist eine Stadt wie keine auf der Welt. Und nicht wahr, du bist . . . bist eine echte Römerin! Virginia auch; ich auch: Romano de Roma! Der Weinkrampf stieß ihn an. Er redete aber immer fort.

Allmählich fühlte er eine belebende Glut in sich aufsteigen, als käme von der Unterwelt heiliges Feuer hervor. Er wurde wohlgemuter und frischer, der kalte Schauer, der ihm peinigend über den Rücken gerieselte war, wurde seltener. Die alte Begeisterung des Studenten für das Wunder Rom und seine Vergangenheit loberte auf. La Perniziosa hatte ihm mit ihrer Fackel aufs neue Sinn und Herz entzündet. Er sprang auf. Er fühlte sich als ein Triumphator und schrie: „Ich werde sie wieder zusammenfügen, die zersprungene Götterschale Roma, neue Perlen werde ich an sie fügen und die Welt wird wieder durch sie getränkt wie ehemals. Die Kuppel von St. Peter wächst, bald wird sie ihre Laterne in den Himmel recken.“ Hochaufgerichtet stand Komolo. Er redete und schrie mit den Gesten eines Redners, der auf der Rostra steht und das Forum schwarzgedrängt voll Menschen vor sich hat. Seine Worte wurden immer ausschweifender und sprangen von einer Vorstellung auf die andere über. Das winzige Pünktlein klaren Sinnes schmolz und schwand. Die Fieberwellen, durch die große Erregung des Wiedersehens zurückgedrängt, schlugen mit wilder Gewalt über ihm zusammen.

Da griff er nach einem Marmorstück, auf dem er gekniet war, schwang es hoch über dem Haupte und warf es gegen das leicht vermauerte Tor. Polternd stürzten die Platten aus dem Mörtel. Und da war es, als zuckte durch den Raum, der sich geöffnet hatte, ein blendender Feuerschein. In dem grellfahlen Licht stand wie eine schwarze Wetterwolke die Mutter. Sie wuchs empor, so daß ihr Scheitel die Decke berührte. Sie schaute ihn mit einem bannenden Blick an.“ Durch die Biegung ihres Armes lugte Virginia hervor, lieblich neugierig, scheu und feß. Und sie zupfte Blumen aus ihrem Haar und streckte sie ihm entgegen. Die Erscheinung dauerte einen Augenblick. Dann schwand sie, wie die Mumiengesichter der alten Etrusker verschwunden waren. Er sah an derselben Stelle blasse Totengerippe. Dann fuhr ihm feuchtkalte Luft entgegen. Er starrte in flutende Finsternis, und gegen sein Herz fuhr es wie Hammerschlag. Da taumelte er zurück und schlug in ohnmächtigem Verlangen, das Tor noch einmal zu zertrümmern, um sich. Er packte die Mauern und die Sphinx, rüttelte und krallte. Die Hände wurden voller

Risse und Schrammen, aus vielen Wunden am Kopf floss das Blut. Die Raserei des Fiebers und der Erregung machte ihn blind und unempfindlich; er schrie und biß und geiferte, und glaubte, ein Gewimmel von Feinden dringe auf ihn herein, vom Boden aufstehend wie Drachensaat und von der Decke niedergleitend wie Adler auf die Taube. Er stritt wie ein Verzweifelter. Aber die Bedrängnis wurde immer größer. Sie rückten auf ihn ein und umgaben ihn so dicht, daß er weder Arm noch Bein regen, nicht mehr atmen und rufen konnte. Er floss und kroch in die Ecken und Winkel und stürzte endlich mit einem Wehschrei nieder. Ein fahler Blitz trieb seinen grellen Schein bis in die Tiefen der Grotte. La Perniziosa, die Würgerin, stand bei ihm; sie triumphierte und rief den Tod, der aus allen Ecken niederstarrte und langsam hervorkroch, wie das Leben zurückwich, Schritt um Schritt, Atemzug um Atemzug.

Stille des Todes lag wieder behaglich und selbstzufrieden um die Felsen und Marmortrümmern. Keine Regung war in Kammern und Gängen. Die blinden Morderwesen schliefen weiter, nur ganz wenige, die gerade vor dem Munde Komolos lagen, wurden hin und her bewegt; der Atem spielte mit ihnen wie vorhin der Sturm mit dem Regenschirmwrack. Aber auch sie bekamen eine Zeitlang völlige Ruhe. So klein und leicht sie waren und so winzig die Täschen, mit denen sie sich in den Boden einkrallen konnten, so vermochten sie doch dem fast unmerklichen Hauch, der aus Mund und Nase des Ohnmächtigen strömte, zu widerstehen. Manchmal ging ein Zucken durch seinen Körper, die schönen schlanken Finger öffneten sich und schlossen sich krampfhaft, oder Komolo schob den Arm unter seinen Kopf und reckte sich zitternd aus. Ein Paar Tropfen Blut waren auf ein dickbestäubtes Gesims gefallen. Der Lebenssaft tränkte wohl einige Körner, so daß sie strohend anschwellen, aber ehe die Sonne oben am Himmel um zwei Spannen weiter gerückt war, hatte sich der Tropfen zerpalten und lag Staub bei Staube.

Die Kammer hinter dem Tor, die Komolo in Liebe und Fieberwahn geöffnet hatte, war durch den Einfall des Lebens am meisten durcheinander geraten. Das Allerheiligste dieses Raumes, das Steinbett mit den zwei Toten, lag der Türe gegenüber an der Rückwand. Der lebendige Hauch drang auch dorthin, und die erstarrte Nacht, die über den Leichen lag, wich eilig zurück. Ein Rascheln und Knacken und Raunen entstand. Dann war wieder alles ruhig. In Totengebeinen bleibt nicht ein Funken des Feuers zurück, das sie einst in Haß und Liebe erglühn ließ. Der Staub der Mutter bleibt unbewegt bei



der Not des geliebtesten Kindes. Die Ruhe, die zeitlos dahinträumt, von keinem Wechsel zwischen Licht und Nacht, von keinem Windesrauschen und windstillen Brüten, von keiner Folge von Regen und Dürre, Trauer und Heiterkeit aufgeschreckt, lag wieder groß und majestätisch in ihrem Reich. Kein Stundenschlag redete von ‚Werden‘ und ‚Gewesen‘. Leidlos, hoffnungslos, bedürfnislos fragte hier kein Gegenstand und kein Wesen nach Zeit und Ewigkeit.

Da begann auf einmal ein Perpendikel zu schlagen und zu zählen. Romolos Herz pochte wieder, leise noch im Anfang, dann aber mit festem Schlag; sein Atem begann zu wehen und zu singen. Mit ihm war das Leben in den Tod eingebrochen. — Romolo lag noch im Schlaf, aber sein Schlummer hörte auf, empfindungslos und traumlos zu sein. Seine Muskeln und Gebeine waren noch vom Nerv durchzogen, und dieser leitete nun das schmerzende Gift in alle Teile des Körpers. Rückenwirbel und Kopf schienen ein einziger glühender Strang zu sein. Auf der Brust knieten Unholde, und die Schläfen waren von einem wachsenden Druck gepreßt, der ihn stöhnen machte. Seine Träume deuteten diese körperlichen Schmerzen zuerst als seelische. Er hatte ein Verbrechen begangen, und ungeheurer Reueschmerz folterte ihn. Er stand vor der zersprengten Kuppel von St. Peter, und Rom war nur noch ein kleines Dorf. Er war von Pater Romualdo als der dümmste Schüler gescholten worden und mußte nun die Hühner hüten.

Erst als er dem Erwachen näher war, fühlte er, daß die Qualen in einer Erkrankung ihre Ursache hatten, doch fand er sich auch lange Zeit, nachdem er schon die Augen aufgeschlagen hatte, nicht zurecht. Er war seltsam apathisch gegen seine Lage und seine Schmerzen. Er empfand den Arm, sobald er ihn rühren wollte, wie eine Zentnerlast, darum versuchte er keine Bewegung zu machen. Jedes Nachdenken verursachte ihm stechende Pein. Auch führte es nie zu einem Zwecke, da die kaum gefasste Vorstellung schon wieder erblindete und versank. So brütete er denn lange Zeit in einem regen Dämmerbewußtsein vor sich hin, wimmerte nach Wasser, trank dargereichte Becher gierig aus und fand, nur Lüfte einschlürfend, keine Lektion für seinen brennenden Schlund. Auch rief er manchmal nach dem Bruder, der ihn im Kloster zu bedienen pflegte, und wenn er ihn an seinem Lager wählte, besann er sich lange, was er denn gewünscht hatte, oder seine Gedanken beschäftigten sich schon wieder mit irgendeiner weitabliegenden Kleinigkeit.

Wiederholt brach die Nacht einer kurzen Ohnmacht über ihn

herein, das Blut rann heiß und träge dahin. Auch Gebete stammelte er, faltete die Hände und sah die Bilder der Altäre vor sich. Er saß in der Apsis des Oratoriums und suchte die wie glänzende Vögel durcheinander wogenden Lichter mit dem Pinsel festzuhalten. Auch schürfte er die Wände auf, um uralte Bilder zu entdecken, und triumphierend zeigte er dem dunklen Chor der Mönche seinen köstlichen Fund.

Aber sobald seine Phantasie den gebrochenen Fittich flatternd und zuckend hob, sah er sein Leben wieder im Spiegel der ersten Jugendeindrücke. Er dachte an Phaeton, den Knaben, der aus dem Sonnenwagen gestürzt auf dem Felsen lag wie er. Er sah sich als einen der Jünglinge, die er auf den Reliefs der Sarkophage bemitleidet hatte: Verwundet und unter hochaufgebäumte Pferdehufe gestampft schmachteten sie einsam und vergessen im Gebrause der Schlacht; erbarmungslose Olympier schritten über sie hin. Seltsamerweise glitten seine Gedanken sofort ab, wenn sie an das Erlebnis vor der geschlossenen Steinplatte kamen. Er vermochte es nicht, daran zu denken, wie nahe er dem verwandten Gebein sei. Es raubte ihm den Atem und riß ihn jedesmal an den Abgrund schwarzer Ohnmacht. Körper und Geist waren so geschwächt, daß sie nur mit den allerkleinsten und wertlosesten Erinnerungen spielen konnten.

Dieses wache Träumen währte eine lange Zeit. Er hätte unmöglich schätzen können, ob Stunden oder Tage. Aber endlich wachte er ganz klar auf. Er fühlte seine Schwäche und seine Schmerzen als volle Wirklichkeit, und der Trieb der Selbsterhaltung wurde in ihm wach. Er erkannte auf einmal, daß er hier unrettbar verloren sei. Er versuchte sich aufzusetzen. Es gelang ihm unter Schmerzen. Da sah er nun, hielt die aufgezogenen Beine mit beiden Armen umschlungen und lehnte das müde Haupt gegen die Knie.

Jetzt hatte er den Gedanken gefaßt, daß er vor dem Grabe der Mutter liege. Er umklammerte ihn und ließ ihn nicht mehr frei. Er war ihm gewachsen und brauchte nicht zu fürchten, von ihm getötet zu werden. Er suchte sich zu orientieren, denn er mußte noch immer nicht, wo er denn hingestürzt sei. Dort kommt gebrochenes Lichtgeflimmer herab. Da ist die Sphinx und die Treppe; also hier . . . rückwärts, wo das tiefste Dunkel lastet, die reinste Finsternis weht. . . . O, daß er eine Fackel hätte oder auch nur Zunder, um ein paar Fünkeln in diese Nacht streuen zu können! Er streckte die magere, zitternde Hand dem Eingang entgegen. Lichtstrahl, warum

Kann ich dich nicht brechen, wie man eine Blume bricht, warum kann ich dich nicht in die hohle Hand schöpfen, wie man Quellwasser schöpft!

So kroch er denn in das Dunkel, das wie eine Mauer vor ihm stand und so hart und ballig starrete, daß er fürchtete, hier möchte der feine Stoff geronnen und vergiftet sein. Seine Glieder zitterten nicht nur vor Schwäche und Fieber, sondern auch vor Angst. Früher war ihm die Arbeit in Grab und Totengebein wie etwas ganz Natürliches vorgekommen; aber er war nicht mehr der wilde Romolo. Gestern war er noch ohne das leiseste Grauen in die Totenkammer gestiegen und nun schüttelte ihn die Furcht. Er zauderte und ruhte schweratmend. Wie war doch das immer gewesen! Seine Phantasie hatte es ihm nie anders gezeigt, als daß er hier etwas von dem Wesen der tragischen Mutter, etwas von dem Liebreiz Virginias wiederfinden würde. Und nun war er sich der ganzen Furchtbarkeit der nüchternen Wirklichkeit bewußt. Gebeine — gewiß nichts als Gebeine wird er finden.

Aber er versöhnte sich endlich sogar mit diesem Gedanken. Auch Reliquien führen zum Wesen und sind lebendigere Zeugen als Erinnerungen.

Seine Hände griffen und tasteten umher. Sie erwarteten ein Kleid, eine Hand, . . . wallendes Haar zu treffen, und zuckten doch bei dem bloßen Gedanken daran zurück. Jeder vergebliche Griff war eine Täuschung und eine Beruhigung. Zuletzt war sein Gedanke nicht mehr so fast Mutter — Virginia, als vielmehr das Mysterium. Noch einmal flammte die Gier, es gelöst zu sehen, in ihm auf. Wer war die Mutter? Warum floh sie die Menschen und fluchte ihnen? War sie eine Jüdin? Ah ein Kreuz — vielleicht hat sie ein Zeichen an ihrem Halse hängen wie jede römische Mutter. Vielleicht findet er irgendeine Zeile in ihrem Besiz, die ihm Gewißheit gibt: Romano de Roma.

Raum vermochte die geschwächte, wie ein sturmgepeitschter Ast schwankende Hand noch zu greifen.

Da streifte er auf einmal einen moderüberrieselten Stoff, er tastete ihn entlang. Und jetzt rührte er an ein Bein . . . stieß an einen Schädel. Dieser begann zu kollern, glitt ihm über das Gesicht und rollte zu Boden. Schaurig hallte es in der Tiefe. Romolo stieß einen Schrei aus; bei der ersten Berührung schon hatte ihm ein Schlag wie von Geisterberührung kalt durch alle Glieder gezuckt. Und nun raubte ihm das Grausen sein Bewußtsein. Ohnmächtig blieb er unter den Toten liegen. —

Als er erwachte, fuhr er erschreckt empor. Eine Kerze brannte an seinem Lager. Der weiße Stengel hob sich wie eine Blüte aus dem Dunkel, das von sanftem Lichtgold durchweht war. Um ihn her in weitem, feierlichem Kreise, standen Romualdo und die Klosterschüler. Romolo trank gierig aus der Schale, die ihm ein dienender Bruder darreichte. Darauf schloß er die Augen, öffnete sie bald wieder und erkannte, daß er diese Erquickung nicht geträumt hatte. Er dachte an seine Flucht. Verlegenheit und Scham durchglühten für einen Augenblick seine Wangen. Sein Blick suchte Pater Antonio und traf Romualdo. Dieser fing den Blick auf und fragte mit seiner weichsten Stimme: „Wie geht es dir, mein Sohn? Sieh, du warst verloren und bist wiedergefunden! Ich hoffe, daß die Abenteuerlust durch diese mißglückte Odyssee . . .“ Er hätte jedenfalls noch eine längere Rede gehalten, wenn ihm der Bruder nicht zugewinkt hätte, er möchte schweigen. Denn Romolo war eben in eine neue Ohnmacht gefallen und war darum selbst für die wohlgelesenen Belehrungen des Paters unzugänglich. Der Puls, sagte der Bruder, lasse ein nahes Ende befürchten, er gehe trotz der gereichten Erquickungen noch zurück.

Romolo erwachte wiederholt. Sein Blick suchte ängstlich nach der Richtung, wo die Toten lagen. Aber ein faltiger Mantel bedeckte sie zu, und der Jüngling war's zufrieden, denn das große Mysterium des Todes lag, wie er deutlich fühlte, nahe vor ihm, und vor seiner Majestät erblicken alle anderen großen Interessen eines Lebens. Nur eines Gedankens war er noch fähig. Hier in der verhängnisvollen Gruft, wo die Bürgerin alle ereilt hatte, die sich hieher geflüchtet hatten, möchte er für immer bleiben. Er wollte reden, aber niemand konnte sein Stammeln verstehen.

Pater Romualdo erzählte, wie sie ihn gefunden hätten. Erst wären sie in Beji gewesen, dann nach Galera gepilgert. Überall sei der schlimme Ausreißer vergeblich gesucht worden. Da sei ein Gespenst auf sie zugekommen, ein Regenschirmgerippe — hier in der Campagna sei ja alles Rest des Lebens und Gerippe. Dieses durchaus campagnastilgemäße Gerippe sei einem Grabeingang zugefugelt. Und da ihre erste Absicht Forschung gewesen sei und sie eine Treppe, kaum vor einem Tage vom Moder etwas befreit, eingeladen hätte, so seien sie eingedrungen, und Romolo habe es nur des Paters Tapferkeit zu verdanken, wenn nicht alle, als ein Seufzen und Wimmern aus der Kammer hörbar wurde, ausgerissen wären. Pater Antonios Füße hätten sich leider als für die Expedition durchaus untauglich

erwiesen, doch wäre er von dem Funde benachrichtigt, und es wäre kein Wunder, wenn das ihm nicht Füße machte.

Pater Romualdo war bei guter Stimmung. Denn dies ganze Erlebnis gab ihm Gelegenheit, seine ganze Umsicht und Tatkraft, sein Feldherrngenie — an das er heimlich sogar fester als an sein wissenschaftliches Ingenium glaubte — an den Tag zu legen. Jeder andere wäre hier jammervoll hilflos gewesen. Er aber hatte es verstanden, beinahe ein Fest daraus zu machen, das dieser heroischen Gegend würdig war. Er hatte sich schon nach Augenblicken klar zurecht gemacht, was nun zu geschehen habe.

„Bruder,“ sagte er, „du überwachst den Kranken! Zwar mußt du allein bei diesen hier bleiben“ — er zeigte auf die Hülle, hinter der die Totengebeine lagen — „aber dergleichen brauchst du nicht zu fürchten. Es ist dir nur ein heilsames „Memento mori“. Die Schüler gehen mit mir; wir schneiden Äste und Zweige los und bauen eine schwebende Tragbahre, auf der Romolo wie auf Engelsfittichen schwebend heimkehren kann. Agite!“

Die Schüler, erschüttert von dem Gesehenen, waren froh, daß sie nicht weiter etruskische Gräber durchsuchen mußten. Denn auf einmal war es ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß sie nicht nur Fundstellen für Altertümer, sondern auch Zeugen menschlicher Sterblichkeit und grauser Tragödien gewesen seien.

Aber bevor sie die Gruft verließen, mußten sie noch mitansehen, was ihnen das Blut in den Adern erstarren machte. Romolo ließ sich von dem Bruder zu dem Tuche tragen, hinter dem die beiden Toten lagen. Er hatte die Kraft gefunden, dem Frater zu bedeuten, er möchte die Hülle beiseite legen und ihm seine Toten zeigen. Er küßte die bleichen Schädel und die dünnen Handknochen, küßte die Kleider und Tücher, die auf ihnen lagen, und tastete lange suchend umher. Sie glaubten, er sei irre. Der Bruder, der gar gutmütig und mitleidig war, wies ihn auf dies und das und fragte: „Was ist's, das du suchst?“ Aber Romolo schüttelte immer den Kopf. Endlich fiel er in seine Apathie zurück, und weinend dachte der Bruder, daß er bald einen Toten hüten werde. Nochmals flackerte das Leben in dem Jüngling auf. Er rief ganz laut und klar: Mammina! Dann tastete er nochmals, wie wenn er etwas suchte. Auf einmal ging ein wundersam glückseliger Zug über sein Gesicht. Er griff mit Zeigefinger und Daumen nach einem Gegenstand, der wohl in seiner Phantasie Wirklichkeit war, nahm ihn dann so, wie der Priester die Hostie, wenn er sie bei der Wandlung emporhebt, und schaute dann

das Gebilde seiner Einbildung mit einem leuchtenden Blicke an, küßte es wieder und wieder und flüsterte: Romano de Roma!

Der arme Bruder schaute den Fieberträumen Romolos mit hilflosen und traurigen Blicken zu und suchte ihn mit schmeichelndem Zuruf zum Bewußtsein zu wecken.

Er wurde nur durch das eine getröstet, daß der Junge solch fromme Inbrunst zeigte. Denn was konnte diese Gestalt des Fiebers anderes sein als eine geweihte Medaille!

Romolo wurde wieder ruhig. Die Schüler kehrten zurück. Pater Romualdo kommandierte, schalt und besorgte die Überbringung Romolos in die grüne Bahre mit vieler Umsicht. Unter großen Beschwerden wurden die Stufen überwunden. Auf Romolos Antlitz fiel wieder Licht und Sonne. Fröhliches Sonnenlicht umspielte sein nasses Haar. Wehende Lüfte umkosten die eingefallenen Wangen. Die Campagna lag in wundersamem Violettkleide stolz hingebettet vor den behutsam dahinschreitenden Trägern.

Romolo öffnete die Augen bei der süßen Berührung der lebenssprühenden Lichthand weit und groß. Die vier Finger, die noch immer in krampfhafter Inbrunst den teuren Gegenstand festzuhalten wählten, waren fest auf die Lippen gepreßt. Romolo küßte und liebte das Zeichen, das sein Geheimnis löste. Nicht die harte Wirklichkeit, sondern die Glut seines Willens hatte es ihm in die Hand gedrückt.

Aber er ertrug die kräftige Speise der gesunden Lüfte nicht mehr. Kaum war er aus der Grotte gebracht, so erfuhr sein Körper Ähnliches wie Etruskerleichen, die vom Hauche der freien Atmosphäre vernichtet wurden. Seine Lebenskammern barstten, und aus zitternden Gliedern strömte die geheimnisvolle Flut. Der Leib war eine Schale, aus der die süße Frucht geflossen ist. Die Züge wurden starr, das Antlitz schien mit Schmerz und Staunen dem entfliehenden Genossen nachzustarren.

Das wachsames Auge des Bruders erspähte die Veränderung. Ein Wink des Paters, und die Bahre wurde auf die Erde gesetzt. Aller Schüler Blicke glitten prüfend auf das entstellte Gesicht des Freundes. Sie sahen, daß sie eine Leiche anblickten, und knieten rings um die Bahre nieder. Romualdo schlug ein großes, segnendes Kreuz und sang dann mit schöner, hallender Stimme: „Requiescat in pace“. Und der Schülerchor, mit jugendlicher Frische, ob auch von Weh und Trauer bedrückt, antwortete mit einem feierlichen Amen.

Eine Zeitlang blieben sie in schweigendem Gebete knien, dann


erhoben sie sich, die Träger luden die heilige Bürde auf ihre Schultern und suchten mit den Augen die Kuppel von St. Peter. Die übrigen schritten ernst, zwei und zwei, hinter der Bahre drein, pflückten Blumen und warfen sie auf die Leiche, bis Pater Romualdo, dem dies Tun unnütz und heidnisch, wenn auch immerhin für Romolo, den wurzelechten und nur erst kümmerlich christlich veredelten Heiden, nicht ganz unpassend erschien, ein *De profundis* anstimmte. Und düster-schön, wie eine doppelte Zypressenreihe, begleitete der ehrwürdige Choral den Zug. Da und dort hörte ein Hirte die feierlichen Klänge, bekreuzte sich und hielt die von oben herab in seine Schlucht schwebenden Klänge für eine Vorbedeutung, daß auch bei ihm bald die Perniziosa eintreten werde; andere sprangen auf eine Hügelkuppe und starrten dem Zuge nach wie einer Schar von Geistern, die Totenklage hielten all den vielen, die der Campagnaboden verschlungen hatte.

— Ende. —

# Das Luftfahrzeug als Seekriegswaffe

## Von Graf Ernst zu Reventlow

---

ine neue Waffe des Seekrieges, eine Waffe, die gleichwohl nicht auf der See oder unter der See ihr Element und ihren Wirkungsbereich besitzt, ist das Luftfahrzeug. Wenn wir auf dieses kurz eingehen wollen, so muß gleichwohl vorausgeschickt werden, daß hier sich noch alles im Stadium der Versuche, jedenfalls aber im Anfange der Entwicklung, befindet. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß schon die kommenden zehn Jahre ganz außerordentliche, heute noch nicht annähernd erreichbare Entwicklungen und Fortschritte bringen werden.

Man unterscheidet bekanntlich die beiden großen Hauptklassen der Luftfahrzeuge: das Luftschiff und den Flugapparat oder das Flugzeug. Wir müssen sie, auch in ihrer Beziehung und in ihrer Verwendung im Seekriege, getrennt betrachten.

Das Luftschiff, dessen bisher vollkommenste Vertreter die deutschen Zeppelin-Luftschiffe sind, kann schon heute mehrere Tage ununterbrochen in der Luft verweilen, ohne seinen Gasvorrat oder sein Motorbetriebsöl erneuern zu brauchen. Die Geschwindigkeit des Zeppelin-Luftschiffes ist eine verhältnismäßig große, und hier ist wohl anzunehmen, daß eine weitere Steigerung der Geschwindigkeit nur in verhältnismäßig geringem Maße vorderhand möglich ist. Das Zeppelin-Luftschiff kann eine wohl bald schon nach Dutzenden zählende Besatzung mitnehmen, und es hat auch Auftrieb genug, um eine erhebliche Menge von anderen Gewichten an Bord zu führen. Was kann nun im Seekriege ein solches Luftschiff leisten, worin wird seine Haupttätigkeit bestehen? Vor allem: das Luftschiff kann sehen, es kann viel mehr und viel weiter sehen, als jedes Schiff und als eine ganze Vorpostenkette von Kreuzern und Torpedoboote. Das Luftschiff ist also zum Aufklärer 'geboren'. Um das an einem kleinen und naheliegenden Beispiele zu veranschaulichen, mag auf die folgende Manövererfahrung hingewiesen werden. Um aus der Ostsee in die Nordsee und umgekehrt zu gelangen, muß man bekanntlich — abgesehen vom Kaiser-Wilhelm-Kanal — durch den Großen Belt oder durch den Kleinen Belt oder durch den Sund passieren. In einem jetzt schon weit zurückliegenden Flottenmanöver wurden während einer derartigen Fahrt eines Geschwaders, das durch den Großen Belt fuhr, eine Anzahl Torpedoboote nach dem Kleinen Belt und nach dem Sund, außerdem nach allen möglichen kleinen Buchten und Durchfahrten zwischen den zahlreichen Inseln entsandt, um genau und gründlich nachzusehen, ob sich dort nicht etwa Torpedoboote der feindlichen Partei versteckt hielten, die dann mit Einbruch der Dunkelheit das Geschwader angreifen beabsichtigen. Dieses Suchen und Aufklären war eine zeitraubende Arbeit, zu der eine ganze Menge Torpedoboote gebraucht wurden, die sonst anderweitig sehr nützliche Verwendung hätten finden können. Hätte man damals ein einziges Luftschiff gehabt, so hätte das in einer halben Stunde,



wahrscheinlich aber in einem noch geringeren Zeitraume die dänischen Inselgewässer vollständig klar übersehen, ja noch über viel weiteren Räumen festgestellt, ob Feinde in Sicht wären oder nicht. Außerordentlich viel Zeit wäre gewonnen worden, außerdem hätte man eine so absolute Sicherheit für die Richtigkeit der Wahrnehmungen gehabt, wie sie schon bei einem wenig trüben Wetter durch die andere umständliche Art der Aufklärung nicht vorhanden war. Im wirklichen Kriege würde das natürlich in noch viel größerem Maßstabe gelten. Das Luftschiff ist also als Aufklärungswaffe im Seekriege von allerhöchstem Werte, vorausgesetzt allerdings, daß es imstande ist, jedem Wetter zu trotzen und auch gegen starken Wind sein räumliches Ziel zu erreichen. Diese beiden Anforderungen sind heute noch nicht erfüllt, und darin liegt bislang also noch ein Punkt der Schwäche und Unzulänglichkeit. Immerhin werden das Ausnahmefälle sein, und auch jetzt schon würden unsere Zeppelin-Luftschiffe sich als sehr brauchbar darstellen, freilich die Kreuzer nie ersetzen können. Es ist für eine Flotte ganz außerordentlich viel wert, möglichst früh zu wissen, wo, in welcher Stärke und mit was für Zielen sich die feindliche Flotte befindet. Wenn bei Ausbruch eines Krieges oder in Erwartung des Ausbruches deutsche Geschwader sich in der Nordsee sammeln oder anderswo, so kann es geradezu entscheidend für ihre Maßnahmen sein, wenn sie rechtzeitig von einem Zeppelin-Luftschiffe funker-telegraphische Nachricht darüber erhalten. Die Aufklärung durch Kreuzer oder Torpedoboote ist langsamer, weil diese lange nicht so weit sehen können wie das Luftschiff, und infolgedessen auch längere Zeit unterwegs sein müssen, um an den Feind heranzugelangen. Nun spielt hier allerdings schon die Frage hinein, ob das Luftschiff leicht dem Feuer feindlicher Schiffe zum Opfer fallen wird. Bei den ungeheuren Entfernungen, auf welche Schiffsgeschütze schießen, und bei der Möglichkeit, ungezählte Ballongeschütze auf großen Schiffen aufzustellen, ist diese Frage in der Tat eine sehr ernsthafte. Sie ist um so ernsthafter, wenn man bedenkt, daß es sich in einer solchen Lage meist nicht um einzelne Schiffe, sondern um große Geschwader und Flotten handeln wird. Eine ganze Menge von Schiffen wird also zugleich und häufig von verschiedenen Seiten ihr Feuer auf das Luftschiff eröffnen können. Eine Anzahl Tausende von Metern spielt hier ja als Schußentfernung gar keine Rolle, zumal es dabei nur auf die Trefffähigkeit ankommt, aber nicht im mindesten auf Durchschlagskraft. Die Gefahren sind also nicht gering, vorausgesetzt, daß die feindlichen Schiffe gut schießen und das Luftschiff sehen. Das Luftschiff hat das entgegengesetzte Interesse und wird deshalb so weit und so hoch wie möglich fahren; so hoch, daß es noch gerade das Notwendige sehen kann. Das ist dann keine bestimmte Höhe, sondern sie richtet sich nach der Sichtigkeit der Luft und andererseits nach den jeweiligen Gasverhältnissen des Luftschiffes.

Eine weitere Frage ist, ob und wieviel das Luftschiff bei Nacht auf dem Meere sehen kann, ferner inwieweit es selbst bei Nacht sichtbar ist. Nur praktische Versuche können das ausweisen. Sollte sich herausstellen, daß

bei Nacht die Bedingungen für das Luftschiff günstig sind, so würde es allerdings ein höchst gefährlicher Feind werden. Ein Bedenken liegt freilich in dem sehr starken Geräusch der Motoren, das in stiller Nacht überaus weit hörbar ist, andererseits ist das Luftschiff vor den Schiffsgeschützen bei Nacht sehr viel sicherer als bei Tage, und es ließe sich deshalb vielleicht wohl denken, daß das Luftschiff bei Nacht, bei Nebel oder bei Dämmerung nicht nur zur Aufklärung, sondern auch zum erfolgreichen Angriffe dienen könnte. So ganz einfach wird es aber doch nicht sein und auch nicht so vergnüglich, wie man vielfach denkt, Bomben und Sprengstoffe von oben aus dem Luftschiffe auf ein feindliches Schiff herunterzuwerfen. Je größer die Höhe des Luftschiffes in einem solchen Augenblicke ist, desto schwerer wird es sein, genau zu treffen, denn die Windströmungen lenken seitlich ab, und während der Sprengkörper fällt, fährt das Schiff unten im Wasser weiter, man muß also vorhalten nach genauer Berechnung, wie groß die Geschwindigkeit des Schiffes ist. Bei Tage ist dieses Bomben- und Sprengkörperwerfen für ein Luftschiff äußerst gefährlich, denn es setzt sich dem feindlichen Geschützfeuer dann besonders stark aus, da es ja ganz ruhig über dem Schiffe schweben muß, welches es mit seinen Bomben treffen will. In einer solchen Stellung wird es freilich dem angegriffenen Schiffe kaum möglich sein, mit seinen Geschützen senkrecht in die Höhe zu schießen, wohl aber den anderen Schiffen des Geschwaders, die sich dann leicht seitlich verteilen können und einen ruhigen, wohlgezielten Schuß haben. An und für sich ist sonst der Gedanke, aus der Luft Sprengkörper zu werfen, ein sehr einleuchtender. Gelänge es z. B., durch einen solchen Wurf auf einen Geschützturm diesen außer Gefecht zu setzen oder durch einen Treffer auf das Deck mehrere Decks zu durchschlagen und eine große Verwüstung im Inneren anzurichten, so könnte das in einer Schlacht entscheidend werden. Schiffbaulich, wie wir schon an anderer Stelle andeuteten, würde dann eine technische Umwälzung Platz greifen müssen, indem man die Decks, die Turmdecken usw. viel stärker und schwerer panzerter als bisher. Bis heute hatte man das noch nicht nötig, weil die Schiffsgeschütze sämtlich sogenannte Flachbahngeschütze sind, welche senkrechte Wände treffen, aber nicht, wie Mörserbomben, in hohem Bogen fliegen und dann auf horizontale Flächen zerstörend auftreffen. In wenigen Jahren wird man über alle diese heutigen Fragen schon recht genau Bescheid wissen; denn gerade auf diesem Gebiete kann man leicht in Friedenszeiten Übungen und Versuche anstellen. Ein altes Panzerschiff oder sonstiges Fahrzeug und eines unserer Zeppelin-Luftschiffe können schon an einem einzigen Tage manches Fragezeichen beseitigen.

Was die Flugapparate anlangt, so liegen da ja die Dinge nach vielen Seiten ganz ähnlich. Die Unterschiede sind genau dieselben wie auf dem Lande, und die Schwierigkeit für das Flugzeug im Seebienste liegt in der Möglichkeit, jederzeit niederzugehen zu können. Der Flugapparat muß, bis jetzt jedenfalls, sehr oft plötzlich aus irgendeinem Grunde landen. Ist er

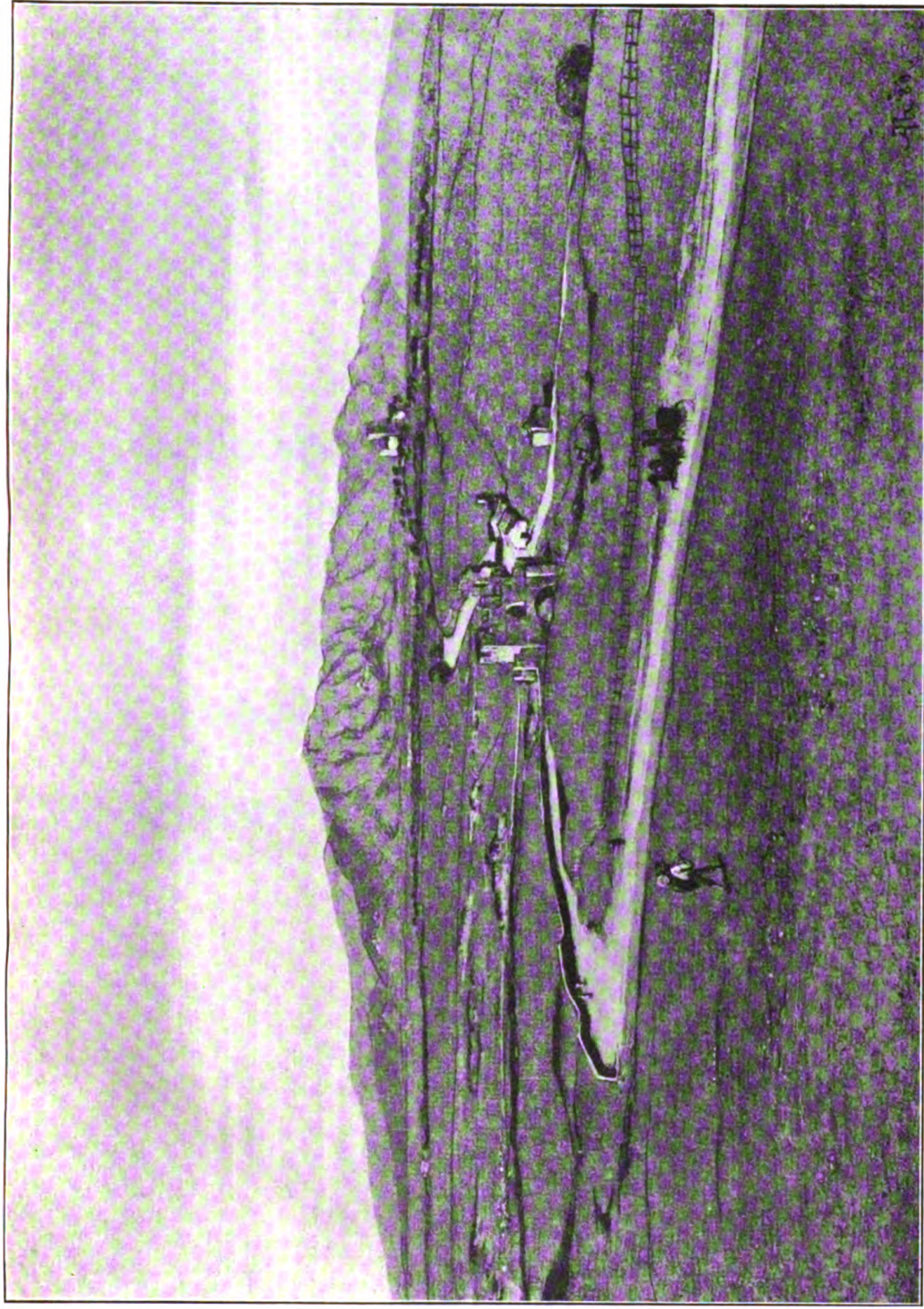
über einer großen Meeresfläche tätig, so muß er konstruiert werden, um auf der Meeresoberfläche derart landen zu können, daß er mit dem Augenblicke der Berührung mit der Wasseroberfläche zu einem kleinen Seeboot wird und sich auch bei schlechtem Wetter, ohne Gefahr für die Insassen wie für das Fahrzeug selbst, mit seinen Trageflächen treiben kann. Seit einigen Jahren macht man hier Versuche und Erprobungen, die natürlich Lehrgeld an Material und Menschen kosten, aber sicherlich auch bald zu praktisch guten Ergebnissen führen werden. Das Flugzeug hat vor dem Luftschiffe seine viel größere Geschwindigkeit voraus, während sein Nachteil ist, daß es noch nicht so lange ununterbrochen in der Luft bleiben kann. Ein weiterer Nachteil für größere Luftmärsche besteht darin, daß das Flugzeug eine lange nicht so große Trag- und Unterbringungsfähigkeit besitzt wie das Luftschiff, also viel weniger Menschen und andere Dinge, wie Sprengkörper usw., mitnehmen kann. Ein weiterer Nachteil des Flugzeuges auf der See ist, daß es sich, wenn sich kein Land in Sicht befindet, nur sehr schwer und unvollkommen orientieren kann. Für kleine Erkundungsflüge dagegen wird das Flugzeug oft brauchbarer sein als das Luftschiff, eben wegen seiner viel höheren Geschwindigkeit und nicht zum wenigsten auch, weil es seiner Kleinheit wegen von feindlichen Schiffen schwerer gesehen und von ihren Geschützen weniger getroffen werden wird.

Die deutsche Marine ist schon seit Jahr und Tag eifrig dabei, Luftschiffe und Flugapparate für den Seedienst zu entwickeln. Eine große Luftschiffhalle, nahe der deutschen Nordseeküste, wird bereits gebaut, andere werden nachfolgen. An der Ostsee befindet sich vorläufig die Flugzeugversuchsstation. Kurz, alles ist im Werden und in den Anfängen, und soviel es geht, hält die Marineverwaltung geheim, was geheimzuhalten ist. Sicherlich aber ist der Tag nicht mehr fern, wo wir auch Luftgeschwader haben werden, die dort ihre Übungen machen werden und mit der Seeflotte zusammen sich zum gemeinsamen Wirken im Kriege vorbereiten. Man darf sich heute natürlich keine Wunderdinge und keine Umwälzung aller vorhandenen Kriegsmittel und Kriegsbräuche vorstellen. Eine solche Umwälzung wird nicht eintreten. Die Luftwaffe aber, und das ist sicher, wird zweifelsohne eine äußerst wünschenswerte und wertvolle Ergänzung der Waffen des Seekrieges werden, und das schon sehr bald. Denken ließe sich schließlich auch, daß das Luftschiff, im Verein mit Flugzeugen, in eine tobende Seeschlacht eingriffe. Selbstverständlich würde das mit der Gewißheit geschehen, daß eine große Anzahl der Luftfahrzeuge vernichtet würde. Der Oberkommandierende wird sich also die Überlegung machen müssen, wie viele Luftschiffe und Flugzeuge er für Aufklärungszwecke noch aufsparen zu müssen glaubt. Für eine wirklich große Entscheidungsschlacht zweier Flotten, wo jeder der beiden Gegner tatsächlich alles, was er an Streitkräften zur Verfügung hat, einsetzt, wird man auch Luftschiffe und Flugzeuge, die dann natürlich sämtlich mit besonders zahlreichen Sprengkörpern ausgerüstet sind, zur Verwendung bringen. Sie haben dann eine größere Aussicht als sonst, weil

die feindlichen Schiffe durch den Entscheidungskampf auf dem Wasser in höchstem Maße in Anspruch genommen sind. Die Aufmerksamkeit der Offiziere und Mannschaften und die äußerste Anspannung ihrer Kräfte muß sich, ob sie wollen oder nicht, auf die gegnerischen Schlachtschiffe, Kreuzer, Torpedoboote und Unterseeboote richten. Der Mensch aber hat nur ein bestimmtes Quantum von körperlicher, geistiger und sittlicher Kraft, und dieses zu teilen, wird wohl im Getöse einer Schlacht unmöglich sein. Deswegen werden Luftschiffe und Flugzeuge unter der Bedingung, daß es ihnen gelingt, während der Schlacht direkt über der feindlichen Flotte zu schweben, gefährliche und verderbliche Feinde werden. Feindliche Luftschiffe werden vielleicht versuchen, sie daran zu hindern, wenn der Feind über solche verfügt. Und dann wird ein Kampf in den Lüften entstehen, bis eine der beiden Luftparteien Sieger geblieben ist und nun mit den Resten seiner Kraft gegen die feindlichen Seeschiffe vorgeht. In jene für Luftschiffe allein wirksame Angriffsposition, direkt über der feindlichen Flotte, zu gelangen, kann ihnen noch dadurch erschwert werden, daß feindliche Kreuzer von Anfang an besonders dafür bestimmt werden, Luftangriffe abzuwehren und sich an der eigentlichen Seeschlacht nicht zu beteiligen. Diese würden mit einer Anzahl besonderer Luftschiffgeschütze ausgerüstet sein, ihre Führer und Besatzungen hätten die Aufmerksamkeit fortwährend und ununterbrochen auf feindliche Luftfahrzeuge aller Art zu richten. — Das sind alles Zukunftsbilder, und manches mag sich durch die Entwicklung und ungeahnte Wege derselben später anders darstellen, aber möglich ist, daß es so kommt, ja wahrscheinlich.

Ganz allgemein betrachtet, wird der Luftkrieg und die Einwirkung der Luftwaffe auf die Seewaffe noch eine besondere Seite aufweisen, nämlich die, daß das Luftfahrzeug vielleicht mit der Zeit den Begriff der Seebeherrschung, wenn nicht aufhebt, so doch beeinträchtigt. Es kommt weiter in Betracht, daß der Begriff der Insel durch Luftwaffen und Luftverkehr bis zu einem gewissen Grade verschwindet. Die Engländer z. B. mögen die See vollständig beherrschen und die ihnen feindlichen Flotten in deren Häfen blockiert halten, — sie können doch nicht verhindern, daß Luftschiffe und Flugzeuge das von ihnen beherrschte Meer überfliegen, ihre blockierenden Geschwader und Schiffe überwachen und begleiten, über ihren Häfen erscheinen und die Bevölkerung ihrer Städte in Furcht und Unruhe versetzen. Auch das tritt heute, angesichts der heutigen Entwicklungsstufe der Luftfahrzeuge, in der Praxis noch nicht hervor, die Engländer aber sehen der zukünftigen Entwicklung mit Sorgen entgegen und sind dabei, eine Flotte von Luftschiffen und Flugzeugen zu schaffen, um die Luftflotte eines künftigen Gegners in der Luft zu bekämpfen und zu vernichten. Das ist natürlich leichter gesagt als ausgeführt, auch ist besonders zu beachten, daß es selbst bei Überlegenheit der einen Luftflotte, welche über die andere siegte oder sie vollständig vernichtete, praktisch unmöglich wäre, die „Luft Herrschaft“ zu erringen. Die See bildet eine Fläche, auf der alle Schiffe und Fahrzeuge fahren müssen, also nebeneinander, auch durch Tiefen und andere Verhältnisse meist gezwungen sind, bestimmte





Hans Thoma/Ponte Nomentano

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart



Wege zu nehmen. In der Luft bestehen nicht nur keinerlei Hindernisse durch Kontinente, durch Inseln, durch Tiefenverhältnisse und ähnliches, sondern die Luftfahrzeuge können nicht nur nebeneinander vorbeifahren, sondern auch übereinander und untereinander. Es handelt sich also um ein Gebiet, das nach allen Raumrichtungen um so unbegrenzter erscheint, als der Aktionsradius der Luftschiffe und Flugzeuge wächst, denn je länger sie in der Luft bleiben können, ohne ihre Vorräte zu ergänzen, desto ausgiebiger können sie diese Grenzlosigkeit des Raumes ausnützen. Allerdings muß immer wiederholt werden, daß in erster Linie Luftschiff und Flugzeug heute noch Aufklärungs- und Kampfwaffen sind. Ob und wann sie in der Hauptsache Kampfschiffe sein werden, muß die Zukunft zeigen. Daß diese Zukunft noch fern läge, braucht allerdings nicht angenommen zu werden.

## An die deutsche Jugend

„Der Geist des Helden kann nicht leben  
— hört! —, wenn nicht rein.“ . . .

In's Herz hinein  
möge einen Stoß dies Wort euch geben

scharf wie ein Schwert ! . . . . Ja! wolle streben,  
so rein zu sein,  
daß du zu Gott kannst frei erheben  
das Auge dein!

R. E. Knodt.

# Kleine Bausteine

## Briefe eines Feldgeistlichen vom Kriegsschauplatz an den Herausgeber des Hochland

### I.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihre Zeilen erhielt ich eben, als ich von den Mannschaften der Feldwache an der russischen Grenze zurückkehrte, denen ich an ihren Schützengraben Feldgottesdienst hielt, die Lossprechung von ihren Sünden erteilte und die heilige Kommunion reichte: eine ergreifende, Geist und Herz mächtig bewegende Feier! — Die Anforderungen, welche jetzt an meine Kräfte gestellt werden, sind so außerordentlich, daß ich unmöglich Zeit zur Sammlung für einen Artikel über 'Seelsorge im Kriege' finde. Nach meiner Meinung kann ein Militärseelsorger darüber auch erst nach dem Feldzuge, auf Grund gemachter Erfahrungen, neue Gesichtspunkte aufstellen, neue Anregungen pastoreller Art geben. Aber ganz möchte ich Ihren Wunsch doch auch nicht unberücksichtigt lassen. Nur müssen Sie mit brieflichen, eilig niedergeschriebenen Mitteilungen vorliebnehmen, soweit mir auch dazu die Zeit reicht. —

Wir hier an der ostpreussisch-russischen Grenze sind in einem plötzlich ausbrechenden Kriege mit Rußland übel daran, weil die Grenze eine sehr langgezogene Strecke bildet, die nur zum Teil natürlichen Grenzschutz durch die ostpreussischen Seen hat. Außerdem haben wir an der Grenze entlang nur wenige Garnisonen mit geringer Besatzung. Wenn russische Reitermassen mit starkem Anprall gegen diese unsere numerisch ziemlich schwache Grenzwache vorstoßen, scheint eine Überschwemmung mit Kosaken leicht möglich, ja sehr wahrscheinlich. Das waren meine Gedanken vor der Mobilmachung; jetzt bin ich zu meiner großen Freude zu einer anderen Meinung bekehrt — durch unsere braven, lieben Soldaten, welche die Grenzwehr bilden. Wir erfahren hier Einzelheiten über die uns ja ziemlich nahen Grenzgefechte; darnach zeigen unsere deutschen Truppen eine bewundernswerte Ruhe, eine heroische Unererschrockenheit und ein geradezu vorbildliches Gottvertrauen. In einem Kartoffelacker, etwa einen Kilometer von der Grenze, liegen drei Musketiere auf Wacht; da stürmt eine Eskadron Kosaken heran. Ruhig zielen unsere Musketiere, drei Schüsse knallen, — drei Kosaken stürzen. Das wiederholt sich viermal, dann macht die russische Eskadron in Verwirrung kehrt. Unsere flinken Dragoner im Verein mit dem Schwesterregiment fangen täglich russische Reiter, deren Transport durch die Stadt jubelnde Freude unter der hiesigen Bevölkerung auslöst. Der Zahl der Gefangenen fast gleich ist die Zahl der Spione, die



in erschreckend großer Menge über ganz Ost- und Westpreußen verteilt sind. Nach der offiziellen Mobilmachung wird aber unsererseits mit dieser Schurkenbande, die es vor allem zur Verzögerung unseres Aufmarsches auf Zerstörung von Brücken abgesehen hat, kurzer Prozeß gemacht, wenn tatsächliche Spionage feststeht. Dann ist die Kugel die gerechte Strafe. Wider alles Menschengefühl ist die gemeine, verabscheuungswürdige Kampfweise der Brunnenvergiftung mit Cholerabazillen, wie es von einem Arzt in Lyck versucht wurde. — Geradezu herzerquickend ist die Stimmung unter unseren Soldaten und auch unter der hiesigen Bevölkerung. Schon in den Tagen der drohenden Kriegsgefahr habe ich Tag für Tag Hunderte von Soldaten morgens früh im Gottesdienst gehabt, denen ich nach einer herzlichen kurzen Ansprache und dem Kneuegebet die Lossprechung von ihren Sünden gab, woran sich die hl. Kommunion schloß. Jeder Wochentag war ein ‚Tag des Herrn‘ im besten Sinne des Wortes. Rasch verließen unsere aktiven Truppen die Garnison, um die Grenzgebiete zu besetzen. Reservisten und Landwehrleute rückten ein. Immer mehr füllte sich bis heute Tag für Tag die alte Jakobikirche mit den zur Fahne einberufenen Männern. Ernst und feierlich sind die Gesichter, männlich fest ist die Haltung; von den Stirnen und aus den Augen liest man einen ernsten, heiligen Willen, der g e r e c h t e n Sache des Vaterlandes nach Gottes Willen treu und unverzagt zu dienen. Es flammt eine religiöse Kraft in diesen ihren Gott suchenden Männern empor, die etwas Erschütterndes an sich hat. Ich will nicht versäumen zu bemerken, daß alle diese Hunderte von Soldaten freiwillig, ohne dienstliche Aufforderung, zur Kirche und zu den heiligen Sakramenten kommen. Da hält Gott Männermission. Was Priesterwort und Glockenruf in Zeiten des Friedens nicht vermögen, die Stimme Gottes im Gewittersturm des Krieges rüttelt die Herzen auf zur Selbstbesinnung, zum Nachdenken über letzte, höchste Wahrheiten des Lebens, und Scharen strömen zum Gotteshaus, um die Hand dessen zu fassen, der die Blätter der Welt- und Menschheitsgeschichte schreibt. Wenn ich bei diesen Gottesdiensten die tiefe, religiöse Ergriffenheit der Männerherzen sehe, denke ich: O, heiliger Krieg, der solche, bis dahin verborgene religiöse Kräfte in einem Volke zur Entfaltung bringt, dich hat Gott in seinen Weltregierungsplan wohlweislich aufgenommen, um unseres deutschen Volkes Seele, die Religion, wieder in alter Kraft erstehen zu lassen! — Wenn der Gottesdienst in der Kirche zu Ende ist, fahre ich mit einigen hundert geweihten Hostien hinaus zu den Vorposten und Bewachungsmannschaften. Schnell bildet sich im freien Felde um mich ein Kreis von 50 bis 100 feldmäßig ausgerüsteten Soldaten, denen die helle Freude aus den Augen glüht, weil sie in den Händen ihres Pfarrers den Kelch mit dem heiligen Brote sehen, das ihnen Gottes Nähe, Segen und Hilfe verbürgt. Solche Abendmahlsfeier auf freiem Felde ergreift mich und alle Anwesenden, auch evangelische Offiziere aufs tiefste und verfehlt nicht eine Wirkung, die erst im Angesichte des Feindes zur vollen Geltung kommt. Blicke und Worte vieler Soldaten bekunden eine innige

Dankbarkeit, daß Gott, ihr Heiland, sie so liebevoll in bitterernster, schicksalschwerer Stunde aufsucht. Und solche, Menschen und Engel erfreuende Feier klärt den Geist, erwärmt das Herz und stählt den Willen zu Heldentaten, von denen wir jetzt jeden Tag Kunde erhalten. Brave Leute meiner Gemeinde schrieben mir aus einem Dorfe, dicht an der Grenze, daß sie mich in einem ‚Vater unser‘ grüßten, das sie in einer Kapelle gebetet hätten; sie fürchteten sich nicht vor dem Feinde und vertrauten auf den lieben Gott. Haben solche einfachen, braven, gottvertrauenden Krieger nicht das spontane Empfinden, Gott kann nur die Gerechtigkeit schützen, und Deutschlands Sache ist in diesem uns frevelhaft aufgenötigten Kriege zugleich die Sache der Gerechtigkeit, also Gottes.

Der größte Teil der Soldaten, die hier in den letzten Tagen mir, als ihrem Seelsorger, nahe getreten sind, sind ordentlich stolz darauf, sich als Werkzeuge in Gottes Hand zu wissen. — Auch die Stimmung in hiesiger Bevölkerung ist herzerfreuend. Alle Welt will in irgendeiner Weise mitwirken, um in dem schweren Kampfe etwas für Deutschlands Ehre zu tun. In den Kirchen wird ununterbrochen gebetet; Hunderte melden sich zum freiwilligen Kriegsdienst, zur Krankenpflege oder zu irgendeiner nützlichen Kriegsverwendung. Dabei herrscht eine hohe Begeisterung, die alles bis dahin Gegensätzliche ausgleicht.

Von der russischen Grenze treffen Flüchtlinge aus russischen und preußischen Gebieten in großer Anzahl ein, die zunächst im Freien lagen, bis irgendwo eine Unterkunft für sie geschaffen ist. Die armen Leute mußten fliehen, weil die russischen Truppen grundsätzlich alles niederbrennen, was sie erreichen. — Morgen verlasse ich unsere Garnison, um als Feldgeistlicher draußen bei der Operationsarmee zu sein. Mögen die kommenden Tage auch hart und anstrengend für mich werden, sie werden mir doch die Freude bringen zu sehen, daß der wahre Soldat Christi auch der rechte Soldat seines Vaterlandes ist; und bei allem Ernst der Lage bin ich doch fest von dem endlichen Sieg der deutschen Waffen überzeugt, denn ‚Gott ist mit uns‘. —

Verehrter Herr Professor! Ich hoffe, vom Kriegsschauplatz, dem ich morgen nahe komme, Ihnen hier und da einzelnes, hoffentlich Ruhmreiches und Erbauliches über unsere Soldaten und ihre Waffenerfolge berichten zu können. Verzeihen Sie die Eile und alle damit zusammenhängenden Mängel vorstehender Zeilen; ich bin zu sehr in Anspruch genommen, um ruhige und stilistisch abgerundete Berichte schreiben zu können.

In hochachtungsvollster Begrüßung  
ergebenst

Dr. Poertner, Militär-Oberpfarrer.

## Kraĥau / Von Franz Riß

Als ich in Breslau den Kellner meines Gasthauses fragte, wo er mir empfehle, in Kraĥau zu übernachten, sah er mich so verwundert an, als habe er von diesem Orte nie etwas gehört. Wohl nur, um etwas zu sagen, bemerkte er dann, von Breslau reise man nicht nach Kraĥau. Ich bezweifelte das und wies darauf hin, daß doch zwei Schnellzugsverbindungen zwischen den beiden Städten bestünden, eine über Rattowitz und eine über Oderberg. Er vernahm das mit Achselzucken und blieb bei seiner Meinung, daß man nicht nach Kraĥau reise. Offensichtlich war ihm noch niemand untergekommen, der auf diesen Gedanken verfallen war.

In Kraĥau konnte ich mich überzeugen, daß dort tatsächlich ein geringer Reiseverkehr herrscht. Wenigstens hatte ich den Eindruck, daß die Stadt um ihrer selbst willen wenig aufgesucht wird. Die Freude einsamen Genießens unbeachteter Schönheit ist mir selten so reich zuteil geworden wie hier. Einsam schritt ich durch die Wunderbauten der alten Kirchen; einsam saß ich im Hofe des verfallenen Königschlosses; einsam ließ ich vom Kosciuskohügel meine Blicke hinschweifen durch das Tal der Weichsel bis zu den blauen Höhen der Karpathen. Vergessen liegt diese Stadt, die ehemals so viel Glanz und Leben in sich schloß, nun abseits vom Strom des Lebens und arg verblichen ist ihr einstiger Glanz. Dem aber, der offenen Auges durch sie schreitet, offenbart sich eine Fülle stillen Reizes, die nachhaltigeren Eindruck hinterläßt als die laut gepriesene Schönheit manchen vielbesuchten Ortes.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts soll Kraĥau 80 000 Einwohner gehabt haben; für jene Zeit eine gewaltige Zahl. Damals stand Polen unter Sigismund dem Alten, der es mehr als vierzig Jahre regierte, auf der Höhe seiner Macht. Mit seinem Sohne Sigismund August starben die Jagellonen aus und der Niedergang des Reiches begann. Sigismund III. aus dem Hause Wasa verlegte zu Ende des 16. Jahrhunderts die Residenz nach Warschau und jählings sank nun Kraĥau von seiner Höhe herab. Als die Stadt bei der letzten Teilung Polens 1795 Österreich zugewiesen wurde, zählte sie kaum noch 10 000 Einwohner. Die folgenden Jahrzehnte waren nicht danach angetan, sie wieder zu heben. Die Diplomaten des Wiener Kongresses hatten den Einfall, sie und das ihr zunächst gelegene Gebiet zu einem Freistaat zu machen — ein merkwürdiges politisches Gebilde, dessen Errichtung wie ein Scherz anmuten möchte, wenn nicht so bitter ernste Folgen daraus entstanden wären. Wer nicht völlig mit Blindheit geschlagen war, konnte vorhersagen, daß dieser Musterstaat ein Sammelplatz für alle politischen Flüchtlinge und damit eine Gefahr für seine Nachbarstaaten werden mußte. So kam es auch und die Unruhen nahmen kein Ende, bis Österreich im Jahre 1846 die durchlauchtigste Republik Kraĥau aufhob und ihr Gebiet an sich nahm. Frankreich und England protestierten dagegen; ein Zeichen, daß in der Politik auch die richtigsten Maßnahmen irgendwo auf

Widerspruch stoßen. Für Krakau war das Vorgehen Österreichs ein Segen. Ruhe und Sicherheit lehrten nun in seinen Mauern ein und allmählich konnte es sich von den schweren Schlägen, die es getroffen hatten, wieder erholen. Jetzt ist es mit 160 000 Einwohnern eine ansehnliche und aufstrebende Stadt. Seit die alten Festungsmauern bis auf einige Reste niedergelegt sind, umzieht ein Saum von schönen Anlagen die inneren Stadtteile; die äußeren dehnen sich in behäbiger Breite weithin aus. Die alte jagellonische Universität blüht neu empor; ein geräumiger Neubau, der neben dem noch in kraftvoller Schönheit dastehenden alten Hause errichtet worden ist, dient ihr als Heim. Eine Reihe der ehrwürdigen Kirchen ist mit sorglicher Liebe neu geschmückt worden; freilich nicht immer mit glücklicher Hand. Die gotische Franziskanerkirche hat sich eine Ausmalung im blühendsten Jugendstil gefallen lassen müssen; der Eindruck ist — für mich wenigstens — schauerhaft. Man glaubt, eine andere Luft zu atmen, wenn man aus der Kirche in den alten, von der neuen Zeit unberührt gebliebenen Kreuzgang tritt.

Besser, wenn auch reichlich bunt, ist nach Matejko's Plänen die Ausschmückung der Marienkirche auf dem Ring durchgeführt worden. Ihre eigentliche Schönheit stammt aber doch aus alter Zeit. Sie ist eine schmal-schiffige, hochstrebende, gotische Kirche; ihr Hochaltar ist ein köstliches Werk der Spätgotik. Wit Stwos, war in meinem Führer als der Meister bezeichnet, der ihn schuf; uns ist er unter seinem deutschen Namen Veit Stosch bekannt. Nürnberger Kunst im fernen Polenlande! Allzu sehr kann das allerdings nicht verwundern; aus Peter Vischers Werkstatt stammen eine Reihe von Grabtafeln im Dom zu Posen. Veit Stosch weilte lange Zeit in Krakau; vielleicht war das der Grund, warum er sich später nicht mehr in die Verhältnisse seiner Vaterstadt einzufügen vermochte und durch seinen Kampf mit dem Räte der Stadt sich bittere Stunden und ein betrübliches Lebensende bereitete. Wohin wohl die übrigen Werke gekommen sein mögen, die hier in Krakau aus seiner Hand hervorgingen? Manches von ihnen ist vielleicht noch unentdeckt; viele werden wohl den unruhigen Zeiten zum Opfer gefallen sein. Eine herrliche Arbeit von ihm ist noch erhalten: der Marmorsarkophag Kasimir des Großen in der Kathedrale auf dem Wawel. Die Kirche ist reich an prachtvollen Denkmälern, denn sie umschließt die Gruft der polnischen Könige, und mit ihnen ist mancher Große der Nation hier bestattet; aber auch neben Canova und Thorwaldsen besteht der alte Nürnberger Meister in Glanz und Ehren.

Eine ernste und eindrucksvolle Stunde habe ich in dieser wunderbaren Kirche verlebt. Mit mächtigem Flügelschlag durchrauschen gewaltige Erinnerungen ihre Hallen. Fast 500 Jahre lang wurden in ihr die polnischen Könige gekrönt. Ladislaus Ellenlang war der erste, der sich hier vom Erzbischof von Gnesen die Königskrone aufsetzen ließ, nachdem er die Stadt im Jahre 1320 den Böhmen entrissen hatte; ein Fürst, in dessen Lebenslauf Tiefen und Höhen so jählings wechselten wie in einer sturmgepeitschten Flut. Sein Sohn Kasimir trägt mit Fug und Recht den Beinamen des

Großen; er erkannte ſchon in dieſer frühen Zeit, daß das Heil des Staates von der Schaffung eines tüchtigen Mittelſtandes abhängen und förderte darum die Befreiung der Bauern und die Einwanderung deutſcher Bürger. Kraſau war damals eine deutſche Stadt zu nennen; ſchon 1257 war ihr das Magdeburger Stadtrecht verliehen worden und reger Handelsverkehr mit den deutſchen Ländern ſorgte dafür, daß deutſche Art und deutſches Weſen hier lang erhalten blieb. Mit Kaſimir erloſch allerdings das deutſchfreundliche Geſchlecht der Piaſten; ſeine Enkelin Hedwig vermählte ſich mit Ladislaus Jagello von Litauen, der in der Schlacht bei Tannenberg dem Vordringen des deutſchen Ordens im Slavenland ein Ziel ſetzte. Draußen vor dem Florianitor iſt ihm ein ſchönes Denkmal errichtet, das ganz der Erinnerung an dieſen Sieg gewidmet iſt. Es fällt auch ſonſt auf, daß aus der polniſchen Geſchichte, die doch an ruhmvollen Thaten nicht arm iſt, mit beſonderer Vorliebe die Erfolge über die Deutſchen hervorgehoben werden. Im Muſeum, das im oberen Stock der Tuchlauben auf dem Ring eingerichtet iſt, tritt ein Bild von Matejko, die Unterwerfung des Großmeiſters Albrecht von Brandenburg unter die polniſche Lehenshoheit darſtellend, ſehr in den Vordergrund; allerdings ſpricht hier auch die Ortsgeſchichte mit, denn der Friede von 1525 wurde ja in Kraſau geſchloſſen. Wer auf die tieferen Zuſammenhänge achtet, kann ſich der Empfindung nicht erwehren, daß der Gegenſatz zwiſchen Deutſchthum und Polenthum, der durch die Schlacht bei Tannenberg — hier nennt man ſie die Schlacht bei Grunwald — zum erſtenmal ſcharf betont wurde, die eigentliche Urſache an dem ſpäteren Niedergange Polens war. Wie Ungarn durch die Verbindung mit Oſterreich, ſo hätte ſich vielleicht auch Polen durch einen Zuſammenschluß mit dem deutſchen Orden erhalten können; allein war es dem Drucke der Großmächte, die es umgaben, nicht gewachſen.

Solange die Jagellonen regierten, ſchien es freilich, als werde Polen ewig ſtehen. Auch nach ihrem Ausſterben war es nach außen noch ein mächtiger Staat; unter dem letzten Könige des Geſchlechtes, Sigismund Auguſt, wurde noch die Wallachei erobert und Litauen mit Polen vereinigt, ſo daß das Reich ſich von der Oſtſee bis zum Schwarzen Meer erſtreckte; Livland allerdings war ſchon dem neu auftretenden Feind im Oſten, dem Zaren von Moskau, zum Theil anheimgefallen. Um die innerliche Feſtigkeit ſtand es aber ſchon damals ſchlimm; das eigensüchtige Streben des Adels nach Macht und Reichthum auf Koſten des Staates zerſtörte ſie vollends. Hier in der Waſelkirche beſchworen die Könige die verhängnisvollen Wahlkapitulationen, die immer mehr die Macht aus ihren Händen gleiten ließen. Dieſe prunkvollen Krönungen waren Glanz ohne Inhalt, Schein ohne Weſen. In den Tagen des bekanntesten Königs von Polen, Jan Sobieſki, der auch auf dem Waſel ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat, war das Königthum in vollem Verfall. Im Jahre 1674 wurde er gekrönt; neunzig Jahre ſpäter beſtieg der letzte König von Polen, Stanislaus Poniatowski, den ſchon in allen Fugen wankenden Thron. Er war nicht der Mann, über ein völlig

zerrüttetes Land zu herrschen; aber auch eine kräftigere Hand als die seine hätte das Verderben nicht aufzuhalten vermocht.

Herrlich in alter Pracht steht, mit erlesenem Geschick wiederhergestellt, der Dom auf dem Wawel da. Er ist eine der feinsten und reichsten gotischen Kirchen, die man finden kann; fast zu reich an Einzelheiten, die den Blick vom Ganzen abziehen, wie das prunkvolle Stanislausgrab in seiner Mitte die rechte Empfindung der Weiträumigkeit nicht aufkommen läßt und der Kranz von Kapellen die Reinheit der Linien wesentlich beeinträchtigt. Freilich wirkt er dafür, zumal von außen betrachtet, ganz wundervoll malerisch. Wenn erst die jetzt in Angriff genommene Wiederherstellung des anstoßenden Königsschlusses vollendet sein wird, wird das Ganze ein Gesamtbild darstellen, das tiefsten Eindruck hinterläßt. Man spürt das schon jetzt, obwohl die lange Zeit als Kaserne benützten Bauten arg verkommen sind. Und man kann es den Polen nicht verdenken, wenn sie diese Reste einstiger Blüte ihres Staates nicht nur mit Wehmut, sondern auch mit der stillen Hoffnung ansehen, daß von hier aus wieder ein polnischer König über das alte Reich gebiete.

Als ich vom Wawel herunterstieg, trat ich in eine alte Kirche, die am Wege liegt. Ich saß allein in ihr; nur oben auf dem Chore sang eine von unten nicht sichtbare Nonne einen Psalm. Ihre weiche Stimme erfüllte den kleinen Raum mit zartestem Wohlklang und ergriffen lauschte ich den ernstesten Weisen.

Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam.

Nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam.

Vanum est vobis, ante lucem surgere; surgite postquam sederitis, qui manducatis panem doloris.

Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die vergeblich, die es bauen.

Wenn der Herr die Stadt nicht hütet, wachen die vergeblich, die sie hüten.

Unnütz ist es auch, aufzustehen, ehe es tagt; steht auf, nachdem ihr geruht habt, ihr, die ihr das Brot des Schmerzes eßt.

Die Verse klangen mir wie ein Lied auf Polens Schicksal. Ob wohl jetzt die Nacht zu Ende geht, die auf dem unglücklichen Volke lagert?

## Paul Ehrlich / Von Friedrich Dessauer

Die Natur hat, glaube ich, denjenigen Menschen, die zur Erkenntnis ihrer wunderbaren Zusammenhänge berufen sind, besondere Gaben in die Wiege gelegt. Wenigstens konnte ich mich, so oft ich zu großen Naturforschern kam, und insbesondere, so oft ich das Glück hatte, mit Ehrlich zusammenzutreffen, diesem Eindruck nie entziehen. Sicher gibt es viele geistig wohl aus-

gerüstete Menschen, die ein großes Gebiet unseres Naturwissens sich zu eigen gemacht haben. Aber es ist ein anderes um das Wissen, ein anderes um das Forschen. Die Gedankengänge des Forschers, das ist vielleicht das Wesentliche des Erkenntnisprozesses, bilden sich immer mehr dem Zusammenhang der natürlichen Dinge entsprechend um, so daß sie in mehr und mehr dem Naturgeschehen parallelen Bahnen ziehen. Scheinbar regellos, willkürlich, manchmal ganz wirr und sinnwidrig verlaufen die Ereignisse in einem unerforschten Gebiet. Die Wirrnis ist aber bei uns, nicht in der Natur. Wir müssen uns den Dingen nähern, wenn wir forschen wollen. Die Dinge kommen nicht zu uns. Und dies eben scheint mir die besondere Gabe des Forschers zu sein, daß sein Denken dem Naturgeschehen analog bleibt, eine besondere Gabe, die bei einigen Menschen zu solcher Größe entwickelt ist, daß sie ungemein tief hineinschauen in das Geschehen der Natur, und daß sie der Menschheit ganze Reiche von neuen Möglichkeiten übermitteln.

Diese Gabe, die Vorstellung dem Naturgeschehen anzupassen, die Naturvorgänge tiefer zu durchschauen, zu durchgeistigen, ist in überreichem Maße dem stillen, bescheidenen Frankfurter Gelehrten zuteil geworden. Ganz gegen seinen Willen ist er in den letzten Jahren in den Vordergrund des öffentlichen Interesses und zu seinem Kummer auch in den Mittelpunkt eines nicht immer schönen Streites getreten. Wer ihn kennt, weiß, wie wenig er das öffentliche Prangen liebt, und wie wenig äußere Ehrbegier bei ihm die Triebfeder war, als er aus einer der Gedankengruppen, die den Inhalt seines Lebenswerkes bilden, eine praktische Konsequenz zog, und ein Mittel erfand, das heute schon Hunderttausenden von Kranken Heilung oder doch Erleichterung und Befreiung von der Gefahr ihres Leidens gebracht hat.

Noch weiß ich gut, wie mich vor Jahren mein Weg zum ersten Male zu Ehrlich führte. Er, als einer der größten Krebsforscher der Welt, war es, der mir in meiner eigenen Arbeit Rat und Hilfe leisten konnte, wenn er wollte, und darum suchte ich ihn auf und fand ihn offen und bereit zu jeder Unterstützung. Damals und seitdem manchmal habe ich wohl stundenlang mit ihm über die Gedankengänge gesprochen, die ihn beschäftigen und alle darauf gerichtet sind, chemische Zusammenhänge zum Heil der Kranken auszunützen. Diese Gedankengänge waren ganz sachlich, seine Sprache war schlicht, nie nahm er dabei die geringste Rücksicht auf irgend welche menschliche Nebenumstände, nie Rücksicht auf sich selbst. Nur der Naturzusammenhang selbst und das, was zu seinem Verständnis nötig ist, trat hervor; aber gerade darum war der Eindruck auf mich stets tief und gewaltig, den ich mit fortnahm.

Paul Ehrlich, der jüngst seinen 60. Geburtstag feierte, ist ein Schlesier. Seine naturwissenschaftliche Begabung spielte ihm den ersten Streich, als er das Humanistische Gymnasium in Breslau absolvierte. In der Festschrift, welche anlässlich seines 60. Geburtstages erschien, erzählt A. von Weinberg sehr hübsch diese kleine Episode: Ehrlich war ein guter Student, und es stand ihm die Befreiung vom mündlichen Examen bevor. Da nahte

die Lücke des Schicksals in Gestalt des deutschen Aufsatzes, der den Titel hatte: „Das Leben ein Traum.“ Ehrlich machte darüber einen Aufsatz nach seiner Manier; er schrieb über die Rolle der Drydation im Leben, insbesondere bei der Gehirntätigkeit, und stellte den Traum als eine Art von Drydation im Gehirne dar. Natürlich war die Note ein Ungenügend, und das mündliche Examen mit seinen Schrecken mußte überstanden werden.

Mit 24 Jahren war Ehrlich Oberarzt an der ersten medizinischen Universitätsklinik in Berlin unter Professor Frerichs. Aber schon damals war der Forschertrieb in ihm so groß, daß er weitaus die Interessen des Tages und die Interessen der praktischen Medizin überwog. Und schon damals waren die Gedankengänge, die er verfolgte, eigenartig und umfassend. Immer waren seine Leitlinien ganz großzügige, prinzipiell tiefgeschaute Erkenntnisse, die weit voraneilten den Anschauungen seiner Zeit und den kleinen Problemen der Gegenwart. Allerdings sind diese Gedankengänge für die breite Welt der Gebildeten verschlossen. Sie liegen alle auf einem Gebiete, das eine ziemlich umfassende chemische Vorbildung zur Voraussetzung hat. Ehrlich ist nicht nur ein großer Arzt und Biologe, sondern auch ein großer Chemiker, und diese Vereinigung des ärztlichen, biologischen und chemischen Denkens befähigte ihn zu seinen Leistungen. Es zeigte sich auch hier, wie schon so oft in der Naturwissenschaft, daß auf den Grenzgebieten, wo die Nachbarreiche ineinander übergehen, die größten Erkenntnisse gefunden werden.

Aus der ungeheueren Fülle von prinzipiell bedeutenden Arbeiten — und es gibt nicht viele Forscher, auf deren Vorarbeiten so ungeheuer viel aufgebaut ist — aus dieser großen Fülle wollen wir einen einzigen Gedankengang heranziehen, der sich vielleicht einigermaßen zu einer populären Darstellung eignet. Es ist der Gedankengang, der als eine von vielen, ja unübersehbar vielen Konsequenzen zu der Entdeckung des Mittels führte, welches Ehrlich, den stillen, großen Gelehrten, zum Mann des Tages und leider auch zum viel angefeindeten Mann gemacht hat.

Der menschliche Körper besteht in seinen Organen aus einer großen Fülle von Organbausteinen, von Zellen, von denen jede einzelne ein überaus kompliziertes und schwer zu durchschauendes Gefüge ist. Wird nun dem menschlichen Körper Nahrung zugeführt, so treten von außen in ihn Stoffe ein, die er dem Kreislauf seiner Säfte einverleibt, und die von den Organen gesammelt, verarbeitet, ausgenutzt, zur Aufrechterhaltung und zum Ausbau des organischen Lebens benutzt und wieder ausgeschieden werden. Die Regulierung dieser Prozesse setzt eine große Fülle von Gesetzmäßigkeiten voraus. Dringt nun in den Stoffwechsel ein Gift — die Bleivergiftung gab Ehrlich die Anregung zu diesem Gedankengang —, dann wird der Kreislauf so beeinflusst, daß der Mensch stirbt, und nach seinem Tode findet sich das Gift in dem einen oder anderen Organe des menschlichen Körpers. Der Vorgang einer solchen Vergiftung scheint sehr schwer zu deuten. Der junge Student Ehrlich aber fand einen Weg in einer Vorstellung, die als die Verankerungstheorie, später als Tropismus (τροπήω — richten) Jahr



zehnte lang sich fruchtbringend erwies und zu zahlreichen Entdeckungen führte. Er suchte nämlich Farbstoffe mit den Giften so zu verbinden, daß die Gifte (z. B. das Blei) gefärbt waren, und konnte dann in den Organen nachweisen, wo sie hingegangen waren. Er stellte sich vor, daß in den Organen Kräfte tätig seien, vermöge deren sich gewisse Stoffe nur zu den Zellen bestimmter Organe hinbewegen, während sie alle anderen ungehindert passieren. Die Vorstellung von diesem „Gerichtetsein“, also der Fähigkeit eines chemischen Körpers, den ganzen Organismus frei zu durchlaufen und nur an einer bestimmten Stelle, an einer Zellform sich niederzulassen und nur dort Wirkungen zu entfalten, leitete Ehrlich von jetzt ab. Es sind hauptsächlich die Farbstoffe, die diese Eigentümlichkeit besitzen, und diese Farbstoffe waren es, denen Ehrlich nunmehr seine Forschertätigkeit zuwandte. Auf dieser seiner Erkenntnis der spezifischen Bindung beruht unter anderem die berühmte Wassermannsche Reaktion, welche die Existenz von Krankheiten festzustellen gestattet, bei denen keinerlei Symptome der ärztlichen Diagnose zu Hilfe kommen. Auf diesem Ideengang beruht die Entdeckung des Salvarsans. Die Ursache der Syphilis ist ein von Schaudinn entdecktes kleines Lebewesen, die *spirochaeta pallida*. Dieser mörderische Mikroorganismus wird durch Arsenik sehr leicht abgetötet. Aber Arsenik ist ein Körpergift von so starker Wirkung, daß es nur in minimalen Dosen als Medikament dem Körper einverleibt werden darf. In größeren Dosen würde es dem Menschen den Tod bringen. Ehrlich sagte sich nun: Wenn es einen Farbstoff oder einen anderen Stoff gäbe, der chemisch so konstruiert wäre, daß er, in den Kreislauf des Körpers gebracht, alle anderen Organe und Zellen unangetastet ließe und nur auf die Spirochaeten losginge, so könnte man chemisch mit diesem Farbstoffe Arsenik verbinden und dieses Arsenik wäre nun unschädlich für alle übrigen Teile des menschlichen Körpers, — würde diese ungehindert passieren und nur die Spirochaeten treffen. Dieser Gedankengang, so hoffte er, werde in vielen Krankheitsformen zu einer „Therapia magna sterilisans“ führen, ein Ausdruck, der Ehrlich später sehr übel genommen wurde, obwohl er immer die große Hoffnung Ehrlichs war. Er hoffte, mit solchen Stoffen, die die tödlichen kleinen Wesen allein treffen und vernichten und den übrigen menschlichen Körper unbehelligt ließen, eine prinzipielle große Therapie zu errichten, die größer sei als alle die kleinen und kleinsten Mittel, die zur Verfügung stehen und in vielen Fällen doch nur Symptome treffen, die den Kern der Krankheit aber nicht zu beseitigen vermögen.

Nach langem Suchen fand Ehrlich einen solchen Farbstoff, der das Arsenik zur Spirochaete trägt, und dies aus beiden Komponenten bestehende Medikament, das er gemeinschaftlich mit Hata erprobte, nannte er das Salvarsan. Daß Salvarsan nicht in allen Fällen hilft, liegt daran, daß die Spirochaeten sich in manchen Körpergebieten eben so sicher verankern können, daß sie nur schwer an diesen Stellen von den gut gezielten Waffen getroffen werden. Zum Glück aber hat sich der Gedankengang in den meisten Fällen als richtig erwiesen.

Indes ist die Entdeckung des Salvarsans wohl die sensationellste, keineswegs aber die einzige, noch auch die größte Tat Ehrlichs gewesen. Da ist vor allem der große Anteil zu nennen, den er an dem praktischen Ausbau des Diphtherie-Heilserums genommen hat, ferner seine Forschungen über die Seitenkettentheorie, die er entdeckte, über das Sauerstoffbedürfnis des Organismus und über die Gründung einer großen neuen Wissenschaft der ‚experimentellen Therapie‘. Lediglich als ein Beispiel von den Gedanken des Forschers habe ich die Lehre kurz skizziert, daß sich chemische Körper bilden, die, wie Ehrlich sagt, gleichwie die Zauberkekeln des Freischütz nur die Parasiten treffen, den übrigen Körper aber ungestört passieren. Daß im wesentlichen dieser Gedankengang richtig ist, konnte hundertfältig nachgewiesen werden. Tatsächlich beträgt die Dosis von Giften, die in der Verletzung mit derartig gerichteten Trägern als ‚Zauberkekeln‘ dem Körper einverleibt werden können und immer wieder einverleibt werden, das Vielfache der unter anderen Umständen tödlichen Dosis. An die Zauberkekeln gekettet, ist ein solches Medikament unschädlich für den Körper, schädlich nur für den Parasiten, den die Kugel trifft.

Wer einige Jahre dieses Forscherdasein mit seinen menschenrettenden Konsequenzen aus der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatte, der kann sich eines Bedauerns nicht erwehren, daß ein solches Streben und das Bild eines so gütigen und freundlichen Menschen, von dem jeder einzelne Gedanke auf Naturerkennen und Menschenhilfe gestellt ist, durch den Streit des Tages getrübt und verzerrt werden mußte. Freilich ist es noch nie anders gewesen und wird auch in ferner Zukunft noch so sein, daß große Entdeckungstaten ohne Streit nicht Gemeingut der Menschen werden können. Ehrlich selbst schmerzen diese Kämpfe, und es ist bei seiner empfindsamen, gütigen Seele zweifellos, daß sie ihn schmerzen müssen. Für die Menschheit sind sie nicht gut, denn sie ziehen den Forscher von seiner Arbeit, von einer Arbeit, die uns allen noch recht viel bringen könnte, ab. Harren doch noch gewaltige Probleme, an denen Ehrlich seit Jahren unausgesetzt arbeitet, ihrer Lösung. Und es harren Tausende und aber Tausende von Menschen mit kranken Körpern ihrer Rettung. Daß so bedeutende Mittel, wie sie Ehrlich der Medizin geschenkt hat, in den Zehntausenden von Händen, die sie anwenden, auch zu Schädigungen führen — — — soll man sich darüber wundern? Wer wundert sich, daß bei den Hunderten und aber Hunderten von glänzenden Operationen, die die Chirurgie täglich ausführt, auch hier und da ein Opfer bleibt? Soll eine geringe Zahl von Opfern davon abhalten, zehnfach größere Zahlen von Menschen zu retten? Möge darum bald wieder Friede einkehren und der Streit verstummen, der niemand nützen kann, und möge der nimmer müde Geist des menschenfreundlichen Gelehrten in Frankfurt noch manchen menschenrettenden Gedanken denken!

# Kritik

## Können wir noch Christen sein?

Von W. Lutosławski

Nach Euckens bekanntem Buch, das diesen Titel\* trägt, erschienen die Vorträge von P. Heribert Holzapfel und P. Polykarp Schmoll\*\*, die Eucken zum Teil widerlegen, indem sie nachweisen, daß einige der christlichen Thesen, die angeblich dem modernen Geist widerstreben, sich durchaus mit ihm versöhnen lassen. So wird der Jenseitsgedanke, die Erlösungs idee, die Gottmenslichkeit Christi und die historische Kritik der Überlieferung trefflich behandelt.

Diese Vorträge dürften nicht nur für Gläubige eine Rechtfertigung ihres Glaubens bieten, sondern selbst für Ungläubige müßte die aufmerksame Lektüre der in wissenschaftlichem Ton gehaltenen Vorträge vorteilhaft sein, vorausgesetzt, daß sich noch solche unter den Ungläubigen finden, die Franziskanermönche überhaupt anhören wollen.

Aber sowohl Eucken wie seine Kritiker scheinen einige sehr wesentliche Punkte außer acht zu lassen, die von entscheidender Bedeutung sind. Das Christentum wird bei allen dreien als auf das Jenseits beinahe ausschließlich gerichtet angesehen. Nun beten ja die Christen in aller Welt, daß die Zeit komme, wo der Wille Gottes auf Erden wie im Himmel geschehe und das Königreich Gottes auf Erden komme. Die ersten Christen hielten diese Zeit für unmittelbar bevorstehend, und auch später zu verschiedenen Zeiten sah man viele Christen von einer solchen Hoffnung ergriffen. Wie hat die Kirche solche Hoffnungen unbedingt verurteilt — im Gegenteil man darf behaupten, daß viele christlichen Bewegungen und Arbeiten geradezu darauf gerichtet waren, ein besseres Diesseits herbeizuführen.

Das Christentum also, indem es uns ein Jenseits verspricht und eröffnet, verzichtet durchaus nicht darauf, das Diesseits zu vervollkommen. Und anderseits ist ja der Glaube an ein Jenseits nicht ein spezifisches Merkmal der Christen, da ja seit Pythagoras und Plato viele Menschen, die noch nicht Christen waren, von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt waren. Und selbst heute sind die gefährlichsten Gegner des Christentums nicht solche Diesseitsmenschen wie Haeckel, sondern solche Jenseitsphilosophen wie Renouvier. Die Popularität des Monismus in Deutschland ist keine große Gefahr für das Christentum, denn sie ist lediglich eine sehr vergängliche Folge des raschen industriellen Fortschritts, der vielen unvorbereiteten Tausenden vorzeitig die Freiheit gewährte, die sie noch nicht zu benützen fähig sind, Weltanschauungen zu wählen.

Solche homines novi, Leute ohne intellektuelle und geistige Tradition in ihren Familien, deren Vorfahren blind und oberflächlich den christlichen Glauben und die christlichen Formen angenommen hatten, wollen nun selbst wählen, was sie glauben sollen, und wählen natürlich die primitivste und ursprünglichste Welt-

\* Besprochen in Hochland, April 1912, Seite 88—104.

\*\* Können wir noch Christen sein? Religiös-wissenschaftliche Vorträge von P. Heribert Holzapfel und P. Polykarp Schmoll, München 1913, Verlag von J. J. Lentner.

anschauung, die heute sich Monismus nennt. Sie beginnen erst selbständig zu denken und sind zum Christentum noch nicht reif. Aber der Monismus wird sie nicht lange befriedigen — und sie oder ihre Nachkommen werden denselben Weg in ihrer Geistesentwicklung durchschreiten müssen, der von dem Monismus der ionischen Naturphilosophen zum Idealismus Platos führte, und der später den hl. Augustinus von der heidnischen Philosophie zum Christentum brachte.

Es gibt eine natürliche Entwicklung des Geistes, die mit dem naiven Materialismus anfängt, aber immer zum Spiritualismus die Gebildeteren treiben wird.

Das Christentum, als offenbarte Religion, tritt nun hinzu und kann von dem freien Menschen angenommen oder abgewiesen werden. Wer von einer philosophischen Weltbetrachtung ausgeht, der muß erst zum Spiritualismus gelangt sein, bevor er das Christentum mit vollem Bewußtsein annimmt. Der Fortschritt vom Materialismus zum Spiritualismus ist ein natürlicher und dem menschlichen Geist, abgesehen von seiner Freiheit, durch die Gesetze seiner Entwicklung angezeigter. Das Christentum ist etwas Übernatürliches und deswegen nicht Notwendiges. Daher sind die gefährlichsten Gegner des Christentums nicht die Monisten, die für das Christentum noch nicht reif sind, sondern Spiritualisten, die an Unsterblichkeit, an Gott, an die Erbsünde und an viele Dogmen des Christentums glauben, dabei aber der Offenbarung Christi und der Organisation der Kirche widerstehen, wie dies ganz vornehmlich der bedeutendste französische Philosoph Renouvier besonders in einem seiner letzten Werke, *Uchronie*\*, getan hat.

Solche Philosophen finden bei Lebzeiten nicht so großen Anhang wie oberflächliche Monisten, aber sie wirken tiefer, da sie ein großes Wissen und eine hohe geistige Kultur zu ihrer Verfügung haben. Es sind entschiedene Jenseitsmenschen, die hier im Diesseits sich nichts Gutes versprechen und alle ihre Hoffnung auf Gott richten, und dennoch sind es nicht Christen. Renouvier ist auf rein philosophischem Wege zu der Überzeugung eines Sündenfalls gelangt, aber er versteht dies Ereignis in Zeiten, die noch vor der Entstehung der Erde und der Sonne sich erstreckten, und schreibt die Erbsünde nicht den ersten Menschen zu, sondern viel höheren Geistern, die hernach zur Strafe zu Menschen wurden.

Wer auf diese Weise wichtige Wahrheiten des Christentums sich zu eigen macht und sie in seiner eigenen Vernunft zu finden vermeint, dem wird es am schwersten, hernach die Vermittlung Christi anzunehmen. Deswegen darf man sagen, daß gewisse Jenseitsmenschen viel gefährlichere Gegner für das Christentum sind als diejenigen, deren Geist nur auf das Diesseits gerichtet ist. Das Christentum will auch im Diesseits dem Menschen ein besseres Los sichern, und seit der Enzyklika *Rerum novarum* ist diese Richtung auf das Diesseits im Wachsen begriffen\*\*. Nur ist dies von Christen angestrebte Diesseits, dies Reich Gottes auf Erden, wesentlich verschieden von den monistischen Idealen. Das Christentum will schon im Diesseits gewisse innerliche Seelenzustände der Menschen herbeiführen, von denen die äußeren Verhältnisse dann abhängen. Der Monismus kümmert sich hauptsächlich um die äußeren Verhältnisse, von denen dann innere Eindrücke abhängen werden.

Daß die Menschwerdung Gottes und die Erlösungsdee keineswegs der modernen

\* Charles Renouvier, *Uchronie* (l'utopie dans l'histoire). Esquisse historique apocryphe du développement de la civilisation européenne tel qu'il n'a pas été, tel qu'il avait pu être. — Paris, F. Alcan 1901.

\*\* Sehr lesenswert sind in dieser Beziehung die Studien von George Goyau: *Autour du catholicisme social*. — 4 vol. Paris, Perrin 1914.

Wissenschaft und dem modernen Geist widersprechen, das haben P. Heribert und P. Polykarp recht klar nachgewiesen. Aber in dem Abschnitt über Christentum und Geschichte beschränken sie sich auf eine Widerlegung der Kritik der christlichen Urkunden und greifen Eucken gar nicht da an, wo er die größte Inkonsistenz gezeigt hat, nämlich auf dem Gebiete der Kirchengeschichte.

Eucken gibt zu, daß eine Kirche notwendig ist, und will noch eine künftige Kirche voraussehen, nachdem fünf Jahrhunderte solcher Versuche nur Zersplitterung unter den Gegnern der einzig wahren Kirche zum Ergebnis hatten, und die Urkirche gerade in dieser Zeit seit Huf an Kraft und Einheit viel gewonnen hat.

Die Tatsache, daß die Kirche ungeschwächt wächst und teils neue Länder erobert, teils in den verlorenen Gebieten englischer Zunge solche Seelen wie Newman an sich zieht, diese Tatsache hat Eucken nicht von seinem Standpunkt aus erklären können. Die Geschichte der Kirche bis in die neuesten Zeiten ist das wesentlichste Argument zu ihren Gunsten. Denn der Inhalt des christlichen Glaubens kann immer noch verschieden gedeutet werden, und diese Deutungen führen zu endlosen und unentschiedenen Diskussionen. Aber wie auch dieser Inhalt verstanden werden möge, die geschichtliche Tatsache der zahlreichen Bekehrungen hervorragender Geister zum Katholizismus, der Eifer dieser Bekehrten, die hohe Vollkommenheit ihres Lebens, — das sind Dinge, die in keiner von der Kirche abgefallenen Sekte sich wieder finden. Wir sehen die Sekten sich mehren und die Kirche stetig wachsen, wie es die glaubwürdigste Statistik nachweist.

Jeder menschliche Versuch, eine neue Kirche zu stiften, führte uns dazu, eine begrenzte Zahl von Christen der Kirche abtrünnig zu machen. Niemandem unter den Reformatoren ist es gelungen, einen ansehnlichen Teil aller Christen um sich zu sammeln, der zu vergleichen wäre mit der Zahl der Katholiken auf Erden. Obgleich die Wahrheit nicht durch Majoritäten entschieden wird, haben hier die Zahlen eine ganz besondere Bedeutung, wenn wir uns auf den gemeinsamen christlichen Standpunkt einer offenbarten Wahrheit und einer Fürsorge Christi für die Menschheit stellen; alle protestantischen Sekten bestätigen diese Wichtigkeit der Zahlen, indem sie auf ihre Missionen und überhaupt auf Propaganda den größten Nachdruck legen. Wenn die Religion nur Menschenwerk wäre, dann freilich könnte die beste Religion auch die wenigsten Anhänger haben. Wenn aber die christliche Religion von Gott zur Erlösung der Menschheit geoffenbart ist, dann müssen die Christen trauen, daß Gott unter seinen Bekennern bei ausbrechendem Zweifel der Wahrheit immer zum Siege verhelfen wird. Nun haben Hunderte von Reformatoren seit Huf und Wiclif, wie in früheren Jahrhunderten die Arianer und Donatisten, geglaubt, daß sie der Wahrheit, der geoffenbarten Gotteswahrheit näher stünden als die von Paulus und Petrus organisierte Kirche, die unter Petrus' Nachfolgern noch besteht. Wenn es sich nun ergeben hat, daß keine dieser vermeintlichen Wahrheiten die Mehrzahl der Christen gewonnen hat, daß die große Mehrzahl der Christen immer an der Wahrheit der Kirche festhält, dann ist dies nicht mehr ein bloßes statistisches Argument, wenigstens für Christen, die an Gottes Leitung der Menschengeschichte glauben.

Gott hat selbst in der Geschichte entschieden: für Petrus und gegen Luther oder Kalvin. Und mit dieser Tatsache rechnet Eucken zuwenig, wenn er bei seiner Erwägung einer Zukunft des Christentums den Ausspruch der Kirche auf Einzigkeit der Wahrheit als ungeheuerlich abweist. Religiöse Wahrheit muß ihrem Wesen nach einzig sein, und darin stimmen die Bekenner aller Religionen überein, die Muselmanen ebenso wie die Christen. Wer in der Kirche keine Aktivität sieht, der zeigt

eben nur, daß er die Arbeit der Kirche nicht kennt. Die Kirche der Zukunft, die sich Eucken ersehnt, und zu der er gehören möchte, kann keine andere sein als die ewige Kirche der Vergangenheit und aller Zeiten.

Wir dürfen getrost Eucken herausfordern, die letzten Jahre seines Lebens zum speziellen Gegenstand seines Studiums die großen Bekenntnisse des 19. Jahrhunderts und überhaupt die Geschichte der Kirche zu nehmen, und das Resultat solcher Studien würde wohl seine eigene Bekenntnis sein, da er nach dem, was er in seinem Werke sagt, sich bereits der Kirche soweit genähert hat, wie es nur immer bei der Unkenntnis der eigentlichen Kirchengeschichte möglich ist. Er verlangt eine Kirche, die ihrem Wesen nach der existierenden Kirche gleichkommt — er verkennet die vorhandene Kirche nur, weil er bisher in seinem Leben nicht die nötige Muße hatte, sie kennen zu lernen. Seine protestantische Bildung und Umgebung hat es verhindert, aber wenn er in seiner Selbstständigkeit soweit gegangen ist zuzugeben, daß der Protestantismus seine Versprechungen nicht gehalten hat, und daß im Protestantismus nicht der Ausgangspunkt einer Kirche der Zukunft liegt — dann ist konsequenterweise der nächste Schritt die Anerkennung der katholischen Kirche, die sich durch ihre Geschichte am besten rechtfertigt.

## Deutschland zur See.

So nennt sich 'ein Buch von der Kriegsflotte' (Verlag Otto Spamer, Leipzig), in dem der Verfasser Graf Ernst zu Reventlow, ein ehemaliger Kapitänleutnant, ein ebenso lehrreiches wie gerade in gegenwärtiger Zeit ermutigendes Bild unserer Flotte entwirft von den Tagen des großen Kurfürsten an bis in die jüngste Gegenwart. Obwohl der Verfasser in erster Linie sich unsere heranwachsende Jugend als Leser wünscht, so wird doch ein jeder, dem es um eine gefällige und zugleich gedrängt-übersichtliche Orientierung über unsere Kriegsbereitschaft zur See zu tun ist, in dem Buche einen ausgezeichneten Führer finden. Ohne Ruhmredigkeit oder gar Selbstüberhebung schildert Graf Reventlow das allmähliche, aber doch stets zielbewußt geförderte Wachstum unserer Flotte, auf die stolz und vertrauensvoll zu sein wir heute mehr als je Grund haben. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1870 den 55 französischen Panzerschiffen nur drei deutsche Panzerfregatten und zwei kleine seeuntüchtige Küstenpanzer gegenübergestellt werden konnten und daß unsere Schiffe für alle größeren Reparaturen englische Werften aufsuchen mußten, und wenn man damit vergleicht, daß unsere Kriegsmarine sich heute den vereinigten Flotten der Engländer und Franzosen mit Kampfbegier gegenübergestellt sieht und durchaus nicht auf die Hoffnung verzichtet, gegen die äußere Überlegenheit dieser Gegner etwas ausrichten zu können, so wird man allerdings sagen dürfen, daß die Größe und Macht des Reiches kaum irgendwo glänzender und imponierender in die Erscheinung tritt. Wie bekannt, ist unsere heutige Marine eine Schöpfung Kaiser Wilhelms II., der ihr zum erstenmal den Charakter einer Hochseeflotte im modernen Sinne aufgeprägt hat. Zwei wichtige Erwerbungen, bezw. Anlagen, die für die Entwicklung unserer Seetüchtigkeit im Kriege sich allmählich als äußerst bedeutend herausstellten, fielen mit der Ausgestaltung unserer Hochseeflotte zusammen: die Erwerbung der Insel Helgoland von den Engländern (1890) und der Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals (1895). Wie wichtig für die deutsche Flotte





Carl Rottmann/Campagna

Phot. F. Bruckmann, A.-G., München



Friedrich Preller/Ponte Salaro







gerade der Besitz Helgolands ist, geht besonders klar aus den Ausführungen unseres Buches hervor, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sich dieser Stützpunkt bei den kriegerischen Operationen in allernächster Zeit sehr überraschend bewähren wird. Graf Reventlow meint daher: „Wenn heute die Insel Helgoland noch englisch wäre, so würde Großbritannien sie für alle Kolonien der Welt nicht aus der Hand geben.“

Die Hauptmasse des Buches nimmt begreiflicherweise die Einführung in den organisatorischen und technischen Teil unserer Kriegsflotte ein. Die einzelnen Schiffstypen werden genau charakterisiert und ihre taktische Verwendbarkeit anschaulich gemacht. Auch der Werfttätigkeit und dem Schiffsbau ist ein Abschnitt gewidmet, ebenso dem Luftfahrzeug als Seekriegswaffe\*, dieser neuesten Errungenschaft auf dem Gebiete unserer Kriegsbereitschaft zur See, über deren Verwendung noch alle Erfahrungen in nächster Zeit zu machen sein werden. Aber bis zu einem gewissen Grade gilt dies auch von unserer Kriegsmarine, und wir können daher diese Besprechung nicht besser schließen, als indem wir die Worte, die auch den Schluß des Reventlowschen Buches bilden, hierhersetzen: „Was die deutsche Marine und Flotte einmal in einem Kriege leisten wird, das vermag natürlich niemand im voraus zu sagen. Das eine aber wissen wir, daß gerade in der deutschen Marine eine dauernde Anspannung aller Kräfte, ein Pflichtgefühl und Berufsehrgeiz herrscht, ein brennender Wunsch, endlich einmal in jener größten, schwersten Probe Zeugnis abzulegen für das, was man kann, und für die stolze Freude, mit der jeder für das Vaterland in den Tod gehen würde. Das ist aber ein Geist, der noch immer, solange es eine Kriegsgeschichte gibt, zu den höchsten Leistungen geführt hat.“ —  
-h.

---

\* Unsere Leser finden diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Verlags als eine Probe aus dem Buche in diesem Hefte wiedergegeben.

# Hochland-Echo

---

## Krisis der Zeit

Alle schweren Krisen der Zeit sind zugleich Krisen des Gedankens. Die zerstörenden Mächte mißbrauchter Geisteskraft sind stets mitschuldig an den Wirrnissen, die sich schließlich in Katastrophen entladen müssen.

Das spätere 19. Jahrhundert hat uns, so schilderte es unlängst der Baseler Philosoph Karl Joël in seiner weitausschauenden Rektoratsrede\*, noch eine Weltanschauung hinterlassen, die sich selbst aufhob, weil sie den Geist aufhob, der die Welt erfassen könnte.

Der Geist erlag da der Natur, die geistige Persönlichkeit erlag dem Druck der Massen, die geistigen Bande zerfielen in die Fülle des einzelnen, die geistigen Formen zerbrachen unter dem Andrang der Stoffe. Das schaffende Subjekt sank zur bloßen Kreatur und Kopie der Objekte; das Innenleben verblühte zum Schatten des Außenlebens und das Leben selber ward zur Maschine, getrieben und gestoßen in der Mechanik starrer Atome. In die „ehernen Naturgesetze“ klang das „eherne Lohngesetz“ der Sozialisten, die nun auch die Geschichte naturalisierten, klangen die finsternen Prophezeiungen von der erkaltenden Erde, die in die erlöschende Sonne stürzt, und von der Welt, die zum Wärmetod verurteilt war im Maximum der Entropie, und in Darwins düstern Kampf ums Dasein und in die großen Völkerkriege tönten die Lebensanfragen der Pessimisten.

Aber vom Alpdruck dieses harten Zeitgeistes hat bereits mit der Jahrhundertwende die Befreiung begonnen. Aus dem Bann der Stoffe und Massen schäumen Kraft und Leben wieder auf, führen aus atomistischer Zerrissenheit wieder organischer Ganzheit zu. Noch fehlt vieles bis dahin:

Es fehlt uns . . . die Ganzheit der Überzeugung und mit der höchsten Überzeugungskraft auch die höchste Glaubenskraft; es fehlen unserer Moral die großen Charaktere; es fehlen unserer Geschichte die Helden, in denen ein ganzes Volk und Zeitalter in höchster gesammelter Kraft sich ausprägt. Es fehlt uns die große Poesie, weil unsere Phantasie, gelöst vom Weltzusammenhang, nur im Kleinen wurzelt und im Großen nur spielt. . . . Wir haben als wirksamste Kunst die Regie, die Kunst der Erscheinung ohne Wesen. Wir haben das reichste Leben; aber es fehlt ihm die Ruhe und Geschlossenheit, die innere Harmonie, weil ihm der Sinn für das Ganze fehlt, für den Ausgleich von Mensch und Welt. So wird die Krisis der Philosophie zur Krisis der Zeit.

Joël erwartet die Lösung aus dieser Anarchie des Geistes vom Fortschritt der Erkenntnis, vom philosophischen Universalismus, der Denken und Leben wieder eint. Wir glauben und hoffen vielmehr, das Leben werde, gerade in seinen bittersten Entscheiden, für die kommende Zeit zum Lehrmeister der geistigen Erneuerung werden. Neue Glaubenskraft, starke Charaktere, große Anschauungen, wenn diese geistigen Güter uns als höchster Kampfpreis winken, dann ist kein Opfer zu groß, um ihrer würdig zu werden. E

---

\* Die philosophische Krisis der Gegenwart. Leipzig 1914, bei Felix Meiner.

# Rundschau

## Kriegswesen

**Oberster Kriegsherr.\*** Siegen ist Zweck des Heeres. Dazu darf aber dieses nur ein Wille beherrschen, denn wo mehrere sich geltend machen, entstehen gefährliche Schwankungen und Zersahrenheit in der Führung: „je mehr Köpfe, desto mehr Sinne.“ Auch kann man nur einem Herrn dienen; die Höchstleistungen einer Kriegsmacht beruhen auf dem unbedingten Gehorsam des Heeres; wo jedoch mehrere „Herrn“ mit gleichem Befehlsrecht sind, leidet sofort die Mannszucht und wird der Sieg in Frage gestellt. Auch die zielbewusste Einheitlichkeit und Stetigkeit der Heeresbeschaffung erfordert einen obersten Kriegsherrn, der mit festem Sinn und Willen den Sieg durch Herstellung höchster Kriegsbereitschaft schon im Frieden durch die Heeresbeschaffung vorbereitet. Zur Zweckerfüllung des Heeres ist demnach unerlässlich, daß Vorbereitung und Durchführung des Krieges bis zur völligen Niederwerfung des Gegners in derselben festen Hand ruhen, die der gemeinsamen Spitze des Staates und der Kriegsmacht, also dem Herrscher angehört, denn Kriegsführung ist nur Fortsetzung der Staatskunst mit Gewaltmitteln. Sache des Herrschers ist auch, Beginn, Durchführung und Beendigung des Krieges im Einklang mit der dem Staate günstigsten Politik zu erhalten.

Schon vom rein militärisch fachmännischen Gesichtspunkte aus betrachtet kann demnach der Offizier nicht für den Freistaat, sondern nur für Einherrschaft (Monarchie) eingenommen sein, denn

\* Abschnitt aus der Handschrift „Heeresbeschaffung“ von Generalmajor Friedrich Otto (München). Der Kriegsausbruch verhinderte bis auf weiteres die Herausgabe als Buch.

bloß bei dieser sind im Herrscher Königtum, Staatslenkung und Heerführung einheitlich vereinigt. Aber auch nach den eindringlichen Lehren der allgemeinen wie der Kriegsgeschichte muß der soldatisch einsichtige Offizier ebenfalls dafür sein. Bei freistaatlichen Heeren fehlte in den Feldzügen stets die Einheitlichkeit der Kriegsführung und damit zielbewusstes Wirken auf die staatspolitischen Ziele, denn mißtrauische Eifersüchtelei der leitenden Politiker wirkte untereinander und gegenüber den siegreichen Heerführern stets hemmend. In den zur Zeit bestehenden Freistaaten ist deutlich zu erkennen, wie der Mangel eines obersten Kriegsherrn, der weder durch die Vielköpfigkeit der herrschenden politischen Mehrheitspartei, noch durch den von dieser abhängigen Staatspräsidenten ersetzt werden kann, bereits im Frieden, schädlich schwankend die Kriegsmacht beeinflusst. Ganz besonders empfindlich leiden Einheitlichkeit und Stetigkeit der Heeresbeschaffung darunter.

Glänzendste Vorbilder oberster Kriegsherrn waren Alexander der Große, Gustav Adolf, Friedrich der Große und Napoleon I. Aber solche hochbegabte Menschen, die zugleich Herrscher, Feldherrn und Staatsmänner sind, kommen nur selten zur Welt und auch dann müssen ihnen besondere Umstände der Abstammung und außergewöhnlicher Zeitverhältnisse günstig sein, um sich in ihrer ganzen Leistungsfähigkeit entwickeln zu können. Im gewöhnlichen Alltag langer Friedensabschnitte verkümmern hervorragende Selbsterkräfte und dürfen sich nicht entfalten, denn sie sind den Durchschnittsmenschen, die alles Außergewöhnliche ablehnen, unbequem und lästig. Selbst ein so erfolgreicher Feldherr wie Helmuth von Moltke wäre nicht

entdeckt worden, wenn er nicht als Edelmann zufällig wiederholt im Hofdienste verwendet und dadurch frühzeitig seinem Könige Wilhelm I. genau bekannt geworden wäre. Der gleich glückliche Umstand herrschte für den späteren Kriegsminister von Roon, dem bedeutendsten Schöpfer auf dem Gebiete der Heeresbeschaffung. Im erspriesslichen Zusammenwirken dieser beiden Männer mit dem geistreichen tatkräftigen Staatsmann v. Bismarck zu einheitlicher Stärkung der Königsgewalt schuf der große Menschenkenner König, später Kaiser Wilhelm I. ein neues glänzendes Vorbild für oberste Kriegsherrn. In solcher Vollendung wird es wohl kaum wieder erreicht, denn es beruht eben auf besonders hervorragenden Eigenschaften der vier Helden, namentlich auch auf dem günstigen Umstande, daß Kaiser Wilhelm I., der ursprünglich nicht Thronfolger war, durch seine soldatistische Erziehung und durch seine langen militärischen Dienstleistungen reiche Erfahrungen und große Menschenkenntnis vorher sich erwarb.

Nur eine Lehre läßt sich mit Bestimmtheit aus diesen schwer erreichbaren, nur unter besonders günstigen Verhältnissen von selbst wiederkehrenden Vorbildern ziehen und für die Heeresbeschaffung verwerten. Vor allen Dingen muß der oberste Kriegsherr selbst ein ganzer 'Soldat' sein; dazu kann er in seiner Jugend erzogen werden. Dies geschah bei den eben genannten vorbildlichen Größen, die auf solcher Grundlage neben ihren ausgezeichneten geistigen und seelischen Eigenschaften ihre militärischen Erfolge aufbauten. Aber was ist denn ein 'Soldat'? wird wohl mancher Leser fragen, dem der Begriff dieses militärischen Fachausdruckes nicht geläufig ist. Den Schlüssel hiefür gibt schon ein altbewährter Spruch: 'Nur wer gehorchen lernte, kann befehlen!'

Bloß derjenige, der selbst im unbedingten Gehorsam erzogen ist, weiß als

Vorgesetzter, was er von seinen Untergebenen verlangen kann und darf. Neben Gesundheit und leiblicher Geschicklichkeit muß der 'Soldat' Fertigkeit im Waffengebrauche besitzen. Bei gebotener menschenfreundlicher Fürsorge für Wohl und Wehe der untergebenen, wie der gleich- und höherstehenden Kameraden soll er dennoch, wenn es gilt, sich selbst und die ihm anvertraute Kriegsmacht für den zum Besten des Vaterlandes angestrebten Zweck rücksichtslos einsetzen, denn Kameradschaft ist nicht gegenseitige menschliche Zuneigung wie bei lieben Freunden, sondern sachliche Anstrengung eines gemeinsamen Staatszweckes, im Kriege also der alle erfüllende 'Wille zum Siege'. Die unerlässliche Krönung des Ganzen bilden aber Selbstbeherrschung, Spannkraft, Unererschrockenheit, Kaltblütigkeit, Vaterlandsliebe, Pflicht- und Ehrgefühl, dieses gesteigert zum Ehrgeiz für höchste Kriegseleistungen. Durch soldatistische Erziehung im Frieden gewinnt jeder einzelne Krieger solche Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit am kürzesten durch den militärischen Begriff 'Manneszucht' bezeichnet werden. Von oben bis unten muß die ganze Kriegsmacht, sowohl das Land- wie das Seeheer durch und durch soldatisch sein; sie wird dies um so mehr sein, in je höherem Grade der oberste Kriegsherr selbst Soldat ist. Nur dann wird er in der Lage sein, als musterhaftes Vorbild schon im Frieden sachgemäß auf die wichtige Heeresbeschaffung einzuwirken, die Leistungen der Truppen entsprechend zu beurteilen und zu steigern, endlich dem gesamten Heere soldatischen Geist einzufloßen.

Jedoch die Erziehung des künftigen Herrschers und obersten Kriegsherrn zum Soldaten stößt auf große Schwierigkeiten. In Freistaaten ist sie überhaupt unerfüllbar, wenn nicht grundsätzlich aus den bereits soldatisch bewährten hohen Offizieren die Staatslenker gewählt werden; politische Eifersucht und politisches Miß-

trauen lassen dies gewöhnlich nicht zu, würden auch nicht den nötigen unmittelbaren Einfluß auf das Heer gewähren. In Einherrschaften oder Monarchien bildet aber eine besondere Klippe die fast überall bestehende gesetzliche Bestimmung, daß die Mitglieder der Herrscherhäuser schon mit 18 Jahren großjährig werden, demnach die Thronfolger möglicherweise bereits in einem Alter oberste Kriegsherrn werden können, wo ihre soldatische Erziehung noch kaum begann. Wie schädlich das ist, lehrt die Kriegs- und Heeresgeschichte aller Zeiten in zahlreichen Beispielen. Fast stets versagten die Heere und mißglückten die Feldzüge, wenn der Herrscher nicht selbst Soldat war und in wichtigen militärischen Angelegenheiten nicht aus eigenem Wissen und Können entscheiden konnte, sondern auf den Rat anderer angewiesen war. Politische Umtriebe können hier größtes Unheil anrichten, wie z. B. die neuzeitlichen Kriege der Türkei, in der seit Jahrhunderten kein Sultan 'Soldat' war, offenkundig beweisen. Aus rein militärischen Gründen erscheint es deshalb zweckmäßig, daß kein Thronfolger vor vollendeter Ausbildung zum 'Soldaten', also frühestens nicht vor dem 25., noch besser vielleicht vor dem 30. Lebensjahre, zur Herrschaft gelange. Doch selbst aus Gründen der Staatskunde dürfte solche Maßregel sich empfehlen. Das neuzeitliche Leben entfaltet sich so vielgestaltig, daß nur ganz hochbegabte, außerordentlich veranlagte Jünglinge vollen Einblick in alle politischen Verhältnisse und Strömungen, wie solcher für den Herrscher einer Großmacht nötig sein dürfte, besitzen dürften. Wenn ein Hinausschieben des Herrschaftsantritts nun unausführbar wäre, könnte dann vielleicht vorausgehende soldatische Erziehung, z. B. in Kadetten-Anstalten, erfolgen?

Für die Einheitlichkeit der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung wäre es gewiß wünschenswert, daß der oberste Kriegsherr nicht bloß Ausüßer der Kö-

nigsgewalt, sondern auch zugleich Staatsmann und Feldherr wäre. Doch zu diesen beiden Verrichtungen genügt nicht lehrhafte und ausübende Heranbildung allein, die wohl das 'Wissen', aber nicht das 'Können' verschafft. Solches muß angeboren sein und beruht auf besonderem Geschick. Für die überwiegende Mehrzahl der Herrscher darf auf derartige Vielseitigkeit nicht gerechnet werden, wohl aber kann jeder Thronanwärter auch bei nur mittelmäßiger leiblicher und geistiger Geeignetheit zum 'Soldaten' erzogen werden. Damit erhält er außer dem Gewinn für seine eigene Haltung Sach- und Menschenkenntnis im Heerwesen, kann auf dieses nach seinem Willen einheitlich einwirken und mit gesundem Menschenverstand aus den ihm bekannt gewordenen höheren Offizieren die Heerführer und den 'Feldherrn' sich auswählen. Für Förderung der hier in Frage stehenden Heeresbeschaffung wird er aber ganz besonders nützlichen soldatischen Einfluß ausüben, indem er dafür sorgt, daß die gesamte Wehrmacht des Staates stets kriegsbereit und kriegsbrauchbar sei. Durch solchen inneren Ausbau des Landes und Seeheeres gibt er der äußeren wie der inneren Politik festen Rückhalt und starken Nachdruck, zugleich sichert er den Frieden, aber dem Volke auch den 'Platz an der Sonne'.

Generalmajor Friedrich Otto.

## Zeitgeschichte

Die Heilsarmee. Am 11. Juni eröffnete die Heilsarmee ihren vierten 'Congress of all nations' in der Royal Albert Hall zu London. Die Halle faßt 10 000 Personen. Jeder verfügbare Platz war besetzt. Es zogen der Reihe nach auf: Koreaner, Australier, Dänen, Südamerikaner, Cowboys, Angehörige der britischen Armee und Marine, Japaner, der Stab der internationalen 'Kadettenschule', Kanadier, Finnländer, Indier, Ceylonesen, Südafrikaner, Neuseeländer, Schweizer, Japaner, Deutsche, Franzosen,

Belgier, Norweger, Holländer, Schweden und die englischen Stabsoffiziere. Der König von England, der Präsident der Vereinigten Staaten, Premierminister Asquith, der Generalgouverneur von Kanada, der Lord-Major von London, Graf Okuma von Japan und 1000 andere schickten Grüße. Auch wurde der General aus Anlaß des Kongresses unter anderen vom Könige von England, der Königin Alexandra und der Kaiserin Maria von Rußland empfangen.

Am 12. Juni war die Bewillkommungs-Versammlung in der Halle am Strand, welche die Heilsarmee auf einem von der Stadt frei zur Verfügung gestellten Platze eigens für den Kongreß erbaut hatte. Der allgemeine Fortschritt, erklärte der General, kann zahlenmäßig für das letzte Dezennium auf ein Drittel veranschlagt werden. Ebenso wichtig sei der geistliche Fortschritt, dessen Wurzeln in der Liebe zu Gott ruhten und der sich in der Liebe zu den Menschen offenbare. Es gibt jetzt 58 Heilsarmee-Gebiete, an 10 000 Korps, an 16 000 besoldete Offiziere, an 65 000 nebenamtlich tätige Offiziere, an 25 000 Musiker, an 2700 Sozialoffiziere und über 1000 Sozialanstalten, darunter 259 Nachtherbergen, 86 Kinderkrippen, 117 Magdalenenheime, 24 Entbindungsheime und 22 Farmen.

Am 15. Juni hielten die Kanadier ihre Versammlung. Infolge der Katastrophe der 'Empress of Ireland', wobei von 171 Salutisten 144 ihr Grab in den Wellen fanden, gestaltete sie sich zu einer ernststen Totenfeier. Einer der Geretteten, der Musiker McIntyre war anwesend. Man hatte erwähnt, daß er seinen Rettungsgürtel einer Frau gegeben habe, aber, sagte er, das hätten sie alle getan und dabei viele, die nicht schwimmen konnten.

Am 20. Juni morgens fand, nachdem nachmittags vorher eine große Gedächtnisfeier gewesen, eine Versammlung an den Gräbern der 1890 verstorbenen 'Heilsarmeemutter', des 1912 verschiede-

nen alten Generals und des 1914 auf dem Bahnhof zu Köln einem Schlaganfall erlegenen Kommandeurs Railton statt.

Am 19. Juni abends hielt man die große 'Trophäen'-Versammlung ab. Auf den reservierten ersten Bänken der Strandhalle waren Hunderte, von denen Begbie in seinem Buche 'Echerben' spricht, z. B. 442 bekehrte Trinker, 47 bekehrte Verbrecher, 58 bekehrte Spieler und Buchmacher, 12 bekehrte Berufsboxer usw., da war z. B. Jimmy Glover, unter seinen Spießgesellen von früher bekannt als der 'Rattenfresser'. Sechs Wochen hat er nachts in einem Schweinestall geschlafen, als ihn die Heilsarmee vor 42 Jahren fand, und, wie er sich ausdrückte, 'kultivierte'.

Der 23. Juni war ganz einem großen Dankfest gewidmet, das in sämtlichen Räumen des Kristall-Palastes gehalten wurde. Der Kriegsruß leitete die Besprechung dieses einzig dastehenden Festes mit dem Motto ein: Full salvation, from all sin, for all men, in all lands, for all time, and for all eternity. Über 20 000 Salutisten defilierten an ihrem General, 200 Musikkapellen konzertierten. Die Menschenmasse, die an dem Feste teilnahm, wird von den einen auf 100 000, von andern gar auf 200 000 Köpfe geschätzt.

Am 26. Juni feierte man in der Royal-Albert-Hall das Schlußfest, wobei alle Teilnehmer, ein jeder in seiner Sprache, den vorher festgesetzten Text eines Gelöbnisses Satz für Satz wiederholten, darunter auch den Passus: Wir glauben, daß es unsere Pflicht ist, der ganzen Welt die Botschaft zu verkünden von der Pflicht, zu sorgen für die Armen und Leidenden, zu besuchen die Gefängnisse, zu speisen die Hungrigen, zu kleiden die Nackten, zu lieben, die keine Liebe verdienen, und Freund zu sein in jedem Lande gerade denen, die ohne Freunde sind.

Damit haben wir wieder die in den letzten Jahren immer deutlicher hervor-

tretenbe starke und bewußte Betonung des Sozial-Caritativen. In letzter Zeit wendet sich die reine Evangelisationstätigkeit mehr der Heidenmission zu. Auch dafür war der Kongreß charakteristisch. Heidenmission und besonders Jugendpflege betrachtet ja der neue General als seine vornehmsten Aufgaben. Der Kongreß ging am 26. Juni zu Ende. Abordnungen der einzelnen Länder besuchten in den Wochen nach dem Kongreß alle größeren Städte Englands. Kleinere Trupps von Ausländern finden sich jetzt noch auf dem Kontinent. Aber es ist doch nur die Riesenspropaganda, die Massenfeler und das Trachtenfest zu Ende; der eigentliche Kongreß im landläufigen Sinne des Wortes tagte erst im Juli. Bis Mitte Juli blieben die Stabsoffiziere zur Besprechung allgemeiner Fragen zusammen. Augenblicklich beraten die leitenden Männer und Frauen der Armee, wie der Krieg in den nächsten 10 Jahren geführt werden soll. Bald werden die Nachrichten über Versetzungen und Neubestellungen bekannt werden. Auch Deutschland wird einen neuen Kommandeur erhalten, da McMonan an das Internationale Hauptquartier nach London versetzt ist. Von den eigentlichen Beratungen dringt nichts in die breite Öffentlichkeit, weshalb sich über die Stellungnahme des Kongresses zu diesen oder jenen sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Fragen vorläufig nichts sagen läßt. Nur eins ist sicher, die Heilsarmee kennt die Not der Zeit, jede neue, sich einstellende Not wird ihr auch neue Veranlassung sein, zu neuem tatkräftigem Handeln, zu weiterem planmäßigen Ausbau ihrer Organisation und zu neuen großen Erfolgen.

Dr. P. A. Elafen.

## Geschichte

**Die publizistische Arbeit.** Es ist noch nicht lange her, daß man das Riesematerial an Zeitungen, das in den Bibliotheken und Archiven aufgespeichert ist, entdeckte und daß sich der steigenden

äußeren Anerkennung der journalistischen Arbeit auch deren wissenschaftliche Erschließung in Wechselwirkung zugesellte. Die allgemeine Geringschätzung, mit der man den Zeitungen noch von der guten, alten Zeit her begegnete, ließ auch diese Masse übersehen werden, es sei denn, daß gerade die kaum übersehbare Fülle des Materials vor einer Inangriffnahme der Arbeit abschreckte. Seit aber Ludwig Salomon als erster eine groß angelegte Geschichte des Zeitungswesens in drei Bänden geschrieben hat (Oldenburg und Leipzig 1900—1906), wächst die Literatur auf diesem Gebiet ständig. Denn durch diese außergewöhnliche Leistung war, wenn auch zunächst natürlich nicht in allem vollständig, eine äußere Einteilung des großen Gebietes gewonnen, für deren einzelne Rubriken Spezialuntersuchungen sehr verlockend wurden, nachdem überhaupt der Ruf solcher Arbeiten sich etwas solider gestaltet hatte. So war es nur natürlich, daß von hier aus nun die Arbeit an verschiedenen Stellen in Angriff genommen und besonders in lokaler Hinsicht spezialisiert wurde\*. Es war aber auch vorauszu-  
sehen, daß es nicht bei dieser äußeren Aufteilung des Gebietes bleiben würde, daß vielmehr die alten Zeitungen geschwächt wurden und in sehr vernehmlicher Weise von den für uns längst vergangenen Dingen in dem wundervoll ansprechenden Ton des gegenwärtigen Erlebens sprachen und damit eine ganz überraschende, ungemein lebhaft beleuchtete der Ereignisse gaben: eine Entdeckung, die man bei alten Briefen,

\* Auch der Verfasser dieses Beitrags hat sich auf diesem Gebiet durch eine von der Fachkritik beifällig aufgenommene Arbeit über „Die Geschichte der Wormser Presse“ (8° 151 S. Verlag Buerchl, Worms 1913) hervor getan. Er hat dabei Gesichtspunkte zur Geltung gebracht, die geeignet sind, die Schätzung solcher Einzeluntersuchungen zu fördern, indem er ihnen den Reiz kulturgeschichtlicher Betrachtungen abgewinnt.

D. R.

Chroniken und Urkunden längst gemacht hatte. Man sah nun, daß diese zahllosen Zeitungsbände gleichsam Fenster in die Vergangenheit darstellten, die man nur zu öffnen brauchte, um den lauten Zug des Lebens vorbeimarschieren zu sehen und die Luft zu spüren, in der diese Dinge wuchsen.

Man ist daher auch darangegangen, das Studium der publizistischen Arbeit selbst, des Zeitungsinhaltes, zu pflegen und mit dem reichen Material die historische Forschung zu beleben und zu vertiefen. Aus diesem Streben entstand die erste größere Sammlung kulturgeschichtlich interessanter Dokumente aus alten deutschen Zeitungen: „Das Neueste von Gestern“, herausgegeben von Eberhard Buchner\*, der in dem Vorwortdialog zum ersten Band in geistreicher Weise für sein Unternehmen plaidiert, dessen Zweckmäßigkeit ja auch heute noch mit einem Lächeln bezweifelt wird. Mit dieser Publikation wurde ein großer Teil der Salomonschen Rubriken ausgefüllt und damit die andere Hälfte der Arbeit gesondert in Angriff genommen, und diese natürlich in großer Beschränkung, da sonst ein Ende nicht abzusehen wäre. In den fünf Bänden findet sich beiläufig alles, was die Weltgeschichte berichtet, in zeitgenössischen, höchst ansprechenden Notizen, und zwar von den Wiedertäufern in Münster und der Hinrichtung der Maria Stuart angefangen bis zur französischen Revolution, als Napoleon erster Konsul der Republik wird. Die Einteilung ist folgende: 1. Bb. 16. und 17. Jahrhundert; 2. Bb. 1700—1750; 3. Bb. 1750—1787; 4. Bb. 1788—1793 (Hinrichtung Ludwigs XVI.); 5. Bb. 1793—1799. Besonders die französische Revolution läßt sich in vielen kleinen Einzelheiten ihrer Entwicklung und deren Resonanz im Volk verfolgen. Die Be-

richte sind meist Zeitungen aus Berlin, bes. der „Vossischen Zeitung“, entnommen, doch findet man auch öfter Nachrichten aus Münchener, Straßburger, Hamburger, Nürnberger, Züricher u. a. Blättern. Die umfangreiche Auslese (etwa 4000 Artikel) ist so gesichtet und zusammengestellt, daß möglichst ein Gesamteindruck der jeweiligen Periode resultiert, lebhafter und lohnender, als es früher möglich war, wo man diese ergänzenden Tagebücher des Lebens mit ihren anziehenden, oft kuriosen subjektiven Äußerungen nicht beachtete. Es ist nun überaus reizvoll, in einer neuen Publikationsreihe Buchners solche Zeitungsausschnitte nach einer bestimmten Materie geordnet zu finden, deren erster Band „Liebe“ kürzlich erschienen ist. Es finden sich darin eine große Anzahl von Zeitungsnotizen, die auf die verschiedensten, oft merkwürdigen Vorkommnisse auf diesem Gebiete Bezug nehmen, woraus ein lebhafter Einblick in die Moral und Justiz der damaligen Zeit sich ergibt, der noch ansprechender wird, da sich auch die öffentliche Meinung über solche Geschehnisse vernehmen läßt. Allerdings sind diese Sammlungen nur Materialsammlungen, die, bei aller Lebhaftigkeit des übermittelten Eindrucks, ihren vollen Wert doch erst bei der Einreihung in die Kulturgeschichte erhalten werden, da erst bei der Einordnung in die großen Zusammenhänge, die die Zeitung kaum mehr selbst aufzeichnen kann, das reiche kulturhistorische Material seine volle Bedeutsamkeit erhält und auch etwaige perspektivische Verzerrungen, die doch auch vorkommen, ihre Korrektur finden.

Stellt die Untersuchung der älteren Zeit bei der verhältnismäßig geringen Ausdehnung der Journalistik eine immerhin übersichtliche und oft kurzweilige Arbeit dar, so beginnen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die sehr bedeutenden Schwierigkeiten des Zeitungstudiums und steigern sich immer mehr mit der ins Ungemessene sich aus-

\* 5 Bände, München, bei Albert Langen. Jeder Band mit Beilagen nach zeitgenössischen Zeitungsblättern geh. 4.50 M. geb. 6 M.



wachsenden Umfänglichkeit des Zeitungs-  
wesens. Wenn man aber schon aus  
früherer Zeit so viel Anregendes und  
Schätzbares herausziehen konnte, wieviel  
mehr muß das heute der Fall sein, in  
einer Zeit, wo die Presse zu einem  
der ausgedehntesten und einflußreichsten  
öffentlichen Institute geworden ist und  
fast in allen Verhältnissen mitzusprechen  
hat. So ist man denn auch daran-  
gegangen, die große gegenwärtige pu-  
blizistische Arbeit über den Tag hinaus  
nutzbar zu machen, indem man das neben  
vielen ephemeren Flugs- und Glitterwerk  
vorhandene Wertvolle zusammenstellt  
und wieder der Bearbeitung zugänglich  
zu machen sucht. Man hat zu diesem  
Zweck schon vor Jahren Zeitungen und  
Zeitungsausschnitte in archivaalischer Weise  
gesammelt und geordnet, und es exi-  
stieren mehrere von mehr oder weniger  
umfangreichen Privatarchiven, die zwar  
sehr schöne, aber nur in beschränktem  
Maße zugängliche Sammlungen dar-  
stellen. Ihre bedeutendste Ausbildung  
werden wir in dem geplanten Reichs-  
zeitungsmuseum hoffentlich bald besitzen.  
Die Anregung zu einer solchen überaus  
wertvollen Sammlung ging von dem  
Straßburger Universitätsprofessor Dr.  
Martin Spahn aus, der als einer der  
ersten in nachdrücklicher Weise für die  
Bedeutung der Presse und ihre Aus-  
nützung als Quelle für die neueste Ge-  
schichte eingetreten ist. Auf seine An-  
regung sind alle auf die Sammlung und  
Zugänglichmachung des Materials ge-  
richteten staatlichen Bestrebungen zurück-  
zuführen. Dem gleichen Zweck dient die  
von ihm persönlich eingerichtete historische  
Abteilung für die Entwicklung des Zei-  
tungswesens (besonders im 17. und 18.  
Jahrhundert), die auf der Buchgewerbe-  
ausstellung in Leipzig sich befindet. Hier  
sind besonders auf einer großen Anzahl  
von Karten historisch-statistische Unter-  
suchungen über das Zeitungswesen auf-  
gezeichnet, die eine großzügige Übersicht  
über die Entwicklung und Bedeutung der

Presse darstellen. Auch eine Reihe von  
instruktiven Sonderausstellungen wurden  
auf die Anregung Dr. Spahns hier ins  
Werk gesetzt, so die der Familie Thurn  
und Taxis, des Reichspostamts (Be-  
ziehung zwischen Verkehrswesen und Zei-  
tungswesen), der Parteipresse (Beziehung  
zwischen Parteilentwicklung und Presse),  
größerer politischer Zeitungen, der Re-  
gierungspresse: aus deren Reichtum wie-  
derum die Wichtigkeit dieser Studien und  
die Bedeutung der Zeitungen einleuchtend  
hervorgeht. Von diesen Sammlungen  
abgesehen, sei noch auf zwei Unter-  
nehmungen hingewiesen, die die Zei-  
tungen nicht nur sammeln, sondern auch  
ihren Inhalt täglich systematisch bearbei-  
ten und durch sofortige Drucklegung der  
Allgemeinheit zugänglich machen, mit  
Nachdrucksberechtigung für die Presse.  
Es sind dies zwei ziemlich gleichzeitig  
entstandene Bureaus, deren Publikationen  
jetzt im zweiten Jahrgang stehen: das  
'Archiv für publizistische Arbeit'\* und das  
'Deutsche Zeitungs-Archiv'\*\*. Ihre prin-  
zipielle Verschiedenheit läßt sich vielleicht  
am besten erkennen, wenn man dem  
'Archiv für publizistische Arbeit' das  
zweite als Archiv der publizistischen  
Arbeit gegenüberstellt, wobei jedoch eine  
beständige Wechselwirkung nach den ver-  
schiedensten Richtungen stattfindet. — Das  
'Archiv für publizistische Arbeit' liefert  
für alle Gebiete des Zeitungsinhaltes  
Material, das in Form einer Kartenregi-  
stratur eingerichtet ist. Die Registratur  
verteilt sich auf 1250 Nummern des  
Sacharchivs, das nach verschiedenen Ge-  
sichtspunkten in 28 Abteilungen (A bis  
Zz) geordnet ist, und auf ein Personal-  
archiv, das sich in ein hundertteiliges  
Alphabet gliedert. Es dient zunächst dem  
praktischen Gebrauch der Redaktionen, die

\* Archiv für publizistische Arbeit (All-  
gemeines Redaktions-Archiv), herausgegeben  
von Dr. L. Munzinger, Nikolasssee bei Berlin.

\*\* Deutsches Zeitungs-Archiv, Auszüge  
aus der deutschen Tagespresse. Zeitungs-  
Archiv-Verlag G. m. b. H. Berlin-Steglitz.

hiemit auch eine Registratur ihrer eigenen Zeitung besitzen, da die Nachrichten mehr oder weniger in allen Zeitungen gleichzeitig sich finden. Das Archiv ist so eingerichtet, daß es das ganze jeweils für die publizistische Arbeit notwendige Material übersichtlich geordnet in sachlichen Auszügen und Zusammenstellungen bietet, und stellt somit mehr eine Vorarbeit für den Journalisten, gleichzeitig aber auch eine verlässige Chronik der Zeitereignisse dar. — Das „Deutsche Zeitungs-Archiv“ hingegen bearbeitet den Hauptinhalt der deutschen Tageszeitungen. Es bringt in täglichen Veröffentlichungen eine gedrängte Übersicht über die bedeutendsten Artikel der Tagespresse und außerdem monatlich eine mit Registern versehene Zusammenfassung dieser täglichen Veröffentlichungen. Die Bände (das Archiv erscheint in Zeitschriftenform) bilden sozusagen einen ausführlichen Katalog der journalistischen Arbeit, wobei die Auszüge bisweilen den Originalartikel ersetzen können, zum mindesten aber dessen schnelle Auffindung erleichtern. Die Originalartikel selbst sind den Abonnenten des Archivs zugänglich. Die Zusammenstellung geschieht in drei Abteilungen: Wirtschaft, Soziologie und Sozialpolitik, Politik mit zusammen 17 Unterabteilungen.

Bei diesen Auszügen wird zunächst nur das für die Gegenwart Wichtige berücksichtigt werden können und die Rücksicht auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Journalistik erst in zweiter Linie obwalten. Denn einmal haben wir noch zu wenig Abstand von den hier in Frage stehenden Dingen, um über ihren Wert oder Unwert Verbindliches sagen zu können; dann ist sicherlich manches von dem, was jetzt übersehen wird, gerade als kulturgeschichtliches Dokument ansprechend, und schließlich darf man nicht außer acht lassen, daß alle diese Auszüge mehr oder weniger fragmentarisch sind und nur einen beschränkten Teil der Zeitungen berücksichtigen, so daß manches Wert-

volle, was außerhalb des Rahmens der Archivdurchsicht sich befindet, vernachlässigt werden muß. Man darf aber auch diese Sichtungsbearbeitung nicht unterschätzen, um so weniger, als durch die genaue tägliche Rubrizierung des Inhaltes der Übersicht über die bedeutendere Gesamtjournalistik unseres Vaterlandes erleichtert, ja für viele erst ermöglicht wird, während die lokal beschränkten Spezialuntersuchungen sich dann leichter erledigen und einordnen lassen. Man kann sagen, daß hierdurch für jedes auf neues Zeitungsmaterial in größerem Stile angewiesene Studium in sehr anerkennender Weise ein guter Teil der äußerst schwierigen und vor allem zeitraubenden Vorarbeit geleistet wird.

So kommt nun die journalistische Arbeit von einst und jetzt gleichermaßen zu Ehren und Ansehen. Sie lohnt reichlich dafür durch die neuen Quellen, die sie der kulturgeschichtlichen Forschung zur Verfügung stellt.

Friedrich Maria Lent.

## Kirchengeschichte

**Kirchenväter und Klassizismus.** Der Kampf um die humanistische Bildung, der heute so laut und heftig tobt, ist nicht erst gestern oder in der jüngsten Zeit ausgebrochen, wenn auch nicht bestritten werden darf, daß er seit dem enormen Aufschwung der Naturwissenschaften und Technik in eine neue Phase getreten ist, die für das humanistische Ideal als eine Krisis schwerster Art erscheint. Ob es ohne schwächliche Kompromisse, wenn auch nach eingehender Selbstprüfung, wieder siegreich aus dem Kampf hervorgehen wird, ob es sein altes Land behaupten kann gegen den wogenden Strom der sog. öffentlichen Meinung, der ihm Stück für Stück seines Erbreichs zu entreißen droht? Wenn aber die Bildungswerte, die dieses Ideal in sich birgt, und die von durchaus realdenkenden Männern wie Fichte anerkannt sind, wenn diese Bildungswerte wirklich die gleichen blei-

ben, mag um sie her die Welt sich auch ändern, — freilich wird sich der Humanismus hüten müssen, in düsterem Separationsgeist und Selbstpersönlichkeitskult gegen die Außenwelt um sich eine chinesische Mauer aufzuführen —, wenn, wie gesagt, die immanente Kraft humanistischer Bildung wirklich heute so wirken kann wie früher, dann haben die Gegner die Pflicht und die Verteidiger das Recht, auch aus der Vergangenheit Urteile kennen zu lernen und zu würdigen, die über den Wert klassischer Bildung gefällt worden sind; denn auch auf diesem Wege wird man zu einer objektiven Gestaltung des eigenen Urteils gelangen können.

„Stimmen der Vorzeit über humanistische Bildung“ ist der Untertitel einer Schrift des verdienten und bekannten Forschers auf dem Gebiete altchristlichen Schrifttums, P. Joseph Stiglmayr S. J.\*, die über „Kirchenväter und Klassizismus“ in populärer, aber wissenschaftlich geblegener Weise unterrichten will. Es handelt sich bei diesem Problem einerseits um eine pädagogisch-didaktische Frage, andererseits aber um die große Frage nach der Verschmelzung antiken Geistes mit christlicher Weltanschauung. Natürlich ist, daß in den weitaus meisten Fällen die Lösung der ersteren Frage von der Gesamtauffassung abhängt. Gewahren wir nun in den Anfängen der christlichen Literatur, bei den sog. Apostolischen Vätern, keine prinzipiellen Äußerungen über ihre Stellung zur Antike — obwohl z. B. Klemens von Rom, wie Stiglmayr mit Recht hervorhebt, einen reinen klassischen Stil schreibt und humanistischen Geist atmet —, und nehmen einige ältere Apologeten, wie Tatian der Assyrer, grundsätzlich eine scharf gegnerische Haltung ein, so vollzieht schon die Schule der Alexandriner — Klemens und Origenes — den welthistorischen Pro-

zeß, durch den aus den großen Antinomien zwischen Antike und Christentum durch Steigerung des Gemeinsamen und Nivellierung des Verschiedenartigen eine *πάλιν τὸν αὐτὸν ἀρμονία* hergestellt wird. (C. Norden.) Die heidnische Philosophie ist nach Klemens die den Heiden gegebene, aber durch sophistische Irrlehren entstellte Gottesoffenbarung; „die christliche Lehre anstatt wird,“ so sagt einmal P. Wendland, „ein großes Konkurrenzunternehmen, ein Versuch, den bleibenden Ertrag der griechischen Kulturarbeit in den Dienst der neuen, christlichen Kultur zu stellen.“ Zugleich aber, und das möchte ich besonders betonen, liegen in diesem Versuche schon die ersten Keime der so mächtig werdenden scholastischen Methode verborgen; denn schon hier arbeiten die beiden Faktoren *ratio* und *auctoritas* mit, um nach Menschenmöglichkeit Einsicht in den Glaubensinhalt zu gewinnen, was ja der reine Kern der Scholastik ist. Von Alexandria aus, wo also die Kirche über den profanen Hellenismus gesiegt hatte und zur Trägerin seiner Wissenschaft geworden war, zieht sich diese gewaltige Idee durch die Patristik hin. Wir sehen, wie die drei großen Kappadokier, namentlich Basilus, die klassische Bildung zu schätzen wissen, wenn auch immer mit dem Vorbehalt einer gewissenhaften Auswahl der Lektüre; wir sehen, daß sich jetzt die Apologeten der geistigen Waffen hellenischer Wissenschaft bedienen, um die Gegner wirksam zu bekämpfen; wir sehen, wie Theodoret von Cyrus in seiner „Heilung der hellenischen Krankheiten“ ich möchte sagen: ein streng homöopathisches Heilverfahren anwendet. Und als erst der Neuplatonismus und Aristotelismus die stärksten Blüten trieben, war a priori die Brücke zwischen Hellenismus und Christentum für immer hergestellt.

Verhältnismäßig schwerer und langsamer vollzog sich die Verschmelzung im Abendland. Hier war es eigentlich erst

\* Erschienen als 114. Erg.-H. zu den Stimmen aus Maria-Laach, Freiburg i. B. 1913.

der Universalgeist eines Augustinus, der, ohne Zweifel unter dem Einfluß der Origenesschule, im Grunde das Prinzip des notwendigen Zusammenarbeitens beider Richtungen anerkannte. Denn die bis dahin führenden Geister hatten sich gegen den Klassizismus ablehnend verhalten, Laktanz trotz seiner Bewunderung für Cicero, Tertullian, der Poltergeist, trotz seiner ausgedehnten Kenntnis der antiken Literatur. Nur die Dichter hatten nie ihre Anlehnung an antike Formen verleugnet, auch Prudentius und Ambrosius nicht; später wird das Antikisieren bei ihnen zu einer fast abstoßenden Manie, wie z. B. bei Ausonius, der überhaupt den alten Menschen nie ausgezogen zu haben scheint. Bleiben wir aber beim Prinzipiellen, so tritt nach Augustinus ein zweiter Geist auf, um die zwei Epochen aneinander zu ketten, der letzte Römer und erste Scholastiker, der Vermittler des Aristotelismus an das Abendland, der vor seinem Tode in christlichem Geist und antiker Form die *'Consolatio philosophiae'* schrieb, Boethius. Und sein Zeitgenosse ist Cassiodorus Senator, der wahrhaft wissenschaftlich die weltliche Gelehrsamkeit pflegte und mit den *Institutiones divinae* verband. Ihn mit Isidor von Sevilla zusammenzustellen, geht nicht an: Isidor war ein Kompilator, der mehr schrieb um des Schreibens willen, ohne sich der Sache bewußt zu sein, die er der Nachwelt überlieferte, Cassiodor aber war seiner selbst und des wissenschaftlichen Wertes seiner Arbeit sicher, als er seinen Mönchen die Bibliothekaufträge gab, durch die soviel antikes Gut gerettet wurde.

Gleich hinter dem still schaffenden Cassiodor taucht die Liara des zürnenden Gregor d. Gr. auf. Die Stellung der Patristik zur klassischen Bildung hat zwei Hauptmerkmale: sie geht auf eklektischem Wege vor und nimmt von den *'Schätzen Ägyptens'*, wie Basilius sagt, nur das, was ihr nicht schadet, und sie

ordnet die weltlichen Wissenschaften als Dienerin, wenn auch als unentbehrliche Magd, der Theologie unter, — auch Cassiodor begründet seinen Wissenschaftsbetrieb mit dieser Argumentation. Gregor erkennt in solchen Verträgen Halbes und verwirft sie. Niemand vor ihm hat so schroff der weltlichen Bildung Fehde angesagt\*. Sein Kampf ist heftig und bitter, vandalisch ist er nicht. Gregor war durch und durch Realpolitiker: er lebte in Italien, einem unter den Tritten der Völkerwanderungen zu Boden gedrückten Land; sah überall Not und geistiges Elend; von den weltlichen Wissenschaften sah er keine Rettung kommen, da sie sich weltflüchtig verbargen. Seiner geschichtlichen Größe wird diese Haltung keinen Eintrag tun; zu dauern bleibt es aber, daß in den folgenden Jahrhunderten dieses gregorianisch-römische Prinzip die Bildung Italiens dauernd beherrschte und das Werk Cassiodors vernichtete. In diese dunkelste Zeit der Bildungsgeschichte Italiens Licht zu bringen, versucht eine äußerst reichhaltige und interessante Ergebnisse zutage fördernde Arbeit von G. H. Hörle, *Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung. Geistliche Bildungsbeale und Bildungseinrichtungen vom 6. bis 9. Jahrhundert*\*\*.

Soweit es die Spärlichkeit des überkommenen Materials zuläßt — ungelöst bleibt z. B. noch immer die Frage nach dem Zusammenhang der

\* Auch wenn uns von ihm mehr erhalten wäre, würde sich seine Stellung nicht ändern, wie das J. Hoffmann in seinen sonst gut orientierenden Ausführungen in Monatsbl. f. d. kath. Rel.-Unt. an höh. Lehranst. II (S. 75) anzunehmen scheint. Auch lassen die überlieferten Sätze in keiner Weise eine mildere Interpretation zu (S. 76). Ebenso vermag die Abschwächung von D. Denk, *Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Erziehungswesens*, Mainz 1892 (S. 226) nicht zu überzeugen, zumal da sie auf Vollständigkeit des Materials verzichtet.

\*\* Erschienen als 13. Heft der *Freiburger Theol. Studien*, Hsg. v. Hoberg u. Pfeilschifter. Freiburg i. B. 1914.

gregorianischen Schola cantorum und damit der gregorianischen Schultradition überhaupt mit der Stiftung des heiligen Benedikt von Nursia —, hat der Verfasser im ganzen ein wahrheitsgetreues Bild jener Zeiten gezeichnet. Das monastische Element gewinnt die Oberhand, die Ascese siegt über die Wissenschaft. Ambrosius Autpertus, der Abt von St. Winzenz am Volturnus, in der Mitte des 8. Jahrhunderts, verächtet ausdrücklich die profane Bildung als Hilfsmittel für die Schriftexegese; und auch bei Paulus Diaconus tritt ein scharfer Gesinnungswechsel gegen die weltliche Bildung ein. Wenn unter langobardischer Herrschaft an einzelnen Stätten eine Hebung der allgemeinen Bildung bemerkbar ist, so ist das doch nur in großen Städten und an Fürstenhöfen der Fall, Volk und niederer Klerus werden davon nicht berührt. Auch das Einstürmen der Iren und Franken, das vor allem eine Neubelebung der theologischen Studien zur Folge hatte, vermochte auf die allgemeine Bildung keinen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Waren auch Männer wie Kolumban\*, der Missionär von Bangor und Gründer von Luxeuil und Bobbio, Dungal, Donat, Sedulius Scottus, in den weltlichen Wissenschaften und der klassischen Literatur sehr bewandert, die Kenntnis blieb doch der Hauptsache nach auf diese Persönlichkeiten selbst beschränkt. Ja gerade unter irischen Händen sind die Handschriften Cassiodors in Bobbio zu Palimpsesten geworden. Auch die karolingischen Reformideen drangen erst nach Karls d. Gr. Tod in Rom und Italien durch. Eugen II., unter dessen Pontifikat sich auch wieder in Rom Bekanntschaft

mit den Klassikern nachweisen läßt, verlangt von seinem Klerus allgemeine, auch weltliche Bildung und in Norditalien erhebt sich die Gestalt des Paulinus von Aquileja. Aber schon Hildegard, der einen Kommentar zu Benedikts Regel schrieb, mußte seine Empfehlung der profanen Studien als Hilfsmittel der Theologie durch Berufung auf das Edikt Eugens II. schützen.

Hörle hat seine Forschungen auf Italien beschränkt. Wenn auch in den andern Ländern die Zustände bis Karl d. Gr. nicht wesentlich anders waren, so waren es unter diesem kraft- und geistvollen Herrscher doch Frankreich und Deutschland, in denen die Antike ihre erste, wenn nicht wichtigste Wiedergeburt feierte. Und diese Renaissance erfolgte zugleich mit einem wunderbaren Aufschwung des gesamten geistigen, politischen und nicht zuletzt kirchlichen Lebens. Da aber auch hier die Diener der Kirche wie vorher und später durch das ganze Mittelalter fast ausschließlich die Repräsentanten der geistigen Kultur waren, sind in dieser großen Epoche die Elemente heidnischer und christlicher Bildung von neuem zueinander in Adhäsion getreten. Die führenden Geister des Christentums haben stets, soweit es die jeweiligen kulturellen Grundlagen gestatteten, an diesem Prinzip festgehalten; sie haben Kritik geübt an dem, was von außen kam, aber als positives Resultat ihrer Kritik das Beste behalten und zum Guten verwendet. Und nicht selten hat auf solche Injektionen das eigne Blut kräftiger reagiert. Warum sollte sich heutzutage der Katholizismus nach außen hin absperren und nur sich selber mehr kennen, warum sollte er nicht auch das Gute, das ihm aus fremden Gärten angeboten wird, akzeptieren und verarbeiten? Nur was lebendig mit dem, was ringsherum lebt und wogt, in Fühlung tritt, das kann auch wieder neues Leben wecken und gestalten.

Anton Mayer.

\* Ein Fehler ist dem Verf. unterlaufen, wenn er S. 56 schreibt, Kolumban habe noch die Disticha Catonis gekannt. Die Geschichte dieser Sentenzen liegt ja doch nur im Mittelalter, zum größten Teil nach Kolumban. Oder sollte Verf. eine längst überwundene Hypothese von Währens im Sinne haben, nach der bei Kolumban sich Spuren des alten, echten Cato fänden?

## Psychologie

Die Begründung einer Gesellschaft für Religionspsychologie gibt nach den Begleitumständen, unter denen sie kürzlich erfolgte, gute Hoffnung auf ein gedeihlicheres Fortschreiten dieser jungen Spezialwissenschaft, als ihr bislang namentlich in Deutschland zumeist beschieden gewesen ist. Bei unszulande gilt es zunächst, das Mißtrauen zu beseitigen, welches die 1907 von dem Irrenarzt J. Bresler begründete und nach oft recht unerquicklichen Leistungen wieder eingegangene 'Zeitschrift für Religionspsychologie' gesät hat. Die Art, wie sich in diesem Organ eine Reihe meist ärztlicher 'Religionspsychologen' ungefähr nach den Rezepten Freud'scher Psychoanalyse die wesentlichen Tatsachen der religiösen Erfahrung ausdeutete, war ganz dazu angetan, nicht nur jeden religiösen, auch schon jeden nur reinlichen Menschen gründlich abzustossen. Es wäre jedoch ungerecht, über solchen Erzeß die weit annehmbareren Beiträge der Zeitschrift zu übersehen, die sich bereits mehr in den Bahnen der empirisch-psychologischen Richtung hielten. Ihr bekanntester Vertreter ist für Deutschland William James geworden, obgleich die Übersetzung seines Grundwerkes 'The Varieties of Religious Experience' beträchtlicher Lücken und Mängel keineswegs entbehrt hat. Aber bereits die Debatte auf dem sechsten internationalen Psychologenkongreß, auf welche 'Hochland' im Oktoberheft 1910 hingewiesen hat, rückte noch einige andere Vertreter dieser empirischen Schule, die Amerikaner Leuba und Starbuck\*, den Dänen Höffding und den Schweizer Flournoy unserem Gesichtskreis näher. In Deutschland selbst hat bisher nicht so sehr die individualpsychologische und experimentelle als die völkerpsychologische

Methode Wilhelm Wundts selbständige Aufstellungen gezeitigt, mit denen sich in jedem Fall die vergleichende Religionswissenschaft ernstlich und gründlich auseinandersetzen muß, so wie wir das namentlich durch P. Wilhelm Schmidt in die Wege geleitet finden.

Die neubegründete Gesellschaft für Religionspsychologie will der neutrale Sammelpunkt aller oben geschilderten und jeder ernsthaften Bestrebung auf ihrem Gebiete werden und hat sich zu solchem Zwecke alsbald ein neues, ganz anders vorbereitetes Organ geschaffen, als das Breslers war; seit 1914 erscheint nun in stattlichem Umfang ein 'Archiv für Religionspsychologie', herausgegeben von Pfarrer Wilhelm Stählin, unter Mitwirkung des Psychologieassistenten Kurt Koffka (im Verlag von E. W. Mohr, Tübingen). Der Hauptherausgeber hält es für möglich — so bekundet auch seine soeben beginnende Aufsatzreihe in 'Ades, Christlicher Welt', — die erkenntnistheoretische Wahrheitsfrage bei der religionspsychologischen Tatsachenforschung gänzlich auszuschalten; er unterscheidet sich hierdurch wesentlich von dem anderen Hauptvertreter dieses Wissensgebietes im protestantischen Theologentreiben, von dem Jamesübersetzer Georg Wobermin, welcher unlängst mit dem ersten Band ein eignes großangelegtes Werk über 'Die religionspsychologische Methode' (Leipzig 1913) begonnen hat. Während Wobermin zur Schule Schleiermachers gerechnet werden darf, somit einer bestimmten theologischen Richtung angehört, der sich alle religiöse Wahrheit nur auf das innere Erlebnis gründet (man vergleiche hierzu auch den wohlinformierten Überblick, den ein Ungenannter in den letzten Nummern des 'Neuen Jahrhunderts' über die Entwicklung der Religionspsychologie gibt), kann sich nach Stählin die Religionspsychologie allein darauf beschränken, die Tatsachen des religiösen Bewußtseins, seine Gesetze und kausalen

\* Auch sein Hauptwerk 'Religionspsychologie' ist 1909 in der 'philos.-soziol. Bücherei' deutsch erschienen.

Zusammenhänge zu erforschen. Zu diesem Zwecke ist es selbstverständlich in erster Linie erforderlich, den Tatsachenkreis möglichst allseitig zu überblicken, die religiösen Dokumente aller Zeiten und Formen und Glaubensrichtungen in möglichster Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zu sammeln.

In eine solche Art religionspsychologischer Sammelersforschung braucht also nicht etwa erst aus irgendwelchen äußeren Rücksichten der Neutralitätsstandpunkt hereingetragen zu werden, sondern er ergibt sich aus dem Arbeitszweck ganz von selbst. Die reine Empirie ist immer neutral. Es mußte daher naturgemäß die neubegründete Gesellschaft für Religionspsychologie den größten Wert darauf legen, Forschern jeder psychologischen, philosophischen und religiösen Richtung den Beitritt zu ermöglichen, und das war nur unter der Voraussetzung zu erreichen, daß jeder Überzeugungsform volle Achtung und Unverletzlichkeit zugesichert worden ist. Daß daher in der neuen Gesellschaft die religiöspositiv Gesinnten, die aus eigener innerster Erfahrung zu berichten wissen, besonders willkommen sein müssen, ist selbstverständlich; und daß darin die Katholiken, bei denen sowohl das tätige wie mystische Leben der Religion den regsten Pulschlag zeigt, nicht fehlen dürfen, versteht sich ebenfalls von selbst. Die Beteiligung gerade aus katholischen Psychologen- und Philosophenkreisen ist daher auch außerordentlich rege, mit dem erfreulichen Ergebnis, daß die neue Gesellschaft in Adolf Dyroff ihren ersten Vorsitzenden erkoren hat und ein weiteres Vorstandsmitglied in Georg Wunderle, dessen Vortrag über 'Aufgaben und Methoden der Religionspsychologie' auf der letztjährigen Generalversammlung der Görresgesellschaft so lebhaftes Interesse und ergebnisreiche Diskussion wachrief\*. Auch zwei katho-

lische Ordensmänner, der Jesuit Lindworsky und der italienische Franziskaner und Psychologieprofessor Gemelli sind bereits im ersten Band des 'Archivs' mit ansehnlichen Beiträgen vertreten.

Wir sagten oben, die reine Empirie sei neutral, sie ist aber auch directionslos; und bei der überaus großen Mannigfaltigkeit der religiösen Tatsachen wird schon in der Arbeitsteilung die besondere Interessenrichtung und Denkart der einzelnen Forscher sich 'unbewußt' kundgeben. Die vorwiegend pädagogisch und praktisch Interessierten richten ihr Augenmerk naturgemäß mehr auf die allgemeingültigen, normalen Tatsachen religiösen Innenlebens. Sie werden Rundfragen veranstalten, experimentelle Beobachtungsmethoden erfinden und, soweit möglich, ihre Ergebnisse zahlenmäßig genau bestimmen. Andere werden weniger in die Breite, sondern mehr in die Tiefe gehen. Und hoffentlich sind recht viele katholische Forscher darunter. Aus der nachführenden Versenkung in das Leben eines einzigen Heiligen läßt sich mehr religionspsychologische Einsicht schöpfen als aus hundert Enquêtes. Zwei französische Ordensgeistliche, vor allem der Jesuit Pacheu mit einer Reihe von Arbeiten über die Psychologie der Mystik und neuerdings der Dominikaner Mainage mit einer Einleitung in die Psychologie der Konvertiten, haben unsres Erachtens den aussichtsreichsten Weg gewiesen. Neu ist er ja nicht, auch nicht für die Religionspsychologie als Fachwissenschaft. Gerade James hat schon in außergewöhnlichen Erlebnissen der religiösen Psyche, in den 'Erweckungen' amerikanischen Sektenwesens, einen wichtigsten Ansatzpunkt seiner Forschung erkannt. Aber wie lange kann gerade in diesen eigentlich brennendsten Fragen zwischen reinen Positivisten und religiösgläubigen Forschern der Meinungsgegensatz ausbleiben? Läßt sich die Voraus-

\* Eine erweiterte Fassung ist zurzeit im Philosophischen Jahrbuch und nun auch als gesonderte Broschüre (Verlag der Fuldaer

Altendruckerei, 1914. Gebd. 50 Pfg.) erschienen. Zu näherer Information sehr empfehlenswert.

setzung der einen Seite, daß alles rein natürlich sich abgespielt haben müsse, und die der anderen, daß ein Wirken der Gnade anzunehmen sei, wirklich auch nur aus der Beschreibung des Tatsächlichen ausschalten?

Diese und ähnliche Fragen, deren Beantwortung nicht ganz leicht sein dürfte, wollen dem Versuche einer neutralen Arbeitsgemeinschaft auf religionspsychologischem Gebiet keinerlei Sympathien entziehen. Es ist im Gegenteil sehr begrüßenswert, daß man sich zu sachlicher Auseinandersetzung auch über solche Probleme zusammensindet, bei denen sich die Geister scheiden müssen. Jeder katholische Forscher kann daran mit der aus seinem Glauben bestärkten wissenschaftlichen Zuversicht freudig teilnehmen, daß am Ende nur die Wahrheit obzusiegen vermag.

Privatdozent Dr. Max Ettlinger.

## Bildungswesen

**Die deutsche Auslandshochschule.** Durch seine weltwirtschaftliche Stellung, die so innig mit seiner ganzen nationalökonomischen Lage in Verbindung steht, wird das Deutsche Reich in immer höherem Maße in Beziehungen zum Ausland und zu überseeischen Ländern gebracht. So verhältnismäßig gering auch sein eigener Kolonialbesitz ist, so bedeuten doch das Ausland und besonders die außereuropäischen Weltteile für Deutschlands Handel und Industrie, für seinen Nationalreichtum, seine zukünftige Entwicklung, seinen geistigen Einfluß unendlich viel. Nach England ist es in dieser Beziehung die zweite Weltmacht geworden; aber es bedarf unablässiger Anstrengungen, um die Stellung zu behaupten, die ihm seine Wissenschaft, sein Handel und seine Industrie geschaffen haben. Und gerade deswegen, weil sein Kolonialbesitz so gering ist, muß es mit um so größerer Spannkraft die nötige kulturelle Verbindung mit dem Ausland lebendig erhalten, damit eine immer breitere Grundlage für Deutschlands Stellung in der

modernen Welt geschaffen werde. Aus diesen Gedankengängen heraus, aus diesen tatsächlichen Zusammenhängen geboren, trat der Plan einer deutschen Auslandshochschule in ihren großen Umrissen vor die Öffentlichkeit.

Niemand, der vom Standpunkt der konkreten Wirklichkeit aus an diese Frage herantritt, wird deren ganz außerordentliche Wichtigkeit leugnen können, sie bedeutet weit mehr als eine der vielen Hochschulenfragen, weit mehr als eine Erweiterung unserer Universitäten um einzelne Lehrstühle. Es kann darum nicht lebhaft genug bedauert werden, daß man gerade in Universitätskreisen diese aufgeworfene Lebensfrage von einem in seiner engherzigen Auffassung wirklich betäubenden Gesichtspunkte aus in ihrer nationalen Tragweite nicht erkannte und die vollständige Lösung in der Schaffung einzelner neuer Lehrstühle an einigen Universitäten zu finden glaubte. Darum muß vor allem auf jenen Ausgangspunkt hingewiesen werden, von dem die jetzt in der Diskussion schwebende Angelegenheit die nötige Beleuchtung empfangen muß.

Seit dem Jahre 1908 wurde immer lauter der Gedanke ausgesprochen, daß in der Reichshauptstadt ein Institut für den Auslandsdienst geschaffen werden müsse, in dem Offiziere, Beamte, Kaufleute, Lehrer, Missionäre und überhaupt alle Auslandsinteressenten die nötige Vorbildung für eine erfolgreiche Tätigkeit im Auslande oder für die richtige Inangriffnahme und Leitung von Auslandsunternehmungen empfangen könnten. Dieser Gedanke erhielt seitdem Ausdruck in zahlreichen Aufsätzen und Broschüren. Besondere Beachtung fand die 1913 erschienene Schrift von Prof. Dr. Heinrich Pohl (Greifswald): Die deutsche Auslandshochschule. Eine Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbildung. Im deutschen Reichstag wurde im Jahre 1913 auf Antrag der Abgeordneten Erzberger und v. Nitschhofen beschlossen, die Regierung zu er-



suchen, eine Denkschrift über den Ausbau des Orientalischen Seminars in Berlin zu einer deutschen Auslandshochschule vorzulegen. Im Jahre 1914 ist die Angelegenheit in mehrfachen Diskussionen im Reichstag und im preussischen Landtag eingehend besprochen worden; es waren besonders die Zentrumsabgeordneten Dr. Kaufmann und Dr. Hager, die in entschiedenen und weitblickenden Darlegungen für die Gründung einer deutschen Auslandshochschule eintraten. Die Regierung hat bis jetzt auf die von verschiedenen Parteien vorgebrachten Anregungen keine definitive Antwort gegeben; im preussischen Landtag hat der Kultusminister mehr die Schwierigkeiten als die Möglichkeiten hervorgehoben und auf die Errichtung neuer Lehrstühle für das Studium fremder Staaten hingewiesen. Im Reichstag hat im Frühjahr 1914 die Angelegenheit sich auf die Vorbildung für die diplomatische Laufbahn konzentriert, wobei aber schließlich der Antrag auf Errichtung einer zentralen Lehranstalt für diesen Zweck durch eine Zufallsmehrheit von Konservativen und Sozialdemokraten zu Fall gebracht wurde. Über den jetzigen Stand der Angelegenheit orientiert gut die Schrift von Dr. Anton Palme, *Die deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes* (Berlin 1914, Dietrich Reimer).

Den praktischen Grundgedanken der Frage hat Abgeordneter Dr. Hager am 1. Mai nach dem Bericht der „Köln. Volkszeitung“ (2. Mai 1914, Nr. 391) in folgenden Ausführungen dargelegt:

„Die Verhältnisse auf wirtschaftlichem Gebiet haben sich in Deutschland seit dem deutsch-französischen Krieg gewaltig geändert. Unser Handel ist Welthandel geworden. Wenn wir in dem wirtschaftlichen Kampf auf dem Weltmarkt nicht zurückbleiben wollen, dann müssen wir in die wirtschaftlichen Verhältnisse der fremden Länder eindringen. Das ist erforderlich, einmal für alle die, welche  
Hochland XI. 12.

im auswärtigen Dienste stehen. Die Beamten unseres auswärtigen Dienstes sind sehr häufig mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der fremden Länder sehr wenig vertraut. Wenigstens ist diese Ansicht in den Kreisen von Handel und Industrie fest eingewurzelt. Auch für den Kolonialdienst brauchen wir Beamte, die in dieser Beziehung eine gute Vorbildung besitzen. Besseren Ausbau der weltwirtschaftlichen Studien wünschen wir aber vor allem im Interesse von Handel und Industrie. Früher genügten uns Handelskorrespondenten, die die fremden Sprachen beherrschten und kaufmännisch ausgebildet waren, heute brauchen wir Leute, die sich auch in den wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen der fremden Länder auskennen. Für den Ausbau der Auslandsstudien muß deshalb mehr geschehen als bisher. In unserem Hochschulwesen besteht in dieser Beziehung eine empfindliche Lücke.“

Was hier vom Standpunkt der Handelsbeziehungen gesagt wird, muß ausgedehnt werden auf das ganze Gebiet der Beziehungen Deutschlands zum Ausland auch in geistiger und kultureller Beziehung. Es steht ganz außer Frage, daß auch auf unseren Universitäten hierin weit mehr als bisher geschehen muß, und die Errichtung einiger Lehrstühle für Auslandskunde kann schon vom Gesichtspunkte moderner Allgemeinbildung aus nur begrüßt werden. Um aber den dringenden Bedürfnissen wirklich zu genügen, die im Ruf nach einer Auslandshochschule Ausdruck gefunden haben, ist die Errichtung einer besonderen Zentralanstalt für Auslandsstudien nicht zu umgehen.

Die nächstliegende Lösung, die schon deswegen zu empfehlen ist, weil sie auf Vorhandenem aufbaut und finanzielle Erleichterungen bietet, ist die Ausgestaltung des Berliner Orientalischen Seminars zu einer Auslandshochschule. Es ist die Lösung, die auch Pohl und Palme in überzeugenden

den Darlegungen empfehlen. Das Berliner Orientalische Seminar ist ein Institut, dessen Wirksamkeit weit über die Bedeutung seiner Bezeichnung hinausreicht, denn, wenn es auch zunächst als Sprachenschule gegründet wurde, so hat sich bald die Notwendigkeit herausgestellt, Vorlesungen über die kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen zuerst unserer Kolonien und später einer Reihe anderer wichtiger Länder, wie besonders über die von Rußland, China, Japan und Indien abhalten zu lassen. Eine Anzahl hervorragender Fachmänner, wie Lange, Westermann, Hartmann, Palme u. a. m. haben auf diesen Gebieten ausgezeichnetes geleistet, und das Berliner Institut ist allmählich zu einem weiten Rahmen geworden, der eine überaus lebendige und frische wissenschaftliche Forschung zusammenschließt. Schon längst sind beachtenswerte Stimmen laut geworden, die einen Ausbau des Instituts fordern, wozu vor allem als Grundbedingung seine Selbständigkeit und eine eigene Kollegial-Verfassung gehören. Der jetzige Zustand muß im Vergleich mit den Zielen und der Tätigkeit des Instituts einfach als unwürdig bezeichnet werden, die Lehrkräfte der Anstalt werden als Hilfsarbeiter der Universität betrachtet, sie gelten nicht einmal als vollwertige Mitglieder der Berliner Universität, sie werden bei deren offiziellen Veranstaltungen ignoriert, und ein kleines System sucht jede weitere Entwicklung der Anstalt zu verhindern. Es würde verhältnismäßig geringe Mittel erfordern, wenn man das jetzige Orientalische Seminar zu einem Auslandsinstitut ausbauen wollte, die wichtigsten Fächer sind bereits vertreten und weitere Lehrkräfte ließen sich leicht finden. Es ist unbegreiflich, warum das Reich und Preußen, trotz der im Reichstag und im Abgeordnetenhaus ausgesprochenen Wünsche, sich gegen einen solchen Ausbau so wenig entgegenkommend zeigen, man scheint nur geringes Verständnis für die

große Tragweite einer Auslandshochschule mit ihren bedeutenden Interessen für so zahlreiche Kreise des deutschen Volkes zu haben.

Man hat nun von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß das gewünschte Ziel auch erreicht werden könnte durch Einrichtung von Professuren für Auslandsstudien an den deutschen Universitäten oder an den Handelshochschulen. Gewiß würden einzelne Lehrstühle für Auslandsfächer an unseren Universitäten sehr anregend wirken und zur Vertiefung der allgemeinen Bildung der Hörer der verschiedenen Fakultäten beitragen, aber den Zweck, den der Plan einer Auslandshochschule verfolgt, könnten einzelne Professuren nie erfüllen. Die Interessenten für Auslandsstudien können nicht gut von einer Universität zur andern herumreisen, und außerdem setzt eine fruchtbare Ausgestaltung des ganzen Studienplanes eine regelmäßige Fühlungnahme zwischen den einzelnen Professoren und eine systematische Leitung auf dem ohnehin genügend komplizierten Arbeitsgebiete voraus. Mit Errichtung einzelner Lehrstühle, so anregend sie auch sonst wirken mögen, ist dem großen weltwirtschaftlichen und kulturellen Zwecke, der doch erreicht werden soll, nicht gedient. Man möge sich darum nicht mit solchen Versuchen zufriedengeben, sondern gleich ganze Arbeit verrichten, da gerade hier nur ein großzügiger Arbeitsplan Erfolg verspricht. Hoffentlich bringt die nächste Zeit weitere Klärung in dieser Angelegenheit, die in einem hohen Maße das deutsche Volk angeht, weil hier ein Mittel zur deutschen Expansionspolitik geschaffen werden soll, und weil sich wohl nirgends so wie in einer solchen Frage die verlorene Zeit bitter rächt. Dr. Jos. Froberger.

### Die nationale Einheitschule.

Wenngleich der preussische Kultusminister von Trott zu Solz es noch am 4. Mai dieses Jahres im preussischen Abgeordnetenhaus ablehnte, sich zur Frage der Ein-

heitsschule zu äußern, so ist dieselbe dennoch durch die Verhandlungen auf den Lehrertagen in Essen und Kiel in den Mittelpunkt des pädagogischen Interesses gerückt worden. Nicht nur die Fachblätter, sondern auch die politischen haben das Für und Wider ihrer Einführung eingehend erörtert und je nach der Parteirichtung Stellung dazu genommen. Die Kreuzzeitung lehnt die Einheitschule ab, weil sie ein sozialdemokratisches Ideal sei und zum Zukunftsstaat überleite, die Zentrumsblätter wissen nicht so recht, woran sie mit ihr sind. In ihrer Mehrzahl zitieren sie die Kieler Resolution, um im Anschlusse daran wegen Beseitigung der Konfessionsschule eine ablehnende Stellung einzunehmen. Und doch wäre es notwendig, auch auf Spahns Darlegungen in Essen einzugehen. Die liberalen Blätter stellen sich zum großen Teile auf den Standpunkt der Kieler Sätze des Deutschen Lehrervereins, welche 'jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten' verwerfen. So zeigt sich auch in dieser Frage wieder, daß die Schule ein Politikum ist und alle Schulfragen durch die Parteibrille, nicht aber durch die pädagogische angesehen werden.

Das Verlangen nach einer nationalen Einheitschule hat unstreitig in großen Schäden des modernen Bildungswesens seinen Grund. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß in unseren Tagen die verschiedenen Schularten beziehungslos nebeneinander stehen. Ebenso stehen sich die Lehrer der verschiedenen Arten von Schulen teilnahmslos, ja feindlich gegenüber. Es sei nur an das gespannte Verhältnis zwischen Oberlehrern und Seminarikern erinnert. Und doch arbeiten alle Schulen und alle Lehrenden an derselben Aufgabe, der Übertragung der geistigen Güter von einer Generation auf die andere. Ob einer bei diesem Bildungsprozesse den Kindern die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens beibringt oder ihnen Horaz und Vergil erklärt oder sie in die höhere

Mathematik einführt, ist im Grunde genommen einerlei. Sie arbeiten an und mit denselben Bildungsgütern, an und mit derselben Jugend. Ebenso sind sie an dieselben psychologischen und logischen Gesetze gebunden. Sachlich und natürlich wäre deshalb ein einheitliches, von denselben Ideen getragenes Bildungswesen und ein einheitlicher Lehrstand. Jeder Versuch, was da getrennt ist, wieder zu vereinen, was sich da feindlich gegenübersteht, wieder zu versöhnen, muß im Interesse der guten Sache freudig begrüßt werden.

Wenngleich die nationale Einheitschule keine neue Forderung ist, sondern auf Fichte und Wilhelm von Humboldt zurückgeht, so schwankt doch heute noch ihr Charakterbild. Einig ist man sich nur darüber, daß in den ersten vier oder sechs Schuljahren alle Kinder die allgemeine Volksschule zu besuchen haben. Alle Vorschulen, Mittelschulen usw. sind aufzuheben. Man stützt diese Forderung mit dem Grundsatz, daß das Besondere aus dem Allgemeinen, die Arbeitsteilung aus der Arbeitsverbindung hervorzufallen. Deshalb erst allgemeine Menschenbildung und dann Berufsbildung; erst sind die Geisteskräfte undifferenziert, später teilen sie sich. Darum sind sie zuerst zu entwickeln und zu entfalten, ehe sie auf ein Spezialgebiet gelenkt werden. Die allgemeine Volksschule muß deshalb Erziehungsschule sein. Sie hat allgemeine Menschenbildung, bei uns echt christliche und echt deutsche Bildung zu vermitteln. Sie hat für alle späteren Schulen den Grund zu legen und allen Kindern, die keine höheren Schulen besuchen, eine gute Vorbereitung auf das Leben zu bieten. Deshalb sind die Vorschulen, welche auf eine höhere Lehranstalt vorbereiten, also in erster Linie Lernschulen sind, zu verwerfen; ebenso alle Standeschulen.

Hier wird ganz gewiß ein richtiger Gedanke ausgesprochen. Die Fachbildung darf sich erst auf die allgemeine Bildung aufbauen. Es ist deshalb verkehrt, das

Kind von vorneherein auf den Weg der Gelehrtenbildung zu führen, ohne zu wissen, ob es auch die Befähigung hiefür besitzt. Das soll sich erst in der Volksschule zeigen. Ergibt sich, daß das Kind nicht für weitere Studien beanlagt ist, so bleibt es in der Volksschule und empfängt dort eine Bildung, die ihm für das Leben nützlich ist, was von der Bildung durch die Vorschule und die unteren Klassen der Gymnasien und ähnlicher Anstalten nicht immer gesagt werden kann.

Dann soll die allgemeine Volksschule aber auch verhindern, daß die Volksschule zur Armenschule wird. In manchen Städten wird die Volksschule nur noch von Kindern armer Leute besucht. In Wiesbaden, z. B. besuchen 45 Prozent der Sechsbis Zehnjährigen Vor- und Mittelschulen. Das ist gewiß ein ungesunder Zustand, denn was bleibt da für die Volksschule übrig? Die Kinder der Armen. Dadurch aber steht zu befürchten, daß das Interesse der Gemeinden an der Volksschule und ihren Lehrern schwindet, was gewiß im Interesse der Volkswohlfaht zu be-  
 dauern wäre. Ebenso wird mit Recht ins Feld geführt, daß die sozialen Unterschiede nicht schon in die erste Erziehung der Kinder hineingetragen werden sollen. 'Es hat seine großen Vorzüge,' sagte der frühere preussische Kultusminister Dr. Boffe, 'die Kinder zunächst in die allgemeine Volksschule zu schicken, und seine sehr großen Nachteile, durch die Vorschule schon die Kinder nach Ständen und in ihren Anschauungsweisen zu trennen, zu Zeiten, wo dieselben dafür noch nicht reif sind und wo dafür ein spezielles Bedürfnis noch nicht besteht.' Im Gegensatz zum Deutschen Lehrerverein verlangen wir die allgemeine Volksschule auf konfessioneller Grundlage. So wenig die Stammesunterschiede ein Hindernis in der Einigung zum Deutschtum sind, so wenig sind es die konfessionellen. Nicht die Einerleiheit und Eintönigkeit macht die Einheit aus; auch die Sonderformen haben ihre Berechtigung. Es kommt nur darauf an, sie dem-

selben Ziele zuzuführen. Die Schule soll die Güter der Kultur übermitteln. Dazu gehören in erster Linie die christlichen. Diese treten uns aber als konfessionelle gegenüber.

Auf die allgemeine Volksschule der vier oder sechs ersten Schuljahre baut sich ein weitverzweigtes Bildungswesen auf, das imstande ist, allen kulturellen Bedürfnissen des Lebens Rechnung zu tragen. Nach Kerschensteiner verlangt es nun das Staatsinteresse sowohl wie das Prinzip des Fortschritts, daß diese Schulen jedem dafür Befähigten zugänglich sind. Er sagt: 'Das ideale Recht des einzelnen in bezug auf seine Erziehung ist, nach Maßgabe seiner Erziehungsfähigkeit erzogen zu werden. Die Gemeinschaft hat sogar das allergrößte Interesse daran, daß jedes seiner Mitglieder soweit gefördert wird, als es seine Begabung erlaubt, daß jeder eine Erziehungsleiter findet, auf der er geistig und moralisch so hoch steigen kann, als es sein individuelles Wesen gestattet.'

Hier wird dem Individuum ein Recht und dem Staate eine Pflicht zugesprochen, wie solche nur im Zukunftsstaate existieren. Mit derselben Begründung kann man auch jedem das Anrecht auf einen gewissen Vermögensanteil der Gesellschaft zusprechen. Es ist im Interesse der Allgemeinheit ganz gewiß wünschenswert, daß alle Kräfte der Nation geweckt und genutzt werden, und deshalb verlangen wir, daß gutbeanlagten, aber vermögenslosen Knaben geholfen werde, höhere Schulen zu besuchen. Aber daß das als Rechtsgrundsatz ausgesprochen werde, das geht doch zu weit. Dann wäre nicht nur Schul- und Lernmittelfreiheit notwendig, sondern es wären auch Erziehungsbeihilfen an die Eltern zu leisten. Zudem können wir dem Staate diese Rechte über den einzelnen nicht zusprechen. Auch ist der Staat doch nicht alleiniger Herrscher in der Schule.

Auch pädagogische Gründe lassen sich gegen Kerschensteiners Forderung geltend

machen. Man verlangt mit Recht, daß die Pädagogik bodenständig sei, daß sie die Verhältnisse des Lebens, also auch des Zöglings berücksichtige. Es ist doch sehr die Frage, ob jede Menschenpflanze auf jedem Boden gedeiht. Man tut nicht jedem Menschen einen Gefallen, wenn man ihn aus seinen sozialen Verhältnissen herausreißt.

Unsere kurzen Ausführungen dürften gezeigt haben, daß die Idee der Einheitschule noch nicht klar und bestimmt herausgearbeitet ist. Sie enthält aber wertvolle Keime und verdient die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise.

J. Pötsch.

## Naturwissenschaft

**Das Entstehungsgebiet der Sonnenflecken** ist vor einigen Jahren an dieser Stelle\* zum Gegenstand einer Besprechung gemacht worden, die hauptsächlich durch die antkopernikanischen Aufsätze veranlaßt war, auf welche damals mehrere geachtete Zeitschriften, sie werden es nun selber wenigstens im Stillen sagen, bödsartig hineingefallen waren. Ein eifriger und opferfreudiger Liebhaber der Himmelskunde, Ernst Stephani\*\* zu Kassel, hatte aus seinen langjährigen photographischen Sonnenaufnahmen das überraschende Ergebnis ableiten zu können geglaubt, daß wenigstens die größeren Flecken und Fleckengruppen hauptsächlich auf der vom irdischen Beobachter abgewandten Seite des Tagesgestirns entstehen. Da dieses jedoch in beständiger Achsendrehung begriffen ist, stand man vor einem Rätsel, das durch die Annahme, der Entstehungsort wandere um die Sonne mit einer Geschwindigkeit, die der scheinbaren („synodischen“) Drehungsgeschwindigkeit der Sonne in den Fleckenzonen nahezu gleich sei, nur eine

sehr gezwungene Lösung erfahren konnte. In der Tat war ja das vermeintliche Gesetz bereits vor einem halben Jahrhundert (1864) von Ph. Carl aufgefunden und von H. Schwabe bestätigt worden, danach aber in Vergessenheit geraten. Aber gerade das machte die Lösung bedenklich: eine Gleichheit zwischen zwei Perioden von der Größenordnung eines Monats konnte sich, wenn sie rein zufällig war, nicht so lange gehalten haben. So hatte die widerere Sippe der Weltverbesserer freies Spiel. Ein Phänomen, bei dem die hochnäsigen Zunftgelehrten zunächst die Achseln zuckten, nicht besser und nicht schlechter als die Medizinmänner bei einem hoffnungslosen Patienten, — das war für jene ein Götterfraß, eine unbezahlbare Gelegenheit, das Standbild der Wissenschaft zu stürzen und dem sogenannten gesunden Menschenverstand zur Erlangung seiner verlorenen Würde zu helfen. Inzwischen hat man in ernsteren Kreisen selbstverständlich der Sache ruhig nachgedacht, namentlich auch untersucht, wo denn der systematische Fehler in den Ableitungen der Beobachter liegen konnte. Daß das Gegenüberstellen der Vorder- und Rückseite der Sonne angesichts der Beobachtungsbedingungen, zu denen in Deutschland besonders das so sehr veränderliche Wetter gehört, seine logischen Gefahren hat, wurde ja bereits von uns (a. a. O.) angedeutet. Die Lösung, welche nunmehr Th. Epstein\* in Frankfurt gegeben hat, ist schon in mehreren Berichten als zutreffend und erschöpfend bezeichnet worden. Auch er ist ein eifriger Beobachter, und seine Statistik erstreckt sich über elf Jahre, d. h. über eine ganze Periode der Sonnenentätigkeit. Zunächst betont er die Schwierigkeit, bei einem Fleck, der nach Unterbrechung durch schlechtes Wetter in einigem Abstand vom Ostrande sichtbar

\* Hochland, Dezemberheft 1912, S. 295—300: „Sonnenflecken und Weltssysteme“.

\*\* E. Stephani ist am 27. Juni 1914 in seiner Heimat Kassel nach längerem Leiden gestorben.

\* Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, Jahrgang XXIV (1914), Heft 3, Seite 42—48.

wird, zu entscheiden, auf welcher Seite er entstanden ist. Eine ziemlich Anzahl von Fällen, denen analoge vom Westrande gegenüberstehen, da ja ein Fleck hier bei schlechtem irdischem Wetter entstanden und dann sofort auf die unsichtbare Seite übergetreten sein kann, muß der Unsicherheit wegen überhaupt ausscheiden; immerhin sind das nicht ganz 10 Prozent, so daß noch genug erörterungsfähiges Material übrig bleibt. Hier müssen wir nun die Flecken nach der Größe scheiden, was natürlich bei der Vielgestaltigkeit dieser Bildungen nicht ohne einen gewissen Zwang abgeht. Betrachten wir zuvörderst die allergrößten Flecken und Fleckengruppen. Sie halten mehrere Rotationen des Sonnenkörpers aus, und wenn ein solcher Fleck recht sicher gemessen ist, gelingt es wohl, ihn bei jeder Rückkehr nach 15tägiger Unsichtbarkeit wiederzuerkennen. Geschieht das aber nicht, und bei der Fülle der Flecken in den Maximaljahren und ihrer manchmal starken Eigenbewegung ist ein solches Versehen nicht ausgeschlossen, so wird der Fleck eben zu Unrecht als neu gebucht, und natürlich als ein Erzeugnis der abgewandten Seite des Sonnenballs, mag er nun wirklich früher dort oder gar auf der Vorderseite entstanden sein. Nicht viel besser ist es mit den mäßig großen Flecken, deren Lebensdauer von der Größenordnung der Rotationszeit selbst, also etwa von der des Monats ist. Jeder Fleck entsteht aus kleinen Anfängen, nämlich ganz leichten Unregelmäßigkeiten in dem körnigen Gefüge der Oberfläche des Tagesgestirns, wächst dann zu seiner vollen Größe heran, verharrt in dieser eine Zeitlang und nimmt wieder ab, um sich endlich ganz aufzulösen. Geben wir einmal einem Fleck die erste von den vier Wochen zum Wachsen, die letzte zum Abnehmen, so daß er während dieser zwei Wochen als kleiner, während der zwei mittleren als großer Fleck gilt. Sofort ergibt sich, daß er, wenn auf der Rückseite entstanden, fast immer in voller

Größe auf die Vorderseite übertritt, also im Sinne des Gesetzes von Earl und Stephani zählt. Auch ein auf der linken Hälfte der Vorderseite (östlich vom sogenannten Zentralmeridian) entstandener Fleck wird, sobald er die volle Größe erreicht, von uns als großer Fleck aufgezeichnet, und zwar richtig als entstanden auf der Vorderseite. Gehören aber seine Anfänge dem mittelfsten Gebiet der Vorderseite an, so kann es offenbar leicht geschehen, daß wir ihn in voller Größe überhaupt nicht zu sehen bekommen, namentlich wenn schlechtes Wetter einsetzt; bleibt das Wetter aber gut, so wird jeder rechts von der Mitte entstehende Fleck erst auf der anderen Seite die volle Größe erreichen und in dieser uns am linken Rande wieder sichtbar werden. Es macht nichts aus, daß er nun bald zerfällt; denn ein Mittel, das Alter eines Flecks bestimmt zu erkennen, fehlt uns noch. Wir werden also noch einen großen Teil der tatsächlich vor unseren Augen entstandenen Gebilde zu Unrecht der abgewandten Seite zuschreiben. Den Fleck als alten Bekannten anzusprechen, ist selten möglich. Das Mißverhältnis bleibt, auch wenn wir die Lebensdauer etwas größer oder kleiner ansetzen; und es wird durch die Wetterstörungen allemal verschärft, weil diese eben nur für die zugewandte Seite die Statistik verderben. Erst wenn wir uns zu den kleinen ephemeren Flecken wenden, deren Lebensdauer merklich unter einer Woche bleibt, kehrt sich das Verhältnis um. Offenbar geht uns von den kurzlebigen Bildungen der abgewandten Seite der größte Teil verloren, während die der zugewandten uns bei günstigem Wetter größtenteils sichtbar werden.

In diesem Sinne reden nun auch die von Epstein aus seinen Beobachtungen abgeleiteten Zahlen. Bezieht man alle überhaupt beobachteten Flecken ein, so ergibt sich ein starker Vorzug gerade der zugewandten Seite. Natürlich ist er so wenig reell wie das behauptete entgegengesetzte Verhalten. Epstein zieht nun

zunächst alle Flecken von nur eintägiger Lebensdauer ab, und der Unterschied wird geringer; doch bleibt er bestehen, selbst wenn man die zweitägigen Flecken auch noch wegläßt. Erst nach der Tilgung der dreitägigen und erst recht der viertägigen Bildungen schlägt die Sache ins Gegenteil um, d. h. es tritt der von Carl und Stephani behauptete Vorzug der abgewandten Sonnenseite ein. Epstein bezweifelt nicht, daß ein Beobachter auf einem der Erde gerade gegenübergestellten Planeten, der also immer die entgegengesetzte Hemisphäre des Zentralgestirns sähe, gleichfalls bei den großen Flecken einen Nachteil, bei den kleinen dagegen einen Vorzug der ihm zugewendeten Seite feststellen würde.

Man kann übrigens an das Epstein'sche Ergebnis noch eine andere Betrachtung knüpfen. Offenbar hätten wir eine etwas bessere Sonnenstatistik, wäre nicht der Wechsel von gutem und schlechtem Wetter und der von Tag und Nacht, die ja beide fälschend wirken. Von beiden Fehlerquellen könnte man sich durch einen internationalen Sonnendienst unabhängig machen. Hätten wir auf mehreren gut verteilten Meridianen des Erdballs und auf jedem in einigermaßen verschiedenen Breiten geeignete Sonnenwarten, wo man jeden guten Tag zu mindestens zwei Aufnahmen verwertete und sich an schlechten Tagen eine etwaige Wolkenlücke nutzbar machte, so könnte das Antlitz des Helios nicht leicht mehrere Stunden ohne Aufsicht bleiben. Man denke an die stattliche Ausdehnung des europäischen Kulturgebietes einschließlich der afrikanischen Siedlungsländer, der Inseln wie Madeira, Teneriffa und der Azoren, an den breitschulterigen nordamerikanischen Kontinent und die Inseln, die, wie etwa Hawaii, das große Weltmeer überbrücken helfen, dann an die deutschen und britischen Stützpunkte in Ostasien sowie an Japan und Indien. Eine Vereinbarung über die Aufnahmezeiten mit Rücksicht auf das Wetter ließe

sich unschwer treffen, und die Kosten wären gerade hier relativ klein. Übrigens hat schon vor einigen Jahren Philipp Fauth einen ähnlichen Vorschlag zum Überwachen des Planeten Jupiter gemacht, dessen schnelle Achsendrehung das besonders wünschenswert erscheinen läßt.

J. Plasmann.

## Literatur

**Ein schwäbischer Forscher und Dichter.** Einer der vorbersten Plätze in der Geschichte der schwäbischen Volkskunde gebührt einem schlichten, stillen Manne, den die Wiederkehr seines 25. Todestages wieder in deutliche Erinnerung rief. Es ist der aus dem ober-schwäbischen Dorfe Ertingen an der Donau gebürtige spätere Oberamtsarzt der Donaustadt Ehingen Dr. Michel Richard Bueß (geb. 26. September 1832, gest. 15. September 1888).

Michel Bueß war auf seinem ureigensten Arbeitsgebiet, dem der schwäbischen Volkskunde und Namensforschung, schon zu einer Zeit tätig, als diese Wissenschaft für Schwaben selbst noch nicht erfunden war. Während ihn ein rastloser Arbeitstrieb von den Weidtriften der Ertinger Markung nach den lateinischen Schulen von Biberach und Ehingen, von da auf schwäbische und auf auswärtige Hochschulen führte und in den Beruf des Arztes geleitete, war sein Interesse der Erforschung der heimatischen Eigenart, der oberschwäbischen Landschaftsgeschichte und Sprache zugewendet. Daraus entstand als erster selbständiger Versuch an einem heimatgeschichtlichen Stoff die Schrift über den ‚Bussen und seine Umgebung‘, die er auf Drängen eines Jugendfreundes veröffentlichte (1868). Schon vorher hatte er mit seinem Junftgenossen Birlinger, mit dem ihn treue, uneigennütige Arbeit lange Jahre verband, zwei Bände ‚Volksstümliches aus Schwaben‘ bei Herder in Freiburg herausgegeben (1861). Der Reichtum der Bussenstudie an gegen geschichts-

lichem Stoff, den Buch in einer edlen Form darbot, verschaffte ihr den Platz neben den Schilderungen, die Gustav Schwab in seinem ‚malerischen und romantischen Schwaben‘ entworfen hatte. Reiz und Mannigfaltigkeit dieser Aufgabe ließen den Forscher zeitlebens nicht mehr frei. Die Württembergischen Neujahrsblätter (1886) brachten die ausgereifte Arbeit in dem Sonderheft ‚Auf dem Bussen‘, dessen Inhalt er ‚eine kulturgeschichtliche Rundschau‘ nannte. Daneben hatte den Arzt natürlicherweise die Selbsthilfe des leidenden Volkes, die von alten Zeiten fortwirkende Volksheilkunde besonders angezogen. Diese medizinischen und sittengeschichtlichen Studien sind in der Schrift ‚Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben‘ (Dorn 1865) niedergelegt, die zu den köstlichsten Stücken seiner literarischen Hinterlassenschaft gehört. Zudem findet sich in dem Buche, das im Gewande des echten Volkstons auftritt, ein treffliches Kulturbild des Oberschwaben, seiner körperlichen und seelischen Eigenschaften. Stoffe lieferten ihm außer seinen eigenen langjährigen Beobachtungen alte Heilbücher, darunter ein ‚medizinisches Kuriosum‘ und Paullinis ‚Drekapothek‘.

Besonderes Ansehen verschafften dem Forscher in der Welt der Fachgenossen seine ausgedehnten Sprachstudien. Gerüstet mit guten Kenntnissen in den romanischen Sprachen und auf den kleineren Sprachgebieten des Etruskischen, Rätischen usw. mußte Buch, der als vertrauter Historiker, aus der moorüberwachsenen Runenschrift der zerklüfteten Felsgehänge die Urgeschichte der Heimat entzifferte, den blumenbunten Namentepich von Wald und Flur und Siedlung zu enträtseln. In den Abhandlungen über hohenzollernsche Orts- und Flurnamen und in dem aus jahrzehntelangen Forschungen gewordenen ‚Oberdeutschen Flurnamenbuch‘ (W. Kohlhammer 1880) legte er eine für den Stand der

sprachvergleichenden Wissenschaft möglichst verlässige Unterweisung vor, die auch noch von den neuesten Forschern mit Gewinn benützt wird. Die Anfänge hiezu liegen weit zurück. Schon 1859 hatte er Förstermann zum zweiten Teil seines altdeutschen Namenbuches die vorläufigen Ergebnisse seiner Studien neidlos zur Verfügung gestellt. Jahr um Jahr zeitigte neue Einzelforschungen, je mehr ihm das Material zuflöß. Auch nach der Veröffentlichung seiner umfangreichen Arbeit verließ ihn der Reiz dieser Rätseldeutungen nicht. Sie füllten seine letzten Lebensjahre aus, ohne daß die Umarbeitung seines Werkes vollendet worden wäre. In gleicher Weise fanden seine Studien über Fluß- und Ortsnamen und über oberschwäbische Familiennamen, deren Ergebnisse in Birlingers ‚Alemannia‘ zumest niedergelegt sind, die verdiente Beachtung. Ja es gibt kaum ein Gebiet der Namensforschung, das Michel Buch nicht mit scharfer Sonde und mit erstaunlicher Zähigkeit bearbeitet hätte. So wandelte er für den schwäbischen Teil mit gutem Glück auf den Wegen der Gebrüder Grimm und entdeckte von sich aus manche neuen Pfade.

Michel Buch verfügte auch über eine bedeutende Erzählergabe. Seine oberschwäbischen Dorfgeschichten ‚Der Schalmeier vom Walb‘, der unter dem Pseudonym ‚Richard Widenbach‘ der P. Bachemschen Novellensammlung eingereiht ist, die ‚Maria Eva‘ und ‚Der Schneckenpeter‘ zeichnen sich durch poetischen Hauch und durch erfrischenden Humor aus. Leider ist seine Dorfgeschichte, welche die Einführung zu seinen ‚Ballenga‘ bietet, nur bruchstückweise aufgenommen. Sie gibt uns die eigentliche Vorgeschichte seiner dichterischen Offenbarung.

Daß er sich mit Macht zu der schwäbischen Mundart dichtung hingezogen fühlte, ist bei Buchs Anlage eine natürliche Selbstverständlichkeit. Ihm fügten sich die Erlebnisse seiner ländlichen Ju-



gendzeit von selbst zum Lied. „Mich juckt es wieder zu reimen,“ pflegte er von sich zu sagen. Darum bieten seine „Bagenga“ Augenblicksbilder von treuester Realistik, von einer guten, echten Volkshaftigkeit. Kein falscher Lappen hängt an den ulkigen, drolligen Gestalten seiner Dorstypen. Mühelos sprudeln diese Perlen mundartlicher Dichtungen aus seiner rastlos schaffenden Phantasie. Denn in dem Kopf des Mannes mit dem „adamitischen Blut“, wie man ihn ob seiner namendeutenden Begabung nannte, hatte eine Kolonie von Erdmännlein ihren Sitz aufgeschlagen. Dazu kommt, daß in seiner Mundart ein gut Stück Geistesgeschichte des oberschwäbischen Volkes enthalten ist.

So hatte Dr. Michel Richard Buch wie kein zweiter den Beruf, über Land und Leute der oberschwäbischen Heimat zu singen und zu sagen. Möge dem schwäbischen Volk durch eine neue Vorlage seiner dichterischen und geschichtlichen Hinterlassenschaft der reine Quell gesunder Volkstümlichkeit aus diesem starkströmenden Jungbrunnen bald wieder zugeführt werden!

Dr. Max Schermann.

## Kunst

**Die Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst 1650—1800 in Darmstadt.** Eine so erlauchte Ausstellung, erlaucht durch den Veranstalter und durch die Aussteller, ist bis jetzt kaum dagewesen. Der Veranstalter ist der kunstfreundliche Großherzog Ernst Ludwig von Hessen; Patrone sind der Kronprinz von Bayern, Prinz August Wilhelm von Preußen und Prinz Johann Georg von Sachsen; auf der Liste der Aussteller stehen obenan der Deutsche Kaiser und der Kaiser von Österreich; es folgen die Könige von Bayern, von Sachsen und von Württemberg, die Großherzöge und eine lange Reihe von regierenden deutschen Fürsten, Mitgliedern regierender Häuser und Standesherrn, im ganzen etwa 40 Namen. Die Potenzen der deut-

schen Staats- und städtischen Verwaltung, der Finanz und der künstlerischen Kultur sind im Ehrenausschuß untergebracht. Auch was uns gezeigt wird, ist zu einem nicht geringen Teil höfische Bildniskunst. Die Ausstellung verteilt sich in zwei Stockwerke und 29 große und kleine Säle des Großh. Residenzschlosses. Sie zerfällt in sieben Abteilungen: Gemälde und Pastelle mit 903 Nummern; Aquarelle und Handzeichnungen, 258 Nummern; Plastik, 164 Nummern, davon 40 Nummern Porzellan; Miniaturen, 208 Nummern; Porträtgalerie des künstlerischen und geistigen Deutschlands 1650—1800, 207 Nummern; Gold, Silber, Elfenbein usw., 133 Nummern; Silhouetten, 125 Nummern. Im ganzen also gegen 2000 Nummern. Einiges ist im Laufe der Ausstellung noch dazu gekommen.

Das ist ein etwas beängstigender Umfang für eine Kunstausstellung. Eine reine Kunstausstellung ist es denn auch nicht trotz des Titels, wie man schon an einzelnen Unterabteilungen merkt. Aber selbst in den eigentlichen Kunstabteilungen kreuzen sich kunst- und kulturgeschichtliche Richtungslinien vielfach das gegenständliche, zeitgeschichtliche Interesse gewinnt nicht selten die Oberhand. Nur so läßt es sich verstehen, daß auch Kunstkarikaturen vorgeführt werden, wie die geschmacklos genug gemalten Bildnisse zweier Salemer Äbte von Gottfried Bernhard Göz. Als Spiegel der engen Kultur eines monastischen Duodezstädtchens können sie freilich gelten. Überhaupt kommt der Gesellschaftsatiriker in der Ausstellung nicht weniger auf seine Kosten als der Kunstfreund.

Das Vorwort des Katalogs sagt: „Die Grenzen für diese deutsche Ausstellung wurden mit Absicht weiter gezogen, als sie sich bei der engeren historischen Betrachtung des Barock darstellen. Denn es sollen hier die Werke des Barock und des Rokoko in ihren gesamten Anfängen und Ausklängen vom Ende der Renaiss-

sance bis zur Höhe des Klassizismus vorgeführt werden.' Mir scheint, dann hätte die untere Grenze noch früher angelegt werden müssen. Denn auch die *forme* *la Renaissance* stirbt bei uns zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Die dem Geist nach barocke Kunst schließt sich aber in Deutschland nach einem bekannten und treffenden Worte Dehios schon unmittelbar an die Gotik an. Grünewald ist ihr Prophet, und die zwei Diakone des Frankfurter Hist. Museums sind ihre erste Offenbarung. Man spricht in Deutschland oft in Renaissancevokabeln eine bereits durchaus barocke Sprache. Siehe z. B. den Turm der Heilbronner Kilianskirche. Es ließe sich am Ende die These verfassen, daß das Barock im weiteren Sinn, der Überschwang in Gefühl und Ausdruck, der romantische Trieb nach Emanzipation von der händigenden Form die Seele alles deutschen Kunstwesens sei. Beginnt man die Barockkunst mit 1650, so hat man den größten Barockmaler germanischer Nation vor ihre Tür gesetzt. Denn Rubens stirbt bereits 1640. Außerdem ist die Zeit von 1550 bis 1650 für Malerei und Plastik die dunkelste Provinz der deutschen Kunst, und es hätte sich auch deshalb verlohnt, den Wurzeln des Barock hier nachzugehen. Das starke Aufgebot der Porträtkunst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Graff — an Qualität übrigens der Gipfel der Ausstellung — und andere je mit etwa drei Duzend Bildern, Pesne mit zwei Duzend) hätte sich leichter entbehren lassen. Ohnehin macht das Vorherrschen des Porträts die Ausstellung stellenweise eintönig und in den Sälen des oberen Stockwerks, in denen sich besonders viel Mittelgut aufhält, nicht ganz leicht erträglich. Von einer solchen Menge leerer, wichtig tuender Gesichter feierlich, huldvoll, kokett angrimsassiert zu werden, wird unheimlich, und man flüchtet sich bald aus diesem gespenstischen Jahrmarkt verschollener Eitelkeiten.

Das Barock läßt sich freilich nur un-

vollkommen in eine Ausstellung bannen. Seine große Gebärde bedurfte großer Verhältnisse. Auf Palast- und Kirchenarchitekturen, Decken- und Wandmalereien muß man in einer Ausstellung verzichten. Aber vielleicht hätte den Geist der Kunst besser als die Entwürfe für Kirchenmalereien und die Kleinkunst, die zu sehen sind, ein Prunkaltar aufgerufen. Deren gibt es sogar in Museen (etwa in Bregenz). Diese sind freilich — wie der Privatbesitz — ungleich heimgesucht worden. J. B. scheint mir, hätte sich auch im benachbarten Mainz manches Geeignete finden lassen.

Derartige Bedenken sollen den großen und dauernden Wert des Gebotenen nicht verkleinern. Niemand hat erwartet, daß die Ausstellung ein neues Licht auf die Entwicklung der deutschen Kunst werfen, daß sie einen neuen Stern erster Größe enthüllen werde. Daß Deutschland im 17. Jahrhundert den Spuren Italiens und namentlich der Niederlande als sehr bescheidener, ein wenig kulturloser Mitwanderer, im 18. Jahrhundert denen Frankreichs, später auch wohl Venedigs, Englands nachgeht, wußten wir, und dabei bleibt es. Ebenso daß (leider) die deutsche Kunst zu dieser Zeit sich um so höher schwingt, je getreuer sie dem ausländischen Vorbild folgt. (Siehe den Hamburger Scheits, der seine Zeitgenossen fast durchweg an malerischer Qualität um Haupteslänge überragt.) Aber die Ausstellung hat doch von bekannten Künstlern manche wenig bekannten Werke und hat Künstler, die fast oder ganz unbekannt waren, allgemein bekannt gemacht. Zu den ersteren zählt ein Stilllebenaquarell des sonst nur durch seine pedantisch genauen Greisenbildnisse renommiierten Denner. Trotz einiger Verzerrung ein kleines Wunderwerk von naiver Beobachtung und sicherem malerischem Vermögen. Wie der damals dreizehnjährige Knabe das wellende Fleisch der Apfel wiedergegeben hat, das kann beinahe mit einem ganzen Säfulum ver-

söhnen. Die Frühreise und darauf das Herabgleiten von der so zeitig und jählings erreichten ganz persönlichen Meisterschaft zur Routine ist eine Erscheinung, die mehrfach in der Kunstgeschichte wiederkehrt. Aus der Schar der zu neuem Ansehen gebrachten Maler interessieren besonders der Däne Piesnis und der Prager Norbert Grund. Unter den fast drei Duzend Bildnissen des ersteren von recht verschiedenem Wert sind einige vorzügliche, z. B. das von einem ordentlich französischen Charme erfüllte der Gräfin Marie Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe und das ihres Gemahls. Von Grund's kleinen Kabinettstücken duftet und schäumt eines und das andere wie Asti. Auch Georg des Marées' Graf Preysing ist eine brillante Arbeit usw. Es ist nur betrübend, daß diese Ausstellung deutscher Kunst so viele Höhenpunkte Malern außerdeutscher Herkunft verdankt (z. B. gehören dazu noch Pesne, Kupeky und andere). Manches Beachtenswerte gibt es bei den Bildern unbekannter Maler. Ich nenne von mehreren das Bildnis des Herzogs Max von Bayern. Zu der Geschmacklosigkeit des Kostüms, das die Leibesgestalt unter einem Gehäuse von Spitzen, Garnituren, Bändern verschwinden läßt, kontrastiert hier der malerische Geschmack des Künstlers, der sich für diesen Zwang an einem ungemein delikaten Spiel von silberigen und blaßblauen, rosa- und schokoladefarbenen Tönen schadlos hält. Daß uns die historischen, dem Frankfurter Goethemuseum gehörigen Wandbilder des Grafen Thorane (Thorane sagt die Ausstellung mit Gutzkow) von Trautmann, Seelitz usw. gezeigt werden, sei nicht veressen.

Von der Plastik fallen auf die zwei sehr charakteristischen Kirchenväter Permosers. Die eingesprengte Porträtgalerie enthält neben dem gegenständlich Interessanten auch künstlerisch Wertvolles. Reich und erlesen ist die Miniaturensammlung, darunter namentlich Füger.

Die Edelmetallabteilung zeichnet sich nicht bloß durch eine Anzahl guter Stücke, sondern auch durch sorgfältige Katalogisierung aus. Die reizende instruktiv angeordnete Silhouettensammlung verlockt selbst den Ermüdeten noch einmal zum Verweilen. Man versteht, wie diese diskrete Kunst unsere Suggestionenwirkungen so zugängliche Zeit fesseln muß und bewundert, was sie bisweilen mit ihren scheinbar so dürftigen Mitteln erreicht. Professor Biermann, der den Großherzog von Hessen in Kunstangelegenheiten berät, hat diese gewaltige Kunstschau in kurzer Zeit vorbereitet und durchgeführt. Er darf mit dem Ergebnis zufrieden sein.

Franz Rieffel.

**Die Maler der römischen Campagna**  
Rom ist eine Kunststadt ohnegleichen geworden durch sein Mäcenatentum, nicht durch den künstlerischen Genius seiner Söhne. Was in der ewigen Stadt unsterblich ist, das wurde fast durchweg von Fremden geschaffen: Apollodoros, der Architekt Trajans war ein Syrer, Raffael ein Umbrier, Bramante und Michelangelo stammten aus Toskana, Bernini ist von Neapel gekommen.

Eine ähnliche Rolle spielt in der Kunstgeschichte die römische Landschaft. Sie ist ein Mutterboden für die Kunst, aber nicht für Künstler geworden. Fremde haben sie entdeckt und gefeiert. Keinem der Maler, die wir zu den Großen zählen, ist sie Heimat gewesen. Aber die historische und heroische Landschaftsmalerei ist auf ihrem Boden geboren und auch die reine Landschaftsmalerei dankt kaum einer Gegend soviel Anregung wie der römischen Campagna, diesem ersehten Wunderland der Maler.

Der große Franzose Nicolas Poussin (1503—1565) hat wohl zuerst die Campagna mit unermüdlichem Eifer durchzogen, um die gewonnenen Motive dann für seine heroischen und biblischen Landschaften zu benützen. So läßt er den Evangelisten Matthäus am Tiberufer,

nahe bei *Acqua acetosa*, niederschreiben, was der Engel ihm diktiert.

Ihm eiferten Claude Lorrain, G. Duguet und ein ganzer Troß französischer, holländischer und deutscher Künstler nach. Die Campagna wurde zu Arkadien und Palästina. Man hielt nur sie für wert, um Ulysses und Diogenes, Paulus und Moses in sie zu versetzen. Aber sie mußte es sich gefallen lassen, ins Heroische geweitet, mit heiter-sorglosen Hirtengruppen ausgestattet, ganz Fülle, Größe und Segen, aus den Hintergründen zu leuchten. Freilich, man brauchte nur in die weinreichen Albanerberge zu steigen, wie Adam Elsheimer (1578 bis 1620) es liebte, und man hatte, wenn auch nicht den großen Zug, so doch Reichtum und Fülle, wie es das arkadische Leben erforderte.

Aus der Campagna holten auch die bescheidenen Geister ihre Motive, denen es nur um den interessanten Vorwurf und die groteske Aufmachung zu tun war, wie Philipp Hackert, Vanbloemen-Drijzonte und andere Bedutenmaler des 18. Jahrhunderts. Als wieder ernstere Probleme in den Vordergrund traten und A. F. Defer und Mengs, begeistert von den Ideen Winckelmanns, gegenüber den Auswüchsen des Barocco auf die Einfachheit des klassischen Altertums zurückgriffen, da trieb der neu erwachte Klassizismus seine ersten und tiefsten Wurzeln wieder in den römischen Boden. Vor allem ist es Joseph Anton Koch (1768 bis 1839), der nach dem Beispiel Poussins wieder Campagnamotive für seine Landschaften verwertete. Goethe liebte das erinnerungsreiche Trümmerfeld; unter seinem Einfluß stand Friedrich Preller, der die Landschaft frei komponierte und mit seinem Meister das Kopieren der Wirklichkeit für unkünstlerisch hielt. Auf diese Weise schuf er den berühmten *Odysee-Syklus*. Er zeichnete Studien nach der Natur, komponierte sie zur idealen Landschaft und setzte in sie die notwendige Figurenstaffage. Sein „*Ponte Salario*“

gibt ein Beispiel, wie wunderbar er das Charakteristische einer Landschaft erfassen konnte. Der Blick von der oftmals zerstörten Brücke hat seit 1829 durch den Abbruch des mittelalterlichen Turmes viel verloren. Ganz anders als Preller arbeitete Rottmann, der zweite berühmte Vertreter der klassisch-historischen Landschaft. Er hielt sich streng an die Wirklichkeit, aber er weihete sie durch eine klar betonte, erhabene Stimmung. Und Stimmung findet der Campagnamaler, wie kaum ein anderer. Es zeigen sich ihm unablässig Stoffe für poetische Erregung und Erhebung. Denn „nur die stillen Trümmerstätten von Babylon, Ninive, Persepolis oder die von Ägypten und Griechenland sind ihr vergleichbar“. Böcklin, Franz Dreher, Ludwig Richter, Feuerbach und viele andere haben aus dieser Landschaft poetische und malerische Motive zugleich geschöpft. Welche dramatische Wucht liegt in J. W. Schirmers „*Campagna im Sturm*“. Wie ein Hühnengrab troßt die Landschaft.

Aber nicht etwa die Gefühlswerte einer ungeheuren Vergangenheit allein machen die Campagna zum Dorado der Maler. Ja, diese haben sie bisweilen vergewaltigt. Der Klassizismus hat allzusehr idealisiert, verallgemeinert und verflacht. Der reine Landschaftsmaler, der kaum etwas von Geschichte weiß oder wissen will, wird ihren Zauber am lautersten wiedergeben. Er allein wird auch die Opfer und Mühen auf sich nehmen, um sie zu durchstreifen und zu studieren, um nicht nur zur Frühlingszeit vor die Tore zu ziehen, sondern auch an heißen Sommertagen, wo aller Glitter von ihr abgestreift ist, und wo sie gleichsam nackt in ihrem Gerippe und Aberwerk sichtbar, von Sonnenglut übergossen, von der unerhörten Glut der Sonnenuntergänge getränkt, vor dem Künstlerauge steht.

Heute kennen die Campagna nur wenig Fremde. Jene, die sie mit dem Schnellzug durchrasen oder einen raschen Blick auf sie werfen, sind enttäuscht. Sie

finden die Landschaft monoton, armselig — nichts von dem, was man sonst schöne Gegend nennt. Aber der Kenner weiß, daß sie mannigfaltig ist, wie kaum ein anderes Stück Land: Meer und Gebirge, Sumpf und Steppe, Idylle und Gefilde voll großer Linien wechseln ab. Auf irgend einer Höhenwelle überschaut man Flächen bis zu 40 Kilometern. Dazu das klarste Licht, das in Farbenwundern schwelgt. Wer das gesehen, der glaubt den Künstlern die gewagtesten Farben und freut sich der glutvollen Bilder eines D. Achenbach, Max Roman und Albert Flamm, weil er weiß, daß sie echt sind. Er weiß auch, daß die Tuffelsen bei Cervetri an hangen Sommertagen, wenn Gewitter über dem Meere drohen, so leuchten, wie M. Kurrel sie gesehen und prächtig gemalt hat. Ihm sind auch lieber als alle klassizistischen Landschaften die schlichten Bilder von Hans Thoma und Toni Stadler. Denn sie tragen nichts hinein, sondern holen alles heraus. Sie zwingen die Landschaft nicht, angelerntes Pathos zu reden, sondern sie erlauschen, was sie in heiligen Stunden vor sich hinsagen will, wenn sie ihr Wesen kundtut. Diese Landschaft verträgt kein Pathos; denn sie ist Pathos. Sie mag keine arkadischen Hirten leiden, denn sie sieht nur kärgliche, trauernde Menschen und zerrissene Ruinen. Sie hat kein Kulturleben, nicht einmal ein homerisch-einfaches. Thomas 'Ponte Nomentano' gibt eine der malerischsten und historisch stimmungsvollsten Stellen der Campagna wieder. Frei und weit dehnt sich das Aniothal. Trotzig und verlassen ragen die Türme, armselig liegen die wenigen Häuser. Die nahe Großstadt heßt eilige Karossen durch das öde Land. Der 'monte sacro' ruft die Erinnerung an republikanische Putzschalter und neuer Zeit herauf. Vielleicht verschulden die Klassizisten, von deren Pathos man nichts mehr wissen will, daß man sich heute mehr von dem ehemaligen Sehnsuchtsland aller Künstler

abwendet. Aber man wird immer wieder einsehen, wie viel auch den Künstlern der reinen Landschaft diese 'himmelsche Wüstenei' sein kann, wie sie W. v. Humboldt nennt. Kläglich wäre eine Zeit, die eine Gegend nur nach dem Ertragnis von Milch und Honig einschätzte. Daran wird die Campagna immer arm bleiben. Aber die Kastalische Quelle der Kunst trankte die suchenden Künstler dort reicher als anderswo auf Erden. Und darum müssen wir die Campagna als reiches Land bezeichnen. (Treffliche Führer sind: Bruno Schrader, die römische Campagna, Seemann, Leipzig; Noack, die römische Campagna, Dittmer, Rom.)

Dr. Peter Dörfler.

## Musik

**Hector Berlioz' 'Lebenserinnerungen'.** Von Berlioz als Schriftsteller ist im 'Hochland' schon wiederholt die Rede gewesen. Seit die große deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften bei Breitkopf & Härtel erschien, hat der geniale französische Meister der Programmmusik auch mit seinem literarischen Schaffen steigende Beachtung bei unseren Landsleuten gefunden, die in gerechter Würdigung des Komponisten seinem Vaterland sogar noch vorangegangen waren. So erscheint es nun begrüßenswert, daß nunmehr in Deutschland auch Schritte zur Popularisierung der Berliozschen Schriften getan werden. Als ersten Beitrag hierzu legt die H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (München) eben des Meisters 'Lebenserinnerungen' in hübscher, wohlfeiler Ausgabe vor. Diese Wahl ist insofern eine sehr glückliche, als kaum ein zweites Werk so geeignet scheint, den Leser vom ersten Moment an für den Autor zu interessieren, als die 'Mémoires'. Es handelt sich bei dem Buch nicht um eine 'Selbstbiographie' im herkömmlichen Sinn des Wortes. Vielmehr liest es sich, wie der Übersetzer H. Scholz im Vorwort mit Recht bemerkt, 'wie ein spannender Roman,

in dem Erhabenen mit Groteskem, Liebliches mit Grauenhaftem in bunter Folge wechselt'. „Dabei ist die schillernde Mannigfaltigkeit der Begebnisse stilistisch so meisterhaft gefaßt und gebunden, daß man vielleicht sagen darf, die „Mémoires“ seien von allen Werken ihres Schöpfers — auch den musikalischen — künstlerisch das rundeste und einheitlichste. Stets auf der Suche nach Sensationen und romantischem Überschwang, hat Berlioz die seltsamen Szenerien eines außerordentlichen Lebens durchwandert wie einer, der bewußt ein wirres, rätselvolles Dasein träumt, um es einst dichtend festzuhalten. Aber nicht nur der exzentrische, launenhafte Stimmungsmensch und Phantast führt hier das Wort, bald scherzend ironisch, bald getragen vom hohen Pathos der Ergriffenheit oder gewappnet mit dem grimmen Witz des Weltverächters, — auch ein scharfer Beobachter und gerechter Beurteiler ohne nationale Vorurteile, ein vornehmer Mensch, dankbar und gütig gegen seine Freunde, unbarmherzig gegen seine Widersacher, stellt sich uns in diesem Buche dar. Und wenn schließlich die „Luft zum Fabulieren“ der historischen Korrektheit auch hin und wieder Abbruch tut, so rückt den Leser dennoch des Autors eigene Schilderung der inneren Wahrheit seines Wesens um vieles näher, als selbst die kritischste Biographie über ihn jemals vermöchte.“ Als Quelle historischer Tatsachen sind also Berlioz' „Erinnerungen“ nicht zu werten, wohl aber als ein „document humain“ von eigenartiger Bedeutung.

Chronologisch umfassen die Aufzeichnungen fast das ganze Leben des Meisters, von der frühesten Jugend bis ins späte Alter. Doch ist der Charakter der Schilderung nicht durchaus gleichwertig. Die späteren Abschnitte, welche die großen Konzertreisen nach Deutschland, Rußland usw. behandeln, sind mehr in der Art wirklicher „Musikberichte“ gehalten, wie wohl im Grunde genommen doch auch

hier stets der anekdotische Feuilletonstil durchdringt. Ganz als phantastisch freie Erzählungen geben sich aber die Berichte aus der Jugendzeit, in denen darum die genial bizarre Natur ihres Autors am ungeschminktesten zum Ausdruck kommt. So möge denn auch ein längeres Zitat daraus an dieser Stelle als Stilprobe und zugleich als Empfehlung unserer Neuauflage dienen. Es betrifft die ersten Versuche des Meisters, als Musiker Fuß zu fassen. Berlioz wurde nämlich bereits der Eintritt in die Künstlerlaufbahn sehr schwer gemacht, da seine Eltern ihn einem bürgerlichen Berufe zuführen wollten. Er sollte wie sein Vater Medizin studieren. Darüber kam es zu einer schweren Entzweiung in der Familie, und Berlioz verließ zuletzt als Verstoßener und jeder Unterstützung bar das Elternhaus. Seine damalige Lage schildert er in den „Erinnerungen“ nun folgendermaßen: „Entweder“, sagt er, „mußte ich zu meinem Vater zurückkehren, mich für schuldig und besiegt erklären oder Hungers sterben! Das war die Alternative, die sich mir darbot. Aber die unbezähmbare Wut, mit der sie mich erfüllte, gab mir neue Kräfte zum Streit, und ich entschloß mich, alles auf mich zu nehmen, alles zu erdulden, selbst Paris zu verlassen, wenn es nötig wäre, um nur nicht in la Côte schlechtthin vegetieren zu müssen. Zur Musik gesellte sich meine alte Leidenschaft fürs Reisen, und so entschloß ich mich, zu den Korrespondenten auswärtiger Theater meine Zuflucht zu nehmen und mich als ersten oder zweiten Flötisten in einem Orchester von Newyork, Mexiko, Sidney oder Kalcutta zu verdingen. Ich wäre nach China gegangen, Matrose, Freibeuter, Büffeljäger, Wilderer geworden, ehe ich mich ergeben hätte. So bin ich nun. Es ist ebenso vergeblich und gefahrvoll für einen fremden Willen, dem meinen entgegenzuarbeiten, wenn ihn Leidenschaft beseelt, als zu glauben, man könne die Explosion von Schießpulver durch Druck verhindern.“

Glücklicherweise waren meine Nachforschungen und Bemühungen bei den Theaterkorrespondenten vergeblich, und ich weiß nicht mehr, wozu ich mich entschließen wollte, als ich von der bevorstehenden Eröffnung des Théâtre des Nouveautés hörte, wo, zusammen mit Pöffen, komische Opern von einer gewissen Länge gegeben werden sollten. Ich eilte zum Regisseur und biete mich ihm als Flötist für sein Orchester an. Die Stellen für Flöte waren bereits vergeben. Ich bitte um eine als Chorist. Es gab keine mehr. Tod und Teufel!! . . . Der Regisseur schrieb gleichwohl meine Adresse auf und versprach mir, mich zu benachrichtigen, falls man sich zur Vermehrung des Chorpersonals entschloße. Diese Hoffnung war recht schwach; trotzdem hielt sie mich einige Tage aufrecht, nach deren Verlauf ein Brief der Verwaltung des Théâtre des Nouveautés mir ankündigte, daß der Wettbewerb um die Stelle, das Objekt meines Ehrgeizes, ausgeschrieben sei. Die Prüfung der Bewerber sollte im Saale der Freimaurer in der Rue de Grenelle-Saint-Honoré stattfinden. Ich ging hin. Fünf oder sechs arme Teufel, gleich mir, erwarteten schon ihre Richter in angstvollem Schweigen. Unter ihnen fand ich einen Weber, einen Grobschmied, einen abgedankten Schauspieler von einem kleinen Vorstadtheater und einen Kirchenfänger von St. Etachus. Es handelte sich um eine Konkurrenz für Bassisten; meine Stimme konnte zwar nur für einen mittelmäßigen Bariton gelten, aber, dachte ich, unser Examinator wird es vielleicht so genau nicht nehmen.

Es war der Regisseur in Person. Er erschien, gefolgt von einem Musiker namens Michel, der noch zu dieser Stunde dem Baubeville-Orchester angehört. Woher ein Klavier noch ein Klavierspieler waren vorgesehen. Michels Violine mußte zu unserer Begleitung genügen.

Die Sitzung wird eröffnet. Meine Rivalen singen der Reihe nach, auf ihre

Weise, verschiedene, sorgfältig studierte Arien. Als die Reihe an mich kommt, fragt mich unser wohlbeleibter Regisseur, der ergötlicherweise Saint Léger hieß, was ich mitgebracht hätte.

— ‚Ich? nichts.‘

— ‚Wieso nichts? Und was singen Sie denn dann?‘

— ‚Meiner Seel‘, was Sie wollen. Haben Sie nicht irgendeine Partitur hier, ein Solfeggio, ein Heft mit Vokalisen? . . .‘

— ‚Nichts von alledem. Übrigens,‘ fährt der Regisseur in ziemlich verächtlichem Ton fort, ‚singen Sie doch, soll‘ ich denken, nicht vom Blatt? . . .‘

— ‚Bitte sehr, ich singe vom Blatt, was man mir vorseht.‘

— ‚Ah, das ist was anderes. Aber, da wir gar keine Noten hier haben, könnten Sie nicht irgendein bekanntes Stück auswendig?‘

— ‚Ja, ich kann die Danaiden, Stratonice, die Vestalin, Cortez, Odisus, die beiden Iphigenien, Orpheus, Armida auswendig . . .‘

— ‚Genug, genug! Teufel, was ein Gedächtnis! Nun also, da Sie so bewandert sind, singen Sie uns die Arie des Odisus von Sacchini: „Mir bleibt Antigone“.‘

— ‚Gern.‘

— ‚Kannst du sie begleiten, Michel?‘

— ‚Und ob! Ich weiß bloß nicht mehr, in welcher Tonart sie steht.‘

— ‚In Es-dur. Soll ich das Rezitativ singen?‘

— ‚Ja, los mit dem Rezitativ.‘

Der Begleiter gibt mir den Es-dur-Dreiklang an, und ich beginne:

Mir bleibt Antigone, die Tochter, die allein mir Heimat, Sippe ist und all mein tiefstes Sein.

Im Leide hat sie mich, mit kindlich treuer Sorge,

mit ihrer Zärtlichkeit verschwenderisch beglückt.

Die andern Kandidaten sahen sich mit saurer Miene an, während die edle Melodie dahinströmte. Sie verhehlten sich nicht, daß sie, im Vergleich mit mir, der ich doch gewiß kein Pöschel oder Lablache

war, nicht wie Kuhhirten, sondern wie Kälber gesungen hatten. Und in der Tat sah ich an einem kleinen Zeichen des dicken Regisseurs Saint Léger, daß sie — wie es im Kulissenjargon heißt — bis zur dritten Versenkung durchgefallen waren. Am nächsten Tage erhielt ich meine offizielle Ernennung. Ich hatte über den Weber, den Schmied, den Schauspieler, ja selbst über den Sänger von St. Etachus gesiegt. Mein Dienst begann unmittelbar, und ich bekam fünfzig Franken monatlich. —

So hatte sich Berlioz also zunächst materiell, wenn auch in bescheidenster Weise, selbständig gemacht. Er konnte nun neben dem ganz geheim betriebenen Theaterdienst seine Studien am Konservatorium vollenden und begann an einer Oper „Die Fehmrichter“ zu arbeiten, deren

Duvertüre das erste seiner später berühmten gewordenen Werke ist. Aber mannigfache Schwierigkeiten galt es noch zu überwinden, bis diese und die folgenden Kompositionen glücklich an die Öffentlichkeit gelangten und bis das nächstliegende Ziel, der „Kompreis“ des Konservatoriums erreicht war. Und dann begann erst recht ein tolles Abenteuerleben, das ihn zeitweise bis in die wilde Einsamkeit der Abruzzan führte, die er, eine schlechte Gitarre und eine gute Flinte auf dem Rücken — sowie, als nötigstes Requisit, ein tüchtiges Album Notenpapier im Sack — durchzog. Wer aber all diese Phasen der Lehr- und Wanderjahre einer der originellsten Künstlernaturen gewissermaßen selbst miterleben will, der lese die „Erinnerungen“ von Berlioz.

Dr. Eugen Schmiß.

## Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder aus der römischen Campagna, die zugleich eine Anschauung für die landschaftlichen Schilderungen in dem Campagnaroman „La Pernizioja“ von Peter Dörfler bieten sollen, sind in dem betreffenden Rundschauartikel gewürdigt. Das farbige Bild von Max Roman wurde mit freundlicher Genehmigung des Verlags W. G. Teubner, Leipzig, nach einer der bekannten farbigen Künstlerzeichnungen dieses Verlags reproduziert. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit gern wieder auf diese Kunstblätter, die besonders auch viele und verschiedenartige landschaftliche Motive bringen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln  
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München  
Mitleiter für Musik: Dr. Eugen Schmiß, Direktor des Mozarteums in Salzburg  
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München  
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.  
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59  
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingekandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptteil untersagt.  
Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauer Quellenangabe gestattet.





14 DAY USE  
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED  
**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below, or  
on the date to which renewed.  
Renewed books are subject to immediate recall.

JUN 7 1967 8 8

REC'D ED MAR 26 67-5 PM

SEP 23 1978

REC. CIR. JUN 16 78

LD 21A-60m-7,'66  
(G4427s10)476B

General Library  
University of California  
Berkeley

YD 29679 I



